Rheinisches
Conversations-Lexicon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
für
gebildete Stände.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Siebenter Band.

K — M.

Original-Ausgabe.

Köln und Bonn,
Comptoir für Kunst und Literatur.
1827.

K.

K ist auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Bordeaux; auf dem zu Kremnitz geprägten Gelde bezeichnet K B die Erzgruben Kermecz und Banya. Ferner macht man damit noch folgende Abkürzungen: K. K.; — kaiserlich, königlich; Kr. — Kröne, Kronen; Krthlr. — Kronenthaler; Kgl. — Kaisergroschen; Kfl. — Kaisergulden; Kr. — Kreuzer; K. M. — Kupfermünze; Kn. — Kanne; kl. — klein ꝛc.

Kaaba, s. Mekka.

Kabul, s. Afghanen.

Käfer (Coleoptera), die erste Ordnung der Insekten des Linnéischen Systems. Die Käfer haben fast alle einen hornartigen Körper, 2 dergleichen Flügeldecken, welche genau aneinander schließen, unter welchen sich 2 andere durchsichtige befinden, die sie beim Sitzen zusammenfalten. Aus den Eiern dieser Thiere entwickeln sich Larven mit Freßzangen, denen mehrentheils 6 Füße an der Brust sitzen, zuweilen auch Maden ohne Füße. Die erstern verpuppen sich gewöhnlich unter der Erde, die letztern im Holze. So wie das vollkommene Insekt aus der Puppe kriecht, ist es zwar weich, aber seine Haut verhärtet bald; auch hat es Beißzangen wie die Larve.

Kain (Le), s. Lekain.

Kaftan, die türkische Nationaltracht, größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen, von baumwollnen oder seidnen Zeugen verfertigt und zuweilen mit theuerm Rauchwerk gefüttert, hat die Form eines Schlafrocks, bis auf die Erde hinabgehende und sehr enge Aermel, so daß man durch eine andre Oeffnung den Arm steckt. Dergleichen Kaftane werden vom türkischen Hofe christlichen Gesandten oder andern Personen, denen er eine besondere Ehre erzeigen will, als Geschenke ausgetheilt. Auch sind die Gesandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet ist, in ihrer Nationaltracht zu erscheinen, gezwungen, sich bei den Audienzen in diese Kaftane zu kleiden.

Kaiser kommt vom römischen Worte Caesar, das ursprünglich ein Eigennamen war, aber nachher den Beherrschern der römischen Monarchie beigelegt ward. Nachdem Theodosius sein Reich unter seine Söhne Arkadius und Honorius getheilt hatte, waren 2 Kaiser, der orientalische zu Constantinopel und der occidentalische zu Rom. Dieses occidentalische Kaiserthum zerstörten die gegen das Ende des 5. Jahrh. in Italien eingefallenen fremden Völker, und es ward erst 800 wieder hergestellt, als Carl der Große in Rom als Kaiser ausgerufen wurde. Von ihm kam der Titel auf seine Nachfolger, und ward nach einigen Versuchen italienischer Fürsten, welche die Kaiserwürde zu behaupten trachteten, den Oberherren Deutschlands eigen. Diese hießen nach ihrer Wahl und Krönung in Deutschland eigentlich nur römische Könige, bis sie vom Papst zu Rom gekrönt und dann Kaiser genannt wurden. Als Maximilian I. durch die Venezianer an seinem Römerzuge gehindert ward, so nahm er 1508 den

Titel eines erwählten römischen Kaisers an, und seitdem wurden die Oberhäupter Deutschlands nach ihrer Wahl bis zur deutschen Krönung römische Könige und nachher römische Kaiser genannt. Die Krönung durch den Papst unterblieb seit Carl V., der sie zuletzt erhielt. Der römisch-deutsche Kaiser ward von allen europäischen Monarchen als der vornehmste anerkannt; aber 1806 hörte diese Würde mit der Reichsverfassung auf, und Kaiser Franz II. entsagte ihr unaufgefordert. Rußlands Beherrscher nahm 1721 auch den kaiserlichen Titel an; aber seine Anerkennung ward von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt, daß Rußland sich anheischig mache, auf diesen Titel durchaus keine Ansprüche in Betreff irgend eines Vorrangs gründen zu wollen, wogegen Rußland nochmals wiederholt erklärte, daß es nur dem römischen Kaiser den Vorrang zugestehe. 1804 ward Napoleon Buonaparte, damals lebenslänglicher erster Consul der franz. Republik, zum Kaiser der Franzosen erklärt, und allmählig von allen europäischen Mächten, mit einziger Ausnahme von England, in dieser Würde anerkannt. 1805 nahm der Beherrscher der östreichischen Monarchie, Franz, die östreichische Kaiserwürde an. Das orientalische Kaiserthum dauerte bis in die Mitte des 15. Jahrh., da es von den Türken vernichtet ward, deren Monarchen man auch Kaiser nennt, ohne daß sie selbst weder den kaiserlichen Titel, noch den der Majestät führen; jener ist der Sr. Hoheit. Auch heißen bei den Europäern die Beherrscher großer auswärtiger Reiche Kaiser, z. B. die von China, Persien, Fez und Marokko ꝛc.

Kaiserslautern, Stadt am Flusse Lautern in Rheinbaiern, mit 4000 Einw., ist in neuern Zeiten durch einige Gefechte berühmt geworden, die im Revolutionskriege in seiner Nähe vorfielen. Am 28. Nov. 1793 begann die wichtige Schlacht zwischen der preußischen Armee unter dem Herzoge von Braunschweig, und der französischen unter Hoche, welche 3 Tage dauerte. Die stärksten Positionen der erstern waren Kaiserslautern und Morlautern, und ihre Linie von Verschanzungen, auf den Höhen und Bergen, reichte von Trippstadt bis nach Schalodenbach. Vergebens versuchten die tapfern französischen Colonnen sie zu durchbrechen; sie mußten weichen, und Landau blieb unentsetzt. Am 20. Sept. 1794 schlug der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der französischen Armee, und besetzte, in Folge seines Sieges, die Stadt.

Kakerlaken, eine Art Schaben von dunkelbrauner und glänzender Farbe, mit hochrothen und gelblichen Flügeldecken, die sich nicht nur in den indischen Wäldern aufhalten, sondern auch bei uns einheimisch geworden sind. 2) weiße Neger, s. d. Art. **Albinos**.

Kaland nannte man im 13. Jahrhundert eine Laien-Brüderschaft, die in mehrern Gegenden Deutschlands sich bildete. Ihr Zweck war die Todtenfeier ihrer Mitglieder, Verwandten und Freunde mit größerm Pomp zu begehen; die Brüder gaben jeder ein bestimmtes Geld her, um den Todten feierlich zu bestatten, für ihn Seelenmessen lesen zu laßen und nach der Beerdigung ein Gastmal zu halten. Sie versammelten sich am Ersten eines jeden Monats, woher sie wahrscheinlich ihren Namen nahmen; weil Calendae im Lateinischen den 1sten des Monats heißt. Die Glieder dieser Brüderschaft hießen Kalandsbrüder; ihr standen Geistliche vor, welche Kalandsherren hießen. Weil sie später ihren Zweck aus den Augen verlor, und in eine Gesellschaft, blos zum Schmausen und Trinken bestimmt, ausartete; so wurde sie aufgehoben.

Kaleidoskop, ein vom berühmten Chemiker Brewster in England erfundenes katoptrisches Instrument. Es stellt dem Auge stets wechselnde Farbenlagen dar, ist aber, den Nutzen betreffend, eine Spielerei, durch die

noch kein Zeichner, Bildner oder Fabrikant oder die Wissenschaft bisher das Mindeste gewann. Sie kam daher in Europa bald aus der Mode, gewinnt aber unter den solche Spielereien liebenden Orientalen jetzt einen desto häufigeren Umlauf.

Kalfatern heißt, die Ritzen der innern oder äußern Schiffsbekleidung mit Werg und Pech dergestalt verstopfen, daß sie kein Wasser in das Schiff lassen. Auch in den Schleusen bringt man diese Kalfaterung bisweilen an.

Kalif, Kalifat. Kalifen d. h. Stellvertreter, nannten sich Mohameds Nachfolger in der Herrschaft über die Moslemin; Kalifat ist hiernach das Reich dieser Fürsten genannt worden, welches die Araber im 7ten Jahrhundert über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten. Die früheste Geschichte der Araber ist sehr dunkel. Sagen und Ueberlieferungen geben ein sehr schwaches Licht; auch sind die Nachrichten der Byzantiner, so wie der frühern Hebräer, Griechen und Römer dürftig. Dieses Volk, dessen Land (s. Arabien) auf dreien Seiten durch das rothe Meer, und dessen Busen, den arabischen und persischen, und auf der vierten durch das Sandmeer von der übrigen Welt geschieden war, lebte in seiner Abgeschlossenheit ein unabhängiges Nomadenleben; und nur einzelne Stämme kamen durch Handel, Krieg oder Raub mit den Völkern jenseits der Wüste in Berührung. An der Spitze dieser Stämme stand jedesmal der Aelteste oder der Würdigste eines vorherrschenden Geschlechtes, dem freiwilliger Gehorsam geleistet ward. Die Einheit des ganzen Volkes wurde durch Gemeinschaft des Namens, der Sprache, der Sitte, so wie der Herkunft begründet: denn alle Araber rühmen sich, von Joktan, Pelegs Bruder, und von Ismael, Abrahams Sohn, abzustammen. Geschützt durch Meer und Wüste, stark durch den Geist der Freiheit, erhielten die Araber Jahrtausende lang ihre Unabhängigkeit; weder die assyrischen und babylonischen, noch die egyptischen und persischen Welteroberer vermochten sie zu bezwingen; das mazedonische Joch beugte ihren Nacken nur kurze Zeit, und selbst die römischen Heere haben nie das ganze Land unterworfen. Es erhielt sich zwar das arabische Volk in seiner Absonderung; allein nach und nach siedelte sich eine nicht unbeträchtliche Menge von Ankömmlingen unter ihm an. Schon zu Cyrus Zeit suchten Sabäer, später aber Magier, Juden und Christen, vorzüglich die im römischen Ostreich als Ketzer verfolgten Monophysiten und Nestorianer in der arabischen Wüste eine Freistätte vor ihren Verfolgern, und fanden dort Aufnahme und Duldung. Die Fremdlinge blieben aber nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die religiösen Ideen der Ingebornen; und besonders bereiteten diese die Idee eines höchsten Gottes, welche sie aus Zoroasters, Moses und Christus Lehren erhielten, zu der großen Umformung vor, die in der von der Vorsehung bestimmten Zeit mit ihnen vorgehen sollte. Der Mann aber, welcher von göttlichem Geiste durchdrungen, sein Volk aus der Finsterniß niederer Abgötterei zum Lichte hoher Ideen emporhob, der einer rohen und uneinigen Masse einen lebendigen Geist einhauchte, der sie zu den wunderwürdigsten Thaten begeisterte, war Mohamed aus dem edlen Stamme Koreisch, der in dem vor Alters heiligen Mekka herrschte. S. d. Art. **Mohamed**. Mit Feuer und Schwert wurden die Völker gezwungen zum Glauben an Gott und seinen Propheten; schon Mohamed verbreitete die neue Lehre, den Islam, in kurzer Zeit in ganz Arabien, und jenseits der Wüste bis nach Syrien und an den Eufrat. Nach Mohameds Tode (632) machten auf die Nachfolge des Propheten Ali, sein Eidam, und Abukeker, sein Schwiegervater, Anspruch. Die Ränke von Ayescha, Abukekers Tochter, der schönsten von Mohameds Frauen, auch wohl der Freiheitsgeist der Häupter, welcher die erblichen Ansprüche scheute, vor Allem aber der Eifer des Feldherrn Omar, welcher Ali und das

ganze Haus Haschem haßte, entschieden für Abukeker (Jahr der Hegira 11, n. Chr. 632), der also der erste Kalif wurde. Er führte mit Kraft das Priester- und Herrscheramt. Siegreich unterdrückte er seine innern Feinde, und durch sein Ansehen befestigte er aufs Neue die Vereinigung der Stämme, die nach des Propheten Tode sich aufzulösen drohte. Auch wandte er mit Glück zu benachbarten Völkern die Waffen; ein unzählbares Heer freiwilliger Streiter, vom Koran zu wildem Muthe begeistert, überschwemmte die syrische Gränzprovinz im Osten des Jordan, welche die Römer Arabien nannten, gewannen unter Anführung des schrecklichen Kaled, des Schwertes Gottes, das starke Bosra durch Verrath, und griffen gleich darauf das herrliche Damaskus, den Stolz des hohen Syriens, an. Das mächtige Heer, das der byzantinische Kaiser Heraklius zur Rettung dieser Stadt und des ganzen Landes schickte, ward gänzlich geschlagen, und als Preis des glänzenden Sieges fiel Damaskus in die Hände der Gläubigen. Abukeker regierte nur zwei Jahre; sterbend empfahl er den Feldherrn Omar, als den Würdigsten, zum Nachfolger (634). Die Häupter ehrten seine Wahl, und Ali ward abermals übergangen. Unter ihm blühte die schönste Heldenzeit des Reiches; die Eroberung von Syrien und Palästina wurde vollendet; das von innen durch Thronstreitigkeiten erschütterte Perserreich zertrümmert, und Egypten durch den Feldherrn Amru (640) unterworfen. Omar war der erste, welcher Emir al Mumenin genannt wurde, d. h. Fürst der Gläubigen. Zehn Jahre dauerte seine Herrschaft; seinem Vorfahrer war er gleich an Edelmuth, Enthaltsamkeit, Kraft und Demuth. 644 wurde er von einem rachsüchtigen Sklaven ermordet. Nach Omars Tode ernannte die Zeche, eine Wahlversammlung der vornehmsten Häupter und Freunde Mohameds, den Othman, des Propheten Geheimschreiber, zum Kalifen, mit einiger Beschränkung der Macht. Othman war ein alter schwacher Mann, der nicht fähig war, die Herrschaft zu führen. Zwar gelangte die arabische Macht nach außen hin zu höherm Glanze; in Kleinasien, Armenien, Nubien drangen die Streiter des Islams vor, Cypern und Rhodus wurden erobert; aber im Innern des Reiches selbst tobten Stürme, die der schwache Kalife nicht zu beschwichtigen vermochte. Aus allen Stämmen des Volkes brachen Empörer auf gegen Medinah, belagerten, erstürmten die heilige Stadt, und tödteten den 82jährigen Kalifen (655). Die Bitten des Volkes und die Wahl der vornehmten Häupter bewogen Ali, nach 23jährigen Verdrängung, den Kalifenthron zu besteigen, dessen ihn sein Edelsinn und sein hoher Heldenmuth würdig machten. Von einer zahlreichen Sekte der Mohamedaner, besonders in Persien, wird er für den ersten rechtmäßigen Kalifen gehalten, und ihm und seinem ihm folgenden Sohne Hosein gleiche Verehrung, wie dem Propheten, gezollt. Seine Regierung war kurz und unglücklich, und voll innerer Stürme, an Heldenthaten aber glänzend. Zuerst trat Ayescha, des Propheten Wittwe, seine unversöhnliche Feindin, mit Telha und Zobeir, zweien mächtigen Häuptern verbündet, in Kampf gegen ihn auf; Ali siegte aber in einer großen Schlacht, tödtete die beiden Anführer, und nahm Ayescha gefangen. Furchtbarer aber erhob sich gegen ihn der mächtige Maowijah, der Ommajahde, Statthalter von Syrien, in Verbindung mit seinem Freunde Amru, dem Eroberer von Egypten. In der Ebene von Siffin stießen die beiden feindlichen Heere auf einander, und kämpften in blutiger Schlacht 110 Tage lang. 80.000 Gläubige bedeckten die Wahlstatt; Alis starker Arm erlegte allein 400 in einer Nacht. Dennoch gab die Schlacht keine Entscheidung und der innere Krieg wüthete fort; da faßten drei Charegiten den Entschluß, durch Ermordung der streitenden Häupter dem Volke die Eintracht wiederzugeben. Ali, Maowijah und Amru sollten fallen; mit vergifteten Dolchen zogen die drei Männer der Charegiten von dem Tempel zu Mekka aus; jedoch nur das

Unternehmen auf Ali gelang. Hassan, Alis ältester Sohn, ward hierauf zum Kalifen ausgerufen; doch sein sanftes friedliches Gemüth haßte die Waffen, und dem Thron entsagend, zog er sich nach Medinah zurück, sein Leben der Frömmigkeit und dem Wohlthun zu widmen. Sein Weib aber, von Maowijah beredet, vergiftete ihn. Hierauf wurde Hosein, Hassans Bruder, stark wie der Vater und sanft wie der Bruder, von den Bessergesinnten zum Kalifen gewählt. Allein er vermochte nicht, sich gegen Maowijah zu behaupten, der zu Damaskus auf angemaßten Thron sich erhoben hatte, und in dem unrechtmäßigen Besitze durch die Anhänglichkeit von Syrien, Persien, Egypten und vieler arabischen Stämme, die alten Haß gegen Haschems Geschlecht hegten, gesichert wurde. Die Familie Mohameds wurde verdrängt, und mit Maowijah bemächtigte sich das Haus Omajahs der erblichen Herrschaft, die es unter manchen innern Unruhen 90 Jahre (bis 749) behauptete. Maowijah verlegte den Sitz des Kalifats von Medina in seine bisherige Statthalterschaft nach Damaskus. Nachdem er die innern Unruhen unterdrückt hatte, wandte er die Waffen nach Außen, und griff mit Nachdruck das byzantinische Kaiserreich an, das sich während des Kampfes der Ommajahden und Haschemiten erhalt hatte. Seinen Sohn Jezid ließ er Kleinasien durchstreifen, bis nach Thrazien hinüberziehen und Konstantinopel selbst vom Meere aus 7 Jahre lang belagern; allein an den festen Mauern der Kaiserstadt brach sich der ungestüme Muth der Araber. Mit größerm Glücke aber führte sein Feldherr Obeidah den Krieg gegen die Türken in Khorasan; er schlug sie und drang selbst in Turkestan ein (673). Gemäß der Erbhuldigung, die Maowijah durch List und Gewalt von den Häuptern des Volkes erhalten hatte, bestieg nach seinem Tode (680) sein Sohn Jezid den Kalifenthron. Er war ein unwürdiger Nachfolger des Vaters. Bald nach seiner Thronbesteigung entstand in Irak und besonders in Kufa eine geheime Verschwörung vieler Gläubigen, die eine fromme Treue für Alis Geschlecht in ihrem Herzen bewahrten, und den verdrängten Hosein aufforderten, am Eufrat als ihr Heerführer und als Kalife zu erscheinen. Hosein zog hierauf eilig mit einem kleinen Gefolge durch die Wüste, in der Hoffnung leichter Besitznahme des Reiches; allein die Verschwörung war schon durch Obeidollah, den Statthalter von Kufa, erstickt worden, und als Hosein die Gefilde von Kerbela betrat, sah er sich mit seinem schwachen Haufen plötzlich von einer bedeutenden Ueberzahl von Feinden angegriffen, und er und seine Freunde starben den Heldentod. Aber dadurch, daß der Kalife der gefangenen Schwestern und Kinder Hoseins schonte, ward das Geschlecht Alis und Fatimes erhalten, um in der Zukunft zu neuer Herrlichkeit aufzublühen. Nach Hoseins Tode ward Abdallah, Zobeirs tapferer Sohn, in Medina Kalif, und von Arabien und dem größeren Theile Persiens anerkannt. Jezid († 683) folgte sein Sohn Marowijah II., der aber schon nach einigen Monaten der Herrschaft freiwillig entsagte, weil er sich zu schwach fühlte, sie zu behaupten. Da er keinen Nachfolger ernannt hatte, so brach Anarchie ein. In Irak warf sich der Statthalter Obeidollah zum eigentlichen Herrscher auf; allein er wurde von seinen eigenen Unterthanen vertrieben, die sich dem Abdallah ebn Zobeir unterwarfen. In Damaskus aber erhob sich der Ommajahde Merwan I. zum Kalifen, der bald von ganz Syrien und Egypten anerkannt wurde. Nach seinem Tode (684) bestieg sein Sohn Abdol-Melek den damascenischen Thron. Dieser bekämpfte mit Glück den mächtigen Abdallah und andere Parteihäupter, siegte über jenen in zweien Schlachten, bestürmte Mekka, wobei Abdallah getödtet wurde, und stellte so im Jahre 693 die ungetheilte Macht Ommajahs wieder her. Hierauf bekriegte er siegreich den griechischen Kaiser Justinian II., von dem er vor seiner Alleinherrschaft durch einen jährlichen Tribut von 50.000 Goldstücken den Frieden hatte erkaufen müssen.

Unter seinem Sohne Al-Walid (705) stieg die arabische Macht auf den höchsten Gipfel. Seine Feldherren trugen ihre siegreichen Waffen in 3 Welttheile, und pflanzten Mohameds Panier an den Ufern des Jaxartes und den Pyrenäen auf. Chorasmien und Turkestan im Osten, Galatien im Norden und Spanien (s. d. Art. Spanien) im Westen wurden erobert. Al-Walid starb 714, den mächtigsten Thron auf der Erde seinem Bruder Soleiman, einem willkührlich handelnden Tyrannen, hinterlassend. Durch eine furchtbare Macht ließ er Constantinopel zur See und zu Land 2 Jahre lang belagern; allein das griechische Feuer zerstörte zweimal seine Flotte, und sein Landheer erlag dem Hunger und den Seuchen. Soleiman starb 717, nachdem er vorher Omar II. zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Dieser war sanft von Gemüth, rechtlich und voll frommer Begeisterung. Da er die Rechtmäßigkeit seiner eigenen Herrschaft bezweifelte, und Ali's Nachkommen in hohen Ehren hielt, so vergifteten ihn die Ommajahden, als den Verräther an ihres Hauses Größe (719). Auf ihn folgten in 25 Jahren 6 Kalifen, die selbst und deren Regierungen so unwichtig sind, daß sie ganz übergangen werden können; nur der letzte von ihnen, Merwan (744), besaß Kraft und Muth, wodurch er aber das Verderben, das die Abbassiden über ihn brachten, nicht abzuwenden vermochte. Dieses Haus, von Al-Abbas, Mohameds Oheim, den Namen führend, hatte sorgsam die Erinnerung an seine Geburtsrechte bewahrt, und durch Kühnheit und Klugheit sich zu solcher Macht erhoben, daß es den Kampf um den von den Ommajahden angemaßten Thron mit dem herrschenden Kalifen beginnen konnte. Nachdem Ibrahim, zuerst gegen Merwan zum Kalifen ausgerufen, von diesem entthront und im Kerker ermordet worden, erhielt Abdallah Saffah Abulabbas den Eid der Treue. Merwan zog mit großer Macht gegen ihn; aber sein Heer erlitt eine blutige Niederlage, er floh an die Ufer des Nils, wurde jedoch ereilt, abermal geschlagen und getödtet (750). Schreckliche Rache nahmen die Abbassiden an das Haus Ommajah; keiner wurde von ihrer Wuth verschont, der Ommajahden Blut floß in Strömen; Damaskus, vorher ihrer Herrlichkeit Sitz, wurde nun ihrer Vertilgung Schauplatz. Nur einer des zahlreichen Geschlechtes entrann dem Verderben, Abdorrahman, der ins ferne Abendland entkam, wo es ihm durch Muth und Glück gelang, in Cordova (s. Spanien) sich einen unabhängigen Thron aufzurichten. Abul-Abbas erfreute sich jedoch des errungenen Thrones nicht lange; er starb schon 753 und hinterließ seinem Bruder Al-Mansur (d. h. der Sieghafte) die Herrschaft im Hauptreiche. Sein Oheim Abdallah machte ihm die Herrschaft streitig; doch besiegte er ihn glücklich. Dann trug er siegreich die Waffen in Armenien, Cilicien und Kappadozien. 764 erbaute er an dem östlichen Ufer des Tigris den neuen Sitz des Kalifats, Bagdad, dessen Mauern in kurzer Zeit durch den lockenden Glanz des Thrones und die Schönheit seiner Umgebungen eine unzählige Menschenmenge und die Schätze eines Königthums umschlossen. Der weise und tapfere Al-Mansur, der auch die Künste des Friedens liebte, starb 774 auf einer Wallfahrt nach Mekka. Ihm folgte sein Sohn Mahadi, ein edler Fürst; er bekämpfte glücklich den vorgeblichen Propheten Hakem, der die Chorasaner aufgewiegelt hatte. Unter seinem Nachfolger Hadi erneuerte Husein, Alis Enkel, die Ansprüche seines Hauses, jedoch vergeblich. Nach ihm bestieg sein Bruder Harun al Raschid (d. i. der Gerechte) den Kalifenthron. Er war der Enkel Al-Mansurs und der Sohn Al-Modis, von welchem er die Liebe zu den Wissenschaften erbte. Er zierte den Thron durch seine strenge Gerechtigkeit, seine hohen Gaben und sein glänzendes Glück. Er schloß 788 einen Waffenstillstand mit der byzantinischen Kaiserin Irene, welche sich zu einem Tribute verpflichten mußte. Sein Name ward vor Allen seines Geschlechtes von Zeitgenossen und Nachkommen hochgepriesen, und lebt noch immer fort in beliebten Volksgeschichten und Volksdichtungen. Sein von innen beruhigtes und durch

Künste und Wissenschaften blühendes, und von außen weithin geehrtes und gefürchtetes Reich theilte er unter seine drei Söhne Mohamed al Amin, Al-Mamum und Al-Motassem: so daß der älteste die einigende Würde des Kalifen besitzen und dabei die unmittelbare Herrschaft über Irak, Arabien, Syrien, Egypten und Afrika führen; die beiden jüngern aber unter dessen Botmäßigkeit die übrigen großen Länder des Reiches verwalten und ihm in dem Kalifate folgen sollten. Al-Amin, in allen Lüsten versunken, überließ die Regierung unwürdigen Günstlingen, und ließ sich durch seinen Vezier Fadhel verleiten, gegen Harun al Raschids letzten Willen, seinem Sohne die Nachfolge zu bestimmen, und den Motassem aus seinem Gebiete zu verdrängen. Bruder-Krieg erhob sich; Al-Mamum, dem Persien, Turkestan, Chorassan und der ganze Osten zu Gebot standen, sandte seinen Feldherrn Fahel gegen Al-Amin; dieser wurde in einer entscheidenden Schlacht geschlagen, Bagdad, des Kalifen Sitz, eingenommen, und dieser selbst getödtet (813). Al-Mamum wurde nun zum Kalifen ausgerufen und regierte mit Kraft und Weisheit. Mit reger Thätigkeit bemühte er sich um die wissenschaftliche Bildung in seinem Reiche, und beförderte das Studium der Philosophie, Medizin, Naturgeschichte und der griechischen Literatur auf den hohen Schulen zu Bagdad, Bassora, Kufa und Kesch. Unter ihm erreichte die arabische Kultur den höchsten Standpunkt. Da er einem seiner Günstlinge, Namens Riza, zu Liebe auf die Aliden die Nachfolge des Kalifates bringen wollte, empörten sich die Abbassiden gegen ihn, beruhigten sich aber wieder, als der Kalif nach dem Tode dieses Günstlings von seinem Vorhaben abstand. Nachdem das mächtige Kalifat zu Bagdad in Al-Mamum den letzten würdigen Herrscher gehabt hatte, erlitt es die wichtigsten Veränderungen. Wie alle große Despotien, so konnte auch das über zwei Welttheile ausgebreitete arabische Reich nur durch die einende Kraft eines gewaltigen Herrschers zusammen gehalten werden. Sobald dieser ein Schwächling war, mußten die Statthalter in den entfernten Provinzen dieses so wenig verbundenen Reiches immer mächtiger, allmählig unabhängig werden. Dazu wurde das Band der Religion, das alle moslemische Völker unter dem Kalifen, dem Stellvertreter des Propheten und Oberhaupte der Gläubigen, vereinigen sollte, durch die bald entstandenen Sekten und Spaltungen immer schlaffer. Schon unter Al-Mansur, der die Aliden grausam verfolgte, glückte es einem entflohenen Fatimiten, Edris, im äußersten Westen der afrikanischen Provinzen sich einen unabhängigen Thron aufzurichten, auf welchem er über ganz Mauretanien herrschte (782). Nicht viel später stiftete unter Harun al Raschid in Kairoan der Statthalter Ibrahim, Aglabs Sohn, ein selbstständiges Reich, welches das ehemalige karthagische Gebiet umfaßte, und seinen Hauptsitz in Tunis erhielt (805). Von hier sind die Eroberer Siziliens gekommen, das zwei Jahrhunderte lang im Besitze dieser afrikanischen Araber geblieben, bis es denselben 1035 von den Normännern entrissen wurde. Unter dem Kalifen Al-Mamum erhob sich in Chorasan die unabhängige Herrschaft der Thaheriden, deren Stammvater Thaher von Mamum selbst die erbliche Gewalt erhalten hatte. Al-Mamums-Nachfolger, Al-Motassem, Haruns dritter Sohn, ein kriegerischer und despotischer Herrscher, umgab zuerst seinen Thron mit einer starken Leibwache von türkischen Sklaven, meist Kriegsgefangene, die die Araber in ihren vielen Fehden mit den Steppenvölkern am Oxus und Jaxartes gewonnen hatten. Unter seinen Nachfolgern zeigten diese bald die frechen Anmaßungen römischer Prätorianer, und erhoben und stürzten Kalifen. Al-Motassem, zuletzt aus Gram über seines Leibarztes Tod wahnsinnig geworden, starb 842 nach einer neunjährigen Regierung. Ihm folgte sein Sohn Al-Whatek Billah, durch Wollust aller Thatkraft beraubt, der schon vier Jahre nach seiner Thronbesteigung (846) an Nervenschwäche dahin starb. Einen Erbfolgestreit zwischen seinem jüngern Bruder Dchafar

Al-Motawackel und seinem Sohne Mothadi entschied schon damals die türkische Leibwache für jenen, den Unwürdigern. Bald aber wurden die türkischen Häupter mit diesem grausamen und willkührlichen Herrscher unzufrieden, und unterstützten seinen eigenen Sohn Montasser in dessen Anschlag auf des Vaters Leben (861). Sie riefen diesen darauf zum Kalifen aus; Montasser aber vermochte sich der durch die empörendste Schandthat errungenen Herrschaft nicht zu erfreuen, und starb bald, vom Fluche des Vatermordes verfolgt (862). Hierauf wurden Mostain Billah, ein Enkel des Kalifen Motassem und Motaz Billah, zweiter Sohn Motowakkel, von verschiedenen Parteien zu Kalifen ausgerufen. Mostain, im Schutze der türkischen Leibwache, behauptete sich bis 866 gegen seinen Gegner Motaz, der ihn, nebst seinem eigenem Bruder Muwiad morden ließ, und sich gegen den Willen der Türken auf den Kalifenthron schwang. Vergebens suchte er sich gegen jene durch nordafrikanische und egyptische Söldlinge zu behaupten; er unterlag ihrem Hasse und wurde von ihnen 869 ermordet. Gleiches Loos traf seinen von den Türken selbst gewählten Nachfolger Mohthadi, Whaleks Sohn, schon nach Jahresfrist, als dieser treffliche Fürst ihre Kriegszucht verbessern wollte. Seit dieser Zeit nahte das Kalifat mit immer jäherem Falle seinem Untergange. Der Thron, vor den Launen und dem Uebermuthe roher Barbaren erzitternd und von ihnen zum Staube erniedrigt, verlor alle Ehrfurcht bei den Gläubigen; die Statthalter empörten sich immer häufiger, und leicht gelang es ihnen, die Völker von dem entwürdigten Throne loszureißen, und sich zur Selbstständigkeit zu erheben. Zwar behauptete Mohthadis Nachfolger, Motamed Billah, Motawakkels dritter Sohn, die Kalifenwürde 22 Jahre, und sein kluger und tapferer Bruder Mowaffek schlug einige Empörer durch das Glück der Waffen nieder; jedoch nur in kurzen Unterbrechungen vermochte eine starke und geschickte Hand das Sinken des Kalifats aufzuhalten. In allen Theilen des Reiches entstanden neue Dynastien, von Statthaltern, gemeinen Abentheuern oder glücklichen Kriegshäuptern gestiftet, die eine Zeitlang die Oberhoheit des Kalifen scheinbar anerkannten, in der That aber selbstständig waren. Die Zerrüttung des Reiches stieg noch höher durch kirchliche Spaltungen und den erblichen Hader zwischen den Häusern Ali und Abbas. In mehr als 70 Sekten hatten sich die Gläubigen Mohameds schon getrennt. Unter diesen erhob sich keine gewaltiger, als die der Karmathier, welche zu Ende der Regierung Motameds entstand, und sich gegen dessen Nachfolger Mothadad Billah, Mowaffeks Sohn, in furchtbarer Empörung aufwarf (892). Diese Sekte wurde von Ebn Othmann al Karmath gestiftet, welcher 891 in der Gegend von Kufa auftrat, den Apostel des Hauses Mohameds, den Stellvertreter Johannes des Täufers und des Erzengels Gabriel, den Herold des Messias, den heiligen Geist und das Wort des Heils sich nennend. Das Recht der Abbassiden auf den Kalifenthron ward verworfen; Abu Said Hassan, nach ihm sein Sohn Said, dann dessen Bruder Abu Thaher führten die wildbegeisterten Schaaren zum Siege. Basra und Kufa wurden erobert (925), die Söldner des Kalifen niedergeworfen, Mekka geplündert, und der zitternde Kalif selbst zum Tribute genöthigt. Sie haben vor allen den Verfall des Kalifats verursacht. Indeß verschwand ihre Furchtbarkeit bald, als die durch Religionsschwärmerei erhitzten Gemüther erkaltet waren; und schon Mothadads Nachfolger Moktafi Billah (902) bekämpfte sie siegreich. Unter dessen Bruder Moktadar Billah (909) erhob sich in Afrika Mahadi Obeidollah, der sich für einen Abkömmling Alis und Fatimens ausgab, und stürzte die beiden Herrscherhäuser der Edrisiden in Fes und der Aglabiden in Tunis. Seine Nachkommen, vorzugsweise die Fatimiten genannt, gelangten zu hoher Macht, und behaupteten als Abkömmlinge vom Propheten, auf ihrem Throne zu Cahira in Egypten die einzig rechtmäßigen

Kalifen zu sein. Nicht lange darnach erhoben sich Ali, Hassan und Ahmed, die Söhne des Fischers Bujah Ebn Shetha, zu Herren von Persien, und stifteten die Dynastie der Buiden. In dem schon seit Al=Mamum unabhängigen Chorasan, in welchem den Thaheriden nach 50jährigem Besitze der Herrschaft die Soffariden gefolgt waren, wurden diese durch die Samariden verdrängt, die 892 durch Nahr und Ismael, Samans Urenkel, in Mawaralnahr d. h. dem Land zwischen dem Oxus und Jaxartes gestiftet, ihre Macht auf den Trümmern der Soffaridischen Herrschaft bauten. Mektadars Nachfolger im Kalifate war Kaher Billah, Mothadads dritter Sohn, den die Türken wegen seiner Grausamkeit vom Throne stürzten und ins Elend schickten (934). Unter seinem Bruder Al Rhadi ging dem Kalifate alle weltliche Gewalt verloren, da dieser die Würde eines Emir al Omrah (Befehlshaber der Befehlshaber) einführte, und diesem die höchste Macht in bürgerlichen und Kriegssachen verlieh. Seit dieser Zeit war der Kalife bloß Imam d. h. Oberpriester; die weltliche Herrschaft besaß ausschließend der Emir al Omrah. Der erste, der diese Würde bekleidete, war Rayek; bald aber entriß sie ihm der Türke Jakan. Ahmed Moez ed Daula aus dem persischen Herrscherhaus der Buiden brachte das Emirat erblich an sein Geschlecht (945 unter dem Kalifen Mostakhi Billah). Die Kalifen erhielten nun ein bestimmtes Gehalt; die Buiden als oberste Emirs herrschten ohne Beschränkung. Die Buiden blieben bis in das 11te Jahrhundert in dieser Macht; da veranlaßte innere Zwietracht den Sturz dieses Hauses. Der Kalif Abdallah Kaim Beamrillah rief gegen den Uebermuth seines buidischen Emirs die seldjukischen Türken unter Togrulbeg zu Hülfe; dieser schlug den Feldherrn des Malek al Rahim und endete die Herrschaft der Buiden (1059). Jetzt besaßen die Seldjuken die oberste Gewalt im Reiche, bis auch sie durch innere Spaltungen geschwächt wurden, und der Kalif auf kurze Zeit wieder einige Macht erlangte. Jedoch da der Kalif Ahmed Naser al Eddin Allah den Kurden Selaheddin, nachdem derselbe den Thron der Fatemiten bestiegen, zum Emir al Omrah ernannte, so wurde das alte Verhältniß wieder erneuert (1179). Die Kalifen waren so schwach geworden, und hatten sich so an Unselbstständigkeit gewöhnt, daß sie nicht einmal den Untergang von Saladins Haus benutzten, um sich ihre freie Herrschaft wieder zu erringen. Bald darauf wurde der Thron von Bagdad von dem Andrange der mongolischen Macht umgestürzt. Nasir Eddin, vom Kalifen Mostasem beleidigt, rief zur Rache die Mongolen herbei, die ihre gewaltige Herrschaft schon auf den Trümmern der herrlichsten Reiche Asiens erhoben hatten. Vom Hulagu, einem Enkel Dschengis=Chans, angeführt, zogen die wilden Schaaren gegen Bagdad, erstürmten die heilige Stadt, plünderten sie 40 Tage lang, und tödteten 200.000 Menschen. Unter Rosses Hufen ward der Herrscher der Gläubigen zertreten, Mostassem Billah, der 56. der Nachfolger des Propheten. Ein solches Ende nahm die Abbassidische Herrschaft im 1258sten J. unserer Zeitrechnung, im 656sten der Hedschra. Nur Mostasers Neffe Ahmed Mostanser entrann dem Verderben, und floh nach Egypten, wo ihn der Sultan Bibars I. als Kalifen anerkannte (1263). Auch trugen noch 18 seiner Nachkommen die heilige Würde, bis sie 1517 an die Osmannischen Eroberer überging. Wir müssen nur noch die Hauptverzweigungen der Kalifalte, und die Schicksale jener Reiche andeuten, welche aus demselben hervorgingen. Die Fatimiten in Egypten, nachdem sie die Aglabiden und Edrisiden gestürzt, und ihre Herrschaft weit verbreitet hatten, fielen wie die Abbassiden in die Gewalt ihrer Veziere; später wurde ihr Thron eine Beute türkischer Kriegsknechte. Mächtiger erhoben sich in Afrika die Morabethen, welche ein aus Berbern und Arabern vermischtes Geschlecht, auf die Stimme des Propheten Abdollah aus den die Wüste begränzenden Ländern hervorgegangen, die Schrecken ihrer Waffen bis an die

mittelländische und atlantische Küste trugen. Der Sitz ihres Reiches ward Marokko; ihr Anführer Jussuf zog über die Meerenge nach Spanien, welche die Herrschaft der durch Theilung in viele kleine Reiche schon sehr geschwächten Ommajahden in Spanien stürzte. Der Morabethen gewaltiges Reich zertrümmerten die Mowaheddin, die sich aber später gegen die neu entstandenen Dynastien in den verschiedenen Theilen des Reiches auch nicht behaupten konnten. In Asien waren die Soffariden, Samaniden, Dilemien und Buiden die mächtigsten Fürstenhäuser, die aber alle dem gewaltigen Andrange der türkischen Horden nicht Widerstand leisten konnten. Schon 869 hatte der Türke Achmed, Tuluns Sohn, in Egypten die Tulunidische Herrschaft gegründet, die aber nur kurze Zeit währte. Die größern und daurendern Reiche wurden in Asien von den Türken errichtet. In Chorasan erhob sich 999 die furchtbare Macht der Gazneviden, die sich über alle Länder vom kaspischen Meer bis zur Mündung des Indus, vom Jaxartes bis in die Nähe des Tigris erstreckte. Sie wurde aber schon 1038 unter dem Sultan Massond an dem blutigen Schlachttag bei Zendecan durch Togrul-Bege, Seldjuks Enkel, geendigt. Bald warf dieser auch der Buiden Thron in Trümmer, und brachte den größten Theil Persiens unter seinen Zepter. Als ihn der Kalife Kajem gegen seine Dränger zu Hülfe rief, wurde der Seldjuke sogar als Emir al Omrah Herrscher über Bagdad, und begründete der Türken Herrschaft über alle Muselmänner. Das Schrecken der Turkomannen verbreitete sich schon bis nach Constantinopel. Sein Nachfolger Alp Arslan (1063) schlug und fing den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes, und erhöhte Glanz und Ansehen der seldjukischen Herrschaft. Nachdem diese unter dem Sultan Malek-Schah das Zenit ihrer Größe erreicht hatte, zerfiel sie nach und nach, besonders wegen innerer Spaltungen, und wurde endlich 1195 durch die Chowaresmiden fast gänzlich vernichtet, so daß von dem seldjukischen Reiche nur noch das Reich Ikonium übrig blieb (s. d. Art. Ottomannische Pforte). In schnellen Fortschritten verbreitete dieses Fürstenhaus seine Macht weit über Asien hin; eben so schnell wurde es aber auch gestürzt durch die Horden der Mongolen (1231). Unter den türkischen Fürsten, die sich in andern Ländern zu unabhängiger Gewalt aufschwangen, sind besonders die Atabeken (Pflegväter der Fürsten) in Adherbeidschan, in Fars, Laristan und Syrien merkwürdig. Mit denen von Laristan und Syrien, durch Emod Eddin Zanghi (1121) gestiftet, hatten hauptsächlich die Kreuzfahrer zu kämpfen. Zanghis Sohn, Nurreddin Mahmund, auf dem Throne zu Aleppo weithin gebietend, sandte Schirkuah, den Kurden, zur Schlichtung des Haders zwischen den Bewerbern um die Vezierwürde des fatemitischen Kalifen, nach Egypten. Dieser erhob sich selbst zum Vezier, und vererbte seine Würde auf Selaheddin seinen Neffen, den Sohn Ayubs. Selaheddin schwang sich nach dem Tode Abed-Oedin-Allahs, auf den Thron der Fatemiten, und unterwarf Egypten wieder dem Kalifen zu Bagdad. Nach Nurreddins Tode riß er sich von den Atabeken los, eroberte Syrien und das südliche Arabien, erklärte sich zum Beschützer der heiligen Städte Mekka und Medina, unterwarf sich in Afrika Tunis und Tripolis, und stürzte den christlichen Thron in Jerusalem. Unter seinen Nachfolgern, die Ayubiten genannt, zerfiel schnell Selaheddins Reich in Trümmer. Eine aus Komanischen Jünglingen bestehende Leibwache, die Mameluken genannt, warfen den letzten Sultan Moaddan, als er mit Ludwig IX. von Frankreich einen billigen Frieden schloß, vom Thron (1200), und erhoben auf denselben ihren Anführer Ibegh.

Kalkerde findet sich nicht blos in Mineralien, sondern auch im Thier- und Gewächsreiche. Feuer macht alle Kalkerde mürbe. Aller Naturkalk ist mit fremden Stoffen, besonders Säuren gemischt. Reiner Kalk löset

sich in allen Säuren auf. Kalksteine sind mehr und weniger fest; die feinste und festeste Art ist der Marmor. Durch das Brennen des Kalks wird er seines brennbaren Stoffs beraubt, folglich gereinigt. Die beste Art ihn zu brennen geschieht vermittels der Kalköfen. Gelöscht wird der gebrannte Kalk durch die Verbindung mit Wasser, indem letzteres seinen Wärmestoff auffliegen läßt und der Rest sich mit der Kalkerde verbindet und mit Sand gemischt Steinhärte erlangt. Ungelöschter Kalk ist der gebrannte, aber mit Wasser noch nicht erhitzte Kalk. Mit Säure aufgelöst, bildet der Kalk ein Mittelsalz; daher findet man in der Nähe reicher Kalkadern in moorigen Wiesen so häufig Salzquellen.

Kalkreuth (Friedrich Adolph, Graf von), Feldmarschall im preußischen Dienste, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens rc., war 1737 zu Eisleben geboren; seinen Vater verlor er in der Jugend, und seine Vormünder ließen ihn zuerst in dem Seminar der mährischen Brüder, und darauf in einer französischen pädagogischen Anstalt erziehen. 1751 trat er ins Militär. Im 7jährigen Krieg war er Adjudant bei dem Prinzen Heinrich und zeichnete sich vortheilhaft aus. Seine militärischen Verdienste erhoben ihn bis zum General, und zur Belohnung erhob ihn der König in den Grafenstand. Mit nicht wenigerm Muthe und nicht geringern Geschicklichkeit diente er im Kriege gegen die Franzosen. 1793 belagerte er Mainz, und den 22. Juli nahm er die Festung durch Capitulation ein. Am 23. Mai 1794 schlug er ein französisches Corps, das gegen Pirmasens vordrang, gänzlich in die Flucht, und half so den Sieg bei Kaiserslautern erringen. Hierauf nahm er den Franzosen Zweibrücken und Saarlouis ab; doch vermochte er nicht Trier zu entsetzen, obgleich er den Oesterreichern zu Hülfe eilte. Die österreichischen Feldherren legten Trier's Verlust den Preußen zur Last. Kalkreuth rechtfertigte sich und sie öffentlich. 1795 erhielt er den Oberbefehl der pommerschen Truppen, und ward 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig und General-Inspekteur der Cavallerie. An der Schlacht von Jena und Auerstädt nahm er keinen unmittelbaren Antheil, indem seine Truppenabtheilung die Arrieregarde mitbildete. Mit seinem 12.000 Mann starken Truppenkorps begleitete er den König über Magdeburg nach der Oder; nachdem er vorher den 15. Oktob. einen Waffenstillstand Napoleon angetragen hatte, welchen dieser aber verwarf. 1807 befehligte Kalkreuth an Manstein's Stelle die Besatzung zu Danzig, welches der Marschall Lefebvre belagerte. Mit Muth und Einsicht vertheidigte sich Kalkreuth bis zum Aeußersten, und übergab erst, als er sich unmöglich mehr halten konnte, die Festung auf eine ehrenvolle Capitulation. Mit Berthier schloß er am 23. Jun. 1807 den Waffenstillstand zu Tilsit, und in Verbindung mit Goltz den Frieden mit Talleyrand am 9. Juli. 1810 ward er Gouverneur von Berlin und brachte die Glückwünsche seines Hofes Napoleon zu seiner Vermählung mit Marie Luise. Im Befreiungskriege war er Gouverneur von Breslau und übernahm 1814 das Gouvernement von Berlin wieder, wo er 1818 den 10. Juni starb. Kalkreuth besaß große militärische Talente, ein tiefes Pflichtgefühl und einen edlen Biedersinn; mit welchen Eigenschaften er seinem Vaterlande und dem preußischen Regentenhause in den verhängnißvollen Jahren bedeutende Dienste leistete.

Kalligraphie, s. Schönschreibekunst.

Kalliope, s. unter C.

Kalmarische Union, s. Margaretha.

Kalmäuser, Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani hatte den Einsiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine strengere Disciplin gegeben, wodurch dieser Orden in den Ruf besonderer Heiligkeit kam. Wie diese Heiligkeit selbst, artete in der Folge auch das, der deutschen Volkssprache minder geläufige, Wort Camaldulenser in Kalmäuser aus.

Kalmücken oder **Kalmycken** gehören nach Statur und Körperbildung den Tataren an, da sie schief auslaufende Augenwinkel, schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbraunen haben, mit einer kleinen platten Nase, hervorstechenden Backenknochen, großen Ohren und schwachem Barte. Ihre vier jetzigen Hauptstämme sind: 1) die Choit, die fast aufgerieben sind; 2) die Tümmüt in der Ostmongolei; 3) die Buräten; 4) die Olöt oder Orôt, welche die zahlreichsten sind und vier Abtheilungen haben: a) Koschiot, stehen jetzt unter China bis auf 18.000 Familien, welche sich 1759 Rußland unterwarfen und an der Wolga nomadisiren; b) c) die Soongaren und Derbeten, stehen jetzt unter der für Nomaden milden Regierung China's, die geringere Abgaben, als Rußland verlangte und weniger Militär- und Postdienste fordert. d) Die Torgoten, sind ganz aus Rußland ins chinesische Gebiet zum Nomadisiren eingewandert. Jede kleine Horde hat ihr Haupt. Eine Colonie christlicher Kalmycken hat sich in der russischen Statthalterschaft Ufa in festen Wohnsitzen zum Ackerbau gewandt. Ihr Hauptort ist Stawropol. Ueberhaupt ist die russische Regierung sehr beflissen, die Nomaden allmählig in Europa und im westlichen Asien zu festen Sitzen zu bewegen wogegen sie dann lange, nur mäßige Dienste und Abgaben leisteten, und erst von dieser Zeit fängt die eigentliche Unterwerfung der Einzelnen an.

Kälte, der Mangel an Wärme, ein negativer Zustand, der überall unser Gefühl berührt, wo kein freier Wärmestoff aus den nahen Gegenständen in unsern Körper überströmen kann, sondern jene ihn aus diesem wegnehmen. Der Begriff ist also relativ, und es läßt sich der Kälte keine positive Ursache unterlegen. Alle Körper verschlucken freie Wärme und erkälten die Umgebungen, wenn sie aus einem festen Zustande in einen flüssigen übergehen; Salze zeigen diese Erscheinung bei ihrer Auflösung in Wasser im hohen Grade. Eine ungleich heftigere Kälte geben Mischungen aus Eis und Salzen, oder Säuern und Salzen. Die Salze müssen frisch krystallisirt und nebst dem Eise fein gepulvert seyn, die Mischung selbst wird in dünnen Gefäßen vorgenommen, die gerade so groß sind, daß die Mischung sie anfüllt, und ihre Vereinigung muß gleichförmig und schnell geschehen. Werden genaue Resultate verlangt, so müssen Gefäße, Flüssigkeit und Salz vorher einerlei Temperatur haben.

Kalumet, eine große geschmückte Tabackspfeife, die bei allen feierlichen Zusammenkünften, Friedensschlüssen und Berathungen der nordamerikanischen Wilden herumgeht.

Kalypso, s. unter C.

Kambyses, des Cyrus und der Cassandana Sohn, der zweite persische König. Cyrus, der 529 v. Chr. starb, hatte sein Reich unter seine beiden Söhne Cambyses und Smerdis getheilt, doch so, daß der jüngere vom ältern abhängig seyn sollte. Cambyses verband mit dem unternehmenden Geiste seines Vaters eine wilde und grausame Gemüthsart, die ihn zu einem drückenden Despoten und blutdürstigen Tyrannen machte. Gleich nach seiner Thronbesteigung unternahm er einen Zug nach Egypten, von dessen König Amasis er sich beleidigt glaubte. Bei Pelusium fand er das Heer der Egypter unter Anführung des Königs Psammenit, dessen Vater Amasis kurz vorher gestorben war, schlug es, rückte vor Memphis, eroberte die Stadt und nahm den König und seine Familie gefangen. Von da zog er nach Sais, wo er den Entschluß faßte, Aethiopien, dessen große Reichthümer ihn lockten, anzugreifen und seinem großen Perserreiche einzuverleiben. Von Theben aus sendete er 50.000 Mann ab, und schickte sie zu den Ammoniern in die Wüste, dieses Volk zu unterjochen und den Orakeltempel des Jupiter in Brand zu stecken. Aber diese Unglücklichen fanden

alle in der Wüste ihren Tod, sie wurden entweder ein Raub der giftigen Winde oder der erbitterten Feinde. Das Hauptheer, an dessen Spitze Cambyses selbst gegen Aethiopien aufgebrochen war, wurde schon nach einigen Tagereisen durch Hunger zum Rückzuge genöthigt. Er kehrte nach Memphis zurück. Hier ließ er seinen Mißmuth über diese mißlungene Unternehmung an den Egyptern aus, die er gerade in der größten Freude antraf, und in der Feier eines Festes zu Ehren des wiederaufgefundenen Apis begriffen fand. Er stach dem Apis mit höhnischem Lachen den Dolch in den Leib, ließ die Priester geißeln, und unter das Volk mit gezucktem Säbel einhauen. Durch starkes Weintrinken ward die natürliche Wildheit seines Charakters noch mehr erhöht, und artete in tigerartige Grausamkeiten aus. Er ließ viele der vornehmsten Perser ohne alle Ursache auf die schrecklichste Art tödten. Wegen eines beunruhigenden Traumes ließ er seinen Bruder Smerdis durch heimlich abgesandte Meuchelmörder umbringen. Sein Gefühl ward gegen Alles verhärtet; er schaltete und waltete mit den heiligen und natürlichen Gesetzen willkührlich und ohne alle Scheu. Zwei seiner Schwester nahm er in den Harem auf, und tödtete bald darauf eine derselben, die nicht fern mehr von ihrer Entbindung war, im Zorn durch einen heftigen Fußtritt, weil sie über den Tod ihres Bruders Smerdis geweint hatte. Solche empörende Handlungen machten ihm die Gemüther abwendig. Dieses suchte sich ein Magier zu Nutze zu machen, erregte einen Aufruhr und bemächtigte sich unter dem Namen des Smerdis, dessen Tod noch gänzlich unbekannt war, des Thrones. Cambyses, der noch in Egypten war, entschloß sich gleich nach Susa aufzubrechen, um den Aufruhr des Verwegenen zu dämpfen. Aber es war ihm nicht beschieden seine Residenz wiederzusehen. Als er sich in der syrischen Stadt Ekbatana auf sein Pferd schwingen wollte, fuhr ihm durch ein Versehen die Spitze seines Schwertes in die Hüfte und verwundete ihn tödtlich. Er starb (522 v. Chr.) mit der Bitte an seine Freunde, doch ja nicht die Herrschaft wieder an die Meder gelangen zu lassen, und jeden als einen Betrüger anzusehen, der sich für Smerdis ausgeben würde, da dieser schon längst todt wäre.

Kameel, ein Thier, das sich in Asien und Afrika findet und leicht gezähmt werden kann. Das gemeine Kameel (Camelus Dromedarius) trägt gegen 600 Pfd., macht damit täglich an 4—5 Meilen, und kann unterwegs 9—10 Tage ohne Wasser leben. Es wittert aber auch das Wasser in einer Entfernung von einer halben französischen Meile und trinkt dann außerordentlich viel. Außer seinen 4 Mägen, die alle wiederkäuende Thiere besitzen, hat es noch einen Wasserbehälter, worin es das Wasser unvermischt mit andern Flüssigkeiten des Körpers aufbewahren kann. Aus diesem Behälter ist es durch Zusammenziehung gewisser Muskeln fähig, das Wasser in seinen Schlund und Magen zu bringen, um das trockene Futter einzuweichen. Beim Auf- und Abladen der Lasten kniet das Thier auf Befehl seines Herrn nieder. Die Milch und das Fleisch der Kameele wird genossen. Die kostbaren Zeuge von Kameelgarn werden nicht aus den Haaren des Kameels, sondern aus den langen seidenartigen Haaren der angorischen Ziege, oder des Kämmelthiers, verfertigt. Die Giraffe (Giraffa Camelopardalis), eine eigene Gattung des Kameels, ausgezeichnet durch ihren Bau, und an 16 Fuß hoch, ist in den Wäldern von Afrika einheimisch und lebt von Blättern. Sie ist sanft und unschädlich; in Gefahr sucht sie ihr Heil in der Flucht; muß sie sich vertheidigen, so schlägt sie nach ihrem Gegner. Ihr gewöhnlicher Gang ist ein schneller Trab. Julius Cäsar brachte dieses Thier nach Europa. Im 16. Jahrh. erhielt Laurentius de Medicis eine Giraffe von dem Dey von Tunis zum Geschenk. Außer dem Kameel giebt es noch ein zweites mit 2 Höckern, das Trampelthier (C. Bactrianus), welches vorzüglich zum Ziehen gebraucht wird. Vergl. d. Art. Giraffe.

Kämpfer (Engelb.), zu Lemgo 1651 geboren, ein berühmter Reisender, besuchte als Jüngling die Gymnasien zu Lüneburg, Hamburg, Lübeck, Danzig und Thorn, studirte weiter zu Königsberg und fand Gelegenheit mit einer schwedischen Gesandtschaft durch Rußland nach Persien zu reisen. 1685 sollte er nach Schweden zurück gehen. Weil aber eine holländische Flotte, die im persischen Meerbusen kreuzte, ihn als Schiffschirurgus mitnehmen wollte, reisete er nach Batavia, und von da mit einem holländischen Gesandten über Siam nach Japan. Endlich kehrte er 1692 nach Europa zurück, und wurde in seiner Vaterstadt Leibarzt der Grafen von der Lippe. Sobald er in Ruhe kam, wollte er die auf Reisen gemachten Beobachtungen in Ordnung bringen, gab auch 1712 Amoenitates exoticas heraus, aber Mehreres drucken zu lassen, hinderten ihn Geschäfte oder andere Umstände. Der für jede Art von Kenntnissen so unermüdete Hans Sloane zu London erfuhr, daß Kämpfer eine Beschreibung von Japan ꝛc. hinterlassen habe, kaufte ein deutsches Manuscript derselben, und gab es, durch Scheuchzern übersetzt, Englisch (1727) heraus. Die aus dem Deutschen gemachte englische Uebersetzung wurde dann wieder ins Deutsche übertragen, und dem du Halde angehängt, bis endlich eine deutsche Urschrift zu Lemgo entdeckt, von der verdienten Meierschen Buchhandlung angekauft, und von C. W. v. Dohm in zwei Quartanten (1777—79) herausgegeben wurde. Kämpfer ist 1711 gestorben.

Kamtschatka, eine große Halbinsel, die sich von der östlichen Küste Sibiriens aus, 180 deutsche Meilen lang und in der höchsten Breite von 50 Meilen, südwärts in den Ozean hinein bis an die kurilischen Inseln erstreckt. Sie enthält auf 4014 Q. M. etwa 3000 Einwohner. Ein Gebirgsrücken durchzieht sie in ihrer ganzen Länge; mehrere seiner Berge sind feuerspeiend. Der einzige Fluß von einiger Bedeutung ist der Kamtschatka. Das Klima ist etwas minder strenge, als in dem übrigen Sibirien; mehrere Gartenfrüchte, namentlich Rüben und Kartoffeln, und selbst Getreide können mit Vortheil gebaut werden, wenn die Einwohner sich dazu entschließen könnten. Ueberhaupt könnte dieses Land, bei steigender Bevölkerung und Anbau, vermöge seiner Produkte und seiner günstigen Lage zum Handel mit Amerika, China und Ostindien, leicht einst zu den bedeutendsten Provinzen des russ. Reichs gehören. Es hat einen fruchtbaren Boden, herrliche Wiesen, gute Bewässerung, Holz im Ueberfluß, viel Pelzwild, besonders Füchse, und die See ist reich an Fischen, Seehunden, Seelöwen, Wallfischen u. s. w. Aber der träge Kamtschadale verschmäht den Ackerbau und selbst die Viehzucht; der leichtere Fischfang und die Jagd genügen zu seinem Unterhalt; dabei ist er jedoch gutmüthig, friedlich und gastfrei. Die Zahl der Eingebornen hat bei der russischen Besitznahme, besonders durch die Blattern, welche 1768 und 69 hier fürchterlich gewüthet, sehr abgenommen. Sie sind zwar getauft, aber ihrem alten Aberglauben an Zauberei noch immer sehr zugethan. Ihre Wohnungen und Kleidung haben sich merklich verbessert: Taback gehört zu den wichtigsten Bedürfnissen. In ganz Kamtschatka und in dem angränzenden Sibirien bedient man sich im Winter leichter Schlitten, die von Hunden gezogen werden. Diese Thiere sind aber sehr bösartig, schwer zu regieren und die Fahrt läuft oft gefährlich ab; sie bekommen keine andre Nahrung als Abgänge von Fischen. Die Besitznahme durch die Russen geschah in den Jahren von 1696—1706. Der Hauptort Nischnei-Kamtschatka, unweit der Mündung des Kamtschatka, 1671 Meilen von Petersburg, zählt etwa 150 Häuser.

Kant (Immanuel) ward zu Königsberg in Preußen 1724 den 22. April geb. Seine Familie stammte aus Schottland her, und schrieb sich ursprünglich Cant. Sein Vater war ein Sattler, der alles, was seine Kräfte erlaubten, auf die Bildung seines Sohnes verwandte. 1732 besuchte er das Friedrichs-

Gymnasium, das sich unter der Leitung des Direktors Schulz einen großen Ruf erworben hatte. Nachdem er den Schulkursus durchgemacht hatte, bezog er 1740 die Universität. Auf der Schule wußte der Lehrer Heydenreich des Knaben ganze Liebe für die Classiker zu gewinnen. Auf der Universität fühlte sich Kant am Meisten von dem Professor der Philosophie Knutzen angezogen, und ihm verdankte er es auch, daß er später die Bahn des Selbstdenkens betrat. Seinen außerordentlichen Fleiß beweist das ausführliche Werk von der Schätzung der lebenden Kräfte, was er 1746 heraus gab. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien mußte er seiner Umstände wegen eine Hauslehrerstelle übernehmen. In dem ländlichen Aufenthalte bei dem Grafen Kaiserlingk zog Kant in seinem Kopfe zuerst die Grundlinien zu seinen großen Forschungen, und arbeitete Manches vollständig aus, womit er in den Jahren 1754 zur Ueberraschung Vieler plötzlich hervortrat. In seinem 30. Jahre bestimmte er sich zum Lehrdienste der Universität, und nahm deswegen 1755 den 22. Juni die Magisterwürde an. Bald darauf las er Logik nach Meier, Metaphysik nach Baumeister und Baumgarten, Mathematik nach Wolf; gleich am Anfange konnte schon sein geräumiger Hörsaal die Schüler nicht fassen. Sein Lehrerfleiß ward von den Vorstehern der Universität und der Regierung anerkannt, und doch blieb er 15 Jahre hindurch Magister, ohne zum Professor aufsteigen zu können; endlich erhielt er 1770 die Professorstelle der Logik und Metaphysik. 1780 ward er Mitglied des akademischen Senats, und 1787 wurde er in die königliche Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Zweimal war er Rektor der Universität, und starb 1804 den 12. Febr. Kant war von mittelmäßiger Größe, aber fein gebaut; die linke Schulter war merklich höher; er hatte nicht eben große, aber helle, blaue, und sanfte Augen. Es that wirklich wohl, ihm ins Auge zu sehen; auf der Stelle fand man beim Anblick der ausgezeichneten Stirne und im Auge, dort den tiefen Denker und hier einen sehr gutmüthigen Mann. Der Untertheil des Gesichts war dagegen der vollkommenste Ausdruck der Sinnlichkeit. Er war äußerst mager, und zuletzt ausgetrocknet, wie eine Scherbe. Seine Lebensart war sehr mäßig; doch hielt er viel auf eine gute und feine Mittagsmahlzeit, bei der nur Scherze und heitere Laune herrschen und von der er alle gelehrten Unterhaltungen verbannt wissen wollte. Er speiste gerne lange, daher das coenam ducere sein Lieblingswort. Er selbst war ein guter Gesellschafter; sein unerschöpfliches Gedächtniß, was einen Schatz von interessanten Anekdoten besaß, sein Witz und ächter Humor in Antworten und Repliken unterhielten und heiterten jede Gesellschaft auf. Seine lustigen Erzählungen machten den trocknen Ton, mit dem er sie vortrug, noch anziehender und lächerlicher. Dies und zugleich ein strenger, sittlicher, moralischer Charakter machte ihn jedem geselligen Zirkel willkommen. In der Kleidung unterwarf er sich zwar nicht strenge der Mode, doch beging er auch nie einen auffallenden Verstoß gegen dieselbe; er kleidete sich immer stattlich und gewählt. Im Umgange mit seinen Freunden forderte er als ganz unerläßlich Zuverlässigkeit und festes Hangen an Wahrheit. Er verlangte nicht eben Uebereinstimmung mit seiner eigenen Denk- und Handlungsweise; verschiedene Ansichten in der Philosophie waren ihm gleichgültig; eben so Unterschied des Standes, der Jahre und Confession. Aber dafür galt ihm Zuverlässigkeit auch in unwichtig scheinenden Dingen bei jedem Menschen über Alles; sich selbst hielt er nie eine Abweichung von der Wahrheit zu gut. Sogar jede Zweideutigkeit, jede Versteckung des wahren Sinnes unter Ausdrücke, die so oder anders genommen werden konnten, war ihm unerträglich. Er war fest und unbeweglich in seiner Zuneigung und Freundschaft. Nie war er weitläufig in Complimenten in leerem Wortgepräge, am wenigsten verschwenderisch in vertraulichen Herzensergießungen. Immer war und blieb seine Freundschaft gute, gehalt-

reiche Prosa; nie etwas Poetisches drin; er forderte Urbanität, keine Höflichkeit. Aeußerst thätig war er für seine Freunde; vor allen aber nahm er sich junger Männer an, die schöne Hoffnungen erregten. Ferne war von ihm jede Kriecherei gegen Höhere; er verschmähte zwar nicht den Reichthum, doch jagte er ihm nie nach, und war sparsam aus Grundsatz, um sich so viel als möglich unabhängig zu erhalten. So scharfsinnig er auch über die Aesthetik geschrieben, und so tiefe und feine Beobachtungen er auch über das Schöne gemacht hat; so liebte Kant doch nicht sonderlich die schönen Künste und übte sie auch nicht. Er war lauter Vernunft, oder er war blos scharfer, tiefer Verstand, womit er ein gränzenloses Gedächtniß verband. Seine Vorlesungen wurden auch dadurch äußerst interessant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags selten, und ließ sich zwischen jeder Vorlesung 20 Minuten Zeit für die folgende. Logik und Metaphysik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechselnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letzteres waren besonders angenehme und lehrreiche Vorlesungen für junge Leute, durch die unermeßliche Belesenheit in Geschichte, Reisebeschreibungen, Biographien, Romanen, kurz in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wissenschaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte sich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor sich liegen hatte, sah er doch selten hinein, und sagte oft ganze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Auch war er unermüdet im Nachtragen alles dessen, was seine ununterbrochene Lektüre ihm Neues gewährte, wovon man sich auch aus seinen gedruckten Heften überzeugen kann. Aber auch seine Vorlesungen über abstrakte Philosophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, die sein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind Vielen wohl immer dadurch so lange dunkel und schwierig geblieben, weil er den besten philosophischen Schriften zuviel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten sollen. Freier Selbstdenker im weitläufigsten Sinne des Worts, wollte er auch in Andern die Denkkraft zur Selbstthätigkeit aufregen. Deswegen hatte die Philosophie für ihn keinen so großen Werth, als das Philosophiren; auf eignen Füßen stehen, selbst Forschen waren seine Ermahnungen, die häufig an seine Schüler ergingen; deswegen muß man bei Lesung der kantischen Schriften weniger darauf aufmerksam seyn, ob er dies oder jenes Philosophem löste, als vielmehr auf die Methode, auf den Gang, welcher sein Denken, um zu einem Resultate zu kommen, nahm. Hierdurch hat er die Revolution in der deutschen Philosophie bewirkt, und Kant erwarb sich ein größeres Verdienst, daß er anregte, belebte, das Bedürfniß, mit eignen Augen zu schauen, erweckte, als daß er lehrte, und eine neue philosophische Dogmatik schuf. Kant war der zweite Sokrates, der nicht durch den natürlich gesunden Menschenverstand, sondern durch eine neue kritische Methode, welche zur Erkenntniß des Vermögens und Unvermögens des menschlichen Geistes nach ausgemessenen Gränzen führte, den Forschungsgeist belebte, leitete, orientirte, die Vernunft durch Selbsterkenntniß auf den Weg zur Wissenschaft brachte. Durch Hume's Skepticismus geweckt, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf das auffallend verschiedene Glück, welches die Vernunft in der Mathematik und Philosophie gemacht hat, und auf die Ursachen desselben. Die Reflexion und Prüfung der verschiedenen philosophischen Systeme führte seine Sagacität auf die Idee, daß vor allem dogmaticistischen Verfahren erst die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntniß untersucht werden müsse, und daß dazu die Untersuchung der verschiedenen Quellen der Erkenntnisse, ihres Ursprungs und Gebrauchs, nothwendig sey. Die Philosophie und Mathematik sind rationale Wissenschaften. Vernunfterkenntnisse unterscheiden sich von empirischen durch den Charakter der Nothwendigkeit und

Allgemeinheit. Mit der Möglichkeit rationaler Erkenntnisse steht und fällt die Möglichkeit philosophischer Erkenntnisse, welche von doppelter Art sind, synthetische und analytische. Die letzten beruhen auf dem ersten Denkgesetze; aber welches ist das Prinzip der synthetischen Erkenntnisse a priori im Gegensatze der empirischen, die sich auf Erfahrung gründen? Ihr Daseyn verbürgt die Mathematik, und selbst die gemeine Erkenntniß, und das Ziel der Vernunft in der Metaphysik ist hauptsächlich auf sie gerichtet. Es ist daher eine Wissenschaft, welche die Möglichkeit solcher Erkenntnisse, deren Grund und Gebrauch nach Prinzipien untersucht, höchst nothwendig und von der größten Wichtigkeit. Kant hat dieser Untersuchung den größten Theil seines thätigen Lebens gewidmet. Er bahnte sich den Weg dazu durch eine scharfe Gränzlinie zwischen Philosophie und Mathematik, durch eine tief eindringende Untersuchung des Erkenntnißvermögens, indem er durch seine Sagacität ahnete, daß die synthetischen Erkenntnisse a priori die Form der Erkenntnisse betreffen, und nur allein in den Gesetzen der einzelnen in dem Erkennen zusammenwirkenden Vermögen gegründet seyn können. Um nun diese Formen der Erkenntnisse vollständig nach dem leitenden Prinzipe der Allgemeinheit und Nothwendigkeit aufzufinden, nimmt er eine chemische Scheidung der Erkenntnisse vor, isolirt, was in der Wirklichkeit verbunden vorkommt, zum Behufe der wissenschaftlichen Erkenntniß. Die Beobachtung, Reflexion und Abstraktion leitet ein höherer Gesichtspunkt, und die stete Beachtung der Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes verhütet Einseitigkeit, Hypothesensucht und willkührliche Erdichtung. Das theoretische Erkenntnißvermögen besteht aus Sinnlichkeit und Verstand, Rezeptivität und Spontaneität. Die Empfindungen sind das Materiale, Zeit und Raum das Formale der Sinnlichkeit. Der Verstand verbindet den durch Sinnlichkeit gegebenen Stoff zu Begriffen und Urtheilen; die Formen dieser Verbindung sind die Kategorieen, aus welchen in Verbindung mit der Form der Anschauung die Schemate und die höchsten Verstandesgesetze der Erkenntniß sich ergeben. Die reinen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes sind das Bestimmende, der gegebene Stoff das Bestimmbare. Wir erkennen kein Objekt, als wiefern es durch die Wahrnehmung gegeben und durch die Gesetze des Erkenntnißvermögens bestimmbar ist; kein Ding an sich, sondern nur Erscheinungen (transcendentaler Idealismus); unsere Erkenntniße realer Objekte ist auf Erfahrung beschränkt, und die Erkenntniß a priori hat nur die formalen Bedingungen, die Möglichkeit derselben zum Gegenstande. Die Vernunft strebt nach absoluter Einheit und Verknüpfung durch Ideen, welche die Formen der Vernunftthätigkeit sind. Eine Erkenntniß aus Ideen ist nicht möglich; denn es giebt keinen ihnen angemessenen Gegenstand in dem Kreise der Erfahrung, obgleich die Vernunft unablässig nach Erkenntniß von Gott, Welt, Unsterblichkeit und Freiheit der Seele strebt, und darauf alle Zurüstung der Metaphysik ging. Die Vernunft kann das Daseyn von den übersinnlichen Objekten dieser Ideen nicht beweisen, eben so wenig aber auch das Gegentheil. Für die theoretische Vernunft ist nur ein regulativer Gebrauch der Ideen zur Erweiterung der wirklichen Erkenntniß möglich. Die Vernunft ist aber nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch in Bestimmung der Willkühr durch die Ideen von Pflicht und Recht. Die Erörterung des Begriffs von Pflicht und gutem Willen, in welchem auch die gemeine Vernunft den höchsten Werth der Menschheit anerkennt, führt auf die Anerkennung von praktischen Erkenntnissen a priori, in welchen nicht was ist, sondern was seyn soll, bestimmt wird. Die praktische Vernunft ist autonomisch, sie bestimmt nur die Form des Willens und setzt Freiheit als nothwendige Bedingung voraus. Das Sittengesetz tritt in Beziehung auf eine empirisch bestimmbare Willkühr, als absoluter Imperativ hervor, und schreibt als allgemeine Norm alles vernünftigen Wollens allgemeine Gesetze

Mäßigkeit mit strenger Nothwendigkeit vor, und bestimmt dadurch den höchsten absoluten Zweck und die Triebfeder, welches nicht ein pathologisches Gefühl, sondern Achtung des Gesetzes ist. Die theoretische Erkenntniß, welche auf dem Naturbegriffe, und die praktische, welche auf dem Freiheitsbegriffe beruht, sind zwei von einander durch ihre Prinzipien abgesonderte Sphären. Zwischen beiden und ihren Objekten, Natur und Freiheit, welche in dem Menschen auf eine unerklärliche Weise vereinigt sind, bewirket die Urtheilskraft nicht zum Erkennen, sondern zum Reflektiren über die gesammte Natur durch ihr eigenthümliches Prinzip die Zweckmäßigkeit, welches nicht objektiv, sondern subjektiv ist, Harmonie. Die kritische Philosophie hält sich an das in dem Bewußtseyn Gegebene, sucht durch Analytik nicht der Begriffe, sondern der Geistesvermögen die immanenten Prinzipe der Erkenntniß zu erforschen, ihren Gebrauch zu bestimmen und das gesammte Erkenntnißvermögen in formaler Hinsicht auszumessen. Sie erhebt den menschlichen Geist, hält ihn aber auch durch Ausmessung seines Vermögens in Schranken. Indem sie nach dem Erkenntnißvermögen den Umfang der erkennbaren Gegenstände bestimmt und der praktischen Vernunft den Primat über die theoretische zuerkennt, weil sittlich zu handeln, ein allgemeines unbedingtes, Erkenntnisse zu erwerben und zu erweitern nur ein bedingtes Gebot der Vernunft, Weisheit also der höchste Zweck der Vernunft ist, beschränkt sie den Dogmaticismus, den Spekulationsgeist, den unmäßigen Hang, alles demonstriren zu wollen, und das eitle Streben nach einem rationalen Wissen, wo keines möglich ist, bauet dem Mysticismus vor, weiset den Skepticismus zurück, begründet und beschränkt das Gebiet des Wissens und Glaubens. Sie zerstört keine wahrhaft menschliche Ansicht und Ueberzeugung, weiset sie nur durch den kritischen Standpunkt in ihre gehörige Stelle und Rangordnung ein. Die meisten Philosophen Deutschlands nahmen Parthei gegen die neue Philosophie, weil sie wegen des neuen Gesichtspunkts und ihrer eigenthümlichen Terminologie nicht sogleich ohne langes und unbefangenes Studium verstanden werden konnten. Mißverständnisse waren unvermeidlich. Es erschienen Einwürfe und Widerlegungen von verschiedenem Gehalte, von achtbaren Denkern (Mendelssohn, Jakobi, Eberhard, Feder, Weishaupt, Flatt, Selle, Tiedemann, Platner, Garve, Schwab, Herder u. A.), aber auch von leidenschaftlichen Schreiern, als Stattler, und auf mehrern Universitäten wurde ihr Vortrag verboten. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten und Bestreitungen breitete sich die kritische Philosophie immer weiter in Deutschland aus. Es bildete sich eine zahlreiche Schule von Kantianern, unter welchen natürlich auch viele schwache, einseitige, ohne Selbstkraft nachbetende und auf die Formeln der neuen Philosophie schwörende Männer waren. Der wohlthätige Einfluß der neuen Philosophie äußerte sich in allen mit der Philosophie näher und entfernter verbundenen wissenschaftlichen Zweigen. Die Gegner selbst ließen der anfangs bestrittenen Philosophie mehr Gerechtigkeit widerfahren. Auf jeder deutschen Universität wurde die kantische Philosophie gelehrt. In Frankreich und England fand sie, ungeachtet der eifrigen Bemühungen einiger Verehrer, wenigen Eingang, mehr aber in Holland und in den nordischen Staaten. Die nachtheiligen Wirkungen, welche sie verursachte, als besonders ein leeres Formelwesen, Einseitigkeit und Verachtung der empirischen Erkenntnisse waren unvermeidliche Folgen ihrer Ausbreitung.

Kanthariden, s. Fliegen.

Kanzlei stammt von dem lateinischen Worte Cancellum, Schranke, her, und bedeutete ursprünglich einen Ort, der mit Schranken umgeben war, und wo sich eine richterliche oder sonstige Landesbehörde, abgesondert von den Partheien, versammelte und ihre Funktionen ausübe. Hernach er-

hielt der Ausdruck eine weitere Bedeutung, und wurde auf die Oerter überhaupt übertragen, wo öffentliche Akten ausgefertigt und einregistrirt wurden, als die Kanzlei des Kriegs-, Justiz-, Finanz-Departements, die Hofkanzlei; oft wird auch das Personal darunter verstanden, daher dann Kanzleidirektor, Kanzleipräsident oder Kanzler rc. Die öffentlichen Akten aus einer Kanzlei heißen Kanzleischreiben, und zeichnen sich vor der gewöhnlichen Schreibart durch gewisse Formalitäten aus; diese Förmlichkeiten nennt man den Kanzleistyl. Die gebräuchliche Schreibart zur Ausfertigung der Schreiben stand zwischen Fraktur und Current. Weil in den öffentlichen Verhandlungen stets eine Würde herrschen muß, so heißt der Kanzleistyl auch den höhere Geschäftsstyl und zerfällt in Hof- und Gerichtsstyl. Des erstern bedient sich der Staat entweder gegen auswärtige Mächte, Verträge, Friedensschlüsse, Bündnisse, Kriegserklärungen werden in demselben abgefaßt, oder gegen seine Unterthanen, wie auch die Unterthanen gegen ihren Fürsten. Vergleiche den Art. Geschäftsstyl.

Kapital ist jeder gesammelte Stock, dessen Verwendung der Besitzer für künftige und nicht für gegenwärtige Bedürfnisse aufspart. Es gibt ein Kapital geistiger und körperlicher Güter. Nationalkapital nennt man ein für künftige Zeiten zum Staatsbedürfniß gesammeltes Kapital auch das Gesammtkapital der Privaten im Staate.

Kapitalrente ist der aus der Verwendung eines Kapitals hervorgehende Ertrag für den Eigenthümer des Kapitals, es sei nun solcher der wirkliche Verwender oder er leihe es Andern zur Verwendung. Rente kennt ein uncivilisirtes Volk nicht, und manches civilisirte übertreibt den Rentenzug dergestalt, daß dem eigentlichen arbeitenden Verwender nur die sehr knappe physische Existenz als Resultat schwerer Arbeit bleibt, und daß der spekulirende Kapitalinhaber dagegen den bei weitem größeren Gewinn zieht. Bisher sind die Forschungen unsrer Nationalökonomisten noch sehr dürre und dringen in den Geist der Nationalökonomie wenig ein. Manche Staaten, wie sie jetzt stehen, haben noch über Eigenthum und dessen Erwerbung und Erhaltung sehr mangelhafte Gesetze. Die meisten dieser Gesetze wirken direkt dahin, daß der, welcher Eigenthum hat, immer mehr erlange und daß der, der nichts hat als gesunden Körper, Fleiß und Talent, möglichst gehindert werde, zu mehrerem Eigenthume zu gelangen, d. h. der reichen Spekulation bietet der civilisirte Staat jeden Schutz, wenn jener ein Ziel erlangt hat, und erlaubt dem glücklichen Spekulanten durch Fideikommisse, Majorate, Seniorate, ungleiche Kindertheilung zur Begünstigung eines Einzigen im Stamme, das Erworbene fest zu halten in der Familie, die einmal besitzt, und wie die ewige Vorsehung z. B. der Benutzung der erworbenen Ländereien, auf Jahrhunderte hinaus Regeln vorzuschreiben. Dieß ist aber nicht das Mittel, die höchste Rente des Nationalkapitals zu beziehen und den Stock zu vermehren. Die Gesetzgebung muß sich vor Extremen gleichseitig hüten, vor Beförderung, daß sich zu viel Reichthum in Einer Hand sammle und vor Vermehrung der Armuth. Unter uncivilisirten Nomaden findet man schon die Verschiedenheit des beweglichen Vermögens sehr sichtbar, und sie wird noch sichtbarer durch die endliche Seßhaftigkeit derselben. Unsre alten Stadtpolizeigesetze über Gewerbe hatten eine sehr rationale Idee, sie verhinderten den Reichthum sein gewinnreiches Gewerbe zu sehr zu vergrößern. So mußte der Brauer, der über ein gewisses Quantum Malz verbrauchte, eine höhere Stadtabgabe erlegen, als derjenige, welcher nur bis zu einem erlaubten Maximum seine Nahrung trieb; und es ist zu glauben, daß diese Einrichtung eine der Ursachen war, warum im Mittelalter die so organisirten Städte in Deutschland und besonders in Italien, ein so großes Uebergewicht über das bewaffnete Ritterthum eine Zeit lang be-

haupteten und so sehr aufblüheten. — Es ist übrigens sehr irrig, aus einem steigenden Wohlstande großer Unternehmer, einen blühenden Nationalwohlstand im Ganzen folgern zu wollen. Das glücklichste Volk ist dasjenige, wo die Glücksgüter sich so vertheilen, daß es wenig sehr Reiche und wenig sehr Arme gibt, wo die größte Zahl sich mit der Cultur der Erde und deren erhöheter Vegetationskraft und die kleinere mit Fabrikatur inländischer oder ausländischer Erzeugnisse zum inländischen Bedarf beschäftigt, und der gewöhnliche Tagelohn nicht zu tief herabsinkt, wo in der Regel alle Stände sich der Arbeit befleißigen und nur Wenige privilegirten Müßiggang treiben, im Wechsel der Beschäftigung und nicht der Vergnügung Erholung finden, wo die zahlreichen Schenkstuben nicht am Erholungstage sich auffallend füllen, wo weise Gesetze nicht mit einer Art Prädestination zu großen Reichthum und zu große Armuth einzelnen Personen oder Familien gewisser Maßen zum Loose anweisen, dem nützlichen Talent viele Begünstigung, dem Förderer der Vergnügungen der Reichen, dem Spekulanten, der durch fremden Schweiß oder blinden Glücksfall, oder Förderung der Laster sich bereichern will, bald gar keine Aufmerksamkeit schenken, bald nach den Umständen kräftig entgegen wirken.

Kapitalsteuer, s. Steuer.

Kapitanis oder Capitans sind in Maina, dem ehemaligen Messene, Häuptlinge; sie gleichen den vormaligen Lairds in Hochschottland, und besitzen ihre Würde erblich. Ueber ihre untergebenen üben sie eine willkührliche Gerichtsbarkeit aus ohne Verantwortlichkeit. Während der türkischen Oberherrschaft wählten sie aus ihrer Mitte den Bey, der die Türkensteuern eintrieb, und das Land bei dem Pascha vertrat. Die Capitanis waren meist kühne Räuber, die ohne Unterschied Griechen und Türken plünderten, und in ihren felsigen Schlupfwinkeln ihre Verfolger verlachten. Meist lagen sie mit einander in Fehde, wenn nicht ein Angriff der Türken sie verband. Die ausgezeichnetsten Anführer der jetzigen hellenischen Insurrektion waren ursprünglich Capitanis.

Kapudan-Pascha, Großadmiral der türkischen Flotte, der stets im Divan des Sultans Stimme hat, und als die Pforte noch im Archipel herrschte, dort den Tribut eintrieb.

Karat, ein Gewicht für Gold und Silber, enthält 2 ⅔ Quentchen oder 12 Grän. Auch bezeichnet man damit die Feinheit des Goldes. Eine Unze ist in 24 Theile getheilt; wenn nun 2, 3 oder 4 Theile schlecht Metall bei der Mischung sind, so sagt man: das Gold ist 22, 21 oder 20 Karat fein.

Karfunkel, s. unter C.

Karlstadt (Andreas), s. Bodenstein.

Karnieß, s. Säule.

Kärnthen, s. Oesterreich.

Karschin (Anne Luise), geborne Durbach, wurde 1722 auf einer adligen Maierei unweit Schwibus an der schlesischen Gränze geboren. Nach dem frühen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, erhielt sie bei ihrem Oheim, einem Amtmann, ihren ersten Unterricht. Da sie jedoch zu einer guten Hausfrau gebildet werden sollte, so wurde sie bald von ihrem Oheim weggenommen, und mußte nun drei Jahre lang auf dem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Jedoch ein belesener Hirtenknabe verschaffte ihrer Liebe zur Lektüre Befriedigung, indem er sie mit verschiedenen meist schlechten Büchern versorgte. Bald versuchte sie nun auch selbst Gedichte zu machen, die von regem Gefühl und lebhafter Phantasie zeugten. Ihre Mutter verheirathete sie endlich an einen schwibuser Tuchmacher, von dem sie sich jedoch nach 11 unglücklichen Jahren schied. Nach Verlauf eines

Jahres, in welchem sie auf einem nahen Dorfe fast hülflos gelebt hatte, verheirathete ihre Mutter sie abermals an einen Handwerker Namens Karsch, mit welchem sie noch ein weit unglücklicheres Leben führte. Ihr Mann verschwendete durch den Trunk sein ganzes Vermögen und das ihrige, und sie wurde gezwungen, sich durch ihr dichterisches Talent den nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. Sie verfertigte Gelegenheitsgedichte, deklamirte und improvisirte und erwarb sich dadurch bald eine allgemeine Bewunderung und vieles Geld, das jedoch ihr Mann sogleich wieder verthat. Sie entfernte sich endlich von ihm und ging nach Berlin, wo sie Wohnung und Unterhalt von dem edelmüthigen Baron von Kottwitz erhielt. Hier eröffnete sich die glänzendste Periode ihres Lebens. Sie ward in die ersten Gesellschaften eingeführt, wo ihre meist improvisirten Gedichte mit Beifall aufgenommen wurden. Ihr Geist bekam einen neuen Schwung durch die Bekanntschaft mit Ramler, Sulzer u. A. Gleim verschaffte ihr durch Herausgabe ihrer Gedichte 2000 Thlr., doch gerieth sie bei ihrem Mangel an Wirthschaftlichkeit bald wieder in die drückendste Noth, in welcher sie sich vergebens an Friedrich II. wandte. Freigebiger bewies sich gegen sie Friedrich Wilhelm II., der ihr auf ihre Bitte ein geräumiges Haus erbauen ließ. Sie starb aber schon am 12. Okt. 1791. Diese Dichterin, von ihren Zeitgenossen hoch gepriesen und die deutsche Sappho genannt, ist jetzt fast gänzlich vergessen. Ihre Gedichte sind nachläßig hingearbeitet und kein einziges erhebt sich über das Mittelmäßige.

Kartenspiel. Man vermuthet, daß das Kartenspiel mit gemalten Kartenblättern, wie das Schachspiel aus Asien zu uns überging, indem die Zigeuner die Karten zum Instrument ihrer Wahrsagerei bei den Saracenen zuerst brauchten, und die Saracenen die Karten als Instrument der Gesellschaftsspiele die christlichen Europäer und zuerst die Italiener lehrten, welche sie im übrigen Europa verbreiteten. Man vermuthet ferner, daß in Deutschland die ersten Karten zwischen 1350 und 1360 in Nürnberg gedruckt wurden, und daß zwischen 1430 und 1461 die Franzosen ihre ersten Karten in Gang brachten.

Kartoffeln, s. Erdäpfel.

Kassiopeia war, nach der griechischen Mythologie, Tochter des Aratus und Gemahlin des Kepheus, und durch diesen Mutter der Andromeda. Jupiter versetzte sie zuletzt unter die Gestirne.

Kastanie (edle) soll nach der Stadt Kastanum bei Magresien in Kleinasien benannt worden seyn. Dorther kamen sie zuerst nach Europa, wo sie sich von Sardinien aus nördlich immer weiter verbreiteten. Sie gerathen nur in einem ganz wasserfreien Boden nach der Mitternachtseite, mit einigem Schutz gegen rauhe Winde. Die sogenannte Roßkastanie soll zuerst Closinus 1550 aus Nordasien nach Europa gebracht haben.

Kastenvogt war in den Ritterzeiten ein Adelicher, Fürst, Graf oder ein sonstiger Edelmann, dem der Schutz einer Kirche oder eines Klosters übertragen war. Unter Carl dem Großen und seinen Nachfolgern waren es Staatsbeamte, die ihre Stelle allein von den Kaisern oder Königen erhielten; nach Erlöschung seines Stammes aber maßten sich die Schützlinge selbst das Recht an, sich einen Kastenvogt zu wählen. Zu den Pflichten eines Kastenvogtes gehörte die weltliche Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des geistlichen Stiftes; die Vertheidigung desselben gegen feindliche Anfälle und die Anführung der Dienstpflichtigen beim Heerbann, wenn das Kloster im Verhältnisse des Vasallen stand. In den unruhigen Zeiten des Faustkampfes misbrauchten die Kastenvögte nicht selten ihre Macht zur Unterdrückung ihrer Schützlinge, die keine andere Waffe, als Klagen über Gewaltthätigkeiten hatten. Mit dem rohen Zeitalter verschwanden auch die

Kastenvögte; denn nur die Ohnmacht der Gesetze, die nicht im Stande waren, mit gewaffneter Hand das Eigenthum des Einzelnen zu schützen, hatten sie veranlaßt.

Kästner (Abraham Gotthelf), geb. zu Leipzig 1719, wo sein Vater Professor der Rechte war. 1739 hielt er, wohl vorbereitet und unterrichtet, philosophische und mathematische Vorlesungen, wurde 1746 außerordentlicher Professor der Mathematik, folgte 1756 einem Rufe nach Göttingen und starb als Hofrath 1800, mit dem Rufe eines der scharfsinnigsten Mathematiker seiner Zeit. Den meisten Ruhm verdankt er seinen Sinngedichten (zweite Aufl. Gießen 1782 und Frankfurt und Leipzig 1800, 8.). Auch hat man von ihm: Vermischte Schriften, Altenburg, 3te Aufl. 1783, 2 Th. 8.; Geschichte der Mathematik, Göttingen 1796—1800, 4 Bde. 8; Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie und der Perspektive, ebd. 1800; Anfangsgründe der Analysis des Unendlichen, ebd. 1790. 8.; Anfangsgründe der höhern Mechanik, ebd. 1793, 8; Anfangsgründe der Hydrodynamik, ebd. 1769, 8.; Uebersetzungen von Hallets Färbekunst, R. Smiths Optik, Lulofs Einleitung zur Kenntniß der Erdkugel, den Abhandlungen der königl. schwed. Akademie der Wissenschaften u. a. m.

Katafalk, s. Castrum Doloris.

Katharer, vom griechischen Worte καθαρος, rein; ein Name, den sich mehrere religiöse Sekten, besonders die Apotaktiker, die ein Zweig der Enkratiden waren, beilegten. Einige Montanisten nahmen hierauf die Benennung Katharer an, um damit anzudeuten, daß sie an dem Verbrechen derjenigen, welche ihren Glauben unter den Qualen verläugneten, keinen Antheil hätten; und weigerten sich mit hartnäckiger Strenge, die Büßenden wieder aufzunehmen. Um ihre Härte zu rechtfertigen, sprachen sie der Kirche die Macht, die Sünden zu vergeben, ab; sie trugen weiße Kleider, welche auf die Reinheit ihres Gewissens deuten sollten. Novatianus, der in denselben ketzerischen Irrthum verfiel, nannte seine Sekte auch so. — Den Namen Katharer gab man auch im 12. Jahrh. vielen Separatistensekten; als den Albigensern, Vadensern, Patarinen und andern; sie wurden alle im 3. Concilium von Lateran, das 1179 unter Alexander III. gehalten wurde, von der Kirche verworfen. Die Puritaner in England haben die griechische Benennung Katharer ins Lateinische übertragen. So verschiedenartig auch die Separatisten-Sekten seyn mochten, welche unter dem Namen Katharer begriffen wurden, und so sehr sie auch von einander in ihren Lehren und religiösen Ansichten von einander abwichen; kamen sie alle in ihrem Haß und hartnäckigen Widerstand gegen die katholische Religion überein. Mit den alten Manichäern hatten sie alle mehr oder weniger gemein, daß sie alles Jüdische, und was auf das alte Testament Bezug hatte, aus dem Christenthume verbannt wissen wollten; daß sie den Dualismus eines guten und bösen Prinzips verwarfen; daß sie nach arianischer Vorstellung die Dreieinigkeit deuteten, und in Gott Vater den göttlichen Willen, im Sohne oder Logos seinen ersten Gedanken, und in der harmonischen Wirkung Beider den heiligen Geist sahen. Sie glaubten, daß Christus nicht zu unserer Versöhnung gestorben seye; sondern daß er blos gelebt habe, um durch sein Beispiel und seine Lehren zu unserer Heiligung zu dienen; sie hofften selig zu werden, und dies allein durch ihre Tugend, und nahmen keine Auferstehung des Leibes an. Bei dem Gottesdienst drangen sie auf einen innern, auf die Erhebung des Geistes über das Irdische, und verwarfen Messe, Altardienst, Verehrung der Heiligen und der Reliquien; das Abendmahl war ihnen nichts weiter, als Einsegnung ihrer täglichen Speisen.

Katalog, Bücherverzeichniß und Kunstsammlungs-Designationen. So einfach der Name klingt, so viel Gelehrsamkeit haben verständige Bücher- und Kunstkenner bisweilen in kurzen Kritiken solcher Verzeichnisse angehäuft.

Katapult, s. **Geschütz**.

Katarakt, s. **Wasserfall**.

Kataster, s. unter C.

Katt, s. **Friedrich II. von Preußen**.

Katzbach (Schlacht an der). Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten am 17. Aug. 1813, finden wir den Helden Blücher an der Spitze der, aus den zwei russischen Corps von Langeron und Sacken, und aus einem preußischen unter York, zusammengesetzten 80.000 Mann starken, schlesischen Armee 130.000 Mann Franzosen unter dem Commando der vorzüglichsten seiner Feldherren, hatte Napoleon zum Kampfe gegen ihn bestimmt. Bald entspannen sich die heftigsten Gefechte. Napoleon's Versuche, die schlesische Armee in ein allgemeines Treffen zu verwickeln, schlugen fehl; endlich (am 23 August) eilte er ungeduldig dem bedrängten Dresden mit einem Theile seiner Truppen an 40.000 Mann zu Hülfe; über die Bleibenden erhielt Macdonald den Oberbefehl, und beschloß sofort Blüchern anzugreifen. Sein eigenes Corps stand (am 25. August) hinter, das von Lauriston bei Goldberg, das Ney'sche bei Rothkirch (dicht an der Katzbach) und Liegnitz. Aber der günstige Augenblick zur Schlacht schien nun auch Blüchern gekommen zu seyn. Er rückte mit dem Sackischen Corps bis Maletsch, mit dem Yorkischen bis Jauer vor, und ließ das Langeronsche in der bekannten Position bei Hennersdorf aufstellen. Seiner Disposition nach sollten am Nachmittag den 26. August alle drei Corps die Katzbach zwischen Goldberg und Liegnitz passiren, Sacken und York das Ney'sche Corps schnell angriffen und erdrücken, und Langeron unterdessen den Rücken beider Corps decken. In der Nacht von dem 25. auf den 26. wurde ihm gemeldet, der Feind selbst sey im Vorrücken, und habe bereits mit einem Theile seiner Macht die Katzbach an mehreren Punkten auf der Straße von Goldberg nach Jauer passirt. Aber der alte entschlossene Feldherr ließ sich dadurch nicht irre machen. Um so sicherer durfte er nun hoffen, die noch jenseits stehende feindliche Macht zu überwältigen, und noch in derselben Nacht verlegte er sein Hauptquartier vorwärts nach Berthelsdorf; Sacken, auf dem rechten Flügel, und York in der Mitte, waren am Nachmittag des 26. bereits im Vormarsch. Ein Landregen, der mit dem Tage angefangen hatte und bis in die Nacht hineindauerte, verdunkelte die ganze Gegend. Da geht plötzlich die Meldung ein, der Feind habe bereits seine ganze Macht über die Katzbach herübergezogen, und dringe mit Uebergewalt auf Langerons, jetzt den linken Flügel bildendes, Corps ein. Blücher mit schneller Besonnenheit, läßt die noch im Vorrücken befindliche Colonne so fort halten und versteckt aufstellen, jagt vor, übersieht das Schlachtfeld, bemerkt, daß der Feind im hitzigen Vordrängen seinen linken Flügel preis gibt, und daß dieser sich zwischen Eichholz und Weinberg — unter dem heftigen Feuer von ein paar, bereits auf den Höhen von Triebelwitz aufgefahrene Batterien — nur mit einiger Verwirrung entwickeln kann. Schnell ist sein Plan geordnet. Sacken erhält Befehl, mit seinem Corps jenen Flügel zu umzingeln, und Blücher selbst sprengt zu Yorks Colonne zurück. „Kinder! — ruft er — heute gilts! Ihr sollt beweisen, daß ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind! Auf, und zeigt euch als wackere Preußen!" Ein allgemeines Jauchzen: es lebe der König! schallt ihm entgegen. Alle preußischen Divisionen rücken jetzt zum Angriff des feindlichen Zentrum's vor; das zweite Bataillon des brandenburgischen Regiments, von noch zwei andern Bataillons unterstützt, an der Spitze." Aus drei von Infanterie-Quarrees geschützten Batterien stürzt ein Kartätschenhagel auf

die Voranrückenden, ganze Sektionen werden niedergerissen; dennoch bleiben die tapfern Brandenburger unerschüttert im Marsch. Jetzt, dem Feinde nahe, fällen sie das Gewehr und dringen auf das mittelste, aus französischen Grenadieren bestehende Quarree los; die Grenadiere stehen wie die Mauern. Noch zwei Schritte von ihnen entfernt machen jene halt. Da rufen die preußischen Offiziers plötzlich: drauf! drauf! und mit Blitzesschnelle schlagen nun die Brandenburger von zwei Seiten her mit den Kolben in die Franzosen hinein, und in zehn Minuten ist das ganze Quarre zu Boden geschlagen. Mit gleicher Wuth werden die übrigen Stellungen Macdonald's, eine nach der andern, genommen, die einhauende Cavallerie bemächtigt sich einer Anzahl Geschütze, und der Kampf wird überall um so mörderischer, da in dem strömenden, die Wirkung des Gewehrfeuers vernichtenden, Regen die Entscheidung fast lediglich durch Bajonet und Säbel erzwungen werden kann. Der alte Blücher aber, helfend, ordnend, ermunternd, ist überall im dicksten Getümmel gegenwärtig. Wo er, sobald als die Schlacht sich zum Siege neigt, hinkömmt, schreien ihm die, von einem unbeschreiblichen Enthusiasmus ergriffenen, Truppen ein jubelndes „Hör, Vater Blücher, heute geht's gut!" entgegen. Auch Sacken ist siegreich vorgeschritten und Langeron im Begriff, die verlornen Höhen wieder zu gewinnen. Die ganze französische Linie ist theils im Schwanken, theils im Weichen und Flüchten. Da wagt Macdonald noch einen verzweifelten Angriff mit der ganzen Cavallerie seiner Armee. Aber vergebens! Blücher selbst, die Wichtigkeit des Moments erkennend, setzt sich an die Spitze der russischen und preußischen Cavallerie und stürmt den Feinde entgegen. 8000 Mann Reiterei tummeln sich jetzt im wildesten, furchtbarsten Gefecht unter einander; aber auch hier krönt den heldenmüthigen Führer der Sieg; die französische Cavallerie wird geworfen, reißt ihre Infanterie vollends mit fort; die Sieger stürmen überall und mit allen Waffen ihnen nach, und die Verwirrung wird unter den Flüchtenden um so größer, als die wenigen Auswege zur Rettung durch Gepäck und davoneilendes Geschütz versperrt sind. Ein großer Theil von ihnen wird von den steilen Thalrändern hinab in die Wogen der, vom Regen hoch angeschwollenen, Katzbach und der wüthenden Neisse gestürzt, und nur einem kleinen Theile gelingt es, sich im Schutze der einbrechenden Nacht zu retten.

Kauf und Verkauf, s. Vertrag (Kauf-).

Kaufmann (Angelika), eine berühmte Malerin, ward 1741 zu Chur in Bünden geboren. Ihr Vater gab ihr den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen. Früh erwachte ihr Gefühl für alles Schöne. In der Malerei machte sie so schnelle Fortschritte, daß sie bald ihren Vater übertraf. In ihrem 13. Jahre ging sie nach Italien, wo sie ihre Studien fortsetzte. 1769 begab sie sich nach London; hier hatte sie das Glück, die ganze königliche Familie zu malen, wodurch ihr Ruf sowohl als ihre Glücksumstände fester begründet wurden. Mehrere bewarben sich um ihre Hand, und unter diesen befand sich auch ein englischer Künstler. Dieser, durch eine abschlägige Antwort erbittert, suchte sich auf folgende Weise zu rächen. Er setzte einen jungen Menschen aus der niedrigsten Volksklasse, aber von schöner Gestalt, in den Stand, die Rolle eines von den Reizen und Talenten Angelikas eingenommenen Barons zu spielen. Die junge Künstlerin ließ sich täuschen, und gab dem Abenteurer Herz und Hand; doch bald erkannte die Unglückliche die rohe und gemeine Natur des Mannes und fiel darüber in die äußerste Verzweiflung. Sie wurde nun zwar von demselben geschieden, jedoch mit der Verpflichtung, ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt zu geben. Hierauf heirathete sie einen venetianischer Maler, Namens Zucchi, mit welchem sie glücklich lebte. Nach dessen frühzeitigem Tode weihte sie ihr Leben einzig der Kunst und der Freundschaft. Zu Rom, wohin sie sich

1782 begeben hatte, starb sie den 5. Nov. 1807. Angelika hat eine Menge Portraits und historischer Gemälde, die letztern meist nach Antiken, gemalt. Sie hat zwar einen inkorrekten Styl, auch ist sie nicht reich an schöpferischer Kraft; doch bleiben ihre Werke vorzüglich wegen der Grazie, die in ihnen herrscht, schätzenswerth.

Kaufungen (Kunz von), geb. auf der Burg Kaufungen bei Penig (wann, ist unbekannt), soll schon im Hussitenkriege mit Auszeichnung gedient haben, obwohl sein Name erst 1449 bei Gelegenheit einer Fehde der Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albert von Brandenburg genannt wird, wo er im Dienste der Stadt Nürnberg den Markgrafen gefangen nahm und gegen ein großes Lösegeld losließ. Kurz darauf kämpfte er im Bruderkriege für den Churfürsten Friedrich den Sanftmüthigen, wurde mit Nikolaus von Pflug, um Gera zu entsetzen, abgeschickt, von den böhmischen Hilfsvölkern des Herzogs Wilhelm von Weimar gefangen genommen und nur gegen Erlegung von 4000 Goldgülden entlassen. Zur Entschädigung überließ ihm der Churfürst einige Güter des in Herzog Wilhelms Diensten stehenden Apel von Vitzthum bis zum Frieden, die jedoch, als derselbe kurz darauf erfolgte, nur kurze Zeit in seinen Händen blieben. Er trat daher mit neuen Anforderungen auf, und ohnerachtet der Churfürst, der sich nicht zur Bezahlung des Lösegeldes verbunden glaubte, weil er sein Söldner und nicht sein Lehnsmann sey, den Streit in Altenburg durch Schiedsrichter entscheiden lassen wollte, wartete er dies nicht ab, sondern raubte in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 mit Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels, durch Hilfe des Küchenjungen Schwalbe, als der Churfürst gerade abwesend und das übrige Hofgesinde in der Stadt bei einer Hochzeit sich befand, die beiden Prinzen des Churfürsten, Ernst und Albert. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert der böhmischen Grenze zu, während Schönfels und Mosen einen andern Weg nach Böhmen nahmen. Schon hatte Kunz fast die Grenze Böhmens erreicht, als Prinz Albert über heftigen Durst klagte und die Erlaubniß erhielt, sich einige Beeren zu pflücken. Mit Mühe gelang es ihm, einem herbeigeeilten Köhler Namens Schmidt zu sagen, wer er sey, der darauf mit seinem Schürbaum die Knechte niederschlug, und Kunzen mit Hilfe herbeigerufener Köhler gefangen nahm. Kunz wurde dem Vogt von Zwickau, Veit von Schönburg übergeben, der Prinz aber nach Altenburg geführt. Wilhelm von Mosen und von Schönfels waren indeß mit dem Prinzen Ernst bis in die Gegend von Hartenstein an der Mulde gekommen, hörten hier in einer Höhle Kunzens Geschick von vorbeigehenden Holzbauern und lieferten den Prinzen Ernst den 11. Juli, nachdem sie das Versprechen völliger Begnadigung erhalten hatten, an den Amtshauptmann Friedrich von Schönburg in Hartenstein aus. Kunz von Kaufungen wurde den 14. Juli zu Freiburg mit dem Schwerte hingerichtet.

Kaunitz-Rietberg (Wenzel Anton, Reichsfürst von), der Sohn des Grafen Maximilian Ulrich Joseph Fortunat von Kaunitz, der durch die Heirath mit einer Gräfin von Ostfriesland und Rietberg die Grafschaft dieses Namens an sich gebracht hatte, ward zu Wien 1711 geboren, und, als der fünfte Sohn zum geistlichen Stande bestimmt, den er jedoch, als dieselben kurz nacheinander starben, wieder verließ, um sich den Staatsgeschäften zu widmen. Er studirte zu Wien, Leipzig und Leyden, bildete sich auf Reisen durch England, Frankreich und Italien und wurde von Kaiser Carl VI. 1735 zum Reichshofrath und kurz darauf zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg ernannt, welche Stelle er bis zum Tode dieses Kaisers bekleidete, und sich dann auf die Herrschaft Kaunitz in Mähren zurückzog. Die Königin Marie Theresie sandte ihn jedoch 1741 als Gesandter nach Rom und von da nach Florenz. Im folgenden Jahre

brachte er ein Bündniß Oesterreichs mit Sardinien zu Stande, dem auch darauf England beitrat, und erweckte dadurch die günstigste Meinung von seinen Talenten. 1744 erhielt er die Stelle eines österreichischen Ministers am Hofe Herzogs Carl von Lothringen, Generalgouverneurs der österreich. Niederlande, führte in Abwesenheit des Herzogs Carl die Interimsregierung daselbst mit vieler Umsicht und Thätigkeit, bis zur Eroberung Brüssels durch die Franzosen (1746), nachdem er für die österreich. Truppen freien Abzug nach Antwerpen erhalten hatte. Da auch diese Stadt sich den Franzosen ergab, ging er nach Aachen und erhielt auf sein Ersuchen wegen geschwächter Gesundheit einen ehrenvollen Abschied. Dennoch erschien er kurz darauf als kaiserl. Gesandter beim Friedensschlusse zu Aachen, zeigte sich als gewandter Diplomatiker, wurde nach dem Frieden k. k. Conferenz- und Staatsminister, erhielt 1749 den Orden des goldenen Vließes, war dann von 1750—52 Gesandter in Paris und brachte es durch sein kluges Benehmen dahin, daß zwischen Oesterreich und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen wurde. Vom Jahre 1753 an leitete er als Hof- und Staatskanzler fast alle Geschäfte der österreich. Monarchie, wurde 1764 von K. Franz I. in den Reichsfürstenstand erhoben und genoß bis zu Marie Theresiens Tode unbegränztes Vertrauen. Weniger groß war sein Einfluß unter Joseph II., der ihn zwar hörte, aber nicht immer seine Rathschläge beachtete. Sicher würden aber die Pläne dieses Kaisers zum Heil der Monarchie ausgeführt worden seyn, wenn er sorgfältiger den Rath dieses großen Staatsmannes beachtet hätte, bei dessen Verwaltung die Finanzen verbessert, der Gewerbfleiß geweckt, die Armee vermehrt und eine Menge nützlicher Einrichtungen getroffen worden waren. Da auch Leopold II. wenig auf ihn achtete, legte er beim Antritt Franz II. seine Hofstaatskanzlerwürde nieder, und starb 1794.

Kauscher, Kascher, Koscher, ist bei den Juden Alles, was nach dem jüdischen Gesetze nur durch Juden bereitet und sonst nicht genossen werden darf.

Kausticität, s. **Aetzkraft.**

Kaustik, s. **Aetzkunst.**

Kaviar, s. unter C.

Kegel, in der Geometrie, jeder pyramidalische Körper, der zur Grundfläche eine Cirkelfläche hat. Man kann sich die Entstehung eines Kegels denken, wenn sich ein rechtwinkliches Dreieck um den senkrecht stehenden Schenkel herum bewegt. Die senkrechte Linie, welche von der Spitze des Kegels in den Mittelpunkt seiner Grundfläche gezogen wird, heißt die Axe. Bei einem geradstehenden Kegel ist sie zugleich die Höhe. Bei einem schiefstehenden Kegel fällt die Axe außerhalb des Mittelpunkts der Grundfläche, und hört auf Axe zu seyn. — In der Mathematik, eine spitz zulaufende kreisförmige Ründung, deren Kegelschnitte mannichfaltige Figuren bilden. — **Kegel** nennt der Buchdrucker die Dicke der Lettern von verschiedenen Schriftgrößen — und der Artillerist das Visir bei den Kanonen.

Kehl, Stadt und Festung im badenschen Kinzigkreis am Einfluß der Kinzig in den Rhein, besteht aus 2 Theilen, der Festung, die Straßburg gegenüber liegt, und dem Dorfe gleiches Namens, mit 1481 Einw. Die Festung ward 1683 von den Franzosen angelegt, aber im Frieden zu Ryßwick 1697 zurückgegeben; der Platz ward dem Markgrafen von Baden-Baden überlassen, aber das Besatzungsrecht der Festung behielt sich der Kaiser und das Reich vor. Durch die öftern Eroberungen, z. B. 1703, 1733, 1797 und 1805 ward die Stadt sehr verwüstet. Eine lange hölzerne Brücke wurde 1808 über den Rhein geschlagen, deren mittlere Joche leicht abgetragen und wieder eingefügt werden können.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes so häufig gebraucht wird, ist ein viereckiges, in Verhältniß zu seiner Breite und Dicke langer Körper, der nach dem einen Ende in eine gerade Schärfe, oder auch in eine Spitze ausgeht. Die Größe seiner Wirkung hängt von der Neigung seiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes selbst, und von dem Widerstande der gespaltenen Flächen ab, und ihre Bestimmung gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig ist die Lehre vom Keil in der Theorie der Gewölbe. In der Baukunst wird auch der Schlußstein Keil genannt.

Keilschriften. Sie finden sich auf alten Denkmälern in der Gegend des Euphrats mit Schriftzügen in Keilform. Nachdem man herausgebracht hatte, daß es mehrere Arten dieser Schriftzeichen gab, wissen wir, daß die persische oder medische Schrift 3 und die babylonische oder medische 2 Unterarten hat, daß erstere gemeiniglich die 3 Gattungen unter einander stehend enthält, die Wort für Wort sich entsprechen, dagegen letztere sich immer nur einfach, auf gebrannten oder natürlichen Steinen, auf Gemmen und cylinderförmigen Amuleten finden, daß die persische Keilschrift Namen ihrer Könige und Glückwünsche für diese und ihr Volk und die babylonische Formeln als Talisman wider böse Dämonen enthält.

Keim ist die Grundlage zu jedem organischen Körper, aus dem sich dieser nach und nach entwickelt. Man bedient sich dieses Ausdrucks besonders bei den Gewächsen, wo der Keim in dem Samen zwischen den Samenblättchen liegt, und aus zwei Körpern besteht, die sich beim Keimen des Samens auf folgende Art entwickeln: Der eine Theil ist in der ersten Periode pfriemenförmig, geht sogleich in die Erde und wird zur Wurzel, man nennt ihn das Schnäbelchen; der zweite Theil erhebt sich über die Erde, und bringt den Stengel nebst den Blättern hervor, und da er anfänglich wie kleine Blättchen aussieht, so nennt man ihn das Blattfederchen.

Keiser (Reinhard), ein berühmter Tonkünstler, geb. 1673 zu Leipzig, bildete sich auf der Thomasschule so sehr aus, daß der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 1692 ihm auftrug, zwei Opern zu componiren, welche großen Beifall erhielten. Zwei Jahr darauf ging er als Cantor am Dom zu Hamburg dorthin, dirigirte die Oper daselbst und starb den 12. Sept. 1739. Außer Concert- und Kirchenmusiken hinterließ er 116 Opern, die sich besonders durch Melodienreichthum auszeichnen. Auch war er der erste, der bei der Composition seiner Texte auf die verschiedenen grammatikalischen und rhetorischen Accente und Einschnitte in die Rede sah. Der König von Dänemark und der Herzog von Meklenburg ertheilten ihm den Titel eines Hofcapellmeisters.

Keith (George), ein berüchtigter Quäker, aus Schottland gebürtig, aus niederm Stande, war anfangs ein eifriger Presbyterianer, trat aber zu den Quäckern über, und suchte die Lehrmeinung dieser Sekte in Holland und Deutschland auszubreiten. Später ging er nach Amerika, wurde, nach Europa zurück kehrend (1694), auf einer allgemeinen Synode zu London wegen seiner Meinungen als Ketzer verdammt, kehrte, nachdem er sich lange geweigert, endlich in den Schooß der englischen Kirche zurück und starb in großer Dürftigkeit einige Jahre darauf. Er leugnete die Ewigkeit der Höllenstrafe, lehrte die Metempsychosis und 2 Naturen in Christo. Um einen Beweis seiner Orthodoxie zu geben, schrieb er später ein Werk unter dem Titel: The Stand of the Quakers examined, London 1702. 8., vorzüglich gerichtet gegen die Apologie von Barklay. 2) (George) Erbmarschall von Schottland, bekannter unter dem Namen Lord Marschall, der älteste Sohn von William, Grafmarschall von Schottland, geb. 1685 in der Grafschaft Kinkardine, ward unter der Königin Anne Capitain der Garden, diente mit

Auszeichnung unter dem berühmten Marlborough, und ergriff nach der Königin Tode mit großem Eifer die stuartsche Parthei, Schottland zu Gunsten des Prätendenten bewaffnend, den er zu Edinburg als König ausrufen ließ. Die Uneinigkeit unter den Häuptern dieser Parthei nöthigte jedoch den Prätendenten bei Annäherung eines engl. Heers, sich wieder einzuschiffen und den Lord Marschall, sein Vaterland zu verlassen. Er besuchte hierauf fast alle europäische Höfe, um dem unglücklichen Prätendenten Unterstützung zu verschaffen, ging endlich, da dies vergeblich war, nach einem langen Aufenthalte zu Venedig nach Berlin, um seinen Bruder zu besuchen, und wurde vom Könige von Preußen zum Statthalter von Neufchatel ernannt, worauf ihn derselbe auch als Gesandter nach Spanien schickte. Das Bündniß Preußens mit England gestattete ihm endlich, nach seinem Vaterlande zurück zu kehren, doch bald kehrte er zu Friedrich II. zurück, der ihn in Potsdam liebreich aufnahm. Hier starb er den 25. Mai 1778. 3) (Jakob von) preuß. Generalfeldmarschall, Gouverneur von Berlin und Ritter mehrerer Orden, jüngster Sohn Georg Keiths, Marschalls von Schottland, geb. 1690 zu Freteressa in der Grafschaft Kinkardine, bildete sich zu Aberdeen, nahm 1715 an dem von seinem Bruder erregten Aufruhr in Schottland Theil, der durch die Schlacht bei Dumblein, welche der Herzog von Argyle gewann, unterdrückt wurde, und verließ mit seinem Bruder gemeinschaftlich, dem Prätendenten nach Urbino folgend, sein Vaterland. Nachdem 1719 ein zweiter Versuch, welchen der span. Minister Alberoni zu Gunsten des Prätendenten von Spanien aus unternahm, mißlungen war, nahmen beide Brüder span. Kriegsdienste, die jedoch Jakob von Keith, weil der friedliche Zustand in Spanien ihm keine Gelegenheit zur Auszeichnung darbot, 1728 mit dem russischen Dienste vertauschte, wo er die Gunst Peters II. und der Kaiserin Anna in einem hohen Grade genoß. Er befand sich 1733 mit bei der russischen Hilfsarmee, welche unter dem Befehle des Prinzen von Homburg zur Unterstützung des Churfürsten von Sachsen in Polen einrückte, zeichnete sich überall durch Muth und Einsicht aus, und wurde deshalb 1735 zum General-Lieutenant ernannt. Eben so befand er sich unter dem General Laski bei der russischen Hilfsarmee von 14.000 Mann, die die kaiserlichen Truppen am Rhein verstärken sollte, die aber wegen des zu dieser Zeit geschlossenen Friedens nicht an den Ort ihrer Bestimmung gelangte. Mit gleicher Auszeichnung diente er 1736 und 37 gegen die Türken, wurde bei der Bestürmung von Oczakow den 2. Juli verwundet, erhielt aber dennoch die Aufsicht über die Linie an der Grenze der Ukraine und Tartarei, trieb die Angriffe der Tartaren auf allen Punkten zurück und wurde von der Kaiserin deshalb zum General der Infanterie ernannt. 1741 erwarb er sich neue Lorbeern gegen die Schweden im Treffen bei Wilmanstrand (den 3. Sept.), half im folgenden Jahre Finnland erobern und trug vieles zur Uebergabe von Helsingfors (den 3. Sept. 1742) bei, wofür er den St. Andreasorden erhielt. 1743 schlug er sogar den schwedischen Admiral Ravalin (den 30. Mai) an der finnischen Küste und beförderte nach geschlossenem Frieden (den 27. Juni 1743) die Ernennung des Prinzen Adolph Friedrich von Holstein-Eutin zum Kronprinzen von Schweden mit 10.000 Mann Russen. Vom Canzler Bestuchef jedoch beleidigt, trat er 1747 als Feldmarschall in preuß. Dienste, wurde das Jahr darauf Statthalter von Berlin und Ritter des schwarzen Adlerordens, worauf er sich in der Schlacht von Lowositz, bei Prag den 6. Mai 1757, und der darauf erfolgten Belagerung dieser Hauptstadt, so wie nach der Colliner Schlacht den 18. Juni beim Rückzuge große Verdienste erwarb. Nach der Schlacht bei Roßbach den 5. Nov. unternahm er einen Einfall in Böhmen, bemächtigte sich der feindlichen Magazine bei Leutmeritz und war 1758 mit bei der Einnahme von Schweidnitz und der Belagerung von Ollmütz, und wurde noch in demselben

Jahre (den 14. Okt.) bei Hochkirchen, wo Daun Friedrich II. überfiel, tödtlich verwundet und starb wenige Stunden darauf.

Keláno, s. Harpyen.

Keller (Johann Balthasar), ein ausgezeichneter Erzgießer, geb. zu Zürich 1638, ließ sich in Paris unter Ludwig XIV. nieder und unternahm nach Girardons Modell zuerst die Bildsäule Ludwigs XIV. aus einem einzigen Guſſe zu gießen, nachdem früher die Statuen in einzelnen Stücken gegossen worden waren. Das Wagstück gelang und die Statue wurde 1692 auf dem Vendomeplatz aufgestellt, welche zur Revolutionszeit durch den wüthenden Pöbel zertrümmert wurde. Der König von Frankreich belohnte ihn mit einer großen Summe Geld und gab ihm die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses. Er starb zu Paris 1702. Auf gleiche Weise zeichnete sich im Gießen sein Bruder Jakob Keller aus, welcher 1700 zu Colmar im 65sten Lebensjahre starb.

Kellermann (Franz Christian), Herzog von Valmy, Marschall und Pair von Frankreich, geb. den 30. Mai 1735 zu Straßburg, trat 1752 als gemeiner Husar in franz. Kriegsdienste, schwang sich im 7jährigen und im poln. Föderationskriege durch Tapferkeit nach und nach empor so daß er 1788 Marechal de Camp war. Seine zu Anfang der franz. Revolution bewiesene Thätigkeit stellte unter den Truppen im Elsaß die Mannszucht wieder her, und er erhielt deshalb vom Nationalkonvent eine Bürgerkrone. Beim Einmarsch der Preußen in Champagne befehligte er die französische Moselarmee, und zwang durch seine treffliche Stellung bei Valmy den Herzog von Braunschweig nach einer fruchtlosen Canonade den 19. Sept. 1792 zum Rückzuge. Dennoch legte ihm Custine zur Last, daß er Trier nicht weggenommen habe. Er erhielt hierauf den Oberbefehl bei der Belagerung von Lyon, wurde dann zur Alpenarmee versetzt, und ohnerachtet der guten Vertheidigung der südlichen Grenze im Sept. 1793, der Verrätherei beschuldigt und in die Abtei gebracht, woraus ihn erst Robespierres Sturz und ein Ausspruch des Revolutionstribunals den 6. Nov. 1794 befreite. Auf kurze Zeit befehligte er im folgenden Jahre die Alpenarmee, setzte 1797 Lyon in Belagerungsstand und organisirte die Gensd'armerie, wurd hierauf Generalinspektor und trat nach dem 18. Brumaire in den Erhaltungssenat, zu dessen Präsidenten er den 2. Aug. 1801 ernannt wurde. Napoleon erhob ihn zum Reichsmarschall, Großoffizier der Ehrenlegion und Commandeur der eisernen Krone, so wie ihm derselbe auch den Johannisberg schenkte und 1808 zum Herzog von Valmy und Oberbefehlshaber der Canalküstenarmee ernannte. Während des östreich. Kriegs und des von 1812—14 organisirte er die Neukonscribirten im Elsaß, erklärte sich d. 1. April 1814 für Ludwig XVIII. und wurde noch in demselben Jahre Pair des Reichs, Großkreuz des St. Ludwigsordens und Gouverneur der 5ten Militärdivision. Bei Napoleons Rückkehr von Elba blieb er den Bourbons treu und behielt deshalb auch seine Würden. Er starb im Anfange des Jahres 1823.

Kempelen (Wolfgang von), geb. zu Preßburg den 23. Januar 1734, ist als mechanischer Künstler durch die Erfindung einer sehr kunstreichen Schachmaschine berühmt, welche auch die geschicktesten Spieler matt machte, und deren 1771 zuerst gedacht wurde. Eben so erfand er auch 1778 eine noch künstlichere Sprachmaschine, welche $1\frac{1}{2}$ breit und $\frac{1}{2}$ F. lang war und aus einem viereckigen, mit einem Blasebalge versehenen Kasten bestand. Wurde der Blasebalg mit seinen Klappen nach Verhältniß der zu sprechenden Wörter bewegt, so sprach die Maschine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus. Auch erfand er eine Dampfmaschine, die bald wieder zerbrach. Er starb als kaiserlicher wirklicher Hofrath zu Wien den 22 März 1804.

Kempis (Thomas a), s. Thomas a Kempis.

Kennicott (Benjamin), Professor der Theologie zu Oxford, geb. 1718 zu Tottneß in Devonshire, wurde berühmt durch sein Vetus testamentum hebraicum variis lectionibus II. Columnia. Oxoniae 1776—1780. Fol. aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben. Er starb 1738.

Kent (William), geb. 1685 in Yorkshire, legte sich auf die Malerkunst und kam 1710 nach London, wo er besonders viel Beschäftigung in Verzierungen fand. Das hierdurch gewonnene Vermögen setzte ihn in den Stand, seine künstlerischen Talente in Rom weiter auszubilden, obwohl seine Historiengemälde und Bildnisse nur wenig Beifall fanden. Später legte er sich auf die Baukunst und hinterließ einige schöne Gebäude. Was ihm aber am meisten einen Namen machte, war die Anlegung einiger Gärten, wo er auf das zweckmäßigste die Natur nachahmte, indem er die bis dahin gewöhnliche Regelmäßigkeit verließ und so den Grund zu der neuern englischen Gartenkunst legte. Er starb 1748.

Keppler (Johann), der berühmte Mathematiker und Astronom, dem die neuere Astronomie jenen hohen Grad der Vollkommenheit verdankt, wodurch sie sich so sehr vor andern Wissenschaften auszeichnet. Er war am 21. Dez. 1571 in der schwäbischen Reichsstadt Weil geboren. Wegen des unsteten Lebens seines Vaters und der unglücklichen Schicksale desselben ward seine Erziehung in den frühern Jahren vernachlässigt, und die erste Zeit seines Lebens war sehr trübe. In dem Baaden-durlachischen Städtchen Elmendingen, wo sein Vater Gastwirth war, wurde er zuerst in die Schule geschickt, die er aber wegen häufiger Unterbrechung durch häusliche Arbeiten nur sehr unregelmäßig besuchen konnte. Von seinem 15. Jahre an konnte er den Studien ungestörter obliegen, da er als herzoglicher Stipendiat in die Klosterschule Maulbronn aufgenommen wurde. Hierauf bezog er nach dreien Jahren die Universität Tübingen, wo er 1591 die Magisterwürde erhielt. Er widmete sich hier mit Eifer und Erfolg dem Studium der Theologie; mit Geometrie und Astronomie beschäftigte er sich nur nebenbei. Die erledigte Lehrerstelle der Mathematik auf dem Gymnasium zu Gräz in Steiermark, die Kepplern übertragen wurde, gab seinem Genius die rechte Richtung. Nach seinem eigenen Geständnisse trat er, mehr durch Talent als durch Gelehrsamkeit ausgerüstet, diese Stelle an. Jetzt erst befliß er sich mit Ernst der Astronomie, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Untersuchung über die physischen Gründe von der Bewegung der Weltkörper. Da 1598 mehrere Lehrer in Gräz ihres Amtes entsetzt wurden, so entwich Keppler, der ein gleiches Schicksal befürchtete, nach Ungarn, kehrte aber im folgenden Jahre wieder zurück, da der Erzherzog Ferdinand von Steyermark Kepplern zu entlassen nicht Willens gewesen war. Jedoch die zunehmenden Religionsunruhen und Bedrückungen bewogen ihn, sich an den großen Astronomen Tycho de Brahe zu wenden, der damals nach Deutschland gekommen war, und Kepplers Talente schon kennen gelernt hatte. Im Januar 1600 verließ Keppler sein Amt und ging nach Böhmen zu Tycho, und beide große Geister vereinten sich zu gemeinschaftlichen Bestrebungen. Im September 1601 wurde er von Tycho dem Kaiser Rudolph II. vorgestellt, der ihn sehr günstig aufnahm und ihn zu seinem Mathematiker ernannte. Auch wurde ihm gleich nach Tycho's Tode (24. Okt. 1601) Besoldung versprochen, die aber sehr nachlässig ausgezahlt ward. Nach Rudolphs II. Tode (1611) hatte er 2000 Rthlr. zu fordern, auch die ihm versprochene Kosten der Ausgabe des Werkes über den Planeten Mars, und noch 2000 Rthlr., die ihm zugestanden waren. Der Kaiser Mathias berief ihn an das Gymnasium zu Linz; allein seine Hoffnung, den bedeutenden Rückstand zu erhalten, blieb unerfüllt. 1613 mußte er sich auf den Befehl des Kaisers auf den Reichstag nach Regensburg verfügen, wo über die Verbesserung des Calenders berath-

schlagt werden sollte. Die ersten Jahre seines Aufenthaltes zu Linz waren sehr unruhig, so daß er der Astronomie nur wenig Zeit widmen konnte. Die Jahre 1614 bis 1620 waren aber die ruhigsten seines Lebens; mit anhaltendem Fleiße betrieb er mathematische und astronomische Forschungen. Da ihm aber seine Forderungen und sein Gehalt nicht ausgezahlt wurden, und er nur eine geringe Unterstützung von den österreichischen Landständen erhielt, so mußte er Calender mit Prognostiken schreiben, welches (sagt er) etwas ehrlicher war als Betteln. Trotz dieser drückenden Lage, in welcher sein Vaterland ihn ließ, schlug er dennoch die Professur der Mathematik zu Bologna, die ihm angetragen wurde, aus. Streitigkeiten mit der Geistlichkeit und die Unruhen in den österreichischen Ländern veranlaßten ihn, Linz zu verlassen, und sich nach Regensburg zu begeben. Einen Ruf nach England nahm er nicht an. Von dem Kaiser Ferdinand II. wurde er als kaiserlicher Mathematiker bestätigt. Er ging hierauf 1627 nach Ulm, wo er den Druck der neuen astronomischen Tafeln besorgte, die zu Ehren Kaiser Rudolphs, die Rudolphischen genannt wurden. Am Ende des Jahres 1627 ging er nach Prag, wo ihm vom Kaiser 400 Gl. ausgezahlt wurden. Auch erhielt er zugleich die Erlaubniß, in die Dienste des Herzogs Albert von Friedland und Sagan zu treten, der ein Liebhaber der Astronomie wegen der Sterndeuterei war. Von diesem sollte er auch den Rückstand der Besoldung, der zu 12.000 Gulden angelaufen war, erhalten. Der Herzog, der Patron der Universität Restock war, gab Kepplern eine Professur mit Gehalt auf derselben. Da aber Gehalt und die Erfüllung der Forderungen an den kaiserlichen Hof ausblieben, so reisete er deßhalb nach Regensburg, wo der Reichstag gehalten ward. Hier fiel er in eine Krankheit, an welcher er am 15. Nov. 1630 starb, noch nicht 59 Jahre alt. Keppler war von Körper klein und hager, schwach und kurz von Gesicht. Von sich selbst schreibt er, daß er kein weltkluger Mann, für Geschäfte nicht gemacht, und bloß seinen Studien ergeben sei. Die Leiden und Widerwärtigkeiten, deren er in seinem Leben so viele zu dulden hatte, vermochten seinen Geist nicht zu trüben; nicht nur in der Astronomie, sondern auch in manchen andern Theilen der Mathematik drang er mit hellem Blicke vorwärts. Er hatte eine besondere Gabe, Wahrheiten von Ferne zu ahnen; sein Genius, wie er selbst sagt, lispelte sie ihm zu. Dieser Genius war seine große Fantasie, in die er eine ganze Weltordnung zu fassen vermochte. Seine wichtigste Untersuchung ist die über die wahre Laufbahn des Planeten Mars; die Ergebnisse dieser schwierigen Untersuchung waren, daß die Bahn des Mars eine Ellipse ist, in deren einem Brennpunkt die Sonne sich befindet; daß ferner die von dem Planeten um die Sonne in gleichen Zeiten beschriebenen Flächenräume gleich groß, und daher die in ungleichen Zeiten beschriebenen den Zeiten proportional sind. Erst am 15. Mai 1618 machte Keppler die wichtige Entdeckung, daß die Würfel der mittleren Abstände der Planeten von der Sonne sich wie die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten. Die elliptische Theorie der Bewegung der Weltkörper bewirkten Newtons Entdeckung, daß die Planeten durch eine der Schwere auf der Erde gleichartige Kraft nach der Sonne getrieben werden. Seine Schriften, die eine Menge von Folianten füllen würden, sind voll von den kühnsten Hypothesen; selbst bei dem Vortrage schwieriger Untersuchungen ist seine Sprache bilderreich. Auch war Keppler nicht ganz frei von dem Glauben an die geheime Einwirkung der Himmelskörper auf die Erde und den Menschen. So glaubte er, daß es geheime Einflüsse der Ereignisse am Himmel auf den Geist des Menschen gäbe, der einen verborgenen Sinn für diese Einwirkung besitze; auch schrieb er dem Stande der Gestirne bei der Geburt eines Menschen Einfluß auf die geistige und sinnliche Beschaffenheit desselben zu; bei einer harmonischen Configuration der Gestirne erhalte der Geist oder das

sinnliche Vermögen eine schöne Form, und verschaffe sich auch dadurch eine schöne Wohnung in seinem Körper. In Beziehung, daß Keppler, trotz seiner vielen Verdienste um die Wissenschaften, von seinen Zeitgenossen so sehr vernachlässigt wurde, machte Kästner folgendes bekannte Epigramm auf ihn:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg — und starb in Hungersnoth!
Er wußte bloß die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Eine dankbare Nachwelt hingegen hat ihm desto mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und ihm diejenige Verehrung gezollt, die ihm wegen seiner unsterblichen Verdienste um die Astronomie gebührt. Noch vor kurzem ist ihm in Regensburg vom berühmten Freiherrn von Dalberg, dem Grafen von Stromberg und mehrern edlen Deutschen ein Denkmal errichtet worden, welches in einem dorischen Tempel von drei und zwanzig Fuß Höhe und Kepplers, von Professor Döll in Gotha verfertigtes, Brustbild besteht.

Kerguelen = Tremarec (Yves Joseph de), franz. Seeheld, geb. zu Quimper in Bretagne 1745, zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten im Dienste seines Vaterlandes gegen die erfahrensten Seehelden Englands aus, ohne daß dasselbe sich dankbar gegen ihn bezeigt hätte. Während der Greuelscenen in den ersten Jahren der Revolution entging er nur mit Mühe dem Tode auf dem Schaffott und wurde sogar 1796 verabschiedet. Er hatte früher zwei Reisen in das Südmeer und nach den beiden Indien gemacht, und Cook erkannte seine Vorzüge an, indem er einer großen Insel den Namen Kergueleneiland ertheilte. Er starb zu Paris 1797 und hinterließ: Relation d'un voyage dans la mer du Nord, aux côtes d'Islande, du Groenland, de Ferro, de Schettland, des Orcades et de Norwège, in den Jahren 1767—68, Paris 1771; Relations de deux voyages dans les mers Australes et des Indes, faits en 1771 et 73 pour la vérification d'une nouvelle route à la Chine, ib. 1782. 8. mit Charten; Histoire des évènemens des guerres maritimes, des causes de la destruction de la marine française es des moyens d'y remédier 1796. 8. mit einer Relation des combats et des évènemens de la guerre maritime de 1778, entre la France et l'Angleterre.

Kermes, Alkermes, Kermes = Körner, Auswüchse an verschiedenen Pflanzen und Wurzeln, in den mittägigen Ländern Europens, die von gewissen Insekten herrühren, welche die Säfte herausziehen und ihnen um sich herum eine runde Gestalt geben, in der sie sich verpuppen. Hieraus entsteht die unächte Cochenille, die gleich der ächten in Färberei und Malerei gebraucht wird. Der mineralische Kermes ist eine chemische Bereitung aus dem Spießglase, welche ihren Namen daher erhalten hat, weil sie dem natürlichen an Farbe ähnlich ist.

Kesselsdorf, ein Dorf, welches eine Meile von Dresden liegt; es hat sich einen Namen in der Geschichte durch die Schlacht erworben, welche 1745 den 15. Dez. im 2. schlesischen Kriege zwischen den Preußen und Sachsen dort vorfiel. Es war in Wien der Plan entworfen worden, daß ein österreichisches Heer, vereint mit den Sachsen, rasch gegen Berlin vordringen sollte, um den König durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Herausgabe von Schlesien zu zwingen. Der alte Fürst von Dessau kam ihnen zuvor; mit einem zu Halle versammelten Heere fiel er in Sachsen, und zog gerade auf Dresden. Er fand die Sachsen und eine Heeresabtheilung der Oesterreicher auf den Höhen von Kesselsdorf unter dem Herzog von Weißenfels und dem Feldmarschall von Rutowski. Der Fürst griff sie an, und trug ungeachtet ihrer vortheilhaften Stellung, einen Sieg über die Sachsen davon, welche dem großen Friedrich (18. Dez.) die Thore von Dresden

öffneten, und den 25. d. M. den Dresdner Frieden herbeiführte; wodurch Preußen in dem Besitz von Schlesien blieb.

Ketzer (Häretiker), ein Irrgläubiger, d. i. der den von der Kirche bestätigten Grundwahrheiten des Christenthums entgegengesetzte Meinungen behauptet. Der Name ist von einer Sekte der Manichäer, welche sich Kathari, Reine, nannten, entlehnt. Die römische Kirche hat 65 Namen in ihre Ketzerregister eingetragen. Aus dem I. Jahrh.: 4, darunter die Gnostiker; aus dem II.: 15, darunter die Nazaräer, Ophiten oder Schlangenbrüder und Manichäer; aus dem III.: 10, darunter die Sabellianer, Origenianer und Chiliasten; aus dem IV.: 12, darunter die Arianer; aus dem V.: 10, darunter die Nestorianer, Eutychianer, Monophysiten, Pelagianer und Prädestinatianer; aus dem IX.: 1, die Paulicianer; aus dem XII.: 5, darunter die Waldenser und Mystiker; aus dem XV.: die Wiklefiten und Hussiten; aus dem XVI.: die Protestanten und Anabaptisten; aus dem XVII.: die Mennoniten, Socinianer, Antitrinitarier und Dippelianer. Diese Ketzer wurden mit kirchlichen und bürgerlichen Strafen belegt. Von der Kirche wurden sie verflucht und in den Bann gethan, oder von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, zu keiner kirchlichen Würde zugelassen und in jeder Rücksicht als Unreine betrachtet, mit welchen jede Verbindung aufgehoben werden müsse. Vom Staate wurden sie für ehrlos erklärt; jede Unterhandlung mit ihnen war ungültig, man schloß sie von allen Würden und Aemtern aus; sie durften nicht testiren, Eide schwören u. s. w. Friedrich II. setzte im J. 1222 die Feuerstrafe und die Einziehung aller Güter auf die Ketzerei, und seit Gregor VII. fingen die grausamsten Ketzerverfolgungen an. Wenn der verbannte Ketzer seinen Irrthum widerrief und in die Kirche zurücktreten wollte, so mußte er den Irrthum feierlich abschwören und verfluchen, Kirchenbuße thun und Verzicht leisten auf geistliche Würden. Doch hierin wurde zuweilen eine Ausnahme gemacht. Bekannt ist es, daß jährlich am grünen Donnerstage in Rom ein Verzeichniß der Ketzer öffentlich von dem Papste abgelesen wird, und dieselben mit dem Bannfluche belegt werden.

Keuchhusten, Stickhusten, eine krampfige, epidemische Kinderkrankheit, die sich durch periodische Anfälle von andern Husten unterscheidet. Der Anfall selbst, dem Aengstlichkeit vorhergeht, besteht in heftigen, ununterbrochenen, konvulsivischen Ausathmungen und seltenen, aber schreienden, tiefen Einathmungen. Dem Anfalle folgt gewöhnlich Erbrechen, Nasenbluten, Niesen, Kopfschmerz und Abspannung. Sich selbst überlassen, heilt er kaum in einem Monate. S. Marcus über die Natur und Behandlung des Keuchhustens, Bamberg 1815.

Kiel (Stadt), s. **Holstein** (Großherzogthum).

Kiel, der Haupttheil eines Fahrzeugs beim Schiffbau, mit welchem allemal der Bau angefangen wird. Wollte man das Schiff mit dem Körper eines Thieres vergleichen, so würde der Kiel das Rückgrath und Innhölzer als Rippen zu betrachten seyn. Der Kiel hält und verbindet (lascht) das ganze Gebäude als Hauptbalken. Das Vor- und Hintertheil des Schiffs sind Fortsetzungen und bestimmt die Enden des Fahrzeugs durch Querbalken oder Steven, so zu halten und zu befestigen, wie der Kiel den Boden durch Innhölzer und Spanten bildet. **Kielpahrme** sind niedrige flache Böte, um Kohlen auf Flüssen fortzuschaffen. **Kielhohlen**, ein Ausdruck der Seeleute, welcher das Niederziehen eines Schiffs auf die Seite bedeutet, um es zu kalfatern oder auszubessern. Die Fahrzeuge, auf welchen die Sachsen in England einfielen, nannte man auch Kiele. Der Begriff Kiel ist fälschlich mit dem eines scharfen Balken verwechselt worden, der die Wasserfläche beim Fahren durchschneidet.

Kiesel oder **Kieselerde**. Die Kieselerde macht den häufigsten Bestandtheil der festen Masse unsers Erdkörpers aus. Sie ist der Hauptbestandtheil einer großen Menge Mineralien, unter andern des Feuersteins, Sandsteins, Bergkristalls u. s. w. Ihre Eigenschaften und ihr Verhalten gegen andere Körper wurden zuerst von dem unvergeßlichen Bergmann erforscht. Die Kieselerde kommt ziemlich rein in Gestalt des Bergkristalls, auch im weissen, sogenannten Milchquarz, vor, wo sie bloß durch eine, oft unwägbare Spur von Eisenoxid verunreinigет ist. Die Kieselerde kann sowohl im Wasser, als in Säuren aufgelöst werden; jedoch sind dazu mancherlei Umstände erforderlich. Im Wasser kann sie durch die Kunst nicht unmittelbar aufgelöst werden; in den großen Werkstätten der Natur bildet sich diese Auflösung unaufhörlich. Alle unsere Quellwasser enthalten Kieselerde und nicht selten ist sie der häufigste fremdartige Bestandtheil derselben. Sie kann nur durch Abdunstung des Wassers daraus abgesondert werden. In Säuren kann die Kieselerde aufgelöst werden, wenn sie vorher mit einem Alkali geschmolzen oder gebrannt worden ist, wo sich dann die gebrannte Masse in einer Säure, am besten in Salzsäure, auflösen läßt. Beim Abdunsten scheidet sich die Kieselerde wieder aus, und die Lösung erstarrt anfangs zu einer durchscheinenden, wasserhellen Gallerte, die so steif ist, daß man das Gefäß umwenden kann, ohne daß etwas herausfällt. Diese Gallerte bekommt nachher beim ferneren Abdunsten Steiffe und wird einem trocknenden Gummi ähnlich. Nach völliger Austrocknung bildet die Masse ein weisses Pulver, aus welchem die Kieselerde weder im Wasser, noch in Säuren aufgelöst werden kann. Sie enthält in diesem trockenen Zustande einen Antheil Wasser, den sie beim Glühen fahren läßt. Blos die Flußspatsäure löst die trockene oder geglühte Kieselerde auf; im gasförmigen Zustande löst dieselbe Säure mehr Kieselerde in Gasgestalt. Die Kieselerde giebt mit den feuerbeständigen Alkalien, mit der Kalk- und Thonerde, sehr merkwürdige Verbindungen, welche in den Künsten und zu ökonomischen Zwecken unentbehrlich sind. Die meisten Mineralien, welche zur Klasse der Steinarten gehören, sind Verbindungen von Kieselerde, als Säure mit Alkalien, Erdarten und Metalloxiden; obgleich die Kieselerde weder einen sauren Geschmack hat, noch als Säure reagirt, so besitzt sie doch mehrere Haupteigenschaften der Säuren, und wir nennen daher ihre Verbindungen mit anderen oxidirten Körpern Sillicate.

Kilogramm, s. **Gramme**.

Kind, Kindheit, s. **Alter**.

Kindeskrankheiten sind solche, zu den an sich schon durch die zarte Constitution und die verschiedenen Entwicklungsperioden dieses Alters die Anlage gebildet wird, oder die doch vorzugsweise die Kinder zu befallen pflegen. Eigentliche Kinderkrankheiten, d. h. Krankheiten, die nur die Kinder ergreifen, giebt es wenige; unter ihnen ist das Zähnen die vorzüglichste; es gehört zwar nicht streng in die Reihe der Krankheiten, weil der junge Organismus, um seine naturgemäße Bildung zu erreichen, diese Entwicklungsperiode durchmachen muß: doch da mit dem Zähnen immer ein gereizter Zustand und nicht selten ein Fieberchen verbunden ist, so giebt es häufig die prädisponirende Ursache zu vielen und heftigen Krankheiten ab. Andere Krankheiten, die mehr diesem Alter eigen sind, sind Keuchhusten, häutige Bräune, hitziger Wasserkopf, Kinderrose, Verhärtung des Zellgewebes; auch die exanthematischen Fieber, als Pocken, Masern, Scharlach, Rötheln befallen vorzugsweise das Kindesalter; so wie Würmer, Skropheln, Darrsucht, englische Krankheit 2c.

Kings-Bench, s. **Bench**.

Kingsbergen, einer der ausgezeichnetsten Seehelden, welche die Niederlande in der neuern Zeit hervorbrachten, wurde 1725 zu Dösborg in Gel-

dern geboren, und starb 1819. Er war noch nicht 10 Jahre alt, als er Militärdienste bei den Landtruppen nahm, welchen er im 14ten Jahre mit dem Seedienste vertauschte, in welchem er auch in kurzer Zeit von dem Grade eines Cadetten zum Vize-Admiral heraufstieg. 1767 trat er mit Erlaubniß seiner Regierung in ruß. Dienste, und machte den damals ausgebrochenen Türkenkrieg mit. Catharina II. schenkte ihm ihr Vertrauen und übergab ihm das Commando einer Flotte von fünf Schiffen mit 40 Canonen, mit der er im schwarzen Meer einen vollständigen Sieg über die dreimal stärkere türkische Seemacht davon trug. Seinen Sieg verdankte er einigen wichtigen Seemanövers, die hernach auch von den meisten seekriegführenden Mächten angenommen wurden. Die Kaiserin überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. Durch eine Denkschrift über die freie Schifffahrt im schwarzen Meere zog er ihre Augen als Politiker auf sich. 1776 kehrte Kingsbergen nach den Niederlanden heim. Gleich nach seiner Ankunft erhielt er der Auftrag, mit dem Kaiser von Marokko in Friedensunterhandlungen zu treten; durch seine Bemühungen kam der Friede zu Stande. 1781 befehligte er unter dem Admiral Zoutmann 7 Linienschiffe in der Schlacht von Doggersbank, und hatte einen großen Antheil an dem Siege über den engl. Admiral Parker. 1783 suchten ihn die russ. Kaiserin und der König von Dänemark in ihre Dienste zu ziehen, und thaten ihm die vortheilhaftesten Anerbietungen. Er schlug sie aus. Während den Jahren 1793—94 leistete er seinem Vaterlande in den franz. Revolutionskriegen vielfältige Dienste. Bei der Regierungs-Veränderung seines Vaterlandes, 1795 zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und wies alle Anträge, welche ihm von Seiten der oft wechselnden Regierungen gemacht wurden, von der Hand. König Ludwig Napoleon ernannte ihn zu seinem ersten Kammerherrn, zum Grafen von Doggersbank, zum Staatsrath, zum Großkreuz des Unions-Ordens. Doch Kingsbergen verließ sein stilles Landleben nicht, das er ganz den Wissenschaften der Landwirthschaft und der Bildung des Volkes widmete. Auch Napoleon suchte ihn an sich zu ziehen; er ernannte ihn zum Senator. Kingsbergen nahm zwar die Würde an, schlug aber das Gehalt aus. Kingsbergen war höchst achtungswerth als Bürger, als Vaterlands- und Menschenfreund, sein großes Vermögen verwandte er auf gemeinnützige Institute. Er war Mitglied der meisten europäischen Gelehrten-Gesellschaften. Er hinterließ eine bedeutende Anzahl Schriften, die man classisch nennen möchte, und mehrere Charten, worunter vier von der Krimm vorzüglich sind.

Kiow (Kieff, Kiew), s. Ukraine.

Kirche. So wie der Staat das äußere, so hat die Kirche das innere Leben zum Objekt; zu diesem gemeinsamen Leben derer, die die Kirche ausmachen, gehört theils ein Erkennen, also der Lehrbegriff, theils ein Handeln, also der Cultus. Beide verknüpft das religiöse Gefühl, oder das Bestreben Eins zu werden mit dem Ewigen, zur lebendigen Wirksamkeit. Die Idee der Kirche ist zugleich mit dem Christenthum entstanden (s. Katholizismus). Es gibt daher einen idealen und einen historischen Begriff des Wortes Kirche. Nach jenem ist sie ein Bund der Menschen unter moralischen und zugleich göttlichen Gesetzen. Die unsichtbare Kirche ist das Urbild; sie umschließt in der Idee die Vereinigung der Gutgesinnten unter der göttlichen unmittelbaren Weltregierung. Die sichtbare ist das Nachbild, welches die Menschen durch wirkliche Vereinigung zu einem Ganzen auf Erden, jener Idee gemäß, zu Stande bringen. Der unmittelbare Oberherr dieses Vereins ist Gott; die durch moralische Gesetze vereinigte Menge ist die Gemeinde; die das Geschäft des unmittelbaren Oberhauptes verwaltenden Bevollmächtigten sind die Lehrer, welche die Pflicht haben, die einzelnen Glieder der Gemeinde zu einer willigen Befolgung der Tugendgesetze durch

Belehrung zu bringen. Die Eigenschaften der sichtbaren Kirche sind 1) Allgemeinheit. Die Kirche muß solche Lehren bekennen, von welchen alle Mitglieder als moralische Wesen überzeugt werden können. 2) Heiligkeit. Alle Mitglieder müssen sich durch ihr Handeln als wirklich moralische Wesen beweisen. 3) Freiheit. Nicht äußere Macht soll die Gesetze der Kirche bestimmen, sondern Gott, ihr unmittelbares Oberhaupt. Im historischen Sinne bezeichnet Kirche einen Verein von Menschen, welcher sich zur Verehrung Gottes nach den Grundsätzen des Christenthumes verbunden hat. Sie heißt eine wahre Kirche, wenn sie die Grundsätze des Christenthumes, wie sie von Jesu und seinen Aposteln vorgetragen worden sind, richtig erkennt und durch treue Befolgung in Ausübung zu bringen sucht. Falsch heißt sie, wenn sie die Lehre Christi entweder nicht richtig erkennt oder mit Irrthümern und menschlichen Zusätzen vermischt; oder auch bei richtiger Erkenntniß nicht durch treue Befolgung in Ausübung zu bringen sucht. Katholisch wird die Kirche genannt, in wiefern sie den einzelnen besondern Parteien entgegengesetzt ist, die sich durch eigenthümliche Erklärungen der Lehre Jesu und seiner Apostel von der wahren Kirche unterscheiden. Apostolisch hieß in den ältesten Zeiten des Christenthumes jede christliche Gemeinde, die von Aposteln oder deren unmittelbaren Schülern gestiftet worden war. Die allgemeine Kirche heißt apostolisch, in wiefern sie die Lehren der Apostel treu und unverfälscht aufbewahrt hat. Die wahre Kirche heißt ferner eine streitende (militans), in wiefern sie alle noch lebende fromme Menschen in sich faßt, die auf der Erde mit innern und äußern Feinden der Frömmigkeit zu kämpfen haben. Triumphirende Kirche wird der Verein von vollendeten und der Seligkeit theilhaftig gewordenen Frommen genannt. — Die Einheit der Kirche ging verloren, seitdem die römische Kirche ihre Lehren auf zwei gleiche und von einander unabhängige Autoritäten, Schrift und (kirchliche) Tradition, gründete. Die Verwerfung der Tradition als Glaubensregel war der Grundsatz der Reformation. Die römische Kirche stellt sich dar als eine außer dem Staate vorhandene, jedoch mit dem Staate (durch Concordate) in Verbindung (Uebereinstimmung) getretene, göttliche Anstalt, deren selbstständige Verfassung und Regierung nach dem Papalsystem von Einem sichtbaren Oberhaupte, nach dem Episkopalsystem aber von der allgemeinen Versammlung der Bischöfe (ökumenisches Concilium) abhängig ist (s. Episkopal). Vergl. d. A. griechische und gallicanische Kirche. Die protestantische Kirche (s. d. A.) hingegen ist eine religiöse Anstalt im Staate, deren Einheit sichtbar durch den statutarischen Lehrbegriff derselben (Symbol) und durch ihren Cultus dargestellt wird. Ueber die englische Kirche s. Großbritannien.

Kirchenagende enthält die Formulare bei der Taufe, dem Abendmahl, der Trauung, den Beerdigungen, den allgemeinen Gebeten für den Landesherrn und die Landes- oder standesherrlichen Auktoritäten, bei Confirmationen in den evangelischen Kirchen. Weil sie von der Regierung ausgehen: so muß sich jeder Prediger bei Amtshandlungen derselben bedienen. Wenn nun gleich jedem Prediger frei steht, an diese Formulare herzliche Worte anzuschließen, welche die Oertlichkeit oder Specialität des Falles herbeiführt: so ist es dagegen eine Anmaßung einiger Geistlichen, wenn sie sich amtlich auktorisirt glauben, solche Agenden nach ihrer Idee umzugestalten; denn gerade dieser oft unzweckmäßigen Ausschreitung wollen die Consistorien durch die Agenden sehr vernünftig entgegen wirken. Ueber die neuere preußische Kirchenagende erschienen für und gegen eine Menge Schriften.

Kirchenbann, s. Bann.

Kirchenbuße. Die Kirche übte ehemals eine Art von Polizeigericht über ihre Glieder aus; sie schloß die, welche in schwere Sünden verfallen waren,

oder ein öffentliches Aergerniß den guten Sitten gegeben hatten, von ihrer Gemeinschaft aus, und nahm sie nicht wieder in ihre Mitte auf, als bis sie Genugthuung für das Vergehen geleistet hatten. Diese Genugthuung, die vor den Augen der Gemeinde geschehen mußte, hieß Kirchenbuße. Die Büßenden, denen der Eintritt ins Gotteshaus versagt war, mußten in Trauerkleidern; (oft verhüllte man sie auch mit einem großen weißen Tuche) am Eingange der Kirche während der religiösen Feierlichkeit ihren Platz nehmen und jedes Gemeindeglied um Verzeihung und die Wiederaufnahme bitten. Die letztere geschah feierlich; die Büßenden legten ein öffentliches Glaubensbekenntniß ab, wurden dann von ihrer Strafe entbunden und in den Schooß der Gemeinde zurückgeführt. Nach der Größe des Vergehens wurde die Strafe geschärft; sie dauerte manchmal Jahrelang. Eine Gesellschaft darf allerdings ein Glied, das ihre Gesetze verletzte, aus ihrer Mitte stoßen, und die Wiederaufnahme desselben an gewisse Strafen binden; in so weit war die Kirchenbuße gesetzlich; doch gebilliget konnte es nicht werden, daß sie nicht selten übertrieben wurde, und diese schmählige Strafe über Vergehungen verhängt wird die unbedeutend waren, und oft nur den Vorurtheilen jener Zeiten als Vergehungen erschienen; noch weniger konnte man es aber gutheißen, wenn die Kirchenbuße aus harten körperlichen Strafen bestand, und der Büßende, anstatt ihn durch Reue mit sich und der Kirche wieder aussöhnen zu lassen, erst durch Peitschenhiebe seine Begnadigung erhielt; wie dies in Polen, wo in dem Vorhofe eines jeden Tempels, wie in einer Folterkammer, eine Menge Marterwerkzeuge lagen, oft der Fall war. Die protestantische Kirche hielt noch einige Zeit die Kirchenbuße bei; vorzugsweise wurden solche damit belegt, welche durch ein unkeusches Leben die öffentlichen Sitten beleidigt hatten. Während des Gottesdienstes mußten sie vor dem Altare knieen, und in ihrem Namen las der Geistliche eine Abbitte an die Gemeinde ab.

Kirchengesang. Zu allen Zeiten und bei den rohesten Völkern machte der Gesang einen Theil des religiösen Cultus aus. Die Gefühle der Dankbarkeit, die Freude, täglich neue Wohlthaten von der Vorsehung zu erhalten, die sanfte Rührung, welche aus einer gemeinschaftlichen Andacht am Fuße der Altäre hervorgeht, mußten sich in Gesängen aussprechen. Schon in den frühesten Zeiten gebrauchten die Hebräer den Gesang zur Feier ihrer gottesdienstlichen Handlungen. Wer kennt nicht die erhabenen Gesänge des Moses, der Debora, des Davids, der Judith und der Propheten? David begnügte sich nicht damit Psalme und Lieder zu dichten und zu singen; er führte selbst Sänger- und Musikchöre bei dem Tabernakeldienst ein, und ermahnte das Volk, durch Gesang und Saitenspiel den Herrn zu loben; auch Salomo hielt diese Einrichtungen im Tempel bei. Gleich beim ersten Entstehen des Christenthums ward der Gesang in den Cultus aufgenommen, besonders aber, als die Kirche die Freiheit sich errungen hatte, demselben einen angemessenen Glanz und ein feierliches Aeußere gegeben. Die Kirche hat stets gewacht, daß der Gesang der Liturgie und der andern kirchlichen Feierlichkeiten würdevoll und majestätisch sey, nur Frömmigkeit und keine flüchtig-schwärmende Freude ausdrücke; darum verbannte sie aus ihm alle regellosen, irdischen Affekte, und hielt ihn ferne von den Sangweisen des Theaters und der lustigen Volkslieder; daher er auch den Namen des vollen Gesangs erhielt. Die größten Väter der Kirche, als Chrysostomus, Hieronymus, Ambrosius, Augustinus, gaben sich alle Mühe aus der Versammlung der Gläubigen weichliche und weibische Gesänge, und eine zu lustige Musik, die nur den Ohren schmeicheln, und die Empfindungen der Andacht unterdrücken, zu verbannen. Der h. Ambrosius, welcher den Gesang seiner Kirche in einer Zeit bildete, wo die heidnischen Theater noch vorhanden waren, vermied sorgfältig ihre Melodien nachzuahmen. Der h. Gregor hingegen, der dasselbe für Rom

in einem Zeitalter that, wo jene nicht mehr existirten, nahm keinen Anstand lieblichere Weisen in den Kirchengesang zu bringen. Daher der Unterschied zwischen dem ambrosischen und gregorischen Gesange; der eine ist würdevoller, der andre melodischer. Ambrosius war übrigens nicht der Urheber des vollen Gesangs; schon vor ihm hatte Athanasius in die Kirchen von Alexandrien ihn eingeführt. Die Sangweise des Athanasius, sagt Augustin, glich eher dem Recitativ einer Rede, als einem wirklichen Gesange. In der alten Kirche und im Mittelalter wurde der Gesang von Chören oder wechselseitig von Chören und Geistlichen vorgetragen; selten stimmte die Gemeinde mit ein; über dies verlor er viel an seiner Wirkung, da er lateinisch und somit für die Laien unverständlich war. Luther führte den deutschen Kirchengesang ein, und legte hierdurch den Grund zu seiner spätern hohen Vervollkommnung; er selbst dichtete Lieder in einer kraftvollen, herrlichen Sprache; in der neuern Zeit haben sich vorzüglich Gellert, Klopstock, Cramer um die heilige Poesie großes Verdienst erworben.

Kirchengeschichte, die Erzählung von den merkwürdigen Veränderungen in den innern und äußern Verhältnissen der christlichen Religionsgesellschaft. Sie zerfällt in 4 Perioden. 1) Von dem Ursprunge des Christenthums bis auf die Zeiten, da es zur Staatsreligion des römischen Reiches erhoben wurde, oder von Christus bis auf Konstantin den Großen (325). Jesus von Nazareth trat in Judäa im 15. J. der Regierung des Kaisers Tiberius (29 n. Chr.) als Lehrer des Volks auf, und kündigte sich als göttlichen Gesandten, und als den von den Juden erwarteten Messias an. Um an die Stelle des bisherigen Opferdienstes eine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit zu setzen, suchte er die Menschen zu einem religiös-moralischen Bunde zu vereinigen, und da er diese Idee nur in einem engern Kreise anregte, so übertrug er das Geschäft, die Nichtjuden zu einem solchen Vereine einzuladen, 12 Schülern, die er durch Wort und That für diese Idee zu begeistern bemüht war. Nach seiner Entfernung von der Erde handelten die Apostel im Sinne und im Geiste Jesu, indem sie sich über die Erde verbreiteten, die Zeitgenossen von den Götzenaltären abriefen, und sie zu einer moralischen Verehrung des höchsten Wesens hin zu führen suchten. Sie stifteten daher unter den Bekennern Jesu eine gewisse Verbindung durch gleichartige Einrichtungen, zur Beförderung religiös-moralischer Ideen. So entstand die christliche Kirche, oder die äußere Verbindung derjenigen, die Gott nach den Grundsätzen des Christenthums zu verehren entschlossen waren. Aber eben dadurch gerieth sie mit der herrschenden Staatsreligion in ein feindliches Verhältniß. Diese fühlte sich durch jene beschränkt, daher sie dieselbe verfolgte. Unter Nero, Trajan, Maximin, Decius, Gallus und Diokletian hatten die Christen harte Prüfungen ihres Glaubens zu bestehen. Dennoch fand die neue Religion viele Anhänger in Asien, Afrika und Europa. Die ersten christlichen Gesellschaften hatten öffentliche Lehrer, welche die Grundsätze des Christenthums vortrugen, durch die Taufe die Bekenner des Christenthums in den religiös-moralischen Bund aufnahmen, und durch die Feier des Abendmahls das Andenken an den heiligen Stifter des Bundes erhielten. Unter den Lehren der Christen herrschte völlige Gleichheit, wenn nicht Gelehrsamkeit, standhafter Eifer und Wohlthätigkeit einen persönlichen Vorzug gaben. Auch die Größe der Stadt und der Gemeinde, oder der apostolische Ursprung derselben verliehen diesem oder jenem Geistlichen ein höheres Ansehn. Die kleinern Gemeinden schloßen sich an die größern an, und die Lehrer der erstern richteten sich freiwillich nach dem Beispiele der letztern. So traten die Bischöfe von Rom, Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem und Alexandrien besonders hervor. Indeß entstanden bald über besondere Lehren und Einrichtungen Streitigkeiten. Man hielt Synoden, wo die Mehrzahl entschied.

Wer in seinen Meinungen von der größern Menge sich entfernte, wurde **Ketzer** genannt (s. d. Art.). Die berühmtesten Kirchenlehrer sind: Clemens Romanus, Barnabas, Hermas, Dionysius der Areopagit, Ignatius, Bischof von Antiochien, Polykarpus, Bischof von Smyrna, Justinius Martyr, Athenagoras von Athen, Clemens von Alexandrien, Tatianus, Theophilus von Antiochien, Hermias, Origenes, Hippolytus, Dionysius von Alexandrien, Gregorius Thaumaturgus, Tertullianus, Minucius Felix, Cyprianus, Arnobius. Synoden wurden seit dem 2. Jahrh. zu Rom, Alexandrien und Karthago gehalten. — 2) Von Konstantin dem Großen bis auf Karl den Großen (800). Nachdem Konstantin ein Christ geworden war, trat die bisher herrschende Staatsreligion in die Stelle einer geduldeten. Der christliche Bund erweiterte sich, vorzüglich unter den Deutschen. Die vornehmsten Lehrer der christlichen Gemeinden erhielten jetzt ein ausgezeichnetes Uebergewicht über ihre niedriger gestellten Amtsbrüder; sie wurden in ihren Kreisen Herrscher und leiteten nicht bloß die Verhandlungen bei den Berathschlagungen, sondern theilten Ehrenzeichen und kirchliche Würden aus, ordneten Feste und Ceremonien an, und bestimmten die Andern durch ihr Ansehn zur Annahme gewisser Ausdrücke in metaphysisch-theologischen Glaubenslehren. In dieser Periode entstand das Mönchs- und Klosterwesen, die Canonikate, und den äußern Cultus suchte man durch eine Menge von, zum Theil heidnischen Ceremonien, prächtiger, sinnlicher und reizender zu machen. Die Sonntagsfeier ward gesetzlich; die Märtyrer erhielten besondere Verehrung; so wie auch den Aposteln, der Maria und andern Personen, die in der heiligen Geschichte merkwürdig waren, Tempel- und Festtage gewidmet wurden. Als Mittel die Religion zu befördern, ordnete man Wallfahrten, Kasteiungen und das ganze Formelwesen an. Die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, als der letzte Zweck des christlichen Bundes, ging unter den äußern Gebräuchen verloren. Berühmte Kirchenlehrer in dieser Periode waren: Eusebius, Athanasius, Basilius der Große, Gregorius von Nazianz, Johannes Chrysostomus, Cyrill von Jerusalem, Gregorius von Nyssa, Epiphanius, Theodoretus, Cyrill von Alexandrien, Laktantius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Vincentius, Johannes Damascenus, Boëthius, Cassiodorius, Dionysius der Kleine, Gregorius der Große, Beda, Alkuin, Paulus Diakonus u. A. Die vornehmsten Ketzer waren: Arius, Photinus, Nestorius, die Monophysiten, Monotheleten, Pelagianer, Priscillianisten, Adoptianer. Concilien wurden gehalten: 325 zu Nicäa; 431 zu Ephesus; 451 zu Chalcedon; 553 und 600 zu Konstantinopel; 787 zu Nicäa. — 3) Von Karl dem Großen bis auf Luther (von 800—1517). Während durch die Araber die östlichen Länder der alten Welt dem christlichen Bunde entzogen wurden, breitete sich derselbe im Abendlande immer weiter aus. Der Bischof von Rom ward Regent der abendländischen Kirche durch Dekretalen, Concilien, Mönche, Kreuzzüge, so wie durch glücklich versuchte Zwangsmittel, Bannstrahlen und Interdikte. Um seine Herrschaft fester zu gründen, erklärte er sich für den Statthalter Christi, umgab sich mit einem glänzenden geistl. Hofstaate, vervielfältigte und verschönerte das äußere Gepränge des Cultus, behandelte alle Religionsbeamte als Vasallen, und unterwarf sie willkührlichen Gesetzen. In dieser Periode trennte sich die griechische Kirche von der römischen, welche letztere jedoch fortwährend Ansprüche auf den Namen der allgemeinen (katholischen) machte. Als Kirchenlehrer zeichneten sich aus: Photius, Theophylaktus, Rabanus Maurus, Hinkmar von Rheims, und die Scholastiker, Lanfrank, Anselmus, Petrus Lombardus, Alexander von Hales, Albertus der Große, Johannes Duns Skotus, Bernard von Clairvaux, Thomas a Kempis u. A. Durch die Scholastiker wurde die Dogmatik zu allen ihren Theilen nach den Grundsätzen der Aristotelischen Philosophie bestimmt, und

die neuentstandenen Lehren von der Verwandelung des Leibes und Blutes im Abendmahl, von den sieben Sakramenten, von der Kirche und von dem Fegfeuer vertheidigt und erläutert. Gregor VII. ist als der Gründer der päpstlichen Macht anzusehen, indem er eine vollendete Herrschaft über die ganze christl. Kirche sich anmaßte. Außerdem wurde das wahre Wesen des Christenthums durch die Lehre von der durch menschliche Genugthuung zu erwerbenden Vergebung der Sünde völlig vernichtet. Fruchtlose Versuche zur Wiederherstellung der reinen Christuslehre wurden gemacht 1170 von Petrus Waldus; 1300 von Johann Wikleff; 1400 von Johann Huß. — 4) Von Luther (1517) bis auf unsere Zeiten. Dem Augustiner-Mönch Martin Luther gelang es, die Fesseln der römischen Hierarchie zu zerbrechen, und durch Zurückführung auf die schriftlichen Urkunden der christlichen Religion einen großen Theil der gebildeten Welt über die Grundsätze des Christenthums aufzuklären. Zu gleicher Zeit lehrte in demselben Geiste Ulrich Zwingli in der Schweiz. Seitdem theilte sich der abendländische Religionsverein in 2 Hauptpartheien, in die römische und protestantische Kirche, welche letztere aber in viele kleine Religionsgesellschaften zerfiel. Die vorzüglichsten Sekten sind: die Socinianer, Arminianer, Herrnhuther, Quacker, Methodisten und Anabaptisten. Die Streitigkeiten zwischen diesen Religionsparteien gab vielen gelehrten und gebildeten Männern Gelegenheit ihre Kenntnisse und Geisteskräfte zu entwickeln, daher diese Periode reicher als jede andere an ausgezeichneten Kirchenlehrern und Schriftstellern ist. Die römische Kirche aber nahm, ungeachtet immer mehr steigenden und sich weiter verbreitenden Aufklärung, keines ihrer Dogmen zurück, sondern begründete sich auf's Neue durch die Trienter Synode und die Jesuiten (s. d. Art.). Nicht bloß die Kirche, sondern die christliche Religion selbst hatte in dieser Periode viele harte Anfechtungen von Seiten einseitiger Philosophen und Theologen auszustehen; doch hat sie diesen Kampf siegreich bestanden, und die wahre Christusreligion wird bestehen, wenn auch die äußere Form ihres Bekenntnisses sich ändern sollte. Die vorzüglichsten Werke über die Kirchengeschichte sind von Schrökh, Schmidt, Henke, Spittler, Krause und Wald. S. Münscher's Lehrb. d. christl. Kirchengeschichte 2te Aufl. von Wachler. Gießen, 1815, und Stäudlin's Universalgeschichte der christl. Kirche. 2te Aufl. Hannov. 1816.

Kirchengesetze sind die Verordnungen, welche entweder von der Versammlung der Kirchenhäupter oder vom Staate ausgehen, und das Verhalten der Glieder der kirchlichen Gesellschaft bestimmen. Ursprünglich wurden diese Verordnungen von den Synoden und Comitien erlassen, und hießen Canones; sie legten den ersten Grund zu dem kanonischen Rechte. Doch auch die weltliche Macht im Staate gab Gesetze, welche auf kirchliche Verhältnisse Bezug hatten, ohne daß deswegen die Beschlüsse der Synoden außer Kraft traten. Eine Menge solcher Gesetze sind in dem theodosianischen und justinianischen Codex und in den Capitularien der fränkischen Kaiser enthalten. Z. B. in den Capitularien Carls des Großen für die neubekehrten Sachsen. Im Mittelalter ging die Legislations-Gewalt der Kirche zu den Päpsten über, und ihre Bullen wurden in der ganzen Christenheit als gesetzmäßig anerkannt. In den evangelischen Ländern hat nur allein der Regent das Recht, Kirchengesetze zu erlassen; und in den meisten katholischen erhält jetzt eine päpstliche Bulle durch die Genehmigung der Fürsten gesetzliche Kraft. Kirchengebote heißen die sechse, zum Unterschiede von den zehn göttlichen, welche die katholische Kirche in Bezug auf gewisse religiöse Handlungen gegeben hat.

Kirchenjahr beginnt in Deutschland und andern Ländern mit dem ersten Adventsonntage; in England hingegen nimmt es seinen Anfang mit dem 25. März oder an dem Feste der Verkündigung Mariä.

Kirchenmusik. Da in dem Artikel, Italiänische Musik, die Kirchenmusik, in wiefern sie sich in Italien, als dem Lande, wo sie ihre höchste Blüthe erreichte, ausgebildet hat, schon weitläufig ist abgehandelt worden; so holen wir hier nur Einiges nach, was Bezug auf ihr Entstehen und ihre Festbildung in andern Ländern hat. Erst nach dem Tode des Gregor (604) verbreitete sich die Kirchenmusik nach England, Frankreich und Deutschland. Ihre Verpflanzung in das damals noch heidnische England fällt zugleich in dessen Epoche der Bekehrung zum Christenthume, welche beide noch von Gregor selbst bewerkstelliget wurden. Er schickte zu dem Ende im Jahre 596 den römischen Mönch Augustin mit vierzig Gehülfen, worunter mehrere Sänger waren, nach England ab. Ihre Bemühungen hatten dort einen so guten Erfolg, daß der Gregorianische Gesang zuerst in Kent eingeführt, von da bald weit umher verbreitet, überall mit Enthusiasmus aufgenommen, bewahrt und selbst gegen Neuerungen in Schutz genommen wurde. — Gegen Ende des neunten Jahrhunderts gewann die Musik an König Alfred einen ihrer eifrigsten Gönner und Beschützer, der selbst 886 zu Oxford eine Lehrstelle dafür errichtete. Carl der Große ließ schon früher, als Alfred in Frankreich sich die Pflege des Gregorianischen Gesanges nicht minder angelegen seyn. Dieser war zwar schon unter Pipin dort eingeführt worden; allein Carl sein Nachfolger fand ihn in solchem Verfalle, daß er 774 zwei Geistliche nach Rom sandte, um diesen Gesang an der Quelle zu studiren, dann aber selbst zu wiederhohlten Mahlen römische Sänger nach Frankreich kommen ließ, um dort den Gesang von neu eingeschlichenen Abweichungen zu reinigen. Zu Metz, Soissons, Lyon, Toul, Paris und an anderen Orten stiftete er Singschulen mit dem ausdrücklichen Befehle, darin nur Gregorianischen Gesang zu lehren. In Deutschland mag wohl vor den Zeiten Carls des Großen der Kirchengesang noch sehr dürftig gewesen seyn. Erst mit der weiteren Einführung der christlichen Religion durch Windfried (Bonifacius) läßt sich zugleich die Begründung des Gregorianischen Gesanges auch in Deutschland durch des Ersteren und seiner Nachfolger Bestreben als dauerhaft begründet annehmen. Während man so durch zehn Jahrhunderte den Kirchen-Gesang in Italien, England, Frankreich und Deutschland praktisch geübt, fehlte es auch überall nicht an gelehrten Theorien der Musik. Wir führen hierüber folgende Schriftsteller an: den Abt Pambo aus dem 4. Jahrh.; Boethius aus dem 5.; Nicetus den Bischof und Cassiodorus aus dem 6. Im 7. that sich Isidor, Bischof zu Sevilla hervor; aus dem 7. ins 8. Beda (Venerabilis), ein englischer Mönch; aus dem 9. ins 10. Hukbaldus, ein gelehrter Benediktiner-Mönch in Frankreich; St. Oddo, Abt zu Clugny; Remigius ein Mönch in Frankreich; im 10. Jahrh. Notkerus Bischof zu Lüttich, Aurelianus ein Geistlicher zu Rheims und Regino Benediktiner Abt im Trierschen. Bis ins 11. Jahrh. wurde alles Zeitmaß nur durch die längern und kürzern Sylben bestimmt, und weder eines Tones war durch eine geeignete charakteristische Form des Tonzeichens, noch der Rhythmus mehrerer verbundenen Töne durch Takt-Eintheilung kenntlich gemacht. Ein deutscher Magister Franko aus Köln erfand zuerst das Zeitmaß. Franko ist als der Stammvater der Mensural-Musik zu betrachten, dessen Lehre, ohne wesentliche Abänderung bis ins 14. Jahrh allen weiteren Schriften darüber zum Grunde gelegt wurde. Johann de Muris ging auf der gebrochenen Bahn noch weiter. Er brachte mehr Deutlichkeit in die Lehre von der Verbindung und Fortschreitung der Consonanzen, erfand neue Regeln für neue Fälle, und lehrte überhaupt Vieles, was von den Harmonisten späterer Jahrh. unverändert beibehalten wurde. Man findet in keinem früheren Werke über Musik eine so erweiterte Lehre der Harmonie und des damit verwandten Contrapunkts,

als bei de Muris, weßwegen er mit gutem Grunde als das Haupt der sich auf seine Lehre gründenden Figural-Musik und ihrer von jetzt an allgemeineren Verbreitung zu betrachten ist. De Muris lebte in Paris 1323. Von Frankreich scheint also die erste Verbreitung dieser neuen Gattung von Musik zuerst nach Deutschland und dann nach Italien ausgegangen zu seyn. Auf eben diesem Wege kam sie auch in die Niederlande, wo sie in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. die merkwürdigste Epoche macht, nicht nur, weil dort die ersten und besten Contrapunktisten jener Zeit in großer Menge lebten, sondern auch allen übrigen Nationen, selbst den Italiänern zu Mustern gedient hatten. Was ihre Verpflanzung nach England betrifft, so scheint sie ebenfalls aus Frankreich dahin gekommen, und dort bald nach de Muris aufgenommen und ausgeübt worden zu seyn. Zum Beweise dessen erwähnen wir eines sechsstimmigen Canons, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrh. aus England stammt, und nach de Muris Lehre von den Fortschreitungen der Consonanzen, und der jener Musik noch eigenen leeren und schwerfälligen Harmonie verfertiget ist. Von der Mitte bis zu Ende des 15. Jahrh., etwa von 1440—1496, müssen wir die Ausbildung des Contrapunkts außer Italien, vorzüglich in den Niederlanden, in Frankreich und Deutschland suchen. Zu Tinktors Zeiten hatten die Worte Melodie, Harmonie und Euphonie noch einerlei Bedeutung. Er entwickelte und befestigte die Theorie des Contrapunkts. Wir führen jetzt aus oben erwähntem Zeitpunkte (1440—1496) die ausgezeichnetsten Contrapunktisten an. Zuerst die Niederländer. Jakob Obrecht (Hobrecht.) Glarean schreibt ihm geniale Einbildungskraft, und seinen Compositionen Würde und Einfachheit zu. — Sein kanonischer Satz ist übrigens schwerfällig und trägt so die Gebrechen dieses Jahrhunderts. Johann Ockenheim (Ockechem). Seine kontrapunktischen Compositionen glichen wahren musikalischen Räthseln, worin durch verhüllte Bedeutung der Noten Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gehäuft sind, um dem Sänger das Lesen recht zu erschweren. In diesen kanonischen Kunststücken scheint er originell und ohne Vorgänger gewesen zu seyn. Giosquino del Prato (Jodocus pratensis). Er war von lebhaftem Erfindungsgeiste und kannte die Regeln des kontrapunktischen Satzes sehr genau; es gab keine Gattung von kanonischen Nachahmungen, die er nicht schon ausgeübt hat. Mit Benediktus (vielleicht Benediktus Ducis) schließt Forkel die Reihe dieser Componisten. Auch er war eine Zierde seines Zeitalters. Sein Satz ist, nach Burney, von reiner, leichter Harmonie mit einer angenehmen Verbindung der Stimmen. Fast zu gleicher Zeit mit ihnen thaten sich in Frankreich hervor: Pierre de la Rue (Petrus platensis). Antonius Brumel, Ockenheims Schüler und Josquins Zeitgenosse. Loyset Pieton. Philipp Bassiron, von trocknem, ernsthaftem Style. Gaspar, einer der ersten Bearbeiter der Harmonie und der gefälligsten Componisten seiner Zeit. Auch die Deutschen blieben in dieser Epoche nicht zurück; unter die ältesten Contrapunktisten gehört: Johann Godenbach (Bonadies), Gafors Lehrer und Carmeliter-Mönch. Von seinen Werken ist nur ein zweistimmiges Kyrie von neuen Takten auf uns gekommen. Heinrich Isaak reiht sich ihm zunächst an. Glarean rühmt von seinen Kirchengesängen, daß sie vor allen andern durch seine Harmonien verschönert seyen. Thomas Stolzer, Stephan Mahu und Heinrich Fink schließen die Reihe der deutschen Contrapunktisten des 15. Jahrhunderts. In England fehlte es zwar nicht an alten, trefflichen musikalischen Schriftstellern, indessen scheint es doch, daß nie Ausbildung des Contrapunkts seit Johann Dunstable in der Mitte des 15. Jahrh. keine bedeutende Fortschritte gemacht hat, und daß selbst, trotz eines Marbeck, Tye, Tallis, Büll, Will und Bird, nach Tinktors Zeugniß, darin alles beim Alten geblieben ist. Das

16. Jahrhundert war an musikalischen Componisten eines der fruchtbarsten. Ockenheim und Josquin hatten manche vortreffliche Schüler gebildet, die auf die weitere Entwickelung der Musik im 16. Jahrh. großen Einfluß hatten. Dazu kam noch die Erfindung der Buchdruckerkunst gegen die Mitte des 15. Jahrh., die ihren Nutzen bald auf die Musik ausgedehnt und zur schnelleren Ausbildung und Verbreitung derselben nicht wenig beigetragen hat. Billig eröffnet sich auch wieder mit den Niederländern die Reihe der Componisten des 16. Jahrh., nicht allein der Vortrefflichkeit wegen, womit Viele darunter sich besonders auszeichneten, sondern weil sie nach allen Richtungen hin zuerst den bessern Geschmack verbreiteten, selbst nach Italien berufen dort durch Bildung trefflicher Schüler den Grund zur höchsten Blüthe des späteren Kirchen-Gesanges und der Musik überhaupt gelegt haben. Johann Richafort (Ricciaforte 1500). Elziarius Carpentras (1509) und Mathäus Lemeistre (1512). Adrian Willaert (1520), hochberühmt und der Lehrer des Cyprian Rore, des Zarlino, Costanzo Porta und Francesco Viola. — Constantin Festa (1520), nach Burney der beste Contrapunktist und ein Muster vor Palestrina. Nikolaus Gombert (1529), Josquins berühmter Schüler. Claudius Goudimel (1530), ein Fürst der Musik seiner Zeit, und viele andere. Doch aus Allen glänzt Orlando de Lasso als das größte Genie seines Jahrh. in Deutschland hervor. Er war 1520 (nach Andern 1532) geboren, und seit 1562 bis an sein Ende 1595 Capellmeister am Hofe des Herzogs Albert V. zu München. Zu seinen beliebtesten Werken gehören wohl seine neunstimmigen Cantika und was er sonst noch für die Charwoche schrieb: Stabat Mater und Miserere. Auch unter den Franzosen thaten sich im 16. Jahrh. mehrere verdienstvolle Tonsetzer hervor. Clement Jannequin (1510) und Jean Courtois (1545), zwei der ausgezeichnetsten Contrapunktisten. Jean Guyon (1554); Claude de Sermisi (1554); Max. Guilliaud (1554); Pere Cadeak (1554); Villefort und Simon Boyleau; Claude le jeune († 1611), und mehrere Andere. In Deutschland thaten sich nach und nach hervor: Conrad Rein (1520); Ludwig Senfl (1530), ein Schüler Isaaks und seiner Zeit ein Fürst der Musik in Deutschland; Wilhelm Breitengasser (1530); Arnold Bruck (1534); Johann Crespel (1550), ein vorzüglich gelehrter und großer Contrapunktist; Jakob Gallus — Hänl oder Händl — (1570), einer der größten Contrapunktisten seiner Zeit; Lukas Ossiander (1570). Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. war die Zeit der höchsten Blüthe des Contrapunkts. — Die Taktzeichen wurden aufs neue und um ein Beträchtliches vereinfacht, viele räthselhafte Abkürzungen ausgeschieden, die Terz am Ende häufig gebraucht, und in plagalen Cadenzen die kleine Terz am Ende erhöht. — Man fieng an, den Sinn des Textes allenthalben mehr zu berücksichtigen, selbst mit Spuren von ästhetischer Behandlung desselben. Man geht nicht zu weit, wenn man unserm Orlando de Lasso diese Neuerungen zuschreibt, die zuerst durch Palestrina's Verdienste um die Deutlichkeit des Styles noch besonders vermehrt wurden. Außer dem römischen Choral ward noch der Falso bordone, wenn auch früher schon in Anregung, doch jetzt immer mehr in Ausübung gebracht. — Des Contrapunkts sopra il canto fermo bediente man sich bei Psalmen, Antiphonen und dem Introitus, und im Contrapunto fugato wurden Kyrie, Gloria, Credo, Sanktus, Agnus Dei und viele andere Motetten geschrieben. — In noch einfacherem Style setzte man Miserere und Stabat Mater, den Passion und die Responsorien für die Charwoche, worin man höchst selten und selbst dann nur auf kurze Nachahmungen stößt. Seit der zweiten Hälfte des 17. ins 18. Jahrh. zählt Deutschland eine Reihe der würdigsten Kirchen-Componisten. Johann Caspar von Kerl, geb. 1625, ein Schüler des berühmten Carissimi zu Rom, war ein ausge-

zeichneter Contrapunktist, von dessen tiefer Kenntniß sein hinterlassene Werk: compendiose Relazioni del Contrapuncto, so wie seine kunstreich gearbeiteten Messen deutliche Beweise geben. Johann Joseph Fux geb. 1660. Sebastian Bach, geb. 1685, war einer der größten Meister des Contrapunkts und der größte Organist seiner Zeit. Seine Compositionen beweisen die größte Meisterschaft in der Vollstimmigkeit des Satzes, und tragen das Gepräge seines Charakters, sie sind gelehrt, tiefsinnig und ernsthaft; doch konnte er sich auch, freilich nur auf seine Weise, leichter bewegen. Georg Friedrich Händel, geb. 1685, ein Stern erster Größe im Kirchenstyle, worin er und besonders durch seinen Messias und Judas Makkabäus sich den größten Ruhm erworben hat. — Er ist Meister im Großen und Erhabenen; in der Kunst und Pracht der Chöre steht er einzig und einzig in der Harmonie und dem harmonischen Gewebe seiner Orgel-Fugen. Gottfried Stölzel, geb. 1690. Carl Heinrich Graun, geb. 1701, wird mit Recht der deutsche Pergolese genannt. Die Schilderung des übermäßig Großen und Starken lag nicht im Umfange seines Genies. Die Empfindungen des Zärtlichen sagten ihm mehr zu, mehr die sanften, als starken Leidenschaften. Johann Adolph Hasse, geb. 1705. Er ist das Gegentheil von Graun. Im herrschenden Gefühle für das Große und Erhabene drängt sich im Ausdrucke bei ihm Alles kühn und stark hervor; er ist weniger geschickt, das Sanfte und Rührende, aber desto mehr die ganze Stärke der Leidenschaften zu schildern. Emanuel Bach geb. 1714. Friedrich Marpurg geb. 1720, und Johann Philipp Kirnberger geb. 1721. Carl Fasch geb. 1736, widmete sein ganzes Leben dem Studium der Harmonie und seine Kunst vorzugsweise dem Choral und der Kirchenmusik überhaupt. Michael Haydn, geb. 1737. Sein Kirchensatz neigt sich mehr zum freien, als gebundenen Style. Haydns Kirchenmusik trägt, wie alle Kunstwerke, die auf Originalität Anspruch haben, das Gepräge der Eigenthümlichkeit seines liebenswürdigen Charakers. Abt Georg Vogler, geb. 1749. Wir möchten ihn den Gewaltigen nennen, den Vollender des Systemes der Harmonie, das Valotti, sein großer Vorgänger und Lehrer begonnen hat. Um die Hälfte des 18. Jahrh. begann in Deutschland die Instrumentalmusik eine bisher nicht gekannte Fülle und Mannigfaltigkeit zu gewinnen; sie nahm in allen Stücken einen rascheren Gang, glänzte mit spielenden, gefälligeren Melodien, bewegte sich in reicheren Modulationen mit dem verschlungensten Gewebe aller Instrumente, und erschwang sich endlich im Reiche der Harmonie zu einer Freiheit der Bewegung, zu einem Reitze immer neuer Formen, zu einer überwältigenden Kraft glühender Tonfülle, die jetzt unseren Ohren eben so überraschend, als oft betäubend vorüber rauschen. Lauter Eigenschaften, die einer auf Glanz und Reichthum Anspruch machenden Musikgattung für das Theater und die Kammer (Conzerte und Oratorien) entsprechen mögen, aber sich ohne weise Einschränkung zur Begleitung des einfach großen und edlen Kirchengesanges nicht schicken. Nahm früher schon in Italien die Opernmusik durch Ausartung des Gesanges in eitle Virtuosität den Charakter des Conzertes an; so artete jetzt in Deutschland und Frankreich die Kirchenmusik, durch den Beitritt einer übermäßigen Coloratur in der Begleitung, vollends in die Oper aus. — So haben wir in Italien keine Oper, und in Deutschland keine Kirchenmusik mehr; dort herrscht schmeichelnde Melodie mit Staunen erregender Kunstfertigkeit, hier tief ergreifende Harmonie mit bezaubernder Kunst der Mahlerei; überall Musik, nur nicht die ächte, die sich wechselseitig unterstützende in Gesang und Begleitung, und — nicht am rechten Orte. So ging das Verderben für die Kirchenmusik von Italien aus und endete so zu sagen in Deutschland. Joseph Haydn und Mozart, die genialen Schöpfer der Instrumentalmusik, haben sich in Manchen ihrer Werke für die Kirche Vieles gegen den reinen, einfachen

Styl zu Schulden kommen lassen. Selbst Vogler ging nicht selten hierin zu weit. Auch Beethoven, Winter und noch Viele der Neuern und Neuesten sind dem trügerischen Glanze der Instrumental-Begleitung gefolgt, und an sie haben in Frankreich Cherubini und Mehul sich angeschlossen. Die großen Messen dieser Meister mögen immer als Meisterwerke der Composition überhaupt gelten; sie sind es in der That, und mit einem Aufwande von Kunst, von Fülle und Pracht der Harmonie, von Reichthum und Wechsel der Formen geschrieben, daß sie mit Recht auf Meisterschaft der Composition Anspruch machen können, nur nicht für die Kirche und in der Kirche. Gegen diesen falschen Geschmack in der Kirchenmusik haben sich einige im 19. Jahrh. erhoben. Mit Liebe pflegt seit vielen Jahren schon Abbe Maximilian Stadler in Wien der deklamatorischen Musik mit dem glücklichsten Erfolge für die Kirche. Prof. Joseph Schlett, Joseph Gratz und Caspar Ett alle zu München und mit gründlicher Theorie im Stillen dem bessern Style der Musik überhaupt und des Gesanges insbesondere ergeben.

Kirchenrecht, s. Canonisches Recht.

Kirchensatzungen sind Lehrsätze, Meinungen, religiöse Gebräuche und Handlungen der katholischen Kirche, welche zwar bestimmt auf Aussprüchen der Bibel beruhen, doch entweder auf Tradition oder auf das hohe Alterthum oder auf das Ansehen der Kirche gegründet sind.

Kirchenspaltung, s. Schisma.

Kirchenstaat, Stato della chiesa, das weltliche Gebiet des apostolischen Stuhles, Patrimonium S. Petri, in Mittelitalien, an beiden Seiten des Apennin und am Tiber, umgeben von Neapel, Toskana, Modena, dem venetian. lombardischen Königreiche, und dem adriat. und tuscischen Meere. Er entstand in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. Pipin, König der Franken, schenkte dem Bischofe Stephan II. zu Rom, welcher bereits den Titel eines allgemeinen Bischofes oder Oberhauptes der Kirche führte, den größten Theil der zum griechischen Exarchat gehörigen Ländern. Karl der Große bestätigte dies 774, doch behielt er sich die Oberherrschaft vor, und übte in Rom landesherrliche Rechte aus. Es folgten neue Schenkungen. Leo IX. erwarb durch Tausch 1052 Benevento. Seit Georg VII. (1077) machten sich die Päpste immer mehr von der Advokatie der Kaiser los. Innocenz III. († 1216) unterwarf sich, obschon die Kaiser nicht darein willigten, die Stadt Rom völlig, und gründete dadurch die weltliche Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhls. Clemens VI. kaufte Avignon 1348. Alexander VI. († 1503), Julius II. († 1513) und deren Nachfolger erweiterten theils den äußern Umfang, theils ihr Hoheitsrecht im Innern des päpstlichen Gebiets. Seit Urban VIII., welcher 1626 durch Vermächtniß das Herzogthum Urbino erwarb, hatte der Kirchenstaat bis zur franz. Revolution einen Flächenraum von 860 Q. M., und 1792, $2^1/_2$ Mill. Einw. Er verlor durch die Revolution Avignon und Venaissin; und nachdem mit Frankreich geschlossenen Frieden zu Tolentino, den 19. Febr. 1797, Romagna, Bologna und Ferrara, so daß ihm nur 555 Q. M. mit 1.321.000 Einw. blieben. Im Kriege, den Napoleon an Pius VII. (Chiaramonti, gewählt 14. März 1800) 1808 erklärte, wurden die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino abgerissen, bald darauf aber durch Napoleons Dekret, Schönbrunn den 17. Mai 1809, der Kirchenstaat gänzlich vernichtet und Rom, nebst Viterbo, Spoleto und Perugia, mit Frankreich vereinigt. Als nun Pius VII. Napoleon in den Bann gethan, wurde er auf dessen Befehl als Gefangener nach Savona und dann nach Fontainebleau gebracht, von hier jedoch den 23. Januar 1813 wiederum nach Italien abgeführt, und den 26. März 1814, unweit Parma, den österreichischen Vorposten und dem Schutze der Verbündeten übergeben, von denen er seine Staaten zurück erhielt. Sein feierlicher Einzug in Rom er-

folgte den 24. Mai 1814. Das J. darauf den 23. März mußte er Rom abermals verlassen, da König Mürat von Neapel gegen Oesterreich ins Feld zog; Oesterreich siegte, und Pius kehrte den 7. Juni 1815 nach Rom zurück. Durch den 103. Art. der Wiener Congreßakten vom 9. Juni 1815, wurden die Marken, nebst Camerino und Zubehör, so wie das Herzogthum Benevento und das Fürstenthum Ponte-Corvo (beide im Königreich Neapel gelegen) dem päpstlichen Stuhle wieder gegeben; auch erhielt er zurück die Legationen Ravenna, Bologna und Ferrara, mit Ausnahme des Gebiets von Ferrara auf dem linken Ufer des Po; doch behielt Oesterreich das Besatzungsrecht von Ferrara und Comacchio. Nach Abtretung der mit Frankreich vereinigten Grafsch. Avignon und Venaissin (40 Q. M. mit 200.000 Einw.) und des zum lomb. venet. Königreiche geschlagenen Landstrichs am linken Poufer, enthält gegenwärtig der Kirchenstaat noch über 800 Q. M. Das fast in allen Zweigen der Staatswirthschaft und Staatspolizei sehr zurückgebliebene, von der Natur großentheils reich begabte und zum Handel günstige Land, sieht seit der, durch das päpstliche Edikt vom 4. August 1816, ausgesprochenen, neuen Einrichtung einer aufgeklärteren Verwaltung entgegen. Vom 1. Sept. d. J. ist nämlich der Kirchenstaat in 7 Delegationen abgetheilt, deren verschiedene Distrikte (Rom, Tivoli, Subiako, Frasinone, Rieti, Viterbo, Civita vecchia, Perugia, Spoleto, Camerino, Macerata, Fermo, Askoli, Ankona, Urbino, Pesaro, Forli, Ravenna, Bologna, Ferrara und Benevento, zusammen 2.354.719 Einw. zählen. Jede Delegation hat einen Prälaten zum Vorsteher, der, wenn er Cardinal ist, den Titel Legat führt. Jedem wird eine Congregation von 4 Personen zugeordnet; doch entscheidet der Delegat. In jeder Gemeinde giebt es einen Rath und eine Magistratur; jene muß geistliche Mitglieder haben. Der Magistrat (die vollziehende Gewalt) besteht aus dem Gonfalonere und 6 Aeltesten (Anziani). Zugleich wurde die Gerichtsbarkeit der Barone aufgehoben, alle Lehnsgefälle und Lehnsgaben wurden abgeschafft, so wie alle Fischfang-, Jagd- und Bergrechte der Barone auf fremden Boden, wenn sie ihnen nicht vom Souverän besonders bewilligt sind. Daher haben in Folge der den Baronen durch das päpstl. Moto proprio vom 6. Juli d. J. ertheilten Befugniß, mehrere bereits, nach des Großkonnetable Colonna Beispiel, auf alle Baronialrechte ihrer Lehen im Kirchenstaate, mit Vorbehalt der Titel, Verzicht geleistet. Die Folter und die Strafe des Wippens wurden ebenfalls abgeschafft. Ein neues Gesetzbuch soll verfaßt werden, und was eben so wichtig ist, eine Volksrepräsentation soll sich alle 3 Jahre versammeln, um die Steuern zu bestimmen und die Gesetze zu verbessern.

Kirchenstrafen. Um ihren Gesetzen Ansehen und Kraft zu verschaffen, darf jegliche Gesellschaft, sie sey politisch oder religiös, ihre Mitglieder, welche sich gegen diese Gesetze vergehen, mit Strafen belegen. Auch die Kirche übte von jeher dieses Recht aus und verhängte Strafen über die Schuldigen. Die gewöhnlichen bestanden in der Ausschließung von dem gemeinschaftlichen Gottesdienst, in der Entziehung der Gnadenmittel, der Verweigerung des Begräbnisses nach dem Gebrauche der Kirche. Schwerere Strafen waren die Kirchenbuße und der Kirchenbann. Eine ungerechte Strafe war es aber, wenn damit zugleich der Verlust irgend eines bürgerlichen Rechts verbunden war; die Kirche hatte zwar die Befugniß, schuldigen Gliedern die Vortheile zu entziehen, welche sie den Tadellosen gewährte; doch weiter durfte auch ihre Macht nicht gehen, ohne Anmaßung zu werden.

Kirchenväter, einsichtsvolle Lehrer der ältern christlichen Kirche bis zum 12. Jahrh., in Asien, Afrika und Italien, die als Schriftsteller bald die Religion gegen die Angriffe der Ketzer und Heiden vertheidigten, bald die

heiligen Bücher erläuterten, bald die kirchlichen Dogmen selbst erklärten, bald auch durch moralische Schriften unter ihren Glaubensgenossen die Reinheit der Sitten zu befestigen suchten. Unter den griechischen Vätern der ersten Jahrh. sind vorzüglich zu merken: Justinus Martyr, der die christlichen Dogmen zuerst mit griechischer Philosophie zu vereinigen suchte, Clemens von Alexandrien, der hierin noch weiter ging, sein Schüler Origenes, Urheber der allegorischen Erklärungsart. Unter den lateinischen Vätern: Tertullianus, Urheber der Kirchenlatinität, Verfasser einer großen Anzahl von Schriften, vorzüglich über Moral und Kirchendisciplin.

Kirchenverfassung oder **Hierarchie** (in der katholischen Kirche). Unter diesem griechischen, schon im 4. Jahrh. in den Gebrauch der Kirche gekommenen Worte verstehen die Katholiken nichts anders, als die in der Kirche vorhandene geistliche Gewalt nach ihren Verrichtungen und Graden. Die Hierarchie ist zweierlei: 1) die von Christus selbst eingesetzte; 2) die von der Kirche nach und nach zur Unterstützung und leichtern Ausübung der von Christus eingesetzten Grade der geistlichen Gewalt nach und nach hinzugethane und eingeführte. Wir geben hier das System der katholischen Kirche und ihrer Verfassung nach Joh. Mich. Sailers Handbuch der christlichen Moral, Band 3 in konsequenter Einfachheit. Der Zweck der Kirche ist, die gesunkene Menschheit durch Christus mit Gott wieder zu vereinigen. Die Kirche, die diesen Zweck erreichen soll, ist eine geistliche und eine sichtbare Gesellschaft. Als geistliche Gesellschaft steht sie im Verhältniß zu Christus, als solche ist sie die Einheit, die Gemeinschaft aller ihrer lebendigen Glieder mit Gott dem Vater durch den Einen Christus in dem Einen Geist der Liebe. Der Apostel Paulus stellt diese Idee besonders unter zwei Gestalten dar, der eines Leibes und der eines Gebäudes. Die Kirche ist ferner nicht blos eine geistliche, sondern auch eine sichtbare Gesellschaft; denn da die Kirche als streitend und als Verein sichtbarer Streiter auf Erden existirt; da die Kirche, nach den vornehmsten Bildern des Apostels, als Leib, als Tempel, als Pallast, als Haus Gottes sichtbar seyn muß; da endlich auch Christus, ob er gleich unsichtbar durch seinen Geist wirkt, auch durch sichtbare Organe, wie sie immer heißen mögen, Apostel, Lehrer, Hirten, wirken muß: so wird die Kirche nicht bloß als geistliche Gesellschaft im Verhältniß zum unsichtbaren Christus, sondern auch als sichtbare Gesellschaft betrachtet werden müssen. Diese sichtbare Kirche Christi, als sichtbare Gesellschaft, als sichtbarer Leib Christi betrachtet, ist nothwendig eine Einheit, eine Vereinigung, eine Gemeinschaft aller Glieder unter Einem sichtbaren Haupte. Die sichtbare Einheit aller Glieder in der sichtbaren Kirche Christi ist nur dadurch bewirkbar, daß die einzelnen Gemeinden mit ihren unmittelbaren Hirten, diese mit ihren Oberhirten, und diese mit dem Mittelpunkte der Einheit, mit dem von dem heiligen Cyprian ausdrücklich so bezeichneten Centrum unitatis zusammenhängen und zusammenhängend den Zusammenhang mit dem unsichtbaren Haupte Christus und durch Christus mit dem Vater gewinnen und behaupten. Dieser Zusammenhang mit dem Einheitspunkte setzt aber nothwendig voraus, daß das sichtbare Oberhaupt der ganzen Kirche (der Papst) den Vorzug des Ansehens und der Gerichtsbarkeit (primatus auctoritatis et jurisdictionis inne haben, d. i. jene Macht, die der Mittelpunkt der Einheit nöthig hat, um dieses sein und bleiben zu können. Dieser Primat beruht, laut der ganzen apostolischen Tradition, in der Person des römischen Bischofs, als Nachfolgers des heil. Petrus, den Christus zum Felsen seiner Kirche, d. h. zum unbeweglichen Mittelpunkt seiner sichtbaren Kirche gemacht hat (Matth. XVI. 16.). Der bisher angedeutete Zusammenhang der ganzen sichtbaren Kirche, der im Zusammenhange der einzelnen Gemeinden mit ihren Hirten, die Hirten mit ihren Oberhirten, der Oberhirten mit dem höchsten Hirten und Haupte der Kirche besteht, setzt also eine Hierarchie voraus, eine heilige Gewalt, die eben

jenen Zusammenhang bewirkt und erhält. Die Hierarchie ist, ihrem Wesen und ihrer Einsetzung nach, geistlich, geistlich in ihrer Abkunft, geistlich in ihrer Tendenz und geistlich in ihrer Wirkungsweise, ob sie gleich sichtbar in ihren Handlungen seyn muß. — Von derselben aus, göttlicher Einsetzung, glauben nun die Katholiken, sie enthalte folgende 4 Grade: 1) das oberste Hirtenamt über den Körper sämmtlicher Hirten und der ganzen Heerde der Gläubigen, welche Christus dem Simeon Petrus auferlegte; 2) das gemeinsame Oberhirtenamt aller 12 Apostel (Matth. 18, 18. Joh. 20, 21—23. Matth. 28, 19 u. f.); 3) das Unterhirtenamt, einfache Presbyterat oder Presbyterat des 2. Ranges, jener Diener des Evangeliums, welche von den Aposteln an die Stelle der von Christus mit eingeschränkterer Vollmacht gesandten 70 Jünger (Luk. 10.) als ihre Gehülfen bestellt wurden; 4) das Diener- oder Helferamt Diakonat (Apostelg. 6, 1—6.). Daß die dem Petrus und den Aposteln verliehene Regierungsgewalt kein persönliches Privilegium (wie z. B. die Wundergabe) war, erhellet daraus, daß die Apostel schon selbst die Fortdauer dieser Hierarchie veranstaltet und verordnet haben. So finden wir in den neutestamentischen Schriften Bischöfe, z. B. Timotheus, Titus, Apollo, Barnabas, Epaphroditus, Silas u. A.; jene in der Apostelgeschichte (20, 28.); jene der 7 asiat. Kirchen in der Offenb. Joh.; Priester des zweiten Ranges (1 Timoth. 5, 17. und 19.); endlich Diakone, deren Paulus (Epist. an die Philipper 1, 1. Timoth. 3, 8. und 12.) gedenkt, um nichts zu melden von den häufigen Zeugnissen der ältesten Kirchenväter, deren echte Werke wir noch besitzen, aus welchen sowohl die Menge als der Unterschied der damaligen Bischöfe, Priester (Aeltesten) und Diakone auffallend hervorleuchtet. Und, was die Bischöfe betrifft, so bestand ihre geistliche Gewalt wohl ja nicht nur im bloßen Lehren, Taufen, Abendmahl halten, Ordinieren rc., sondern auch in der Befugniß, kirchliche Verordnungen zu machen (Tit. 1, 5.), zu richten (Tim. 5, 19. Tit. 2, 15.) und mit der Ausschließung aus der Gemeinde zu bestrafen, um welcher Vernachlässigung willen die Bischöfe von Pergamus und Thyatira von Christus (Offenb. 2) getadelt werden. Da nun das Recht zu verordnen, zu richten und zu bestrafen das ausmacht, was man durch regieren versteht, so glauben die Katholiken aus einer Menge Gründen der Vernunft, der Schrift, und der ältesten Geschichte der Kirche, daß die den Aposteln von Christus verliehene kirchliche Regentschaft von ihnen ihren ersten Amtsfolgern sey mitgetheilt worden, von diesen den zweiten, so den dritten u. s. f. bis auf den heutigen Tag, und müsse und werde so gehalten werden bis zur Vollendung des sittlichen Leibes Jesu Christi, wie Paulus an seine Epheser (4, 11—16) schreibt. Die Wunder-, Sprachen- u. dgl. Gaben, welche die Apostel hatten, waren ihnen, als den ersten Verkündigern des Kreuzes, unumgänglich nothwendig, welche Nothwendigkeit aber, je mehr die christl. Religion zur Weltgeschichte wurde nach Verhältniß immer abnahm, so daß nun der Wunder Gläubige und Ungläubige entbehren können; der vollständigen Hirtengewalt aber, wie die Apostel sie besaßen und ausübten, kann die Kirche bis zum Ende der Welt so wenig entbehren, als was immer für eine große Gesellschaft einer beständigen Regierung. Die Grade der kirchlichen Gewalt, welche die ersten katholischen Concilien nach und nach, theils eingeführt, theils die aus Sitte und Uebung eingeführten bestätigt haben, sind untern andern: das Patriarchat, besondere Primat, Archiepiskopat, Archipresbyterat, Archidiakonat, Subdiakonat. Ueber das Geschichtliche der Hierarchie s. Rüh's vortreffliche Schilderung in seiner Gesch. des Mittelalters, 2. Thl.; dann die Art. **Papst**, **Bischof** und **Priester**. S. auch **Kirchengeschichte**.

Kirchenversammlungen. Vergleiche auch den Artikel **Concilium**. Sobald die Zöglinge der Apostel des Herrn, welche die Christenlehre aus dem Munde dieser ersten Diener Christi empfangen hatten, nicht mehr waren, und mithin diese Auktorität unter den Bekennern des Evangeliums

nicht mehr entscheiden konnte, suchte man einer besonders gebildeten Autorität die Entscheidung in dem anfangs unbedeutenden Rituale der christlichen Kirche zu verschaffen. Es waren dieses die Versammlungen der Hauptlehrer, der Bischöfe. Schon in dem Anfang des zweiten Jahrhunderts hielt man solche in Rom, zu Cäsarea, in Palästina und zu Ephesus über die Osterfeier und man beschloß sie für immer von jener der Juden zu trennen. In dem dritten Jahrh. hielt man deren 8; die wichtigsten waren die zu Alexandrien wider den Kirchenlehrer Origenes, 230, zu Carthago wegen der Kindertaufe 253, und eben daselbst 256 wegen der Wiedertaufe der Ketzer. Diese Bischofsversammlungen, welche man Kirchenversammlungen, Synoden, Concilien nannte, hatten jedoch noch keine allgemein bindende Kraft; erst als das Christenthum Staatsreligion geworden war, erhielten sie solche. Die Versammlung zu Nicäa in Bithynien im Jahr 325, welcher der Kaiser Constantin der Große selbst beiwohnte, ist als die erste allgemeine oder ökumenische zu betrachten. Auch hier handelte es sich wegen der Lehre des Arius und unter andern wurde hier der Streit über die Osterfeier geschlichtet. Unter Theodosius dem Großen wurde 381 zu Constantinopel eine zweite allgemeine Kirchenversammlung der Bischöfe des römischen Reiches berufen und von ihnen nochmals die Lehre von dem Sohne Gottes wie auch die vom heiligen Geiste behandelt. Auf den ersten dieser beiden wurde ein Glaubensbekenntniß (das nizänische) festgesetzt und auf der zweiten bestätigt — symbolum nizäno-constantinopolitanum. Auf der dritten allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahr 431 verdammte man den Bischof Nestorius von Constantinopel wegen seiner Lehre von der Person und Natur Christi. Die vierte zu Chalcedon 451 beschäftigte sich auch mit dem Dogma von der Person Christi und verdammte die Ansicht von Einer Natur. Im Jahr 553 hielt man die fünfte allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel gegen die Anhänger des Origenes. Auf der sechsten, die 680 zu Constantinopel gehalten wurde, verdammte man die Lehre von Einem Willen in Christo, Monotheleten. Die siebente wurde ebendaselbst im Jahr 692 gehalten und entwarf 102 Canones wegen des öffentlichen Gottesdienstes, der Kirchenzucht und des Kirchenregiments; sie heißt auch quinisextum und trullanum von dem Thurme, worin sie gehalten wurde. Außer diesen allgemeinen Kirchenversammlungen, deren Beschlüsse im ganzen römischen Reiche galten, wurden viele besondere gehalten. Vom achten Jahrh. an kam keine allgemeine mehr zu Stande, besonders wegen des Suprematstreites der Bischöfe in Rom und Constantinopel und wegen der Absonderung der fränkischen Monarchie von der römisch-griechischen. So wie bisher in der römischen, so übten die Könige in den fränkischen das Recht aus, die Concilien zu berufen. Carl der Große hielt 794 eine Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. gegen den Bilderdienst und eine zu Aachen 809, wegen des Ausgangs des heiligen Geistes vom Sohne. Wie nun mit dem Verfall der fränkischen Monarchie unter Carls Nachkommen die Macht der Päpste stieg, so entwanden diese den Kaisern und Königen jenes Recht, die Concilien zu versammeln und behaupteten es bis auf die neuere Zeit. Das Morgenland schied sich von der römischen Kirche und alle Versammlungen der Kirchenoberen waren von da an entweder abendländische oder morgenländische. Nach einer langen Unterbrechung wurden zu Ende des eilften Jahrh. mehrere Synoden gehalten. Die wichtigsten sind die zu Piacenza und zu Clermont 1095—1096, auf welchen der Papst Urban II. den ersten Kreuzzug beschloß. Auch wurden, wiewohl vergebens, einige Versammlungen wegen beabsichtigter Wiedervereinigung der griechischen und römischen Kirche gehalten. Auf der Versammlung zu Pisa 1409 kam zum ersten Male der Satz: „der Papst steht unter dem Concilium" zur Sprache, die falschen Päpst-

wurden abgesetzt. Auf der zu Costnitz gehaltenen Versammlung 1414 wurde nicht allein die Lehre des Huß verdammt, es wurde jene Materie von der Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern eifrig, wiewohl ohne Erfolg, besprochen; auch der Satz festgehalten, das Concilium ist über den Papst. Aehnliche Aussprüche geschahen auf der Kirchenversammlung zu Basel 1431; die Kirchenverbesserung wurde ernstlich empfohlen, den Böhmen der Kelch bei dem heiligen Abendmahl gestattet, so wie die Muttersprache bei dem Gottesdienst. Wegen der Aussprüche dieser drei Synoden zu Pisa, Costnitz und Basel säumte man zu Anfang der Reformation eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, an welche die Reformatoren und Fürsten appelliren wollten. Endlich wurde sie nach Trient ausgeschrieben und 1545 eröffnet. Die Protestanten trennten sich von derselben und erkannten ihre Aussprüche nicht an. Von 1545 währte die Verhandlung bis 1563, also achtzehn Jahre. Es wurde hier der Lehrbegriff der römisch-katholischen Kirche festgesetzt, welcher für die ganze römisch-katholische Christenheit bindendes Ansehen erlangt hat. Die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Trient hat man als Norm des römisch-katholischen Glaubens zu betrachten. Diese Versammlung war die letzte allgemeine im Abendland. (Vergleiche die Artikel Catholizismus und Trient.) Bei den von Lutheranern und Reformirten gehaltenen Kirchenversammlungen ging man von dem seit dem vierten Jahrh. behaupteten Grundsatz ab, daß die Kirchenversammlung unter dem besonderen Einfluß des heiligen Geistes stehe. Wegen der in neuester Zeit vorgekommenen Partial-Kirchenversammlungen sehe man den Art. Kirchenverfassung.

Kirchenzucht umfaßt alle jene Strafmittel, durch welche eine religiöse Verbindung das Ansehen und die Kraft ihrer Gesetze aufrecht erhält.

Kirchensprengel, s. Diöces.

Kirchweihe, Kirchmesse, Kirmeß, Encoenia. Jede neue Kirche ward feierlich eingeweiht, und das Andenken der Weihung jährlich durch ein Fest erneuert. Schon im 4ten Jahrhundert weihte man die Kirchen ein; bei Katholiken vollzieht der Bischof, bei den Evangelischen der Superintendent diese religiöse Handlung.

Kircher (Athanasius), einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit und einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Jesuiten. Er war 1601 zu Fulda geboren, trug zu Würzburg Mathematik und Philosophie vor, floh von dort vor den Waffen der Schweden nach Frankreich, wo er mit dem P. Maignan in Streit gerieth, gieng hierauf nach Avignon, und von da nach Rom, wo er 1680 starb. Kircher hat viele Schriften voll tiefer Gelehrsamkeit und ausgezeichnet durch gehäufte Sonderbarkeiten hinterlassen. Er hat über Philosophie, Mathematik, Physik, Kosmographie, Naturgeschichte, Philologie, Geschichte und Archäologie geschrieben; am meisten schätzt man jedoch sein Werk über die Alterthumskunde. Zu seinen Erfindungen gehören der von ihm genannte Kirchersche Brennspiegel, aus 5 Planspiegeln von gleicher Größe bestehend, die sämmtlich die Strahlen auf einen 100 Fuß entfernten Punkt werfen, und von sehr starker Wirkung sind. Auch ist er der Erfinder eines künstlichen Springbrunnens, wo ein Vogel so viel Wasser schluckt, als eine Schlange in ein Becken ausspeit. Ein Verzeichniß seiner Schriften befindet sich in Eberts allgem. Bibl. Lexikon Bd. 1.

Kirchgeßner (Mariane), geboren 1770 zu Bruchsal oder nach andern zu Waghäusel, verrieth schon in der frühesten Jugend großes Talent für die Musik, welches, obgleich sie im vierten Jahre das Gesicht durch die Blattern verlor, mehr zu- als abnahm, und spielte, sechs Jahr alt, das Clavier mit großer Fertigkeit. Durch Unterricht des Capellmeisters Schmidtbauer

zu Carlsruhe erhielt sie hierauf Unterricht auf der Harmonika, zeichnete sich auch auf diesem Instrumente bald als Virtuosin aus und fand 1791 auf einer Kunstreise durch Deutschland und 1794 in London den glänzendsten Beifall, wo sie auch einigermaßen ihr Gesicht wieder bekam. Gleicher Beifall wurde ihr auch in Dänemark und Rußland zu Theil. Im J. 1799 wählte sie das Dorf Gohlis bei Leipzig zu ihrem Aufenthalte, besuchte 1801 ihr Vaterland und Paris in Begleitung des Raths Boßler, unter dessen Schutz sie auch früher gereist war, und hielt sich dann wieder in Gohlis auf, wo sie bis 1807 lebte. Auf einer Reise nach ihrem Vaterlande starb sie zu Schafhausen den 9. Dezember 1807.

Kirgisenland, asiatische Steppe vom Soongarischen und Indischen Gebirge bis zum Ural, 31.681 Q. M. groß. Außer der Wüste Bitpak, den unwirthbarsten Theil, giebt es noch viele ganz trockene mit Salzwüsten vermischte Gegenden, die nur mit Dornbüschen verwachsen sind; doch giebt es auch fruchtbare Striche mit Holz und gutem Wasser. Die Kirgisen bestehen aus schwarzen und weißen Knochen (Volk und Adel), leben vom Raube und Viehzucht, sind dem Namen nach Muhamedaner und theilen sich in die große, mittlere und kleine Horde. Die große Horde zählt 30.000 Krieger, die mittlere und kleine jede 30.000 Familien und stehen unter ruff. Schutze, jedoch ohne Verbindlichkeit zur Befolgung russischer Gesetze und ohne Steuerverpflichtung, vielmehr erhalten ihre Obern von der russischen Regierung Geschenke an Lebensmitteln, Kleidungsstücken rc.

Kirnberger (Joh. Phil.), ein berühmter Contrapunktist in der Musik, wurde 1721 zu Saalfeld im Thüringischen geboren. Er nahm Unterricht bei dem berühmten Organisten Kellner, begab sich 1738 nach Sondershausen, und von da 1789 nach Dresden, wo er zwei Jahre sowohl auf dem Claviere als in der Composition den Unterricht des großen Componisten Bach genoß. Hierauf ging er nach Berlin, wo er als Violinist in der Capelle des Königs angestellt wurde. Er verließ diese jedoch bald wieder und ward Kammermusikus des Markgrafen Heinrich. Zuletzt trat er als Kammermusikus in die Dienste der Prinzessin Amalie von Preußen. Er starb 1783. In den letzten 20 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich blos mit der Theorie der Musik. Seine theoretischen Werke sind: Construktion der gleichschwebenden Temperatur 1760; die wahren Grundsätze zur Harmonie 1773; die Kunst des reinen Satzes 1774; Grundsatz des Generalbasses, als erste Linie zur Composition, mit vielen Kupfern 1761, Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition 1782; Anleitung zur Singkomposition, mit Oden in verschiedene Sylbenmaßen 1782; außerdem hat er die meisten im ersten Bande der Sulzerschen Theorie der schönen Künste befindlichen musikalischen Artikel verfaßt.

Klage, ein gerichtliches Zwangsmittel, durch welches ein zuständiges Recht (eine **Forderung**, s. d. A.) wider einen andern vor Gericht geltend gemacht wird. Der Kläger stellt nehmlich sein Recht dem Richter vor, und bittet ihn, den Gegentheil zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit anzuhalten. Die Schrift, in welcher dies geschieht, heißt Klage. Nach den verschiedenen Rechten, welche in den Klagen ausgeführt werden, ingleichen nach den verschiedenen durch die Gesetze vorgeschriebenen Formen, nach der Verjährungszeit u. s. w. werden die Klagen vielfach eingetheilt. Das Klagenrecht ist die wissenschaftliche Darstellung aller gesetzlich begründeten Forderungen.

Klangfiguren, eine zuerst von Chladni beobachtete und erklärte Erscheinung, die dadurch hervorgebracht wird, daß man eine metallne, gläserne oder auch hölzerne Scheibe, auf welche man Sand oder eine ähnliche körnige und gleichmäßige Masse gestreut hat, am Rande mit einem geharzten Violinbo-

gen streicht. Mit dem dadurch erregten Klang wird die aufgestreute Masse durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den meisten Stellen ab- und fortgestoßen, an andern aber bleibt sie zurück und häuft sich an, so daß sich die mannichfaltigsten linearischen Figuren auf der Scheibe bilden, die mit der Form und Größe der Scheibe und dem erregten Klange in einem gewissen übereinstimmenden Verhältnisse stehen, und unter gleichen Verhältnissen immer auf gleiche Weise wieder erscheinen. Das Gesetz, das hiebei zum Grunde liegt, ist folgendes: Jeder tönende Körper kann, mit Ausnahme einer oder zweier Punkte, wo er gehalten wird, in seiner ganzen Ausdehnung in eine vibrirende Bewegung gebracht werden: oder er kann auf mannichfache Art in Theile relativ sich scheiden, während die zwischen diesen Theilen befindlichen Stellen, die Schwingungsknoten genannt werden, in Ruhe bleiben. Die Theile, in die sich der tönende Körper theilt, stehen unter einander in einem solchen Verhältniß der Größe, als erfoderlich ist, um in gleicher Geschwindigkeit schwingen zu können. Mehrere Arten der vibrirenden Bewegung und also auch mehrere Töne können bei einem klingenden Körper statt finden, ohne daß eine die andere hindert. Jene Knotenlinien, die nicht schwingen, sind es, wo die aufgestreute Masse auch in Ruhe bleibt, während sie von den übrigen Stellen fortgestoßen wird, und sich nach der Richtung jener Linien aufhäuft. Die Figuren, die dadurch hervorgebracht werden, sind regelmäßig oder unregelmäßig, jenachdem die Scheibe eine regelmäßige Form hat, und an Stellen, wo Knotenlinien durchlaufen, gehalten oder befestigt wird, auch die gestrichenen Stellen der Scheiben mit ihnen in einem gehörigen Verhältniß stehen.

Klaproth (Martin Heinrich), geb. den 1. Dez. 1743 in Wernigerode, erlernte die Apothekerkunst und wurde dadurch bewogen, sich vorzüglich auf Chemie zu legen. Nachdem er einige Zeit Besitzer einer Apotheke in Berlin gewesen war, verkaufte er dieselbe, wurde Professor, Obermedizinal- und Sanitätsrath, erhielt den rothen Adlerorden dritter Classe und starb den 1. Jan. 1817. Er machte viele Entdeckungen in der Chemie, z. B. die Cirkonerde, das Tellurium, Titanium, Uranium und Zergliederung der Meteorsteine, und schrieb: Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper, 6 Bde. und mit Dr. Wolf chemisches Wörterbuch, 5 Bde. und 2 Supplementbände, so wie er auch die Werke Greens, Johns u. s. w. übersetzte.

Kleber, französischer General. Der General Kleber gehört zu den ausgezeichneten Feldherren der französischen Revolution. Von nicht bedeutenden Eltern in Elsaß im Jahr 1750 geboren, ließ er sich frühe unter das preußische Militär anwerben. Zur Zeit der französischen Revolution vertauschte er die preußischen Dienste und trat unter die Fahne seines Vaterlandes, zeichnete sich durch strengen Dienst, Pünktlichkeit, Muth und Talent aus und stieg schnell von dem untersten bis zu dem höchsten Militärgrad. Während der Belagerung von Mainz im Jahr 1793 stand er in dem Stab des ausgezeichneten Commandanten d'Oyre und half die Festung gegen die Angriffe der Deutschen wacker vertheidigen. Damals schon rechnete man ihn zu den vorzüglichsten Offizieren der Armee. Als Moreau, Jourdan und Pichegrü im folgenden Jahre die Verbündeten vom linken Rheinufer vertrieben, befehligte Kleber eine Division unter dem Letztern, und erhielt sodann den Oberbefehl über die Belagerungsarmee von Mainz. Die Belagerung wurde in eine Blokade verwandelt und Kleber, der nach Holland eilte, leistete wesentliche Dienste bei der Eroberung dieses Landes; ihm ergab sich unter andern die Festung Mastricht zwölf Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Der Zug Jourdans im Jahr 1796 führte auch ihn auf das rechte Rheinufer. Mit dem 25.000 Mann starken linken Flügel des Jourdanischen Heeres ging er in der Gegend von Düsseldorf über den Rhein, und schlug

am 1. Juni den Herzog von Würtemberg, welcher sich ihm auf dem rechten Ufer mit 10.000 Mann entgegenstellte. Die Oestreicher mußten vor ihm weichen und gedachten ihren Rückzug durch die Vertheidigung Frankfurts zu sichern. Kleber ließ aber am 12—13. Juli die Stadt so heftig beschießen, daß sie sich schon am 14. ergab. Siegreich drang er nun durch Franken gegen Oestreich vor. Als Jourdan, nachdem Bernadotte bei Trining und Neumarkt geschlagen war, den Rückzug antreten mußte, führte er unter mancherlei Beschwerden und Gefechten seine Heerabtheilung nach dem Rhein zurück. Auch hier bewies er sein Talent. Aber auch schon damals gefiel er den Direktoren nicht, und Reubell hatte ihn mit Jourdan und Andern auf die Liste der Verräther gesetzt. Als Napoleon Buonaparte 1798 mit 40.000 Mann nach Aegypten gesandt wurde, um dieses Land der französ. Republik zu erobern, gehörte Kleber zu den Generalen, welche unter ihm befehligten. Hier war der Schauplatz seiner ausgezeichneten Thaten. Bei der Eroberung von Alexandrien, das er mit stürmender Hand nehmen half, wurde er am Fuße der Mauer, die seine Leute erstiegen, verwundet. Seine Division eröffnete den Zug nach Cairo. In der Schlacht bei den Pyramiden befehligte er das Centrum des siegenden Heeres. Bei dem Zuge nach Syrien führte Kleber abermals den Vortrab; er verirrte sich mit seiner Schaar in die Wüste und wurde kaum wieder gerettet. Die Eroberung des Dorfes und der Festung El-Arisch half er bewerkstelligen, indem er mit Regnier das feindliche Lager stürmend nahm. Als während der Belagerung von Acre Junot durch die vom Jordan aus anrückenden Mamlucken zurückgedrängt wurde, rückte Kleber vor, um diesen zu unterstützen. Am 10. April erschien er in Nazareth und schlug am folgenden Tage die Mamlucken bei Cubi. Doch bald sah er sich am Berge Tabor von der Uebermacht angegriffen. Mit 2000 Franzosen hielt er sich jedoch am 16. April so gut gegen 20.000 Feinde, daß er sie, als Napoleon ihm zu Hilfe erschien, mit dem Bajonet angriff und sprengte. Der Sieg am Berge Tabor (vergleiche diesen Artikel), verdankte Napoleon dem Verdienste Klebers. Sie wurden von dem Obergeneral anerkannt; denn als dieser sich nach Frankreich einschiffte, übergab er den Oberbefehl in Aegypten dem General Kleber mit den nöthigen Verhaltungsvorschriften. Kleber erhielt den Befehl am 23. Oktob. 1799 versiegelt mit der Weisung, ihn erst am 24. Okt. zu öffnen. Er erstaunte über seine Ernennung. Schon am 1. Novemb. landeten mehrere tausend Janitscharen. Sie wurden von Kleber geschlagen. Sogleich wendete sich dieser gegen den mit 80.000 Mann aus Syrien anrückenden Großvezier. Gegen solche Macht, ausser welcher er noch in Oberägypten die Araber und Mamlucken bekämpfen mußte, konnte er nur 8500 Mann stellen. Seiner erhaltenen Weisung nach, ließ er deßwegen durch Desaix einen Waffenstillstand wegen der Räumung Aegyptens unterhandeln. Der Vertrag war schon abgeschlossen, als ihn die Engländer wieder brachen. „Solchem Uebermuth, sagte Kleber den Seinen, antwortet man nur durch Siege! Rüstet Euch zum Kampfe!" Er brach die Unterhandlungen mit den Engländern und dem Großvezier ab und stellte sich in der Nacht vom 19—20. März 1800 bei Heliopolis in Schlachtordnung. Ein Corps türkischer Reiter wurde vernichtet, die in dem Dorfe Matarieh aufgestellten Janitscharen wurden niedergehauen, der Kern der türkischen Reiterei mit Kartätschen gesprengt und der Großvezier selbst von Kleber verfolgt bis in die Wüste. Dieser kehrte alsbald nach Cairo zurück, um den daselbst ausgebrochenen Aufruhr zu dämpfen. Er sah sich genöthigt, die Stadt zu belagern, wobei ihn der Bey Murad endlich unterstützte. Nachdem die Stadt Butok gestürmt, erobert und durch Feuer und Schwert verwüstet war, ergab sich Cairo am 25. April, und am 27. April hielt Kleber seinen feierlichen

Einzug. Auf diese Weise hatte er Aegypten gleichsam nochmals erobert; und verwendete seine Aufmerksamkeit auf Anwerbung neuer Truppen, Besserung der Finanzen und Unterhandlungen mit den Türken. Die Organisation Aegyptens schritt rasch vorwärts, als er am 14. Juni 1800, indem er auf einer Terrasse seines Gartens in Cairo spazieren gieng, von einem fanatischen Muselmann erstochen wurde. Der Mörder wurde ergriffen und gerichtet. Nach seinem eigenen Geständniß war er schon lange dem General gefolgt und hatte sich unter die Arbeiter des Pallastes gemischt, um sein Vorhaben auszuführen. Er hatte geglaubt, ein frommes Werk zu thun; denn Kleber hatte die Scheiks mißhandeln lassen. Mit Klebers Tod sank der Franzosen Macht in Aegypten; sie verloren es bald, was er sicherlich erhalten hätte. Kleber war ein schöner, 6 Fuß hoher Mann, dessen Aeusseres imponirte. „Er war ein natürliches Talent, sein Genie blitzte in Augenblicken auf; aber er ließ sich wieder durch Vergnügungen einschläfern," so sagt Napoleon von ihm.

Kleist (Ewald Christian) ward den 7. März 1715 zu Zeblin in Hinterpommern geboren. Seine Eltern gaben ihm eine treffliche Erziehung; in seinem 17. Jahre bezog er die Universität Königsberg, um die Rechte zu studiren. Fleißig betrieb er hier das Studium der Physik, Mathematik, der Rechte und der Philosophie, und mit ausgebreiteten Kenntnissen in diesen Wissenschaften kehrte er in seine Heimath zurück. Da er aber dort keine Versorgung fand, so ging er nach Dänemark, wo er viel bedeutende Verwandte hatte. Diese bewogen ihn, 1736 in den Militärstand zu treten. Indeß verließ er schon 1740 bald nach dem Regierungsantritt Friedrich II. den dänischen Dienst und ward als Lieutenant bei dem Regimente des Prinzen Heinrich in Potsdam angestellt. Im Grunde war jedoch der Militärstand seiner Neigung zuwider, und durch den Zwiespalt, in den ihn das Schicksal mit den Wünschen seines Herzens gebracht hatte, so wie durch eine unglückliche Liebe, die sich 1738 entspann, ist jener sanfte Klageton in seine Gedichte hineingekommen, der selbst in seine spätern Lieder wie aus der Ferne hineintönte. 1749 ließ Kleist seinen Frühling drucken und selten hat ein deutsches Gedicht einen so schnellen und glänzenden Beifall erhalten. 1756 ernannte ihn der König zum Major des Hausenschen Regimentes, das zur Besatzung nach Leipzig verlegt wurde. Hier machte Kleist Lessings und Weißes Bekanntschaft. Nach der Schlacht bei Roßbach vertrauete ihm der König die Aufsicht über das große Leipziger Lazareth. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der blutigen Schlacht bei Kunnersdorf. Hier sollte ihm sein Wunsch, den edlen Tod fürs Vaterland zu sterben, gewährt werden. Schon hatte er zwölf starke Contusionen empfangen, schon war er an der rechten Hand verwundet, so daß die linke den Degen angreifen mußte, und dennoch drang er immer weiter vor; drei Batterien hatte er bereits erobert, und er war nur etwa dreißig Schritte von der letzten Batterie entfernt, als ein Kartätschenschuß ihm das rechte Bein zerschmetterte. Er wurde hinter die Fronte getragen; ein Feldscherer wollte ihn eben verbinden, als dieser in den Kopf geschossen wurde. Bald darauf kamen Kosacken, die ihn nackt auszogen und in einen Sumpf warfen. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren, zogen ihn aufs Trockene, legten ihn auf etwas Stroh und bedeckten ihn mit einem Mantel; am Morgen kamen aber die Kosacken wieder und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag kam ein russischer Offizier vorbei; dieser ließ ihn, nachdem Kleist sich zu erkennen gegeben, auf einem Wagen nach Frankfurt an der Oder bringen. Den 4. Tag nach der Schlacht sonderten sich die zerschmetterten Knochen von einander und zerrissen eine Pulsader, worauf er den 24. August 1759 starb. Mit allen möglichen Ehrenbezeugungen ward er in der unter feindlicher Both-

mäßigkeit stehenden Stadt begraben. Als bei der Beerdigung der Degen auf dem Sarge des Helden fehlte, nahm ein feindlicher Offizier den seinigen von der Seite, und legte ihn auf den Sarg mit den Worten: „Ein so würdiger Offizier darf nicht ohne dies Ehrenzeichen begraben werden." In seinen Gedichten erscheint Kleist als ein sanfter wehmüthiger Geist, der voll tiefer Sehnsucht nach Ruhe, die im Leben stets von ihm zu fliehen schien, seinen Schmerz in rührenden Klagen ausspricht. Seinem Frühling kann man nur ein sehr bedingtes Lob geben; man findet zwar in ihm manches glücklich aufgegriffene, obwohl nicht immer glücklich verarbeitete Bild, das uns freundlich an die Natur erinnert; allein man vermisset das vereinigende Prinzip. Dazu raubt das sonderbare Metrum, nämlich Hexameter mit einer Vorschlagssylbe, dem Werke den hauptsächlichsten Reiz des Wohlklangs. Seine Werke erschienen unter dem Titel: Kleists sämmtliche Werke. Von W. Körte, 2 Thle. Berl. 1803.

Kleist (Heinrich von). Dieser Dichter wurde den 10. Oktbr. 1777 zu Frankfurt an der Oder geboren, trat in königl. preuß. Dienste, wurde Lieutenant, dann Assessor der Kammer zu Königsberg, und privatisirte darauf seit 1809 einige Zeit zu Dresden. Später begab er sich nach Berlin, und erschoß sich und seine Geliebte 1811 in einem nahe bei Potsdam gelegenen Gehölze am heiligen See. Durch seine Werke: die Familie Schroffenstein, ein Trauerspiel; Panthesilea, ein Trauerspiel; Amphytrion; der zerbrochene Krug, ein Lustspiel; das Käthchen von Heilbron und endlich zwei Bändchen Erzählungen hat er in der literarischen Welt eine nicht unbedeutende Aufmerksamkeit auf sich gezogen; sie beurkunden ein ungewöhnliches Dichtertalent, dessen höhere Ausbildung der frühzeitige Tod des unglücklichen Dichters unterbrach. Zwei nachgelassene Schauspiele: der Prinz von Homburg und die Hermannsschlacht hat Ludwig Tieck (H. v. Kleist hinterlassene Schriften, Berlin 1821) mit einer Vorrede über des Dichters Leben und jene beiden Schauspiele herausgegeben.

Kleist von Nollendorf (Emil Friedrich, Graf), königl. preuß. General der Infanterie, geb. zu Berlin 1762, wohnte schon 1778 dem Feldzuge nach Böhmen bei, ward später Adjutant des Marschalls von Möllendorf, erhielt hierauf eine Anstellung im Generalstabe und machte als Capitän den Rheinkrieg mit, wo er wegen eines glücklichen Gefechts den 2. Okt. 1792 den Verdienstorden sich erwarb. Nach geendigtem Kriege war er einige Jahre Befehlshaber eines Grenadierbataillons, wurde 1803 vortragender Generaladjutant des Königs, wohnte der Schlacht von Auerstädt und den Schlachten in Preußen bei; wurde nach dem Frieden von Tilsit Generalmajor und Chef der Westpreuß. Brigade in Frankfurt an der Oder und 1809 Commandant von Berlin. 1812 erhielt er eine Anstellung unter York bei den Truppen, welche Preußen zu Folge einer Uebereinkunft mit Frankreich stellte, um gegen die Russen gebraucht zu werden. Nach Yorks Uebergang zu den Russen und der Allianz Friedrich Wilhelms III. mit Alexander I. befehligte er als Generallieutenant im März 1813 das Blokadecorps vor Wittenberg, ging, nachdem die Russen über die Elbe gegangen waren, bei Dessau über diesen Fluß, nahm Halle ein, vertheidigte es am 18. April einen ganzen Tag und zog sich über Skeuditz nach Leipzig zurück, welches er am 2. May gegen den franz. General Lauriston umsonst zu vertheidigen sich bemühete. In der Schlacht von Bautzen, den 20. May wehrte er den Feinden bei Burg den Uebergang über die Spree mit geringen Kräften, mußte aber, als der russische General Miloradowitsch Bautzen verließ, der Bewegung der großen russisch-preuß. Armee folgen und schloß als preuß. Bevollmächtigter den Waffenstillstand, der dem Vorrücken der Franzosen ein Ende machte. Nach Ablauf desselben stieß er zur großen östreich. Armee in Böh-

men mit seinem Corps und den Garden, nahm an der Schlacht von Dresden Antheil und führte durch heldenmüthige Tapferkeit den 30. Aug. die Gefangennehmung des franz. Generals Vandamme bei Culm herbei, wodurch Böhmen und ein großer Theil der verb. Armee gerettet wurde. In der Schlacht bei Leipzig stand er auf dem linken Flügel und erwarb sich auch hier großen Ruhm. Die ihm anvertraute Blokade von Erfurt hinderte ihn zwar, an den Siegen und Unfällen der schlesischen Armee, an dem Uebergange über den Rhein Theil zu nehmen, allein er kam gerade noch zur rechten Zeit, um der Einnahme von Paris mit seinen Truppen beizuwohnen. Nach dem Pariser Frieden ernannte ihn der König zum Grafen Kleist von Nollendorf und Inhaber eines Infanterieregiments. Er folgte hierauf seinem König nach England, erhielt den Oberbefehl über das Beobachtungsheer am Rhein, konnte aber einer Krankheit wegen nicht mit an den Ereignissen des Jahres 1815 Theil nehmen. Später erhielt er im Halberstädtischen die Güter Stötterlingenburg, Lückenrode und Wülperode, wurde commandirender General in der Provinz Sachsen, und starb allgemein betrauert zu Berlin den 17. Febr. 1823.

Klerus ist eine aus der griech. Sprache stammende Benennung des geistlichen Standes, mit welcher derselbe im Gegensatze gegen die Layen bezeichnet wird. Das griechische Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geistliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren und andeuten wollte, daß er in einem besondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil sey.

Klissow oder Clissowa (Schlacht bei), im nordischen Krieg, am 19. Juli 1702. Nachdem Carl XII. das Heer Peters des Großen bei Narwa (30 Nov. 1700) zertrümmert und sich hiermit dieses Gegners auf eine Zeit entledigt hatte, wandte er sich rasch gegen den König von Polen. Dieser, August, Kurfürst zu Sachsen, hielt mit seinem durch 20.000 Russen verstärkten sächsischen Heer bei der Düna. Am 19 Juli 1601 griff Carl ihn hier an und schlug ihn. Der Sieger verfolgte sein Glück, rückte in Polen ein und besetzte die Hauptstadt Warschau. August gab seinen wankenden Thron nicht auf, sammelte ein neues Heer aus Sachsen und Polen und rückte gegen die Schweden. Carl, der ihm entgegen zog, fand ihn bei Klissow in einer vortheilhaften Stellung mit einem ihm überlegenen Heere. Es waren 18.000 Polen und 16.000 Sachsen, deren ganze Front durch einen Morast gesichert war, angeführt durch den König August selbst und durch die Generale Lubomirsky und Flemming. Ungeachtet ihrer Uebermacht in Zahl und Stellung und ohne Rücksicht auf die Müdigkeit seiner Truppen griff Carl XII den Feind mit 11.000 Schweden am 19. Juli 1702 an. Mit wahrer Wuth stürzten sich diese gegen den Morast und obgleich ihr Führer, der Herzog von Holstein, von den ersten Kugeln niedergestreckt wurde, so sprengten sie doch nach einem furchtbaren Kampfe die feindliche Linie. Solches geschah zuerst auf dem rechten Flügel der Vereinigten, wo die Polen dem Ungestüm der Schweden nicht widerstehen konnten. Während jedoch hier die Schweden siegten, brachen die Sachsen mit Nachdruck auf den linken Flügel vor und drängten die Schweden zurück. In diesem kritischen Augenblick zog August mehrere siegende Regimenter Sachsen nach dem geschlagenen rechten Flügel um die weichenden Polen zu unterstützen. Carl bemerkte die Schwächung der Sachsen auf diesem Punkte, und ließ einen neuen Angriff versuchen. Er gelang, die Sachsen wurden hinter den Morast zurückgeworfen, ihre Pallisaden und spanischen Reiter niedergerissen, die Linie durchbrochen und in die Flucht getrieben. Alle Anstrengung des unglücklichen August, die Flüchtlinge zu sammeln, war umsonst; er floh mit Lubomirsky nach Krakau. Alle Kanonen, eine Menge Fahnen und Standorten, das ganze Lager, Gepäck

und Munitionen fiel den Siegern heim; 4000 Polen und Sachsen blieben auf der Wahlstatt, 2000 wurden gefangen. — Die Schlacht bei Klissow schlug die Krone Polens von August's Haupt: denn wiewohl sich die Sachsen, während Carl durch einen Beinbruch aus dem Felde entfernt gehalten wurde, sich sammelten, auch die Polen neue Rüstungen machten, so wurden die ersteren doch bei Paltusel leicht zerstreut und Augustus von Carl XII. des polnischen Thrones entsetzt.

Klopstock (Friedrich Gottlieb), einer der ausgezeichnetsten Dichter Deutschlands, geboren 1724 in Quedlinburg. Sein Vater war Commissionsrath daselbst und hatte ein paar Jahre das Amt Friedeburg, im brandenburgischen Antheile von Mansfeld, in Pacht. An diesem Orte und in seinen schönen Gegenden verlebte der Dichter einen Theil seines Knabenalters in ländlicher Freiheit, fern vom städtischen Schulzwang. Ein Hauslehrer brachte ihm die ersten Kenntnisse bei, bis er im 13ten Jahre mit den Seinigen wieder nach Quedlinburg zog und das Gymnasium besuchte. Er fieng aber hier nicht eher an fleißig zu seyn, bis er im 16ten Jahre auf die sächsische Schul-Pforte kommen sollte; nun griff er das Latein und Griechische mit Eifer an, um dort gleich in eine höhere Classe gesetzt zu werden. Auf der Pforte blieb Klopstock bis 1745, und hier war es, wo sich sein Charakter als Mensch und Dichter entwickelte und selbst schon Festigkeit gewann. Er setzte sich hier in den alten Sprachen fest, lernte die innere Vortrefflichkeit der klassischen Schriftsteller kennen, ward gewahr, daß sie die wahren Muster des Schönen sind, und fühlte früh den Trieb, ihnen nachzueifern. Er übte sich fleißig in schriftlichen Aufsätzen in Prose und Versen, und machte unter andern poetischen Versuchen auch Schäfergedichte, damals die Lieblingsbeschäftigung der poetischen Köpfe auf deutschen Schulen. Viel las er nicht, aber die allerbesten Bücher, die er haben konnte, und diese studirte er mit gespannter Aufmerksamkeit und mit Prüfung. Allein sein Hauptstudium, das Buch, welches er am meisten und liebsten las, war — der Mensch. Seine Mitschüler wurden dem stillen Beobachter lehrreicher als Schule und Bücher. Schon um diese Zeit hatte er den Entschluß gefaßt, ein großes episches Gedicht zu schreiben, woran es uns Deutschen damals noch gänzlich fehlte. Im Herbst 1745 verließ er die Pforte, und gieng, um Theologie zu studiren, nach Jena. Hier hörte er die gewöhnlichen Vorlesungen, und übte sich daneben in seiner Kunst; ja schon damals soll er die drei ersten Gesänge der Messiade größtentheils ausgearbeitet haben. Allein es gefiel ihm nicht lange in Jena, und um Ostern 1746 gieng er nach Leipzig. Auf diesem Musensitze ward er bald mit den jungen Freunden der Dichtkunst bekannt, die sich zu einer Art von gelehrter Gesellschaft vereinigt hatten, um durch gegenseitige Kritiken ihrer schriftlichen Versuche ihren Geschmack zu bilden, und die das Beste davon in den Bremischen Beiträgen herausgaben. In dieser Zeitschrift ließ er auch die drei ersten Gesänge der Messiade, ohne seinen Namen, abdrucken, dichtete um diese Zeit schon einige vortreffliche Oden, und bildete den deutschen Hexameter aus. 1748 verließ Klopstock die Akademie und gieng nach Langensalza in Thüringen, wo er die Aufsicht über die Kinder eines Verwandten übernahm, und daneben seine epischen und lyrischen Arbeiten mit Eifer fortsetzte. Eine unglückliche Liebe stürzte ihn in eine langanhaltende Schwermuth, wovon alle seine damaligen Werke Spuren tragen, und die erst nach mehrern Jahren völlig wieder zerstreut wurde. Die Messiade machte in Zeit von wenigen Jahren nach ihrer Erscheinung in Deutschland allgemeines Aufsehen, überall fand sie Freunde und Feinde, Bewunderer und Tadler; sie hatte aber ihren Beifall anfangs eben sowohl dem frommen Stoffe, als ihren poetischen Schönheiten zu danken; junge Prediger führten sie auf den Canzeln an, und nannten den Namen Klopstocks neben den heiligen Namen

der Propheten. Aber die alten Theologen glaubten, das Gedicht entweihe durch seine verwegenen Fiktionen die Religion, vermische die heilige Geschichte mit Fabeln, und bringe die Orthodoxie in Gefahr. Nirgends hatte das Gedicht einen stärkern und vortheilhaftern Eindruck gemacht als in der Schweiz, daher luden Bodmer und seine Freunde den Dichter zu einem Besuch ein. Er reiste im Sommer 1750 in Gesellschaft des Philosophen Sulzer nach Zürich, wo man ihn mit offenen Armen empfieng und sich beeiferte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er wohnte bei Bodmern, und dieser sah jetzt seinen Gast mit nicht viel andern Augen an, als ein Gläubiger einen heiligen Dichter oder alten Propheten, wenn einer wieder käme, ansehen würde; daher es ihm beinahe eine Entweihung seines heiligen Berufes schien, wenn sich der Sänger des Messias in die muntere Gesellschaft jüngerer Freunde ziehen ließ. Dieser machte von Zürich aus in Gesellschaft einiger Freunde auch verschiedene kleine Reisen in die umliegenden Cantons. Klopstock war noch in der Schweiz, als ihn der König Friedrich V. v. Dänemark nach Copenhagen berief, und ihm einen anständigen Gehalt anbot, damit er sich ganz dem angefangenen Gedichte vom Messias widmen könnte. Diesen Ruf hatte er der Empfehlung des Grafen von Bernstorf zu danken, der seine großen Talente schätzte. Der Dichter verließ nun 1751 die Schweiz, dichtete bei der Abreise noch die beiden Oden Friedrich V. und nahm sodann seinen Weg nach Copenhagen über Sachsen und Quedlinburg, wo er seine Familie sah; über Braunschweig, wo er einige seiner akademischen Freunde, und über Hamburg, wo er Hagedorn besuchte, und die berühmte Cidli (nach ihrem eigentlichen Namen Margaretha Moller), ein geistreiches Mädchen und eine bewundernde Leserin seines Messias, kennen lernte. Diese Bekanntschaft verwandelte sich von beiden Seiten gar bald in jene zärtliche Liebe, worin wir unter den Oden des Dichters noch so manches vortreffliche Denkmal besitzen. Aber ihre eheliche Verbindung verzog sich bis 1754. In Copenhagen lebte Klopstock größtentheils still und eingezogen; doch kam er zuweilen auch an den Hof, wo man ihm mit Achtung begegnete, weil man sah, daß ihn der König hochschätzte, und sehr oft seiner besondern Gnade versicherte. Er pflegte den König zu begleiten, wenn er den Sommer auf einem ländlichen Lustschlosse zubrachte, oder wenn er eine Reise nach Holstein that. Bei solchen Gelegenheiten sah der Dichter auch seine Geliebte in Hamburg, daher die verschiedenen Abschiedsoden an Cidli. Bis zur Erblassung seines großen Gönners und Freundes Bernstorf, um 1771, lebte er in Copenhagen; seit dieser Zeit aber wohnte er in Hamburg mit dem Charakter eines königl. dänischen Legationsraths und markgräflich badenschen Hofraths. Das letzte Prädikat, nebst einem Jahrgeld, gab ihm der jetzige Churfürst Friedrich von Baden, welcher ihn 1775 nach Carlsruhe einlud, wo sich der Dichter auch ein Jahr lang aufgehalten hat. An der französischen Revolution nahm Klopstock einen sehr warmen Antheil; früh erklärte er seinen Civismus, früh sang er der neuen Freiheit Hymnen, und die Neufranken schenkten ihm das Bürgerrecht; aber das Böse, das die Staatsveränderung, freilich zum Theil durch ihre Schuld, in der Folge nach sich zog, entwand ihnen sein Herz wieder. Seine letzten Kräfte wandte der vortreffliche Greis an eine neue Auflage seiner sämmtlichen Werke, die mit aller Pracht in Göschens Offizin erschien. Nun näherte er sich sichtbar dem Grabe, ein langwieriges Fieber sog den ausgetrockneten Körper vollends aus, und 1803 verschied er, nachdem sein Bewußtseyn stark und ungeschwächt geblieben war, bis auf wenige Tage vor seinem Tode. Die beiden Städte Hamburg und Altona wetteiferten, dem ehrwürdigen Todten eine rührende Begräbnißfeier zu bereiten, und seine Gebeine ruhen nun auf dem ländlichen Kirchhofe zu Ottensee, neben seiner geliebten Cidli, die ihm schon 1758 nach einer unglücklichen Niederkunft ent-

rissen worden war, und deren Grab er oft besucht hatte. Klopstock hat sich unsterbliche Verdienste um die deutsche Literatur erworben: wie ein gewaltiger Heros hatte er die Fesseln zersprengt, in welchen die deutsche Sprache und Poesie ein kurzathmiges Leben führten. Sein erstes Auftreten als Dichter machte einen außerordentlichen Eindruck. Er hatte sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand gewendet. Der Messias sollte durch ihn aufs Neue verherrlicht werden. Die religiöse Würde, der fromme Geist, die neue Gestalt der Sprache, der kühne Plan in diesem Gedichte erregten einen allgemeinen Enthusiasmus. Die Idee zu seinem Messias hatte er vom Milton entlehnt, den Klopstock durch lyrischen Gehalt, musikalischen Wohlklang und Glanz der Darstellung bei weitem übertrifft, während er jedoch in Hinsicht auf das Plastische und Dramatische dem brittischen Dichter nachsteht. Ueberhaupt ist der Messias viel weniger ein Epos, als ein großer Hymnus auf die Mysterien der Erlösung, ein Chorus, in dem sich die Geister der höhern Welten vernehmen lassen. Als lyrischer Dichter ist Klopstock der Pindar der neuern Poesie genannt worden, aber er übertrifft den griechischen Dichter an Stärke des Gefühles; Liebe, Freundschaft, Religion und Patriotismus sind die Quellen seiner Begeisterung. Anfangs schloß er sich an die horazischen Sylbenmaaße an, später bildete er eigene. Ein großer Fehler seiner lyrischen Gedichte ist aber ihre Dunkelheit; auch ist die Anwendung der Mythen aus der Edda ganz unstatthaft, denn es ist vorerst noch sehr zweifelhaft, ob diese Mythen jemals in Deutschland geblüht und gelebt haben, dann ist auch nur die Mythologie in der Poesie zu gebrauchen, die entweder in der Religion des Volkes noch lebt, oder wenigstens so allgemein bekannt und verständlich ist, wie die griechische. Klopstocks Trauerspiele sind in Deutschland mit einer Kälte aufgenommen worden, die im auffallendsten Gegensatze stand, mit dem glühenden Enthusiasmus, den sein Messias erregt hatte. Sie sind gleichsam in einem lapidarischen Styl geschrieben; auch ist nicht zu läugnen, daß der ruhige Stolz, in dem sie sich geben, zuweilen herbe und schroff wird, und daß das Ganze sich wie ein kühner, harter Fels erhebt. Bedeutend treten hervor seine vaterländischen Schauspiele, Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten und Hermanns Tod: die Chöre in diesen Dramen sind vom höchsten lyrischen Schmuck, und athmen die glühendste Vaterlandsliebe und den kühnsten Patriotismus. Auch hat sich Klopstock ein großes Verdienst um den grammatischen Theil unserer Sprache erworben; tief drang er in das Wesen der Sprache in seinen Fragmenten über Sprache und Dichtkunst, seiner Gelehrten Republik und in seinen grammatischen Gesprächen, welches in frühern Jahrzehnten verkannt, und erst später gehörig gewürdigt worden ist. Zu Klopstocks Biographie dient: Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich, und mit Gleim, Schmidt, Famy. Aus Gleims Briefen Nachlese, herausgegeben von Klamer Schmidt. 2 Thle. Halberstadt 1810.

Kloska (Gloska, Kloschka) war ein furchtbarer Räuber, der in Verbindung mit seinem Gefährten Horiah in Ungarn 1747 allen Edelleuten den größten Schrecken einjagte. Von dem Kaiser Joseph II. hatte Horiah für den Flecken Brand im Zarantischen Kreise das Markrecht erhalten. Mit Kloska überredete er nun den gemeinen Pöbel, daß das Leben aller Edelleute ihnen vom Kaiser in die Hände gegeben sey, und zettelte eine Verschwörung zur Ausrottung des Adels in der Umgegend an. Durch Entdeckung derselben und durch den Verhaftbefehl gegen die beiden Rädelsführer sahen diese ihr eigenes Leben gefährdet, und wiegelten daher zu ihrer Rettung das gemeine Volk auf. Eine Bande bildete sich, die gegen Adel und Geistlichkeit auf das Grausamste verfuhr, mordete, plünderte und Brand stiftete. Gegen ihre Verfolger fochten die Räuber mit einem Muthe, der einer bessern Sache

werth war, und konnten erst nach den größten Anstrengungen besiegt werden. Kloska und Horiah wurden den 3. Jan. 1785 erwischt, und büßten ihre Schandthaten auf dem Rade.

Klöster. Schon frühe gab es Christen, die den h. Johannes den Täufer und die Propheten nachahmten, und sich in die Einöde zurückzogen, um ihr Leben im Gebete, Fasten und andern Bußübungen hinzubringen; man nannte sie Ascetes, d. h. Menschen, die harte Bußwerke üben. Jesus Christus hatte durch seinen 40tägigen Aufenthalt in der Wüste und durch seine Gewohnheit, von Zeit zu Zeit in der Einsamkeit zu beten, das Beispiel gegeben. Der Ursprung des klösterlichen Lebens wird sehr natürlich erscheinen, wenn man sich den Geist der damaligen Zeiten und die Verhältnisse, worin die ersten Christen standen, sich vergegenwärtiget. Während den Verfolgungen, welche die Gläubigen die ersten drei Jahrhunderte erduldeten, verbargen sich Viele aus Aegypten und der pontischen Provinz in Einöden, um sich den Nachforschungen und den Qualen zu entziehen. Sie gewannen Geschmack an der Einsamkeit, und beharrten entweder in der Abgeschlossenheit von der Welt, oder kehrten in der Folge zu der alten Freundin zurück. Der h. Paul war der erste Einsiedler; er floh 259 in die Wüste von Thebais, um den Händen seiner Verfolger zu entgehen; von Kräutern und Wurzeln lebte er dort bis in sein 114. Jahr in einer Höhle. Ihm folgten der h. Antonius, Egypter wie er, an den sich viele schlossen; alle lebten in abgesonderten Zellen. Im folgenden Jahrhunderte sammelte Pachomius die Zerstreuten in verschiedene Klöster (Monasteria) und Gesellschaften zu 30 — 40 Mönchen, und schrieb ihnen eine gemeinschaftliche Regel vor. Hierdurch entstand der Unterschied zwischen Cenobiten oder Mönchen, welche in Gemeinschaft lebten, und Einsiedlern oder Anachoreten, die ein abgesondertes Leben führten. Alle Klöster erkannten als Oberhaupt denselben Abbas (Vater) und versammelten sich jährlich um ihn, um die Ostern zu feiern. Man behauptet, daß die Anzahl der Mönche in den verschiedenen Gegenden Aegyptens zu Pachomius Zeiten sich über 60.000 belaufen habe; etwas übertrieben mag diese Angabe wohl seyn. Die Einsiedler nährten sich von Datteln und Wurzeln. Die Cenobiten verfertigten aus den Blättern der Palme Hausgeräthe, aus dessen Verkauf sie den nöthigen Unterhalt zogen. Im Jahre 306 errichtete Hilarius, nach dem Muster der ägyptischen, Klöster in Palästina; von hier aus breitete sich das Mönchswesen in Kurzem nach Syrien, Armenien, Pontus, Cappadocien und den meisten Provinzen Asiens. Basilius, welcher die Mönchsinstitute in Aegypten kennen lernte, brachte eine Verfassung und allgemeine Ordnung in dieselben; indem er für die Mönche eine Regel entwarf. Man fand sie so zeitgemäß und dem damaligen Aszetengeiste so genehm, daß alle sie annahmen, und sie noch bis auf diesen Tag von den Mönchen in Orient befolgt wird. Im Jahre 340 gab Athanasius das Leben des Antonius in Italien heraus, und hauchte den Abendländern die Liebe zum Mönchsleben ein. Wo in Italien das erste Kloster erbaut wurde, ist nicht bekannt. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts fand das klösterliche Leben auch in Gallien Eingang; der h. Martin, der ums Jahr 400 starb, brachte es in Aufnahme. Bald darauf gründete der h. Honoratus das berühmte Kloster von Lerin nach dem Muster der orientalischen. Bisher gab es noch keine eigentlichen Klostergelübde und feierlichen Professionen; erst im 6. Jahrhundert brachte sie der h. Benedikt von Nursia auf. Er entwarf eine Gesetzgebung für das Kloster, das er 529 zu Montecasino bei Neapel erbaut hatte, sie wurde bald unter den abendländischen Mönchen allgemein. Zwar war sie nicht so strenge, als die des h. Basilius, doch ist es ihrem wohlthätigen Einflusse zuzuschreiben, daß von jetzt an die Klöster Sitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit, der

Arbeit und Gelehrsamkeit wurden. Missionäre gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitsamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um den Anbau des Bodens und um die Bekehrung und Bildung der germanischen und slavischen Völker erwarben sie sich vom 6. bis ins 7. Jahrh. die wesentlichsten Verdienste. Diese gemeinnützigen Verdienste der Klöster erwarben ihnen Achtung, Zutrauen, und Liebe; Fürst und Unterthan suchten sie in ihrem schönen Streben zu unterstützen; man gab ihnen Privilegien und Rechte, und überhäufte sie mit Vermächtnissen und Gaben. Zu ihren Verdiensten um die menschliche Gesellschaft traten noch die, welche ihnen der damalige religiöse Geist zuschrieb, und die Vorzüge, mit denen sie der päpstliche Stuhl ausstattete. Dies Alles war für sie eine ergiebige Quelle des Reichthums und des Ansehns; auf der andern Seite gaben aber diese wieder im Laufe der Zeit die Veranlassung zur Ausartung der klösterlichen Zucht. Müßiggang und Schwelgerei zogen mit einem Gefolge von andern Lastern in die ehemaligen Sitze der Frömmigkeit und des Fleißes. Ihr Verfall wurde noch durch eine Gewohnheit der Carolinger beschleunigt, reiche Klöster und Abteien an Grafen und andere Adelichen zur Belohnung zu verschenken. Solche Laienäbte geizten nur nach dem Genuß der großen Einkünfte, und kümmerten sich wenig um die Sittlichkeit der Klöster. Eine andere Ursache der Abweichung der Klöster von dem Geiste ihrer Institute lag in der kriegerischen und raubgierigen Roheit jener Zeiten und in den Verwirrungen, welche aus dem Feudalsysteme hervorgingen. Die Schamlosigkeit, mit welcher der Adel die Klöster plünderte, und sich ihrer Einkünfte unter dem Vorwande des Schutzes bemächtigte, zwang manchen Abt, die Erpressungen mit Gewalt abzuschlagen, und sich selbst zu vertheidigen; sie bewaffneten ihre Vasallen, stellten sich mit ihren Mönchen an die Spitze, und wurden Krieger. Jetzt wurde alle Zucht aufgelöst, der Sinn für das kanonische Leben ging verloren; die Mönche fanden keinen Geschmack mehr an den Wissenschaften und das stürmisch-rohe Leben verdrängte die stillen Tugenden, wodurch sich die Klöster früher auszeichneten. Im 10. Jahrh. versuchte der h. Odon, Abt von Clugny, in seinem Orden eine Reform; doch war sie nicht durchgreifend, und beschränkte sich nur auf kleinliche Dinge. Die Schriftsteller jener Zeit schildern einstimmig die Klöster als Sitze der Unwissenheit, der Betrügerei, des ewigen Streites, der Zügellosigkeit, der Laster und Gottlosigkeit. Doch wurden die Mönche hierin von den weltlichen Geistlichen übertroffen. Im 11. Jahrh. wurde das Bedürfniß, die Klöster einer neuen Gestalt zu unterwerfen, lebhaft gefühlt; mehrere Heiligen stifteten Orden und erneuerten in denselben die ganze Strenge der benediktinischen Regel. Andere gaben der Regel Benedikts eine eigene, neue Gestalt, und stifteten im 11. und 12. Jahrh. mehrere Orden, mit einer großen Anzahl von Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benediktiner eben so viele, durch einen stolzen und eifersüchtigen Conföderationsgeist eng verbundne Mönchsstaaten bildeten. Die Bettelmönche kamen um diese Zeit stark in Aufnahme; sie leisteten Anfangs große Dienste, indem ihr Eifer und die Reinheit ihrer Sitten dem Volke Achtung und Zutrauen einflößten: doch bald mißbrauchten sie ihren Einfluß und den großen Schutz, den die Fürsten und Päpste ihnen gewährten; sie mischten sich in alle Sachen, drängten sich in geistliche Würden und Aemter, suchten das Herz der Pfarrkinder von ihrem Hirten abzuziehen, griffen die Rechte des Bischofs an, veranlaßten Streit und Verwirrungen auf den Universitäten, an den sie Lehrstühle besaßen, verführten die Unwissenden durch falsche Offenbarungen und Mirakel, und ermüdeten die Päpste mit ihren Streitigkeiten und Irrthümern. Viele Klöster wußten sich von der bischöflichen Gerichtsbarkeit zu befreien und sich während den Kreuzzügen auf Kosten der Kreuzfahrer zu bereichern, die, um Geld zu dem Zuge nach Orient sich zu ver-

schaffen, den Klöstern ihre Güter verpfändeten und im Falle, daß sie nicht wiederkehrten, sie ihnen ganz überließen. Eine andere Ursache ihrer großen Reichthümer war der Gottesfrieden, die Unverletzlichkeit dieser religiösen Institute. Das Privateigenthum der Wehrlosen war in jenen unruhigen Zeiten des Faust- und Raubrechts höchst unsicher; man vertraute es daher den Klöstern an; der Bauer gab sich selbst und seine Habe ihnen als Leibeigen hin, und genoß unter ihrem Schutze gegen eine mäßige Abgabe der Ruhe und des Friedens. Durch die Schätze und die weitläufigen Besitzungen der Klöster wurde, als der Reformations-Eifer sich abgekühlt hatte, wieder der Grund zu ihrer spätern Ausartung gelegt, und in kurzer Zeit wiederhohlten sich die Scenen der Sittenlosigkeit der frühern Jahrhunderte. Durch ihre Exemptionen und die Privilegien, welche die Päpste ihnen verliehen hatten, deren Interesse mit der Macht der Ordensgesellschaften verbunden war, wurden sie gänzlich dem Einflusse der Bischöfe und den weltlichen Fürsten entzogen; weßwegen diese mit keinem Verbesserungsplane durchdringen konnten. So stand es mit ihnen, als die Reformation in einem großen Theile Deutschlands sie als unzweckmäßig und verderblich aufhob, und den Häuptern der katholischen Kirche die Nothwenigkeit zeigte, mit ihnen eine Veränderung vorzunehmen. Dies geschah auf dem Concilium zu Trident, wo durch Beschlüsse die Gesetze, auf den die alte klösterliche Zucht beruhte, eine größere Kraft erhielten. In den protestantischen Ländern wurden die eingezogenen Klostergüter theils zum Fiscus geschlagen, theils zu guten Zwecken, als: zur Errichtung von Schulen, Universitäten, Akademien, zur Belohnung verdienter Geistlichen, zu Versorgungsanstalten adeliger Fräulein, verwandt. Im 18. Jahrh. endlich hatten sie sich selbst in katholischen Ländern überlebt; mit der allgemeinen Verbreitung der Wissenschaften, mit der richtigern Schätzung des Lebens, dessen Werth nicht bloß im Beschaulichen, sondern im Wirken und Thätigseyn besteht, und mit dem Sinken der päpstlichen Macht gegen die Fürsten, sanken auch sie immer tiefer in der Meinung des Volkes; man nahm ihnen viele Rechte, schränkte sie ein, und verstopfte ihnen die Quellen, sich neue Reichthümer zu erwerben. Ihre frühern Verdienste waren vergessen, und man sah jetzt nur noch den Schaden, welche sie durch ihre Ehelosigkeit der Bevölkerung, den öffentlichen Sitten durch ihre Laster und Sünden, welche sie den Augen der Welt nicht mehr entziehen konnten, dem Kunstfleiß durch ihren Müßiggang, und der wahren Religiösität durch den Aberglauben, den sie beförderten, zufügten. Nicht minder lockten ihre reichen Besitzungen die Fürsten, ihre Hände nach der klösterlichen Habe auszustrecken. 1781 hob Joseph II. die Klöster mehrerer Orden ganz auf, und schränkte die andern auf eine kleinere Anzahl ein. 1790 wurde in Frankreich die Aufhebung aller Klöster dekretirt; unter Napoleon wurden sie in seinen weitläufigen Staaten aufgehoben. Unter den Cortes fielen sie in Spanien. Im französischen Reiche wurden die Klostergüter in Domainen verwandelt; in Preußen hingegen zu Bildungsinstituten und andern wohlthätigen Zwecken angelegt. In der neuern Zeit wurden sie zwar in Italien und Spanien wieder hergestellt; doch scheint es, daß sie bei der jetzigen Stimmung der Völker gegen sie nirgends einen großen Einfluß, oder auch nur einen Theil ihres alten Glanzes, Ansehns und der erloschenen Macht sich wieder erringen werden.

Klostergelübde, s. Gelübde und Armuth.

Klotz (Christian Adolf). Dieser einst berühmte, zuletzt aber wegen seiner literarischen Streitigkeiten berüchtigte Gelehrte wurde geb. den 13. Nov. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz. Den ersten Unterricht in der griech. und röm. Literatur erhielt er auf der Schule zu Görlitz; von hier ging er nach Leipzig und 1760 nach Jena, wo er mit Eifer die philologischen Studien

fortsetzte. 1762 ward er als außerordentlicher Professor nach Göttingen berufen, und 1764 erhielt er eine ordentliche Professur. 1765 folgte er dem Rufe, den er durch seinen Gönner Quintus Icilius von Friedrich II. als Hofrath und Professor der philosophischen Beredsamkeit nach Halle erhielt. Er starb am 31. Dez. 1771; ein ausschweifendes regelloses Leben verursachte seinen frühen Tod. Klotz hat sehr viel geschrieben; seine lateinischen Gedichte, seine historia nummorum, seine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geschnittener Steine und ihrer Abdrücke u. s. w. haben am meisten seinen Ruf als Gelehrter begründet. Auch war er fleißiger Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek, in welcher seine Abhandlungen mit E. bezeichnet sind. Als diese Zeitschrift aber seine Werke angriff, regte er eine Gegenparthei gegen dieselbe auf, welcher man den Namen der Klotzianer gab. Seine literarischen Streitigkeiten mit den berühmtesten Männern seiner Zeit bereiteten jedoch bald ihm und seinen Anhängern den Sturz. Besonders wurde dieser durch Lessing, seinen witzigsten und scharfsinnigsten Gegner, beschleunigt, der, wie Herder in seinem Aufsatze über Lessing sich ausdrückt, in seinen Briefen antiquarischen Inhalts zwei Bären gegen Klotz und seine Brut schickte. Uebrigens war Klotz ein genialer Kopf, fruchtbar an Ideen, die er schnell auffaßte und weiter ausbildete. Bei vielen Mängeln in seiner wissenschaftlichen Bildung besaß er eine tiefe Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache.

Knall, ein plötzlicher heftiger Schall, der durch Mischung des Wasserstoffgases zur atmosphärischen Luft entsteht. — **Knall-Gold**, **Platz-Gold**, ein Niederschlag des Goldes aus einer Auflösung in Königswasser, vermittelst des fixen Laugensalzes. Die Goldauflösung wird mit 6 mal so viel Wasser verdünnt, und das Alkali nach und nach hinzu gegossen, worauf das Gold sich in Gestalt eines strohgelben Kalkes niederschlägt, welcher vorsichtig abgespühlt, und getrocknet, an Gewicht ein Fünftel mehr beträgt, als das angewendete Gold. Dieser Niederschlag zerplatzt bei geringer Erhitzung, die schon durch bloßes Reiben entstehen kann, und die Siedhitze des Wassers nur sehr wenig übertrifft, mit einer gewaltigen Explosion und einem heftigen Knalle, welches Phänomen in verschlossenen Gefäßen eben so wohl als an der freien Luft erfolgt. — **Knall-Kügelchen**, kleine hohle Glaskugeln mit etwas Wasser, welche auf glühenden Kohlen, wo das Wasser durch die Hitze in Dämpfe verwandelt wird, mit einem heftigen Knalle zerspringen; 2) leere an der Lampe geblasene Glaskugeln, welche, wenn sie zerbrochen werden, knallen, weil die innere Luft durch die Hitze der Lampe äußerst verdünnt worden ist, daher also die äußere Luft mit einem Knalle eindringt, sobald die gläserne Hülle geöffnet wird. Bei diesen Kugeln werden die Glasstücken einwärts getrieben, bei den ersten hingegen herumgeworfen. — **Knall-Luft** wird das brennbare Gas genannt (s. **Gas**), welches sich mit einem starken Knalle explodirt, wenn es z. B. in eine elektrische Pistole geladen wird. — **Knall-Pulver**, eine Mischung von drei Theilen Salpeter, zwei Theilen trockenem Weinsteinsalze und einem Theile Schwefel, welche bei einer allmähligen, bis zur Entzündung gehenden Erhitzung mit einem heftigen Knalle auf einmal abbrennt. In einem blechernen Löffel über gelindem Kohlfeuer fängt es erst an zu schmelzen, worauf eine blaue Flamme entsteht und zugleich ein Schlag erfolgt, der für das Gehör äußerst empfindlich ist. Auch findet man oft den Löffel durchbohrt, und die Rände des Loches nach außen gebogen. Bei einer plötzlichen Erhitzung sind die Wirkungen weit schwächer, und auf glühende Kohlen geworfen knistert das Knallpulver nur mit einem mäßigen Geräusche. — **Knall-Quecksilber**, sauerkleesaures oder zuckersaures Quecksilber, welches im Feuer mit einem Knalle zerstört wird. — **Knall-Silber**, ein

Niederschlag des Silbers aus seiner Auflösung in Salpetersäure vermittelst des Kalkwassers, welcher, mit einem Wasser abgesüßt, selbst ohne Mitwirkung einiger Wärme, durch bloße Reibung oder Berührung mit einer heftigen Explosion abknallt. Das Abknallen erfolgt schon bei der Berührung mit kalten Körpern; ein Tropfen Wasser, der aus der Höhe auf das Pulver herab fällt, macht es knallen, und ein einziges Gran davon ist hinreichend ein Glas zu zertrümmern.

Knappe, s. Schildknappe.

Knechtschaft, Sklaverei, s. Sklaverei.

Knees, Knäzi, heißt in Rußland ein Mann vom hohen Adel, welcher sich früher auch durch seine Abstammung von dem niedern Adel, Duormins, unterschied. Die Kneesen waren ursprünglich Fürsten, Oberhäupter der kleinen Gouvernements, in welche das Land getheilt war. Nach und nach wurden sie von den Fürsten von Wladimir bezwungen. Diese nannten sich, nachdem sie Moskau zur Residenz gewählt hatten, Weliki Kneas d. h. Großfürsten. Unter die Kneesen dieser Abstammung drängten sich auch polnische Familien, welche sich in Rußland niederließen und von Woiwoden und Palatinen abzustammen vorgaben. In dem Lauf der Zeit sanken viele dieser alten Geschlechter in Armuth, und im Jahr 1708 waren über 300 Kneesen gemeine Reiter in dem Dragonerregimente des Fürsten Menzikof. Dem Verfall des alten Adels abzuhelfen, führte Peter I. den Grafen- und Baronen-Titel ein, ließ aber die ersten, welche er damit bezeichnete, von dem römisch-deutschen Kaiser creiren. So wurden Menzikof zum Reichsfürsten, Golowin und Gordon in den Grafenstand erhoben. Nachher nahm Peter diese Standeserhöhungen selbst vor. Man unterscheidet daher alte, neue und fremde Kneesen. Manche leiten ihr Geschlecht von Großfürsten ab, so die Familien Repnin und Dolgorucki; andere, wie die Fürsten Golitzin und Kurakin, von den Großherzogen von Litthauen. Die tartarischen Kneesen haben nicht den Rang der russischen. Man kann diejenigen Kneesen, welche Herrschaften besitzen, etwa mit den mediatisirten deutschen Grafen und Fürsten vergleichen, in Absicht auf die Regierung ihrer Unterthanen, wiewohl sie diesen Deutschen an Rang und Ansehen nicht gleichkommen.

Kneller (Gottfried), Portraitmaler, geb. zu Lübeck 1648, bildete sich in Italien nach Titian und Annibale Carracci, ließ sich 1676 zu London nieder und wurde königl. Hofmaler. König Wilhelm III. ernannte ihn zum Ritter, Kaiser Joseph I. zum Reichsritter und er wurde endlich zum Baronet von Whitton in der Grafschaft Middlesex erhoben. Er starb 1723 und wurde in der Westminsterabtei begraben. Man wirft ihm vor, oft nicht getroffen zu haben, doch wußte er dies durch eine besondere Anmuth und edle Einfalt zu ersetzen. Smith hat nach ihm Kupferstiche geliefert.

Knigge (Adolph Franz Friedr. Ludw., Freiherr von) war 1752 zu Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, nicht weit von Hannover geboren. Er erhielt daselbst bis in sein vierzehntes Jahr eine sehr sorgfältige Erziehung. Dann ging er mit seinem Vater auf Reisen, und bezog darauf 1769 als siebzehnjähriger Jüngling die Universität Göttingen. 1772 bekam er vom Landgrafen Friedrich II. die Stelle eines Hofjunkers und Assessors der Kriegs- und Domainenkammer. Indessen nöthigten ihn bald seine ökonomischen Verhältnisse, die Stelle in Cassel niederzulegen und sich auf seine Güter zu begeben. 17e7 trat er als Kammerherr in Dienste des weimarischen Hofes, machte nachher mehrere Gesellschaftsreisen, und lebte dann mit seiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. 1790 wurde er Oberhauptmann in Scholarchen, wo er 1796 sein unruhiges Leben beschloß. Unter seinen Schriften, die durch einen leichten gefälligen Styl, einen Anstrich von Satyre, und eine gewisse populäre Lebensphilo-

sophie den Beifall der Lesewelt erhalten haben, hat besonders sein Werk über den Umgang mit Menschen Glück gemacht, welches auch, unter dem beschränkten Gesichtspunkte, aus welchem der Verfasser die Menschen betrachtet, beurtheilt, manches Gute enthält. Seine übrigen Schriften sind: Reise nach Braunschweig, der Roman meines Lebens, Geschichte P. Clausens, Geschichte des armen Herrn von Mildenburg.

Knight (Ritter, eigentlich Knecht), der niedre Adel in England, der aber vor dem gemeinen Edelmanne den Rang hat. Die Knight-Bannerets erhalten den Ritterstand, indem der König ihnen eine Fahne überreicht. Der Charakter eines Knight-Batchelour ist persönlich, und wird nur ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten zu Theil. Auch die Mitglieder des Ritterordens heißen Knights.

Knipperdolling, s. Wiedertäufer.

Knittelverse nennt man kurze, meist acht oder neunsilbige iambische Verse, die sich paarweise reimen, übrigens aber keine strenge Messung beobachten, weswegen sie in der Regel holpericht und ungeebnet sind. Daß sie sehr alt sind, geht schon daraus hervor, daß die meisten und ältesten unserer Sprichwörter in Knittelversen abgefaßt sind. Jetzt werden sie nur noch in der burlesken Poesie angewendet, wo sie oft von großer Wirkung sind.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenzeslaus, Freiherr von), geb. 1697, trat in preuß. Kriegsdienste, nahm als Hauptmann 1730 seinen Abschied, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen und sich auf einer Reise durch Italien und Frankreich auszubilden. Nach seiner Rückkunft hielt er sich beim Kronprinzen Friedrich zu Rheinsberg auf, der ihn nach seiner Thronbesteigung 1740 zum Oberaufseher aller königlichen Gebäude und zum geh. Finanzrath ernannte. Er baute das Schloß zu Sanssouci, das Opernhaus in Berlin, den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg und das Schloß zu Zerbst; verzierte das Potsdammer Schloß aufs Neue, gab dem Lustgarten zu Potsdam eine neue Gestalt und ordnete den Thiergarten bei Berlin an. Er starb 1753 und hinterließ gute Bildnisse und Landschaften.

Knochen, Gebeine, die härtesten und festesten Theile derjenigen Thiere, welche nicht, wie die Insekten, von außen mit festen Decken überzogen sind. Sie dienen den weichen Theilen zum Gerüst (Skelet), sind spröde, mehr oder weniger porös, undurchsichtig und empfindungslos. Bei ihrem Entstehen sind sie weich und biegsam (knorpelicht); bei zunehmendem Alter werden sie erst in einem Punkte (Knochenkern), dann nach und nach vollständig hart und spröde. Außen sind sie mit Knochenhaut oder Beinhaut (Periosteum) überzogen, durch deren Blutgefäße sie ernährt werden; innen bestehen sie entweder aus zelliger oder dichter Knochenmasse, oder sie sind hohl (Röhrenknochen) und mit Mark ausgefüllt. Durch die Zerlegung mit Feuer findet der Chemiker folgende Grundbestandtheile: Kohlenstoff, Stickstoff und Wasserstoff (als Ammonium); die übrigbleibende Asche hat noch die Struktur der Knochen, sieht weiß aus, wird weiß Hirschhorn genannt und besteht aus phosphorsauerm, schwefelsauerm und kohlensauerm Kalke. Zu Kohle schwarz gebrannte Knochen (Beinschwarz oder gebranntes Elfenbein) sind ein Handelsartikel. Diese Grundbestandtheile setzen während des Lebens folgende Mischungen oder nähere Bestandtheile zusammen: 1) Gallerte, die aus gepulverten oder geraspelten Knochen durch langes Sieden in Wasser aufgelöst wird und nach dem Erkalten eine zitternde, geronnene Masse darstellt (Fleischbrühe, Gallerte, Taschensuppe, Leim). 2) Fett. 3) Faserstoff, der dem Knochen Gestalt und Festigkeit giebt. Die Zähne enthalten in ihrem Schmelze noch Flußspathsäure. Knochen werden zu vielen technischen und ökonomischen Zwecken verwendet: anstatt des theuern Elfenbeins zu Drechslerwaaren, zur Bereitung des

Milchglases, zur Destillation des Ammoniums, des Hirschhornöles (Franzosenöles); Knochenpulver kann zur Bereitung von Fleischbrühen angewendet werden, zu welchem Zwecke es schon seit Jahren bei der dänischen Marine eingeführt ist.

Knoten, die 2 Punkte, wo die Planeten- und Cometenbahnen die Ekliptik durchschneiden. Der Mond trifft zweimal in jedem Monate die Ekliptik. In dem aufsteigenden Knoten geht er über dieselbe nach Norden, in dem niedersteigenden hinunter nach Süden. Diese Punkte rücken gegen die Ordnung der Zeichen von Morgen gegen Abend fort; daher machen sie in 18 Jahren 223 Tagen 7 St. 13′, in Beziehung auf die Fixsterne, einen ganzen Umlauf am Himmel.

Knox (Johann), der Reformator Schottlands, geb. 1505 in Gifford bei Haddington in Schottland. Auf der Akademie St. Andrews studirte er die scholastische Philosophie und Dialektik. Schon vor 1530 war er Professor der Philosophie auf dieser Akademie und ordinirter Priester. Die nähere Bekanntschaft mit der Bibel, in die er seit 1535 kam, führte ihn zu protestantischen Ansichten. Doch erst nach Jakobs V. Tode, da der neue Regent Graf Arran anfangs der Reformation sich günstig zeigte, erklärte sich Knox als Protestant, und predigte im Süden des Reiches gegen das Papstthum. Als der Graf seine Gesinnung änderte, floh er vor der neuen Verfolgung nach dem östlichen Lothian. 1547 ward er Prediger bei den Verschwornen, die nach Ermordung des Cardinals Beaton das Schloß St. Andrews eingenommen hatten, ward aber noch in demselben Jahre mit der Besatzung gefangen genommen und nach Frankreich auf die Galeeren geführt. Nach seiner Befreiung 1549 ging er nach England und ward ein vorzügliches Werkzeug der englischen Reformation. Doch nach Eduards VI. Tode mußte er vor den Verfolgungen der Königin Maria nach Genf flüchten, wo Calvin ihn freundschaftlich aufnahm und ihn in der Vorliebe für die Lehre und Kirchenverfassung der presbyterianischen Reformirten befestigte. Nach seiner Rückkehr in Schottland bewog er die in Edinburgh gegenwärtigen Reformirten, vor denen er in Privatversammlungen predigte, und auch Viele in den Provinzen, wo er predigend herumzog, sich von der katholischen Kirche förmlich los zu sagen. Doch da ihm Schottland zu einer allgemeinen Reformation noch nicht reif schien, folgte er 1556 dem Rufe zum Predigtamte bei der englischen Gemeinde in Genf. Seine Abwesenheit im Vaterlande suchte er nun durch kraftvolle Lehrschreiben zu ersetzen. Schon 1557 rief ihn die protestantische Parthei in Schottland, die sich die Congregation Christi nannte, zurück; allein ihre Unentschlossenheit nöthigte ihn, von Dieppe, nach einem kurzen Aufenthalt unter den Reformirten in Frankreich, nach Genf zurück zu kehren, wo er mit Eifer seine theologischen Studien, vorzüglich der hebräischen Sprache fortsetzte, und mit einigen Freunden die englische Bibelübersetzung besorgte. Auch unterließ er hier nicht, durch Schreiben an die Königin Regentin und den Adel und die Reichsstände in Schottland, für die Reformation in seinem Vaterlande zu sorgen. Doch schadete er sich nur selbst durch die 1557 erschienene höchst heftige Schrift: erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment, die ihm die persönliche Feindschaft der Elisabeth von England und der Königin Maria Stuart zuzog. Erst 1559 folgte er den wiederholten Einladungen seiner Glaubensgenossen in Schottland, wo er eben ankam, als die Regentin die Vertreibung der protestantischen Lehre beschlossen hatte. Sie erklärte ihn sogleich in die Acht; allein das Volk nahm ihn mit Begeisterung auf, und nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienst hielt, brach sie in eine wilde Zerstörungswuth aus, die gegen Altäre und Bilder in den katholischen Kirchen gerichtet war. Bald verbreitete sich die Schwärmerei auch in andern Städten und der aufgeregte Pöbel konnte weder von den Lehrern

noch von der Obrigkeit in Schranken gehalten werden. Obgleich Knox keinen Antheil an diesen Ausschweifungen hatte, so schrieb die katholische Parthei sie doch auf seine Rechnung. Beide Partheien ergriffen die Waffen. Knox predigte zu St. Andrews, und auch hier verwüstete das Volk die katholischen Kirchen. Das Kriegsglück brachte ihn endlich nach Edinburgh, wo er von der Bürgerschaft zum Prediger erwählt wurde. Doch bald verjagten ihn von hier die franz. Heere der Regentin; jetzt knüpfte er Unterhandlungen mit England an, um den Hülfstruppen der Regentin englische entgegen zu stellen. Vergebens setzte diese einen Preis auf den Kopf des Reformators; seine Parthei nahm ihr die Zügel der Regierung und nöthigte die Franzosen zum Abzuge. So wurde der Protestantismus in Schottland frei, und 1560 durch das Parlament gesetzlich. Wegen seines bedeutenden Einflusses auf das Volk und seines Gewichtes im Rathe der Congregation, suchte die junge Königin Maria Stuart, sobald sie 1561 den schottischen Boden betrat, Knox in 5 vertraulichen Unterredungen auf ihre Seite zu bringen. Doch weder ihre Thränen, noch ihre Drohungen machten Eindruck auf ihn. Er hielt wüthende Schmähreden gegen sie, und wirkte zu ihrer Absetzung desto eifriger mit, je klarer ihr Plan, die Reformation in Schottland wieder zu unterdrücken, hervortrat. Noch im letzten Jahre seines Lebens ward er durch einige Anhänger Mariens beunruhigt und von Edinburgh vertrieben, wohin ihn aber die Wiederherstellung der Ruhe bald wieder zurückführte. Er starb am 24. Nov. 1572. S. über ihn Life of Joh. Knox by Th. M'Crie, 3 ed. Edinburgh 1814, ins Deutsche in einem Auszuge übersetzt unter dem Titel: Leben des schottischen Reformators Joh. Knox mit einer Vorrede herausgegeben von Plank, Götting. 1817, und Cooke's History of the Reformation of Scotland.

Kobalt, Kobold, ein sehr schwerer mineralischer Körper, welcher eine mehr oder weniger glänzende graue Farbe und ein feines Korn hat, derb und fest ist, und an der Luft mit einem pfirsichblutfarbenen Beschlage bedeckt wird; das Erz des Kobaltkönigs, eines Halbmetalls, das in ihm hauptsächlich durch Arsenik und Schwefel vererzt ist, doch enthalten die meisten Kobalte auch Wißmuth und Silber. Sonst gab man, und der gemeine Bergmann giebt wohl noch, diesen Namen jedem Mineral, das im Schmelzen kein Metall giebt, nach Schwefel und Arsenik riecht und andere Metalle spröde macht, und daher ist Kobalt eine Art von Schimpfname, welchen in den Hütten strengflüssige und arme Erze bekommen, die man, dem äußern Ansehen nach, für reichhaltig gehalten hatte; eigentlich kommt er aber nur dem vorhin beschriebenen Mineral zu, welches, mit Sand und Potasche geschmolzen, ein blaues Glas, von Vitriol- und Scheidewasser aufgelöst eine rothe Tinktur giebt, aus welcher verdünnt Hellots sympathetische Dinte entsteht, deren Schrift auf weißem Papier in der Kälte unsichtbar, bei gelinger Wärme aber grün ist. In der engsten Bedeutung heißt in Blaufarbenwerken Kobalt das aus demselben bereitete dunkelblaue Glas, zum Unterschiede von dem helleren, das man Escher nennt. In der Erde wird der Kobalt von mannichfaltiger Art gefunden. Der blaue und grüne führt eine nicht geringe Menge Kupfer bei sich, dem ersten sind aber mehr Eisentheilchen eingemischt. Der braune ist theils derb, theils mit andern Kobaltarten untermischt und, ohne ihn zu probiren, nicht leicht von dem ocherhaften Eisenstein zu unterscheiden. Der drusige ist grau und dunkel, spielt in das Grüne und Rothe und hat bald würfliche, bald pyramidalische Krystallen. Der gelbe ist gelb und ocherhaft, mit gelbem Spath vermischt, nicht selten mit braunem und grünem eingesprengt und mit Kobaltsblüthe überzogen, und läßt sich zwischen den Fingern zerreiben. Der gemeine oder gemischte ist mit Quarz, Hornstein, Kalkstein, Gipsstein und stahlderbem Kobalt vermischt, sieht grau, zartkörnig und so aus, als ob er nur aus einer

Bergart bestünde. Der gestrickte oder gewachsene ist schwärzlich, und hat weißgraue Streifen, welche entweder dendritisch oder netzähnlich sind. Er zerfällt leicht in der Luft. Der mulmige oder schwarze ist ein schwarzer, unförmlicher, zerbrechlicher Mulm, der die Hände beschmutzt, und ohne einige Röstung Kobalt giebt. Der taubenhalsige ist theils von Wassern, theils von Wettern mit allerlei bunten Farben angelaufen. Der weiße hat eine weiße, in das Grüne fallende, Farbe, ist sehr unordentlich gestaltet, zerbrechlich und mürbe. Kobalt verträgt drei oder vier Sände heißt: es können einer bestimmten Quantität desselben 3 oder 4 Centner Sand beigemischt werden, um Glas zu schmelzen.

Kobolde heißen in der Geistertheorie des Volkes gewisse körperlose Wesen, die den Menschen Gutes oder Böses erweisen, je nachdem ihnen wohl oder übel begegnet wird. In den Bergwerken werden sie Bergmännchen oder Berggeister genannt, und erscheinen da in der Gestalt zwergartiger Kinder oder als blaue Flämmchen, die reichhaltige Anbrüche verkündigen und allerlei Neckereien ausüben, wenn sie von den Bergknappen in ihrem Beginnen gestört werden. Auch heißt ein Abgott oder Teufel der Isländer Kobold, der von ihnen angebetet wird.

Kochkunst kommt ursprünglich von Asien, wo sie in den ältesten Zeiten von Männern betrieben wurde. Bei den Griechen und Römern war sie das Geschäft der Sklaven. Sie stieg besonders bei den Römern in Ansehn, als die Schätze und verderbten Sitten der Asiaten nach Rom wandelten. Der Tafelluxus wurde bald so ausschweifend, daß er durch Gesetze eingeschränkt werden mußte. Lukullus ließ immer mehrere Speisesäle in den Wohnungen einrichten; jeder führte den Namen irgend einer Gottheit, der dem Haushofmeister zur Bestimmung der Kosten des Mahles diente: so kostete irgend eine Mahlzeit im Saale des Apollo 50.000 Drachmen oder 6250 Thaler. Zur Zeit des Pompejus erwarb sich ein gewisser Aufridius durch eine gute Methode, die Pfauen zu mästen, in kurzem ein großes Vermögen. Zu derselben Zeit ließ ein Schauspieler eine Schüssel auftragen, die 2500 Thl. kostete, und mit den theuersten Sing- und Sprechvögeln gefüllt war. Ja man ging in der Verschwendung so weit, daß man die kostbarsten Perlen für die Gäste in Essig auflösen ließ. Unter dem Kaiser Tiberius kommen schon ordentliche Schulen auf, in denen die Kochkunst gelehrt wurde. Unter ihm lebte auch die Familie der Apicier, die sich durch Erfindung vieler neuen Gerichten und durch Mästung der Schweine vermittelst trockner Feigen große Verdienste um die Kochkunst erwarben. Ein Apicius schrieb sogar eine Theorie der Kunst, die wir noch besitzen. In der neuern Zeit beherrschte seit Ludwig XIV. Frankreich, wie in den übrigen Sachen des Geschmacks, auch in der Kochkunst eine lange Zeit fast ganz Europa. Die französische Küche fand besonders an Höfen Beifall; sie hat vorzüglich den Gaumenkitzel zum Zweck, da hingegen die englische Küche mehr für nahrhafte und stärkende Speisen sorgt, und sich vornehmlich in Bereitung der Mehlspeisen und des Fleisches hervorthut. Die Spanier und Italiäner sind noch nicht so weit in dieser Kunst fortgeschritten; sie halten überhaupt weniger auf die Freuden der Tafel. Die Deutschen stehen wie in vielem andern auch hier in der Mitte.

Kochsalz, s. Salz.

Kochumersprache, s. Rothwälsch.

Kohle ist der Rückstand ausgeglüheter thierischer oder Pflanzenstoffe, solcher ist aber alsdann immer noch mit Erde, Kali oder Metallen gemischt. Oelruß giebt schon eine viel reinere Kohle. Sie ist ein schlechter Wärmeleiter, leitet aber Elektricität und widersteht der Luft und Feuchtigkeit. Salpetersäure löset die Kohle etwas auf. Sauerstoffgas verbrennt die erhitzte Kohle und verwandelt sie in kohlensaueres Gas. Weil sie porös ist: so nimmt sie

in der Luft an Gewicht zu und absorbirt bei niedriger Temperatur viel Gas. Die Kohle von Buchsbaumholz absorbirt am meisten Gas. Weil die Kohle Gas absorbirt: so zerstört sie den übeln Geruch faulender Substanzen, reinigt Wasser, Zähne und faulende Wunden.

Kokarde ist eine Rosette mit den Nationalfarben.

Köln verdankt sein Daseyn einem Urstamme der Deutschen, den Ubiern, welche durch den römischen Feldherrn Markus Agrippa von der rechten Seite des Rheins auf die linke versetzt, hier ihren Hauptort anlegten, welchen dann die Römer mit Mauern umgaben. Ursprünglich hieß diese Ubierstadt oppidum ubiorum; als sie aber späterhin durch eine römische Colonie, welche Kaiser Claudius aus Liebe zu seiner Gemahlin Agrippina daselbst ansiedelte, vergrößert wurde, erhielt sie den Namen Colonia Agrippina. Der Umfang dieser Römerstadt läßt sich aus den noch vorhandenen Ueberresten und Spuren der alten Stadtmauer mit ziemlicher Genauigkeit beschreiben. Trajan, welcher sich in dieser neuen Pflanzstadt vor seiner Erhebung zum Imperator aufhielt, verlieh derselben römische Rechte und Freiheiten, und ließ hier Tempel, Palläste, Bäder, Wasserleitungen, Naumachien und Rennbahnen errichten. Unter Gratian und Valentinian wurde Köln eine Beute der Franken, an deren Spitze König Childerich I. stand. Der erste Erzbischof von Köln war Agilolph II. und unter seinen Nachfolgern Günther und Willibert ist Köln von den Normännern verwüstet worden. Bruno I., ein Bruder des Kaisers Otto des Großen, ertheilte der Stadt ihre Freiheit. Inzwischen hatte sich das alte Köln nach allen Seiten hin ausgedehnt, indem nach und nach verschiedene Vorstädte entstanden, worin besonders die Kirchen St. Severin, Pantaleon, Georg, Maurilius, zu den Aposteln, St. Gereon, Servatius, St. Ursula, der Makkabäer und Cunibert lagen. Da aber diese Vorstädte ohne Schutz waren, so wurden sie unter Philipp von Heinsberg mit Gräben und Mauern umgeben, und mit der Altstadt verbunden, wodurch Köln seine gegenwärtige Gestalt erhielt. Nach Philipp von Heinsberg war Engelbert I. einer der berühmtesten Erzbischöfe von Köln. Er entwarf den Plan zur Erbauung des Doms, aber sein tragisches Ende vereitelte die Ausführung desselben, indem er am 7. Nov. 1225 von Friedrich von Isenburg ermordet wurde. Unter dem Erzbischof Conrad von Hochstedten wurde 1248 der Anfang zur Erbauung des Domes gemacht; auch errichtete er ums Jahr 1230 zu Deuz eine gewaltige Burg mit 18 Thürmen. Conrad hatte sich aber durch seine Eingriffe in die Rechte und Freiheiten der Stadt sehr verhaßt gemacht. Die Kölner kündigten ihm allen Gehorsam auf und vertrieben ihn aus der Stadt. In Verbindung mit dem Herzog von Brabant zog er vor die Stadt, mußte aber nach drei Jahren, in denen der Kampf mit abwechselnden Glücke geführt wurde, Frieden schließen. Doch 1250 brach der Krieg von Neuem aus; unter Dietrichs von Falkenburg Anführung besiegten die Kölner im Treffen bei Efferen und Frechem den Erzbischof und zwangen ihn zum Frieden. Da er mit offner Gewalt nicht sein Ziel erreichen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu Intriguen und streute den Samen der Zwietracht zwischen Patriziern und Bürgern aus. Die Wollenweber-Zunft wurde mit den Patrizern uneins, und rief den Erzbischof Conrad zu Hülfe. Mit seinen Soldaten in die Stadt gelassen, ließ er gleich 20 der Vornehmsten in Verhaft nehmen, Andere aus der Stadt jagen, und ihre Güter konfisziren. Hierauf setzte er neue Magistratspersonen ein und schaltete in Köln als unumschränkter Fürst. Auch in den folgenden Zeiten hatte Köln durch die Streitigkeiten zwischen dem aristokratischen Senat und den demokratischen Zünften sehr viel gelitten; den härtesten Stoß erhielt es jedoch 1618, da der Senat alle Protestanten aus der Stadt verjagte, wodurch bei 1400 Häuser verödet wurden. Die Verbannten ließen sich dann in Mühlheim,

Elberfeld, Barmen, Solingen, Düsseldorf, Crefeld und andern niederrheinischen Städten nieder, und brachten diese Städte durch ihre Industrie und ihren Reichthum in Flor. Im Oktober 1794 wurde Köln von den Franzosen besetzt, und 1802, vermöge des Lüneviller Friedens, mit dem übrigen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten. Als aber nach der Schlacht von Leipzig das große französische Reich in Trümmern ging, ward Köln am 14. Jan. 1814 von den Russen erobert, und nun gehört es wieder zu Deutschland, und steht unter preußischer Regierung. Was die Oertlichkeit von Köln betrifft, so liegt diese Stadt hart am linken Rheinufer, und bildet einen Halbzirkel, der beinahe zwei Stunden, oder gegen 7400 Schritte im Umfang hat, und dessen Sehne längst dem Strome, von dem Bayenthume oberhalb der Stadt bis an das sogenannte Thürmchen unterhalb derselben, 4380 Schritte lang ist. In frühern Zeiten war Köln eine bedeutende Festung, indem die Stadt von einer hohen mit 82 Thürmen versehenen Mauer, um welche sich Wälle und Gräben ziehen, eingeschlossen wird. Da aber diese Befestigungen von der Art sind, daß sie jetzt einem ernsthaften Angriffe nicht lange widerstehen können, so sind von den Preußen neue Fortifikations-Werke gebaut, und rings um die Stadt, von einem Rheinufer zum andern, detaschirte, selbstständige Forts, oder sogenannte Montalembertische Thürme errichtet. Die Stadt hat sechszehn Thore, wovon aber seit den letzten Jahren einige zugemauert sind, und Wohnhäuser 7067, in welchen sich 9986 Feuerstellen befinden. Uebrigens ist Köln sehr unregelmäßig gebaut und hat größtentheils enge, krumme und finstere Straßen. Selbst die Hauptstraßen sind öfters nur 6—8 Schritte breit. Das merkwürdigste Gebäude von Köln ist der Dom, eins der herrlichsten Werke der altdeutschen Baukunst, das jetzt, wäre es vollendet worden, das größte, höchste und vollkommenste gothische Gebäude der Welt seyn würde. Aber so ist bloß der Chor vollendet, während das untere Schiff der Kirche nur bis zu Hälfte seiner Höhe gebracht, und die Vorhalle, so wie die beiden Thürme, am unvollendetsten geblieben sind. Den Plan zum Dom entwarf der Erzbischof Engelbert I., aber sein Nachfolger, Conrad von Hochstedten fing den Bau desselben an, wozu der erste Stein im Jahr 1248, am Tage der Himmelfahrt Maria, mit Pomp und Feierlichkeit gelegt wurde. Aber die Vollendung dieses Riesengebäudes, woran noch 1499 gearbeitet wurde, verhinderten die Streitigkeiten der Erzbischöfe mit dem Senate und den Bürgern der Stadt. Die Originalzeichnungen der Hauptfacade im Grund und Aufriß hat man wieder aufgefunden, allein der Originalgrundriß des ganzen Gebäudes, welcher vormals im Archive des Domkapitels aufbewahrt wurde, konnte bis jetzt nicht entdeckt werden. Die erstern findet man in dem Boissereschen Werke über den kölnischen Dom, welches seit 1821 in der Cottaischen Buchhandlung Heftweise erscheint. Die Gebeine der drei Weisen aus Morgenland, so wie jene der heil. Felix und Nabor, welche im Dome aufbewahrt werden, schenkte Kaiser Friedrich I. dem kölnischen Erzbischofe Reinold von Dassel, welcher jenen nach Italien begleitete, als er 1162 zur Züchtigung der Empörer dahin zog und Mailand eroberte. Reinold ließ dann diese Reliquien nach Köln bringen, wo sie 1168 den 23. Juni ankamen. Mehrere Jahrhunderte ruhten diese Heiligthümer in Köln, bis sie am 30. Sept. 1794, als sich die Franzosen der Stadt näherten, nebst dem übrigen Domschatze nach Arnsberg in Westphalen gebracht wurden. Den 4. Jan. 1804 kamen sie jedoch unter großem Jubel der Kölner wieder zurück. Unter den vielen andern Kirchen von Köln sind noch folgende sehenswerth: 1) Die Kirche zum heiligen Gereon und den thebaischen Märtyrern, ein altes prächtiges Gebäude, das auf einem geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Platze steht. Sie ist nach dem Dom die schönste Kirche in Köln, und hat

besonders eine große, kühn gebaute Kuppel mit drei Gallerien, die aber aus späterer Zeit sind; denn das Hauptgebäude ist schon 1066 von dem Erzbischof Anno auf der Stelle errichtet worden, wo früher der von der Kaiserin Helena erbaute Tempel stand. 2) Die St. Mariakirche im Capitol. Sie steht auf einer Anhöhe und derselben Stelle, wo das Capitol der Römer gewesen seyn soll, weßwegen dieser Platz noch jetzt der Capitolsberg, und die Kirche in der Kirchensprache: St. Maria capitolio heißt. Diese Kirche ist nebst der Maria-Lyskirche, die älteste in Köln, und ward von Plectrudis, der Gemahlin Pipins und Mutter Carl Martells, erbauet. 3) Die Jesuitenkirche, welche sich durch die Schönheit und Eleganz ihrer Bauart auszeichnet. Der Boden ist mit schwarzen und weißen Marmorplatten belegt, und auch die Communionbank besteht aus weißem, fleischfarbig punktirtem Marmor. Letztere besonders ist ein Meisterstück ihrer Art, mit Arabesken und Basreliefs verziert. 4) Die Cunibertskirche, nahe am Rhein stehend. Sie ist von trefflicher Perspektive und von dem heiligen Bischof Cunibert zuerst erbaut worden. 5) Die Apostelkirche, welche mit vielen kleinen Thürmen und einer sechseckigen Kuppel geziert ist, und die schöne einfache Inschrift trägt: Deo. Sie ist von dem Erzbischofe Heribert im Jahre 1021 auf der Stelle einer alten, sehr unansehnlichen Kirche angefangen, und von seinem Nachfolger Pilgrim vollendet worden. 6) Die St. Peterskirche, welche auf den Trümmern eines römischen Tempels erbaut ist, wie das die noch stehende Vorhalle beweißt. Auf dem aus Marmor erbauten Hochaltare befindet sich Rubens berühmtes Bild, die Kreuzigung des Apostels Petri vorstellend, welches er für diese Kirche gemalt hatte, weil er in derselben am Peterstage des Jahres 1577 getauft wurde. Dieses Gemälde ward von jeher für eines der vorzüglichsten Werke Rubens gehalten. „Er wolle es mit Lust ausführen, schrieb Rubens seinem Freunde Geldorp, er habe sich vorgenommen, dies Bild sollte das beste Stück werden, so aus seinen Händen ging." Er hatte es im Juli 1637 begonnen, und erst 1639 vollendet. Aber 1794 schleppten die Franzosen dieses Bild nach Paris und stellten es im dortigen Museum auf, aus welchem es die Preußen 1815 wieder wegnahmen und der Peterskirche in Köln zurückschickten. Außer diesen Kirchen besitzt Köln auch einige andere öffentliche Gebäude, die bemerkenswerth sind. Das Rathhaus, wo unter den Römern das Prätorium civile stand; das ehemalige Kaufhaus, Gürzenich genannt, wo der große Saal sehenswerth ist, in welchem mehrere deutsche Reichstage gehalten wurden, und Kaiser Maximilian mehrere Feste gab. Köln hat eine schwache Bevölkerung, da auf jedes der 7067 Privathäuser kaum sieben und eine halbe Person kommen. 1817 zähte man in Köln 49.276, und zu Anfang des Jahres 1820, 51.218 Civileinwohner. Mit dem Militär belief sich im letzten Jahr die Einwohnerzahl von Köln auf 56.420 Individuen. Als Köln noch eine Reichsstadt war, hatte es so viele Stifter, Convente und Klöster in seinen Mauern, daß man die Zahl der geistlichen Personen, beiderlei Geschlechts, auf 2500 schätzte. Aber alle geistlichen Korporationen, deren Vermögen auf 200 Millionen Gulden geschätzt wurde, sind unter der französischen Regierung 1802 aufgehoben worden, so daß jetzt nur noch ein Ursulinerkloster, welches sich mit dem Unterricht der Mädchen beschäftigt, ein Convent von Alexianern, welche Laienbrüder und Krankenbrüder für das männliche Geschlecht sind, und vier Convente der barmherzigen Schwestern, oder Christensenezrinnen, denen die Wartung der weiblichen Kranken obliegt, übrig sind. Die Hauptnahrungsquellen der Einwohner von Köln sind Handel und Gewerbe. Zwar hatten Religionsschwärmerei und die verkehrten Maßregeln des vormaligen aristokratischen Senats den Flor der Gewerbsindustrie vernichtet; als aber die französische Regierung die freie Religionsausübung einführte, und Na-

poleon die Einfuhr fremder Fabrikate verbot, da wurden mehrere Fabriken von Elberfeld, Mühlheim und andern bergischen Orten ganz oder theilweise nach Köln verlegt, und mit ihnen kamen zugleich auch viele Fabrikarbeiter in die Stadt. Am meisten hatten sich die Baumwollen- und Seidenmanufakturen ausgebreitet, besonders aber die Baumwollen- und Maschinenspinnereien, welche hier bei der großen Menge müßiger und wohlfeiler Hände am besten gedeihen konnten. Gegenwärtig hat jedoch die rege Thätigkeit dieser Fabriken wieder aufgehört, weil sie ihren Hauptabsatz, der in das Innere von Frankreich und nach Belgien ging, verloren haben. Köln hatte eine Universität, welche der Senat dieser Stadt 1388 stiftete, und Papst Urban IV. mit den nemlichen Privilegien und Freiheiten versah, die er der Pariser Universität ertheilte. Ihre glänzende Epoche hatte sie im 16. Jahrh., wo berühmte Männer bemüht waren, die dicke Finsterniß des damaligen Zeitalters zu durchbrechen; aber tief sank sie im 18. Jahrh. herab, bis sie endlich bei Ankunft der Franzosen ganz aufgelöst wurde. An ihre Stelle, so wie in jene der drei aufgehobenen Gymnasien, welche Köln besaß, kam Anfangs eine Centralschule, welche später im Jahr 1807 in eine Sekundärschule, oder sogenanntes Collegium, umgeschaffen wurde. Mit dieser Unterrichtsanstalt war eine Bibliothek von ungefähr 60.000 Bänden ein ansehnliches physikalisches Cabinet, eine Mineraliensammlung, die aber ganz unbedeutend war, und ein botanischer Garten, der über 4000 Pflanzen enthielt, verbunden. Gegenwärtig aber ist dieses Collegium in ein höheres Gymnasium, nach der in Preußen bestehenden Einrichtung, umgewandelt worden. 1825 wurde neben diesem Gymnasium noch ein evangelisches errichtet. Außer diesen Gymnasien besitzt Köln auch mehrere Volks- und Bürgerschulen, ein katholisches Seminarium für angehende Geistliche, und mehrere Privat-Erziehungsinstitute für Knaben und Mädchen. Unter den Kunst- und Alterthumssammlungen, welche sich gegenwärtig noch in Köln befinden, ist die des verstorbenen Professors Wallraff eine der interessantesten und reichsten. Sie ist in dem ehemaligen Jesuitenkollegium aufgestellt, und enthält eine beträchtliche Sammlung von Gemälden, alten Kupferstichen, alten Drucken und Antiquitäten aller Art. In den Sammlungen der Herren Liversberg, Wilmes, Schaafhausen und Harff findet man besonders viele altdeutsche Gemälde von Bedeutung, auch einige aus der niederländischen Schule. Schöne Glasgemälde besitzen die Herren Bemberg, Schiefer und Gerling. Zur Unterstützung und Versorgung der Armen in Köln, deren schon 1819, nach einer polizeilichen Aufnahme, 19.059 gezählt wurden, giebt es mehrere öffentliche Anstalten, namentlich die allgemeine Armenkommission, das Bürgerhospital, das Krankenhaus zur h. Cäcilia, die Convente, das Waisenhaus und das Gebärhaus. Sogenannte Convente, welche für arme ledige Frauenzimmer und Wittwen bestimmt sind, zählt man in Köln bei 40. Sie erhalten da, nebst Wohnung, Feuerung und Brod, auch noch eine mäßige Beisteuer in Geld. Zu den wohlthätigen Anstalten in Köln gehören auch die schon oben genannten Convente der barmherzigen Brüder und Schwestern. Die eigentliche Bestimmung der erstern, welche Cöliten oder Alexianer genannt werden, ist, in der Stadt die Kranken zu bedienen, und die Leichen in die Kirche zu tragen. Auch nehmen sie gegen Vergütung Wahnsinnige und solche Personen auf, die man ihnen zur Correktion übergiebt. Zu den Provinzialbehörden, welche in Köln ihren Sitz haben, gehören: das Appellationsgericht für denjenigen Theil der preußischen Rheinprovinzen, in welchen noch die französische Gesetzgebung besteht; das Ober-Präsidium der Provinz Jülich, Cleve und Berg; die Regierung und das Landgericht für das Departement von Köln. Auch ist jetzt die Stadt wieder der Sitz eines Erzbischofs geworden. — Einen berühmten Namen hat

sich das kölnische Wasser erworben. Sein ursprünglicher Erfinder war Farina, in dessen Familie sich die Anfertigungsweise bis jetzt erhalten hat; diese dürfte noch lange ein Geheimniß bleiben; da die Pflanzenchemie, ungeachtet der großen Fortschritte, welche sie in der neuern Zeit machte, noch nicht im Stande war, die Analyse desselben zu liefern. Man kann daher jedes kölnische Wasser, was nicht durch die Familie Farina, deren mehrere Zweige sich mit seiner Fabrikatur beschäftigen, ist angefertigt worden, für unächt erklären.

Komisch nennen wir eine der Kunst gemäße (poetische) Darstellung des Lächerlichen (s. d. A.), womit der gemeine Sprachgebrauch es fälschlich verwechselt. Seinen Namen führt es daher, weil eine solche Darstellung in demjenigen Produkte der Poesie, welche wir Komödie (Lustspiel) nennen, den weitesten Spielraum hat, indem sie hier in einer durch mehrere komische Charaktere und Situationen bewirkten Handlung besteht. Die poetische Darstellung des Lächerlichen aber will nicht das Gemeine nachahmen, sondern soll als kunstmäßige Darstellung dasselbe unter der Form des Sinnreichen und Witzigen erscheinen lassen. Sie soll es in charakteristischen Formen ausgedrückt, als fröhliches Spiel des Geistes zeigen, der über dem verkehrten Thun der Menschen dahin schwebt, und sich mit freier Lust und Phantasie in die niedern Regionen der Menschenwelt herabläßt, um ungebunden, obwohl in sich selbst das Maß des Edeln und Sittlichen tragend, hinter der Maske der Narrheit und Ungereimtheit die Narren zu necken, und das edle Selbstgefühl des geistig Gesunden scherzend zu erregen, und über das Nichtige spielend zu erheben. Die komische Darstellung erhebt das Lächerliche zu einem sinnreichen Ganzen, und obwohl sie scheinbar dem Schönen entgegengesetzt ist und alle Form aufzulösen scheint, die in dem Schönen als ideal dargestellt ist, so schafft sie doch ihre eigenen Formen; nur ist das Ideal, welches sie zunächst zeigt, das umgekehrte, und die Form demselben angemessen. Der lächerliche Charakter und die lächerliche Situation erheben durch ihre anschaulich und charakteristisch vollendete Darstellung zu dem Idealen, wie der deutlich erkannte Irrthum zur Wahrheit, und der komische Dichter läßt in den lächerlichen Gegenständen, je mehr er sie in einem mit ihnen und in sich selbst vollkommen übereinstimmenden, durch Phantasie und Witz belebten Ganzen zeigt, in den flüchtigen Zerrbildern des Lebens das Ideal schauen, und in den lustig ersonnenen, der Wirklichkeit verwandten Ungereimtheiten, welche die Reflexion in dem Verhältniß menschlicher Lagen und Handlungen und in dem launigen Zufall findet, die freie Lust und den Witz des geistvollen Beobachters genießen. Hieraus erhellt, daß auch nicht einzelne witzige Einfälle, oder eine zusammenhangslose Darstellung des Gemeinen in Sitten und Handlungen komisch zu nennen sey. Zugleich erhellt, in wiefern wir auch im tägliche Leben von komischen Lagen, komischen Einfällen und komischen Menschen reden, und diese von den lächerlichen Einfällen und Menschen unterscheiden. Wir halten nämlich diese vergleichend an die komische Darstellung, und urtheilen, daß dieselben einer solchen ähnlich sind, oder in dieselben zu gehören scheinen, und daher gleichsam ein höheres, poetisches Lachen erregen.

Kommerzielle Produktion ist die Uebertragung der Handelsgüter oder der Genußmittel von ihren ursprünglichen Erzeugern an die Consumenten. Der Kommerz ist an sich nicht produktiv; er erzeugt nicht selbst, sondern verbreitet nur die Erzeugnisse, welche durch die industrielle und die Urproduktion gewonnen werden. Er schafft keine Stoffe und bringt auch keine Naturprodukte in ihrer ursprünglichen Gestalt zum Genusse, wie die Urproduktion es thut; noch wandelt er durch eigene Kraftäußerung rohe Stoffe zu Genußmitteln um, wie die Industrie; in so fern spricht man uneigentlich von einer kommerziellen Produktion; da er aber durch seine Thätigkeit die industriellen und Ur-

produkte an die Abnehmer bringt, und hierdurch den Genuß befördert; da durch die kommerzielle Kraftanstrengung die Erzeugnisse von dem Orte ihres Entstehens nach andern Orten, wo sie entweder gar nicht, oder doch nicht in hinlänglicher Menge gezogen werden, gelangen; so kann man in dieser Hinsicht den Handel produktiv nennen. Der eigentliche Produzent kann ohne Verzögerung seiner Arbeit nur einen sehr kleinen Kreis für den Absatz seiner Artikel sich bilden; damit nun die werthschaffende Industrie nicht unterbrochen werde, und ihren Gewinn auch den entferntesten Gegenden mittheilen könne, so wird ein Mittelglied zwischen ihr und den Abnehmern, ein Verbindungskanal, erfodert, und dieser ist die kommerzielle Thätigkeit. Der Handel vermag auf zweifache Weise zur Quelle des Nationalreichthums zu werden; unmittelbar, indem er durch den vergrößerten Absatz, der sein Werk ist, den Werth der Produkte erhöht; und mittelbar, indem er durch die größere Nachfrage, welche er veranlaßt, die Urproduktion und die Industrie beschäftigt und belebt, und zugleich durch seine Capitalien unterstützt. So sehr auch diese Produktion den Nationalreichthum vermehren kann; so ist doch die Fürsorge der Regierungen weise, diese Art der Produktion nicht zu sehr über die landwirthschaftliche, den Boden und die Vegetation veredelnde Produktion den Vorsprung gewinnen zu lassen, da die letztere Produktion den Staat unabhängiger und die Erstere sich von der ganzen übrigen Erde abhängig machen kann. Eine dies zu weit treibende Nation, weil sie durch Produktion hauptsächlich subsistirt, wird, wie England, abhängig von allen übrigen Völkern, aber dagegen auf deren Wohlseyn und Civilisation einen großen Einfluß gewinnen. Sie kann dadurch zu einer Art Universalherrschaft gelangen, und betrachtet zuletzt ihr Vaterland gewisser Maßen nur als einen Centralpunkt ihrer Operationen, ihre Nationalbildung muß immer weltbürgerlicher werden und fortgehend, um fortleben zu können, unter allen Völkern Fleiß, Produktion und Genußliebe zugleich wecken. Die Gränzen der Industrie eines solchen Staats und seiner Kaufleute Einfluß auf jeden Erdwinkel sind außer aller Berechnung und erheben seine Politik zu einer Liberalität, die nur im allgemeinen Wohlstande der Erdbewohner und ihrem Vorwärtsschreiten zu großer Produktion und Consumtion sich befriedigt sieht.

Komödie, s. Schauspiel.

Komorn, Hauptstadt der Gespanschaft gleichen Namens in Ungarn. In ihrer Nähe zwischen der Raab und der Donau liegt die neuerbaute Festung, an der Natur und Kunst Alles aufboten, sie unüberwindlich zu machen.

Kongreß oder Congreß. Dieses ursprünglich lateinische Wort bedeutet seiner Ableitung nach eine Zusammenkunft mehrerer Personen. In der neuern Politik versteht man ins Besondere darunter eine Versammlung regierender Personen oder ihrer Bevollmächtigten. Ein Congreß wird gehalten, heißt deswegen nichts anders als: es versammeln sich solche hohe Personen, um über einen gemeinsamen Gegenstand politisch zu verhandeln. Der Congreß wird geöffnet und geschlossen oder gehet auseinander — bezeichnet den Anfang oder den Schluß der Verhandlungen, sey es nun, daß diese Verhandlungen mündlich oder schriftlich geführt werden. Es versteht sich hierbei von selbst, daß die kontrahirenden Theile nicht einem Staate angehören können, dieses ist der Unterschied zwischen einem Congreß und einem Reichstage. Seitdem die europäische Politik angefangen hat, eine europäische zu werden, d. h. seit europäische Mächte angefangen haben, zur Herstellung oder Erhaltung des Friedens gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen, sind diese Congresse gewöhnlich geworden. Im vorigen Jahrhund. wurden deren viele gehalten, wie zu Abo 1743, zu Aachen 1748, zu Hubertsburg 1762 und unterhandelten mit Erfolg die zu schließenden Frieden. Unter den erfolgten dieses Jahrh., so wie auch an und für sich, und zugleich durch die Er-

mordung der französischen Gesandten ist der zu Rastadt 1797—98, der merkwürdigste. Er war in dem Frieden zu Campo Formio zum Abschlusse eines Friedens zwischen Frankreich und Deutschland bestimmt worden. Die Congresse der 19. Jahrh. haben einen etwas veränderten Charakter angenommen. Sie sind folgende: 1) der zu Erfurt 1808 im Oktober. Napoleon hielt ihn mit dem Kaiser Alexander, den Königen von Sachsen, von Baiern, und andern hohen Personen. 2) Der zu Prag im Juli und August 1813. Die gegen Frankreich verbündeten Mächte, Rußland, Preußen und England suchten mit dem franz. Kaiser einen Frieden zu unterhandeln und verbanden sich endlich mit Oestreich zur Fortsetzung des Krieges. In dem Laufe desselben wurde 3) zu Frankfurt am Main im November 1813 ein Congreß gehalten, wo man abermals mit Frankreich unterhandelte und alle deutsche Fürsten in den Bund gegen Frankreich zog. Auch zu Chatillon sollte 1814 ein Friedenscongreß deßhalb gehalten werden; es kam aber zu keinem Entschluß. Nach Beendigung des Krieges mit Frankreich hielten die europäischen Mächte einen Congreß 4) in Wien vom November 1814 bis Juni 1815. Er ist der größte und wichtigste, der je gehalten worden ist. Nicht allein weil der größte Theil der europäischen Fürsten hier versammelt war, sondern auch weil neben der Umformung Deutschlands in einen Staatenbund auch die europäische Politik eine ganz neue Richtung erhielt. Der Congreß war im pariser Frieden 30. Mai 1814 bestimmt worden. Man hatte darin ausbedungen, daß alle in dem Kriege mit Frankreich betheiligten Mächte (ganz Europa außer der Türkei) binnen 2 Monaten Gesandte nach Wien schicken sollten, um die nähere Bestimmungen wegen eines europäischen Congresses zu treffen, welcher die Grundsätze des pariser Friedens weiter ausführen sollte. Die Eröffnung des Congresses, auf welchen ganz Europa mit gespannter Erwartung sah, wurde auf Englands Vorschlag bis zum 1. November 1814 vertagt. Mit dem Anfang des Herbstes versammelten sich die Personen, welche Theils durch ihren Beruf theils durch ihren Stand an den Verhandlungen Theil zu nehmen hatten. Aber auch das Zuströmen derer, welche von neuerwachender Hoffnung oder Furcht getrieben wurden, oder welche der Glanz dieser großen Versammlung herbeirief, war außerordentlich. Hier sah man den Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Sachsen, Baiern, Würtemberg, die Großherzoge von Baden und Sachsen, mehrere Kronprinzen und andere regierende und mittelbare Fürsten Deutschlands; hier erschienen die ersten Staatsmänner Europas, die ersten Minister und zahlreiche Gefolge; hier fanden sich die ausgezeichnetesten Politiker, welche aufmerksame Zuschauer seyn wollten; Alles, was dazu beitragen konnte, die Versammlung groß, glänzend und wichtig zu machen, das strömte nach Wien. Eine Hauptrolle spielten die Minister der Mächte, welche den Frieden zu Paris unterzeichnet hatten: England, Frankreich, Oestreich, Portugal, Preußen, Rußland, Schweden und Spanien. Die diese Mächte vertretenden ersten Minister waren 1) Castlereagh (und nach ihm Wellington u. A.), 2) Talleyrand, Dalberg u. A., 3) Metternich und Wessenberg, 4) Graf Palmella, Souza u. A., 5) Hardenberg und Humboldt, 6) Rasumowsky, Nesselrode u. A., 7) Graf Lowenhielm und 8) Chevalier Labrador. Außer diesen Ministern nahmen auch Dänemark und die Niederlande an den Verhandlungen Theil, so wie die Könige von Neapel und Sardinien und der Papst, alle diese durch ihre Gesandten. Was Deutschlands besondere Angelegenheiten betraf, so wurden solche zuerst durch einen Ausschuß behandelt, welcher aus Oestreich, Preußen, Baiern, Würtemberg und Hannover bestand; erst später nahmen die Bevollmächtigten aller deutschen Staaten Theil. Das Erste, was man hier verhandelte waren die Territorial-Ausgleichungen der betreffenden Mächte und das Resultat folgendes: das Königreich der Niederlande wurde anerkannt als

neugeschaffener Staat, das Herzogthum Luxemburg dem Könige, jedoch als Theil des deutschen Reiches, gegeben. — Die Schweiz erhielt die ihr entrissenen Cantone zurück. Oestreich erhielt in Italien das lombardisch-venetianische Königreich. Der Papst wurde wieder in den Kirchenstaat eingesetzt. Genua kam an Sardinien, Toskana und Modena an ihre früheren Besitzer. Parma und Piacenza wurden der Erzherzogin Marie Louise gegeben. Rußland nahm Polen unter dem Titel eines Königreichs. Preußen erhielt, außer seinen Besitzungen auf dem linken Ufer der Elbe, fast ganz Westphalen und Jülich, Cleve und Berg nebst den Ländern bis Saarlouis, auch einen Theil des Königreichs Sachsen. Hannover wurde bedeutend vergrößert und zum Königreich erhoben. Oldenburg, Braunschweig wurden wieder in ihren alten Besitzstand gesetzt. Baiern erhielt Würzburg und Aschaffenburg (später den Rheinkreis), Sachsen-Weimar wurde vergrößert und einige andere Staaten besonders berücksicht. Die Bemühungen der mediatisirten Fürsten Deutschlands, wieder zur Souverainität zu gelangen, waren fast vergebens. Dagegen wurde den Städten Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main, so wie der polnischen Stadt Krakau, souveraine Freiheit zugestanden. Während dieser Verhandlungen war das Frühjahr 1815 herbeigekommen, und Niemand ahnete bei dem bedächtigen Gange der so wichtigen Angelegenheiten, daß sie plötzlich sollten unterbrochen werden. Da erscholl mit einem Mal das Gerücht, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe und in dem Hafen zu Frejus gelandet sey. Leicht konnten die noch nicht geordneten Verhandlungen sich zerschlagen oder in Stockung gerathen. Es sprach aber der feste Wille der Souveraine sich so bestimmt über die bis dahin aufgestellten und befolgten Grundsätze der Verhältnisse der europ. Staaten und so entschieden aus, daß man sah, diese Grundsätze würden mit allem Nachdruck verfochten werden. Zugleich erfolgte am 13. März eine Kundmachung gegen Napoleon und eine besondere Verbündung Oestreichs, Englands, Rußlands und Preußens, welche am 25. März zu Stande kam, sprach die Absicht aus, alle Macht auf zu bieten, um Napoleon von der höchsten Gewalt in Frankreich zu entfernen. Jeder dieser Mächte stellte 150.000 Mann, England aber zahlte 5 Mill. Pf. St. Subsidien. Diesem Bunde traten ganz Deutschland und alle andere christliche Mächte bei, bis auf Schweden und Neapel. Gegen Ende des Monats Mai verließen die Monarchen Wien und begaben sich an den Rhein, um die Operationen gegen Frankreich zu leiten. Durch die kriegerischen Rüstungen waren jedoch die Arbeiten des Congresses nicht gehemmt, sondern vielmehr beschleunigt worden. Vor Eröffnung der Feindseligkeiten sollte derselbe geschlossen seyn. In der That gediehen die durch den Drang der Zeit rasch voranschreitenden Verhandlungen zum Ziele. Am 8. Juli hielten die Bevollmächtigten ihre letzte Sitzung und am 11. Juni wurde der Congreß geschlossen. Die Urkunde, welche man die Wiener Congreßakte nennt, wurde am 8. Juni von den betreffenden Ministern der 8 Höfe unterzeichnet und alle übrigen Staaten zum Beitritt eingeladen. Diese Akte besteht aus 121 Artikeln und hat 17 Beilagen, welche einzelne Vorträge verschiedener Staaten enthalten. In diesen letzteren finden sich verschiedene Territorial-Ausgleichungen, die Verhältnisse der Schweiz, die Ansichten über die Sklaverei der Schwarzen, und die Abschaffung des Menschenhandels, ein Reglement über den Rang der diplomatischen Bevollmächtigten und eins über die Commissionen der Flußschifffahrt. Ein für Deutschland äußerst wichtiger Theil der Akte selbst ist der, in welchem die Souverainität der Staaten des Bundes, die landständische Verfassung, die Verhältnisse der mediatisirten Fürsten, Grafen und Edelleuten und die Errichtung eines Bundestages ausgesprochen ist. Dieser Bundestag sollte zur Ausführung und näheren Bestimmung der Bundesakte beauftragt werden. Er wurde später in Frankfurt am Main eröffnet 5. November 1816 (Vergl. **Deutsches Reich, Deutscher Bund und deutsche Bundesver-**

sammlung). Am 15. Mai 1820 wurde zu den früheren Bundesakte die Schlußakte zu Wien unterzeichnet. — Nach dem wiener Congreß wurden bis jetzt noch 4 andere gehalten. 5) Zu Aachen im Herbst 1818 wegen der Räumung Frankreichs von der Okkupationsarmee der Verbündeten. Die drei hohen Verbündeten, die Kaiser von Oestreich und Rußland, der König von Preußen, und außer ihnen mehrere Regenten nahmen persönlichen Antheil. 6) Zu Karlsbad im Sommer 1819 wegen der Unterdrückung demagogischer Umtriebe. Auch hier fanden sich die hohen kontrahirenden Personen ein, um den Frieden Deutschlands zu sichern. Die nächste Folge war eine Beschränkung der mißbrauchten Preßfreiheit und ähnliche andre Maßregeln. 7) Zu Laibach 1821, wegen Bekämpfung des in Italien erwachten Revolutionsgeistes besonders wegen kriegerischer Maßregeln gegen Neapel und die daselbst eingeführte Verfassung der spanischen Cortes. Das Resultat war der Krieg gegen Neapel, welchen die Verbündeten beschlossen. Die Exekution wurde dem Kaiser von Oestreich übertragen. 8) Zu Verona im Spätherbst 1822 wegen der gegen Spanien zu ergreifenden Maßregeln. Auch hier fanden sich die hohen verbündeten Monarchen ein. Dieser letzte Congreß entschied, wie der zu Laibach, die bewaffnete Einschreitung in die innere Angelegenheiten Spaniens. Frankreich übernahm den Feldzug gegen die Cortes. Verschieden von den europäischen Congressen, sowohl der Form der Zusammensetzung als der Verhandlung nach, sind die amerikanischen. Der erste und merkwürdigste derselben war der Generalcongreß der vereinigten Staaten von Nordamerika, welcher 1774 zu Philadelphia zusammen trat. S. Vereinigte Staaten. Mexiko und die südamerikanischen Freistaaten haben bei ihrer Lossagung von dem spanischen Mutterlande die Form des nordamerikanischen Congresses nachgeahmt. 1825 wurde ein Generalcongreß aller von spanischer Oberherrschaft befreiten Theile von Südamerika nach Panama ausgeschrieben, welche daselbst noch versammelt ist.

König, jedes Metall oder metallische Wesen, welches sich bei dem Schmelzen in dem Tiegel, Herde u. dgl. auf dem Boden setzt oder bei dem Abtreiben darin zurück bleibt, das gereinigte Metall, als Blei-König, Silber-König u. s. w. 2) in engerer Bedeutung der Name der Halbmetalle, welche keinen besondern Namen haben, als Spießglas-König, Kobalt-König u. s. w.; 3) bei dem Schmelzen des Schwarzkupfers das unterste Stück im Herde, wenn die obern Stücke gerissen und abgehoben sind.

König, Königreich. Die Abstammung des Wortes ist ungewiß; man leitet es bald von dem Namen der Tartarenbeherrscher Chan oder Khan, bald von dem fränkischen Chune, Muth, Kühnheit ab; so sollen die Franken den Chlodowig, der zuerst den Königstitel führte, Chunig genannt haben. Nicht ganz unwahrscheinlich ist es, daß von Können es herstamme. Den Kaisern und Königen gebührt den Titel Majestät. Das römische Volk bediente sich des Ausdrucks zuerst, und bezeichnete damit seine unumschränkte Macht; er hatte gleiche Bedeutung mit Summum imperium, arbitrium rerum omnium. Später ging die Majestät, doch ohne zum Titel zu werden, auch zu den Cäsaren. Der gewaltige Sohn der römischen Bürgerkriege, August, war der Erbe aller Volksgewalten, und trat demnach ebenfalls in seine Majestätsrechte. Mit dem Königstitel sind gewisse Vorrechte verbunden, welche sich auf das Ceremoniel, welches die auswärtigen Höfe und die Unterthanen gegen dem König beobachten, beziehen: man nennt diese Vorrechte königliche Ehren, honores regii. Diese Ehren genießen auch oft Staaten, deren Herrscher den Königstitel nicht führen; dies war ehemals der Fall mit den Republiken Venedig und den Niederlanden; wie noch jetzt die Schweiz, auch die Churfürsten und Großherzoge haben zum wenigsten theilweise ein Recht auf diese Ehren. — **Königreich** nennt man den Staat,

dessen Beherrscher den Königstitel führt. Man theilt die Königreiche in souveräne, in den der Regent in seinem Willen und Handeln durch keine Fundamental-Gesetze, d. h. durch keine Constitution, beschränkt wird; in constitutionelle, wenn der Macht des Regenten durch Gesetze und Rechte der Unterthanen Schranken gesetzt ist; in despotische, in welchen die Willkühr des Herrschers Gesetz ist. Ferner theilt man sie in Wahlreiche, wenn durch die Stimme der Nation die Krone übertragen wird; in Erbreiche, wenn der Sohn die königlichen Rechte seines Vaters erbt, in Erb- und Wahlreiche, wenn Königstitel und Macht in einer Familie stets bleiben, aber der Nation es frei steht, ein Glied aus dieser Familie zum Regenten sich zu wählen. Das Königreich kann entweder ein eigenthümliches seyn, wo der Fürst ohne Zustimmung seiner Unterthanen seine Länder verkaufen, vertauschen, verpfänden kann; oder es ist ein nicht eigenthümliches, wo der Regent diese Veräußerungsrechte nicht besitzt.

Königsberg, lat. Regiomontanus, Mons regius, poln. Krolewiez, litth. Karalanzuge, die Hauptstadt des Königreichs Preußen, im schaakener Kreise, 1ste Militärabtheilung, zweite Hauptstadt der preußischen Monarchie, eine berühmte Handelsstadt, die ehemals zu dem hanseatischen Bunde gehörte. Sie liegt unter dem 54°, am Pregel, eine Meile von seiner Mündung. Der Fluß ist zwar nicht über 60 Schuhe breit, aber doch an den meisten Orten so tief, daß auch große Handlungsschiffe bis an die Brücken der Stadt fahren könnten; wenn nicht einige seichten Stellen in denselben sich befänden, die es verhindern, daß ein großes beladenes Seeschiff bis zur Stadt fahre; sie müssen daher in dem Hafen von Königsberg, Pillau, ausladen. Der Grund zur Stadt wurde 1254 durch den böhmischen König Primislaus Ottokarus gelegt, der in Verbindung mit den Deutsch-Herrn Samland eroberte und das Schloß erbaute, welches aber später von seiner ursprünglichen Stelle, deren Lage unbequem war, auf den Hügel verlegt wurde. Nach dem Verluste von Marienburg verlegten die Ordensmeister ihren Sitz nach dem Schlosse. Markgraf Georg Friedrich erweiterte und verschönerte es in den J. 1584—1594. Später ließ es König Friedrich I. von Grund auf mit größerer Pracht aufbauen. Es enthält 180 Zimmer, von den aber ein Theil in keinem bewohnbaren Zustande ist. Die Stadt hat 23 Kirchen, und ist der Sitz der hohen Landeskollegien von Ostpreußen, des Staatsministeriums, der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer u. s. w. Besonders schöne Häuser enthält die Königsstraße (neue Sorge). Königsberg besteht aus 3 verbundenen Städten, Altstadt, Löbenicht und der morastigen Insel Kneiphof, welche letztere die besten Straßen und Gebäuden enthält, 4 Vorstädten und mehreren Bezirken, Freiheiten genannt, und enthält 70.000 Einwohner. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die 1332 erbaute Domkirche, auf dem Kneiphof, worin mehrere Hochmeister begraben liegen. Nicht weit vom Dom ist das Universitätsgebäude. Die Universität stiftete der erste preußischen Herzog Albertus 1544; daher ihr Name Academia Albertina. Der Markgraf Georg Friedrich vergrößerte ihren Schulfond durch Einziehung des Samländischen Stiftes bedeutend. Seit 1809 ist ihr Rector magnificentissimus der Kronprinz von Preußen. Auf dieser Universität glänzte Kant, und noch jetzt rechnet sie den allgemein geschätzten Veteran der Chemiker und Parmaceuten Hagen, den berühmten Astronomen Bessel, die auch als Schriftsteller rühmlichst bekannten Professoren Lobeck, Herbart, Gaspari, Reidenitz, Wald, Wrede, Drissen, Burdach, Kähler u. A. zu ihren Lehrern. Sie hat ein Clinicum, über welches Dr. Unger 1823 Nachrichten herausgab, und Seminare für Prediger der polnischen und der litth. redenden Gegenden des Landes; letzteres, das König Friedrich Wilhelm I. gestiftet hat, unter dem Kenner dieser Sprache, Professor Rhesa. Die literarisch merkwürdigste Sammlung ist das geheime Archiv des ehemaligen

Ritterordens, welcher sehr wichtige Urkunden und seit 1811 einen eigenen Direktor (jetzt Prof. Voigt) hat. Königsberg hat zwei Gymnasien, darunter das Collegium Fridricianum, drei höhere Bürgerschulen und eine höhere Töchterschule, mehrere gelehrte Gesellschaften, nämlich die deutsche und medicinisch-physikalische. Es besitzt ebenfalls ein großes Bürgenkrankenhaus, welches Herzog Albert, und ein wohleingerichtetes Waisenhaus, welches der König Friedrich stiftete. Die feste Citadelle Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Sie wurde vom Churfürsten Friedrich Wilhelm zur Beschützung des Hafens, an der Mündung der Pregel in das frische Haf angelegt; er befestigte auch die Stadt so viel ihre Größe es zuließ. Die Festung ist aber jetzt der Kaufmannschaft überlassen, und mit Handelsgebäuden angefüllt. Die französische Colonie bestand 1780 aus 369 Köpfen. Die Judenschaft ist zahlreich. Königsberg gehört zu den größten Handelsstädten der Monarchie und Getreide, Nutzholz, Hanf, Branntwein sind die wichtigsten Handelsgegenstände, so wie Zuckersiedereien, Bier- und Branntweinbrennereien, Segeltuch, Seife ꝛc.-Fabrikation die Einwohner beschäftigen.

Königsmark (Marie Aurore, Gräfin von), Tochter eines Grafen von Königsmark, schwed. Generals, geb. im Herzogthum Bremen 1673, wo ihr Vater starb. Ihre Mutter begab sich mit der ganzen Familie, die aus einem Sohn und 3 Töchtern bestand, nach Hamburg, wo die Gräfin eine sehr sorgfältige Erziehung genoß. Ihre Schönheit und Bescheidenheit zog bald Aller Blicke auf sich. Siebzehn Jahr alt, betrauerte sie den Verlust ihrer trefflichen Mutter und bald darauf auch den ihres Bruders, des Grafen Philipp von Königsmark, der sich mit der Herzogin Sophie Dorothee von Braunschweig-Hannover in ein Liebesbündniß einließ, mit ihr entfloh und im Zweikampf um's Leben kam. Sie erbte dessen beträchtliches Vermögen, konnte aber, weil es in Besitz einiger Bankiers von Hamburg war, welche die Herausgabe verweigerten, nicht zum Besitz desselben gelangen, und begab sich deshalb nach Dresden zum Churfürsten Friedrich August von Sachsen, um dessen Beistand zu erlangen. Derselbe, von den Reizen der Gräfin Aurore ergriffen, setzte alle Mittel in's Werk, um sie zu verführen, und gelangte nur nach dem größten Widerstande zum Ziel seiner Wünsche. Die Frucht davon war 1696 der berühmte Graf Moritz von Sachsen. Während der Wochen verlor Friedrich August seine Neigung zu ihr; sie verließ den Hof und beschäftigte sich nur mit der Erziehung ihres Sohnes. Fortwährend blieb sie jedoch mit dem Churfürsten Friedrich August, damals König von Polen, in freundschaftlichem Verhältniß, und wurde auf sein Verwenden vom Wiener Hofe zur Probstin des Stifts Quedlinburg erhoben und daselbst den 24. Mai 1700 feierlich eingeführt. Von dieser Zeit an hielt sie sich abwechselnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf, unternahm 1702 eine diplomatische Sendung an Carl XII., der sie jedoch nicht vor sich ließ, und starb den 18. Febr. 1728.

Königstein, eine berühmte Bergfeste im Meißner Kreise des Königreichs Sachsen, nebst einem Städchen gl. N., 8 Meilen von der böhmischen Gränze an der Elbe, mit 198 H.; liegt am Fuße eines steilen, 1400 Fuß hohen, Sandfelsens, auf welchem sich die Festung Königstein mit Wald, Ackerfeld, Gärten und einem 586 Ellen tiefen Brunnen befindet. Ein einziger sehr wohl verwahrter Zugang führt auf diese unnehmbare Festung, die hauptsächlich zur Aufbewahrung der Archive und Kostbarkeiten im Kriege dient; auch bekommt der Commandant bisweilen vornehme Gäste, welche nicht wieder nach Hause reisen dürfen, wenn sie auch gerne wollten. 2) Städtchen im Herzogthum Nassau, mit den Trümmern des 1790 von den Franzosen geschleiften Bergschlosses.

Königsstuhl, s. Rense.

Königswasser, s. Scheidewasser.

Konstanz, s. Costnitz.

Kopf (der), das Haupt des Menschen und der Thiere, enthält das Gehirn und die vorzüglichsten Sinnesorgane. Die knöcherne Höhle, welche das Gehirn ausfüllt, ist aus acht schalenförmigen Knochen fest zusammengefügt, heißt Schädel und nimmt den obern und hintern Theil des Kopfes ein. Der vordere Theil oder das Gesicht des Menschen besteht aus 14 andern Knochen, welche die Grundlage des Mundes, Gaumens, der Nase, Augen und Backen ausmachen. Der Bau des thierischen Gesichts ist von dem menschlichen sehr verschieden, nicht nur durch eine größere Menge von Knochen, sondern auch durch die daraus entstehende Verlängerung. Neben der allgemeinen Hautbedeckung und einer darunter befindlichen sehnigen, ist der Kopf des Menschen, das Gesicht ausgenommen, mit Haaren bedeckt. Der Kopf ist vielen Krankheiten unterworfen, welche man, wenn sie den Schädel und das Gehirn besonders treffen, Kopfkrankheiten nennt und von den Krankheiten der Augen, Nase, des Mundes ꝛc. unterscheidet. Jene entstehen eben so oft aus Vollblütigkeit, als aus wirklichem Nervenleiden des Gehirns, und obwohl höchst verschieden, geben sie sich alle mehr oder weniger durch Schmerz, Schwindel und gestörte Geistesverrichtungen zu erkennen.

Kopfsteuer, Personensteuer, Personalsteuer, s. Steuer.

Koppeljagd, die Jagd auf gemeinschaftlichem Gebiete.

Koppel-Wirthschaft, Fruchtwechsel, die Abtheilung der Felder in verschiedene Koppeln (Schläge), von denen jeder Theil einige Jahre als Anger und Wiese, dann wieder als Getreide-Feld benutzt wird. Da sie Gras- und Ackerbau verbindet, so befördern sich Feld- und Viehwirthschaft gegenseitig. S. Karbe: d. Einführ. d. Fruchtwechselwirthsch. Berlin 1815.

Korallen, s. unter C.

Kork, die Rinde von der Korkeiche (Quercus Suber) in Spanien, Italien, Frankreich, Krain, welche unter dem Namen Pantoffelholz einen bekannten Handelsartikel ausmacht. Man gewinnt diese Rinde, die sich wieder ersetzt, alle 8—10 Jahr. Der beste Kork kömmt von ältern Stämmen nach der dritten Schälung. Die Stöcke werden ins Wasser gelegt und durch schwere Gewichte geebnet. In Spanien füttert man die Mauern damit, um die Feuchtigkeit einsaugen zu lassen. Der Korkschneider schneidet eben so schnell als gewandt Stöpsel von jeder Größe. Wegen der großen Leichtigkeit dieser Rinde verfertigt man dicke Panzer daraus (Schwimmwämmser), womit man sich leicht über dem Wasser erhalten kann.

Korn, 1) jedes Getreide in Aehren und Hülsen; 2) der Roggen zum Brotbacken; 3) das zum Zielen dienende hervorragende Metall auf Handfeuergewehre; 4) der innere Gold- und Silbergehalt der Münzen.

Kornbranntwein, s. Branntwein.

Körner (C. Th.) stammte aus einer angesehenen und kunstliebenden Familie, und ward den 31. Sept. 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, damals kursächsischer Appellationsrath, im Jahr 1814 zum preußischen Staatsrath ernannt, als Schriftsteller im Fach der Staatswissenschaft und der Aesthetik ausgezeichnet, nannte Schiller und Göthe seine Freunde und sah sie oft in seinem Hause. Seinen Unterricht empfing er theils in der Schule, theils durch tüchtige Privatlehrer; zu letztern gehörte auch Dippoldt, welcher ihn in das Heiligthum der Geschichte einführte. In seinen dichterischen Versuchen förderte ihn besonders der genialische Däne Oehlenschläger, welcher sich 1804 einige Zeit in Dresden aufhielt. 1803 bezog er die Bergakademie zu Freiberg, wo er mit Liebe das bergmännische Studium ergriff. Nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Freiburg ging er nach Leipzig.

Hier empfahl ihn allenthalben sein musikalisches und poetisches Talent, das er gern zur Erhohlung geselligen Vergnügens anwendete und übte. Um diese Zeit gab er auch eine Sammlung seiner ersten Gedichte heraus unter dem Titel: Knospen (Leipz. bei Görschen 1810). In den meisten dieser Versuche zeigte sich das Talent, einzelne poetische Momente mit Gefühl und Wärme schnell und leicht in gebildeten, wohlklingenden Versen zusammenzustellen; aber meist ergriff er nur romantische Klänge und Schatten statt des poetischen Geistes. Doch konnte damals eine Rechtweisung dieser Art keine tiefe Wirkung auf ihn machen, da er in jenes poetische Scheinleben voll glänzender, doch unstäter Jünglingsträume, noch selbst zu sehr versunken war und dem ungebundenen fröhlichen Umgange seiner Jugendgenossen nun fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu seyn, sich des tiefern Studiums seiner Kunst entschlagen, und seinem Talente, wohin es auch führe, vertrauen. Die Vernachlässigung wissenschaftlicher Studien konnte man ihm leichter vergeben, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur um dem Wunsche der für ihn besorgten Seinigen zu folgen, die Universität besuchte, und sich gleichsam von den Wissenschaften umgeben, für ein bestimmtes Fach zu entscheiden, und dadurch sein bürgerliches Leben zu begründen. Aber der Zarber der Poesie hatte ihn schon zu sehr gefesselt. Seine akademischen Verbindungen aber rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, welche ihn nöthigten, die Universität zu verlassen. Ein Glück für ihn, denn er schwebte in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höhern durch wüstes Treiben gehemmt und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte sich bei längerm Aufenthalte in diesem plan- und ziellosen Herumtreiben ganz verlieren, indem die Poesie, welcher er anhing, für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit angenommen hatte. In Berlin, wo er nun (Ostern 1811) die naturwissenschaftlichen und andere Studien fortsetzte, lief er aufs Neue Gefahr, in den Strudel des akademischen Lebens hinein zu gerathen. Allein ein Fieberanfall schwächte ihn so, daß er schon im Sommer dieses Jahres zu seinen Eltern nach Carlsbad reisete. Um den Jüngling nun in eine Lage zu versetzen, in welcher er frei von jenen gefährlichen Verbindungen sich der höhern Ausbildung seines Geistes und seines dichterischen Talentes widmen konnte, beschloß der Vater, ihn in Wien einzuführen, wo eine neue Welt sich vor ihm aufthat. Mehrere dramatische Produkte, welche er dort schnell hintereinander auf die Bühne brachte, zogen die Aufmerksamkeit bald auf den unbekannten Jüngling hin. Einige empfahlen sich als artige Kleinigkeiten, wie der grüne Domino und die Braut und der Nachtwächter, welche 1811 auf die Bühne kamen. Ihnen folgten bald der Vetter aus Bremen, der Wachtmeister und die Gouvernante nach. Hierauf gab ihm eine originelle Erzählung von Heinrich Kleist, die Verlobung in Domingo, zu seinem Drama Toni Veranlassung. Hauptsächlich aber erwarb ihm sein Trauerspiel Zriny einen theatralischen Ruf, das mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen ward. Er wurde nun in größere Zirkel zugezogen, und verdankte diesem Beifall die Stelle eines Theaterdichters in Wien. Außerdem schrieb er noch das ernste Drama Hedwig, das Trauerspiel Rosamunda; ferner vollendete er eine früher angefangene Oper, die Bergknappen, schrieb noch zwei Opern, das Fischermädchen und der vierjährige Posten, und begann eine andere, die Rückkehr des Ulysses, die er für Beethoven bestimmte. Sein letztes theatralisches Werk von der ernsten Gattung war Joseph Heyderich. Manche Kritiker seiner ernsten Dramen glaubten, er suche Schillers hohes Pathos mit Kotzebues beliebter Theaterpraxis zu verbinden. Vielen seiner Freunde bangte jedoch vor dem Dichter und für der Richtung, welche sein

Talent hier so leicht nehmen konnte. Aufgefodert von einem großen, nach materiellem Theatereffekt so sehr begierigen Publikum, thätig zu sein, und von Zeit zu Zeit etwas Neues zu liefern, — da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyrischen einheimisch, ohne tiefe und große Kenntniß der Welt, reiche Erfahrung, ohne den scharf beobachtenden Blick in die verschiedenen Kreise der Menschen und in den weiten Umkreis der Geschichte war, in welche der dramatische Dichter gern die magische Beleuchtung fallen läßt, — Alles schien für seinen wahren Ruhm mehr als bedenklich zu seyn. Bestätigt wurden diese Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem das meiste Aufsehen erregenden Trauerspiel Körners nur sein lyrisches Talent, bekleidet mit dem äußern Schmuck des theatralischen Kothurns in dem brillanten Feuer der Wiener Theaterkunst auffliegen sahen. Allein die Scheinbilder des poetischen Lebens befriedigten nicht den kräftigen Lebensdrang des Jünglings; und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in Klängen und Bildern und die Schwelgereien des Gefühles zurückläßt, mußte den kräftigen Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterlichen Ideale hintreiben. Körner hatte den festen Zielpunkt seines Wirkens noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, indem er selbst noch nicht einheimisch geworden war. Wie leicht wäre der hochaufstrebende Jüngling unter die Lieblinge des Publikums herabgesunken, mit welchen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Sein guter Genius rief ihn warnend auf die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig drang auch in Körners Brust der Ruf, und der hochgesinnte Jüngling, der schon längst die Schmach seines Vaterlandes mit bitterm Weh empfunden hatte, säumte keinen Augenblick, die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen. Er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe seine so glücklichen Verhältnisse, so manches geliebte Herz, und zog den Rüstungen in Schlesien entgegen. Jetzt, in der Laufbahn des Krieges, fand er das Ziel des thatendurstigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben oder Tod. Hier fand er die ernste Beschäftigung, hier den Stoff der Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte, und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, tönte kräftig zu dem männlichen Liede. Die besten, kräftigsten, wahrsten Lieder hat er in dieser Periode hervorgebracht. Er trat am 10. März 1813 in das Corps der Lützowschen Büchsenjäger. Als Lützows Adjutant nahm er an jenen kühnen Unternehmungen Theil, durch welche sich die tapfere Schaar dem Feinde im Rücken so gefürchtet machte, daß er mit innerm Grimm ihren Untergang beschloß. Bei Kitzen, wo Körner stark verwundet worden, war es den Franzosen durch Verrath beinah gelungen, ihn zu fangen; er wurde aber durch seine treuen Kameraden und zwei menschenfreundliche Bauern aufgehoben und gepflegt, so daß er noch vor dem Waffenstillstand wieder zu seinem Corps zurückgehen konnte. Vom 17. August an erneuerten sich die Feindseligkeiten und das Lützowsche Corps, welches dem Marschall Davoust gegenüber stand, war fast täglich im Gefechte, wobei sich Körner stets durch seine Kühnheit auszeichnete. Endlich endete am 26. Aug. 1813 auf dem Felde neben der Straße von Gadebusch nach Schwerin eine Flintenkugel Körners jugendliches Leben. Sie war ihm durch den Hals seines Schimmels in den Unterleib gedrungen, und hatte ihm die Leber und das Rückenmark verletzt. Die dadurch entstandene Nervenerschütterung benahm ihm sogleich die Sprache und wahrscheinlich auch das Bewußtsein. Nach wenigen Minuten hörte er auf zu athmen. Unter eine alte Eiche bei dem Dorfe Wobbelin ward er begraben; sein Name wurde dem Stamm derselben eingeschnitten. Dem Vater Körners wurde von dem regierenden Herzog zu Meklenburg-Schwerin die Eiche und ein

Flächenraum von 48 Quadratruthen um die Grabstätte geschenkt, in dessen Mitte sich ein nach des Vaters Idee in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Körners einzige Schwester starb ihm im März 1815 nach, und ruht an seiner Seite. Körners Vater gab 32 seiner auserwählten kriegerischen Gedichte unter dem Titel: Leier und Schwert (Berlin 1814), so wie seinen poetischen Nachlaß, begleitet mit biographischen Notizen und einer Charakteristik Körners von Niebeggen, heraus. In den Zeitgenossen (1. B. 2 Abth.) befindet sich eine ausführliche Biographie Körners von A. Wendt.

Kornbill. 1815 ging im englischen Parlamente ein Gesetz durch, das unter gewissen Bedingungen die Korneinfuhr in die englischen und irländischen Häfen bald versperrt, bald erlaubt. Der Gesetzvorschlag erregte zwischen den Gutsbesitzern und den Inhabern von Manufakturen einen harten Kampf. Die ersten suchten die Ansicht geltend zu machen, daß England hinlänglich Korn für seine Bewohner erzeuge, und man dem Fremden nur bei einer Hungersnoth oder bei hoher Theurung die Einfuhr gestatten müßte. Dagegen behaupteten die Manufakturstädte, daß der niedere Getreidepreis ein Wohl für England und besonders für die dort so wichtige Classe der industriellen Arbeiter sey. Während den Debatten kamen die wichtigsten Gegenstände der Staatswirthschaft zur Sprache. Man bewies, daß sich während der Continentalsperre die Bevölkerung Großbritanniens um 2½ Mill. vermehrt habe, und das ungeachtet dieser Vermehrung große Heere in Portugal, Spanien, Malta, Sicilien erhielt, welche ihren Kornbedarf größtentheils aus dem Mutterlande zogen, doch im Lande selbst die hinlängliche Menge Getreide sey gebaut worden. Während jener Zeit hatte man viel Land, was früher zur Weide diente, zum Kornbau angebrochen. Bei dem Continentalfrieden war einige Zeit hindurch die Getreideeinfuhr freigegeben; dies benutzten die fremden Kornhändler, und brachten so viel Getreide nach England, daß nicht nur der Marktpreis augenblicklich bedeutend fiel, sondern auch zu fürchten stand, daß auch im folgenden Jahre er sich nicht heben würde. Die Klagen der großen Landeigenthümer, die ihre Pächter und sich durch die Einfuhr einen großen Verlust erleiden sahen, drangen endlich im Parlamente durch, und die Kornbill wurde angenommen. Solche untersagt die Einfuhr ausländischen Getreides nach brittisch-irländischen Häfen zum Verbrauch im Lande, so lange der Marktpreis eines Quarter (reichlich 2 holsteinische Tonnen und fast 5 berliner Scheffel) vom Weizen nicht über 80 und des Hafers nicht über 28 Sh. geht. Der Hafer darf jetzt mit 6 Sh. Einfuhrzoll pr. Quarter eingeführt werden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß man künftig die Einfuhr des fremden Weizens gegen einen Einfuhrzoll gestatten wird, der bei irgend billigem Verkaufpreise des Weizens auf dem Continent einem Verbote gleich zu achten ist. Es ist aber dennoch für Deutschland die gestattete Einfuhr sicher eine glückliche Begebenheit, wenn sie gleich nur bei den allerniedrigsten Getreidepreisen Absatz verspricht.

Kornhandel. Auch dieser Zweig des Handels hat sich sehr erweitert, indem durch die vermehrte Bevölkerung zwar die Consumtion, aber auch die Produktion steigt, sobald man nur nicht die Vertheilung des Bodens und die höchste Benutzung desselben durch direkte und indirekte Staatsgesetze hindert. Da wo die kommerzielle Produktion an der Küste und stromaufwärts, so weit die Schiffe aus dem Meere in die Flüsse hinauf laufen können, der Menschen zu viele auf einem engen Raum, wie in Holland, zu leben zwingt, da kann auf weiten Wegen die Verproviantirung dennoch wohlfeil erfolgen, und seitdem die Kartoffeln, Bohnen u. s. w. eine Nebennährung der Menge mehr wie vormals bilden, schränkt sich bei Korntheurung der Verbrauch im Ganzen dergestalt ein, daß wir in Friedenszeiten nur in Fabrikplätzen die Möglichkeit einer eigentlichen Hungersnoth zu besorgen haben,

wider welche das Zusammentreten einiger wohlhabenden Mitbürger, wie in Elberfeld 1817 bewiesen wurde, leicht im Stande seyn wird, wahrem Mangel abzuwehren. Der Kornhandel ist der vorzüglichsten Aufmerksamkeit der Regierungen werth, und die Erkenntniß seiner Natur wird besonders in Zeiten der Hungersnoth höchst wichtig. Die große Thätigkeit, mit der jetzt in allen Reichen Europa's der Getreidebau getrieben wird, läßt zwar eine allgemeine Hungersnoth nicht befürchten; wenn auch eine oder mehrere Gegenden eine Fehlernte trifft, so wird diese durch die ergiebigen Ernten in andern Ländern wohl kompensirt werden können, wenn nur dem Kornhandel keine Hindernisse und Sperrungen in den Weg gelegt werden. Man hat ehedem in den meisten Ländern geglaubt, daß das Getreide überhaupt eine Sache wäre, deren Ausfuhre man gar nicht gestatten müßte; und es haben in verschiedenen Ländern dergleichen Verbote auch beständig Statt gefunden, weil man sie als ein sehr dienliches Mittel, die Theurung des Getreides und der Lebensmittel zu verhindern, angesehen hat. Allein, ein solches beständiges Verbot kann weder das Aufnehmen der Landwirthschaft befördern, noch ein Mittel, die Theurung zu verhindern, abgeben. Wenn gar kein Getreide ausgeführt werden darf, so kann der Landmann nicht mehr Getreide anbauen, als im Lande konsumiret wird. Natürlicher Weise will er keine vergebliche Arbeit verrichten, und eine Waare in Menge gewinnen, die er nur bis auf eine gewisse Proportion los werden kann. Er schränkt sich also mit dem Anbaue auf seine eigne Nothdurft und auf eine gewisse Quantität ein, von welcher er aus der Erfahrung weiß, daß er sie absetzen kann. Ein solches Verboth würde auch dem Kameral-Interesse der Landesherren schädlich seyn. Wenn ein solches Verboth Statt findet, so können die Pächter sowohl der Domänen- als auch der übrigen Landgüter nicht so viel Pacht geben, als sonst. Indessen können doch die Umstände der Zeit und eine anfangende Theurung das Verboth der Ausfuhre des Getreides allerdings nothwendig machen. Es muß aber niemals ohne zureichenden Grund geschehen. Ein unzeitiges Verboth der Ausfuhre vermehrt die Theurung, die man abwenden will. Die geringsten Umstände, und, so zu sagen, ein Wind, haben in den Aufschlag des Getreides einen Einfluß. Jedermann, den die Noth nicht zum Verkauf zwingt, ist ohnehin nur allzu sehr geneigt, mit seinem Getreide zurück zu halten, und einen höhern Preis abzuwarten. Die geringste Vermuthung also, daß eine Theurung entstehen kann, ist ein Beweisgrund für vermögende Landwirthe, mit dem Getreide an sich zu halten. Ein Verboth der Ausfuhre aber macht alle Landwirthe aufmerksam. Sie schließen daraus, daß Mangel vorhanden ist, und daß mithin die Theurung groß werden wird. Will man das Verboth der Ausfuhre des Getreides aus dem Lande mit zureichendem Grunde ergehen lassen, so muß man dabei folgende Umstände in Betrachtung ziehen. 1. Man muß die Anzahl der Menschen im Lande genau wissen, und in dieser Absicht sowohl die Todtenlisten, als auch die wirkliche Zählung der Menschen, zu Hülfe nehmen. Aus dieser Anzahl Menschen kann man leicht die Consumtion des Getreides im Lande bestimmen. 2. Man muß die Quantität des im Lande erzeugten Getreides in jedem Jahre, so viel möglich, in Erfahrung zu bringen suchen. Dieses geschieht, wenn man die Anzahl der kultivirten Aecker sowohl, als auch die darauf erzeugten Schocke Getreide, nach den Berichten der Unter-Obrigkeiten in gewisse General-Tabellen bringen lässet, und die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Jahres dabei in Betrachtung zieht. 3. Man muß auch den im Lande noch befindlichen Vorrath von dem Getreide des vorigen Jahres wissen. Zu diesem Ende sind Untersuchungen nöthig. Die Scheunen und Schüttböden müssen dem Commissaire ohne die geringste Weigerung und ohne alle Ausnahme geöffnet, und alle einzuhohlende Nachrichten getreulich angezeiget werden. 4. Man muß aus den Accise- und Zoll-

Registern die Quantität des ausgeführten und eingehenden Getreides wissen. 5. Endlich muß man auch beständig zuverlässige Nachrichten haben, in was für einem Preise das Getreide in den benachbarten Ländern stehe, und wie überhaupt solches daselbst gerathen ist. Wenn man von allen diesen Umständen sichere Nachrichten hat, wird man allemal im Stande seyn, mit Gründlichkeit zu beurtheilen, wann es Zeit ist, das Verboth der Ausfuhre des Getreides ergehen zu lassen. Es mögen aber die Umstände die Ausfuhre des Getreides noch so sehr wiederrathen, so ist es doch keine unumgängliche Nothwendigkeit, daß man dieselbe öffentlich verbiethen müsse. In England geschieht dieses zwar auch; denn wenn das Getreide über den gesetzten Preis steigt, so wird die Ausfuhre sogleich untersagt. Allein, man kann sich, sowohl in Nothfällen, als auch überhaupt zu allen Zeiten, der Kornauflagen als eines viel sicherern und nützlichern Hülfsmittels, die Ausfuhre des Getreides zu dirigiren, bedienen. Man lege Abgaben, Zoll oder Accise auf das Getreide, welches aus dem Lande geht. Hat man glückliche Jahre, und das Getreide im Ueberfluß und wohlfeilen Kaufes, so mindere man die Auflagen, oder schaffe solche gar ab. Das Korn wird alsdann viel eher und mit größerm Vortheile verhandelt werden.

Kornmagazine, oft auch nur das Magazin, schlechthin, Kornhaus, Kornspeicher, Provianthaus genannt, ein eigenes Gebäude, in welchem Getreide oder Korn in Menge aufbehalten wird, um einem besorglichen Mangel desselben abzuhelfen. Man nennt sie öffentliche Magazine, wenn darin zur Zeit, da das Korn wohlfeil ist, ein starker Vorrath von Korn von dem Landesherrn oder der Obrigkeit aufbehalten, um in dem Jahre des Mißwachses die Einwohner damit zu versorgen, oder es ihnen in theuren Zeiten um einen billigen Preis zu verkaufen. Sie unterscheiden sich von Kornlagern, welche vom Kaufmann des Gewinnes wegen angelegt werden, so wie von Privatmagazinen, über die zwar oft selbst die Obrigkeit, aber nicht zum allgemeinen Gebrauch, sondern nur zum Vortheil gewisser besondern Institute, als des Kriegswesens, der Bergwerke, der Manufakturen u. dgl. verfügt. Die öffentlichen Getreide-Magazine gehören unstreitig unter die Anstalten einer weisen Regierung. Denn die Theurung hat allzu nachtheilige Folgen für den Wohlstand des gemeinen Wesens, als daß sie nicht in der Vorsorge, die Unglücksfälle abzuwenden, eine vorzügliche Stelle einnehmen sollte. Sie können zwar ihren heilsamen Zweck erreichen, wo sie groß genug sind, das Land eine geraume Zeit mit Getreide zu versorgen. Allein der Errichtung und Unterhaltung solcher bedeutenden Getreide-Magazine stehen fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege: denn erstens können sie nur in sehr wohlfeilen Zeiten angelegt werden; geschieht dies in Jahren der Theurung, so würde durch sie der Preis des Getreides nur erhöht, und der Staat großen Verlusten ausgesetzt werden. Dann ist auch ihre Anlegung, die Unterhaltung der dazu erforderlichen Gebäude, und die Aufsicht über dieselben mit einem ungeheuren Kostenaufwande verbunden: dazu kommen die Verluste, welche durch Untreue der verwaltenden Beamten, so wie durch die jährliche Einbuße durch Schwand, Kornwurm, Mäusefraß, Brandschaden u. s. w. herbeigeführt werden. Unter den zahllosen Entwürfen, die in neuerer Zeit gemacht wurden, um durch Errichtung von Getreide-Magazinen das Land vor möglichem Brotmangel, und vor einem für viele Klassen der Staatsbürger unerschwinglichen Preis des Getreides zu schützen, scheint die vom Grafen von Soden zuerst auf die Bahn gebrachte und in mehreren Ländern bereits praktisch ausgeführte Idee eines Ideal-Getreide-Magazins (S. dessen Schrift: Zwei national-ökonomistische Ausführungen, 1) das idealische Getreide-Magazin, 2) die National-Hypothekenbank, Leipzig bei Barth, 1813) am meisten Aufmerksamkeit zu verdienen. Diese

Anstalt beruht auf einer einzigen, einfachen Staats-Polizei-Verordnung, welche 1. jeden Staatsbürger, der Grund-Eigenthum oder Getreide-Gefälle aus Grund-Eigenthum besitzt, verpflichtet, einen bestimmten Theil dieses seines Getreide-Einkommens für den Staat aufzubewahren oder in Bereitschaft zu halten; 2. um die Masse des aufzubewahrenden Getreides zu bestimmen, muß die Regierung das jährliche, ungefähre National-Bedürfniß kennen; 3. die Regierung theilt ein bestimmtes Quantum, z. B. die Hälfte dieses jährlichen National-Bedürfnisses, nach Beschaffenheit der Ernte, am Ende jedes Jahrs auf den ganzen Staat, nämlich auf die Grundeigenthümer und Natural-Renten-Besitzer aus; 4. diese Austheilung geschieht im zunehmenden, progressiven Verhältniß, d. h., jeder Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Besitzer, der nur sein und seiner Familie eigenes Bedürfniß erzeugt, bleibt von der Aufbewahrung ganz frei, und in dem Grade, als die Quantität des, nicht zum eigenen Bedarf erforderlichen Ertrags und Besitzes steigt, erhöht sich auch die aufzuhebende Masse; 5. die Regierung visitirt nicht die Getreide-Böden, sie enthält sich inquisitorischer Maßregeln, sie verlangt nur den, jedem Einzelnen nach jenen Grundsätzen zugetheilten Betrag und 6. diesen Betrag verlangt sie nur dann, sie verlangt ihn einzig in dem Fall, wo wirklicher Mangel eintritt, wo also z. B. dieser durch das drei- oder vierfache des, unter gewöhnlichen Verhältnissen Statt findenden Getreide-Preises sich verkündet; 7. die Regierung verlangt diesen Betrag nicht in einem andern, als dem höchsten zu beurkundenden Ausfuhr-Preise; 8. sie verlangt zwar zunächst den Natural-Vorrath, aber sie stellt dem Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Besitzer frei, den ihn treffenden Betrag um diesen, ihm von ihr zu vergütenden Preis beizuschaffen; zu dieser Beischaffung und zu nichts weiter verbindet sie ihn.

Kornmangel tritt dann ein, wenn einem Lande das zu seinem Bedarf nöthige Getreide mangelt. Fielen die Ernten immer ergiebig aus, oder könnten die schlechten Jahre durch Aufspeichung des Korns zu Zeiten des Getreideüberflusses gegen die fruchtbaren Jahre ins Gleichgewicht gebracht werden, so würde nie ein Kornmangel entstehen. Allein eine so große Magazinirung, um ein ganzes Land zu versorgen, ist wohl nicht möglich, da ein Volk von 10 Millionen jährlich 4000 Mill. Pfund Korn consumirt. Am meisten wird dem Kornmangel durch den Kornhandel (s. d. Art.) entgegengewirkt, da es wohl nicht leicht der Fall seyn wird, daß in allen Ländern Europas zu gleicher Zeit das Korn mißrathe. Seitdem der Anbau der Kartoffeln so allgemein geworden, hat sich die Menge der Lebensmittel ungemein vermehrt. Mißrathen diese aber auch, so wird eine große Noth herbeigeführt, da die Kartoffeln kein Gegenstand des Welthandels sind. Dies war im Jahre 1816 am Rhein der Fall, wo die anhaltende Nässe die Kornsammt der Kartoffelnernte zerstörte. Um einer allgemeinen Noth in solchen Jahren, wie die von 1816 und 1817, vorzubeugen, haben sich Kornvereine gebildet (s. d. Art.).

Kornvereine. Diese Anstalten gingen in unserer Zeit ohne Mitwirkung der Regierung aus dem Bürgerstande hervor; ein schöner Beweis, wie Gefühl für Menschenwohl und Humanität sich immer mehr verbreiten. Elberfeld, in dessen Mauern schon so manches Gute gepflanzt wurde, keimte und blühte, gab in Deutschland zuerst das Beispiel zur Errichtung von Kornvereinen, und vorzugsweise entwarf der Plan zu ihnen der Banquier Aders, ein Mann, der durch seine vielfältigen Bemühungen, der vaterländischen Industrie einen weiten Wirkungskreis zu geben, und die zerstreuten Kräfte zu einem, man könnte sagen, weltumfassenden Zweck zu vereinen, den vollen Dank seines Vaterlandes sich verdient hat. Die Idee derselben wurde zwar zum Theil durch die Brodnoth, mit der die J. 1816—17 drohten,

veranlaßt; aber mit einer Weisheit aufgegriffen, und mit einer Vorsicht und festen Thätigkeit in Wirklichkeit gesetzt, die musterhaft bleiben werden. 153 Bürger traten zu einem Kornvereine (Kornhansa) in Verbindung; an ihrer Spitze stand Aders, und schossen ein Capital von 74.000 Thlr. zusammen; sie trieben damit einen Handel, worin sie 455.416 in Umlauf brachten. Die Kornhansa kaufte ihr Korn auf entlegenen Märkten, auf welchen eine Menge vorhanden war, und demnach in niedrigern Preisen stand. Ihre Einkäufe machte sie zu Amsterdam und an der Ostsee. Hierdurch hatten sie es in ihrer Gewalt, die Kornpreise wöchentlich für ihr Kaufhaus zu bestimmen und dem Wucher zu steuern, indem sie die andern Getreidehändler zwangen, ihre Preise nach dem der Hansa zu stellen. 15 Schöffen besorgten die Geschäfte; es wurde eine Münze geprägt, auf der die Worte standen: Elberfelder Kornverein, und auf der andern Seite: Kauft in der Zeit, so habt ihr in der Noth. Die Münze galt 5 Stüber; wöchentlich wurde eine bestimmte Anzahl derselben an Bürger, welche zu dieser Wohlthat geeignet, und in einer Liste verzeichnet waren, ausgetheilt. Das Brod hatte nun die nemliche Taxe mit dem in andern Städten; doch jeder Bürger, der eines hohlte, bekam es 5 Stüber billiger, weil er für so viel dem Becker die Münze anrechnete. Der Becker hohlte sich aus dem Kornmagazine für den bestimmten Preis sein Getreide, und erhielt ein Malter Korn, wenn er 50 solcher Münzen, die ihm zu 4 Thlr. 10 Stüber berechnet wurden, überbrachte. Auf diese Weise wurde jedem anderweitigen Verkauf des Korns außer Elberfeld vorgebeugt, indem nur ein elberfelder Bürger so wohlfeil Brod vom Becker, und nur ein elberfelder Becker so wohlfeil Getreide aus dem Vorrathe erhielt. Die Kornhansa, welche immer die günstigsten Zeitpunkte für ihre Einkäufe ergriff, gewannen durch ihre Spekulation ein Capital von 10.000 Thlr., und erwarb sich das schönste Verdienst, womit je ein Mensch sein Leben zieren kann, wohlzuthun, dabei zeichnete die elberfelder Kornhansa eine edle Uneigennützigkeit auch in der Folge aus; von ihrem Gewinne erbaute sie ein allgemeines Krankenhaus. Der König ehrte diesen Bürgersinn, und gab zur Errichtung des Krankenhauses 1000 Thlr. Nach dem Muster der elberfelder Kornhansa traten auch in Frankfurt 409 Bürger zusammen, und bildeten einen Fond von 128.305 Gulden. Da sie aber ein für allemal einen Brodpreis festsetzten, 26 Kreutzer für 6 Pf., und es zu allen Zeiten dem Bedrängten hierfür überließen, und weil sie ihr Getreide nicht von den weit entlegenen, aber wohlfeilern Märkten bezogen, so verloren sie bei 70.000 Gulden an ihrem Capitale.

Körper, eine Figur nach geometrischem Ausdruck, die sich nach allen Seiten, d. h. nach Länge, Breite und Dicke, ausdehnt. Einen Körper kann man sich durch die Bewegung einer Fläche, so wie diese durch die Bewegung einer Linie und diese durch die Bewegung eines Punktes gebildet denken. — Körper sind gleich, wenn sie in ihre körperlichen Räume passen; sie sind ähnlich, wenn sie gleiche Winkel haben, und die Linien ihrer Oberflächen in Verhältniß stehen; z. B. alle Würfel, alle Kugeln u. dgl. sind einander ähnlich. Reguläre oder platonische Körper sind solche, deren Seiten und Winkel gleich sind. Es giebt deren fünf: Tetraëdron, von 4 gleichseitigen Dreiecken, Hexaëdron, von 6 Quadraten, Oktaëdron, von 8 gleichseitigen Dreiecken, Dodekaëdron, von 12 Fünfecken, Ikosaëdron, von 20 gleichseitigen Dreiecken, begrenzt. Man unterscheidet außerdem noch prismatische, pyramidalische, kegelförmige, kugelförmige Körper.

Kortum (C. A.), Doktor der Arzneikunst und Hofrath, geb. 1745, starb zu Bochum in der Grafschaft Mark 1824, hochverdient um seine Landsleute als gelehrter wie als praktischer Arzt. Am berühmtesten ist er jedoch durch sein satirisch-komisches Gedicht: Jobsiade oder Leben und Thaten des Kandidaten Hieronymus Jobs, in Knittelversen mit Holzsch. Hamm 1824, 3. Aufl.

Man kann dieses Heldengedicht in seiner Art wohl klassisch nennen; allen Erfordernissen an einen burlesken Roman in Versen ist darin Genüge geleistet, und es läßt sich fragen, ob in dieser Linie der Poesie etwas Aehnlich-Treffliches aufzufinden ist. Kortum weiß den wahren Volkston zu treffen, er ist der ausgebildete Hans Sachs unserer Zeit. Seine Sprache ist fließend und seine Erzählung ineinandergreifend; die Späße sind witzig, treffend, Vieles ist lokalisirt. Gemüth ist das Vorherrschende seines Charakters, und mit der liebenswürdigsten Natürlichkeit und Einfalt erzählt er die unterhaltendsten Dinge.

Korybanten, s. Cureten.

Kos, jetzt Stanchio kleine, aber anmuthige Insel Griechenlands, das Vaterland des Hippokrates und Apelles. Aesculap hatte hier einen berühmten Tempel. Im Alterthume war Kos noch durch seine feine Gewänder und seinen herrlichen Wein bekannt.

Kosaken (vom tartarischen Worte Kosak, d. i. Landstreicher, nachher leicht bewaffneter, und zu Streifereien brauchbarer Krieger), eine aus altrussischem Geblüt, durch Vermischung mit Tartaren, Kalmucken und Zigeunern entstandene Völkerschaft, die durch Sprache und Religion ihre Abkunft verräth; die im Grunde russische Sprache ist in Kriegssachen mit türkischen und im Kanzleistyl mit polnischen Wörtern vermischt. Sie sind von schönem Körperbau, entschlossene, aber räuberische Soldaten. Sie wohnen in kleinen Häusern, die zu 100 oder 200 eine Stanitze ausmachen, treiben Viehzucht, Pferde-, Schaf- und Bienenzucht, lieben Garten- und Weinbau und häusliche Gewerbe. Die malorossikischen (d. i. kleinrussischen) Kosaken entstanden wahrscheinlich im 14. Jahrh., als Kriege und Eroberungen der Polen die Einwohner einiger russischen Landschaften bewogen, in den Gegenden des Dnepr Sicherheit zu suchen, zu deren Erhaltung sie eine ganz militärische Einrichtung unter sich einführten. Sie breiteten sich nach und nach bis an den Bug und Dnestr aus, legten Städte und Dörfer an, und streiften gegen die Türken und Tartaren. Polen bediente sich daher derselben als einer Vormauer gegen jene Völker; König Stephan Bathori errichtete 1566 bei ihnen 6 Regimenter, jedes von 1000 Mann, und gab ihnen einen Oberbefehlshaber mit Namen Ataman oder Hetman (von Het, Haupt). Als König Sigmund III. ihre Freiheit schmälerte, ihnen die Streifereien gegen die Türken und Tartaren verbot, um nicht in Krieg mit diesen Völkern verwickelt zu werden, und die katholische Religion unter ihnen einführen wollte, so entstand ein langwieriger Krieg, der die Kosaken bewog, sich unter russische Herrschaft zu begeben. Sie blieben Rußland bis 1708 getreu, als ihr Ataman Mazeppa zu dem schwedischen König Carl XII. überging. Ungeachtet nicht das ganze Volk an seinem Abfall Theil genommen, so behandelte sie doch der Kaiser Peter I. sehr streng. Die Stelle eines Ataman blieb mehrere Jahre unbesetzt. — Die Kosaken haben keinen Adel unter sich; alle sind gleich, und können, ohne sich herabzulassen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgesetzten werden aus ihrer Mitte gewählt, und nur die Oberbefehlshaber von der Regierung bestätigt, die auch nur mit Genehmigung derselben wieder abgesetzt werden können. Die Befehlshaber stehen im Solde der Krone, die gemeinen Kosaken aber nur, so lange sie in Dienst sind. Stets auf eigne Kosten bekleidet, beritten und bewaffnet, dienen sie vom 18. bis zum 50. Jahre. Ihre Regimenter (Pulks) sind nach Verhältniß der Größe des Kreises 500—3000 Mann stark, und werden von einem Obersten (Ataman) befehligt, welchen Titel auch der Oberbefehlshaber sämmtlicher Corps führt. Die Offiziere bis zum Obersten (die Offiziere einiger Regimenter ausgenommen, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben) sind ohne Rang und können daher auch Unteroffizieren der regulären Armee untergeordnet werden. Jeder Kosak hat sein eigenes Dienstpferd, und kleidet sich polnisch

oder orientalisch, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsstücke ganz seiner Willkür überlassen ist. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze; nebenbei führen sie Säbel, Flinte oder Pistolen, auch wohl nur Pfeil und Bogen. Die meistens mit bunten Fähnchen geschmückte Lanze wird im Reiten mittelst eines Riemens auf dem Fuß am Arm oder Sattelknopf hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Köcher über der Achsel. Auch der aus Leder dick geflochtene Kantschu dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde. Weniger geschickt zu eigentlichen taktischen und regelmäßigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Bagage, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Corps. Ihre Pferde sind klein, aber dauerhaft, gut zugeritten und so schnell, daß sie, da sie nicht in geschloßnen Haufen reiten, und wenig Gepäck führen, ohne sonderliche Beschwerde mehrere Tage nach einander 12—15 Meilen täglich zurück legen können. Jeder Pulk hat 2 oder mehrere seidene und größtentheils mit Heiligenbildern gezierte Fahnen. Die Volksmenge der Kosaken in Rußland beträgt an 800.000 Mann von 18—50 Jahren, wovon 85.000 Mann in kaiserlichen Militairdiensten stehen. Die Hauptzweige sind die donischen und Schwarzmeerkosaken. Die donischen Kosaken besitzen ein eignes Gebiet am Don, mit einem Flächenraum von 3857 Q.-M., der weite Steppen, aber auch viel fruchtbares Land und gute Viehweiden einschließet. Die Bewohner, 1796: 318.829, wohnen in 8 Kreisstädten, 113 Stanitzen und 1139 Chutoren, genießen ihre Ländereien statt des Soldes, und sind in Hinsicht des Militärdienstes unter 80 Regimenter, jedes von 500 Mann, zu Pferde vertheilt. Sie haben bereits eine treffliche reitende Artillerie, und tirailliren auch schon zu Fuß. Sie stehen unter einem Oberhaupte, Woiskowoi Ataman genannt, dessen Würzeichen eine roth überzogene Standarte und einen Commandostab (Bulawa) sind, die ihm beständig nachgetragen werden, und im Gefecht, wie im Lager ihn bezeichnen. Zur Beschützung der Gränzen und zugleich als Colonisten wurden viele donische Kosaken versetzt, und so entstanden folgende Stämme derselben; 1) die grebenskischen (von dem mit einem Kamm, Greben, verglichenen Gebirge, der höchsten Spitze des Caucasus, wo sie wohnen, genannt) zugleich mit den semenischen und terekschen von der Mündung des Terek bis Mosdok am Flusse hinauf, im Gouv. Caucasien. Sie haben ihren eigenen Ataman, fechten zu Fuß und werden für die tapfersten unter allen Kosaken gehalten. 2) Die uralschen, bis 1774 jaikischen Kosaken im Gouv. Astrachan, am Ural, von der Mündung des Ilek bis an das caspische Meer. Sie zahlen für die Freiheit der Fischerei im Ural, des Branntweinbrennens und des Salzes aus dem Grasnoe-Inderskischen Salzsee 10.138 Rubel. Das Heer beträgt an 30.000 männliche Köpfe. 3) Die orenburgischen Kosaken in der Baschkirei, 20.000 berittene Mann, von denen 16.000 Kriegsdienste thun. 4) Die bugischen Kosaken wurden 1769 von der Pforte aus Wlachen und Moldauern geworben, gingen aber zu den Russen über, und erhielten 1803 eine ähnliche Verfassung mit den donischen Kosaken. Sie zählen 6383 männliche Köpfe, haben ihren Ataman, und sind in 3 Regimenter getheilt. Im Dienste erhalten sie Sold und Rationen. 5) Die wolgaischen und astrachanschen Kosaken wurden 1734 für unabhängig von den donischen erklärt, und bekamen einen eigenen Ataman; 6600 Mann, an der Wolga in Stanitzen, halten in Astrachan die Linien besetzt. 6) Die tungusischen und bratzkischen Kosaken in Tomsk und Irkuzk, 5255 Mann. 7) Die Derbeten 1798: 4900 Kibitken stark. 8) Die tschuajewschen Kosaken von der Stadt Tschuajew in der schirogenischen Steppe und am niedlichen Donath, 7646 M., die 1 Regiment von 10 Escadrons bilden. Die tschernomorskischen Kosaken oder Kosaken vom schwarzen Meer, ein Ueberrest der Saporoger (d. i. Wasserfälle), bei den Polen Haidamaken genannt, die auf den Dnprinseln jenseit der Wasserfälle sich aufhielten. Sie pflanzten sich mehr durch Kinderraub, als durch Hei-

rathen fort, und wer sich verheirathete, durfte nicht in der Setscha oder Residenz des Hetman wohnen, und hatte keine Stimme in ihren Berathschlagungen. Schon 1755 ward ihnen von Rußland ein ansehnlicher Theil ihres Landes genommen, und da sie in der Folge an Pugatschews Empörung Theil nahmen, so ward ein Theil an Oesterreich überlassen, und der übrige zog zu den Tartaren. 1775 erhielten sie die Erlaubniß zurückzukehren, und bekamen den Namen Tschernomorzii und ihre Wohnsitze in den westlichen Theilen der kubanischen Steppe, nördlich vom Don, westlich vom asowschen Meer, südlich vom Kubaufluß, östlich vom Menythschfluß. Sie stehen unter einem eigenen Administrationstribunal, haben ihre eigenen Koschewoi und Starschinen, und machen 60.000 Mann aus. Ihr Hauptort ist Jekaterinoslaw. Ihre innerliche, bürgerliche und ökonomische Verwaltung ist der Woiwodenkanzlei übertragen, die unter dem Vorsitz des Ataman aus 2 beständigen und 2 alle 3 Jahre zu erneuernden, sämmtlich aber von dem Corps aus seiner Mitte erwählten Beisitzern verwaltet wurde.

Koszinszko (Thaddeus), einer der berühmtesten Männer der neuesten Zeit, groß als Mensch, als Feldherr und als Gesetzgeber, vor Allem aber gefeiert wegen seines edlen Patriotismus und seiner untadeligen Gerechtigkeit, war der Sohn eines altadeligen Gutbesitzers in der Woiwodschaft Brzersk in Litthauen und geboren 1756 (oder 1757 ?). Sein Vater, schlicht und recht, lebte von dem Ertrag seines Eigenthums, erzog seinen Sohn in strenger Einfachheit und entwickelte auf solche Weise den Keim der schlummernde Größe. Als er ihn in die Cadettenschule nach Warschau brachte, trat der Jüngling in diese Schule der Kriegswissenschaften nicht als ein verwöhnter Junker, der den Degen als ein Privilegium der Ungebundenheit betrachtet, sondern als ein an Geist und Körper unverdorbener Sohn der Natur. Der regsame Geist, die edle Begeisterung seines reichen Gemüthes, die Regelmäßigkeit seines ganzen Wesens, sein anhaltender Fleiß, sein pünktlicher Gehorsam, verbunden mit edler Freimüthigkeit, sein Jugendfeuer, gepaart mit liebenswürdiger Bescheidenheit, erwarben ihm die Liebe und das Zutrauen seiner Lehrer in gleich hohem Maße als ein vorherrschendes Ansehen bei seinen Mitschülern und Achtung bei Allen, die ihn kannten. Der würdige Vorsteher der Anstalt, Fürst Czartoriosky, erkannte und schätzte den Werth des jungen Koszinszko und erzog in demselben eine Zierde seines Vaterlandes. Um die Talente seines Lieblings auszubilden, schickte der Fürst ihn nach beendigter Schulzeit ins Ausland. Hier, in Frankreich, sammelte er reiche Schätze des Wissens, besonders in der Kriegskunst und veredelte seinen Geschmack durch das Studium der bildenden Künste. Bei seiner Rückkehr erhielt er eine Hauptmannsstelle. Wohl ahnete er nicht, daß er sein Vaterland auch mehr als einmal werde verlassen müssen; und doch geschah es bald. Die Liebe, welche Manchen in den Himmel erhoben, Andere in den Abgrund des Verderbens gestoßen hat, versuchte auch an ihm ihre Gewalt; doch er wandelte auf Dornen, die sie ihm streute, den Weg zur Unsterblichkeit. Der schöne Koszinszko lernte die Tochter Sosnowsky, des Marschalls von Lithauen, kennen, er liebte sie, aber ein höheres Geschick griff gewaltig in seine Hoffnungen ein; er mußte Polen verlassen und begab sich zum zweitenmal nach Frankreich, wo man ihn im Militärdienste gern aufnahm. Fest entschlossen, seine Liebe nie zu verleugnen, kehrte er in sich, beschäftigte sich ausschließlich mit seinem Beruf und seinen Studien; Mathematik und Geschichte wurden seine beiden unzertrennlichen Freundinnen. Begleitet von dem Schutze beider, reihete er sich in die Zahl derjenigen, welche von Frankreich auszogen, um in dem Norden von Amerika für die junge Freiheit jener Provinzen zu fechten. Er, damals Major, war es werth, unter Washington zu fechten. Dieser große Feldherr und Patriot wählte den edeln Polen nicht nur zu seinem Adjutanten, er machte ihn zu seinem Freunde und hatte diese

Wahl nie zu bereuen, denn überall stand ihm derselbe als ein tüchtiger, zuverläßiger und rechtschaffener Mann zur Seite. Als solcher war er auch im ganzen Heere bekannt, alle fremde Offiziere im Dienste des Freistaats liebten ihn mit den einheimischen, und Franklin schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Tapferkeit und Einsicht zeigte er überall, am meisten aber bei der Belagerung von Stinety-Six. Es war nur eine Stimme über ihn, die der Hochachtung. Darum lohnten ihn die freien Amerikaner nach Beendigung des Krieges mit dem Stern des Cincinnatus-Ordens (nur Lafayette erhielt außer ihm denselben) und Segen und Dank des Volkes begleitete den edeln Mann nach Europa. Der König Stanislaus ernannte ihn nach seiner Ankunft in Polen zum Generalmajor mit einem Jahrgehalte. Ein bloßer Titel sollte diese Ernennung nicht bleiben; das Vaterland rief ihn bald zur Vertheidigung des heimatlichen Heeres. Polen befand sich damals in einer gezwängten Lage. Von Preußen veranlaßt, nahm es am 3. Mai 1791 eine neue Constitution an, welche dem Reiche Sicherheit und den Bürgern ihre Rechte geben sollte. Koszziuszko war für dieselbe begeistert; aber seinem tiefschauenden Blick war die Eifersucht Rußlands nicht verborgen geblieben, und er benutzte all seine reiche Erfahrung, um zu bessern und zu sichern. Er führte in der Armee eine strengere Kriegszucht und eine zweckmäßigere Waffenübung ein, jedoch nur mit Mühe besiegte er die ihm entgegentretenden alten Vorurtheile. Der Krieg mit Rußland brach aus; 100.000 Russen brachen im Mai 1792 in Polen ein; nur 50.000 Streiter konnte ihnen der König Stanislaus entgegenstellen. Den Oberbefehl über das Nationalheer führte, neben Poniatowsky und Wielforsky, Koszziuszko. Nach verschiedenen kleineren Gefechten schlug er am 18. Juni bei Zieleneck den Feind, aber noch glänzender zeigte er sein Feldherrntalent bei Dubienka. Hier an dem Bug hielt er den rechten Flügel des Heeres, welches unter dem Oberbefehl Zabiello's den Fluß gegen den Uebergang der Russen vertheidigen sollte. Poniatowsky befehligte das Mitteltreffen bei Ozalin und Wielforsky den linken Flügel bei Brzesz. Mit 4000 Mann und 8 Feldstücken stand Koszziuszko bei Dubienka. Er hatte den ganzen Tag und die Nacht des 16. Juli dazu verwendet, den Platz mit zweckmäßigen Schanzen zu versehen. Am 17. sah er sich von 18.000 Russen mit 45 Kanonen angegriffen. Sie durchschritten den seichten Fluß, und stürmten dreimal auf die Stellung der Polen. Sie wurden dreimal abgeschlagen und verloren über 4000 Todte. Erst als die überlegene Macht sich ihm in die Flanke und den Rücken schwenkte, zog er sich von dem rühmlich vertheidigten Posten in schöner Ordnung zurück und der nachfolgende Feind konnte es nicht gewinnen, daß er ihm namenswerthen Verlust zufügte. Mit Recht nannte Europa von jetzt an den Namen Koszziuszko's unter den ausgezeichneten Feldherren. Die Beendigung der Feindseligkeiten setzte zwar seinen Thaten, aber nicht seiner Vaterlandsliebe ein Ziel. Unwillig rief er, als er Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstande erhielt, aus: „Laß mich, o Gott, nur noch einmal mein Schwert für das Vaterland ziehen!“ Mit blutendem Herzen sah er in dem Frieden 1794 die Schmach seines Vaterlandes, schlug alle Anträge von Seiten Rußlands mit Würde aus, selbst durch die glänzendsten Anerbietungen ließ er sich nicht gewinnen, in russische Kriegsdienste zu treten, sagte seinem Vaterlande Lebewohl, und begab sich nach Leipzig. Er fand hier eine freundliche Aufnahme und lebte, die Gestaltung der Dinge in seinem Vaterlande aus der Ferne beobachtend, in ungestörter Ruhe. Doch sein Geist blieb in angestrengter Thätigkeit. Polen seufzte in einem kläglichen Zustande unter fremdem Einfluß und Machtgebot. Der König war nichts. Der Eine, auf welchen die patriotisch gesinnten Polen ihr Augenmerk und ihre Hoffnung richteten, war Koszziuszko. Er sollte des Vaterlandes Schicksal bessern helfen. Während des Winters 1793—94 durchreisete er Polen, prüfte das Volk,

ob es zu großen Unternehmungen tüchtig sey, theilte seinen Plan den bewährtesten Männern mit. Man versicherte sich der Treue der Regimenter und bestimmte Krakau zum Sammelplatz der Vaterlandsvertheidiger. Noch war der Plan zur Ausführung nicht reif, als Madalinsky, der Befehlshaber einer Reiterbrigade, das Zeichen zum Aufstande gab. Seine 3000 Mann schwuren den Eid der Freiheit und schlugen sich nach Krakau durch. Durch diesen und einige andere voreiligen Schritte gezwungen, eilte Koszziusko zur Ausführung. Am 23. März (1794) bemächtigte er sich der Stadt Krakau, ließ hier am folgenden Tage die Constitution von 1791 beschwören und foderte in einem körnigen Aufruf die polnische Nation zur Vertheidigung ihrer geheiligten Rechte auf. In diesem Aufruf, in welchem heftige Erbitterung gegen Preußen und Rußland sich aussprach, und die deßwegen als unklug getadelt worden ist, sprach er also: „Es ist nicht meine Absicht, eine jakobinische Regierung einzuführen, vielmehr will ich die Nation von fremder Bedrückung befreien und die Verfassung vom 3. Mai 1791 herstellen. Alle junge Männer von 18—27 Jahren sollen zu den Waffen greifen — ja fünf Rauchfänge sollen einen Mann ausrüsten — man rechnet auf patriotische Beiträge." Alle öffentliche Kassen und alles Silbergeräthe der Kirchen ließ er sich ausliefern, fand aber in den erstern nur 6000 polnische Gulden (1000 Rthlr.). Zur Aufrechthaltung der Ordnung errichtete er ein Tribunal von 14 Richtern, welches nach rechtlichem Verfahren die Widersetzlichkeit gegen die Verfassung bestrafen sollte. Die erste Nachricht von Koszziuszko Unternehmen in Krakau begeisterte ganz Polen, die Soldaten rissen allerwärts aus und eilten zu dem Retter; die Edelleute traten zusammen und stellten sich auf die Seite des Freiheitsverfechters, und bald sah dieser 27.000 Reiter um sich. Als nun die Preußen in Polen einrückten und der General Igielström einen großen Theil seiner Streitkräfte von Warschau aus gegen Koszziuszko sandte, zog dieser den 12.000 Russen unter Denisow und Termansow entgegen und schlug sie mit 4000 Bewaffneten Bauern und Soldaten am 4. April dergestalt bei Ractawicz, daß das Schlachtfeld mit erschlagenen Russen bedeckt und 11 Kanonen die Beute der Sieger war. Bald auch brach der Aufstand in der Hauptstadt aus, am 16.—17. April wurde die 8000 Mann starke russische Besatzung von Warschau überwältigt, theils getödtet, theils gefangen, und mit Wuth und Erbitterung auch die versteckten Russen verfolgt und die verdächtigen Polen mißhandelt. Warschau war ein trauriger Schauplatz der furchbarsten Rache der Soldaten und des Pöbels, Anarchie und Verwüstung herrschten; da erschien Koszziuszko (am 18. April) und steuerte der Wildheit. In der Nacht vom 18.—19. ließ er die Akte der krakauer Föderation unterzeichnen und das Volk lieferte ihm die Waffen aus. Auch in Lithauen und Volhynien that der Edle der Volkswuth Einhalt, wiewohl es ihm nicht ganz gelang, da heimliche Feinde ihm entgegen arbeiteten. Auf seinen Vorschlag wurde (am 28. Mai) ein Nationalrath errichtet nach dem Muster des nordamerikanischen Congresses und Ordnung, Sicherheit und Gerechtigkeit kehrten in das bewegte Land zurück. Diesem Wirken Koszziuszko's sah die Kaiserin Catharina von Petersburg aus nicht müßig zu; sie rüstete ein mächtiges Heer. Um diesem drohenden Wetter zu begegnen, ordnete Koszziuszko die Befestigung Warschaus. Alles arbeitete, selbst Frauen und Jungfrauen. Er selbst aber, der Held, zog gegen die Russen aus, und nahm auf der Höhe von Palanieck seine Stellung. Da war kein Haus, keine Hütte, kein Baum, kein Strauch; nur der Feldherr hatte ein Zelt; Alles lagerte unter freiem Himmel. Von hier aus sandte der Oberfeldherr den General Grochowsky den Russen unerwartet in den Rücken; sie brachen eilends auf und zogen nach Südpreußen. Bald darauf stellten sie sich abermals bei Zarewyo nördlich von Krakau und wurden geschlagen von Koszziuszko, 5. Juni. Als sich am folgenden Tage das Treffen erneuerte, die

Russen bedeutende Verstärkung durch Preußen ins Gefecht führten und die Polen nicht hinlänglich mit Geschütz versehen waren, so mußte er sich, zumal da seine Unterbefehlshaber ihre Schuldigkeit nicht thaten, trotz der Tapferkeit seiner Leute mit Verlust nach der Weichsel zurückziehen. Die Eroberung von Krakau durch die Preußen, welche hierauf erfolgte, erbitterte das Volk, und nur durch ernste Strenge brachte Koszjuszko die Aufrührer in Warschau zur Ordnung zurück. Bald darauf erschienen die Vereinigten vor der Stadt mit 60.000 Mann. Vergebens beschossen sie dieselbe, die Preußen wurden am 16. und 20. August geschlagen und zogen sich mit den Russen, von den Polen lebhaft verfolgt, zurück. Durch den Abzug der Feinde ermuthigt, that das Volk mit letzter Anstrengung Alles, selbst die Juden errichteten einen Pulk Reiter. Und Anstrengung that Noth; im September brachen die Russen unter Suwarow ein und trieben die Polen vor sich her. Auf die Nachricht von der Zerstreuung der gegen sie aufgestellten Streitkräfte sammelte Koszjuszko 20.000 Mann um sich und entflammte sie durch schwere Worte zur Todesverachtung. Laut schwur ihm das Heer „zu siegen oder zu sterben!" und zog mit ihm aus zum letzten Kampf fürs Vaterland. Vergebens suchte Koszjuszko die Vereinigung der russischen Heere zu verhindern. Zu Suwarow stieß mit 12.000 Mann der General Fersen und griff ihn am 10. Oktober bei Macziewicz an. Dreimal warf Koszjuszko die Sturmcolonnen Suwarows zurück, dreimal siegte sein Fußvolk mit dem Bajonet, doch verlassen von den leichten Reitern konnte es den feindlichen Geschützen nicht widerstehen, wurde durchbrochen und wich. Hinter den fliehenden Reitern drein jagte Koszjuszko mit verhängtem Zügel, um sie einzuholen, um zu wenden und nochmals gegen den Feind zu führen. Von Kosaken verfolgt, verfehlt er des rechten Weges, stürzt, über einen Graben setzend, und fällt, von einer Klinge in dem Nacken schwer verwundet, mit den Worten: „Finis Poloniae!" zur Erde. Die Kosaken fielen über ihn her und plünderten ihn. Schon halb entkleidet lag er da, als einer derselben, welcher ihm die Ringe von den Fingern zog, bemerkte, daß er bei dem dritten (es war eine Antike von bedeutendem Werthe) den Finger krümmte, um ihn zu behalten. Der Kosak sah ihn aufmerksam an. „Bist du Koszjuszko?" fragte er hastig. „Ich bin es!" versetzte jener, — „Wasser! Wasser!" — Der Kosak reichte ihm seine Feldflasche, kleidete ihn wieder und trug ihn mit Hülfe seiner Kameraden auf einigen Lanzen nach einem benachbarten Schlosse. Einen ganzen Tag und eine Nacht lag der Verwundete hier in bewußtlosem Zustande. Als er aus demselben erwachte, fand er seinen Adjutanten, den Major Fischer und seinen Freund Niemcewicz bei sich. Die Verwendung der Besatzung von Praga und Warschau um ihretwillen fruchtete wenig. Nach der Eroberung des Landes wurde er mit seinen Unglücksgefährten nach Petersburg gebracht und schonunglos in hartem Gefängniß gehalten. Erst nach dem Tode Catharinens II., 9. Nov. 1796, die den Heldenmuth dieser Männer nicht zu schätzen wußte, gab ihm Paul, der Sohn und Nachfolger derselben, seine Freiheit wieder. Nur die Bedingung schrieb er ihm vor, nicht mehr gegen Rußland zu fechten; und diese hat Koszjuszko treulich gehalten. Um ihn für das erlittene Ungemach zu entschädigen, schenkte ihm der Kaiser 1500 Bauern und eine Pension von 6000 Rubel. Ungeachtet der besondern Auszeichnung des Monarchen konnte er sich nicht entschließen, in einem Lande zu bleiben, dessen Namen ihn zu oft an den Fall seines unglücklichen Vaterlandes erinnerte. Er verließ Rußland und begab sich, um nach Amerika zu reisen, 1797 nach England. Von hier aus sandte er dem Kaiser Paul 12.000 Rubel Reisegeld zurück, mit einer Protestation gegen die verliehene Pension von 6000 Rubel. In Nordamerika, seinem zweiten Vaterlande, nahm man ihn mit Freuden auf. Liebe und Hochach-

tung fand er überall. Doch nur ein Jahr verweilte er hier, dann schiffte er sich nach Frankreich ein und lebte anfangs in Paris und später auf einem bei Fontainebleau gelegenen Landgute. In der Hauptstadt drängten sich Männer von allen Partheien um den Mann, der Europa in Bewunderung gesetzt hatte. Die polnische Legion in französischen Diensten überreichte ihm hier den Degen des Königs Johann Sobiesky, den sie im italienischen Feldzuge aufgefunden hatte. Auf seinen Lorbeeren nicht — denn die hatten ihm ein feindliches Schicksal entrissen — aber auf seinen Thaten ruhete er von den Mühen eines ruhmvollen Lebens, unangefochten von den politischen Umwälzungen jener Zeit. Erst als 1806 und 1809 neue Hoffnungen für Polen zu erwachen schienen, da wollte ihn das Schicksal wieder in das geräuschvolle Leben zurückführen. Vergebens aber versuchte, nach dem Willen Napoleons, Dombrowsky seine Beredsamkeit an der unwandelbaren Treue seines Landsmannes. „Wenn der Kaiser Polen in seine alten Grenzen hergestellt haben wird, dann werde ich an dem Schicksal desselben Theil nehmen," antwortete er, ohne sich durch die glänzenden Vorspiegelungen täuschen zu lassen. Napoleon hatte diese Willensfestigkeit nicht erwartet, noch weniger solcher Antwort; er wollte Koszíuszko's Ansehen in Polen benutzen, um das Land zu insurgiren. Darum wurde der intriquante Fouché abgesandt, mit dem Auftrage, im Widersetzungsfall selbst mit Gewalt zu drohen. Die Ueberredung verfehlte ihren Zweck und als Fouché die Drohung hinzufügte, Gensd'armen zu gebrauchen, antwortete Koszíuszko kalt: „Gut, gut! Thun sie das. Ich werde es dann den Polen sagen, daß man mich gezwungen hat." Man ließ den Ehrenmann in Ruhe und begnügte sich durch den Moniteur einen in seinem Namen verfertigten Aufruf an die polnische Nation bekannt zu machen. Die Errichtung des Großherzogthums Polen durch den Frieden von Tilsit war eine kleine Entschädigung, welche Napoleon dem polnischen Patrioten für die ertheilten glänzenden Versprechungen gab. Sie konnte Koszíuszko nicht genügen und ging mit dem Jahre 1812—13 verloren. Als nun 1814 die Verbündeten in Paris einzogen, lebte Koszíuszko fern von aller politischen Beziehung bei Fontainebleau. Hier, auf seinem Gute, gab ihm der Kaiser Alexander einen schönen Beweis von Achtung, indem er ihm eine Ehrenwache sandte; ein edler Lohn aus der Hand von Catharinens Enkel für den sechszigjährigen Patrioten. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs **XVIII.** in Frankreich verließ er dieses Land und schlug seinen Wohnsitz in Solothurn auf. Die neuauflebende Nationalität Polens durch das auf dem Wiener Congreß creirte Königreich begrüßte der alte Verfechter der Freiheit seines Vaterlandes durch einen schönen Akt. Durch eine im April 1817 ausgestellte Urkunde gab er allen seinen Leibeigenen in Polen die Freiheit. Nicht lange konnte er sich des Segens erfreuen, den ihm die dankbaren Herzen der Seinen aus der Entfernung zusendeten. Als er im Herbst desselben Jahres auf einem Ritt in die Gegend von Vevai kam, that sein Pferd einen Fehltritt und ehe er seiner oder des Thieres Meister werden konnte, stürzte dasselbe mit ihm einen gähen Abhang hinab. Die schleunig herbeigerufene Hülfe konnte, sammt aller Anstrengung der Aerzte den durch eine starke Quetschung verursachten Schaden nicht heilen und die Natur vermochte nicht die zur Genesung nöthige Jugendkraft herbeizuführen. So sah der Held mit würdiger Ruhe der letzten Stunde entgegen, wie er ihr im Schlachtgewühl so oft furchtlos entgegen gegangen war. In dem Bewußtseyn eines ruhmvollen und fleckenlosen Lebens sah er den Todesengel winken und folgte ihm getrost am 15. Oktober 1817. So starb Koszíuszko, von den Bessern aller Völker und Sprachen betrauert. Einfach und würdig war die Bestattung seiner Leiche. Sechs Greise trugen den Sarg zur Gruft. Die Freunde des Verewigten in Warschau hielten daselbst

am 14. November desselben Jahres eine ehrenvolle Todesfeier des Helden. Der Dichter Niemcewicz hielt dabei seinem Freunde eine rührende Leichenrede. Die Stadt Krakau wünschte die Ueberreste des Edeln in ihren Mauern zu besitzen und erhielt nicht allein die Erlaubniß des Kaisers Alexander; der Monarch schickte selbst den Fürsten Jablonsky nach der Schweiz und ließ auf seine Kosten Kosziuszko's Leiche nach Krakau bringen. Hier ruht der Edle. Er war ein edler Mensch, ein großer Mann, ausgezeichnet als Gesetzgeber und als Feldherr, ein Stern der ersten Größe. Die Mit= und Nachwelt wird ewig seinen Namen feiern.

Kosegarten (Ludw. Theobul), ein rühmlich bekannter deutscher Schriftsteller, war den 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen, einem meklenburgischen Städtchen, geboren, studirte zu Greifswalde Theologie, war eine Zeitlang Erzieher in einem adligen Hause, wurde darauf Rektor der Schule zu Wolgast, 1792 Propst auf der Insel Rügen und 1807 Professor der Geschichte zu Greifswalde, wo er 1813 als Rektor der Universität im 61. Jahre seines Lebens starb. Durch seine Romane (z. B. Ida von Plessen, 2 Thl.), seine Poesien, seine Rhapsodien, seine Legenden, sein brittisches Odeum, seine episch=idyllischen Gedichte: Jukunde und die Inselfahrt, seine vaterländischen Gesänge, mehrere Uebersetzungen, unter welchen sich Richardsons Clarissa vortheilhaft auszeichnet, u. a. haben ihm einen nicht niedern Rang unter unsern vaterländischen Dichtern erworben.

Kosmetische Mittel, Schönheitsmittel, von dem griechischen κοσμεω schmücken, verschönern. Sie haben zum Zweck, die Schönheit des menschlichen Körpers zu befördern, und sind meist aus wohlriechenden Oelen, Salben, Wassern, Pulvern u. s. w. bereitet. Ihre Wirksamkeit ist immer zweifelhaft, und ihr unvorsichtiger Gebrauch kann von sehr üblen Folgen seyn.

Köthen (Anhalt=), s. Anhalt=Köthen.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferdinand von), geb. 1761 zu Weimar. Sein Vater, den er früh verlor, war daselbst herzoglicher Legationsrath. Schon in früher Kindheit ward in ihm die Liebe zur Schauspielkunst geweckt, die vorzüglich durch die ausgezeichnetsten Schauspielkünstler, die sich damals bei der weimarischen Schauspielergesellschaft befanden, genährt wurde. Noch nicht 16 Jahr alt bezog er die Universität Jena, dann studirte er eine Zeitlang zu Duisburg, und kehrte von da 1797 wieder nach Jena zurück, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Bei den ernsten Studien übte er sich nicht nur in der dramatischen Poesie, sondern auch in der Schauspielkunst, wozu ihm ein Liebhabertheater in Jena Gelegenheit gab. Schon damals schrieb er ein kleines Lustspiel, die Weiber nach der Mode, das nicht ohne komische Züge ist. Bald darauf machte er sein Examen und ward Advokat. Auf Veranlassung des preußischen Gesandten am russischen Hofe, Grafen Görz, ging er 1781 nach Petersburg; dort ward er, durch denselben empfohlen, Sekretär bei dem Generalgouverneur v. Bawr, und da dieser die Direktion des deutschen Theaters erhielt, so kam Kotzebue wieder in sein Element. Nach Bawrs Tode, der nach zwei Jahren erfolgte, ward Kotzebue von der Kaiserin zum Titularrath ernannt, 1783 als Assessor des Oberappellationstribunals in Reval angestellt, und 1785 zum Präsidenten des Gouvernementsmagistrates von Esthland erhoben. Jetzt lieferte er eine Reihe von Werken, die ihn zum Liebling des ganzen lesenden Publikums machten. Es erschienen die Leiden der ortenbergischen Familie (1755 ffg.) und seine kleinen gesammelten Schriften (1787 fg); sie beurkundeten zuerst seine leichte und mannichfaltige Darstellungsgabe. Vornehmlich aber waren es seine beiden Schauspiele: Menschenhaß und Reue, und die Indianer in England, wodurch er alle rührungsfähigen Herzen gewann und sich den aus=

gebreitetsten Ruhm erwarb. 1790 unternahm er eine Reise nach Pyrmont, wozu ihn seine wankende Gesundheit nöthigte. Durch seinen berüchtigten Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirne, den er jetzt herausgab, brachte er sich um einen großen Theil seiner öffentlichen Achtung. Er begab sich hierauf nach Paris, und hielt sich dann eine Zeitlang in Mainz auf. Nachdem er seine Entlassung genommen, zog er sich 1795 auf ein Landgut in Esthland, 8 Meilen von Narva entfernt, zurück. Die jüngsten Kinder meiner Laune und über 20 Schauspiele waren die Früchte seiner Muße. 1798 folgte er einem Rufe als Hoftheaterdichter an Alxingers Stelle nach Wien. Hier ließ er einen bedeutenden Theil seiner neuen Schauspiele erscheinen. Da ihm jedoch seine Stelle durch mancherlei Unannehmlichkeiten verleidet wurde, so nahm er seine Entlassung, erhielt 1000 Gulden jährlicher Pension und ging nach Weimar. Bald entschloß er sich aber, nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhause zu Petersburg erzogen wurden. An der russischen Gränze aber ward er (April 1800) in Verhaft genommen, ohne zu wissen warum, und nach Sibirien geschleppt. Ein glücklicher Zufall rettete ihn. Dem Kaiser war nämlich eine russische Uebersetzung eines kleinen Dramas von Kotzebue, der Leibkutscher Peters III., das ein indirektes Lob auf Paul enthielt, zu Gesichte gekommen: er war darüber so entzückt, daß er den Verfasser sogleich aus der Verbannung holen ließ, und ihm auf eine ausgezeichnete Weise seine Gunst bezeugte. Er beschenkte ihn mit dem schönen Krongute Wocrokude in Liefland, übertrug ihm die Direktion des deutschen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Kotzebue hat jenes Exil romanhaft genug in seinem Werk: das merkwürdigste Jahr meines Lebens beschrieben. Nach Pauls Tode nahm er seine Entlassung, ging wieder nach Weimar, und nach einem kurzen Aufenthalte daselbst nach Jena. Doch die verdrießlichen Irrungen, in die er hier mit Göthe gerieth, bewogen ihn 1802 nach Berlin zu gehen. Hier ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Gegen Göthe und seine Lobpreiser und Anhänger, namentlich A. W. und Fr. Schlegel verband er sich mit G. Merkel zur Herausgabe des Freimüthigen. Da Spazier, der Redakteur der Zeitung für die elegante Welt, Partei für jene nahm, so entstand ein Zeitungskrieg, der auf beiden Seiten hartnäckig geführt wurde. Eine Folge jener Irrungen war die Verlegung der Jenaischen Literaturzeitung nach Halle, und die Begründung einer neuen Literaturzeitung in Jena. Er begann jetzt, außer daß er mehrere größere dramatische Werke in dieser Zeit lieferte, seinen dramatischen Almanach, den er bis an seinen Tod fortgesetzt hat. Seine Erinnerungen aus Paris Rom und Neapel, waren die Frucht einer in den Jahren 1803 und 1804 unternommenen Reise nach Frankreich und Italien. Um die Geschichte Preußens zu schreiben, begab er sich 1806 nach Königsberg, wo ihm die Benutzung des Archivs gestattet war. Sie erschien unter dem Titel: Preußens alte Geschichte in 4 Theilen, Riga 1809. Das für Preußen so unglückliche Jahr 1806 bewog ihn nach Rußland zu gehen, wo er seit 1807 auf einem Landgute in Esthland lebte, und seitdem ohne Aufhören die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen des Witzes, die ihm zu Gebote standen, bekämpfte. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russischen Heere, und gab in Berlin ein russisch-deutsches Volksblatt heraus. 1814 ging er als russischer General-Consul in die preußischen Staaten nach Königsberg; 1816 ward er Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg, und 1817 erhielt er mit einem Jahrgehalt von 15.000 Rubel den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben, und über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung Berichte an den Kaiser Alexander unmittelbar einzusenden. Er that dies in Weimar, und später in Mannheim, und gab zugleich ein literarisches Wochenblatt heraus, in welcher oft

als Richter über alle Schriften aus allen Fächern sehr anmaßend auftrat, und über Politik und Zeitgeist höchst einseitige und absprechende Urtheile fällte. Er spottete über liberale Ideen und das Verlangen der Völker (die er sämmtlich für unmündig erklärte) nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit: für die Völker kannte er kein anderes Heil, als in der Benutzung der Gnade der Fürsten, und der Zustand Europas vor der franz. Revolution war ihm der Typus des höchsten Völkerglückes. Hiedurch reizte er einen schwärmerischen Jüngling, Namens Sand, bis zum Fanatismus; dieser stieß ihn in Mannheim den 23. März 1819 mit einem Dolche nieder. Kotzebue ist eben so oft über die Gebühr herabgesetzt als erhoben worden. Außer dem Lopez de Vega kann sich wohl kein dramatischer Dichter mit Kotzebue an Fruchtbarkeit messen. Man muß ihm ein nicht unbedeutendes Talent für das bürgerliche und romantische Drama, und ein sehr ausgezeichnetes für das Lustspiel und die Posse zugestehen, das sich jedoch gewöhnlich mehr in einzelnen Situationen, als in den Verhältnissen der dargestellten Charaktere äußert. Als Romanendichter nimmt er nur eine sehr untergeordnete Stelle, und als Reisebeschreiber haben ihn selbst seine Freunde von den Vorwurf des flüchtigen Beschauens und des noch flüchtiger niederschreibenen Urtheils, selbst über die wichtigsten, das ganze Gemüth des Menschen in Anspruch nehmenden Gegenstände nicht retten können. Seine Geschichtswerke, wie Preußens ältere Geschichte und die Geschichte des deutschen Reichs sind zwar keine historischen Kunstwerke des ersten Ranges, verdienen aber unter den guten historischen Werken mit Recht genannt zu werden.

Krahn, Kranich, ein Hebezug auf Schiffen, bei Schiffswerften und Waarenhäusern, um große Lasten, Ballen u. s. w. in die Höhe zu heben oder nieder zu lassen.

Krain, s. Oesterreich.

Krake (Seekrabbe, Seewurm, Seepolyp), s. Seepolyp.

Krampf, eine krankhafte, unregelmäßige Zusammenziehung der Muskeln. Er ist in allen Organen von muskulöser Struktur möglich, nicht nur in den Fleischmuskeln, sondern auch in den Adern, Lungen, Gedärmen und dem Herzen. Da er aber von einem überwiegenden und unregelmäßigen Einfluß der Nerven auf die Muskeln auszugehen scheint, und die Muskeln dem Nervensysteme auf eine doppelte Art untergeordnet sind, indem einige sich der Willkühr unterwerfen müssen, andere ihre Verrichtungen ohne Einfluß des Willens fortsetzen, so werden auch die Krämpfe nach dieser Abhängigkeit sich verschieden äußern. Der willkührliche Muskel zieht sich schmerzhaft und unwillkührlich zusammen, der unwillkührliche artet in unregelmäßige, ebenfalls schmerzhafte, Bewegung aus. Im Allgemeinen betrachtet der Arzt die Krämpfe nach ihrer anhaltenden oder tonischen Erscheinung, wie Epilepsie, und nach ihrem stoßweisen oder klonischen Verlauf, wohin Magenkrämpfe rc. gerechnet werden. Krampfstillende Mittel sollen das Mißverhältniß zwischen Muskeln und Nerven aufheben.

Krankenhäuser, Hospitäler. Sie haben gewöhnlich einen doppelten Zweck; Kranke aufzunehmen, zu unterhalten, zu pflegen und zu heilen, und dann die Studirenden der Medizin in die Praxis einzuweihen. Schon frühe sind Krankenhäuser, wenn gleich nur von einem geringen Umfange, errichtet worden; vorzüglich erwarben sich die Klöster Verdienste um sie; die Katholiken hatten sogar mehrere Orden, die Leidende bei sich aufnahmen, und ihrer Wartung sich widmeten. Zwar litten sie bei ihrem Entstehen an großen Mängeln, von denen man viele in der neuern Zeit verbessert hat, die aber alle zu heben, nicht glückte, weil entweder die erste Anlage der Hospitäler so fehlerhaft war, daß sie keine bedeutende Verbesserung zuließ, oder weil manche Mängel fast nothwendig aus dem Wesen der Kranken-

häuser fließen; indem aus dem Zusammenwohnen einer Menge Kranken allerhand Unbequemlichkeiten und Nachtheile entstehen müßen. Bei der Errichtung eines Hospitals muß man vorzugsweise auf folgende Punkte Rücksicht nehmen. Es ist sehr gut, wenn es außerhalb der Stadt in einer freien luftigen Gegend liegt; ein großer Vortheil bei einem Krankenhause ist fließendes Wasser; eine unerläßliche Bedingung ist es aber, daß es in Ermanglung des fließenden Wassers, Brunnenwasser in Ueberfluß besitze. Das Haus sey hell und licht gebaut; die Steine seyen trocken und fest, und an den Mauern darf sich kein Salpeter bilden. Doch alle Sorgfalt verwende man auf den innern Raum, ein Krankenhaus wird zur ergiebigen Erzeugerin giftiger, fauliger und bösartiger Krankheitsstoffen, wenn Kranken zu gehäuft in engen Räumen, die des Luftzuges entbehren, zusammen leben müßen. In den Zimmern muß die höchste Reinlichkeit herrschen, die Abtritte müßen so angebracht seyn, daß sie keinen Geruch durch die Zimmer verbreiten und leicht und ohne Schaden für die reine Atmosphäre des Hauses gereinigt werden können. Die Oefen müßen zur gleichmäßigen Erwärmung vertheilt, die Stuben nicht nach der Wetterseite gelegen, die Geräthe von hartem Eichenholze, die Bettstellen von Eisen, und bei den andern Geräthen so viel als möglich die wollenen Zeuge vermieden werden, weil sie leicht den Ansteckungsstoff auffangen, und ihre Reinigung nie so vollkommen gelingt, als die der leinenen Zeuge. In jedem wohleingerichteten Krankenhause sollen die Kranken nach Classen zusammengelegt werden, und zwar müßen die chirurgischen Kranken so viel als möglich die obern Stockwerke einnehmen, damit die üblen Dünste der Geschwüre nicht die Luft des ganzen Hauses inficiren. Gebährenden und Wöchnerinnen weise man die entlegenste und geräuschloste Wohnung an; eben so müssen die venerischen und krätzigen abgesondert, und die Kranken mit Ansteckungsfiebern strenge von den Andern abgeschlossen werden. Ein wichtiger Gegenstand ist die Polizei des Hauses; sie muß wachsam und strenge seyn. Es versteht sich, daß eine hinreichende Anzahl von Aerzten, Wundärzten, Krankenwärtern, zu den Frauen mehr geeignet sind als Männer, vorhanden seyn muß. Die berühmtesten Krankenhäuser in Europa sind: das Friedrichshospital in Copenhagen, gestiftet 1765 vom Könige Friedrich V. durch den Grafen von Bernstorf; in Stockholm das königliche Lazareth und das Dankwiks-Hospital; in Turin das Hospital vom heiligen Johannes; in Mailand das große, vom Herzog Francesco Sforza gestiftete Hospital; in Wien das große allgemeine Krankenhaus; in Berlin die Charité; in Frankfurt a. M. das senkenberg'sche Hospital; in Würzburg das Juliushospital; in Bamberg das Krankenhaus; in München u. a. O. m.

Krankheit, ein von der Gesundheit (dem regelmäßigen Lebensgange) abweichender Zustand, d. i. wo die Harmonie der einzelnen Theile, durch welche das Ganze allein gesund bleibt, gestört ist. Man unterscheidet schnell verlaufende hitzige oder fieberhafte Krankheiten (s. Fieber) von langwierigen oder chronischen, deren Gang langsam und deren Dauer unbestimmt ist. S. Jahn's Klinik d. chron. Krankh. Erf. 1815. Innerliche oder allgemeine stehen den äußerlichen, besonders der örtlichen gegenüber. Doch ist diese Eintheilung nicht streng durchzuführen, weil jede örtliche Störung eines einzelnen Organes, durch dessen Zusammenhang mit dem Ganzen, Einfluß auf den allgemeinen Zustand hat, und örtlich scheinende Uebel oft nur Wirkungen vorausgegangener allgemeiner Leiden sind. Der Brand eines Fußes ist die Folge eines Faulfiebers; jede bedeutende Wunde verursacht ein allgemeines Fieber. Krankheitsanlage heißt die Neigung zu irgend einer Störung, oder der dem Körper angeborne oder erworbene Keim, welcher durch äußere Einflüsse sich zur Krankheit entwickelt. Der Arzt nennt die äußern Veranlassungen und die

innern Anlagen entfernte Krankheitsursachen, die daraus in dem Körper entstandene Veränderung aber, die nächste Ursache, d. i. das Wesen der Krankheit, da uns alle Krankheiten durch sinnliche Merkmale oder Krankheitserscheinungen, Symptome, erkennbar sind. — Krankheitsform heißt jede Reihe solcher Symptome, die durch ihr bestimmtes Verhältniß und nothwendigen Zusammenhang ein besonderes Uebel darstellen — Krankheitslehre, Nosologie und Pathologie, s. Heilkunde.

Krasnoi (Gefechte bei), in dem russisch-französischen Krieg im Jahr 1812, vom 15—18. November. Nach einem höchst traurigen Zuge kam das am 23. Oktober aus Moskau ausgerückte französische Heer nach Smolensk, wo man die nöthigen Unterhaltsmittel für den Soldaten zu finden hoffte, deren jeder, durch Frost und Hunger erschöpft, so sehr bedurfte. Die bedeutenden Vorräthe in Smolensk wurden jedoch nicht haushälterisch vertheilt und viele litten bei den vorhandenen Fällen Noth. Nachdem Napoleon einige Anordnungen wegen des Marsches getroffen hatte, rückte man am 14. November von Smolensk aus, um den weiteren Rückzug anzutreten. Der Heerabtheilung des Kaisers sollte der Vizekönig, diesem der Marschall Davoust, und diesem letzteren Ney folgen, so daß jeder von dem anderen einen Tagmarsch entfernt blieb. Diesem nach sollte die Nachhut des Marschall Ney am 17. November die Stadt verlassen. Napoleon kam am 14. Abends nach Korythnia fünf Stunden von Smolensk und sandte seinen Vortrab bis nach dem fünf Stunden weiter entfernten Krasnoi, wo Sebastiani Nachts mit russischer Reiterei zusammentraf und sie verjagte. Als der Kaiser am 15. Morgens dahin abzog, wurde er von dem Corps des Generals Miloradowitsch angegriffen. Die alten Grenadiere schlossen sich wie eine Mauer um ihren Kaiser und führten ihn mit Klang und Sang durch das feindliche Feuer. Sebastiani und eine Abtheilung Grenadiere warfen den Feind zurück und Miloradowitsch, ob er gleich die bedeutende Unordnung in dem französischen Heere wahrnahm, wagte nicht es weiter zu beunruhigen. Während er hier ein den Franzosen wenig schadendes Gefecht unterhalten hatte, hatten sich verschiedene russische Corps um Krasnoi konzentrirt, um nach Kutusows Plan die Franzosen zu vernichten. Kutusow selbst war im Anzug. Napoleon, welcher nicht wußte, gegen wen er geschlagen hatte, ließ Mortier mit der jungen Garde hinter sich, um die Verbindung mit Eugen offen zu halten. Dieser konnte erst später aus Smolensk ausrücken und stieß am folgenden Tage 16. Nov. zwei Stunden von Krasnoi auf den Feind. Ein lebhaftes Geschützfeuer eröffnete das Gefecht. Miloradowitsch hielt mit seinem rechten Flügel auf einer mit Wald bewachsenen Anhöhe und stieß mit seinem linken Flügel auf die Heerstraße, welche die Franzosen ziehen wollten. Eugen schob seinen rechten Flügel vor und stützte den linken ebenfalls auf die Straße. Heftiger und immer heftiger war das Geschützfeuer der Russen. Eine Division, welche der Vicekönig gegen den rechten russ. Flügel sandte, der Kern seiner Infanterie, wurde niedergehauen. Doch zog der Feind durch diese Demonstration sich von der Straße ab. Das Erscheinen des General Guilleminot und die offensive Stellung des Vicekönigs hielten Miloradowitsch von ernstlicher Unternehmung gegen den nur 4000 Mann starken Haufen ab; er beschränkte seine Angriffe bis in die Nacht auf die Wirkung seiner zahlreichen Artillerie und hoffte am nächsten Morgen das ganze franz. Corps gefangen zu nehmen. Während der Nacht aber zog Eugen um den linken Flügel der Russen und entging glücklich dem Verderben. Napoleon, durch das Ausbleiben des Vicekönigs beunruhigt und zugleich in seinem Hauptquartier zu Krasnoi bedroht, ließ in derselben Nacht die Russen angreifen und hinderte dadurch ihre Operation für den nächsten Tag. Kutusow, welcher dem Gefecht mit Eugen zugesehen hatte, wurde

von dem Engländer Wilson vergebens aufgefordert, die Schlacht zu entscheiden. Er erwartete die noch in Smolensk zurückgebliebenen Marschälle Davoust und Ney. Der erstere war zeitig genug aus Smolensk ausgerückt, um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden. Er erschien eben am 17. Nov. bei Krasnoi, als der Kaiser Alles aufbot, um die russischen Massen, welche ihn zu zerdrücken droheten, aufzuhalten. Vor sich her trieb er einen Schwarm Kosaken; als aber seine Leute die russischen Linie erblickten, löseten sich die Reihen auf und in einem raschen Lauf ging es an den feindlichen Colonnen vorüber. Nach bedeutendem Verlust sammelten sie sich erst hinter Krasnoi. Der Nachzug des Heeres unter Ney war abgeschnitten, dieser wackere Feldherr aber rettete sich wunderlich. Mit 6000 Bayonnetten, 300 Pferden und 12 Kanonen hatte er nach seiner Weisung Smolensk am 17. Nov. verlassen. Ungehindert war er an diesem Tage in Korythnia angekommen. Am 18. überzeugte ihn die mit Trümmern des Heeres bedeckte Landstraße von den Vorfällen der letzten Tage. Ueber den von dem Blute der Gefallenen geröthcten Boden setzte er schnell weg und verfolgte die Straße, bis wo sie durch eine tiefe Schlucht zieht und sich dann wieder nach der Ebene von Kolowta fort. Hier hielt Kutusow selbst. Er sandte, wie die Franzosen anrückten, einen Parlamentär ab und forderte Ney auf sich zu ergeben. In demselben Augenblick donnerten 40 Canonen aus dem russischen rechten Fügel. „Ein Marschall ergiebt sich nicht! sagte Ney. Im Feuer parlamentirt man nicht! Sie sind mein Gefangener!" In einer furchtbaren Stellung hielten 80.000 Russen, mit vieler Reiterei und zahlreichem Geschütz. Dieser wohlgeordneten Masse trotzte Ney mit 6000 Soldaten, deren Gewehre theils unsicher waren. Ein Hagel von Kugeln wird auf ihn geschleudert, er verzagt nicht. Unter General Ricard sendet er 1500 Mann gegen die Schlacht. Sie wurden jenseits hart empfangen und geschlagen. Alsbald sendet er 400 Illyrier den nämlichen Weg, er selbst greift mit 3000 Mann persönlich die russische Front an. Furchtlos wie er ist sein Haufe. Tausende von Kugeln regnen unter ihn; gelichtet und versprengt wankt die Colonne; ihre Offiziere fallen; sie weicht. Nochmals sammelte er 2000 Mann, führt sie gegen 80.000 Feinde und 200 Kanonen und hält die Schlacht bis zum Abend. In der Nacht schlug er den Rückzug gegen Smolensk ein, ging über den Dnipr mit Verlust aller Kanonen und Wagen und kam am 21. Nov. mit ungefähr 1500 Mann bei dem Hauptheere an. Dieser Zug und die Gefechte bei Krasnoi gereichen den Franzosen zu großem Ruhm. Ohne Kutusows Fehler wäre kein Mann über den Dnipr gekommen. Die Franzosen verloren in diesen Tagen 9300 Gefangene und 70 Kanonen.

Krater, s. Vulkane.

Kräuterabdrücke. Um sie zu verfertigen überstreiche man die getrockneten Pflanzen mit Kienruß und drücke sie auf Papier ab. Schon Hieronymus Cardanus, der 1576 gestorben ist, soll diese Kunst gekannt haben, welche 10 Jahre später von Alexius Pedemontanus, einem pseudonymen Schriftsteller, den man mit J. Jak. Wecker für einen und denselben hält, gelehrt wurde. Hessel bediente sich 1707 ihrer zu seinen botanischen Werken. 20 Jahre später errichtete der Buchdrucker Funke zu Erfurt unter Anleitung des Professors Kniephof eine ordentliche Druckerei an; doch eine bald darauf erfolgte Feuersbrunst zerstörte diese, und Funke nahm die Arbeit nicht wieder vor. Der Buchdrucker Trampe betrat bald darauf den von Funke verlassenen Weg, und lieferte 12.00 Kräuterabdrücke. Kirnhals, ein Engländer, verfertigte 1723 zuerst bunte Pflanzenabdrücke, in welcher Kunst ihm Seutter aus Augsburg nachahmte. Am weitesten brachte es Junghans in Halle darin; seine Pflanzenabdrücke zeichnen sich durch Wohlfeilheit und große Aehnlichkeit mit der Natur aus, und können selbst mit Kupferstichen um den Preis ringen.

Kräuterkunde (medicinische), s. Arzneikunde.

Krebs, das vierte von den zwölf Zeichen des Thierkreises.

Krebs, Krebsschaden ist ein bösartiges Geschwür, das wenn es der wahre Krebs ist, stets seinen Sitz in einer Drüse, oder in drüsigten Theilen hat, und von ihnen ausgeht. Der Krebs entspringt immer aus einer verhärteten Drüse; doch ist die Erkenntniß der Krankheit aus ihren Zeichen noch nicht dahin gediehen, daß es sich angeben ließe, welche scirrhöse Drüse in Krebs übergehen werde; da die wenigsten Drüsengeschwulste jenen gefährlichen Charakter annehmen. Doch läßt sich die schon vorhandene Metamorphose der Drüsenverhärtung in einen Krebs ziemlich deutlich angeben. Sie beruht auf der Bildung des Krebsgiftes im Innern der harten Geschwulst, welche sich durch Stechen, Schmerz und Brennen, als wenn eine glühende Kohle dort liege, kund giebt. Die Krebserzeugung aus einer verhärteten Drüse geschieht vermittelst eines gelind entzündlichen Zustandes; die Geschwulst vergrößert sich, die Adern werden aufgetrieben, und eine erhöhte Wärme stellt sich ein. In dieser Periode nennt man den Krebs den verborgenen. Nach kürzerer oder längerer Zeit bricht die Geschwulst auf, und verwandelt sich in ein offenes Geschwür, in den offenen Krebs. Es greift um sich, bildet schwammige Auswüchse, die leicht bluten, scheidet eine dünne, übelriechende Jauche aus. Werden dem Fortschreiten des Geschwürs durch die Kunst, was höchstens selten geschieht, keine Schranken gesetzt, oder wird es nicht durch das chirurgische Messer ausgerottet, so zieht es auch die entfernter liegenden Drüsen in Mitleidenschaft; durch die Resorbtion der Krebsjauche wird die ganze Säftemasse verdorben; es entsteht ein hektisches Fieber, was den Tod als Folge nach sich zieht. So lange der Krebs noch ein verborgener ist, oder das offene Krebsgeschwür noch nicht lange bestanden hat, vermag die Operation das Uebel zu heben; sind aber schon entferntere Drüsen in den Kreis der Krankheit gezogen, und hat sich schon das hektische Fieber ausgebildet, so bietet die Arzneikunde keine Hülfe mehr. Aeußere Verletzung, Stoß, Druck, Reiben ꝛc. legen gewöhnlich den Grund zum verborgenen Krebse; doch nicht selten ist er ein Erbübel. Schnell um sich fressende Geschwüre, welche eine Jauche von sich geben, schmerzhaft und mit Auswüchsen versehen sind, heißen auch Krebsgeschwüre, ohne es in der That zu seyn.

Kreide, natürlicher kohlensaurer Kalk von weißer Farbe, welcher abfärbend, zerreiblich, erdig, in großen Ablagerungen auf Kandia, in England, Palästina, Champagne, Dänemark u. s. w. vorkommt. Er enthält viele Versteinerungen und Nester von Feuerstein. Kreide dient zum Schreiben, Anstreichen, Poliren und als Düngmittel; sie wird bisweilen gleich dem Kalkstein gebrannt und zu Mörtel benutzt. Schwarze Kreide ist ein Schiefer, der abfärbt und deßhalb mineralogischer Zeichenschieber heißt.

Kreis, eine krumme Linie, welche in allen ihren Punkten vom Mittelpunkte gleich weit absteht. Der Abstand zwischen dem Umfang und dem Mittelpunkte heißt Radius oder Halbmesser. — Inhalt des Kreises heißt der Flächeninhalt der vom Kreise umgebenen Ebene. Das rationale Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie (Umfang) ist noch nicht gefunden und es läßt sich daher die Quadratur des Cirkels nur annäherungsweise bestimmen, aber bereits so genau, als es zu irgend einem praktischen Zwecke nöthig ist.

Kreml. Im Mittelpunkte, am Zusammenfluß der Moskwa und der Neglina, und zwischen beiden erhebt sich auf dem ansehnlichsten Hügel der Stadt Moskau der Kreml, oder die alte Festung, mit Mauern und Gräben umgeben. Die Franzosen suchten ihn zu sprengen, es gelang aber nur zum Theil, und Alles ist seitdem wieder hergestellt. Der Kreml enthält

den alten Pallast der Zaare, worin diese Fürsten bis auf Peter den Großen wohnten. Er ward 1367 von Stein aufgeführt, 1488 aber erweitert und bietet eine planlose und unregelmäßige Masse von Gebäuden dar, worin mancherlei Kostbarkeiten alter Zeiten aufbewahrt werden. Um den Pallast herum liegen 32 Kirchen; zu ihnen gehört der größte Glockenthurm in Moskwa, Iwan weliki oder der Große genannt, dessen ungeheure Glocke, welche einst bei einer Feuersbrunst herabfiel, jetzt ziemlich tief in den Erdboden versunken ist. In der Kirche zu Mariä Himmelfahrt werden die Kaiser gekrönt. Ferner enthält der Kreml noch mehrere Klöster; das Zeughaus, das Gebäude der heiligen Synode, mit einer Bibliothek, und das prächtige von Catharina erbaute Senatsgebäude. Von diesen Gebäuden haben die Franzosen muthwillig bei ihrem Abzuge den kaiserlichen Pallast angezündet und durch Sprengung einen Theil der Festungsmauern, das Zeughaus und einen Glockenthurm vernichtet. Eine große Menge Pulverfässer, welche man unter den übrigen Gebäuden des Kremls nach Abzug der Franzosen gefunden, zeigt, daß auch diesen der Untergang bestimmt war.

Kretinen, Kreidlinge, Kretinismus, s. unter C.

Kretschmann (Carl Friedr.), ein bekannter deutscher Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, wurde 1736 zu Zettau in der Oberlausitz geboren. Nachdem er auf der Universität Wittenberg die Rechte studirt, ward er 1764 Oberamts-Advokat, und 1774 Gerichts-Aktuarius in seiner Vaterstadt, wo er seit 1797 vom Magistrat als Emeritus in Ruhstand versetzt, 1809 starb. Kretschmann hat sich in manchen Arten der Dichtkunst nicht ohne Glück versucht; am besten sind ihm aber seine Epigramme gelungen, unter denen viele sich durch Neuheit, Witz und eine strenge Politur auszeichnen. Seine sämmtlichen Werke sind zu Leipzig 1784—1805 in sieben Theilen herausgegeben worden.

Kreuz. Das Kreuz, das bei den Römern ein Werkzeug der schimpflichsten Todesstrafe war, wurde erst durch den Umstand, daß der Heiland den Tod des Kreuzes für das Heil der Welt erlitt, zu jenem heiligen Zeichen geweiht, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungsmerkmal bedienen. Der Gebrauch des Bekreuzigens geht bis auf das 3. Jahrh. zurück. Als das Christenthum unter Constantin zur Staatsreligion erhoben wurde, ward das Kreuz allenthalben auf öffentlichen Plätzen, in Pallästen und Kirchen aufgestellt, und die meisten Kirchen wurden späterhin in der Form eines Kreuzes erbaut. Erst als Helena, Constantins Mutter, das Kreuz, an dem Jesus gestorben, in Jerusalem gefunden und einen Theil desselben nach Constantinopel mitgebracht, ward es ein Gegenstand der Verehrung, die sich späterhin bis zur Anbetung steigerte. Es schreibt sich davon das Fest der Kreuzerfindung her, das in der katholischen Kirche am 3. May gefeiert wird. Es galt nun als ein Panier des Sieges und der freudigsten Hoffnungen, und Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt. Als der Kaiser Heraklius das in Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das in die Hände der Perser gekommen war, von diesen wiedergewann, ward das Fest der Kreuzerhöhung eingesetzt, das auf den 14. Sept. fällt. Auf eine wunderbare Weise vervielfältigte sich diese Reliquie im Mittelalter, von der man wirklich glaubte, daß sie sich theilen ließe, ohne kleiner zu werden. Im Orient und Occident schrieb man ihm eine wunderthätige Kraft zu, von deren Wirkung man sich die erstaunungswürdigste Dinge zu erzählen wußte.

Kreuzbrüder hießen im Mittelalter Personen, welche aus Andacht ein Kreuz auf ihre Kleider nähten oder mit einem Kreuze in der Hand herum zogen. Vornehmlich bekamen diesen Namen die Theilnehmer an einem Kreuzzuge; auch gab man ihn den Geißlern und Flagellanten (s. diese Art.).

Kreuzbulle, s. Cruzada.

Kreuzen heißt von den Schiffen, in einer Gegend des Meeres in einer gewissen Absicht hin und her fahren; als Kauffahrer, welche man erwartet, zu decken, feindlichen Schiffen aufzulauern, um sie wegzunehmen, den Feind zu beobachten, einen Hafen zu sperren u. dergl. m. 2) In den Seidenmanufakturen die Seide durch eine Mühle oder Winde gelinde zusammendrehen; in den Zeugmanufakturen hingegen mit vier Schemeln oder Tritten arbeiten, um dadurch die Fäden fest und derb zusammenzuziehen und in einem Zuge die Kreuz-Wirkung hervor zu bringen; 5) ein Pferd kreuzet, wenn es einen Fuß über den andern setzt, wobei es sich nicht selten schlägt, daher leicht fallen, auch lahm werden kann.

Kreuzfahrer, s. Kreuzzüge.

Kreuzherrn oder **Kreuzträger** bildeten einen Orden, der, ohne ein wirkliches Mönchs-Institut zu seyn, sich dem Dienste der Kranken widmete; später nahm er die Form des Klosterlebens an. Sie tragen ein schwarzes Kleid mit einem rothen Kreuze. Ihre vorzüglichsten Besitzungen und Pfründen haben sie in Böhmen, wo sie auch Würden und Aemter bekleiden.

Kreuzzüge heißen die von den abendländischen Christen seit dem Ende des 11ten Jahrh. bis gegen das Ende des 13ten zur Eroberung Palästinas unternommenen Kriege. Die Benennung kommt daher, weil alle in diesen heiligen Kampf ziehenden Krieger an der rechten Schulter mit einem Kreuz von weißer, rother, grüner Wolle, oder von Gold, Silber, auch wohl mit einem auf die Haut eingebrannten Kreuze sich bezeichnen ließen. Schon seitdem Constantins des Großen Mutter, die heilige Helena, eine Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hatte, war es zur herrschenden Meinung der Christen geworden, eine Reise in jenes heilige Land und ein frommes Gebet an der Stätte, wo einst der Heiland gelitten, mache von allen Sünden rein und sey ein Hauptmittel zur Seligkeit. Die Araber, seit dem 7ten Jahrh. die Beherrscher dieser Länder, störten diese Andachtsübungen nicht, ließen den Erzbischof und die christliche Gemeine zu Jerusalem ungekränkt, und seitdem Carl der Große überdies ein Freundschaftsbündniß mit dem damaligen Oberhaupte jener Araber schloß, sah man Pilger in Menge, bald einzeln, bald in Schaaren nach Palästina wandern. 1076 kamen die Pilger mit großer Wehklage in die Abendländer zurück, es sey ein entsetzlicher Krieg im Orient ausgebrochen, die Araber seien aus Palästina vertrieben, und ein barbarisches Volk von türkischer Abkunft, die Seldschucken, hätten die Heiligthümer inne, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweihten Oerter, und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Klagen gingen vielen frommen Männern im Abendlande zu Herzen, und weckten den schwärmerischen Wunsch, in Heeresmasse hinzuziehen, und das heilige Land den Ungläubigen mit dem Schwerte zu entreißen. Die Veranlassung zu dem ersten Kreuzzug gab Peter von Amiens, oder Peter der Einsiedler, welcher 1093 nach Jerusalem gepilgert war. Nach seiner Rückkehr ging er zu dem Papste Urban II., überreichte ihm Bittschriften vom bedrängten Patriarchen von Jerusalem, und machte ihm ein rührendes Gemälde von der Lage der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina; ja er zeigte einen vom Himmel gefallenen Brief vor, versicherte auch, Christus sey ihm im Traum erschienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. Der Papst schrieb nun eine Kirchenversammlung zu Piacenza aus, die der Menschenmenge wegen auf freiem Felde gehalten wurde. Hier brachte er nun die große Angelegenheit der Christen in einer feurigen Rede zur Sprache, eröffnete, was Christus ihm durch Peter den Einsiedler habe sagen lassen, und ließ die Gesandten des griechischen Kaisers das Elend und die Leiden der christlichen Brüder im

Morgenlande schildern; dies Alles that eine große Wirkung; bei allen Anwesenden war dies der Eine Gedanke, die Eine Stimme: Lasset uns aufmachen, die duldenden Brüder zu befreien! Bald darauf schrieb der Papst eine neue Versammlung zu Clermont in Auvergne aus, auf der sein eifriger Apostel Peter auch erschien. Eine weite Ebene war hier mit Bischöfen, Mönchen, Fürsten und Herren bedeckt, und als der Papst und Peter von Amiens ihrer Beredsamkeit den Lauf ließen, und ihnen das unsterbliche Verdienst und den großen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott mit Flammenworten ans Gewissen legten, da blieb kein Auge trocken und keine Wange kalt: aus tausend Kehlen scholls: Gott will es haben! Gott will es haben! Noch in demselben Jahre (1096) zogen unzählbare Schaaren von Kreuzfahrern auf verschiedenen Wegen aus. Diese Horden, ohne Zucht und Vermögen, von Peter von Amiens aus der Hefe des Volkes genommen, fanden aber schon, ohne das heilige Land nur gesehen zu haben, auf dem Wege ihr Grab. Nun erst, und zwar zur bestimmten Zeit, am 15ten August 1096, brach Gottfried von Bouillon auf, mit 80.000 Fußsoldaten und 10.000 Reitern. Seine zwei Brüder und viele Grafen, Ritter, Bischöfe u. a. Herren aus Flandern, Hennegau und Lothringen begleiteten ihn. Er zog in guter Ordnung durch Oberdeutschland und durch Ungarn, und langte ohne Störung in Thracien an. Die übrigen französischen Herzoge erreichten auf anderen Wegen dasselbe Ziel. Im Mai 1097 fanden sich endlich alle Fürsten mit ihren Heeren vor Nicäa zusammen. Bei der Musterung des gesammten unübersehlichen Kreuzheers fand man über 100.000 wohlgerüstete Rittern, und noch einmal so viel auserlesene Streiter zu Fuß. Nicäa ward erstürmt, 1098 Antiochi überrumpelt, und endlich 1099 Jerusalem erobert. Gottfr. v. B o u i l l o n (s. d. Art.) wurde zum König von Jerusalem erwählt, doch starb er schon 1100 und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Balduin. Der Ruf von der glücklichen Eroberung Jerusalems brachte 1002 eine Masse von 260.000 Menschen aus Europa nach Palästina, die theils durch namenlose Widerwärtigkeiten auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen, ehe sie ihr Ziel erreicht hatten. Der Verlust von Edessa (welches die Sarazenen 1142 einnahmen) und andere Unglücksfälle veranlaßten einen neuen Kreuzzug, dem der Papst Eugenius III. und sein Nachfolger Luccius II. betrieben. B e r n a r d (s. d. A.), Abt von Clairvaux, predigte das Kreuz, und bewog den deutschen Kaiser Conrad III. und den König von Frankreich Ludwig VII. sich an die Spitze der Kreuzfahrer zu stellen. Beide Fürsten zogen 1147 mit zahlreichen Heeren aus; doch ihr Zug lief sehr unglücklich ab. Der griechische Kaiser verfuhr feindlich gegen sie, in Asien fanden sie Hungersnoth, Pest und anderes Elend, und sowohl Ludwig als Conrad kehrten verdrossen zurück. Als aber Saladin im Oktober 1187 Jerusalem den Christen nach einer 88jährigen Besitzung wieder entrissen, wurden in allen Gemüthern alle die religiös romantischen Gefühlen wieder aufgeregt, die einst ihre Väter zur Eroberung des gelobten Landes begeistert hatten. Die drei Beherrscher der europäischen Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., Philipp August von Frankreich und Richard I. von England, sammelten gewaltige Heere, und entschlossen sich, sie persönlich gegen die Ungläubigen zu führen (1189). Man nimmt diesen als den dritten Kreuzzug. Das Unternehmen Friedrichs I. hatte ein sehr unglückliches Ende. Friedrich selbst verlor auf dem Zuge das Leben, und das große furchtbare Heer wurde theils durch die Beschwerlichkeiten des Marsches theils durch das Schwert der Türken größtentheils aufgerieben. Den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolemais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im Orient blieb. So war nun Europa

seit 230 Jahre durch diese schreckliche Schwärmerei entvölkert wurden, als der Papst Honorius III. auf einen Kreuzzug drang, an dessen Spitze sich der König Andreas V. von Ungarn stellte. Doch das Unternehmen hatte denselben Erfolg, wie auch die früheren. Friedrich II. unternahm den fünften Kreuzzug. Ihm gelang es, Jerusalem mit ganz Palästina und allen Arten, welche Saladin Balduin IV. abgenommen hatte, wieder in die Gewalt der Christen zu bringen. Der letzte Versuch der abendländischen Christen, ihren Brüdern in Palästina zu Hülfe zu kommen, war der verunglückte Zug Ludwigs VII. (letzter Kreuzzug von 1248 an). Das Kreuzheer unterlag auch dies Mal dem fremden Himmel, den Seuchen, dem Mangel und der feindlichen Uebermacht. Nicht lange darauf ging Alles, was die Christen je in Palästina besessen, an die Mameluken verloren, die Saladins Haus gestürzt, und die Herrschaft Egyptens an sich gerissen hatten. Tripolis, Tyrus, Berytus und Sidon wurden erobert, und endlich ging auch 1029 die stärkste Schutzmauer der Christen, Ptolemais, wo sich seit 110 Jahren die Johanniterritter aufgehalten hatten, an die Ungläubigen verloren. Was bei der Eroberung dieser Plätze nicht umkam, ward in die Sklaverei verkauft. Und so ward das Land wieder in den alten Zustand hergestellt, in welchem es vorher unter der Herrschaft der Seldschucken gewesen war. Man pflegt bei dieser Gelegenheit viel von den Folgen der Kreuzzüge zu sprechen, in den neuern Zeiten ist es jedoch Sitte geworden, die guten Folgen derselben als sehr gering anzuschlagen, die ganze Erscheinung aber als das landverderbliche, sinnlose Produkt eines dummen Aberglaubens zu verschreien. Gerechter scheint es, sich bei so großen Weltbegebenheiten, die der allgemeine Zeitgeist mit augenscheinlicher Nothwendigkeit hervorgerufen, alles Lobes und Tadels ganz zu begeben. Nur ein allen großen romantischen und religiösen Gefühlen verschlossenes Gemüth kann die erste Idee, welche die Kreuzzüge ins Leben rief, ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Alle Kreuzfahrer nun, die von dieser Idee ergriffen, die beschwerliche Reise antraten, haben in der That ihr Leben dadurch geadelt, denn nur in dem Maaße verdient ein Mensch Achtung, als die Ideen edel sind, für die er lebt und stirbt. Die Schlechten aber, die nur aus Rauf- und Plünderungssucht Theil nahmen, würden auch im Vaterlande nichts Nützlichers vollbracht haben, und wer von diesen den Beschwerden oder den Feinden erlag, darf kein großes Bedauern erwecken. In der ganzen Masse aber that ein jeder seine Wirkung, zur Emporschwingung nämlich des erschlafften Zeitgeists und zur Richtung der Gedanken von dem geringfügigen Einzelnen auf das erhabene Allgemeine. Hier wurden einmal wieder die Völker körperlich und geistig durch einander gemischt; morgen- und abendländischer Geist tauschte sich gegen einander aus; der durch die häusliche Einförmigkeit verengerte Sinn lernte wieder Welttheile umfassen, und der vielgewanderte Ritter kehrte stolzer und veredelter zurück. Für die Seestädte Italiens, besonders Venedig, Genua und Pisa, ging durch die Kreuzzüge ein ganz neues Leben an. Sie fingen an, das Südmeer zu beherrschen, wie die Hansestädte das nördliche, und bildeten innerhalb ihrer Mauern republikanische Verfassungen aus, den alten griechischen vergleichbar, und reich an den interessantesten Erscheinungen. Von den neuern Schriften über diese merkwürdigen Begebenheiten sind besonders die Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Friedrich Wilken, Leipzig 1807 — 1819, 3 Theile; Haken's Gemälde der Kreuzzüge (Frankf. a. d. O. 1808) und die Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge Leipzig bei Brockhaus (2 Bd. 1821—22) zu bemerken. Unter den Franzosen hat Michaud und unter den Engländern Mills neuerlich die Geschichte der Kreuzzüge bearbeitet. Ueber den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäische Welt aber findet man in der Schrift von Heeren: Versuch einer

Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808, sehr befriedigende Belehrungen.

Krieg, der Zustand persönlicher und tödtlicher Gewaltthätigkeiten zwischen Völkern. Vor dem Anfang des Kriegs ist die Aufkündigung des Friedens (Kriegserklärung) in sofern nothwendig, als man durch Androhung des Krieges schon eine Rechtsverletzung abwenden kann, ohne zur Gewalt selbst zu schreiten. Alle dem Zwecke eines gerechten Kriegs entsprechende Zwangsmittel, wodurch nicht das Recht eines dritten verletzt wird, sind rechtlich erlaubt; doch werden manche Arten von Feindseligkeiten, z. B. Meuchelmord, vergiftete Waffen u. s. w., weil sie unsittlich sind, in dem europäischen Völkerrechte als widerrechtlich angesehen. Im Kriege selbst ist Gewalt gegen die Person und das Gut der einzelnen Bürger nur zur Abwehrung der unmittelbar durch sie ausgeübten Feindseligkeiten und zur Verminderung der feindlichen Streitkräfte rechtmäßig; doch erwirbt das kriegführende Volk nicht das Eigenthum, sondern nur den Besitz der Sachen seines Feindes: daher Plünderung und Caperei, so wie die Sklaverei der Kriegsgefangenen widerrechtlich sind. Vergl. d. Art. Neutralität. Der Offensiv- oder Angriffskrieg kann eben so gerecht oder ungerecht seyn, als der Defensiv- oder Vertheidigungskrieg. Denn jeder Krieg ist als Mittel zur Behauptung des Rechts und Herstellung des Rechtszustandes nicht allein erlaubt, sondern auch Pflicht. Der vollkommene Rechtszustand und mit ihm der ewige Friede ist nach Kant eine Idee der Vernunft, die aber, eben als solche, in keinem Zeitabschnitt in wirklicher Vollendung eintritt, und demnach für das wirkliche Leben zur unendlichen Aufgabe wird. Diese Idee allein heiligt den Krieg, so oft er gegen rohe Naturgewalt, Willkühr und Selbstsucht, und um ihr Werk zu zerstören, geführt wird. Die Vernunft kann also weder kategorisch gebieten: es soll überhaupt kein Krieg, noch: es soll überhaupt kein Friede seyn, sondern bloß hypothetisch; es soll kein anderer Krieg und kein anderer Friede seyn, als solche, die vom echten Geiste rechtlichen Strebens durchdrungen sind. S. Fichte's Vorlesungen über den Begriff des wahrhaftigen Kriegs, Tüb. 1815. Tschirner über den Krieg, ein philosophischer Versuch, Leipzig 1815. Vergl. in dem Artikel Staatsvertrag die Grundsätze des heil. Bundes.

Kriegsbau-Ingenieur- oder Befestigungskunst besteht darin, irgend einen Platz oder jeden andern Ort, den man vertheidigen will, in einen solchen Stand zu setzen, daß man ihn mit einer geringen Besatzung gegen die Angriffe eines weit überlegenen Feindes behaupten kann. Die zu diesem Zwecke errichteten Werke nennt man Festungswerke. Die Anlage dieser Werke ist verschieden, je nachdem der Zweck, den man durch sie erreichen will, und die Waffen und Maschinen, mit denen der Angriff geschehen könnte, verschieden sind. Gegen einen Feind, der keinen Artillerie-Park mit sich führt, würde sich eine einfache Mauer halten, welche dem Angriffe mit groben Geschütze nicht widerstehen könnte. Die erste Befestigungsart war sehr einfach; sie bestand in aufgeworfenen und mit Rasen bedeckten Erdwällen oder in einer Pallisaden-Umzäunung. Mit der Vermehrung und Vergrößerung der Mittel zum Angriffe erhoben sich auch die Schutzwerke zur größern Festigkeit und Ausdehnung. Aus dem bloßen Erdwalle wurde eine Mauer mit einem Graben; endlich fügte man noch runde und viereckige Thürme hinzu, die in einer Entfernung von einander gebaut wurden, daß sie sich wechselseitig Hülfe leisten konnten, und hiemit war das Befestigungssystem der Alten vollendet. Vegetius entwirft es in wenigen Worten: Die Alten fanden, sagt er, daß die Festungsmauer nicht in einer graden ununterbrochnen Linie den Ort umgeben müsse; denn der Sturmbock würde leicht eine Lücke in ihr brechen; doch durch die Thürme, welche sie in kleiner Entfernung von einander erbauten, bildeten ihre

Mauern eine Schlangenlinie mit hervorspringenden und zurückweichenden Theilen. Will der Feind die Leitern anlegen oder seine Maschinen gegen die Mauer richten, so giebt er sich von allen Seiten, selbst von hinten den Wurfgeschossen blos. Mit dem Gebrauche der Kanonen bei Belagerungen erlitt das Fortifikations-System der Alten eine große Veränderung. Bastionen traten an die Stelle der Thürme. Bestimmt läßt sich die Epoche der Erfindung der Bastionen nicht angeben; so viel ist gewiß, daß sie 1500 schon im Gebrauche waren. Einige schreiben sie dem Hussiten-Anführer Ziska zu: er befestigte mit ihnen den Berg Tabor. Folard ist der Meinung, daß Achmet-Pascha Otrante, welches er 1480 einnahm, durch Bastionen, die noch jetzt vorhanden sind, in Vertheidigungszustand setzte; nach Andern soll der Veronese San-Michell ihr erster Erfinder seyn. In Deutschland schrieb der Ingenieur von Straßburg, Daniel Spekl, der 1589 starb, ein Werk über die Kriegsbaukunst, in welchem er sich als den ersten Deutscher nennt, der über dreieckige Bastionen geschrieben habe. Gewöhnlich wird die Befestigung eingetheilt in regelmäßige und unregelmäßige, in dauerhafte und vorübergehende. In der regelmäßigen Befestigung sind sich alle Bastionen gleich und bilden regelmäßige Figuren meist Polygone, an den alle Seiten sich gleich sind, und alle Winkel dieselben Grade habe. In der unregelmäßigen Befestigung sind sich nicht alle Seiten und Winkel gleich, sondern nur die korrespondirenden. Sie kann fast nur allein angewandt werden, da sich höchst selten ein Terain vorfindet, das so zusammenhängend und gleichmäßig ist, als es die regelmäßige Befestigung erfordert. Diese bietet übrigens große Vortheile, und ist der unregelmäßigen weit vorzuziehen; weil alle Seiten in gleichem Grade Widerstand leisten, und keine schwachen Stellen darbieten, die der Feind vortheilhaft berennen könnte; die unregelmäßige leidet an manchen Nachtheilen; die Natur des Bodens, die bunte Verschiedenartigkeit ihrer Werke, verbunden mit der Ungleichheit ihrer Seiten und Winkel erschweren ihre Ausführung ungemein. Trotz der großen Mühe, alle Seiten und Winkel gleich stark zu machen, kommen oft die geschicktesten Ingenieure nicht zum Ziele. Die vorzüglichsten Festungen Europa's beweisen dies. Die dauerhafte Befestigung findet bei den Plätzen Statt, die den feindlichen Angriffen zu jeder Zeit sich widersetzen sollen; die vorübergehende hingegen, die man auch Feldbefestigung nennt, findet ihren Platz, wo dem Feinde nur ein augenblickliches Hinderniß in den Weg gestellt werden soll; z. B. um eine Brücke zu vertheidigen, ein Lager zu verschanzen und zu befestigen, sich der Verbindung zwischen den verschiedenen Corps zu sichern. Man unterscheidet ferner die Kriegsbaukunst in natürliche, künstliche, alte neuere, offensive und defensive. Bei der natürlichen hat die Natur schon die meiste Arbeit übernommen und dem Feinde oft unübersteigliche Hindernisse, oder die doch durch eine kleine Hülfe der Kunst hinzu gemacht werden können, entgegengestellt; die künstliche, wenn gleich sie des Beistandes der Natur nicht ganz entbehren kann, schafft dagegen die vorzüglichsten Bollwerke. Selten trifft man einen Ort mit so günstiger Lage, daß nicht die Kunst Vieles zu seiner Befestigung thun müßte. Das Wesen der alten Befestigungskunst bestand in einer einfachen Mauer mit runden oder viereckigen Thürmen; der Hauptgegenstand der neuern sind aber die Bastionen. Die offensive hat alle nöthigen Verkehrungen zum Zwecke, um mit Vortheil den Feind anzugreifen; im Gegensatze der defensiven, bei der Alles nur auf die Vertheidigung berechnet ist. — Ein General, der einen zahlreichern Feind im Angesichte hat, sucht durch günstige Stellungen oder durch Verschanzungen, womit er sich deckt, die ihm mangelnde Zahl zu ersetzen. Man befestigt Plätze nur in der Absicht, damit sich eine viel kleinere Besatzung gegen die zahlreichste Armee sich vertheidigen und sie in ihren Fortschritten aufhalten könne. Bedürfte man zur Haltung einer Festung eine so große Truppenanzahl, daß sie sich auch mit dem

Feinde in offnem Felde zu messen vermöchte, so würde die Befestigung nicht allein unnütz, sondern der bedeutenden Kosten wegen, die ihr Bau und ihre Unterhaltung erfordern, selbst drückend für den Staat werden. Seit dem Entstehen der neuern Fortifikation haben die Ingenieure verschiedene Befestigungs-Systeme aufgestellt; bei jedem kömmt es auf die geschickte Lösung folgender vier Hauptpunkte an. 1) Die Festungswerke in ein so glückliches Verhältniß ihrer Lage zu bringen, daß sie so wenig als möglich dem feindlichen Feuer ausgesetzt werden, und leicht jeden Sturm abschlagen können. 2) Die Fortifikations-Methode muß sich auf alle Plätze, ihre Lage sey regelmäßig oder nicht, bequem anwenden lassen. 3) Der Bau und die Unterhaltung der Festungswerke dürfen keine zu große Summe kosten. 4) Die Festung darf keine zu zahlreiche Besatzung zu ihrer Vertheidigung erfordern. Die vorzüglichsten Befestigungs-Methoden, die sich in Europa das meiste Ansehn erworben haben, sind die des Grafen von Pagan, des Barons von Coehorn, von Scheiter und des Marschalls Vauban. Die Kriegsbaukunst enthält ebenfalls die Lehre, eine Festung oder Verschanzung mit Nutzen anzugreifen, die Befestigungen des Feindes zu zerstören, die freundlichen zu sichern, und die angreifenden Truppen vor den Vernichtungsmitteln und Beschädigungen zu schützen. Außerdem gehören zur Ingenieurkunst noch eine Menge von Hülfswissenschaften, als: eine allgemeine Kenntniß des Geschützes, und vorzüglich seiner Wirkungen, Pontonierwissenschaft, so wie alle Kriegswissenschaften überhaupt ferner Geodäsie und Architekur, und insbesondere auch die Meßkunst; daher auch nicht bloß der Kriegskunst Beflissene, sondern auch jeder Feld- oder Landmesser Ingenieur genannt wird.

Kriegsgefangene sind diejenigen, die sich entweder freiwillig, um ihr Leben zu erhalten, dem Feinde übergeben, oder wider ihren Willen, wenn sie außer Stand gesetzt werden, sich zu wehren, in die Gewalt desselben kommen. Die Gewohnheiten der alten Völker in Ansehung der Kriegsgefangenen waren jederzeit um so viel wilder und unmenschlicher, je unpolizirter die Nationen selbst waren. Nach dem heutigen europäischen und der unter christlichen Mächten angenommenem Gewohnheit, werden die Gefangenen nicht mehr wie bei den Römern in Fesseln geschlagen, der Knechtschaft unterworfen und als Sclaven behandelt, außer nur die von den Türken, Tartaren und Mohren Gefangene Jure retortionis. Heutzutage wird unter gesitteten Völkern nur gegen die als Feinde verfahren, welche zu den Waffen mitgreifen, und es werden daher nur wirkliche Soldaten und die dazu Gehörigen gefangen genommen. Die Gefangenen werden ordentlicher Weise nicht getödtet, sondern es wird ihnen, wenn sie sich ergeben, das Leben geschenkt. Gemeine Gefangene werden weiter nicht beschwert, als daß sie bis zu ihrer Lösung oder Auswechslung in Verwahrsam gehalten werden. Jede hohe Person, die in Schlachten oder sonst gefangen worden ist standesgemäß zu behandeln. Allen Offizieren wird gemeiniglich erlaubt, ohne Degen auf Parole, in der Stadt, wohin sie als Kriegsgefangene gebracht werden, frei herum zu gehen. Hohe Offiziere pflegt man auch wohl auf Parole los zu lassen, da sie dann nach verflossener Zeit sich wieder zu stellen, und unterdessen allen Feindseligkeiten sich zu enthalten schuldig sind, wenn sie nicht als Treubrüchige angesehen werden wollen. Diejenige, welche ihre Parole brechen, werden durch Urtheil und Recht für infam und vogelfrei erklärt, ihre Namen und geführte Chargen an den Galgen geschlagen, und sie selbst, wenn man sie wieder ertappet, mit dem Tode bestraft, oder wenn man ihnen in einem Treffen wieder mächtig wird, niedergemacht. Die Art und Weise wie Kriegsgefangene aus ihrer Gefangenschaft wieder frei werden, ist 1) die Ranzionirung, welches ein Vertrag unter den kriegenden Theilen ist, vermöge dessen beiderseits Gefangene für eine Summe Geldes, welches die Ranzion heißt, ihre Freiheit bekommen;

2) die Auswechselung, wenn beide kriegende Theile, vermöge eines Vertrags, ihre beiderseitigen Gefangenen einander zurück geben. Mit Gefangenschaft werden verschonet diejenigen, die keine Waffen führen, als Feldprediger, alte Leute, Weiber, Kinder, Bediente der Soldaten. Nach Kriegsgebrauch werden Feldärzte und Feldchirurgen unentgeldlich los gelassen. Bei Weibspersonen muß in folgenden Fällen Ranzion gezahlt werden: 1) wenn sie sich mit gewehrt haben; 2) wenn sie in Mannskleider sich verkleidet, und deren Dienste gethan haben; 3) wenn von der Gegenpartei von den Weibern auch Ranzion genommen wird. Auch können die Kriegsgefangenen aus ihrer Gefangenschaft wieder frei werden durch Loslassung und die Dienst-Annahme bei dem Feinde. — **Kriegsgesetze**, s. **Kriegsrechte**.

Kriegskunst. Die neuere Kriegskunst schreibt sich von der Einführung des Feuergewehres und der stehenden Heere her. Hierdurch erlitt die im Mittelalter gebräuchliche Art Krieg zu führen eine gänzliche Umwandlung. So lange persönlicher Muth und die Stärke des Armes im Kampfe hauptsächlich entschieden, hatte der Krieg für die höhere Klassen der Nationen einen großen Reiz, den er aber verlor, als der Einzelne nur im Zusammenwirken mit einer großen durch den Geist eines Einzigen geleiteten Masse etwas leisten konnte. Deßhalb wurden nach Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich des groben Geschützes, die Freiwilligen immer seltner, und man mußte zu gedungenen Soldaten aus den niedrigern Volksklassen seine Zuflucht nehmen; zugleich erfoderte nun das Kriegswesen eine größere Uebung, größere Fertigkeiten, und so entstanden allmählig die stehenden Heere. Allein die Kunst, die Truppen mit Vortheil zum Gefechte zu stellen und zu bewegen, kannte man noch nicht; sie verbesserte sich erst später und machte vorzüglich durch die großen Feldherrntalente Heinrichs IV., des Prinzen Moriz von Nassau und des Herzogs Alexander von Parma Fortschritte. Das System des stehenden Heeres wurde besonders durch Heinrich IV. in Frankreich und in den spanisch-niederländischen Freiheitskriegen ausgebildet; weit mehr noch geschah dies durch den dreißigjährigen Krieg. Die Heere bestanden auch jetzt noch größten Theils aus Menschen, die bloß für die Dauer des Krieges angeworben waren. Gustav Adoplh aber vervollkommnete die Taktik dadurch, daß er die tiefen Stellungen verminderte, kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen und manche Verbesserungen in der Artillerie einführte, wodurch überhaupt erst schnelle und künstliche Bewegungen möglich gemacht wurden. Bald darauf erhielt das gesammte Kriegswesen unter Ludwig XIV. durch den Kriegsminister le Tellier und dessen Sohn und Nachfolger Louvais, die Kriegskunst besonders durch Turenne und andere gleichzeitige große Feldherren eine Umstaltung. Durch Ludwig XIV, ward das System der stehenden Heere auf nie gesehene Weise ausgedehnt, indem er schon 140.000 Mann unterhielt. Dem Beispiele Frankreichs folgten bald alle anderen Mächte, außer England und Holland, denen die stehende Heere lange Zeit der Freiheit gefährlich schien. Im Anfange des 18. Jahrhunderts begann für das gesammte Kriegswesen um die Kriegskunst eine neue wichtige Periode. In Rußland bildete Peter der Große nach dem Muster der übrigen europäischen Staaten ein wohl disziplinirtes und geübtes Heer, und gegen die Mitte des Jahrhunderts erhob Friedrich Wilhelm I. Preußen zu einer ansehnlichen Militärmacht. Preußen gab zuerst das Beispiel fremder Werbung, und das stehende Heer ward bald so stark, daß es mit der Bevölkerung des Staates nicht mehr im Verhältnisse stand. Das Heer sollte zu einer blos kunstfertigen Maschine gebildet werden, und diese Idee wurde vorzüglich durch Friedrich II. in Ansehen gesetzt. Die Kriegskunst erhielt durch Friedrich eine hohe Ausbildung; der große König selbst ward ihr vollkommenstes Muster, und sein Beispiel wirkte sogar auf die kleinsten Staaten. Das System der stehenden Heere dehnte sich immer weiter aus; preußische Taktik

wurde das Vorbild für alle Heere Europa's. Doch bald zeigten sich die Fehler, die dieses ganze System schon im Keime trug. Die übergroße Zahl der geworbenen Fremden, meist aus dem Auswurfe anderer Völker bestehend, führte immer mehr zu einer entehrenden Disziplin, die den Militärstand höchst elend machte. Jede Aussicht auf Beförderung wurde durch ausschließliche Besetzung der Offizierstellen mit Adligen benommen. Die gewaltige Ausdehnung der stehenden Heere hatte eine weite Kluft zwischen ihnen und den Völkern bewirkt; nur das Heer war bewaffnet, die Nationen aber wehrlos. Durch die Revolution aber fiel dieses ganze bisherige System in seine Nichtigkeit zurück. Frankreichs Nation griff selbst zu den Waffen, und die verrostete Maschine der stehenden Heere vermochte dem kräftigen Andrange eines sich verjüngenden Volkes nicht zu widerstehen. Eine neue einfache Taktik, durch junge militärische Genies gegründet, entstand. Sie blieb unbesiegt, so lange sie ihrem ursprünglichen Zwecke treu blieb. Als aber Napoleon in den alten Wahn verfiel, das Heer zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Absichten erniedrigte; als die übrigen Mächte Europas durch die Erfahrung belehrt, und auf ihre gerechte Sache vertrauend, die Völker aufriefen, selbst die Waffen für Freiheit und Recht zu ergreifen: da bewährte es sich aufs Neue, daß keine noch so vollkommene Maschine den Kampf gegen moralische Kraft und wahre Begeisterung zu bestehen vermöge.

Kriegsrecht. Dies Wort wird in verschiedener Bedeutung gebraucht. Es bedeutet 1) den ganzen Inbegriff der Kriegsgesetze d. h. gewisser vom Kriegsherrn vorgeschriebenen Regeln, nach welchen die Soldaten, und welche dazu gehören, ihre freien, auch die Rechte und Verbindlichkeiten betreffenden Handlungen einzurichten verbunden werden. Die Kriegsgesetze können entweder uns schon aus der gesunden Vernunft bekannt seyn, oder sie sind von einem Landesherrn gegeben worden. Im ersten Falle machen sie das natürliche, und im zweiten das positive Kriegsrecht aus. Das natürliche Kriegsrecht reicht ohne das positive nicht zu; dieses ist entweder das Staats- oder das Kriegs-Privat-Recht. Das Staatskriegsrecht ist ein Inbegriff derjenigen Gesetze, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Landesherren unter sich, wie auch zwischen ihnen und ihren Unterthanen in Absicht des Krieges festsetzen. Es kommt hiebei auf Bündnisse, Vergleiche, und wenn keine vorhanden sind, auf das allgemeine Völkerrecht an. Das Privatkriegsrecht ist der Inbegriff der Gesetze, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Soldaten gegen den Kriegsherrn, die Offiziere und Andere festsetzen. Die Kriegsgesetze werden ferner, wie andere Gesetze, in fremde und einheimische, ausdrückliche u. stillschweigende eingetheilt. Einheimische Kriegsgesetze sind, die ein Landesherr oder seine Vorfahren gegeben haben; fremde, die von auswärtigen Fürsten publizirt worden sind. Ausdrückliche Kriegsgesetze sind diejenigen, welche ein Fürst hat publiziren lassen; stillschweigende sind die Observanzen und Gebräuche, welche nach und nach durch stillschweigende Einwilligung des Kriegsherrn bei der Miliz eingeführt worden sind. Die ausdrücklichen Kriegsgesetze sind in Ländern in Druck vorhanden; dergleichen sind die Kriegsartikel, oder die Gesetze für die Soldaten in Krieg und Frieden, Reglements, Ordonnanzen, Edikte u. s. w., welche das Kriegswesen betreffen; an diese ist auch der Soldat gebunden, wenn er gleich noch nicht zur Fahne geschworen hat; oder sie werden unter Trommel- und Pauken-Schlag, oder Trompetenschall verkündigt; oder sie werden mündlich bei der Parole, oder sonst befohlen, wohin z. B. die Kriegsordre gehört. Die Kriegsgesetze verbinden nicht nur wirkliche Soldaten, sondern auch Weiber, Kinder, Bediente der Soldaten und was sonst bei der Miliz in Diensten steht, und sich bei derselben aufhält. Bei Erklärung dunkler Kriegsgesetze muß man seine Zuflucht zu andern Kriegsgesetzen desjenigen Kriegsherrn, von welchem das dunkle Kriegsgesetz gegeben worden ist, wie auch zu den

Kriegsgebräuchen und Observanzen derselben Miliz, nehmen. Bei der Entscheidung nach den Kriegsgesetzen, ist zu merken, daß man in vorkommenden Fällen zuerst die besonderen Edikte, Ordres, Reglements u. s. w., die wegen einer Sache gegeben worden, in Betrachtung ziehen müsse; in Ermangelung die Kriegsartikel und andere ausdrückliche Kriegsgesetze, und nach diesen die Kriegsgebräuche und Observanzen. Sind deren keine vorhanden, so richtet man sich auch nach den Landes-Verordnungen und Gesetzen; 2) bedeutet Kriegsrecht, das Recht Krieg zu sehen. 3) Ein Gericht, welches von mehreren in dem Kriegsrecht erfahrenen Personen über ein Verbrechen aus dem Militärstande gehalten, und auch das Kriegsgericht, noch häufiger aber das Standrecht genannt wird.

Kriegsschiffe. Sie werden in vier Klassen getheilt. In die erste gehören die Linienschiffe (s. d. Art.). Die Schiffe von 50 Kanonen bilden bei den Engländern eine zweite Klasse, und werden von ihnen regelmäßig nicht zu den Linienschiffen gerechnet, obgleich sie zuweilen in die Linie gestellt werden; bei den Niederländern und Franzosen galten sie immer als Linienschiffe. Die dritte Klasse bilden die Fregatten oder Schiffe von 24—46 Kanonen, und die vierte die kleinern Kriegsfahrzeuge, die Schebecken, Brigantinen, Bricks, Cutters, Kanonenböte ꝛc. Die Kriegsschiffe haben in der Regel eine doppelte Bemannung, von Matrosen und Seesoldaten, welche letzten ein besonderes, in Regimenter getheiltes, stehendes Corps bilden, während jene in Friedenszeiten größtentheils entlassen und nur beim Ausbruch eines Kriegs durch Werbung oder Conscription von Neuem zusammen gebracht werden. Vergl. Caper.

Kritik. Dieses ursprünglich griechische Wort bezeichnet im Allgemeinen die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes. Die Kritik kann in zwiefacher Hinsicht betrachtet werden: als Wissenschaft ist sie der Inbegriff der Regeln, nach welcher die Urtheile gefällt werden müssen; als Kunst betrachtet ist sie die Fertigkeit, diese Regeln gehörig auf einen vorliegenden Gegenstand anzuwenden. Soll die Beurtheilung kein fragmentarisches, unsicheres Raisonnement sein, so setzt sie jedesmal die Theorie voraus: denn eine gründliche Beurtheilung ist nur durch die wissenschaftlich klare Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes möglich. Die Kritik findet hauptsächlich bei den freien Thätigkeitsäußerungen des menschlichen Geistes statt, insbesondere in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst, den höchsten Gegenständen menschlicher Thätigkeit. In Beziehung auf die Wissenschaft wird sie in die philosophische und historische Kritik eingetheilt. Die philosophische Kritik ist im weiteren Sinne eine wissenschaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenstandes und ihre Verhältnisse zur Darstellung betrachtende Kritik; im engeren Sinne die Beurtheilung philosophischer Werke; endlich gab Kant dem Namen Kritik eine ganz neue Bedeutung, indem er ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, oder die Untersuchung dessen, was dem Menschen zu erkennen möglich sei, bezog. S. Philosophie u. Kant. Die historische Kritik sucht die innere Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit der einzelnen historischen Begebenheiten, die Wahrheit der Zeugnisse u. s. w. zu prüfen und zu bestimmen. Mit ihr ist sehr nahe verwandt die philologische Kritik, worüber man den Art. Philologie nachsehe. In Beziehung auf die Kunst ist die Kritik entweder eine ästhetische oder eine technische, d. h. sie beurtheilt entweder ein Kunstwerk nach seinem innern Werthe, oder sie beurtheilt bloß die Anwendung der Werkzeuge oder Darstellungsmittel der Kunst. Man macht sich von der Kritik gewöhnlich eine falsche Vorstellung, als bestände sie bloß in dem Scharfsinne, an einem Gegenstande der Wissenschaften oder Künste Fehler aufzudecken. Es ist aber nichts unersprießlicher, als ohne Anschauung des Ganzen und des aus ihm hervorgehenden Geistes lediglich das einzelne Mangelhafte aufzuspüren und wiederzugeben. Die ächte Kritik ist dieser rein

entgegengesetzt. Sie sucht, wie der edle Winkelmann sich ausdrückt, Schönheiten früher und brünstiger als die Flecken; sie tadelt die Mängel der Ausführung milde und bescheiden, aber streng, nur gegen das Unwahre und Häßliche, das mit Anmaßung ins Heiligthum der Wissenschaft und Kunst eindringen will, schwingt sie die Geißel der Satyre. So wie sich die wahre Kritik von unächter unterscheidet, so unterscheidet sich auch der Kritiker von dem Kritikaster. Jener ist vom ächten Geiste der Kritik beseelt, bei ihm entscheidet allein die innere Vortrefflichkeit, er vermag das Schöne und Große in jeder Gestalt zu erkennen, und weiß es gehörig zu würdigen. Dieser aber macht zwar Anspruch auf den Namen eines Kritikers, kennt aber das Wesen und die Kraft desselben nicht. Er geht meist aus unedlen Beweggründen nur darauf aus, das Fehlerhafte und Untröstliche eines Werkes, eines Menschen oder einer Zeit aufzufinden. Er urtheilt gewöhnlich nach willkührlich festgestellten Regeln, die er allgemein durchsetzen will: er stößt sich nur an Aeußerlichkeiten und setzt das Wesen der Kritik in Nebendingen und Kleinigkeiten. Durch diese ihren Mißbrauch ist die Kritik selbst in einen üblen Ruf gekommen und der Name eines Kritikers ist nicht selten mit dem Begriff eines hämischen tadelsüchtigen Menschen verbunden worden. Doch es ist gewiß, daß die ächte Kritik ihren Werth, den die Geschichte beilegt, stets beibehalten wird. Die Geschichte zeigt, daß die Kritik sehr oft die Künste und Wissenschaften von Irrwegen abgeführt, und auf den rechten Weg geleitet habe.

Kritik der reinen Vernunft, s. Kant.

Kritische Philosophie, s. Kant und Philosophie.

Krone (von dem Lat. corona). In der Heraldik bezeichnen die verschiedenen Arten der Kronen den Rang der Personen, auf deren Wappen sie erscheinen. Bei den Römern gehörten sie unter die Belohnungen für ausgezeichnete Verdienste um den Staat. Es gab deren mehrere Arten; 1) corona triumphalis, die dem triumphirenden Feldherrn zuerkannt wurde und aus einem Lorbeerkranze bestand; 2) corona ovalis, ein Myrthenkranz, den derjenige Feldherr trug, dem die geringe Art des Triumphs, die Ovation, zugestanden wurde; 4) corona castrensis, für die, die ein feindliches Lager zuerst erstürmten; 5) corona muralis, für den, der zuerst die Mauer einer belagerten Stadt erstieg; 6) corona civica. S. Bürgerkrone.

Kronion, s. Jupiter. — Kronos, s. Saturn.

Kropf, ein Geschwulst am mittlern und vordern Theile des Halses. In dieser Gegend liegt die flache Schilddrüse über dem Kehlkopf und der Luftröhre ausgebreitet, in deren Anschwellung sehr oft der Kropf (Struma) besteht. Eben so oft aber schwellen auch nur nahe gelegene Drüsen oder Zellgewebe an, was man im gemeinen Leben Kropf nennt; auch entsteht eine solche Halsgeschwulst durch heftige Anstrengungen, Schreien, schwere Niederkunft. rc.

Krünitz (Joh. Georg), Doktor der Medizin zu Berlin, und daselbst 1728 geboren, er studirte zu Göttingen und Frankfurt a. d. Oder. Er starb zu Berlin 1756. Sein ganzes Leben verdankte er literarischen Geschäfte. Sein Hauptwerk ist die ökonomische technologische Encyklopädie, worin er mit guter Auswahl und fleißige Benutzung vorhandener Quellen manches Schätzbare geleistet hat; doch weil er anfangs keinen bestimmten Plan entworfen, so sind manche Gegenstände mit unverhältnißmäßiger Weitläuftgkeit ausgeführt. Er führte sie nur bis zum 7ten Bande fort, wo über den Art. Leiche ihn der Tod ereilte. Nach ihm wurde sie durch Fr. Jak. Flörke, dessen Bruder H. G. Flörke, und seit 1815 durch J. W. D. Korth fortgesetzt, und ist bereits bis zu 131 Bänden angewachsen.

Kugel, ein runder Körper, dessen Oberfläche an allen Punkten gleichweit vom Mittelpunkte entfernt ist. Alle Kugeln sind sich ähnlich und verhalten sich wie die Cubi ihrer Durchmesser. Die Oberfläche einer Kugel wird gefunden, wenn man den größten Umfangszirkel mit 4 multiplicirt.

Der Inhalt wird gefunden, wenn man die Oberfläche mit dem 6ten Theile des Durchmessers multiplicirt. Archimedes fand, daß die Kugel 2 Dritttheile eines Cylinders sey, der mit ihr gleichen Durchmesser und Höhe hat.

Kügelgen (Gerhard von), Historien- und Porträtmaler, Mitglied der Akademien von St. Petersburg und Berlin, Professor an der Akademie zu Dresden, war ein Zwillingsbruder des noch lebenden Landschaftmalers Carl von Kügelgen, und den 6. Januar 1772 zu Bacharach am Rhein geboren. Beide Brüder erhielten eine sehr sorgfältige Erziehung. Ihre Aehnlichkeit war in der zarten Kindheit so groß, daß selbst die Mutter nur durch Bezeichnung mit verschiedenfarbigen Bändern sich gegen die Namenverwechselung sichern konnte, und noch in spätern Jahren fanden die sonderbarsten Verwechselungen statt. Gerhard Kügelgen zeigte schon frühe Neigung zum Bilden; in seinem 10. Jahre begann er Porträte nach der Natur zu zeichnen, ohne eine andere Vorübung gehabt zu haben, als man so häufig in der spielenden Zeichenbeschäftigung der Kinder gewahr wird. Sein späterhin bewundertes Talent, Individualitäten aufzufassen, war in diesen ersten Versuchen schon zu erkennen. Dem Vater aber, der die Kunst verachtete, und bei so mancher ihm bekannt gewordenen lockern, ja liederlichen Persönlichkeit der Künstler sogar etwas Sündhaftes in ihrem eiteln Treiben entdeckt zu haben glaubte, mißfiel seine heftige Liebe zur Malerei, und er schickte ihn mit seinem Bruder, der eben so früh seine Neigung zu landschaftlichen Gegenständen verrieth, auf das Jesuitengymnasium in Bonn, wo sie sich zu einer wissenschaftlichen Bildung vorbereiten sollten. Sie waren noch nicht 17 Jahre alt, als der Vater starb. Gerhard erhielt jetzt von der Mutter die Erlaubniß, sich ganz der Kunst zu widmen. Der verdienstvolle Historienmaler Zick in Coblenz übernahm seinen Unterricht. Auf einer Lustreise nach Mainz mit seinem Bruder Carl machte er zufällig die Bekanntschaft des Historien- und Porträtmalers Fesel aus Würzburg. Dieser Mann, ein strenger Schüler von Mengs und enthusiastischer Verehrer der Kunst, gewann die jungen Talente lieb, nahm sie in sein Haus, und übernahm ihren weitern Unterricht unentgeldlich. Nach einem halben Jahre schon munterte der brave Meister seine beiden Zöglinge auf, Beweise ihrer Talente ihrem Landesherrn zur kräftigen Unterstützung vorzulegen, damit sie vielleicht in Dresden oder in Rom eine höhere Schule besuchen könnten. Gerhard malte zu diesem Zwecke sein eigenes Porträt mit einem Blatte in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinsel zu einer auf Wolken thronenden Minerva emporstrebt, von einer Bettlerin in Lumpen aber, der Armuth, an einer Kette zurückgehalten wird. Durch die Mitwirkung eines liberalen, alles höhere Streben gern befördernden Mannes, des Kammerpräsidenten Freiherrn von Spiegel zum Desenberg, der schon als Vorsteher des Gymnasiums die jungen Leute wegen ihres Schulfleißes liebgewonnen hatte, und der des Fürsten erster Liebling war, wurde den angehenden Künstlern vom Churfürsten Maximilian Franz von Köln ein Jahrgehalt von 200 Dukaten auf drei Jahre bewilligt, womit sie versuchen sollten, in der allen Kunstverwandten heiligen Roma ihre schönen Naturgaben ferner auszubilden. Am 4. Mai 1791 trat das junge Künstlerpaar zu Fuß seine Wanderschaft nach Rom an. In Rom begaben sie sich weder in die Schule eines einzigen Meisters, noch unterwarfen sie die Leitung ihrer Studien dem Rathe einer fremden Stimme. Gerhard fand nur in den Antiken jene Harmonie, die sich in nichts widerspricht; und was ihm diese in der Schönheit menschlicher Form darstellten, das zeigten ihm Raphaels Werke in der Schönheit menschlichen Ausdrucks. In dieser Zeit wurde durch den französischen Revolutionskrieg die Verbindung zwischen den Rheinlanden u. Rom gehindert, und es konnte den Brüdern nun kein Geld mehr geschickt werden. Gerhard reiste 1795 mit einem jungen Liefländer, der sein

Freund war, von Rom zu Fuß nach München, wo sein Talent eine sehr erwünschte Aufnahme fand. Eines Morgens, als er sich im Beschauen der herrlichen Meisterwerke jener Gallerie vergnügte, sah er auf einmal einen wunderlichen kleinen schwarz gekleideten Mann auf sich zukommen. Es war der reiche Lord Bristol, der nach Gerhards Abreise den jüngern Kügelgen in Rom kennen gelernt hatte, und diesen nun leibhaftig vor sich zu sehen glaubte. Er fand es unbegreiflich, wie ein armer Maler ihm, dem reichen Lord, der durch Tage und Nacht von Rom gereiset, habe den Vorsprung abgewinnen können. Das Außerordentliche eines solchen doppelten Menschen entzückte den brittischen Sonderling über alle Maßen. Gerhard gewann nun die volle Zuneigung desselben: es wurden ihm reichliche Bestellungen angetragen, ja es wurde ihm sogar, wenn er nach Rom zurückkehren wollte, auf unbestimmte Zeit ein Jahrgehalt von 100 Dukaten angeboten, damit er ruhig seine Studien fortsetzen möge. Der junge Künstler schwankte. Dorthin winkten ihm Italien und die Kunst, allein die Unsicherheit jedes Planes und jeder Hoffnung und einer so verhängnißvollen Zeit, auch das Unzuverlässige in der Versicherung eines grillenhaften Engländers, dieses und mehreres andre machte ihn bedenklich. Endlich bestimmte sein Entschluß die Ankunft seines Freundes, jenes jungen Liefländers, der von Lausanne kam. Dieser drang in ihn mit Liebe, er möchte ihm nach Riga folgen in das väterliche Haus, wo er wie ein Kind würde aufgehoben seyn. Unmöglich konnte Gerhard den Bitten eines Freundes widerstehen, der im Augenblicke der Noth sein Reisegeld mit ihm getheilt hatte. Er zog mit ihm in seine Heimath und kam im Sept. 1795 in Riga an, wo seine Persönlichkeit sowohl als sein Talent die erfreulichste Aufnahme fand. 1798 reiste er mit dem jüngern Bruder, der ihm 1797 nach Riga gefolgt war, nach St. Petersburg. Hier ward er mit höchst einträglichen Arbeiten vom Hofe und vom Publikum überhäuft. Er sah sich nun bald in der Lage, um die Hand eines gebildeten Mädchens anhalten zu können, das er in Reval kennen und lieben gelernt hatte. Nachdem er mehrere Jahre verheirathet in Petersburg gelebt und durch seinen Fleiß ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, kehrte er 1804 in das geliebte Vaterland zurück. Er besuchte die noch lebende Mutter in Koblenz, und ließ unter ihrem Schutze Frau und Kind, um bei den aus aller Welt zusammengeraubten Kunstschätzen im pariser Museum zu verweilen. Bald nach seiner Rückkehr starb ihm die geliebte Mutter. Betrübt durch diesen Verlust verließ der Künstler seine, ihm durch das französische Leben fremd gewordene Heimath, und beschloß sich in Dresden, das ihn durch seine reiche Kunstschätze und seine herrliche Gegend anzog, sich niederzulassen. Hier lebte er von Allen geliebt und geachtet seit dem Mai 1805. Glückliche Verhältnisse begünstigten seinen ungestörten Fleiß, der eine große Anzahl trefflicher Werke nach und nach aus seinem reichen Kunstgemüth ins Leben rief. Auf der Mitte seiner schönen Bahn fiel er unter den Händen eines Raubmörders, eines sächsischen Artilleristen, auf freier Straße nahe bei Dresden den 29. März 1820. In seinen Werken bemerken wir eine besonders korrekte Zeichnung und eine durch das Studium der Antike erzeugte schöne und kräftige Form des menschlichen Körpers. Sein sanftes gefälliges Colorit entspricht seiner Zartheit, obschon Einige es zuweilen schwärzlich finden wollen, wenigstens größere Wärme wünschen, die jedoch in seinen spätern Bildern wahrgenommen wird. Der Ausdruck seiner Köpfe ist groß und edel; insbesondere sind die weiblichen Gestalten anziehend durch eine ganz eigene Grazie, die sich von der allgemein beliebten, modernen, faßlichen und manierlichen sehr unterscheidet. Seine Lieblingsgemälde sind aus der alten Mythologie oder Gegenstände allegorischen Inhalts. In der letzten Zeit hat er auch oft bi-

blische Gegenstände gewählt. Gewöhnlich liebt er einzelne Figuren oder aus wenigen Gestalten zusammengesetzte Gruppe. Man will daher behaupten, daß sein Genius die in Marmor bildende Kunst mit eben so viel Erfolg würde ausgeübt haben; wie er denn auch einzelne Figuren in Thon meisterhaft dargestellt hat. Unstreitig behauptet bei ihm das Gefühl das Uebergewicht über die Fantasie, die sich mehr in Menge der Gestalten gefällt. Sein geschäftiger Verstand dürfte wohl auch manchmal sinnreich genug sein, eine gar zu bestimmte Bedeutsamkeit in seine Bilder zu legen. Bei seinen Porträts ist es merkwürdig, daß er nicht nur das Charakteristische einer jeden Individualität vollkommen treu wiederzugeben vermag, sondern auch seine Köpfe von solcher Seite und Beleuchtung zu nehmen weiß, daß sein Abbild fast jedes Mal dem Urbilde sprechend ähnlich und doch veredelt erscheint. Das Leben beider Brüder befindet sich im 11. St. der Zeitgenossen.

Kuh (Ephraim Moses) gehört unter die Männer aus dem jüdischen Volke, die sich in neuerer Zeit durch Geist und Gemüth hervorgethan haben. Er wurde 1721 in Breslau geboren, wo sein Vater ein begüterter Kaufmann war. Die ungewöhnlichen Anlagen seines Geistes, die er schon frühe zeigte, bewogen seinen Vater, ihn zum Studium der rabbinischen Glaubenslehren zu bestimmen. Der junge Kuh machte zwar ungemeine Fortschritte und erwarb sich ausgezeichnete Kenntnisse in der hebräischen Sprache; allein da der Vater seinen Widerwillen gegen diese Wissenschaften bemerkte, beschloß er ihn zum Kaufmanne zu bilden und ließ ihn in der französischen, italienischen und englischen Sprache unterrichten. Hiedurch gewann er die Bekanntschaft mit der neuern Literatur und faßte eine besondere Neigung zu den ausgezeichneten Dichtern derselben. Nach dem Tode seines Vaters, der ihm ein ansehnliches Vermögen hinterließ, ging er auf den Antrag seines Oheims nach Berlin, um dort die Führung der Kasse bei einer Gold- und Silbermanufaktur zu übernehmen. Hier gewann er durch seinen edlen Charakter und seine mannichfaltigen Talente die Achtung und Freundschaft des vortrefflichen Mendelssohn, Ramlers und anderer Zierden Berlins, die einen wohlthätigen Einfluß auf seine Geistesbildung und Entwickelung seiner natürlichen Anlagen zur Poesie ausübten. Allein bald kam er hier durch seine unerfahrne Gutherzigkeit, die unverschämte Bettler und listige Betrüger auf eine niederträchtige Weise mißbrauchten, und durch seine verschwenderische Bücherliebhaberei ins Unglück, und innerhalb 4 Jahren sah er sich des größten Theiles seines väterlichen Vermögens beraubt. Den noch übrigen Theil erschöpfte er auf einen 2jährigen Reise durch Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland. Er kam hiedurch in eine so hülflose Lage, daß er nach seiner Vaterstadt zurückkehren und bei seinen Verwandten Hülfe suchen mußte. Seine Brüder gaben ihm Kost und Wohnung und ließen ihn außerdem noch von einem Capital von 700 Thalern lebenslang die Interessen ziehen. Er war jetzo zwar wieder in eine ruhige und bequeme Lebenslage gekommen; allein das Andenken an den Verlust seines Vermögens und an die Tücke und den Undank der Menschen benahm ihm alle Heiterkeit der Seele. Er fiel in tiefe Schwermuth, die allmählig in stillen Wahnsinn, und zuletzt in tobende Raserei überging. Einige lichte Zwischenräume ausgenommen, blieb er 6 Jahre in diesem schrecklichen Zustande, aus welchem ihn endlich die Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit seines Arztes rettete. Es ist bemerkenswerth, daß er gerade in einem Mittelzustande von Wahnsinn und Vernunft seine besseren Gedichte hervorgebracht hat. Nach der Wiedergenesung seines Geistes wurde er 1788 durch einen Schlagfluß gelähmt und der Sprache beraubt; 4 traurige Jahre verlebte er noch in diesem

Zustande, voll Gram und Kummer sehnte sich seine Seele nach Befreiung von allen Schmerzen des irdischen Lebens. Er starb endlich am 5. April 1790, sanft unter dem Gebete seiner Freunde. Kuh war freundlich und gefällig im Umgange, seine Belesenheit und seine philosophischen Kenntnisse machten seine Unterhaltung lehrreich und angenehm. Ein Hauptzug in seinem sanften Charakter war Edelmuth und Mildthätigkeit. Sein Herz war allen erhebenden Gefühlen der Religion offen; gottergeben trug er die Leiden seines Lebens. Er gehört nicht in die Reihe der Dichter, die die Muse in die Geheimnisse der Poesie eingeweiht; aber doch unter denen, die in glücklichen und schönen Stunden manche kleine Gunst der Göttin abzulocken wußten. Seine Gedichte sind jetzt fast gänzlich vergessen; sie zeichnen sich aus durch eine leichte Sprache und fließende Versifikation, und nicht selten wird man durch ein glückliches Epigramm, ein leichtes anakreontisches Lied, oder durch eine artige Tändelei überrascht. Sie wurden erst nach seinem Tode in eine Sammlung gebracht und herausgegeben unter dem Titel: Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh, 2 Theile, Zürich 1792.

Kuhblattern, Kuhpocken, Schutzblattern. Im Holsteinischen und in England herrscht von Zeit zu Zeit eine Krankheit der Kühe epizootisch. Es bilden sich nemlich Eiterpocken an den Eutern derselben. Diese Blattern sind selbst für die Menschen ansteckend; die, welche mit den Blattern behaftete Kühe melken, erhalten an den Händen ähnliche Pusteln, wodurch sie gegen die wirklichen Menschenpocken geschützt werden. Jenner beobachtete eine Menge Menschen, welche das Kuhpockengift von den Thieren aufnahmen, und der Gefahr der Ansteckung der wahren Pocken nicht mehr ausgesetzt waren. Er machte mit ihnen vielfache Versuche: er impfte den, welche schon die Kuhkrankheit durchgemacht hatten, die natürlichen Blattern ein, und bei allen wurde es durch das Fehlschlagen der Letztern bestätigt, daß die Kuhpockenkrankheit dem menschlichen Organismus die Fähigkeit benehme, die natürlichen Pocken hervorzubringen. Jenner und seinen Bemühungen verdanken wir es, daß eine der schrecklichsten Krankheiten, welche Länder verwüstete, ausgerottet wurde.

Kuhlichan (Thamasp) auch Schah Nadir genannt, geb. 1687, persischer König. Er war der Sohn eines Schäfers. Er hieß eigentlich Nadir, und war anfänglich persischer Feldherr, verließ aber bald den Militärdienst und wurde Anführer einer gefürchteten Räuberbande. Mit dieser bot er dem Prinzen Thamasp, Sohn des letzten Saphis, seine Dienste an. Er hatte gar bald eine Armee. Ispahan und ganz Persien unterwarfen sich ihm. Kuhlichan, der nur kämpfte, um sein eignes Glück zu machen, sammelte allein, nachdem er zum Scheine den Titel eines Sklaven des Prinzen angenommen hatte, alle Früchte des Sieges ein. Es ließ den Thamasp blenden, und ward 1736 unter dem Namen Schah Nadir König von Persien. Nach vielen verlornen Schlachten schlossen die Türken mit ihm Frieden, und gaben ihm, Bagdad ausgenommen, alle eroberte Plätze zurück. Voll Ehrsucht und Habgier richtete er jetzt seine Wünsche auf das Reich des großen Moguls, wollte es bezwingen und sich mit dessen Schätzen bereichern. Mit einer in Vergleich des mogolischen Heers sehr kleiner Armee zwang er den Großmogul bald, sich ihm gefangen zu geben. Die Hauptstadt Delhi ließ er einäschern und über zweimal hunderttausend Einwohner niederhauen; bemächtigte sich der dortigen Schätze, deren Werth man auf mehr als 4000 Million berechnet; vereinigte 3 Königreiche des hindostanischen Reiches mit Persien, und legte auf die übrigen Länder einen Tribut. Er übergab endlich die Regierung an einen Vicekönig, und ließ dem Prinzen, den er seiner Staaten beraubt hatte, den leeren Titel eines Kaisers. Nach der Rückkehr in sein Reich endigte er unglücklicher

Weise seine Laufbahn unter den meuchelmörderischen Händen seines Neffen (1747). Siehe über ihn die Geschichte des Nadir Schah von Mirsa Muhammed Maha, aus dem Persischen ins Französische übersetzt von William Jones, nach der französischen Ausgabe ins Deutsche übertragen, Greifswalde 1773, 4.

Kuma oder Kyme, s. unter C.

Kunkellehn (von Kunkel d. i. die Spindel) heißt dasjenige Lehen, welches auch Frauen erben können, jedoch nur in dem Falle, wenn keine männlichen Erben vorhanden sind.

Kunst. Das Wort ist von können hergeleitet; es begreift eine Fähigkeit in sich, etwas zu thun, und ist folglich etwas Praktisches; sie beruht nemlich auf einer freien und thätigen Aeußerung der Kräfte nach und zu einem bestimmten Zwecke; seine Kräfte aber frei thätig zu äußern, vermag nur das vernünftig-sinnliche Wesen, der Mensch; Kunst ist demnach im strengen Sinne des Wortes nur das Eigenthum der Menschheit. Die Natur hingegen ist an Nothwendigkeit gebunden, sie wirkt und schafft ohne Bewußtseyn der Mittel und Zwecke, nach Gesetzen, die sie sich weder gab, noch erkennt. Diesen Erklärungen nach steht die Kunst mit der Natur im Gegensatze; jene als frei thätige Schöpferin, die nach bewußten Zwecken und Gesetzen bildet und erzeugt, diese als willenlose Schafferin, die den Kreis ihrer Metamorphosen nothwendig durchlaufen muß. Nichtsdestoweniger steht Natur und Kunst in genauer Verbindung; das menschliche Können, was in seiner Thätigkeitsäußerung in die Sinnenwelt treten muß, ist nicht im Stande, den Stoff, das Materiale, an dem es seine Kräfte zeigen soll, zu schaffen; es muß durch die Natur gegeben seyn, und so weit hangen alle Künste von ihrer Gunst ab. Eine andere Abhängigkeit der Kunst von der Natur liegt im Menschen, als dem Schöpfer und Bildner der Kunst, selbst. Seine Kunstfähigkeit, so frei sie auch immer erscheinen mag, ist es doch nur in gewissen Grenzen; sie ist eine Naturkraft, und fällt hiemit in ihren Wirkungen unter die Naturgesetze, deren Charakter Nothwendigkeit ist; doch da der Mensch diese Gesetze erkennt, mit freier Wahl und Bewußtseyn, nach mehrern Richtungen seine Kräfte gesetzmäßig leiten und wirken lassen kann, ist er, so abhängig er sich auch von der Natur fühlen muß, doch ihr freier, selbstständiger Sohn, wenn er sich im Vergleich mit den Thieren und der leblosen Natur betrachtet. Aus dem Gesagten läßt sich leicht der Charakter der Kunst folgern. Sie ist frei, weil sie mit Wahl und Bewußtsein wirkt; sie ist vernünftig, weil sie frei ist, denn Freiheit ist ohne Vernunft nicht denkbar. In Hinsicht auf die Vernunft wirkt sie nach Zwecken und Idealen, nach welchen zwar auch die Natur schafft; doch eine treibende Nothwendigkeit bringt sie zu ihrem Ziele, und ihre Ideale schuf eine andere Vernunft, ihre Zwecke dachte ein anderer Verstand, der göttliche. Nicht Schöpferin des Stoffes, kann die menschliche Kunst nur Schöpferin der Form seyn; in ihrer Macht liegt es nicht neue Naturkräfte zu erzeugen, sie kann aber die vorhandenen aus ihren Verbindungen trennen und sie wieder in verschiedene, freundliche oder feindliche Verhältnisse bringen, wodurch Produkte entstehen, die zwar in ihren einzelnen Kräften, welche zu ihrer Bildung zusammen traten, ein Eigenthum der Natur, aber zugleich auch durch die neue Verbindung, worein sie die Kunst brachte, zu der das Urbild vielleicht nicht im Reiche der Natur existirt, Werke und Erzeugnisse der Kunst sind. Von der Wissenschaft unterscheidet sich die Kunst durch Thun. Wissenschaft ist die systematische Erkenntniß der Natur und ihrer Erscheinungen; sie sucht die nothwendigen Gesetze des Seyns und des Denkens auf, und strebt nach der Erforschung des letzten Grundes der Dinge und ihres Zusammenhanges; sie ist, ihrem reinen Begriffe nach, bloß speculativ; während der Begriff Kunst etwas Praktisches voraussetzt; jene beruht auf

der theoretischen Entwicklung des Geistes; diese auf einer praktischen Fertigkeit. Ihr Gegenstand ist kein bloßes Wissen, noch wird er unmittelbar durch ein Wissen hervorgebracht; sie ist aber das Mittel, das Medium, wodurch jegliches Wissen als äußere Erscheinung hervortritt, sinnlich anschaubar wird. Aus diesem Grunde hat man auch die Poesie zu den Künsten gerechnet, weil sie, als inneres Gedachtes, als inneres Wesen, durch die Kunstfertigkeit der Sprache ins äußere Leben tritt. Wissenschaft und Kunst sind aber dadurch wieder verknüpft, daß diese ein inneres Wesen nothwendig voraussetzt, dem sie äußere Gestalt giebt; denn ohne eine Erkenntniß des Zweckes und der Mittel zu seiner Erreichung ist keine Kunst möglich: auf der andern Seite sind aber auch die geistigen Thätigkeiten, als subjektive Gründe alles Wissens und Erkennens, immer bildungsfähig, und können durch Uebung und richtige Leitung zu einem höhern Grade der Fertigkeit erhoben werden, Gedanken zu verbinden und sie nach Ideen zu ordnen, und in so weit könnte man auch diese innern Thätigkeiten Kunst nennen. Ferner liegen der objektive Gehalt der Wissenschaften und ein Theil des Gebiets ihrer Erkenntnißgründe in der Natur; sie mag nun sich die Erkenntniß ihre Objekte und des Zusammenhanges der äußern Dinge auf dem Wege der Beobachtung oder des Versuchs erwerben, so erfodern Letztere doch immer Geschicklichkeit und Uebung, folglich Kunstfertigkeit. Die Wissenschaft vermag zwar durch bloße Spekulation oder durch einen Schluß, durch Analogie und Induktion eine Wahrheit im Gebiete der Natur zu entdecken; weil aber eine so gefundene Wahrheit bloß Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen kann, so bedarf die Wissenschaft, um zur Gewißheit zu gelangen, der Bestätigung der Natur; sie muß ihr Fragen vorlegen, und sie zur Beantwortung nöthigen. Da aber die Wissenschaft nur vermittelst der That auf die Natur einwirkt, so muß sie das, was sie spekulativ als wahr erkannte, darstellen, d. h. ihm irgend eine sinnliche Form geben, oder mit andern Worten, sie muß versuchen, und zur Kunst werden. Das Wesen der Kunst läßt sich demnach im Gegensatze der Wissenschaft folgender Maaßen bestimmen. Kunst ist Darstellung, sie bringt das innere Wissen als Erscheinung in die Sinnenwelt, ihr Hauptzweck ist die Versinnlichung und nicht das Wissen an sich; das Wesen der Wissenschaft sind hingegen allgemeine Wahrheiten, Erkenntnisse der Gesetze und des Causal-Zusammenhanges der Dinge; wenn sie daher ins Gebiet der Kunst übergeht und auch darstellt, so ist dies ihr nur Nebenzweck, Mittel, um zu jenen allgemeinen Wahrheiten, zum klaren Bewußtseyn der Begriffe und ihrer Verbindungen zu gelangen. In welchen Bedingungen lag und liegt noch das Entstehen der Kunst? Was war es, welches den Menschen dazu bewog, die Kunstfähigkeiten, die Anlagen zur künstlerischen Bildung, zu wirklichen Kunstfertigkeiten auszubilden? Die Bedingungen der Kunst liegen beim Menschen theils in dem Gefühle der Kraft, in dem Drange, thätig zu seyn, theils in der Nothwendigkeit, sich durch eigene Kräfte bald vor dem gewaltigen Eindringen der Umgebungen zu schützen, bald sich die Natur durch selbst geschaffene Mittel zu unterwerfen, um Zwecke zu realisiren, welche nicht ihr eigen sind. Die Fähigkeiten, durch deren Entwicklung der Mensch sich zur Humanität erhebt und eigentlich zum Menschen macht, erhielt er von der Natur nicht als wirkliche Kräfte, sondern als Vermögen, mit den aber zugleich ein Trieb, ein dringendes Bedürfniß verbunden ist, sie in Thätigkeit, in Anwendung zu setzen, und so das schlummernde Vermögen zur lebenden Kraft auszubilden. Z. B. von der Hand der Natur bekam der Mensch keine Sprache, aber Sprachfähigkeit, verbunden mit dem drängenden Gefühle diese Naturanlage auszubilden; was die Natur pflanzte, will sie groß erzogen und in Blüthe und Frucht sehen; sie überläßt daher nie den Wachsthum des Geistes dem Ungefähr, sondern hat

theils die Bedingungen zur Entwickelung des Keims so allgemein verbreitet, daß sie ihren Zweck nie verfehlen kann; theils senkte sie in das innerste Wesen des Keims das Bedürfniß, seine Anlagen thätig zu äußern. Auf diese Weise sorgte sie dafür, daß die Kunstanlagen zu Kunstfertigkeiten erhoben wurden, und zwang selbst den Menschen, indem sie ihm den gewaltigen Einflüssen der äußern Welt bloß stellte, daß er selbst der Bildner seiner Fähigkeiten, der Schöpfer seiner Kräfte, der Künstler und der Gegenstand seiner Kunst zugleich wurde. Der Mensch, sagt Baco, ist der Diener und Dollmetscher der Natur und weißt nur in so weit, als er Kenntniß von den Wesen hat, die ihn umgeben, und kann nur in so weit, als er Mittel besitzt, sie durch sie selbst zu besiegen, indem er ihre Kräfte spaltet, und sie mit einander in Kampf setzt. Dies vermag er nicht allein durch seine nackte Hand, so stark, unermüdet und gelenkig sie auch sey; mit ihr vermag er nur eine kleine Anzahl Wirkungen hervorzubringen, und ist mit ihnen in keinem Verhältniß der entgegenstehenden äußern Macht gewachsen; er muß also das Mangelnde durch Combination ersetzen, er muß Mittel erfinden, die Naturkräfte zu trennen, zwischen ihnen Zwietracht zu erregen, um sie durch sie selbsten zu bekämpfen, und durch gesetzliche Leitung der Einen den Widerkampf der Andern zu besiegen, um den selbstthätiggeschaffenen oder ihm gegegebenen Zweck zu erreichen. — Künste. Wir haben den Begriff der Kunst bisher im Allgemeinen betrachtet; der Begriff einer Kunst aber bezeichnet die Richtung der Kunstthätigkeit oder die Aeußerung einer bestimmten Kunstfähigkeit nach gewissen Regeln und zu einem gewissen Zwecke. Man unterscheidet daher die Künste durch die Zwecke, durch die Bedürfnisse, welchen sie Befriedigung verschaffen sollen, durch die Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung vorzugsweise thätig sind, und durch die Art, wie sie thätig sind. Der Zweck einer Kunst kann einem höhern Zwecke untergeordnet seyn, eine Kunst kann bloße Dienerin einer andern seyn; und nimmt man die Idee der Humanität, die Erreichung der Bestimmung des Menschen, als den höchsten Zweck an, so sind die Künste, je nachdem sie diesem Zwecke näher oder entfernter stehen, höhere und absolute oder niedere und relative Künste. Dem Bedürfniß nach beziehen sich die Künste entweder mehr auf den Körper und auf die thierischen Begehrungen, oder auf die feinere Sinnlichkeit und Phantasie, oder auf den Geist. In Hinsicht der Kräfte, welche sich vorherrschend bei ihnen wirksam zeigen, sind es entweder geistige Künste und diese kann man wieder unterscheiden, je nachdem diese oder jene Geistesthätigkeit, als Phantasie, Witz, Verstand, wirksamer ist; oder körperliche, welche letztern man auch mechanische Künste nennt, im Gegensatze mit den erstern, welche auch freie heißen, weil bei diesen eine hoher Grad geistiger Kraft, ungebundene Freiheit in ihrer Wirksamkeit obwaltet, woraus ein reinerer Genuß und Selbstgenügsamkeit mit ihrer eigenen Aeußerung hervorgeht. Mit den mechanischen Künsten hingegen ist ein beschwerlicherer und größerer Aufwand von Körperkräften, eine mehr sklavische Aufmerksamkeit auf die Regel verbunden, und man kann durch lange Uebung in den meisten es dahin bringen, daß man ohne Nachdenken ihr Ziel erreicht; in welchem Falle die Kunstfertigkeit mit dem Kunsttriebe der Thiere fast gleich zu stehen kommt. Im Alterthume hießen freie Künste artes liberales, ingenuae, bonae; es waren solche, den sich der Freigeborne allein geziemend widmen konnten; die mechanischen hingegen nannte man serviles, weil nur Sklaven sie ausübten. Diese Eintheilung entstand aus dem Ursprunge der Gewerbe bei ihnen. In ihren eigenen Familien wurde anfangs Alles, was zur Haushaltung, zur Kleidung, zu den verschiedenen Geräthen nothwendig war, bereitet, und die Verfertigung desselben war ausschließlich den Sklaven übertragen. Die Alten zählten sieben freie Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik,

Musik, Geometrie und Astronomie. Später wurden auch die nichtzünftigen Gewerbe zu den freien Künsten gerechnet. In dieser weiten Ausdehnung kann man die freien Künste wieder unterscheiden in solche, welche den Zweck ihrer Darstellungen außer ihren Werken liegen haben; sie wollen belehren, überzeugen, überreden, dem Verstand oder dem Willen eine Richtung ertheilen, die mit ihrer Darstellung in keiner andern Verbindung steht, als daß diese das Mittel zur Lenkung und Leitung jener ist; oder in solche, welche ihren Zweck in sich selbsten haben; ihre Darstellungen selbst sind ihr Ziel. Sie wünschen und wollen nichts weiter, als daß die innere Welt, welche sich mit tiefer und großer Fülle im Geiste des Künstlers bewegt, in die Erscheinung trete; ihr Streben ist es, die Ideale der Phantasie zur sinnlichen Anschauung zu bringen, und in einer reinern in sich abgeschlossenen und schönen Form darzustellen; unbekümmert, ob diese Darstellungen noch einen anderweitigen Zweck haben können oder nicht. Man nennt diese Künste auch absolute, oder Künste vorzugsweise, und ihre Leistungen eigentlich Kunstwerke. Da aber diese Künste ihren Zweck in sich haben, so müssen sie eine nothwendige Selbstständigkeit besitzen, und ihr Wesen muß zu der höchsten Idee der Menschheit gehören, es muß eine solche Idee selbst seyn; und diese ist die Schönheit. Absolute Künste sind daher nur die schönen Künste, deren einzig Ziel es ist, die Idee der Schönheit anschaulich in ihrer Vollkommenheit darzustellen; d. h. das Ideale mit dem Sinnlichen und Individuellen in Uebereinstimmung zu bringen. Sie berücksichtigen nicht den Nutzen und die Brauchbarkeit, den die niedern und relativen Künste huldigen; wenn gleich auch diese, doch nur in ihrer höchsten Vollendung, Anspruch auf schöne Form in ihren Werken machen können und machen. — S c h ö n e K u n s t überhaupt oder auch Kunst vorzugsweise. Das Gebiet der schönen Kunst ist, wie gesagt, die Uebertragung der Idee der Schönheit in die Sinnlichkeit oder Darstellung schöner Ideale. Kunstwerk, jedes Werk, an dem die Idee der Schönheit mit dem Individuellen in Uebereinstimmung gebracht ist, oder doch gebracht werden sollte. Es galt lange für einen Grundsatz, das Wesen der schönen Künste sey Nachahmung der Natur. Die Natur schafft kein vollständig schönes Ganze, zum wenigsten hat die Erfahrung noch keines aufzuweisen; sie kann es auch nicht; denn sie muß in ihren Bildungen die Schönheit dem Nutzen, und dem Charakter ihre Organisationen opfern; Schönheit ist ihr daher nur ein untergeordnetes Ziel, was sie nie ausschließlich, sondern nur dann berücksichtigt, wenn sie ihre Hauptabsicht auch in schönen Formen erreichen kann; sie formt zwar nach dem Typus des Schönen; doch ist er ihr nicht das höchste Gesetz. Bei den schönen Künsten findet aber das Entgegengesetzte statt; die Kunst kann daher in dieser Hinsicht nicht Nachahmung der Natur seyn. Demungeachtet ist diese auf der andern Seite wieder der Prototyp des Künstlers, indem sie der sinnliche Inbegriff aller einzelnen schönen Formen und Gestalten ist; mit ihrer unendlichen Fülle individueller Erzeugungen schwebt sie dem Künstler bei seinen Schöpfungen vor, und er gestaltet, verbindet, verschmilzt die Menge individueller Naturerscheinungen, mit der seine Phantasie geschwängert ist, nach der Idee der Schönheit zu einem Ganzen, daß zwar theilweise in der Natur existiren mag, aber nie in diesem Zusammenseyn, in dieser Harmonie und Bedeutung vorhanden war. Doch auch in einem andern Sinne darf die Kunst die Natur copiren, wenn nemlich die Natur schön ist; hiemit hört aber die schöne Kunst nicht auf, schöne Kunst zu seyn. Sieht der Künstler, daß sich die Naturformen und Gestalten der Idee der Schönheit nähern, so ist es ihm erlaubt, sie so darzustellen, wie die sinnliche Anschauung sie ihm gab; doch nur die schöne Natur, und nicht die häusliche darf er nachahmen. In diesem Falle hat er nicht zu fürchten, aus dem Range eines Künstlers gestrichen zu werden, weil er die Hauptbedingungen seiner Kunst erfüllt hat;

er erkannte und erfaßte die Naturschönheit, bezog sie auf die Idee, und gab, wie er sie in sein Inneres aufnahm, sie wieder hin. Nicht allein die sinnliche Natur mit ihren mannichfachen Erscheinungen und Veränderungen ist Gegenstand der Kunst; auch das innere Leben der Menschheit, ihre tausendfältigen Gestaltungen, Charaktere, Schicksale, Thaten und Leiden liefern der Kunst den Nachahmungsstoff, und sind folglich in Bezug auf sie Natur, d. h. äußere Erscheinungen. Eine todte Schönheit ist etwas sich Widersprechendes: bringt eine schöne Darstellung in dem Gemüthe des Beschauers nicht die Wirkung hervor, welche die Schönheit ihrem Wesen nach erzeugen muß, so ist sie nicht schön mehr. Schönheit ist demnach etwas Lebendiges, und Lebenerweckendes; d. h. das Gemüth des Zuschauers in Thätigkeit Setzendes; sie wäre aber weder das Eine, noch könnte sie das Andere wirken, wenn sie nicht aus einer lebendigen Quelle, aus dem Leben selbst, entspringe. Diese Lebens-Quelle quillt im Geiste des Künstlers; er muß es in sich tragen, und es außer sich verkörpern können. Ein Kunstwerk ist folglich die schöne Darstellung eines schönen innern Lebens. Doch das Leben des Kunstwerks kann nur ein Scheinleben seyn, weil es nur die Copie eines lebenden innern Zustandes des Künstlers ist; das Portrait lebt selbst nicht, es entspricht aber dem belebten Originale, indem es dasselbe lebend darstellt. Aus dem Gesagten lassen sich nun folgende charakteristische Kennzeichen eines Kunstwerks herleiten. 1) Sein höchstes Gesetz ist die Schönheit; sie ist ihm so nothwendig, wie den Naturerzeugnissen der Zweck des Nutzens. 2) Jedes Kunstwerk ist ein in sich rein abgeschlossenes Ganze, folglich ein Individuelles; es erschöpft daher nicht die Idee der Schönheit, sondern trägt nur die unendliche, allgemeine, höchste Schönheit auf diese oder jene Weise in die Sinnlichkeit. Die Idee der Schönheit überhaupt ist eine Aufgabe für alle Kunstwerke aller Zeiten und Zonen. 3) Als Darstellung des Idealen muß das Kunstwerk ideal, nach einer Idee, gebildet seyn; aber als individuelle Schöpfung zugleich muß es einen Charakter, unterscheidende Züge und Eigenthümlichkeiten, mittelst welcher es zu dem, was es seyn soll, zum Individuum wird, besitzen. Die Unendlichkeit und Endlichkeit vermählen sich in einem Kunstwerke, und da die letztere aus einem Mannichfaltigen besteht, das nach der Idee zur Einheit im Kunstwerke verknüpft werden soll, so muß die Verknüpfung harmonisch und organisch seyn. Eintheilung der schönen Künste. Alle Künste, insofern ihr Ziel Darstellung des Idealen im Sinnlichen, Verkörperung der höchsten Idee der Schönheit ist, umfaßt ein gemeinschaftliches Band, und das Wesen der Kunst und aller Künste ist im Grunde nur Eins. In ihrem unendlichen Reiche unterscheiden wir aber mehrere Arten, die nach den Zwecken und Bedürfnissen, auf deren Erzielung und Befriedigung ihr Streben gerichtet ist, von einander sich trennen. Die verschiedenen Classen der schönen Künste müssen, wenn man sie philosophisch-ästhetisch deduciren will, aus dem Wesen und den Begriffen der schönen Kunst überhaupt hervorgehen. Das Wesen der schönen Kunst überhaupt ist Darstellung in der Welt der Erscheinungen. Der Mensch lebt nun in einer doppelten Erscheinungs-Welt, in der äußern und innern; für beide hat er besondere Sinne, mit denen er die Veränderungen in diesen objektiven Sphären auffaßt. Man unterscheidet daher Künste des äußern Sinnes und Künste des innern Sinnes. Durch fünf verschiedene organische Thätigkeiten nehmen wir die Außen-Welt in uns auf; doch nur zwei derselben liefern uns helle, deutliche Empfindungen und klare Anschauungen selbstständiger, äußerer Formen und Verhältniss: das Gesicht und das Gehör; die andern hingegen vermögen uns von den Körpern gar kein Bild zu geben; durch sie treten wir mit der Außenwelt vielmehr in innigere unmittelbare Berührung und nehmen selbst die Körper theilweise in uns auf; aus dieser

Ursache sind die Empfindungen des Geruchs und Geschmacks verworren, undeutlich und zu grob sinnlich, um zum Organe der feinen und geistigen Schönheit dienen zu können. Zwar erhebt sich der Tastsinn über die beiden niedern und ist das Verbindungsglied zwischen ihnen und den höhern, und möglich, selbst wahrscheinlich ist es, daß ein Blinder durch ihn sich einen Begriff von schönen Körpern ertasten kann; doch ist der Sinn zu schwerfällig und langsam, als daß er mit den höhern um den Vorzug, vorzugsweise Schönheitssinn zu seyn, rivalisiren könnte. Auge und Ohr sind daher die Hauptthore, durch die schöne, äußere Darstellungen in unser Inneres dringen; nach diesen theilen sich also die Künste in bildende und tönende, oder in plastische und musikalische. Die innere Welt erfassen wir durch den innern Sinn, dessen Empfindungen der Gedanke mittelst der Einbildungskraft umfaßt; es giebt daher auch eine Kunst des innern Sinns, die Gegenstände der innern Welt durch die Phantasie und zunächst für die Phantasie darstellt; sie heißt Dichtkunst, Poesie. Dieses aber sind Elementar- oder Stammkünste. Andere sind abgeleitete, untergeordnete, wie die Malerei, Bildhauerkunst (Plastik, Skulptur), Baukunst, und diesen analog, jedoch mit Rücksicht auf die successive Erscheinung eines Kunstgartens, auch die Gartenkunst; oder zusammengesetzte abgeleitete, welche man auch Uebergangskünste nennen könnte. Letztere sind die Deklamation und Mimik, von denen die erstere von der Poesie zur tönenden Kunst, diese von der Poesie zur bildenden Kunst den Uebergang macht; aus Deklamation und Mimik entspringt die Schauspielerkunst; die Tanzkunst aber bildet den Uebergang von der Mimik zur tönenden Kunst. Theorie der Künste, Kunstphilosophie. Kunstwissenschaft ist die Wissenschaft von der schönen Kunst und den verschiedenen Gebieten derselben. Kunstphilosophie betrachtet die schöne Kunst und die Künste überhaupt nach ihrer Idee, und handelt sie in alleiniger Beziehung auf die philosophische Idee der Schönheit ab; eben so bezieht sie jede einzelne schöne Kunst auf sie, und leitet ihre Theorie und Grundsätze aus ihr her. Weil aber jede Kunst Mittel, Stoffe, Werkzeuge und eine Kenntniß ihres mechanischen Gebrauchs und ihrer richtigen Anwendung zu ihren Darstellungen verlangt, so giebt es auch eine technologische Wissenschaft der schönen Künste, eine Technologie. Kunstsinn, Kunstgeschmack, Kunstkenntniß, Kunstkritik, Kunstrichter, Kunstfreund. Es ist nicht genug, ein Kunstwerk anzuschauen, es will empfunden, in demselbem Geiste, der es erschuf, aufgefaßt seyn; und um es recht zu würdigen und seinen vollen Werth zu erkennen, müssen alle jene Kräfte, welche im Künstler vereint es hervorbrachten, ebenfalls im Beschauer erregt und thätig seyn; wenn auch nicht in gleicher Energie, Klarheit, Lebhaftigkeit und gleichem Feuer. Der Genuß eines Kunstwerkes setzt daher dieselben geistigen Thätigkeiten voraus, welche es ins Daseyn riefen; ohne ein feines Gefühl für Schönheit, ohne eine lebhafte Phantasie wird jegliches Kunstwerk für den Betrachter todt bleiben. Diese natürlichen Anlagen, die psychologischen Bedingungen zum ästhetischen Genusse, bilden gemeinschaftlich den Kunstsinn. Wie Alles im Menschen, so ist auch er der Bildung fähig; er kann verfeinert, veredelt, erweitert, das ästhetische Gefühl durch die Denkkraft zum Urtheil erhoben werden. Der Kunstsinn vermag durch Uebung und Bildung seiner Naturanlagen dahin zu gelangen, daß er im Stande ist, sich Rechenschaft von seinem Genusse abzulegen, schnell und sicher das Kunstwidrige von dem Kunstgerechten in einem ästhetischen Werke zu unterscheiden; das individuelle Schöne der Darstellung auf die Idee der Schönheit zu beziehen, und das Ganze nach Regeln zu beurtheilen. Diese Fertigkeit der Urtheilskraft in Bezug auf ästhetische Erzeugnisse nennt man Kunstgeschmack. Man kann daher Kunstsinn ohne Kunstgeschmack,

und beide ohne Kunstkenntniß besitzen, welche letztere die Kenntniß des Wissens der Kunst und der Künste, der Technologie und der Geschichte derselben umfaßt. Aus der Verbindung dieser dreien geht endlich die wahre Kunstkritik hervor. Zu einem Kunstrichter hingegen wird nicht allein erfodert, daß er einen regen Kunstsinn besitze, denselben zur feinen Kunst gebildet, und eine tiefe Kunstkenntniß sich erworben habe; er muß sie auch praktisch zu gebrauchen, und auf Kunstwerke anzuwenden wissen.

Kunstausstellung, s. Ausstellung.

Kunstbildung. 1) Im weitesten Sinne. Der Mensch und vorzüglich in civilisirten Gesellschaften verdankt die Entwicklung seiner Naturgaben und den Gebrauch seiner körperlichen und geistigen Kräfte mehr fremden Händen, mehr den Einflüssen des geselligen Lebens und den Einwirkungen, welche Lehrer, Meinungen Anderer, und der Drang der Verhältnisse auf ihn ausüben, als der Natur. Schon von der Wiege an ist er ein Zögling der Kunst, welche ihn auch im höchsten Alter nicht verläßt; sondern stets mit geschäftigen Fingern an ihm formet, wirket und bildet. Der Mensch ist daher im wahren Sinne des Wortes ein Kunstwerk, und seine Erziehung, Kunstbildung. Doch der Ausdruck Kunstbildung wird selten in dieser weiten Bedeutung genommen; in seinen engern Gränzen begreift er jede methodische, d. h. mit Absicht und nach einer bestimmten Regel erworbene Bildung; Cultur im beschränktern Sinne: und im engsten und gebräuchlichsten versteht man unter ihm die Entwicklung und Bildung der Naturanlagen in Bezug auf schöne Kunst und schöne Künste. Diese kann doppelter Art seyn: entweder geht ihr Streben dahin, den Menschen zur Ausübung der Kunst, zum wirklichen Künstler zu erziehen, oder ihr Ziel ist blos theoretische Ausbildung der ästhetischen Kräfte; in beiden Fällen ist sie aber wahre Bildung, weil sie die schlummernden Vermögen des Menschen zur Kraft erweckt, die doppelte Anlage seiner Natur, die sinnliche und geistige, zu höherer Thätigkeit belebt, ihren Kreis erweitert, und beide in harmonischen Einklang, Ideal und Wirklichkeit verbindend, bringt; Kunstbildung wirkt, weil ihr Harmonie der ästhetischen Thätigkeiten als Ziel vorschwebt feindselig auf Kunstschwärmerei; sie beschränkt die egoistisch vorherrschende Phantasie in ihrem plan- und ideelosen Schwärmen, und das zu feurige und lebhafte Gefühl, was die Leitung der Vernunft nicht anerkennen will; sie läutert aber zugleich den Kunstenthusiasmus, und lenkt ihn zum Rechten und Wahren. Der begeisterte Künstler, der über seine Schöpfung seine Persönlichkeit vergißt, der, ganz erfüllt von seinem Ideale, sein inneres Leben zur Anschauung bringen will, steht in Gefahr, sich durch seine Begeisterung zu weit hinreißen zu laßen, wenn ihm nicht die Kunstbildung als leise Mahnerin zur Seite weilt, und ihn auf die feine und scharfe Linie der Schönheit aufmerksam macht. Bildung regelt und läutert die Begeisterung, und ohne dem Enthusiasmus seine Kraft zu nehmen, verhütet sie blos sein regelloses Ueberfluthen, und schützt ihn vor Schwärmerei. Ohne Kunstbildung ist keine Kunstkritik denkbar; so wenig als ein Urtheil ohne Begriffe möglich ist.

Kunstfertigkeit, s. Virtuosität.

Kunstreisen. Jede Reise, welche, um sich zu bilden, unternommen wird, könnte man Kunstreise nennen; man beschränkt aber gewöhnlich Kunstreisen, wie Kunstbildung, auf die schönen Künste. Wie jene sich in theoretische und praktische scheidet, je nachdem sie vorzugsweise einen Kunstkenner oder einen Künstler erziehen will, so haben auch die Kunstreisen einen theoretischen oder praktischen Zweck: welche sich allerdings auch beide bei einer Kunstreise verbinden lassen. Für den Künstler sind solche Reisen von größter Wichtigkeit. Die Kunst ist zwar ein allgemeines Eigenthum der

Menschheit, sie gehört keinem Lande, keiner Zeit ausschließlich an; aber ihre Darstellungsart, ihr Charakter und Gepräge wechselt mit den Völkern, Zonen und Zeiten; ein Künstler, wenn er Meister in seiner Kunst werden will, darf sie nicht einseitig in einem Volke, in einer Zeit studieren; er muß durch Selbstanschauung den Geist und die Manier der Künstler, welche sich durch ihre Originalität hervorthaten, kennen lernen: keine Beschreibungen, selbst die genauesten Copien sind nicht im Stande, das Geistige, das innere Leben, was der Künstler über und in seine Schöpfungen ausgegossen hat, auszudrücken; nur durch Selbstanschauung kann es erfaßt werden. Nicht weniger ersprießlich ist für den Künstler die Menge schöner Formen, mit der er auf einer Kunstreise seine Einbildungskraft bereichern kann; unter diesen sind zwar die ideellen von großem Werthe; einen größern besitzen aber die natürlichen; sie regen und reitzen nicht wenig zum selbstständigen Schaffen auf, und benehmen doch dem Künstler weniger seine Freiheit. Ein Kunstwerk, so allgemein die in ihm dargestellte Idee der Schönheit auch seyn mag, ist doch mehr oder weniger lokal. Der abweichende Charakter einer Kunst in diesem oder jenem Lande wird durch mehrere Umstände bestimmt; durch das Clima, den Boden, durch das Gemüth des Volkes, durch Sitten, Verfassung, Religion; kurz Alles, was auf die Empfindungs- und Denksphäre einer Nation Einfluß hat, trägt dazu bei, den Künstler und seine Werke zu individualisiren, und macht ihn mit zu dem, was er ist. Diese Individualität eines Kunstwerkes und seines Bildners läßt sich aber nicht besser ergründen und begreifen, als wenn man durch eigene Forschung die Bedingungen seines Entstehens und seines charakteristischen Unterschieds erkannt hat. Ein Kunstwerk muß, um es ganz zu durchdringen, wie eine Pflanze, auf seinem Mutterboden allseitig betrachtet werden. Der Dichter, als Künstler, kann zwar der Kunstreisen entbehren; da die Geisteswerke großer Männer in der Poesie durch Schriften mitgetheilt werden, so brauchen die Dichter sie daher nicht an ihren Geburtsstätten kennen zu lernen; nichts destoweniger dürften Reisen viel zu ihrer Bildung beitragen, da der Umgang mit Menschen sie bildet, und das Leben in seinen vielgestalteten Verhältnissen ihre vorzüglichste Schule ist. In den Zeiten, in welchen die Schriftsprache gar nicht bekannt, oder nur wenig verbreitet war, zogen auch die Sänger von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Fürstenhof zu Fürstenhof, und ernteten mit ihrer Leier Belohnung und Lob ein. Diesen Reisen hat die Nachwelt es größtentheils zu verdanken, daß ihre Gedichte im Munde des Volkes leben blieben und vollständig erhalten wurden. Orpheus wanderte mit der Leier im Arme, Homer durchzog die ionischen Städte, und nach ihm reisten die Rhapsoden zu den verschiedenen Spielen Griechenlands, und ließen sich bei den öffentlichen Wettkämpfen und in den Odeen hören. Die späteren Troubadours und Minnesänger durchzogen die Länder; selbst als aus den Minnesängern sich die Zunft der Meistersänger bildete, ward den zünftigen Dichtern das Wandern zur Pflicht gemacht. Wenn auch dem Dichter nicht eben das Reisen nothwendig ist, so verlangt doch jede Nationalpoesie zu ihrer gründlichen Kenntniß und ihrem richtigen Studium Reisen und einen längern Aufenthalt in ihrer Heimath. Wie hätten wir uns wohl von der indischen Poesie, von ihrem Geiste und Charakter einen vollständigen Begriff entwerfen können, ohne Kenntniß des indischen Volkes, seiner Sitten, Gebräuche, Verfassung und Religion? Ueberdies lernt man das Organ der Poesie einer fremden Nation, die Sprache, nicht besser, als in dem lebendigen Verkehr mit der Nation selbst kennen. Mehr als die Poesie bedürfen die plastischen, tönenden und mimischen Künste der Reisen zu ihrer Ausbildung. Die Ursachen sind aus dem Gesagten leicht zu finden. Der Architekt hat in seinem Vaterlande selten die Gelegenheit, alle Style in der Baukunst kennen zu lernen;

am allerwenigsten aber die Meisterwerke der alten Architektur, die trefflichsten Vorbilder des guten Geschmacks kennen zu lernen. Deswegen sind unsere Baukünstler von jeher so häufig nach Italien gereist. Ein gleiches Verhältniß hat es mit dem Bildhauer; ohne Anschauung und Studium der Antiken wird er nie etwas Außerordentliches in seiner Kunst leisten.

Kunststraßen, s. Chausseen.

Kunstschulen sind Lehrinstitute, in welchen hauptsächlich im Technischen der Kunst Unterricht ertheilt wird; sie sollen nicht den eigentlichen Künstler bilden, sondern nur den Mechanismus der Künste lehren. Zur Erziehung des wahren Künstlers hat man Schulen höherer Ordnung, Kunstakademien errichtet, deren Zweck es ist, dem Anfänger Alles darzureichen, was zu seiner idealen und selbstthätigen Entwicklung erfoderlich ist. Die Kunstakademien haben häufige und heftige Gegner angetroffen; nicht Künstler, behaupteten ihre Feinde, welche durch Thaten ihren Genius beurkundeten, gehen aus ihnen hervor; im Gegentheil, das ächte Kunsttalent wird verbildet; anstatt sich praktisch zu äußern, wird es zu einem theoretischen Kunstschwätzer, anstatt Selbstschöpfer zu werden, suchen die akademischen Zöglinge ihren Künstlerruf durch anspruchvolles Absprechen und Kritikastern über Kunstwerke zu begründen. Sie klagen die Akademien an, daß sie den Verfall der Künste herbeigeführt haben; mit ihrer Errichtung sey der Geist ächter Kunst verschwunden, und berufen sich hierbei auf die Erfahrung. Es ist aber unbillig, von einer Kunstschule mehr zu verlangen, als von jeder andern wissenschaftlichen Lehranstalt. Den nämlichen Vorwurf kann man auf die Universitäten fallen lassen; sie bilden ebenfalls eine größere Anzahl oberflächlicher, über Wissenschaft schwatzender Menschen als tiefer und gründlicher Gelehrten. Genellis Vorwurf, daß die Akademien den Verfall der Künste herbeigeführt haben, dürfte sich durch die Erfahrung nicht geradezu bestätigen lassen. Allerdings wurden die meisten Akademien in Zeiten errichtet, in welchen die Künste im Sinken begriffen waren; doch sie waren schon gesunken vor ihrer Einführung; die Akademien sollten hingegen den Verfall aufhalten, den halb erloschenen Eifer von Neuem beleben, oder doch das Vestafeuer der Kunst nicht ganz erlöschen lassen. Die Geschichte liefert zu dieser Behauptung die Beweise. Es bestanden zwar schon früher, und selbst zur Zeit, in welcher die Künste noch blühten, Malerschulen; so wurde 1346 zu Venedig eine Malervereinigung errichtet; um 1350 die florentiner Malergesellschaft gestiftet, und 1530 eine von Frd. Zuchero in Rom gebildet; alle drei hatten den heiligen Lukas zum Schutzpatron, und nannten sich nach seinem Namen; die römische führte sogar den Titel einer Akademie. Man darf aber unter Schulen und Akademien der damaligen Zeit sich nicht unsere heutigen denken. Es waren bloße Malervereine, die sich einander in ihren Arbeiten Hülfe leisteten, Bemerkungen über Kunst und Kunstwerke mittheilten, und durch gegenseitige Kritik sich zu fördern suchten. Erst im 18. Jahrh. erhielten sie die Gestalt und Verfassung der jetzigen Akademien. Die älteste Kunstbildungsanstalt für Maler wurde von Ludwig XIV. zu Paris 1648 gegründet, wenn gleich, wie in Italien, schon seit 1391 daselbst eine Malerinnung bestanden hatte, welche durch Gnadenbriefe von vielen Königen war begünstigt worden. 1671 errichtete Colbert die Akademie der Baukunst. Diese Akademien nahmen die größern Städten Frankreichs zum Muster; Bordeaux war die erste unter den bedeutenden Provinzialstädten, welche eine gründete. 1662 stiftete Sandrart die erste Anstalt dieser Art in Deutschland zu Nürnberg; 1818 wurde sie aber in eine Provinzial-Kunstschule umgewandelt. Die Akademie zu Berlin wurde gestiftet 1694, vollends begründet 1699 und hergestellt 1786; die Dresdner, gestiftet 1697, wurde mit der Leipziger und Meißner 1764 vereinigt und hat noch jetzt die von Hagedorn angedeu-

tete Form. Die Wiener ward von Joseph I. angelegt, aber erst von Carl VI. 1726 vollends begründet. Die zu München besteht erst seit 1770. Düsseldorf, Mannheim sind als Kunstschulen jetzt noch nützlicher als in ihrer frühern Gestaltung. Weimar, Kassel, Frankfurt, Bern besitzen ebenfalls ihre Kunst-Akademien. Die Akademie der Malerei zu Madrid entstand 1752, die königliche Akademie der Malerei zu London erst 1768. Edinburg besaß seit 1754 eine solche Anstalt. Die Niederlande haben zu Brüssel, Amsterdam, Antwerpen höhere Kunstanstalten; Stockholm hat eine Akademie der schönen Künste seit 1733 durch den Grafen Tessin; Kopenhagen eine durch ihre Schüler und ihre Methode sehr wirksam gewordene seit 1738, deren Bevorrechtungen aber erst von 1754 herstammen; die Petersburger entstand schon 1757, ward aber 1764 erweitert.

Kunstwort (terminus technicus) heißt jeder Ausdruck, wodurch ein Gegenstand irgend einer Wissenschaft oder Kunst, oder eines Gewerbes bezeichnet wird, und der nur den Kunstgenossen und den Eingeweihten bekannt ist. Die alphabetische Sammlung aller Kunstwörter einer Kunst heißt Terminologie. Gewöhnlich werden die technischen Wörter aus fremden Sprachen, und meist aus der lateinischen und griechischen genommen. Nicht selten giebt aber auch die Sprache, in deren Gebiete eine Kunst zuerst oder vorzugsweise ist ausgebildet worden, die meisten Kunstwörter zur Bezeichnung der verschiedenen Instrumente, Handgriffe und Verfahrungsarten her; so besteht die Kriegskunst hauptsächlich aus französischen Wörtern. Die Kenntniß der Terminologie in Wissenschaft und Kunst ist nothwendig, weil man ohne sie die Schriftsteller entweder gar nicht oder falsch verstehen würde. Um sich selbst aber kurz, gedrängt, ohne große Umschweifungen und doch bestimmt und klar für den Kunstgenossen auszudrücken, trägt die Kunstsprache ungemein viel bei. Bei der Bildung eines Kunstwortes muß der Erfinder vor allem berücksichtigen, daß er den Begriff desselben klar und deutlich entwickele, ihn strenge von andern verwandten und Nebenbegriffen scheide, und nichts Ungleichartiges oder gar Entgegengesetztes in ein und dasselbe Kunstwort fasse.

Kunsttriebe. Kunsttrieb nennen wir einen künstlerischen Instinkt der Thiere. Da dieser aber mit Nothwendigkeit aus Bedingungen der Organisation entspringt, Kunst hingegen Freiheit voraussetzt, so kann man eigentlich von keinem künstlerischen Instinkte sprechen; weil wir aber an vielen Arbeiten der Thiere einen Schein von Wahl der Mittel, von Zweckmäßigkeit erblicken, so schreiben wir ihnen Kunst zu; daß dies aber nur im metaphorischen Sinne geschieht, deutet das hinzugefügte Wort, Trieb, an; denn dies bezeichnet den willenlosen Drang, seine Kräfte nach irgend einer Richtung zu äußern. Alle Kunsttriebe bezwecken die Erhaltung und die Wohlfahrt sowohl des Individuums als der Gattung; sie liegen in den thierischen Bedürfnissen begründet. Aus diesem Grunde besitzt kein Thier einen nutzlosen, überflüssigen, oder gar falschen, seiner Gattung fremdartigen Kunsttrieb. Die Kunsttriebe werden entweder durch äußere Eindrücke und das Gefühl von Lust und Schmerz, oder durch ein inneres dunkles Gefühl ihrer Lage und durch einen Drang, der unmittelbar aus dem thierischen Organismus entspringt, in Thätigkeit gesetzt. Die Kunsttriebe bei Thieren derselben Gattung wirken im Zustande der Freiheit stets nach den nemlichen Regeln und den nemlichen Methoden; daher findet man bei ihnen in den verschiedensten Ländern keine Abweichungen, zum wenigsten nicht in den wesentlichen Punkten. So wenig die Thiere neue Kunsttriebe erwerben, oder die vorhandenen höher und weiter ausbilden können, eben so wenig vermögen die natürlichen erstickt oder verändert zu werden. Jedes Thier übt die Kunsttriebe seiner Gattung bei der ersten Gelegenheit ohne Lehre und Erfahrung; sie sind ihnen

daher angeboren, und zwar liegen sie in einer bisher noch unbekannten Construktion des Organismus, vorzüglich des Nervensystems. S. die Art. Instinkt und Thier. Die scharfsinnigste und umfassendste Schrift über diesen Gegenstand hat Reimarus, 1798, 2 Theile geliefert.

Kupfer, das feinste der unedeln Metalle, kommt in Hinsicht des specifischen Gewichts dem Eisen am nächsten; doch ist es leichter als Gold, Silber und Blei. Durch Poliren erhält es einen schönen röthlichen Goldglanz. Es ist elastisch und sehr hart, läßt sich aber zu so dünnen Blättchen schlagen, daß ein leichter Hauch sie in Bewegung setzt. Unter allen Metallen hat es den stärksten Klang. Seine Dehnbarkeit ist beträchtlich. Ein Kupferdraht von 0.078 Zoll im Durchmesser ist so zähe, daß er über 300 Pf. trägt, und sogar das Gold an Zähigkeit übertrifft. Es schmilzt nur bei einem sehr hohen Grade von Hitze und brennt mit grüner und blauer Flamme. Es wird von allen Säuern aufgelöst. Mit andern Metallen verbindet es sich leicht und liefert viele nützliche Mischungen. Mit Gold giebt es das Similor, oder das malayische Suasso; mit Zinn das Glocken- und Stückgut; mit Zink das Messing und Tomback; mit Arsenik die Mischung zu Teleskopspiegeln und das Argenthache'; und mit Nickel das chinesische Packfong. In dem Münzwesen karatirt man das Gold und legirt das Silber damit. Das Kupfer findet sich theils gediegen, theils vererzt; das erstere ist roth, grau oder schwärzlich; das letztere ist sowohl mit Metallen, als auch andern Substanzen versetzt. Nordamerika liefert große Massen gediegenen Kupfers. Man findet es auch in Körnern, oder krystallisirt. Sibirien hat reichhaltige Kupferwerke. Ueberdieß liefern die mehresten Länder Europa's mehr oder weniger Kupfer. Wenn das Kupfer mit Wasser in Berührung kommt, so erzeugt sich der Grünspan.

Kupferdruck liefert durch die Kupferpresse Abdrücke der Kupferplatte auf Papier, welches zu obigem Behuf etwas an der den Abdruck annehmenden Seite mit Alaunwasser genäßt worden ist. Die Schwärze der Kupferdrucker ist feiner als jene der Buchdrucker, und wird mit Nußöl versetzt, mit etwas Mastix auf einem Reibestein zerrieben, die Platte in kalten Tagen gelinde erwärmt, die Farbe von einem Ballen durch Auftupfen überall verbreitet. Dann reinigt der Drucker die Oberfläche behutsam durch Leinewand, so daß nur die Schraffirungen gefärbt bleiben, legt hernach die Platte auf die Tafel der Presse mit einer Unterlage von Pappe und weichem Papier und auf jene Platte das zu bedruckende Blatt, so wie auf dieses einiges weiches Papier, trocknet den mittels der Walze gewonnenen Abdruck auf der Leine oder auf einer Tafel, und glättet ihn nachher, wenn man will, durch eine Glättmaschine.

Kupferstecherkunst. Sie umfaßt in weiterer Bedeutung auch die Radirkunst und die schwarze Kunst; im engeren Sinne: das eigentliche Kupferstechen mit dem Grabstichel. Bei einem vollkommnen ausgeführten Kupferstiche müssen das Stechen und Radiren sich vereinigen. Die wohlpolirte Kupferplatte wird dünn mit Jungfernwachs bedeckt; dieses wird, indem es warm ist, mit einer Feder geglättet, so daß es überall gleich stark aufgetragen bleibt; dann wird die in schwarzer oder rother Kreide, oder ungummirter Dinte ausgeführte Zeichnung auf das Wachs gelegt, und die Rückseite derselben so gerieben, daß die ganze Zeichnung sich auf das Wachs abdrückt. Nun wird die übergetragene Zeichnung mit der Radirnadel durchgezeichnet bis in die Platte; diese wird hierauf erwärmt und das Wachs herunter geschmolzen. Die Umrisse müssen jetzt mit dem Grabstichel ausgeführt werden, in dessen Führung die Kunst fast allein besteht; denn beinahe jeder Gegenstand muß mit einer eignen Art von Schraffirungen und Stichen behandelt werden; Genie und Uebung des Künstlers müssen hier mehr thun als Regeln. Kupfer-

stechen und Malen beruhen auf denselben Grundsätzen; ist ein Kupferstecher nicht Meister im Zeichnen, so kann er nie einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen. Außer dem Grabstichel braucht er noch folgende Werkzeuge: ein Kissen, oder einen ledernen Sandsack, worauf er die Platte legt, um sie gehörig drehen und wenden zu können, eine stählerne oder eiserne Polirnadel, die gewöhnlich auf einer Seite rund und auf der andern breit und flach ist, um Fehlstriche damit wegzureiben, und manche Stellen sanfter und verschmolzner zu machen; ein Schabeisen, um im nöthigen Fall die Oberfläche auszuschaben, und eine Feile oder Raspel, um manche Striche noch sichtbarer zu machen. Um in Edelsteine zu stechen oder zu graviren, bedient man sich des Diamantes. Als den härtesten aller Steine kann man ihn nur mit sich selbst bearbeiten. Will man eine Kupferplatte bloß radiren, nicht stechen, so kann man auch mit der Radirnadel gleich auf die bloße Platte ohne Wachs- oder Firnißgrund zeichnen, dieß nennt man mit der kalten Nadel arbeiten. Die Italiener legen die Erfindung dieser Kunst einem florentinischen Goldschmid, Maso Finiguerra, bei, um d. J. 1460. Aber mit mehr Wahrscheinlichkeit war es ein Deutscher, Israel von Mecheln (geb. 1426, †. 1503, von der Stadt Bocholt im Münsterschen, wo er wohnte, oft Bucholz genannt). Das Stechen auf metallene Platten ist viel älter; schon Kaiser Carl der Große hatte auf silberne Platten gestochene Landcharten, aber an ein Abdrucken derselben war nicht zu denken. Unter den älteren Kupferstechern ist Mark Antonio, der vertraute Freund Raphaels, einer der berühmtesten. Er arbeitete unter der Aufsicht dieses großen Meisters; kein Kupferstecher hat so glücklich wie er, den Geist Raphaels in die Platte hinüber zu tragen gewußt (z. B. in den seltenen Blättern: Christus und die 12 Apostel); bis auf den 1816 verstorbenen Prof. Müller der Sohn, dessen Johannes nach Domenichino und die Sixtinische Madonna nach Raphael, zu den ersten Blättern der neuern deutschen Schule in der Kupferstecherkunst gehören. Auch der Kupferdruck erfordert viel Kunstgeschicklichkeit und Uebung. Die Pariserpressen leisten hierin vorzüglich viel. Der geschickteste Künstler dieses Faches in Deutschland ist Christoph Senn, († zu Dessau 1815). Seine Presse, eine der vollkommensten, lieferte von Platten, die mit der größten Zartheit gearbeitet waren, 2 — 300 guter Abdrücke.

Kuppel (vom italien. cupola) ist ein Gewölbe, welches das Dach über ein rundes Gebäude ausmacht. Da viele Tempel der Alten rund waren und also nicht wohl andere als halbkugelrunde Dächer haben konnten, so ist die Kuppel eine Erfindung des Alterthums. Die Kuppel wird nie ganz gewölbt, sondern gegen den Scheitel offen gelassen, damit die Luft durch diese Oeffnung hineinfalle. Diese Oeffnung bleibt entweder ganz unbedeckt, wie in dem ehemaligen Pantheon in Rom, jetzt Sta Maria Rotonda genannt, oder es wird auf dieselbe noch ein kleines an den Seiten offenes Thürmchen, dem man den Namen einer Laterne giebt, darauf gesetzt. Inwendig werden die Kuppeln, entweder durch eine schöne Eintheilung in Felder, und Anbringung verschiedener vergoldeter Zierrathen, wie die Kuppel der eben erwähnten Rotonda, oder durch Deckengemälde verziert.

Küraß (franz. cuirasse, von cuir Leder), ein Panzer von Eisenblech, der den schweren Cavalleristen zum Schutz gegen Musketenkugeln gegeben wird, und anfangs von Leder war. Kürassiere (Cuirassier) eine Gattung Reiter, die mit einem Brustpanzer (Küraß) und einer Sturmhaube bewaffnet, und vom schwedischen König Gustav Adolf eingeführt worden sind, der die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harnische der Reiter in Brustharnische und Sturmhauben verwandelte.

Kurden, s. **Curdistan**, eine russische Provinz. Der südliche Abhang des Kaukasus, von vielen Seitenzweigen des Gebirges durchzogen, umfaßt unter dem Namen des Gouvernements Grusinien die ehemaligen

unabhängigen Staaten von Georgien oder Kurdschistan, welches wieder in Karthli, Kacheti, Imirete, Mingrelien und Ghuriel zerfiel; alle diese nehmen die größere westliche Hälfte des südlichen Abhanges ein. Die östliche Seite, nach dem kaspischen Meere zu, umfaßt die noch jetzt fast ganz unabhängigen, zahlreichen Stämme der Lesghier, oder Lesghistan, die Distrikte Daghestan, Kurdistan oder Schirwan und mehrere andere bis jetzt wenig bekannte Gebiete; der Kur und der Aras machen hier die südliche Gränze des Reichs. — Diese von der Natur begünstigten Länder befinden sich in dem traurigsten Zustande der Verwüstung und Verwilderung. Seit Jahrhunderten sind sie der Schauplatz der persischen und türkischen Verheerungen gewesen, und innere Unruhen und die Einfälle der benachbarten Gebirgsvölker haben das Unglück der Einwohner vollendet. Hier, und besonders in den westlichen Gegenden am schwarzen Meere, ist von jeher der Menschenhandel getrieben worden; die Fürsten und Edlen verkauften ihre Unterthanen, und diese nicht selten ihre eigenen Kinder. Der einzige bedeutende Ort in diesen Gegenden ist Tiflis, oder vielmehr Tphilis Kalaki, d. h. Warmstadt, wegen der heißen Bäder; sie liegt unter 41° 30′ am Kur. Vergl. d. Art. Georgien u. Grusinien. Dieses Bergvolk wird jetzt den türkischen Paschen an der Nordgränze des Reichs immer gefährlicher, je kriegerischer es durch die Kämpfe mit den Russen und Persern geworden ist. Sollte es über kurz oder lang einem energischen Kurdenfürsten gelingen, die Nationen seiner Stämme unter eine Herrschaft zu bringen, was bisher nicht der Fall war und durch die Paschenpolitik verhindert wurde: so vermögen sie vielleicht einmal der zerrissenen türkischen Monarchie in Asien ein Ende zu machen. Es wäre dies vielleicht schon der Fall gewesen, wenn sie nicht gewohnt wären, durch die mit der Pforte augenblicklich in Frieden lebenden Stämme jährlich 1 ½ Millionen Schafe und Ziegen nach Constantinopel zu vertreiben. Diese Leichtigkeit, ihre nomadischen Produkte zu Gelde zu machen, ist der wahre Grund, weßhalb sich nur so wenige Kurden in festen Wohnsitzen befinden. Das südliche Curdistan versendet seine reichen Erzeugnisse nach Smyrna, und beide drängen die christlichen Armenier in der Ebene durch ihre Streifereien immer weiter nach Bagdad hin. Die Intoleranz der griechischen Kirche in den nun russischen Provinzen jenseit des Kaukasus vor der russischen Besitznahme, und die jetzige Schwierigkeit durch das Land der Kurden dahin zu gelangen, ohne geplündert zu werden, ist der einzige Grund, daß die geplagten armenischen Christen, denen die Kurden bei ihren Streifereien so viele Kinder rauben, nicht sämmtlich das türkische Gebiet mit dem russischen Scepter vertauscht haben. Ueberhaupt ist es wahrscheinlich, daß bei einem neuen Kriege zwischen Rußland und der Pforte ersteres die viel leichtere Eroberung und Behauptung des türkischen gebirgigen Nordasiens und der asiatischen Küste des schwarzen Meeres versuchen dürfte, wo so viele bedrückte Christen und uneinige einzelne kleine Völker der Strategie der russischen Taktik zu Hilfe kommen würden. Auch haben alle Eroberer der schönen Ebenen Natoliens immer auf diesem Wege der Türkenmacht entscheidende Schläge beigebracht, wozu die größere Uneinigkeit der türkisch-asiatischen, zum Theil erblichen Paschen beitrug, auch ist in der That der Divan Constantinopels, der seine wahre Schwäche ganz wohl kennt, eben deßwegen so eifersüchtig auf die von den Russen verweigerte Zurückgabe der Festungen, welche die Gebirgspässe nach dem Innern der Gebirge vom schwarzen Meere decken.

Kurilische Inseln, eine lange Inselreihe, welche sich von der südlichen Spitze von Kamtschatka bis an die japanischen Inseln, immer dem festen Lande von Asien parallel, erstreckt. Sie sind im 18. Jahrh. von den Russen nach und nach entdeckt und in Besitz genommen worden;

doch sind die meisten wegen Unzugänglichkeit noch so gut wie ganz unabhängig. Die südlichste zu Rußland gehörige Insel ist Urup, wo die Russen eine Niederlassung, Kurilo Rossi, gegründet haben: die folgenden sind den Japanern zinsbar. Die nördlicheren sind meist unfruchtbar: einige südlichere haben Holz und ein milderes Klima; alle sind bergig und man findet darauf mehrere Vulkane. Die Einwohner sind theils kamtschadalischen Ursprungs, theils zu einem eigenthümlichen Volksstamm, Ainos, gehörig; im Allgemeinen werden sie auch Kurilen genannt. Die Ainos zeichnen sich durch einen in dieser Weltgegend höchst auffallenden Haarwuchs des Bartes und selbst des ganzen Leibes aus, während alle ihre Nachbarn, so wie auch die Japaner und Chinesen, beinahe bartlos sind; man nennt sie daher auch wohl haarige Kurilen. Sie sollen sehr gutmüthig und friedlich seyn, und kennen keine andere Beschäftigung, als den Fischfang. Westlich von diesen Inseln, dem Ausfluß des Amur gegenüber, liegt die große, durch eine flache Erdzunge mit dem festen Lande zusammenhängende Halbinsel Sachalin, bei den Einw. Tschoka genannt, in deren nördlichen Theil, an der Bay von Nadeshda, eine russische Niederlassung seit 1807 entstanden ist; der südliche Theil ist von den Japanern besetzt.

Kurzsichtig (myops, welches aus dem griechischen μυς, Maus und ωψ, Gesicht, herkömmt) sind Menschen, die weniger gut in der Ferne als in der Nähe sehen. Der Grund der Kurzsichtigkeit kann in drei Bildungsfehlern der Augen liegen: entweder ist die Hornhaut zu konvex, oder die Feuchtigkeiten brechen die Lichtstrahlen zu stark, oder die Linse ist zu erhaben. Bei jeder dieser fehlerhaften Construktionen der Augen geschieht die Vereinigung der Lichtstrahlen vor der Netzhaut; aus ihrem Focus fallen sie divergirend auf die Netzhaut, und entwerfen auf ihr kein helles und deutliches Bild des Gegenstandes, sondern ein dunkles und verworrenes. Je entfernter der Körper, von dem der Strahlenkegel ausgeht, von einem myopischen Auge ist, desto weiter muß daher ihr Vereinigungspunkt vor der Netzhaut fallen, und um so undeutlicher muß das Bild auf derselben werden. Aus dem Gesagten ersieht man leicht, daß der Kurzsichtige in der Nähe, d. h. in der Sehweite, wo der Vereinigungspunkt gerade auf die Nervenhaut trifft, eine deutliche Gesichtsempfindung erhalte. Die Natur heilt die Kurzsichtigkeit nicht selten durch das vorgerückte Alter, wo die Feuchtigkeiten im Auge abnehmen, und so ihre Berechnungsfähigkeit auf ein normales Verhältniß zurückgebracht wird. Die Kunst hingegen vermag sie zwar nicht zu heilen; kann aber ihre Nachtheile heben durch hohlgeschliffene Gläser, welche die Strahlen etwas divergirend (auseinander) brechen; wodurch verhütet wird, daß die Convergenz der Strahlen nicht eher, als auf der Retina, Nervenhaut, geschieht. Da man den Grad der Myopie nicht bestimmen kann, so paßt auch nicht jedes hohlgeschliffene Glas für jedes kurzsichtige Auge: man muß daher mit den Brillen oft lange Versuche anstellen, bevor man die rechte trifft. S. Auge und Brillen.

Kutschen, Wagen, deren bedeckte Kasten in Riemen oder Federn hängen. Bedeckte Last- und Staatswagen waren schon bei den Juden, Spartanern, Scythen, Griechen und Römern (caruca) in Gebrauch; hängende Kutschen aber sollen eine ungarische Erfindung, und das Wort selbst soll ungarisch seyn. In Paris, wo die Kutschen sonst ein Vorrecht der königl. Familie waren, zählte man bereits 1658 einige hundert Kutschen. Die Miethkutschen hält man für die Erfindung eines Parisers, Sauvages, an dessen Hause der heil. Fiakre, König von Schottland, als Zeichen gemalt war. Dieser Heilige wurde der Schutzpatron aller Miethkutschen, und lieh ihnen, wie den Miethkutschern, seinen Namen.

Kutusow. Der Fürst Michaila Carioccowicz Golenitschew Kutusow Smolenskoy, welcher sich durch die Befreiung Rußlands von der französischen Invasion einen berühmten Namen erworben hat, war aus altadeliger russischer Familie geboren 1745. Er wurde in seinem fünfzehnten Jahre Soldat und erhielt nach zwei Jahren (1761) ein Lieutenantsstelle, von welcher er sich bis zu der höchsten militärischen Würde emporschwang, ohne daß er durch Gunst eines Großen oder einen Freund bei Hof gehoben worden wäre. Sein Glück war sein Verdienst. In den in Polen wegen der Rechte der Dissidenten ausgebrochenen Unruhen und dem daraus entstandenen Kriege (1764—1769) bewährte er bei jeder Gelegenheit sein militärisches Talent und seinen kalten Muth. Aus Polen zog er unter Suwarow's Oberbefehl 1770 gegen die Türken. Die Einnahme der Festung Schiumla in der Moldau war sein Werk. Nach Beendigung dieses Krieges rückte er mit seinem Obergeneral gegen Pugatscheff, und trug zu dessen Besiegung bei. Der Krieg, welchen Potemkin 1787 mit den Türken anfing, rief auch ihn auf das Schlachtfeld seiner früheren Thaten. Suwarow, der Oberbefehlshaber des Heeres, belagerte die Festung Oczakow. Kutusow, welcher in dem Belagerungsheer befehligte, erhielt bei der Erstürmung der Stadt eine gefährliche Kopfwunde. Eine Flintenkugel schlug ihm über dem rechten Auge durch die Schläfe. Er wurde dadurch eines Auges beraubt, behielt aber bis in sein hohes Alter ein gutes Gesicht. Kaum hergestellt half er die glänzenden Siege bei Fokzani den 31. Juli und bei Martiajestie den 21. Sept. 1789 entscheiden, und nahm thätigen Antheil an der Eroberung der Festung Kilia. Er, der indessen General-Major geworden war, zeichnete sich bei der blutigen Eroberung der Festung Ismail, im Herbst 1790, rühmlich aus und wurde hierauf zum General-Lieutenant ernannt. An dem Frieden zu Jassy 1792 hatte er diplomatischen Antheil. In dem nächsten Jahre wurde er von der Kaiserin mit einer besonderen Mission nach Constantinopel beauftragt, und erwarb sich dabei die höchste Zufriedenheit. Nochmals sollte er an den Unruhen in Polen Theil nehmen. Unter Suwarow rückte er 1794 in das bewegte Land und half mit stürmender Hand das unglückliche Praga nehmen den 4. November. Polen fiel und Kutusow wurde zum Gouverneur von Finnland erhoben. Bald jedoch vertauschte er diesen Posten mit dem ähnlichen in Litthauen. In der Ruhe, welche er während seiner Verwaltung hier genoß, setzte er seine Studien fleißig fort, welche früher durch Krieg und Kriegsgeschrei gestört worden waren; und diese Zeit soll auf sein später höheres Wirken bedeutend günstigen Einfluß gehabt haben. Sechszig Jahre hatte Kutusow erreicht, als Rußland, das sich im Jahre 1801 mit Frankreich befreundet hatte, sich an Oesterreich anschloß (1805), und diesem ein ansehnliches Heer zu Hilfe sandte. Alexander ernannte den General der Infanterie, den alten Kutusow, zum Oberbefehlshaber dieses Heeres. Mit 55.000 Mann rückte er, dem noch bedeutende Streitkräfte folgten, an der Donau vor. Seine Bewegungen waren jedoch langsam. Darum überraschte ihn bei Braunau die Nachricht von der Uebergabe von Ulm und dem Verlust des österreichischen Heeres. Er sah sich genöthigt seinen Rückzug anzutreten, und bewerkstelligte ihn, nachdem er die Abtheilung des österreichischen Kienmayer an sich gezogen und den Anlauf des feindlichen Heeres abgehalten hatte, in guter Ordnung. Am 11. November empfing er bei Dürrenstein den Marschall Mortier, welcher die daselbst aufgestellten Russen für einen Vortrab hielt und sie mit 5000 Mann angriff, schlug ihn und nahm ihm nebst allem Geschütz und Gepäck 2000 Gefangene. Auch bei Hollabrunn und Gunterdorf den 16. Nov. schlug er sich mannhaft und zog, verfolgt von Bernadotte und Soult, nach Mähren zurück. Der Kaiser Franz ertheilte ihm für den schönen Rückzug das Großkreuz des Ma-

rien-Theresien-Ordens. In dem Innern von Mähren stellte er sein Heer auf, zog mehrere österreichische Abtheilungen an sich, rückte, sobald er sich mit den russischen Garden vereinigt hatte, vor, drückte am 26. November die Franzosen zurück und stellte sich bei Austerlitz auf. Hier, südlich von Ollmütz und östlich von Brünn, wurde die große Schlacht geliefert, deren blutiges Andenken sich an Kutusows und Napoleons Namen knüpft; hier focht der ausgezeichnete Russe zum ersten Mal gegen den Helden des Jahrhunderts. Es war am 2. Dezember 1805, als 100.000 Russen und Oesterreicher gegen 85.000 Franzosen kämpften, diese von ihrem Kaiser, jene von Kutusow angeführt. Napoleon hatte das Glück der Schlacht durch die Bewegung seines rechten Flügels, durch welchen er den Operationen des linken der Verbündeten hemmte, schon auf seine Seite geneigt, als mit dem frühen Morgen die Schlacht begann. Die auf den Anhöhen von Pratzen vortheilhaft aufgestellten russischen Kolonnen ließ Kutusow unvorsichtiger Weise aus ihrer guten Position vorrücken. Dadurch gab er dem General Soult Gelegenheit, ihn mit Uebermacht anzugreifen; die Verbündung des linken Flügels mit dem Mitteltreffen wurde gesprengt und Kutusows linker Flügel abgeschnitten. Jetzt wendete der russische Feldherr vergebens Alles an, um dem Andrang der Feinde gegen das Mitteltreffen zu begegnen. Vergebens hielt er hier ein mörderisches Kanonenfeuer aus, das Mitteltreffen wurde gesprengt. Nochmals ließ er die Garden in die Linie rücken, sie warfen auf einen Augenblick den Feind zurück, mußten aber endlich vor den entscheidenden Angriffen der französischen Garde weichen. Die Schlacht war für Kutusow verloren, aber der Rückzug, gedeckt durch die Garden unter dem Großfürsten Constantin und durch die Oesterreicher unter Fürst von Liechtenstein, war gut und ohne großen Verlust. Kutusow selbst verwundet, zog sich Nachmittags um 3 Uhr in die Stellung bei Hogjediz Czeitsch zurück. Alexander, sein Kaiser, war wegen des Ausgangs der Schlacht nicht mit ihm zufrieden. Hatte er auch diesen nicht verschuldet, so hätte er doch einen andern herbeiführen können, wenn er bei Pratzen mit mehr Vorsicht zu Werke gegangen wäre. Jedenfalls hatte er sich rühmlich geschlagen, und selbst die Franzosen ließen ihm hierin Gerechtigkeit widerfahren. Die Unzufriedenheit seines Monarchen setzte ihn eine Zeitlang außer Thätigkeit, und erst im Jahre 1811 rief ihn dieser wieder zu neuen Thaten, indem er ihm den Oberbefehl seines gegen die Türken kämpfenden Heeres anvertraute. Kaum aber war Kutusow in die durch den Tod des Generals Kamensky II. erledigte Oberfeldherrnstelle getreten, als der Krieg zwischen Rußland und Frankreich ausbrach (1812). Alsbald mußte Kutusow 40.000 Mann von seinem Heere nach Polen senden, um die dem in Rußland eindringenden Feinde entgegengestellte Heeresmasse zu verstärken. Aber auch mit den beschränkten Streitkräften mußte er, wohl mehr durch angeborene Schlauheit, als durch Tapferkeit, den Krieg zum Besten Rußlands zu beendigen. Der glückliche Ausgang desselben erwarb ihm das unbedingte Vertrauen seines Kaisers und seiner Nation. Damals wartete ganz Rußland eines Retters. Alle Oberbefehlshaber des Heeres hatten den Feind nicht zurückhalten können; Smolensk war in der Franzosen Macht gefallen; man wollte keinen Ausländer mehr zum Oberanführer; ein geborner Russe wurde laut gefodert. Da warf Alexander, bemüht der Noth seines Reiches zu wehren, seinen Blick auf Kutusow und ernannte ihn, als er ihm das Glück seines Thrones anvertraute, zum Fürsten. Laut jubelte das Volk in ganz Rußland. Um jedoch die ganze Begeisterung für sich zu gewinnen, ließ er sich zu seinem Retteramte feierlich einweihen. In der Hauptkirche der h. Jungfrau von Kasan in Petersburg ließ er sich durch den Metropolitan der Hauptstadt öffentlich segnen und das Bildniß der h. Jungfrau umhängen.

In dem also geschmückten und gleichsam von Gott zum Vertheidiger der Religion auserkorenen Helden sah das Volk einen Schutzheiligen des Vaterlandes, der ungewöhnliche Dinge zu thun im Stande sey. Von den Segenswünschen aller Volksklassen begleitet, verließ er Petersburg und langte, nachdem er unter Weges fast übermenschliche Verehrung gefunden hatte, in Moskau an. Hier ordnete er schnell die Ausrüstung der Landwehr in den benachbarten Gouvernements, traf mit dem Grafen Rostopschin, dem Gouverneur der Stadt, geheime Verabredung, und reiste alsbald nach dem zwischen Moskau und Smolensk stehenden Heere. Barklay de Tolly und Bagration unterwarfen sich willig seinen Befehlen. Alles harrte der Entscheidung des Krieges durch eine Haupt-Schlacht. Kutusow selbst hielt sie für nöthig. Darum zog er sein Heer an dem Flüßchen Moskwa und an dem Bach Kalogha zusammen, vierzehn Meilen weit von Moskau, zwei Meilen von Mosaisk. An den beiden Ufern der Kalogha stellte er es auf von Norden nach Süden, in der ganzen Fronte durch fünf große Schanzen, jede mit 20 Stück schweren Geschützes gesichert. Drei Tage hatte er an diesen Brustwehren arbeiten lassen, als er am 5. September bei Borodino in seinem linken Flügel angegriffen wurde. Nach einem blutigen Kampfe mußte er ihn zurückziehen. Während des 6. arbeitete er an Mitteln zur Vertheidigung, wie sein Gegner zum Angriff. Am Abend ging er durch die Reihen seines lagernden Heeres und erweckte es durch religiöse Feier zu gewaltiger Begeisterung. Am nächsten Morgen entbrannte ein Kampf, wie ihn selten die Sonne beschienen; 120.000 Russen gegen 140.000 Franzosen und Verbündete; aus tausend Geschützen wüthete der Tod; Wuthkampf und Verzweiflung rechts und links; alle Schanzen, gegen welche die feindlichen Angriffe sich richteten, wurden verloren, genommen und wieder verloren. Kutusow und sein Heer, beide thaten, was sie vermochten, aber die Kriegskunst und Streiterzahl seiner Gegner herrschte vor; der alte Held zog sich am Abend unbesiegt zurück mit beständigem Feuer auf den nur langsam folgenden Feind. Sein Kaiser gab ihm zur Belohnung für seine Ausdauer den Marschallstab. Der Rückzug ging über Moskau nach Wladimir und von da südlich nach Tula und Kaluga. Hier stellte er sein Heer auf, und versäumte, während die Feinde Moskau besetzt hielten, nichts, um sein Heer zu mehren und den Feind in Sicherheit einzuwiegen. Allerlei für das russische Heer nachtheilige Berichte ließ er verbreiten, schrieb Briefe an den Kaiser, um Frieden bittend, und ließ sie den Franzosen zuspielen, zog, als diese Unterhandlungen anknüpften, dieselben in die Länge, bis er ihnen endlich die Antwort gab: „Was den Frieden anbelangt, so ist von diesem so lange keine Rede, als noch ein bewaffneter Franzose auf russischem Boden ist. Ueberhaupt geht für uns der Krieg erst an." Als nun am 15. Okt. die ersten Franzosen ausrückten, fing Kutusow an, auf den Flanken derselben nach Smolensk zu marschiren. Er brach am 23. Okt. bei Nara auf und schlug sich mit einem Theile der Feinde bei Malojaroslawez den 24. und 25. Oktober. Hätte er von hier aus seinen Flankenmarsch nach Smolensk mehr beschleunigt, so würde er die Franzosen vom Dnepr abgeschnitten haben; er bewies aber hier wie im Jahr 1805, daß er besser verstehe, nach einer verlorenen Schlacht einen sicheren Rückzug anzuordnen, als dem Feinde entschlossen zu Leibe zu gehen. Erst am 18. November traf er bei Krasnoi unweit Smolensk mit den aus dieser Stadt ausrückenden Franzosen zusammen. Den Kampf derselben am 17. Nov. mit einem Theile seines Heeres sah er ruhig zu; wahrscheinlich wollte er seinen Ruhm nicht an die französische Garde verlieren und überließ dem Wetter mehr als seinem Heere. Am 18. November schlug er die Trümmer des Armeekorps unter Ney zurück, konnte sie aber nicht abschneiden. Anstatt den fliehenden Feind mit dem Degen in der Faust zu verfolgen, ließ der alte Feld-

herr bei Krasnoi eine Kriegesfeier halten. Das ganze Heer stand unter den Waffen, durch die Reihen der Krieger wurden die erbeuteten Adler getragen, und vor jedem Regimente als vor ihrem Ueberwinder geneigt. Kutusow hatte die Franzosen entschlüpfen lassen, jetzt folgte er nur langsam dem Rückzug, und als er an der Gränze erschien, war Rußland schon frei. Alexander gab ihm jetzt zum Andenken an die Tage bei Krasnoi den Namen Smolenskoy. Am 22. November empfing er ihn in Wilna und überhäufte ihn mit Ehren. Von Kalisch aus erließ er seine berühmte Proklamation, worin er auffoderte, den Krieg mit Frankreich als eine Sache der Menschheit zu betrachten. Indessen nun Preußen sich zum Kampfe gegen seine Unterdrücker rüstete, rückte das russische Heer nur langsam vor: denn Kutusow betrachtete selbst nicht mehr den Kampf als einen russischen; er, von den Schwächen des Alters heimgesucht, sehnte sich nach Ruhe und wünschte, sein Kaiser möchte einen vortheilhaften Frieden schließen. Vielleicht würde er, wenn es ihm vergönnt worden wäre, seinen Monarchen dazu gestimmt haben; es war aber anders beschieden. Während der Rüstungen zum Entscheiden des Waffenglückes erkrankte er in Bunzlau und starb daselbst am 28. April 1813, von dem Kaiser und dem ganzen Heere betrauert. — Kutusow, welcher in die Ereignisse der neuesten Zeit und in die Gestaltung Europas so mächtig eingegriffen, hat sich dadurch einen bleibenden Ruhm gegründet. Wenn es auch nicht zu leugnen ist, was Kriegsverständige behaupten, daß er durch seine Fehler auf dem Zuge nach Smolensk und bei dem Treffen in der Nähe dieser Stadt, so wie durch seine Nachläßigkeit oder Langsamkeit in dem Verfolgen der Franzosen schuld sey an dem nachher noch vergossenen Blut, so wird ihn, da die Ereignisse zu Gunsten der von ihm verfochtenen Sache sich endigten, Niemand aus der Zahl der gefeierten Helden ausstreichen, Rußland aber seinen Kindeskindern den Namen des Befreiers nennen. Vergl. die Artikel: Austerlitz, Borodino, Mosaisk und Krasnoi.

Kuxe. Jedes Bergwerk oder jede Schmelzhütte wird, um den Bau durch zusammengebrachte Aktien zu erleichtern, in 128 Theile oder Kuxe getheilt. 32 Kuxe machen eine Schicht; 4 Kuxen geben einen Stamm. Ein Erbkux wird dem, auf dessen Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut, und besteht aus 4 gewöhnlichen Kuxen, doch ist der Besitzer verpflichtet, das Holz zu den Gruben, Schachten und Stollen unentgeldlich zu liefern.

Kyau (Friedrich Wilhelm, Freiherr von), geb. zu Stralwalde 1654, trat sehr jung in churbrandenburgische Kriegsdienste, machte mehrere Feldzüge in Ungarn und den Niederlanden mit, ging dann nach Sachsen, wo er nach und nach vom Hauptmann zum General-Lieutenant und Kommandanten von Königsstein erhoben wurde und hier 1733 als General starb. Eine große Menge der witzigen Einfälle und lustigen Begebenheiten, die von ihm erzählt werden, sind wohl untergeschoben.

L.

L ist auf den französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Bayonne, so wie das Zeichen der Hüte, welche bloß aus Wolle verfertigt sind; 2) bedeutet L auf Curszettel Lettres oder Wechselbriefe; 2) zeigt unter den Abbreviaturen den römischen Namen Lucius an; 4) steht als Abbreviatur für Livre, Loth, Lübisch rc., so wie es auch in mehrern zusammengesetzten Abbreviaturen gebraucht wird; als auf den Recepten der Apotheker L. a. d. i. lege artis, kunstmäßig oder nach der Kunst; L. c. d. i. loco citato, am angeführten Orte; Lbfl. oder Lvl. Pfund Flämisch; Lg. leicht Geld; L. G., Livre de gros oder Pfund Flämisch; Lbl. Louisblank; Ld'or. Louisd'or; LPf. Ließpfund; L. M. Landmünze; l. m., laeva manu; mit der linken Hand, wird bei der Musik für das Clavier und einige andere Instrumente denjenigen Discantnoten beigesetzt, welche mit der linken Hand gegriffen werden sollen; Lr., Lire; L. St. Pfund Sterling.

Laar oder Laer (Peter van), s. Bambochiaden.

Labat (Johann Baptist), Dominikaner und Reisender, geb. zu Paris 1623, lehrte Philosophie zu Nancy und wurde 1693 als Missionär nach den Antillen geschickt, bereiste nach seiner Rückkehr 1705 Portugal, Spanien und Italien, und starb zu Paris 1638. Man hat von ihm: Nouveau Voyage aux iles de l'Amerique, Amsterdam 1722, 6 Bde. 12.; Paris 1742, 3 Bde. 12; deutsch von G. F. E. Schad, Nürnberg 1782—88, 7 Bde. 8; Voyage en Espagne et en Italie, ib. 1730, 8 Bde. 12; deutsch von K. F. Tröltsche, Nürnberg 1758—62, 8 Thle. 8. m. K.; Nouvelle relation de l'Afrique occidentale, ib. 1728, 5 Bde. nach den Memoiren von la Brue; Voyages du chevalier des Marchais en Guinée, aux iles voisines et à Cayenne avec des figures, ib. 1730 4 Bde. 12; Relation historique de l'Ethiopie occidentale, ib. 1732 5 Bde. 12; aus dem Englischen des Capuciners Carazzi übersetzt; Mémoires du chevalier d'Arvieux, Gesandter von Frankreich an der Pforte 1735, 6 Bde. 12. aus dessen Reiseberichten über Asien, Syrien, Palästina, Aegypten und die Berberei.

Labé (Luise), bekannt unter dem Namen der schönen Seilerin, geb. zu Lyon 1526 oder 27, war die Tochter eines gewissen Charly, genannt Labé, erhielt von demselben eine sorgfältige Erziehung, und lernte außer Musik und mehrern Sprachen sogar reiten und fechten. Ihr Geschlecht verleugnend, wurde sie 1542 Soldat und wohnte unter dem Namen Capitain Loys der Belagerung von Perpignan bei. Da aber die Franzosen die Belagerung aufheben mußten, verließ sie den Kriegsdienst, legte sich auf Dichtkunst und andere Studien und vermählte sich endlich mit Ennemond Perin, einem reichen Seiler, dessen Wohlhabenheit sie in den Stand setzte, ihr Haus allen Männern von Genie und Geist zu öffnen. Gleichzeitige Dichter versetzen ihren Namen unter die Musen; der Neid ihrer Mitbürgerinnen jedoch machte ihr oft viel zu schaffen, weshalb auch ihre Tugend von Einigen angegriffen,

von Andern erhoben wird. Sie starb im März 1566. Man hat von ihr eine Epistel an Clementia von Bourges; der Kampf der Liebe und Thorheit, in Prosa; drei Elegien, vier und zwanzig Sonette. Gesammelt erschienen sie 1555 und Lyon 1762, 12.

Labrador, Neubritannien, Estotiland, große Halbinsel in Nordamerika, die zu dem englischen Gouvernement Newfoundland gerechnet wird, im Norden und Osten an das Meer, im Süden an das Gouvernement Quebec, im Westen an die Hudsonsbai gränzt, 39 — 60° W. L. 50—62° N. B. und 21.319 Quadratmeilen groß ist. Die Küsten, besonders im Osten, sind voll Klippen und Inseln, und im Frühjahr mit erstaunlichen Eismassen bedeckt, die wahrscheinlich von Grönland kommen, und die Schifffahrt sehr gefährlich machen. Im Innern sind hohe Gebirge, z. B. Trinity und unfruchtbare Felsen, die mit dem Gebirgszug von Canada, Landeshaupt, in Verbindung stehen. Wenig Flüsse, aber viele Landseen, z. B. Mistassin und Atchi=Kunipi, und viele Meerbusen, z. B. die Davidsbucht und die Straße Belle Isle. Der sehr strenge Winter dauert vom September bis Juli; nur 2 Monate ist die Witterung gelinde. Bis zum 60° findet man verkrüppelte Bäume; weiter hinauf hört alle Vegetation auf. Zu den Produkten gehören Wallfische, Seehunde, Bären, Wölfe, Füchse, Biber, Rennthiere, Lachse, Stockfische, Seevögel, Labradorsteine, Marienglas, Asbest, Eisen, Kupfer, Schwefelkies, Bergkrystall ꝛc. Die Einwohner sind Eskimoer, die in Hochländer und eigentliche Eskimoer getheilt werden; jene nährt die Rennthierzucht, diese der Fischfang; beide sind unversöhnliche Feinde, und zählen 15.000 Seelen. Zu ihnen gehören die im Westen umherziehenden Eskopiks; außer diesen findet man hier Kriks oder Kilistinos, Hudsonsbai-Indier ꝛc. Die Engländer haben den Pelzhandel der Hudsonsbaigesellschaft überlassen, die hier 6 Faktorien, Prinz von Wales, Yorkfort, Richmondfort ꝛc. unterhält, und Pelzwerk gegen Branntwein, Wolldecken, Schießgewehr, Pulver und Blei eintauscht. Die Herrnhuter haben auf der Ostküste die Niederlassung Nain, Okkak und Hoffenthal. Schon 1500 ward die Halbinsel von den Portugiesen Gasper Cortereal entdeckt, und Martin Forbisher unternahm dahin 1576 die erste Reise. Die südöstliche Küste heißt East=Main (östliches Festland), und die Westküste Westmain.

Labyrinth (der, das), ein Räthselwort der Vorwelt, das Jablonsky für ägyptisch hält, läßt sich in allen seinen Nebenbegriffen weder durch Irrgewinde, noch durch Irrgang, Irrsal ganz übersetzen. Der Labyrinth auf Creta (Kandia) ist noch jetzt unweit Hagiosdeka, dem alten Gortyna, nach des Engländers Douglas's Untersuchung im J. 1811, erkennbar (vergl. Aeneas, V, 587). Man kann es weder (wie Sonnini, der es aber nicht selbst gesehen) für Steinbrüche, noch für bloße Gräber=Katakomben halten. Es war ein uralter Tempel des Minotauros, einer symbolischen Darstellung der allerzeugenden Sonne, der mit dem Kronos, oder Moloch der phönizischen Colonialstaaten, Eins gewesen. Sein Bild stand vielleicht im Mittelpunkte dieses Heiligthums der phönizischen Metallgräber oder Bergleute, die in den Hauptgebirgen des kupferreichen Creta Stollen getrieben und diese durch kunstreich verschlungene Grottengänge zu Opfergebräuchen eingerichtet hatten. Douglas drang in dem unterirdischen Gebäude 1100 Klftr. in gerader Richtung vor, und durchsuchte auch zur Seite einige 30 Nebengänge.

Lacaille, s. Caille.

Lacedämon, s. Sparta.

La Chaise (François d'Aix, de), geb. zu Aix in Florez 1624, trat nach Beendigung seiner Schulstudien in den Jesuitenorden, lehrte mit großem

Beifall Theologie, Philosophie und schöne Wissenschaften, wurde dann Provinzial zu Lyon und endlich an P. Ferrier's Stelle Beichtvater Ludwigs XIV., wo ihm bald sowohl sein Aeußeres als seine geistigen Talente einen großen Einfluß verschafften. Durch seine Hände gingen fast einzig und allein die Wohlthaten, die der König einem seiner Unterthanen zufließen lassen wollte, und nicht immer war seine Wahl hierbei gewissenhaft. Pracht und Vergnügen liebte er oft mehr, als es einem Geistlichen geziemte. Uebelwollende werfen ihm seine Landhäuser, Mahlzeiten und die Reichthümer vor, die er seiner Familie zuwandte. Dennoch behauptete er sich bis an seinen Tod 1709 in dem Vertrauen des Königs, obwohl er schon vorher bei seinem hohen Alter um Entlassung gebeten hatte. Bei seinem Leben noch hatte der König ihm auf der Anhöhe von Ménil-Montant ein Landhaus bauen lassen, welches Mont Louis genannt wurde und welches mit einer weiten Hecke eingehegt war, wo Ludwig XIV. und die ersten seines Hofes oft dem P. La Chaise ihren Besuch abstatteten, und welches seit einigen Jahren einem großen Theile von Paris zum Begräbnißplatze dient. Uebrigens hatte er große Streitigkeiten mit den Jansenisten, zu deren Unterdrückung er durch Madame de Maintenon vorzüglich mitwirkte. Man hat von ihm folgende kleine Schriften: Peripateticae quadruplis philosophiae placita, rationalis, naturalis, supernaturalis et moralis. Lyon 1661. Fol.; Humanae sapientiae propositiones propugnatae Lugduni in collegio Soc. Jesu, ib. 1662. Fol.; Reponse à quelques difficultés proposées à un theologien, sur la publication d'un Jubilé particulier à l'église de St. Jean de Lyon, ib. 1666. 4.

Lächerlich, ursprünglich das, was Lachen erregt. Das Lachen aber ist eine konvulsivische Aeußerung des Menschen, welche im Zustand der Lust und Freude, wie in dem der Verzweiflung und des bittern Spottes über Welt und menschliche Verhältnisse eintritt. Ersteres ist ihr gewöhnlicher Ursprung; weßhalb auch das Lächerliche nur auf das Lachen der Lust und Freude bezogen wird. Indessen unterscheidet man noch das Belachte oder das, was einem oder dem andern Subjekte lächerlich ist, von dem Belachenswerthen oder dem Lächerlichen im engern Sinne. Letzteres deutet auf eine besondere Beschaffenheit oder Beziehung der Dinge auf unsern Verstand hin. Das wirklich Lächerliche hat, jener konvulsivischen Aeußerung entsprechend, in einem schnellen Zusammendenken und Zusammenwirken solcher Dinge ihren Grund, die mit ihrem Begriffe und Zwecke in einem unerwarteten, aber unschädlichen Widerspruche stehen, welchen man anschaulich wahrnimmt. Hieraus ist auch erklärbar, warum das Lächerliche nur am Menschen vorkommt, oder von diesem auf äußere Dinge übertragen wird. Denn dem Menschen ist unter allen uns bekannten Geschöpfen allein das Vermögen der Begriffe und Zwecke eigenthümlich. Aber das Lächerliche darf das sittliche Wesen des Menschen nicht verletzen, oder schädlich seyn, weil dann das reine Lustgefühl aufgehoben werden würde, welches mit dem Lächerlichen in Verbindung stehen soll. Wo also das Lächerliche eine sittliche Handlung betrifft, oder das Gebiet des Sittlichen berührt, da muß vielmehr diejenige Seite des Gegenstandes herausgehoben werden, wodurch die Handlung als unverständig und ungereimt erscheint. Anschaulich muß sich jener Widerspruch des Ungereimten zeigen, und auf Willkür gegründet seyn, denn so tritt der Irrthum spielend hervor, auch liegen Irrthum und Wahnsinn außer der Sphäre des rein Lächerlichen. Endlich ist das Lächerliche um so belustigender, je überraschender es hervortritt, weil es um so mehr und schneller den Geist thätig beschäftigt. Aber nicht immer weckt das wahrhaft Lächerliche und bei jedem Individuum das Lachen, oft nur das sanftere Lächeln der Fröhlichkeit, oder die innere ungeäußerte Freude

je nachdem es in seiner Darstellung mit dem Sinnreichen und Witzigen verbunden ist, oder nicht. Vergl. d. Art. Komisch.

Lachesis, s. Parcen.

Lachter, Berglachter, Klafter, das Maß, nach dem gewöhnlich in den Bergwerken gemessen wird, 80 Zoll enthält, und im Preußischen in 8 Achtel, das Achtel in 10 Lachterzoll, der Lachterzoll in 10 Priemen, die Prieme in 10 Sekunden getheilt wird.

Lackiren ist eine Kunst, die überhaupt in einem saubern Ueberziehen verschiedenen Geräthe mit einem Firniß, daß sie wie Marmor oder Spiegel glänzen. Der Name kommt von dem Worte Lack, das morgenländischen Ursprungs ist und eine rothe glänzende und endlich in weiterem Sinne jede Farbe bedeutet. Das Lack entsteht durch den Stich einer Art von Schildläusen (Coicus ficus Lin.) auf den Blättern verschiedener indischer Bäume, besonders des Banians- oder indianischen Feigenbaums (ficus religiosa), der ficus indica (Lin.) und der Brustbeerenbaums (Rhamnus Inguba Lin.) die Insekten sind mit einer etwas zähen, halbdurchsichtige Substanz umgeben, welche durch den Einfluß der Luft hart und rothbraun wird und der eigentliche Gummilack ist. Am häufigsten findet man den Gummilack auf Patna, vornehmlich auf den wüsten Gebirgen, an beiden Ufern des Ganges. Der beste Lack hat eine dunkelrothe Farbe. Im Handel kommen folgende Sorten Gummilack vor: 1) Gummilack in seinem natürlichen Zustande, sowie er in Indien erzeugt und nach den Handelsplätzen geschafft wird: er wird Gummilack in Stangen oder Holzlack (Lacca in baculis) genannt: 2) Gummilack in Körnern (Lacca in granis), der aus kleinen, gelblich röthlichen, ihrer rothen färbenden Tinktur meist beraubten Körnern besteht: 3) Gummilack in Tafeln, Plattlack (Lacca in tabulis), eine Gestalt, welche die Indianer dem Lack durch Schmelzen und Gießen in Formen ertheilen: dieser kommt am häufigsten im Kleinhandel vor, und aus ihm macht man die jetzt sehr gebräuchlichen Lackfirnisse, womit Tischler u. Drechsler ihren Erzeugnissen durch Einreibung einer daurende Glanz zu geben wissen. Die Erfindung des Lackirens wird den Chinesen und Japanern beigelegt; von einem Augustiner-Mönch Eustachius ist diese Kunst aus Indien nach Rom gebracht, und von da in ganz Europa verbreitet worden. Die Chinesen sollen ihr Lackfirniß aus dem harzigen glänzend schwarzen Safte der Augia chinensis mit dem Oel aus den Früchten der Vernicia Montana vermischt bereiten. Der noch mehr geschätzte japanische Lackfirniß wird aus Rhus vernix durch Einschnitte in die Rinde gewonnen und zum Gebrauch mit dem Oel der Bignonia tomentosa vermischt. In der neuern in Europa üblichen Lackirkunst werden zwei nach den Lösungsmitteln benannte Hauptgattungen von Lackfirnissen unterschieden, nämlich Weingeistfirnisse (Spirituslacke) und Oellackfirnisse (s. Firniß). In der neuern Zeit ist über die Lackirkunst sehr viel geschrieben worden, nicht sowohl in besondern Werken, als in den häufig erschienenen ökonomisch-technologischen Haus- und Kunstbüchern aller Art. Dem lackirenden Künstler ist folgende Schrift zu empfehlen: Vollständige Anleitung zur Lackirkunst, oder genaue Beschreibung der besten Firnisse und Lackfirnisse auf alle nur möglichen Gegenstände, allerhand Beitzen auf Holz, Elfenbein, Knochen 2c. Bereitung verschiedner Farben zum Malen 2c. Von Chr. Fr. G. Thon. Cassel. Krüger.

Laclos (Pierre Ambroise François Chauderlos de), geb. zu Amiens 1741, war anfangs Ingenieuroffizier und darauf General der Artillerie und Stabssekretär beim Herzog von Orleans, und schrieb schon vor der Revolution einen sehr schlüpfrigen Roman, betitelt: Les Liaisons dangereuses, 1782, 4 Bde. 12. Beim Ausbruch der Revolution war er einer der thäigsten Mitglieder der Orleansschen Parthei und zeichnete sich, als Frau

verkleidet, am 5. und 6. Okt. beim Einfalle in das Schloß von Versailles in der Mitte der Halledamen eben nicht aufs Beste aus. Die Folgen dieses Tages bewogen den Herzog von Orleans, sich nach London zurück zu ziehen, wohin Laclos ihn begleitete und von dort aus im beständigen Briefwechsel mit den übrigen Verschwornen blieb. Im Jahr 1791 glänzte er im Jakobinerklubb und trug nicht wenig zu den strengen Maaßregeln bei, die nach Ludwigs Arretirung in Varennes gegen diesen unglücklichen Monarchen unternommen wurden, so wie er auch Urheber des Auflaufs auf dem Marsfelde war, gegen welchen Lafayette seine Truppen marschiren ließ. Im folgenden Jahre wurde er Oberster der Artillerie und Lucknern an die Seite gesetzt; da aber der Herzog von Orleans 1793 festgenommen wurde, traf ihn gleiches Schicksal. In seinem Gefängnisse soll er die meisten Reden Robespierres entworfen haben. Nach dessen Falle erhielt er die Freiheit und eine Anstellung, so wie unter der Consularregierung die Inspektion der Artillerie bei der Armee von Neapel. Er starb zu Tarent 1803.

Lacrimä Christi (d. i. Christi Thränen), **Thränenwein**, der vorzüglichste der italienischen Weine, von dunkelrother Farbe, wächst am Fuß des Vesuv bei Neapel, und läuft noch vor dem Pressen der Trauben in Gestalt von Thränen aus der Kelter. Auch auf einigen griechischen Inseln wird eine Art Thränenwein gewonnen.

Lactantius Firmianus (Lucius Cölius oder Cäcilius)), latein. Redner und Kirchenvater, dessen Vaterland und Abstammung unbekannt ist, denn einige lassen ihn in Africa, andere zu Formo in der heutigen Mark Ancona geboren werden. Er war ein Schüler des Arnobius und erhielt durch seine Beredsamkeit einen so großen Ruf, daß ihn Diocletian nach Nicomedien kommen ließ, wo er damals Hof hielt, um Rhetorik zu lehren. Daselbst war er Zeuge der schrecklichsten Christenverfolgung 398, und wenn er auch damals noch nicht Christ war (welches zweifelhaft ist), so nahm er doch nach seiner Menschlichkeit den größten Antheil an ihren Leiden. Seiner Tugend und seinen Verdiensten verdankte er es, daß Kaiser Konstantin ihm die Erziehung seines Sohnes Crispus anvertraute. Diese neue Würde machte ihn nur um so bescheidener; er lebte mitten im Ueberfluß und dem Geräusch des Hofes in großer Armuth und Einsamkeit. Geschenke, die ihm der Kaiser verehrte, vertheilte er unter die Armen, und so war es natürlich, daß er bei seinem Tode 325 allgemein betrauert wurde. In seinen Schriften wählte er sich Cicero zum Muster, weshalb man ihn auch den christlichen Cicero nennt. Die wichtigste unter seinen Schriften ist: Divinarum insitut. libri VII., worin er die christliche Religion von Seiten ihres innern Werthes vertheidigt. Außerdem hat man von ihm: De ira dei; de opificio dei, de mortibus persecutorum; Symposium; Ausgaben sämmtlicher Werke c. not. Cellarii et alior. ed. J. L. Bünemann, Leipz. 1739. 8.; kritischer, mit Vergleichung von 30 Handschriften, editio J. B. le Brun und N. Lenglet Dufresnoy, Paris 1748, 2 Bde. 4.; von Warchius, Leipz. 1715. 4.; cum notis variorum, Leyden 1660. 4.; Rom 1754, 14 Bde. 8.; — 2) **Lactantius Placidus**, auch **Luctatius** oder **Lutaticus**, ein Grammatiker, wie man gewöhnlich glaubt des 6. Jahrh., hinterließ Scholien über die Thebaide und Achilleis von Statius, die sich bei den ersten Ausgaben dieses Dichters befinden. Auch schreibt man ihm die Argumente zu den Metamorphosen Ovids in der Burmannischen Ausgabe und in der Sammlung der latein. Mythographen von Thomas Muncker und von van Staveren zu.

Lady (sprich Ladi) ist in England der gesetzmäßige Titel der Gemahlin eines Lords, Baronets oder Ritters. Den Töchtern derselben kommt eigentlich nur der Titel Miß zu; doch nennt man auch diese aus Höflichkeit Lady.

Ladronen, eine Inselgruppe, sonst auch Marjanen oder Lazarus-Archipel genannt, liegen von Süden nach Norden zwischen 13° bis 20°, 20′ n. Br. und dem Wendekreise, enthalten 14 Eilande von 58 QM. reich an Hornvieh und der Vegetation der Tropen und sind spanische Niederlassungen. Es sind aber nur zwei derselben, Guajan und Tinian bewohnt. Auf der Letzteren liegt die Hauptstadt S. Ygnacio de Aganja mit 3200 Einw., Sitz des Statthalters und mit einem schönen Hafen.

Laertes, der Sohn des Akrisius und der Chalkomethusa, wohnte der kaledonischen Jagd und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Euryklea, mit welcher er, außer mehreren Töchtern, einen einzigen Sohn, den Ulysses, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter, und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja, über dessen Abwesenheit er in die tiefste Trauer versunken war, dessen Rückkunft aber ihn so verjüngte, daß er noch an dem Kampfe gegen die aufrührerischen Ithakenser Theil nehmen konnte.

Laetare heißt der vierte Sonntag in der Fasten, weil an demselben in der alten lateinischen Kirche die Gottesverehrung mit den Worten anfing: Jes. 54. 1. Laetare sterilis, sey fröhlich, du Unfruchtbare.

Lafare (Charles August), ein bekannter französischer Dichter, geboren 1644, war Hauptmann der Leibwache des Monsieur und seines Sohnes, des nachmaligen Regenten; von diesem Fürsten ward er besonders wegen seiner heitern Laune, seines gebildeten Geistes und angenehmen Charakters geliebt. Sein poetisches Talent entwickelte sich erst nach seinem 60. Lebensj., als er auf die Frau von Caylus seine ersten Verse machte. Seine Poesien zeichnen sich durch angenehme Ungezwungenheit und liebenswürdige Nachläßigkeit aus; doch ist der Styl derselben oft inkorrekt und ohne Präcision. Amor und Bakchus sind die Gottheiten, die ihn begeisterten. Seine Gedichte befinden sich im Anhange der Poesien des Abbe de Chaulieu, seines Freundes, dem er ohne Zweifel den Geschmack für jene leichte Poesie zu verdanken hat. Er starb im J. 1712. Außer seinen Poesien hat man von ihm Memoiren und Betrachtungen über die Hauptereignisse unter der Regierung Ludwigs XII, die mit vieler Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit geschrieben sind. Auch hat man noch eine Oper Pantheon von ihm, die der Herzog von Orleans zum Theil in Musik gesetzt hat.

Lafayette (Maria Magdalena, Gräfin von), eine geistreiche französische Schriftstellerin des siebzehnten Jahrhunderts, war eine Tochter des Gouverneurs in Havre de Grace, Aymar de Vergne. Im Jahr 1655 heirathete sie den Grafen Franz Lafayette, und machte nun ihr Haus zum Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister ihrer Zeit. Mit dem Herzog von Rochefaucauld, mit Huet, Menage, Lafontaine und Sagrais stand sie im Verhältniß der innigsten Freundschaft. Sie starb 1693. Ihre vorzüglichste Schrift ist: Zaïde, la Princesse de Cleve und la Princesse de Montpensies, die von Friedrich Schulz ins Deutsche übersetzt worden, u. A.

Lafontaine (Jean), der lieblichste Fabel- und Novellendichter Frankreichs, wurde zu Chateau-Thierry 1621 geboren. Anfangs wollte er sich dem geistlichen Stande widmen, entsagte aber demselben bald. Sein Dichtergeist wurde erst in seinem 22. Jahre durch die schöne Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrichs IV. geweckt. Seine poetischen Versuche fanden bei einem Verwandten Beifall, und dieser munterte ihn auf fortzuschreiten. Lafontaine laß jetzt die ältern Werke der französischen Literatur, als Rabelais, Marot und Urfre welche ihn durch ihren Witz, ihre Natürlichkeit, Naivetät und anspruchlose Grazie ungemein anzogen. Er war ihr Geistesverwandte, daher er denn auch in ihnen die vorzüglichsten Quellen seiner Bildung suchte und fand. Er war zwar mit einem schönen und geist-

reichen Frauenzimmer verheirathet; doch seine Liebe zu einem zwanglosen Leben und zur Hauptstadt entfernte ihn von ihr. Die Herzogin von Bouillon, die zu Chateau-Thiery lebte, brachte ihn nach Paris; wo der Intendant Fouquet sich seiner zuerst und freundlich annahm. Nach der Ungnade und dem Falle dieses Mannes, dessen Unglück er in einer rührenden Elegie besang, kam er in die Dienste Henrietten's von England. Nach ihrem Tode beeiferten sich mehrere Großen für seinen Lebensun erhalt zu sorgen; doch hatte er an der Freigebigkeit Ludwig XIV. keinen Theil. Alljährl. machte er eine Reise nach seiner Frau, verkaufte dann ein Stück seiner väterlichen Habe, und kümmerte sich nun nicht weiter um das Uebrigbleibende. Er lebte mit der größten Sorglosigkeit in den Tag hinein; diese Sorglosigkeit erstreckte sich über sein ganzes Betragen und ging manchmal in Unempfindlichkeit über. Die Herzogin von Bouillon sah ihn, als sie eines Morgens nach Versailles fuhr, träumend unter einem Baume am Wege sitzen, und als sie Abends zurückkam, fand sie ihn noch an demselben Orte und in derselben Stellung, wiewohl es den ganzen, sehr kalten Tag über geregnet hatte. Seine Zerstreutheit soll so groß gewesen seyn, daß sie ihn zuweilen des Gedächtnisses, ja selbst der Urtheilskraft beraubte. Deswegen sagte die Frau von Saliere, als sie ihren Hausstand beschränkte: Ich habe nichts behalten, als meine drei Thiere, den Hund, die Katze und Lafontaine. Er starb 1695. Seine Büste steht im Saale der Akademie. Kein Schriftsteller hat sich so rein und ohne Rückhalt in seinen Werken gezeichnet, als Lafontaine. Er ist in ihnen, was er in seinem Leben war: kunstlos, naiv, freundlich, sanft, furchtsam, nachgiebig, leichtglaubig, von allem Ehrgeize und allem Zorn und Hasse entfernt. Er sprach wenig und unbeholfen, so lange ihn nicht ein Gegenstand reizte und in Wärme versetzte. Unnachahmlich ist er in seinem Talente zu Erzählungen; unter dem Scheine der Nachläßigkeit verbirgt er eine feine Kunst und tief durchdachte Ordnung. Außer seinen Fabeln und Erzählungen verdienen erwähnt zu werden: Les Amours de Psyche; die beiden kleinen Lustspiele: l'Eunuque und Florentin; sein Poëme sur la Quinquina; ein anderes: sur St. Malch und ein kleines, aber meisterhaftes Gedicht: Adonis.

Lagerkunst oder **Castrametation**, die Wissenschaft, ein Lager geschickt abzustecken, gründet sich auf leichte Handgriffe der Geometrie und auf die, unter einem Herre zu haltende Ordnung. Ein Lager, besteht es aus Zelten, Baracken, oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewiesenen Plätzen, muß so vertheilt sein, daß die Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet ist, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Gestalt des Ganzen sich leicht und natürlich finde; zugleich aber auch die Kochörter, das Gepäck und alle Kriegsvorräthe in den bequemsten Erreichungspunkt gestellt sind.

Lagrange (Joseph Louis), ein berühmter Mathematiker, geb. zu Turin 1736, wurde schon im 16. Jahre Lehrer der Mathematik an der Artillerieschule in seiner Vaterstadt, und bald verbreitete sich von da der Ruf seiner Kenntnisse auch ins Ausland, dessen berühmteste Akademien ihn zu ihrem Mitgliede ernannten. Im Jahre 1766 wurde er Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, verheirathete sich daselbst, ging aber, nach dem Verluste seiner Gattin und seines Kindes, nach Paris (1787), wo er, den Verfolgungen während der Schreckenszeit der Revolution glücklich entgehend, vieles zur Einführung des Decimalsystems beitrug. Am 18. Brumaire wurde er Mitglied des Senats, später Graf des franz. Reichs, Großkreuz der Ehrenlegion und Präsident des mathematischen Instituts. Er starb den 10. April 1812 in Paris. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Melanges de philosophie et de mathématiques de la société royale de

Turin pour ses années 1770—73; Mémoires sur la libration de la Lune et sur les satellites de Jupiter, 1764 u. 66; Théorie de la Lune par Euler et Lagrange, 4770; Abrégé de navigation historique théorique et practique, 1790, 2. Ausg. 1793; Theorie des fonctions analytique; Calcul des variations, 2. Ausg. 1806; de la résolution des équations numériques, (1798) auch in den Memoiren der Berliner Akademie, 1767; Mécanique analyt. Paris 1788, verbessert 1811 u. 1815.

Lagunen, der Theil der Küste am adriatischen Meere, den es durch Einreißung eines von der Natur gemachten Dammes durchbrochen und überschwemmt hat, woraus hernach viele kleine Inseln und Seen entstanden: Venedig (s. d. Art.) selbst ist auf 60 solcher Inseln erbaut worden. Die Seen, die vorzugsweise Lagunen genannt werden, schwellen bei einem hohen Mondstande sehr an, werden auch zuweilen so seicht, daß sie durch ihre unangenehme Ausdünstung der Gesundheit gefährlich werden.

Lagus, s. Ptolemäer.

Laharpe (Jean François de), Mitglied der französischen Akademie, geboren zu Paris 1739. Da er unvermögend war, sich aber durch Talente auszeichnete, so erhielt er eine Freistelle im College d'Harcourt. Hier that er sich vor allen seinen Mitschülern hervor, und trug jedesmal die ersten Preise davon. Eine Schmähschrift auf einen seiner Lehrer, für deren Verfasser er gehalten wurde, war Ursache, daß er auf einige Monate in die Bastille gebracht ward. Schon 1762 gab er eine Sammlung von Heroiden und andern Poesien heraus, deren einige sich durch Anmuth und Zierlichkeit empfehlen. Noch nicht 24 Jahr alt trat er mit seiner ersten Tragödie Warwick auf, die einen großen Beifall erhielt, und ihn auch verdiente. Auf diesen ersten Versuch folgten bald Timoleon und Pharamonde, sie fanden jedoch weit geringern Beifall und erfreuten sich nur weniger Vorstellungen. Um diese Zeit machte Laharpe mit Voltaire Bekanntschaft, der ihm viele Beweise seines großmüthigen Wohlwollens gab, das Laharpe jedoch nicht immer mit Dankbarkeit erwidert haben soll. Er begann darauf um die von der Akademie ausgesetzten Preise zu werben, und wenige Schriftsteller waren hierin so glücklich wie er. Unter seinen Lobreden ist die auf Heinrich IV. die ausgezeichnetste; nach ihr verdienen die auf Fenelon, Racine und Catinat hervorgehoben zu werden. Seine Werke in Versen haben nur einen sehr geringen Werth. Ungeachtet des geringen Erfolges seiner letzten Tragödien hörte er doch nicht auf fortwährend für das Theater zu arbeiten: er gab Gustav Wasa, Menzikoff und 1778 die Barmeciden. Diese, sowie die folgenden Tragödien Johanna von Neapel, Coriolan ꝛc. hatten kein glänzendes Schicksal. Sein Philoktet, eine Nachbildung des Sophoklischen, und seine Melanie sind die einzigen Stücke, welche sich nach Warwick eines ausgezeichneten Beifalls zu erfreuen gehabt haben. Laharpe fuhr fort in seiner literarischen Thätigkeit, und lieferte außer mehreren Werken sein Lycée ou Cours de Litterature ancienne et moderne, ein Werk, welches hauptsächlich seinen Ruhm begründet hat. Man findet darin tiefe Kenntnisse, eine feine Kritik und einen reinen Styl: doch geht auch er bei Würdigung der poetischen Erzeugnisse lediglich von dem bekannten Standpunkte der französische Kritik aus. Beim Ausbruch der französischen Revolution zeigte er sich anfangs als einen heftigen Demokraten. Doch änderte er bald seine religiösen und politischen Grundsätze und ward ein Diener der Kirche und des Königthums. Am 18. Fruktidor 1798 ward er zur Deportation verurtheilt, aber er entging ihr glücklich durch die Flucht. Er starb im Jahre 1803 im 64. Jahre seines Lebens.

Lahire, s. Hire.

Lahyre, s. Vignoles (Etienne de).

Laibach, die Hauptstadt des Gouvernements Laibach im österreichischen Königreich Illyrien, am fischreichen und schiffbaren Fluß gleichen Namens, der im Winter warmes Wasser hat, bei Osterberg in die Save fällt, und über den eine 450 Schritt lange Brücke führt, mit 8 Vorstädten, 1000 Häusern, 12.000 Einw. ohne Fremde und Militair, mit diesen 20.000 Einw., einem Castell, das bloß zu einem Gefängniß dient, 1 Cathedrale, 10 Kirchen, 2 Hospitälern, Theater; Sitz des Gubernium und eines Bischofs, der den Titel eines Fürsten des Reichs führt, mit seinem Domkapitel und Consistorium, der Zoll-, Salz- und Mauthgefällverwaltung für das Königreich, des Kreisamtes, eines Stadt- und Landrechtes, Criminal- und Wechselgerichts und einer Berggerichtssubstitution; Lyceum mit Bibliothek, Gymnasium, bischöfliches Seminar, Normalhauptschule, Sternwarte, öffentliche Bibliothek, Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste; Seidenzeug-, Seidenband-, Leder-, Fayence-, chemische Produktenfabricken, 3 Buchhandlungen, Commissions- und Speditionshandel nach Italien, Croatien und Baiern. In der Nähe Sümpfe von 4 Meilen im Umfang; bei deren 1819 projektirten Austrocknung der Hof, wenn die Gründe nur um den vierten Theil des gewöhnlichen Preises verkauft werden, über 4 Mill. Gulden erhalten kann.

Laien, bei den Katholiken nichtgeistliche oder weltliche Personen; bildlich ein in etwas Unerfahrner. **Laien-Bruder**, **Laien-Schwester**, in Klöstern solche Personen, welche theils nicht studiert haben, theils zur Bedienung der eigentlichen Ordenspersonen bestimmt sind. **Laien-Priester**, ein Weltgeistlicher, welcher kein Klostergelübde gethan hat.

Lairesse (Gerard de), Maler und Kupferstecher, geb. zu Lüttich 1640, starb zu Amsterdam 1711, hinterließ viele herrliche Gemälde, die durch Richtigkeit der Zeichnung, treffliches Colorit und Würde im Ausdruck sich vorzüglich auszeichnen. Nicht mit Unrecht führt er den Namen des holländischen Poussin. Nur seinen Figuren macht man den Vorwurf, daß sie zu kurz und zu wenig graziös sind. Für eines seiner besten Gemälde gilt ein Antiochus und Stratonice, welches sich 1781 zu Genf befand. Als er 1690 erblindete, diktirte er einem Andern sein Werk über die Malerei, von Jansen (Paris 1787, 2 Bde 4.) ins Französische übersetzt. Von seinen drei Söhnen, die ebenfalls Maler waren, zeichneten sich vorzüglich aus Abraham und Johann als Thiermaler, und von seinen drei Brüdern Ernst und Johann als Thiermaler, und Jakob berühmt als Blumenmaler; dieser letztere schrieb in flamändischer Sprache über die praktische Malerei.

Lais, eine berüchtigte Buhlerin, geb. zu Hycarra in Sicilien um 420 vor Christo, wurde vom Athenienser Nikias nach Griechenland geführt und glänzte zu Corinth durch ihre Reize und Talente in einem so hohen Grade, daß die größten Männer es für eine Ehre hielten, ihren Triumphwagen zu zieren. Vom Demosthenes forderte sie fast die Summe von 1000 Thalern für den Genuß ihrer Reize, allein derselbe fand dies zu theuer und kehrte daher unverrichteter Sache nach Athen zurück. Von Corinth begab sich Lais nach Thessalien, und dort soll sie von Weibern, die eifersüchtig auf ihre Schönheit waren, 340 vor Chr. in einem Tempel der Venus ermordet worden seyn.

Lak, s. **Rupie**.

Lakonien oder **Lacedomonien**, eine berühmte Landschaft Griechenlands, deren Hauptstadt Sparta oder Lacedemon war. Es lag im Peloponnes und wurde nach Norden vom Königreiche Argos, nach Osten vom Archipel, nach Mittag vom lakonischen Golf, und nach Abend von Messenien und Arkadien begränzt. Der Fluß Eurotas theilte es in 2 ungleiche Theile. Jetzt

heißt Lakonien Brazzo di Maina in Morea, und seine Einwohner Mainotten. Das jetzige Lakonien gleicht in seinen Begränzungen höchst unvollkommen dem alten Lakonien. S. Sparta.

Lakonismus. Die Art, mit wenigen Worten einen großen, tiefen, festen Sinn auszusprechen. Sie war den ehemaligen Lacedomoniern, den alten Spartanern eigen; auch die jetzigen Mainotten besitzen noch den lakonischen Geist und die gedrängte Sprachweise ihrer Ahnen. Unter den Hellenen des Alterthums waren die Lakonismen der Spartaner berühmt, und ihre Schriftsteller haben uns eine Menge Beispiele aufbewahrt. Wir geben einige an. Philipp, der Vater des Alexander, hatte sie geschlagen; er verlangte im gebieterischen Tone, ihm die Thore ihrer Städte zu öffnen; sie schrieben zurück: Nein. Derselbe Fürst verhöhnte ihr Unglück zu der Zeit, als der Tyrann Dionysus vom Syrakus vertrieben worden war, und eine Schule zu Corinth hielt. Sie beantworteten Philipps Hohn mit: Dionysus ist in Corinth. Nach der Schlacht von Platää, in welcher vorzugsweise ihre Tapferkeit das große Perserheer vernichtet hatte, meldeten sie den Sieg nach Sparta mit den wenigen Worten: Die Perser sind gedemüthigt. Als sie nach einem vieljährigen, blutigen Kriege Athen einnahmen, schrieb das Heer nach Sparta: Athen ist genommen. Ihre Befehle, Berichte, Gesetze, Reden, Alles hauchte diesen laconischen Geist; selbst ihre Gebete an die Götter bestanden aus den wenigen aben inhaltsschweren Worten: Gewähret das Schöne mit dem Guten.

Lalande (Joseph Jerome le Français de), berühmter Astronom, geb. zu Bourg en Bresse den 11. Juli 1732, kam nach Paris, um die Rechte zu studiren, verließ sie aber bald wieder, um sich unter dem berühmten Lemonnier der Mathematik ausschließlich zu ergeben. Seine großen Fähigkeiten bewogen denselben, ihn nach Berlin zu senden, um daselbst die Parallaxe des Mondes zu bestimmen, während La Caille in gleicher Absicht nach dem Cap der guten Hoffnung geschickt wurde. Obgleich er erst 19 Jahr alt war, vollzog er doch diesen Auftrag zur großen Zufriedenheit. Friedrich II. gestattete ihm den Zutritt an den Hof; die Berliner Akademie nahm ihn als ihr Mitglied auf und die Pariser folgten bald darauf deren Beispiel. Man verdankt ihm aus dieser Zeit eine Ausgabe der Halleyschen Tabellen und eine Geschichte des Cometen vom Jahre 1759. Als Redakteur der Connaissance des temps (1760 und folgende Jahre) änderte er den Plan dieses nützlichen Werkes, wovon nach und nach 17 Bände erschienen. Ohnerachtet er hiermit sehr beschäftigt war, erschien doch 1764 die erste Ausgabe seiner Astronomie (3 Bde. 4.), welche drei Auflagen erlebte, so wie ein von ihm selbst verfaßter Auszug (Paris 1795). Seit dem Jahre 1761 war er an Delisle's Stelle Professor der Astronomie am College de France, woraus mehrere berühmte Schüler hervorgingen, die sich unter seinen Augen und in seinem Hause gebildet hatten. In den Jahren 1765 und 1766 unternahm er eine Reise nach Italien, und lieferte eine Beschreibung davon unter dem Titel: Voyage d'un Français en Italie dans les années 1765 et 1766, 8 Bde. 12. mit einem Bande Kupfern, Yverdun 1786, 9 Bde., welche ebenfalls die Fruchtbarkeit seines Geistes zeigt. Während von ihm alle astronomischen Artikel der Encyclopädie von Yverdun bearbeitet wurden, schrieb er auch noch: Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc, 1778. Fol.; Bibliographie astronomique, 4., welche Werke wegen ihrer großen Brauchbarkeit und Vollständigkeit großen Beifall fanden. Da er zugleich Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europens war, so betrachteten ihn alle Astronomen als Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, und er suchte durch große Wahrheitsliebe diesem Amte zu entsprechen, obwohl er eben deßhalb auch Manchen beleidigte und

dadurch die Zahl seiner Feinde vermehrte. Er starb zu Paris den 4. April 1807 und hinterließ, außer den schon angeführten, mehrere sehr schätzenswerthe Werke.

Lally (Thomas Arthur, Graf von), Baron von Tollendal oder Tullendally in Irland, geb. zu Romans in Dauphiné 1702, stammte aus Irland, welches seine Vorfahren aus Anhänglichkeit an die Sache der Stuarts verlassen, und hierauf im franz. Heere Dienste genommen hatten. Von seinem 7ten Jahre an war er Soldat, befand sich 1709 bei der Belagerung von Peronne und erstieg 1714 zuerst die Laufgräben von Barcelona. Nach beendigtem Kriege widmete er sich, nach dem Befehle seines Vaters, den Wissenschaften, zeichnete sich im österreichischen Erbfolgekriege mehrmals und vorzüglich in der Schlacht von Fontenoi unter den Augen Ludwigs XV. aus, der ihn auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannte. Beim Ausbruche des 7jährigen Krieges wurde er im Dez. 1756 zum Statthalter der franz. Besitzungen in Ostindien ernannt, eroberte auch anfangs das Fort St. David, unternahm die Belagerung von Madras 1758, mußte sich aber von dort zurück ziehen und wurde nun in Pondichery eingeschlossen und zur Uebergabe an die Engländer genöthigt, den 15. Januar 1761. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich verurtheilte ihn ein Kriegsgericht zum Tode nach dreijährigem Prozeß, und er wurde den 9. Mai 1766 hingerichtet. 1778 wurde jedoch sein Prozeß revidirt und cassirt, wozu Voltaire und sein Sohn Theophile Gerard das Meiste beitrugen.

Lama (Lamaische Religion), ein tangutisches Wort, bedeutet Mutter der Seelen, Seelsorger; bei den Mongolen heißt jeder Geistliche Lama, bei den Kalmucken nur die vom höheren Range. Die Bekenner der lamaischen Religion, Tibetaner, Kalmucken und Mongolen, verehren als den Stellvertreter ihres Götzen, des Schigemuni, den großen, mongolisch: Dalai Lama, der in Tibet, in der Nähe von Lassa, seinen Sitz hat. Die Lamaiten überhaupt theilen sich in Gelb- und Rothmützen. Jede Sekte steht unter 3 Lama's; die der gelben Kappen unter dem Dalai-Tischu- oder Bogdo- und dem Taranautlama. Der Tischulama wohnt zu Tissulumbu, 10 Tagereisen südwärts von Lassa; der letztere an der Grenze des russischen Reichs. Die 3 Vorsteher der rothen Kappenträger heißen Schammar, und wohnen in Butan in verschiedenen Klöstern; der vornehmste von ihnen, zu Tassisudon, der Hauptstadt von Butan. Unter diesen 6 Lama's sind der Dalai Lama und der Tischu Lama die vornehmsten und mächtigsten. Keiner von diesen Lama's darf heirathen. Die Regierung ist also nicht erblich; sondern der Dalai Lama ernennt in einem Testamente seinen Nachfolger. Der große Lama ist nämlich in den Augen seiner Verehrer ein Halbgott, welcher nach dem Tode des Körpers, den er inne hat, sich in einen andern begiebt. Zuweilen findet man den Gott, der die menschliche Hülle verlassen hat, in einem kleinen Kinde wieder, dem nach geschehener Einsetzung dieselbe Ehrerbietung von nahen und fernen Völkern bezeugt wird. Diese Ehrfurcht geht bis ins Lächerliche. Man hebt z. B. seine Ausleerungen als Amulete und Arzneimittel auf. Der Gehorsam gegen ihn und seine Diener ist fast grenzenlos. Jeder Khan huldigt ihm beim Antritte seiner Regierung. Dafür segnet er die Fürsten mit der bloßen Hand; andere nur durch einen Scepter, an dessen Ende ein Band mit 3 Quasten befestigt ist, womit das Haupt des zu Segnenden berührt wird. Ehemals wurde oft ein dem Dalai Lama mißfälliger Fürst durch dessen Einfluß um seine Würde gebracht. Jetzt haben aber die Chinesen, seitdem sie Herren in der Mongolei sind, die Gewalt des Dalai Lama einzuschränken gewußt. Ihm zur Steite steht eine zahlreiche Geistlichkeit, die durch Blendwerke von Geisterbeschwörungen, durch Astrologie, durch das Schrecken von den Höllenstrafen, durch Einmischung in weltliche Händel, und durch den Besitz der

vornehmsten Wissenschaften eine große Herrschaft über den abergläubischen Haufen sich verschafft haben. Im Range sind dem Dalai Lama die 7 Kutuchten die nächsten. Einer von ihnen, der Gegen-Kutuchtu, hält sich bei den Mongolen in dem fürstlichen Hauptquartiere, am Tolaflusse auf. In ihm, den der Dalai Lama anstellt und auch wohl aus den Kindern einer fürstlichen Familie aussucht, wohnt, nach der Meinung der Mongolen, der durch solche Wiedergeburt fortlebende Geist ihres ersten Apostels. Auch verehren sie ihn fast so sehr, wie den Dalai Lama; seine abgeschnittenen Haare, Fetzen von durchschwitzten Hemden u. s. w. werden für kräftige Schutzmittel gehalten. Außer den 3 Classen der höheren Geistlichkeit, die den Kutuchten zunächst stehen, und bei den Kalmucken Lama heißen, leben noch gemeine Priester, Gylongs, über die ganze Horde zerstreut. Sie sind an mehrere Ordensregeln streng gebunden, und dürfen daher keinen Branntwein, Tabak, kein Pferdefleisch, keine Stutenmilch, oder von einem unreinen, oder heilig geachteten Thiere etwas genießen; auch müssen sie sich der Trunkenheit enthalten. Das Volk thut nichts ohne ihren Rath, und beschenkt sie reichlich. Die ältesten und gelehrtesten derselben erhalten von dem obersten Lama, mit Zustimmung des Fürsten, den Ehrennamen Backschi, d. i. Lehrer. Sie unterrichten die Lehrlinge, Mandschi, im mongolischen Lesen und Schreiben, in der tangutischen Schrift, und in den beim Götzendienste üblichen tangutischen Gebeten. Der ehelose Stand ist eine der Hauptpflichten der Geistlichkeit von der Sekte der gelben Kappenträger. Die Rothmützen verstatten ihren Priestern die Ehe. Jene werden daher von dem chinesischen Kaiser für die rechtgläubigen gehalten. Außer den Lama's und Gylong's giebt es noch eine Art Laienbrüder und Nonnen: abgelebte Leute, die in der Einsamkeit mit andächtigen Uebungen sich beschäftigen, indem sie eine Büchse oder Trommel mit Papierrollen, auf welche ein Gebet geschrieben ist, herumdrehen, oder dasselbe nach einem Rosenkranze hersagen. Die lamaische oder schigemunische Religion stammt aus Tibet. Sie hat in Hochasien den alten Aberglauben der Schamanen oder Zauberer fast ganz verdrängt. Die lamaische Mythologie kennt kein ewiges Urwesen. Ihre Götzen, oder Burchanen, 108 an der Zahl, sind erschaffene Wesen, die schon vor der jetzigen Welt durch ihre in vierzigfältigen Wanderungen bewiesene Heiligkeit zum Range göttlicher Wesen emporstiegen. Der Hauptgötze, Schigemuni (tangutisch: Dschakdscha-muni), ist der Regierer des gegenwärtigen in Elend versunkenen Weltalters. Er erschien zuletzt auf Erden 1000 Jahr v. Ch., als Stifter des lamaischen Glaubens. Unter seinen Gehülfen in der Weltregierung, den Burchanen, ist der Chondschin-boddi-saddo der vornehmste; an ihn wenden sich die Lamaiten mit einer allgemeinen Gebetformel. Unsere Erde ist von Geistern aus der Oberwelt bevölkert. Diese sind zu Menschen ausgeartet. Die menschliche Seele wandert nach dem Tode des Körpers auf eine höhere Stufe, wenn sie die Prüfung des Lebens gut bestanden hat; außerdem sinkt sie tiefer. Dieser Glaube an die Seelenwanderung macht die Mongolen wohlthätig, menschenfreundlich und duldsam. Ihr Götzendienst besteht in schreienden und lärmenden Gesängen und Gebeten, begleitet von einer überlaut tönenden Musik, in prächtigen und feierlichen Prozessionen und in der Feier gewisser Feste zu bestimmten Zeiten, verbunden mit Wallfahrten und Kasteiungen. Die Menge der Geistlichen und Mönche ist sehr groß. Bloß um Lassa sollen 3000 Klöster seyn. Zu Tissulumbu sind 3700 Gylongs, die den täglichen Götzendienst im Tempel verrichten, ohne die übrigen im Kloster, in dem Pallaste und in andern Tempeln.

Lamberg (Maximilian Joseph, Graf von), Freiherr von Ortenegg und Ortenstein, geb. zu Brünn den 22. Novemb. 1730, studirte zu Breslau, Berlin und Halle, wurde 1754 kaiserl. Kämmerer, und, nachdem er sich

in Frankreich und den Niederlanden einige Jahre aufgehalten hatte, geh. Rath des Herzogs von Würtemberg, den er auch nach Italien begleitete. Im Jahre 1764 verließ er die würtembergischen Dienste, wurde beim Bischof von Augsburg nach und nach geh. Rath, Conferenzminister und Oberhofmarschall, unternahm 1766 eine Reise nach Italien, Corsika und der Berberei, und starb, nachdem er eine Zeitlang in Landshut privatisirt, in seinem Geburtsorte den 21. Juni 1792. Wegen seiner großen Kenntnisse in der Mathematik, Physik, Naturgeschichte stand er in großem Ansehen, erfand verschiedene Maschinen und schrieb Mehreres, unter welchem das bekannteste: Le Mémorial d'un mondain, London 1776, 2 Bde. 4.; deutsch von H. L. Wagner, Frankfurt 1776. 8.; Lettres critiques, morales et politiques, Amsterdam 1786, 2 Bde. 8. und 1 Bd. Suppl.

Lambert (Johann Heinrich), einer der größten Philosophen und Mathematiker des 18. Jahrh., geb. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, wo sein Vater Lucas ein Schneider war, überwand die Beschwerden der Armuth durch grenzenlosen Fleiß, und wurde durch wohlthätige Menschen in den Stand gesetzt, seinen glühenden Eifer zu den Wissenschaften zu befriedigen. Vorzüglich waren es Mathematik, Philosophie und die morgenländischen Sprachen, die ihn anzogen. Weil er eine gute Hand schrieb, erhielt er eine Anstellung als Copist, und im 15. Jahre eine Buchhalterstelle in einem Eisenwerke, wo er seine freien Stunden zum Französischen benutzte. Neunzehn Jahre alt, wurde er Hofmeister im Hause des Präsidenten von Salis in Graubündten, begleitete 1756 seine Zöglinge nach Göttingen, 1757 nach Utrecht und 1758 nach Frankreich. Im Jahre 1759 schrieb er zu Augsburg seine Phemetria seu de mansura et gradibus luminis, colorum et umbrae. Augsburg 1760. 8., wodurch er für diese wichtige Lehre der Physik eine ganz neue Bahn brach. Kurz darauf ernannte ihn die baierische Regierung mit einer Besoldung von 800 Thlrn. zum Mitglied der Münchner Akademie, er zog aber Erlangen als Aufenthaltsort München vor, schrieb daselbst die cosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues und, nach einer ins Veltlin 1768 unternommenen Reise, sein neues Organon, Leipz. 1764, 2 Bde. 8. Im J. 1764 ernannte ihn Friedrich II. zum Oberbaurath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, welche Aemter er bis an seinen Tod, den 25. Sept. 1777, verwaltete. Er hat große Verdienste um die gesammten mathematischen Wissenschaften, namentlich aber um die praktische Geometrie durch: Beiträge zum Gebrauch der Mathematik, 3 Bde., Berlin 1765—1772. 8.; Hygometrie, Augsb. 1774. 8.; Freie Perspektive, Zürich 1774. 2te Aufl. 1734, 2 Bde. 8. und um die Astronomie durch: Insigniores orbitae Cometarum preprietatas, Aug. Vindel. 1761. 8. und die vielen Abhandlungen in mehrern Zeitschriften und den Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Lamentation (Todtenklage), eine Sitte der meisten Völker des Alterthums, ihre Todten mit Klagen, Thränen und Trauergesängen, zu bestatten. Nichts ist natürlicher und nichts giebt auch dem menschlichen Herzen mehr Trost bei dem Verluste eines theuern Wesens, als den Schmerz der Seele in Klagen auszuhauchen; doch sonderbar war es, daß die Alten eine besondere Weiberinnung hatten, welche mit Klaggeschrei die Todtenfeier begleiteten, die Haaren sich ausrauften, die Brust zerschlugen, die Wagen zerkratzten und die sonstigen Zeichen einer verzweifelnden Trauer für Geld nachäfften. Je vornehmer und reicher der Todte, desto größer die Anzahl solcher Leidtragenden. Diese Männer und Weiber, welche das Talent zu weinen, ohne traurig zu seyn, besaßen, modulirten ihr Schluchzen nach dem Tone einer Flöte. Bei den Römern waren sie am meisten im Gebrauche. Lamentationes nennt man auch ein Klaggedicht des Propheten Jeremias auf den Tod des frommen

Königs Josias, dessen im 2. Buche der Paralipomenes Erwähnung geschieht. Das berühmte Gedicht soll verloren gegangen seyn, doch besitzen wir ein anderes von demselben Propheten auf den Sturz Jerusalems durch Nabuchodonosor.

Lamettrie (Julien Ofroi de), s. Mettrie (J. O. de la).

Lamoignon-Malesherbes (Chretien Guillaume de), Minister Ludwigs XVI., geb. zu Paris den 16. Sept. 1721, war ein Nachkomme des berühmten Canzlers Guillaume de Lamoignon, widmete sich nach einer sorgfältigen Erziehung den Rechten, praktizirte als Sachwalter, war dann nach und nach Substitut des Generalprokurators, Parlamentsrath und 1750 erster Präsident der Steuerkammer, welche Stelle er 25 Jahre verwaltete. Lebhaft widersetzte er sich hierbei neuen Auflagen und andern Einrichtungen, die des Volkes Wohlstand hätten untergraben können und schrieb 1779 Mémoires pour servir à l'histoire du droit public de la France en matière d'impôts. Während dieser Zeit standen auch die Pressen und der Buchhandel unter ihm und er schützte die Gelehrten gegen die Angriffe der Intoleranz und des Fanatismus. Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. wurde Malesherbes Minister des Innern. Unter seiner Leitung wurden mehrere unschuldig Angeklagte in Freiheit gesetzt, die Gefängnisse verbessert, Nothleidende unterstützt und mehrere treffliche Einrichtungen gemacht; doch, nachdem Turgot seine Stelle niedergelegt, folgte er dessen Beispiele, durchreiste alle Provinzen Frankreichs, die Schweiz, Deutschland und Holland, und suchte die eingesammelten Kenntnisse zur Verbesserung verschiedener Zweige der Cultur und Industrie anzuwenden. In der Folge bekam er wieder Sitz und Stimme im Staatsrathe, entfernte sich aber bald, da er wohl einsah, daß an einem so verderbten Hofe nichts Gutes ausgeführt werden könne. Ohngeachtet er beim Ausbruche der französischen Revolution ein leidenschaftlicher Anhänger der herrschenden Ideen war, übernahm er doch die Vertheidigung des unglücklichen Königs; sie war unnütz und kurz darauf, den 22. April 1793, fiel auch sein Kopf unter der Guillotine. Man hat von ihm: Observations sur les pins, les orches, le mélèze et le bois de Sainte Lucie; zwei Mémoires sur l'état civil des protestans, 1785 u. 1787; Mémoires sur les moyens d'accélérer les progrès de l'économie rurale en France, 1790, 8.; Observations sur l'histoire naturelle de Buffon, Paris 1798, 2 Bde. 8.; Pensées et Maximes, ebd. 12.

Lamien, s. Lemures.

Lampen waren schon bei den Aegyptern, dann bei den Griechen und Römern im Gebrauch. Argand zu Genf erfand 1783 eine Lampe, deren Licht an Helligkeit jede andere übertrifft, indem er durch einen hohlen cylindrischen Docht, welchen er in einem ebenfalls cylindrischen, der Länge nach offen, Oelbehälter so befestigt, daß der Docht nach Befinden auf und nieder geschoben und mit einem oben offnen Glascylinder bedeckt werden kann. Die Flamme brennt in diesem Cylinder, und die von unten zuströmende Luft macht, daß alles Oel ohne Rauch vollständig und mit verhältnißmäßiger starker Licht-Intensität verbrennen kann.

Lancaster (James), englischer Seefahrer, war der Erste seiner Nation, der 1591 nach Ostindien schiffte. Auf der Rückkehr von Ceylon und Sumatra nach England wurde er durch widrige Winde an die Küste Amerikas getrieben und, auf einer kleinen Insel landend, von seinen Leuten verlassen. Ein franz. Schiff nahm ihn jedoch auf und brachte ihn 1594 nach England zurück. 1595 verheerte er als Befehlshaber einer englischen Flotte die Küste von Brasilien, bemächtigte sich der Stadt Fernambuko und brachte unermeßliche Reichthümer von dort nach England. Kurz darauf unternahm er eine dritte Reise nach

Ostindien, als Befehlshaber einer Flotte der englisch-ostindischen Compagnie, legte Niederlassungen zum Ache und Bantam an, und ließ sich dann auf immer in England nieder. Seine Reisebeschreibungen befinden sich im dritten Bande von Hakluyt und im ersten von Purchas.

Lancelot vom See, einer der tapfersten Paladine von der Täfelrunde unter dem engl. Könige Arthur oder Arthus; er gehört somit in den Fabelkreis der Ritterzeit. Der Sage nach soll er ein Sohn des Königs Ban von Brucic gewesen seyn. Er ward von der Fee Viviana, der Dame vom See, daher auch Lancelot's Beiname, erzogen. Als Jüngling brachte sie ihn an den Hof des Königs Arthur, welcher ihm mit seinem guten Schwerte Eskalibor den Ritterschlag gab und ihn in die Zahl seiner Paladine aufnahm. Am Hofe verliebte er sich in des Arthur's schöne Gemahlin Genevra. Diese Liebe und der Haß der Fee Morgana, der Schwester der Genevra, deren Liebe Lancelot verschmäht hatte, stürzten ihn in tausend Abentheuer, die er unter dem Schutze der Fee vom See, mit der größten Tapferkeit bestand. Claudas hatte den Vater des Helden ermordet und dessen Thron sich bemächtigt. Lancelot erschlug ihn und nahm das Reich seines Vaters wieder in Besitz. Als er aber gegen Mordrec, der seinen Verwandten, den König Arthur, ermordet hatte, auszog, überfiel ihn dieser und erschlug ihn. Er war der letzte Ritter der Tafelrunde; seine Gebeine wurden auf seinem Schlosse Freudenwacht neben den Resten der Genevra beigesetzt. Welch ein reichlicher Stoff das Leben Lancelots für die romantische Dichtkunst war, beweiset die Menge Ritter-Romane, Gedichte und Sagen, in denen er der Held ist.

Landamman, s. Schweiz.

Landau, wichtige Festung des deutschen Bundes seit 1815, mit baierischer Besatzung, eine ehemalige Reichsstadt, liegt in einer sehr angenehmen Aue am Queichfluß in Rheinbaiern, mit 5200 Einw., einer den Katholiken und Evangelischen gemeinschaftlichen Kirche, mit einem schönen Thurme, 4 Casernen mit einem schönen Militär- und Civilhospital. Mittelst eines Canals können alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden. Während des 30jährigen Krieges erlitt Landau großes Ungemach, indem es siebenmal von 1622—43 abwechselnd von den Mansfeldischen Schaaren, von den Spaniern, Schweden, Kaiserlichen und Franzosen erobert ward. Nach dem Nimweger Frieden nahm die Krone Frankreich 1680 von der Stadt förmlich Besitz. Der berühmte Vauban fing schon 1680 auf Befehl seines Königs an, Landau nach seinem neuen System regelmäßig zu befestigen. Im span. Erbfolgekrieg wurde Landau durch den Markgrafen Ludwig von Baden wieder genommen. Ein Jahr hernach, im Spätjahr 1703, fiel die Festung wieder in französische Hände. Aber im folgenden Jahre 1704 erhielt sie durch eine dritte Belagerung, welche Markgraf Ludwig ebenfalls leitete, wieder ihre deutsche Freiheit und Unmittelbarkeit, und genoß derselben bis 1713, da der französische Marschall Villars die vierte Belagerung mit Erfolg unternahm, worauf der Friede zu Rastadt 1714 die Stadt und Festung wieder an Frankreich zurückbrachte. 1793 hielt Landau eine 6—7monatliche Einschließung und ein starkes 3tägiges Bombardement von einem preuß. Corps aus. 1814 erfolgte eine zweite 3monatl. Blokade durch ein russisches Corps, welche der pariser Friede aufhob, und wodurch die Stadt und Festung Landau ferner bei Frankreich blieb. In der 2. pariser Convention vom 20. Nov. 1815 aber ward bestimmt, daß dieser wichtige Platz wieder an Deutschland fallen sollte. Der Münchner Vertrag von 1816 brachte Landau an Baiern. Unter den wohlthätigen Anstalten, die zum Besten der Stadt Landau von der königl. Regierung

getroffen worden, verdient auch ein sogenanntes Progymnasium als eine neue Lehranstalt Erwähnung.

Landbaukunst ist die Wissenschaft der Anlage möglichst wohlfeiler und bequemer landwirthschaftlicher Gebäude mit deren Bewohnung, durch Eigenthümer, Pächter, Gesinde und feste Tagelöhner. Kein Volk hat so theure Gebäude zu diesem Behufe als Italien und kein anderes so wohlfeile als die Britten. Einst verlangte man, daß die ganze Ernte unter Dach gebracht werden müßte, jetzt läßt man gern große Heu- und Getreideschober und besonders die Pferdebohnen immer außen stehen, ohne dadurch eine bedeutend geringere Einnahme wahrzunehmen. Wo die rauhen Winter den Landmann zwingen, sein Vieh im Winter unter Dach zu halten, da ist natürlich immer ein großer Raum für die Landwirthschaft erforderlich.

Landcultur (große und kleine). Die Landwirthschaft (Cultur) im Großen ist in Deutschland nicht alt. Sie entstand erst immer nach großen Landplagen, Kriegs- und Pestverheerungen. Es beweiset die alte Landesgeschichte der einzelnen Staaten, daß vormals bei geringerer Bevölkerung die Zahl der Landstellen, mit einem Paar Ochsen oder Pferden bestellt, weit größer war, als jetzt. So hat man überall eine große Zahl eingegangener Landstellen und weit mehr Kirchenhufen auf dem Papier, als in natura. Die Rittergüter und Domänen existirten zwar schon frühe, aber mit weniger Ländereien, und hielten damals, das heißt vor drei- bis vierhundert Jahren, nicht $1/10$ des jetzigen Milchviehes und die Schafe in unbedeutender Zahl. Zu diesen mäßigen Gütern wurde gefrohndet, aber mit einer großen Zahl pflichtiger Stellen zur Bestellung eines kleinen Areals. Ihr meistes Einkommen bezogen die Gutsherren aus leichten Bodenzinsen ihrer Hörigen, einiger Pferdezucht zum Verkauf, Bienenzucht, Fischerei, Holzverkauf, Mastung der Fettschweine in den Wäldern (was besonders höchst einträglich war), Mühlenpacht, Concessionen von Krügen und anderen Gewerben, Zehnten u. s. w. In Kriegszeiten wanderten oft die Landleute aus und ließen ihr Eigenthum im Stich, kamen auch, wenn sie leibeigen waren, selten nach hergestellter Ruhe zurück, weil ihr Loos immer schlimmer ward. Als die Güterprodukte im Preise stiegen: so vermehrten die Verwalter die Oberfläche der urbaren Ländereien der vergrößerten Gutshöfe und durch Niederlegung mancher Bauerhöfe oder Ankauf derselben zwar auch die Ländereien der dienstpflichtigen Bauergüter, aber zugleich unmäßig die Dienste. So nahm die Bevölkerung der Grundeigenthümer auf dem Lande ab und es entstanden große Güter. Jetzt da die Produktenpreise ungefähr wie vor 50 Jahren und noch niedriger stehen, die Culturkosten aber sehr gewachsen sind, dürfte der Zeitpunkt in Norddeutschland, wo man im hohen Wollpreise keinen Ersatz findet, eingetreten seyn, die großen Landgüter mit möglichster Sparsamkeit der neuen Wirthschaftsgebäude in kleinere Erbpachten zu vertheilen. Dieß muß der Staat keinesweges zu verhindern suchen, sondern vielmehr befördern, um in einer großen Zahl Landbesitzer stets eine starke Landwehr erhalten zu können, und in Hinsicht der Rekrutirung sicher zu seyn. Es hat keinen Zweifel, daß in der Nähe der nächsten Bannmeile großer Städte sogar die Verkleinerung vieler Landstellen bis zu Gehöften mit Spatencultur am nützlichsten ist und den höchsten Ertrag liefert, auch die stärkste Bevölkerung ernährt. Ja sogar wächst dadurch der öffentliche Wohlstand, daß auch auf dem Lande die Wohlhabenheit mehr als bisher vertheilt wird. Die großen Landeigenthümer und andere sehr reiche Privaten verzehren ihre meisten Einkünfte, wenn auch im Lande, doch zum großen Theil in Bedürfnissen, welche das Ausland zuführt. Daher sind Staaten, wo Wenige großes Grundeigenthum besitzen und diese fast allein reich sind, so lästige Nachbaren der christlichen Staaten, wo die Glücksgüter mehr vertheilt sind. Daher verliert Oesterreich sein mei-

stes baares Geld jährlich nach der Türkei, wo die rohen Produkte wohlfeil sind und daher nach Oesterreich gehen und in Oesterreich die rohen Produkte ebenfalls in niedrigem Preise erhalten. Daher ist die christliche Monarchie des Nachbars so sehr dabei interessirt, daß in der Türkei eine neue Ordnung der Dinge entstehe, wo die Glücksgüter mehr als bisher zertheilt werden, welcher Mittelstand denn zwar vielleicht mehr Güter als vormals nach Oesterreich liefert, aber dagegen auch mehr Güter aus Oesterreich bedürfen und beziehen wird. Daher ist uns die erlangte Unabhängigkeit Nordamerika's und die gehoffte Unabhängigkeit Südamerika's so wichtig, weil jede Nation mit einem wohlhabenden Mittelstand von ihrem Nachbar viel, und dieser, wo er arm ist, wenig bedarf. Ob Kaiser, Könige oder Republiken in Nordamerika regieren, ist sehr gleichgültig, aber sehr wichtig, daß im reichsten Lande der Welt der reichste Mittelstand sich bilde, der sich in Folge des Clima's, um seine Bedürfnisse zu decken, niemals wie in Europa todt arbeiten wird. Zu erwarten ist freilich nicht, daß alle große Landgüter, wie in Belgien, bei steigender Bevölkerung gänzlich verschwinden werden, das muß nicht erzwungen werden; aber es macht sich von selbst und es bleibt merkwürdig, daß in Ostflandern, wo die Spatencultur auf einem von der Natur nicht auf's höchste begünstigten Boden, dennoch auf's höchste getrieben und die stärkste Bevölkerung existirt, dennoch selbst die Getreideausfuhr nicht verschwunden ist. Aber man kann z. B. bei öffentlichen Verkäufen mit dem Zerstücken den Schluß des Aufsatzes machen, wenn zuvor der Aufsatz im Ganzen versucht worden ist und dann dem Verkäufer am vortheilhaftesten Versuch den Zuschlag ertheilen lassen. Ueberall ist der große Grundeigenthümer nicht so geneigt, von alten landwirthschaftlichen Fehlern zurück zu treten, als der kleinere, der den Schaden sichtbarer fühlt, daß er nicht genug einnimmt. Am nöthigsten ist aber, daß der Staat vor Allem dahin wirkt, daß sich jeder Landmann auf sein kleines oder großes Feld ausbauet, die Landtausche zu diesem Zwecke begünstigt und die der Vegetation schädlichen Servituten und Hindernisse besserer Bodenbenutzung wegschafft.

Landeshoheit. Sie umfaßte den höchsten Vorzug in einem Lande, und die damit verbundene Gewalt (superiotas territorialis summa in terris suis potestas), der Inbegriff jener Regierungsrechte, welche die höchste Gewalt in den einzelnen deutschen Ländern und Gebieten ausübte, ohne dazu besonderer kaiserlichen Vergünstigung zu bedürfen. Der Name Landeshoheit entstand erst in der neuern Zeit; in den ältern Lehn-Briefen des Kaisers und andern Urkunden kommen Landesherrlichkeit, Landes-Oberherrlichkeit, Macht und Gewalt, Recht und Gericht, Geboth und Verboth, als gleichbedeutende Benennungen vor. Ueber den Ursprung dieser Staatsform herrschen verschiedene Meinungen; als die wahrscheinlichste gilt aber, daß sie sich aus dem Institute der Gaugrafen, welche Carl der Große einführte, entwickelt habe. Möser ist dieser Meinung und leitet den Ursprung der Landeshoheit aus der Reichsvogtei. Seine geschichtliche Deduktion des Entstehens der Landeshoheit geben wir hier in kurzen Zügen. Die Reichsvogteien waren Aemter, und ihre Verwalter kaiserliche Beamte; sie hingen in so weit von dem Willen des fränkischen Kaisers ab, und waren ihm verantwortlich. Die Aemter hießen Gaue, und die höchste Obrigkeit in denselben Gaugrafen; in ihren Händen lag eine große Machtausdehnung; wie bei den ursprünglichen persischen Satrapen, besaßen die Gaugrafen die polizeiliche, militairische und richterliche Gewalt in ihren Bezirken. In den stürmischen Zeiten, welche bei und nach der Erlöschung des carolingischen Stammens entstanden, wurde das Staatsband, das die großen Beamten an das Oberhaupt der Nation knüpfte, immer mehr gelöst; Carls Nachfolger waren schwach und besaßen nicht die Energie des großen Vaters, welche die

mächtigen Beamten in Schranken hielt: ihr Ansehen mußte daher bei diesen sinken, und sich nothwendig dagegen die Macht der Gaugrafen heben. Es ist natürlich, daß der Vater gern die Gewalt, welche er, wenn auch nur zeitlich, ausübte, seinem Sohne zu übertragen wünschte: er gab sich daher alle Mühe, von dem Herrscher die Bestätigung seines Sohnes im Amte zu erhalten: auf diese Weise wurde im Laufe der Zeit die Gaugrafschaft erblich, weil auf die Dauer die wiederhohlte Succession des Sohnes in die väterliche Stelle, wenn gleich sie Anfangs der höheren Genehmigung bedurfte, eine Art von Erbrecht begründete. Nachdem die Grafenstellen einmal erblich geworden waren, vermehrte sich das Besitzthum der gräflichen Familien immer mehr: selbst ihre Stelle gab den Grafen rechtmäßige Mittel an die Hand, ihr Eigenthum zu vermehren. Jeder fränkische Freie war wehrpflichtig, und auf den allgemeinen Ruf zum Heerbanne mußte der Gau eine bestimmte Anzahl Krieger stellen, deren Anführer der Graf war. Als die Franken sich in Gallien und in mehreren deutschen Gegenden feste Sitze erobert hatten, mochten Viele lieber ihr Gut in Ruhe bauen, als dem Heerbanne Folge leisten; sie erkauften sich daher durch eine Abgabe, welche auf ihrem Grundeigenthume haftete, vom Grafen die Befreiung vom Kriegsdienste. Dieser ersetzte die Abgehenden durch Lanzenknechte, die in seinem Solde standen, und schuf sich so eine Wache, und machte sich seinen Untergebenen und seinen Nachbarn furchtbar. Eine andere Quelle des Gütererwerbs waren die Heirathen; bei Erlöschung des Mannesstammes in der Familie trat das Erbfräulein in den Besitz der Güter, und hierdurch fielen mehrere Herrenbesitzungen in eine Hand, weil schon frühe der Stolz den Grafen es nicht erlaubte, sich außer ihrem Stande zu verheirathen. Eine gräfliche Familie verwaltete nun zweierlei Besitzungen: den Gau und ihre Reichsvogteien und andere Reichsgüter, die sie durch Erbschaft, Heirath, Krieg oder Kauf an sich gebracht hatte. Es ward ihnen leicht, auch über diese Güter jene Rechte und Gerechtsamen auszudehnen, welche sie in ihrem Gaue besaßen. Lagen sie in einem fremden Gaue, so gaben sich die Eigenthümer alle Mühe, vom Staatsoberhaupte Exemptionen von der Gaugerichtsbarkeit zu erhalten. Auf diese Weise wurde der Gau zerstückelt; doch auch die Familiengüter bildeten kein zusammenhängendes Ganze, sie lagen im Gaue zerstreut; es mußte daher vorzugsweise das Bestreben der gräflichen Familie seyn, die Ländereien, welche ihre Besitzungen trennten, mit diesen zu vereinen; vier Jahrhunderte hindurch suchten sie dieses Ziel auf jeglichem Wege zu erreichen, und wie sie es erreichten, war es auch um die Gau-Eintheilung geschehen; an ihre Stelle traten die Grafschaften, was im 11. Jahrh. geschah. Die Grafschaft und der alte Gau waren zwar 2 ähnliche Staatssysteme; doch in ihren Wesen verschieden. Möser sagt sehr richtig, daß der Gau eine Territorial-Scheide, die Grafschaft hingegen eine persönliche Unterhörigkeit umfaßte. Daher der Gaugraf außer seinem Gaue nichts, und der Graf allenthalben, wo er Eigenthum, Hörige oder Vasallen besaß, Befehle ertheilen konnte. Eine andere Quelle der gaugräflichen Macht und der später entstandenen Landeshoheit war der Verfall des Sendgrafeninstituts. Carl der Große wollte die Gaugrafen von sich allein abhängig wissen, und sie durch Bevollmächtigte kontrolliren; er vermied daher, sie höhern Provinzial-Beamten, etwa Herzögen, unterzuordnen, sondern ließ durch seine Sendgrafen (comites missi) ihre Amtsführung inspiciren; diese ertheilten auch die Urlaubspässe für den Heerbann, so daß es der Willkühr der Gaugrafen entnommen war, welche Militairpflichtige zum Heere stoßen sollten oder nicht. Da aber unter den schwachen Nachfolgern Carls das Institut der Sendgrafen in Vernachläßigung gerieth, so war davon die natürliche Folge, daß die Gaugrafen sich ebenfalls die Befugnisse der Sendgrafen anmaßten,

und Herren der Aushebung wurden, indem sie Urlaubspässe ausfertigten, und nach Belieben aufbieten und zu Hause lassen konnten, wen sie wollten. Was überdies die Macht der Grafen sehr vermehrte, waren das Entstehen der Lehnsmilitz und des Ritterwesens, und die auswärtigen Kriege, welche die Kaiser führten. Der Landwehrmann war nicht verpflichtet, dem Kaiser auf einem Zuge außerhalb den Gränzen des Reichs zu folgen; er war zur Vertheidigung seines Vaterlandes, und nicht um Eroberungen zu machen, da. Dem Kaiser war daher ein Ritter mit seinem kleinen Gefolge, die ihn auf seinen Römerzügen begleiteten, willkommener, als eine vierfache Anzahl Landwehrmänner; wenn die Grafen nun ihr Contingent stellten, und seinem Banner auch außer des Reiches Grenzen folgten, so war es ihm gleich, woher sie die Ersatzmannschaften nahmen. Auf diese Weise kamen nun die großen Vorrechte in eine Hand; die Gaugrafen übten schon vermöge ihrer Amtsvollmacht die richterliche und polizeiliche Gewalt aus, waren die gesetzlichen Anführer der Landwehr ihres Kreises; sie traten überdies in die wichtigen Befugnisse der verschwundenen Sendgrafen. Sobald alle diese Vorrechte erblich wurden, war die Entwickelung der Landeshoheit gegeben. Nach Möser ist die Landeshoheit unter den verschiedenen Staatsformen, welche die Reichsinstitutionen nach Carl dem Großen hätten annehmen können, die beste gewesen; denn die Besitzthümer mochten nur de jure durch Kauf, Heirathen, Belehnungen ꝛc., oder de facto, durch Fehde und Zwangsunterwerfung, erworben seyn: so betrachtete doch der Landesfürst seine erworbenen Güter als Eigenthum, das er seiner Familie erhalten und vermehren und als Erbe ungekürzt hinterlassen müßte. Der Landesfürst sah demnach seine Unterthanen als mit zur Familie gehörend, oder doch als eine nutzenbringende Menschenklasse an, die wie eine Schaafheerde geschont werden müßte, und behandelte sie milder: aus welchem Geiste, nach Möser, das väterliche Regiment der Landeshoheit entsprungen seyn soll. Ueberdies würde unter den energielosen Nachfolgern Carls des Großen das Sendgrafeninstitut bald ausgeartet seyn; nur Carls Charakterstärke und rücksichtslose Gerechtigkeit vermochten es vorzubeugen, daß die Sendgrafen nicht ihre Macht überschritten, und ihr amtliches Ansehen zu ihrem eigenen Nutzen gebrauchten. In der Periode der ersten Entwickelung der Landeshoheit durch Benutzung der Vasallen und Hörigen war von Pflichten des christlichen Landesherrn gegen seine Hörigen keine so reine Idee herrschend, als in den Tagen der heil. Allianz, und glaubte man vormals, daß der Landesherr seinen Privilegirten nicht mehr als ein christliches Regiment schuldig sey. Aber was ein wahrhaft christliches Regiment heiße, darüber waren die Höfe, Monarchisten und die unterhörigen Völker oft uneins. Es gehorchen aber die Letzteren mit und ohne Verfassungen, was die Hauptsache bleibt, und die allgemeine Anerkennung des jetzigen Besitzstandes der Rechte der Legitimität für jede Dynastie, hat die heil. Allianz proklamirt, wodurch zur Beruhigung der Dynastien und ihrer Völker der Besitz, sey es de facto oder de jure, zum Recht durch Anerkennung der christlichen Regierungen Europa's gestempelt worden, das nur Gnade mildern, aber kein Anspruch des vorigen Zustandes entkräften soll. Mösers Meinung über die Entstehung der Landeshoheit ist wörtlich folgende: „Der erste Grund der Landeshoheit lag in der Reichsvoigtei, welche sich nach dem Maße erhob und ausdehnte, als der carolingische Gau, von dem uns kein einziger übrig geblieben, seine Einrichtung, Befugnisse und Unterstützung verlor. Aus einzelnen Reichsvoigteien waren edle Herrlichkeiten erwachsen. Wo ein edler Herr ihrer mehrere zusammengebracht und vereinigt hatte, war es ihm leicht geworden, diese Sammlung zu einer neuen Grafschaft erheben zu lassen, und sich damit die Obergerichte in seinen Voigteien zu erwerben. Besonders aber hatten Bi=

schöfe, Herzöge, Pfalzgrafen, Grafen und andere kaiserliche Repräsentanten in den Provinzen die, in ihren Sprengeln gelegenen, Voigteien an sich gebracht und sich darüber mit dem Grafenbann und auch wohl, um alle fremde Gerichtsbarkeit abzuwenden, mit dem Freiherzogthum und der Freigrafschaft belehnen lassen. Der Adel, die Klöster und die Städte, welche nicht unter der Voigtei gestanden, hatten sich zum Theil gutwillig den kaiserlichen Repräsentanten unterworfen, und der Kaiser hatte zu einer Zeit, da noch kein Generalpacht erlaubt oder bekannt war, sich ein Vergnügen daraus gemacht, die mit vielen Beschwerden und mit wenigen Vortheilen begleitete Ausübung der Regalien den höchsten Obrigkeiten eines jeden Landes zu überlassen, da er sonst hierzu eigene Lokalbeamte hätte anstellen müssen. Hierzu war die Reformation gekommen, und hatte allen Landesherren öfter Gelegenheit gegeben, diejenigen Rechte, die sich aus Obigem leicht folgern ließen, in ihrer ganzen Stärke auszuüben. Besonders erweiterten sie die Schranken, die ihnen die eigene Verfassung ihrer Länder (die Landschaft) entgegenstellte, und die von der kaiserlichen Gnade unabhängig war. Die Vollmacht hierzu entlehnten sie theils aus der Noth der Zeit, theils wurde sie ihnen von dem Hasse der streitenden Parteien gutwillig gegeben. Und so war es denn kein Wunder, wenn beim westphälischen Frieden, als Alles lange genug in Verwirrung gewesen und jeder sich nach Ruhe sehnte, diejenigen Reichsstände, welche nach und nach die Voigtei, den Grafenbann, das Freiherzogthum und die ganze Vollmacht des Missi an sich gebracht, die Bestätigung einer vollkommenen Landeshoheit erhielten; die andern hingegen, die bloß die Reichsvoigtei gehabt, jedoch sich die höhern Reichsbeamten erwählt hatten, erhielten die Unmittelbarkeit und in Religionssachen eine völlige Unabhängigkeit."

Landesvermessung. Bei der Vermessung eines größeren Landraums wählt man einige oder mehrere hohe Punkte, als Kirchthürme, Bergspitzen ꝛc., die auf der Fläche zerstreut liegen, und verbindet sie in Gedanken zu Dreiecken, so daß der ganze auszumessende Raum von Dreiecken bedeckt ist; dies nennt man das geometrische Trianguliren. Nun mißt man eine Seite mit der Kette, und die Winkel mit einem Instrumente. Hat man diese einmal, so kann man leicht dadurch die anderen finden. In diese großen Dreiecke trägt man hernach die einzelnen Thei[le] durch besondere Vermessungen. Je nachdem man eine General- oder Spezial-, oder selbst eine Flurkarte entwerfen will, müssen die Vermessungen mit mehr oder weniger Fleiß und Genauigkeit geschehen und in kleineres oder größeres Detail gegangen werden.

Landecker Bäder befinden sich bei dem Dorfe Oberthalheim, nicht weit von der kleinen und offenen Stadt L[a]ndeck an dem Flusse Bila in Schlesien. Das alte oder St. Georgenbad ist bereits im 12 Jahrh. durch einen Zufall entdeckt worden, und schon im J. 1498 hat ein geschickter Arzt, Conrad von Berg, die Kraft und Wirkung des Wassers aufs genaueste untersucht, und die Nutzbarkeit desselben in einer öffentlichen Schrift bekannt gemacht. Die Quellen wurden später so häufig besucht, daß Landeck dadurch zu einem hohen Wohlstande gelangte. Etwa 3 oder 400 Schritte davon entfernt liegt das neue oder Liebfrauenbad, welches 1678 erbaut wurde. Beide Brunnen haben eine Temperatur von 24½ Gr. Reaumür, sind sehr hell, von etwas blaugrüner Farbe, von schweflichem Geruche und widerlichem Geschmacke. Die chemischen Bestandtheile sind aufgelöste Schwefelleber, Kalkerde und geistiger Luftstoff. Sie lösen mächtig auf, bewegen die Säfte des Körpers, beweisen eine besonders stark ausführende Kraft, theils vermittelst eines Ausschlages durch die Haut, theils durch die Urinwege, und äuß[e]ren ihre Kraft vorzüglich bei Verhärtung des Unterleibes, Verstopfung des Darm-

kanals und der Harnblase, verhinderter Ausdünstung, Krämpfen, Lähmungen, Gicht, rheumatischen Zufällen, Hypochondrie u. s. w. Man bedient sich derselben auf vielerlei Art, nämlich zur Badekur, zur Trinkkur, zur Schwitzkur und zur Tropfkur. Alles badet im gemeinschaftlichen Bade, nimmt aber zuvor ein Wannenbad in einem warmen Zimmer, in dessen Nähe sich die Ankleidungskabinette befinden. Nicht weit davon quillt ein kalter Schwefelbrunnen.

Landfriede, treve, trewa, treugă **Domini**, **Treve de Diéu** oder du seigneur hieß eine Waffenruhe, die während einer gewissen Zeit in Bezug auf Privatfehden statt fand. Es war bei den rohen Völkern des Nordens ein eingewurzelter Mißbrauch, Mord und sonstige Unbilden durch Kampf zu rächen. Wie alle Barbaren wollten die alten Deutschen ihre persönlichen Streitigkeiten keinem richterlichen Ausspruch unterwerfen; ihrer ungebundenen Freiheit war nichts empfindlicher, als durch irgend eine gesetzmäßige Gewalt in ihrer Selbsthülfe beschränkt zu werden: daher denn auch die römischen Justiztribunale der Hauptstachel war, der sie reizte, das Joch der Römer abzuwerfen; ihre Wuth gegen die römischen, richterlichen Beamten, die nach der Varusschlacht in ihre Hände fielen, ging bis zur Grausamkeit. Selbst später, als sie sich in die römischen Provinzen ergossen, und heimathlich sich niederließen, hatte die Civilisation der eroberten Länder auf sie so wenig Einfluß, daß sie nicht die wilde Sitte der Zweikämpfe fahren ließen. Ihre Fürsten besaßen nicht Kraft genug, mit ihrer Abschaffung durchzudringen, sie konnten nur beschränkende Bedingungen aufstellen, unter den der Zweikampf statt finden sollte. Aus der Selbstrache gingen später die Gottesgerichte (s. Ordalien) hervor. Bei einem geschehenen Morde setzte sich die Familie des Getödteten mit der des Mörders in Unterhandlung; konnten sie nicht über das Wehrgeld, über die zu zahlende Buße, einig werden, so griffen sie beide zu den Waffen und eine blutige Fehde entspann sich. Die Franken brachten diese barbarische Sitte mit nach Gallien, und lange Zeit bemühten sich ihre Könige vergebens, die Unordnungen dieser Privatfehden, die ohne ihre Einwilligung geschahen, zu beseitigen. Sie dauerten unter den Königen der ersten und zweiten Dynastie und unter den Erstern der dritten fort, und da sie nicht im Stande waren, die Sitte mit der Wurzel auszureißen, so schlugen sie den Weg der Milderung ein. Sie verordneten, daß der Mörder oder seine Familie an den königlichen Fiskus eine Summe bezahlen sollte, um den Frieden zu erkaufen. Diese Geldbuße hieß Fredur; eben so entrichteten sie der Familie des Getödteten eine Sühne, welche man nach Einigen Faidum oder Faida nannte, welche Ausdrücke andere Schriftsteller für Todtfeindschaft nehmen. Zweitens konnten die Verwandten des Mörders durch einen feierlichen Eidschwur, daß sie weder unmittelbar noch mittelbar Antheil an der That gehabt hätten, der Selbstrache der Gekränkten sich entziehen. Der dritte Weg, um einer Familienfehde vorzubeugen, war: daß der Thäter aus dem Kreise der Familie gestoßen wurde, und diese öffentlich von ihm sich lossagte. Carl der Große war der Erste der ein allgemeines Gesetz gegen die Privatfehden erließ; er befahl, daß der Schuldige ohne Verzug das Sühnegeld zahlen, und daß die Angehörigen des Todten dem Thäter nicht den Frieden versagen sollten, wenn er ihn verlangte. Doch auch dies Gesetz hatte keine hinlängliche Kraft und der Mißbrauch hörte um so weniger auf, da unter den schwachen Nachfolgern Carls und den meisten Königen der dritten Dynastie das königliche Ansehn fast gänzlich erloschen war, und die höheren Baronen sich das Recht anmaßten, nach eigener Willkühr Krieg zu führen. Was der königlichen Macht nicht gelang, brachte endlich zum Theil die Religion zu Stande; die Bischöfe verboten unter kanonischen Strafen jede Gewaltthätigkeit während der Zeit, welche zum Gottesdienste

bestimmt war; diese Einstellung aller Feindschaft nannte man Gottesfrieden. Die erste Verordnung erließen die Bischöfe auf einer Synode zu Elne in Roussillon den 16. Mai 1027; sie verboten, daß keiner seinen Feind vom Samstag bis auf den Montag angreifen solle, weil es eine Verletzung des Sonntags sey; daß keiner, es sey zu welcher Zeit es wolle, einen Mönch oder Geistlichen ohne Waffen, noch einen Menschen, der zur Kirche gehe, und zurückkehre, oder der in Gesellschaften von Frauen sich befinde, angreifen dürfe; daß Niemand es wagen dürfe, Kirchen, und andere 30 Schritt von ihnen entfernte Gebäude zu plündern, unter Strafe der Exkomunikation, die, wenn nach Ablauf von 3 Monaten keine völlige Genugthuung für die Frevel erfolge, bis zum Banne geschärft werden solle. Auf dem Concilium von Bourges im Jahre 1041 predigte Jourdain von Limoges gegen die Räubereien und Feindseligkeiten, und lud alle Edelleute ein, am 1. und 3. Tage in der Versammlung zu erscheinen, um über den Gottesfrieden zu unterhandlen. Nichts lag der Geistlichkeit mehr am Herzen, als ihn allgemein angenommen zu sehen; zu diesem Zwecke las der Diakonus nach dem Evangelium eine Exkomunikation gegen die Ritter von Limoges, die den Gottesfrieden nicht annehmen, und ihrem Bischofe den Eid nicht leisten wollten: sie war mit einem furchtbaren Fluche begleitet; die Bischöfe warfen ihre brennenden Wachskerzen zur Erde und löschten sie aus, und alles Volk schrie: „der Herr lösche die Freuden deren aus, welche nicht Frieden und Gerechtigkeit wollen.“ Im Jahre 1032 gab ein Bischof von Aquitanien, dessen Namen unbekannt ist, vor: ein Enkel habe ihm ein Schreiben vom Himmel gebracht, worin Jeder verpflichtet werde, den Frieden auf Erden zu befördern, um den Zorn des Herrn, welcher das Land mit außerordentlichen Krankheiten schlage, zu versöhnen. Dies gab Veranlassung zu mehrern National- und Provinzial-Versammlungen, auf denen jede Privatfehde zur Rache eines gemordeten Verwandten untersagt wurde. Die Bischöfe wußten durch ihr Hirtenansehn diese Synodal-Beschlüsse bei den Gläubigen ihres Kirchensprengels in Achtung zu setzen. Dieser allgemeine Landfriede hielt sich aber nur 7 Jahre aufrecht; die Familien-Kriege begannen von Neuem und mehrten sich; die Geistlichkeit nahm wieder zu ihrem alten Mittel, die Sitten des rohen Zeitalters zu mildern, ihre Zuflucht; sie bewegte die Ritter ums Jahr 1041, einen allgemeinen Landfrieden unter sich zu schließen, der Anfangs in Aquitanien und nach und nach in ganz Frankreich angenommen wurde. Er begann mit dem Mittwoche Abend und dauerte bis zum Montage; während den vier Tagen waren jede Selbstrache und alle Feindseligkeiten eingestellt. Eduard der Beichtiger König von England führte 1042 den Gottesfrieden ein, und gab ihm eine größere Ausdehnung, indem er die Befehdungen zu gewissen heiligen Zeiten, selbst auf mehrere Wochen untersagte. Z. B. vom ersten Adventssonntage an bis zum Feste der Epiphanie, während den Fasten bis Ostern, vom Feste der Himmelfahrt Christi bis acht Tage nach Pfingsten, an den Quartembertagen, den Vorabenden der Feste der Muttergottes und aller Heiligen, welche die Kirche durch Feste ehrte. Der von Eduard ausgedehnte Gottesfriede wurde auf dem Concilium von Lataran 1179 unter Alexander III. als allgemeines Gesetz der Christenheit angenommen; die Unterthanen jedes Standes mußten von ihrem 14. Jahre an die Beobachtung desselben beschwören; seine Verletzung wurde mit Exkomunikation, Geldbußen und mit härteren Strafen belegt. Dem ungeachtet wurde der Gottesfriede häufig gebrochen; die Unruhen, welche immer mehr den Flor des Landes vernichteten, bewogen endlich den König Philipp August ein Gesetz zu erlassen, wodurch unter dem Namen la Quarantaine du Roi eine Art von Landfrieden festgestellt wurde. Er verordnete, daß von dem Tage des Mordes oder der Unbilde an, bis nach Ab-

lauf von vierzig Tagen ein königlicher Frieden statt finden sollte, den zu beobachten beide Partheien verpflichtet waren. Während der Zeit sollte der Thäter verhaftet und bestraft werden. Jede Selbstrache in diesem Zeitraum sollte als Verrätherei betrachtet und so bestrafet werden. Dies Gesetz hatte eine größere Wirkung als der bisherige Gottesfriede, und da auch die noch folgenden Herrscher, der h. Ludwig, Philipp III., Philipp der Schöne und besonders Johann mit Ernst über seine Befolgung wachten, und jedes Vergehen gegen dasselbe strenge ahndeten, so gelang es ihnen endlich den Mißbrauch der Privat-Befehdungen gänzlich in Frankreich aufzuheben. Nicht so glücklich waren die Kaiser Deutschlands, sie mußten lange und meist ohne Erfolg gegen den trotzigen Geist der Deutschen, die mit eigener Faust ihre Privat-Streitigkeiten ausmachen wollten, kämpfen. Daß diese Selbsthülfe, dies angemaßte Recht ohne Dazwischenkunft einer richterlichen Gewalt sich durch das Schwert Genugthuung zu verschaffen, in Verbindung mit der Ungebundenheit des Zeitalters, in welchem die rohe, physische Kraft im höchsten Ansehn stand, endlich zum Faustrechte, das kein Recht des Besitzes als die Macht anerkannte, führen mußte, läßt sich leicht erklären. Schon die Kaiser Conrad II. und Heinrich III. erließen Gesetze hiergegen; der Letztere verschaffte durch seine moralische Kraft und seine Geistesstärke seinen Gesetzen im Reiche Ansehn; doch die bürgerlichen Unruhen verhinderten seinen Nachfolger, das Werk des kräftigen Kaisers zu vollenden, und die Regenten vom Hause Hohenstaufen besaßen gewöhnlich zu wenig Energie, u. mußten ihre Thätigkeit nach so vielen Seiten verwenden, als daß sie den innern Befehdungen im Reiche feste Schranken setzen konnten. Zwar gab Friedrich I. 1187 ein Gesetz, nach welcher jeder Angreifer für ehrlos erklärt wurde, der seinem Feinde nicht drei Tage vorher den Frieden aufkündige. Er bezweckte dadurch, daß keiner unvorbereitet überfallen werden konnte, daß dem Beleidigten eine Zeit gegeben würde, sein Rachgefühl etwas abzukühlen und ihn so den etwaigen Vermittlungen geneigter zu machen. Die Sicherheit, worin Jeder leben konnte, dem nicht nur durch einen Fehdebrief der Friede aufgekündigt war, nannte man Landfrieden. Die Kaiser gingen noch etwas weiter, und setzten es durch, daß ihre Burgen und fremde Häuser für unverletzt erklärt wurden; das Eine hieß Burgfriede, das Andere Hausfriede. Einen größern Sieg über ihr Zeitalter vermochten sie aber nicht zu erringen. Was die Kaiser nicht erreichen konnten, suchten Einzelne und hauptsächlich Kaufleute durch Geld sich zu erkaufen. Edle, selbst Fürsten ließen sich dingen, und schickten ihre Kriegsknechte mit zum sichern Geleit der Kaufleute; doch auch diese wohlthätigen Anstalten wurden bald Veranlassung zu Erpressungen; unter dem Namen Geleitsgeld zwangen die Landesherrn dem Kaufmann große Opfer ab; viele sogar, deren Burgen an Flüssen und Landstraßen lagen, gaben sich nicht einmal die Mühe, die Wehrlosen zu begleiten, sondern foderten unter dem Namen Zölle Geld, um sie in Frieden ziehen zu lassen. Im Jahr 1201 verbot der König Philipp diese Räubereien aufs Strengste und schärfte zugleich das alte Gesetz, wodurch die Ankündigung der Fehde geboten war. In den stürmischen Zeiten seiner Nachfolger hatten auch diese Gesetze keine Kraft, und die Städte sahen sich genöthigt, einen Bund zum Schutz und Trutz zu bilden. Er kam 1247 zuerst am Rheine zu Stande; die drei Erzbischöfe nebst einigen Fürsten traten ihm bei; sie verbanden sich mit vereinter Macht alle Erpressungen, Zölle rc. zurückzudrängen, Wegelagerungen und Räubereien zu unterdrücken und den, der den Raub nicht ersetzen, oder Genugthuung geben wolle, gemeinschaftlich zu befehden. Der König Wilhelm bestätigte den Bund einige Jahre darauf; er hielt sich aber die Entscheidung über die Beschwerden des Bundes bevor, und nur in dem Falle, daß sein kaiserliches Ansehn von dem adligen Räuber nicht anerkannt

wurde, konnte der Bund mit gewaffneter Hand sich selbst Recht verschaffen. Mehrere Jahre hindurch herrschte nun ein tiefer Friede in den Rheingauen; als aber während dem Interregnum Faktionen das Reich zerrissen und die Stände sich wechselseitig befehdeten, wurde auch die Macht des Bundes gebrochen, und die alten Unordnungen, das Raubsystem mit allen seinen Erpressungen erhoben sich von Neuem. Mühevoll gelang es endlich Rudolph von Habsburg die Reichsstände zu Würzburg 1287 zur Anerkennung eines allgemeinen Landfriedens auf drei Jahre zu bewegen; nach seinem Ablaufe verlängerte er denselben zu Speier auf 6 Jahre. Seine Nachfolger Adolf und Abrecht bestätigten den Landfrieden, und Ludwig der Baier beschwur ihn mit den Reichsständen 1332 von Neuem; besonders bot Carl IV. Alles auf, seinem Gesetze Gehorsam zu verschaffen. Daß es ihm aber nicht vollständig glückte, beweisen die Verbindungen mehrerer Städte und Herren zur Sicherstellung des Landfriedens und des Eigenthums; diese Bündnisse nannte man auch Landfrieden, weil ihr Zweck die Aufrechthaltung des kaiserlichen war. In Schwaben wurde 1307 eine solche Verbindung errichtet, die Albrecht I. sanktionirte; ebenso erneuerten die Städte und Grafen am Rhein 1319 den alten Bund, und ließen sogar mehrere Raubadlige enthaupten. Außerdem errichteten viele Städte und Fürsten in einzelnen Gegenden dergleichen Bündnisse von wenigen Theilhabern. So bestanden im Elsaß zwei dergleichen, der obere und untere Landfriede im Elsaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen (dem heutigen Braunschweig). In Westphalen gab es zwei dergleichen, die Gesellschaft vom Rosenkranz und die von den Roßkammen. Ueberall setzten diese Verbindungen die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen sie selbst. Die Mitglieder dieser kleinen Verbindungen hielten sogar noch fester zusammen als die der größern, und behielten sich beim Eintritt in diese gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahmen einander aus). Das Hauptübel, und die hauptsächliche Ursache jenes Krieges Aller gegen Alle, lag immer in dem Mangel einer strengen und wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch schiedsrichterliche Aussprüche (Austräge) entscheiden zu lassen. Dies geschah namentlich in einem Bunde, den die schwäbischen Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Baiers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andere Herren beitraten, und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Carls IV. Landfrieden von 1354 zu Ende gegangen war, schlossen die schwäbischen Städte (1356) unter kaiserlicher Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre. Diese Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Wie die Macht der Städte durch die Verbindungen sich hob, erwachte der Neid der Fürsten, und da jene auch landsässige Städte in den Bund der freien aufnahmen, wodurch oft die landesherrlichen Rechte gefährdet wurde, so verbanden sich auch die Fürsten zum Schutze ihrer Gerechtsamen. Diese Vereinigungen hießen Gesellschaften, wie die Gesellschaft vom Leuen, die von St. Wilhelm und St. Georg, die mit den Hörnern, nach ihren gewählten Wahrzeichen so genannt. Auch die Städte traten manchmal zu diesem Fürstenbunde; nur war ihre Vereinigung nie von langer Dauer, weil die Interessen beider oft entgegen standen. König Wenzel, dem die Macht der verbündeten Fürsten gefährlich schien, begünstigte vorzüglich die Eidgenossenschaft der Städte, und suchte in ihr eine Gegenmacht gegen die mächtigen Reichsstände. Die Absicht der städtischen Verbindungen war eigentlich

gegen die Fürsten gerichtet; wenn gleich sie dieselbe nicht öffentlich aussprachen; so verbanden sich 1381 die Hauptstädte des Rheins, schlossen sich bald darauf an die schwäbische Conföderation an, und nahmen endlich 1384, alle Städte in Baiern, Franken, Schwaben und am Rhein in den Bund auf. Häufige Reibungen, besonders der Beistand, welche der schwäbische Bund den Schweizern gegen den österreichischen Herzog Leopold leistete, bliesen den geheimen Haß der Fürsten gegen die städtischen Bündnisse zu hellen Flammen an, und ein heftiger Bürgerkrieg brach aus. Anfangs wurde er mit abwechselndem Glücke geführt, bis endlich König Wenzel, der früher die Städte in Schutz nahm, sein Heer zu den Kriegern der Fürsten stoßen ließ; wo dann die Städte der Uebermacht erlagen. Der Bürgerkrieg in seiner furchtbaren Größe hatte endlich den ernstlichen Wunsch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahre errichtet, wodurch alle städtische, und sofern die Städte nicht ferner widerspenstig seyn würden, auch die fürstlichen Bündnisse für aufgehoben erklärt wurden. Dieser Landfriede erhielt aber, da die meisten Städte nicht sogleich sich fügen wollten, erst durch den Vertrag zu Heidelberg in demselben Jahre seine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß oder Rheinland, schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, um fernere Streitigkeiten zu schlichten, aus vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiser ernannt, bestehend. Jetzt herrschte einige Zeit Ruhe im Reiche; man verdankte sie weniger dem Erwachen eines friedlichen Bürgersinnes und den bessern Begriffen einer Staatsjustiz, welche die erlittenen Kränkungen der Einzelnen als ihre ansieht, und sie so rächet; der Deutsche war einer solchen Ansicht noch nicht fähig, und sein persönlicher Muth glaubte sich beleidigt, wenn er die Handhabung seiner Rechte von einem Gerichte erwarten sollte; sondern die Erschöpfung der Kräfte dämpfte die Privatbefehdungen. Sobald aber die Partheien sich wieder gestärkt fühlten, begannen auch die Streitigkeiten von Neuem und hatten dieselben Folgen. Städte verbündeten sich mit den Fürsten im 15. Jahrh. zur Erhaltung des Landfriedens. Als aber 1431 dem Reiche von zwei Seiten Gefahren drohten, von den Türken und den Hussiten, zwang die Noth die Reichsstände zu freundlichern Gesinnungen, und sie promulgirten mit dem Kaiser Sigismund einen allgemeinen Landfrieden so lange, bis die Gefahren würden beseitig seyn. Einen ewigen Landfrieden wollte Albrecht II. durchsetzen; er theilte das Reich in 4 Kreise, setzte Schiedsrichter ein, und bestellte für jeden Kreis einen Landfriedenshauptmann. Er ward bald übertreten. Friedrich III. mußte wieder, um nur wegen des Türkenkrieges Luft zu bekommen, sich begnügen, den Landfrieden, wie seine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befestigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahre, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahre geschah, welcher letztere Landfriede 1474 zu Augsburg auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiser hatte die Absicht, alle Verbündungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit diesem, wie mit so manchem andern Entwurfe zur Verbesserung der Verfassung nicht durchdringen; vielmehr vermochte er jenen Landfrieden selbst nur in Form von freien Bündnissen durchzusetzen. Alle Fürsten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte mußten sie jedesmal feierlich beschwören. Wer nicht schwören wollte, ward für geächtet und rechtlos erklärt. Bei jedem solchen auf eine bestimmte Zeit errichteten Landfrieden wurden gewisse Friedensgerichte (Landgerichte) niedergesetzt, nicht sowohl zur Entscheidung von Streitigkeiten, als zu Bestrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynast, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiser den Frieden gesetzt und ihn ernannt hatte, Reichsvogt, auch, da seine Macht sich gewöhnlich nur über einzelne Landschaften erstreckte, Landvogt, führte dabei den Vor-

sitz, und die Besitzer bestanden aus Abgeordneten der Ritterschaft und Städte. Bei Verbindungen einzelner Stände wegen des Landfriedens, wie sie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, sondern Obmann, auch Mändmann (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung sichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenossen aufmahnen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von seiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen; außerordentliche, so oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche noch den geistlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte intermistische Landfriede auf zehn Jahre befohlen, eine bisher unerhört lange Frist, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. 1494 dehnte Maximilian den Landfrieden erst nur auf drei Jahre aus; doch auf dem Reichstage zu Worms 1495 zwang der allgemeine Wunsch der Nation und die einstimmige Erklärung der Stände den Kaiser zum Gesetze des Reichslandfriedens. Es wurde am 25. Juli 1495 publicirt und hernach auf vielen Reichstagen und in allen kaiserl. Capitulationen confirmirt, wodurch die Befehdung, Privat-Gewalt und Unruhe unter den Reichs-Ständen, bei Strafe der Reichsacht oder Geldbuße von 2000 Mark löthigen Goldes, auf ewig abgeschafft und aufgehoben und Friede und Ruhe im ganzen Reiche wieder hergestellt wurden, welcher Friede nachmals Pax profana genannt wurde, um ihn von dem Religionsfrieden zu unterscheiden. Der Landfriedensbruch bestand in Deutschland in einer Gewalt, die man mit gewaffneter Hand freventlich, vorsätzlich und gefährlich mit zusammengebrachten Leuten, solchen anthat, über die man keine erweisliche Rechte hatte. Da der Friedensbruch sowohl in Absicht der Güter und Rechte, als in Absicht der geruhigen Ausübung der Religion, statt finden konnte, so wurden auch beide Arten des Friedensbruches in Deutschland durch den sogenannten Landfrieden und Religionsfrieden sehr ernstlich verboten. Es sind nachher verschiedene Reichsverordnungen, um die Ruhe Deutschlands zu erhalten, bekannt gemacht worden, in welchen aber doch der Landfriede von 1495 fast allemahl zum Grunde gelegt ist. Auf dem Reichstage zu Worms 1521, verbot Kaiser Carl V. alle Befehdungen schlechterdings und verordnete zugleich, daß der Maximilianische Landfriede ein ewiges Grundgesetz in Deutschland bleiben solle. Allein eben dieser veränderte nachher seine Gesinnungen, wovon Leyser die Ursachen zu errathen meinet, und er ließ die Befehdungen in der im J. 1532 publicirten peinlichen Gerichtsordnung unter gewissen Einschränkungen zu, bis endlich verschiedene nachherige Reichsabschiede alle Befehdungen in Deutschland gänzlich aufhoben.

Landgut ist eine Landbesitzung, die wenigstens ein Wohnhaus mit den nöthigen Gebäuden für die erwählte Art der Wirthschaft, Acker, Wiesen, Garten, Weiden, oft auch Teiche, Holzungen, Weinberge, Mühlen u. s. w. in sich begreift. Die Einrichtung der Benutzung hängt vom Landesgebrauch, der Natur des Bodens und der Laune des Benutzers, ab, oft auch von Zwangsverpflichtungen der Gesetze, des Herkommens und der Contrakte. Eben so verschieden sind die andern Berechtigungen des Besitzers in und außer seinem Gebiete. Diese Berechtigungen richten sich in Baiern nach der Verschiedenheit der Stände der Besitzer, und bisweilen kann sogar z. B. ein Bürgerlicher oder ein Nichtchrist kein Rittergut besitzen.

Landkarte, oder geographische Karte, ein Hülfsmittel zur Erlernung der Geographie und zur Bestimmung der Richtung, in welcher man von einem Orte des Erdbodens zu einem andern reisen kann. Bei

Verfertigung einer Landkarte kommt es darauf an, alle Städte, Gebirge, Flüsse, Wälder, Meere rc., die sich auf der Erdoberfläche befinden, auf einer künstlichen Fläche, z. B. auf einem Blatte Papier, so anzudeuten, daß diese Dinge auf dem Papiere dieselben Raumverhältnisse gegen einander im Kleinen haben, welche sie auf der Erdoberfläche selbst, nach größerem Maßstabe, unter einander haben. Diese sehr verwickelte Aufgabe ist von den Geographen, der Hauptsache nach, wirklich gelöst worden. Um ihr Verfahren anschaulich zu machen, setzen wir zuerst voraus, man habe schon eine künstliche Erdkugel, einen Globus, statt der Erde selbst, vor sich; dann wollen wir zeigen, wie die Sache gemacht werden könnte, ohne einen solchen Globus vor sich zu haben. Das Erste ist, daß ein Netz gemacht werden muß, ähnlich oder auch ganz gleich dem Netze, welches man entwirft, wenn man eine Figur, oder einen Umriß kleiner, aber in seinen Verhältnissen ganz genau, darstellen will. Sowohl das Original selbst, als auch das Papier, auf welches die Copie kommen soll, wird in regelmäßige und wohlberechnete Figuren, gewöhnlich Quadrate, oder längliche Vierecke eingetheilt. So ist auch der Globus, von welchem abgezeichnet werden soll, eingetheilt. Ganz ähnlich mit dieser Eintheilung muß das Papier, auf welches die geographische Karte kommen soll, eingetheilt werden. Hierauf wird entweder mit geübtem Augenmaße, oder mit Hülfe des Cirkels, wobei große Genauigkeit erfordert wird, sogar mit Berechnung, alles auf das Papier übergetragen, was auf demselben stehen soll. Allein es fragt sich nun weiter, wie man solche künstliche Erdkugeln habe machen können, oder, wie die Sache anzufangen wäre, wenn man, nicht einen solchen Globus, sondern wenn man die Erdkugel selbst vor sich hätte. Die Antwort ist: man verfährt eben so; nur daß das Netz nicht durch Ziehung der Linien mit der Reißfeder, sondern durch geometrische Messungen, durch astronomische Bestimmungen und durch Rechnungen, bloß für die Phantasie und für den Verstand entworfen wird. Die wenigen hiezu nöthigen Punkte, mit Ausnahme der beiden Erdpole, und die Linien, welche von diesen Punkten aus gezogen werden, werden wirklich nur in Gedanken angenommen und in der Phantasie über den Erdkörper hin gezogen. Allein nach denselben Bedingungen, nach welchem man dieß in der Phantasie thut, werden sie entweder auf einer künstlichen Kugel, aus welcher ein Globus gemacht, oder auf dem Papiere, auf welchem eine geographische Karte gezeichnet werden soll, dem Auge sichtbar dargestellt. — Die geographischen Karten werden zuerst eingetheilt in Universalkarten, Generalkarten und Spezialkarten. a) Universalkarten heißen auch Weltkarten, und sind diejenigen, auf welchen entweder alles, was auf der ganzen Erdoberfläche befindlich ist, eingetragen, oder auf denen wenigstens der Punkt anzugeben möglich ist, wo irgend ein Ort, oder irgend ein ähnlicher Gegenstand, der eingetragen werden sollte, stehen müßte. Sie sind gewöhnlich in Cirkelgestalt gezeichnet und heißen daher auch Planiglobien. b) Generalkarten. Dieser Ausdruck wird relativ genommen. Man versteht darunter entweder Karten, auf welchen ein ganzer Erd- oder Welttheil, z. B. Europa, verzeichnet, oder ein ganzes Land, oder ein ganzer Staat, z. B. Großbritannien, dargestellt ist. c) Spezialkarte heißt eine Karte, welche einen Theil eines Landes, oder eines Staates darstellt. — Zweitens unterscheidet man eigentliche Landkarten von Seekarten. Auf letzteren ist an gehöriger Stelle alles eingetragen, was dem Seefahrer wichtig ist, z. B. Inseln; das Ufer der Länder und Welttheile; Klippen; die Richtung der Seeströme; der Gang der regelmäßigen Winde; Untiefen; Sandbänke und dergl. — Außerdem werden die Landkarten noch sehr vielfach eingetheilt, nach dem besonderen Dienste, welche sie dem Manne von Wissenschaft, oder dem Geschäftsmanne leisten sollen. Der Unterschied

besteht bei allen diesen Karten bloß darin, daß von dem, was in solcher speziellen Rücksicht gefodert wird, wo möglich, alles eingetragen werden muß, und dagegen alles weggelassen wird, was bei der gegebenen Absicht nicht nothwendig ist. So gibt es militärische Karten, Postkarten, naturhistorische Karten u. a. m. Zum bloßen Nachzeichnen oder Abtragen, auch zum Verjüngen schon vorhandener Karten, ist weiter nichts nöthig, als Genauigkeit und Fleiß. Zu Entwerfung neuer Karten aber sind wenigstens geometrische Kenntnisse nöthig, zuweilen sogar astronomische Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Werkzeuge. Vergl. Fischers Anleitung zur praktischen Entwerfung und Projektion der vorzüglichsten geogr. Netze, mit Kupfern, Dresden 1809, ein zum geographischen Unterrichte in Militär- und Civilschulen sehr brauchbares Handbuch. Für das tiefere Studium ist, außer Mayer's praktischer Geometrie des 4. Theils und mehreren Abhandlungen von Euler, Kästner, Lambert, Mollweide, Albers u. A. über diesen Gegenstand, Raupach's Theorie der geographischen Netze, oder der Entwerfungen der Kugelfläche, zu empfehlen. Sie entwickelt die Gründe der stereographischen, orthographischen und centralen Projektion, und anderer Entwerfungsarten von Delille, Bonnet, Flamstead, Lambert, Murdoch u. A.

Landrecht ist das specielle Privatrecht irgend eines Landes und war einst dem Lehnrecht entgegen gesetzt. Manche alte Landrechte sind gesammelte Rechtsgewohnheiten. Es gab deren und der Stadtrechte vormals eine große Zahl, die man aber allmählig immer mehr verminderte. Einst herrschten in Deutschland im Norden, auf dem Lande besonders, das Sachsen- und im Süden das Frankenrecht. Die Satzung des Ersteren sammelte Eike van Repkow, ein sächsischer Edelmann, zwischen 1215 und 1218. Es hat also keinen Zweifel, daß das hamburger Stadtrecht viel älter, aber weit demokratischere sächsische Rechtsgewohnheiten, als das Sachsenrecht besitzt, welches Eike van Repkow in einer vormals wendischen Provinz des Sachsenlandes stiftete. Auch hat das sächsische Recht in Westphalen schwerlich jemals gegolten, wenn es gleich zu den Landen des sächsischen Vikariats gehörte. Nach der Sammlung des Sachsenrechts sammelten die altfriesischen Lande schnell ihr eigenthümliches Privatrecht ebenfalls. In der Beerbung wichen das Frankenrecht und das sächsische sehr von einander ab. Letzteres theilte unter mehrere Erben männlichen Geschlechts gleich und war gegen die Hörigen milder als das Sachsenrecht. S. Deutsches Recht u. Schwabenspiegel.

Landrecht (preußisches). Solches wurde unter Friedrich dem Großen lange vorbereitet. Ein- und Ausländer wurden zu Rathe gezogen, und 1792 wurde demselben gesetzliche Kraft beigelegt. Die Hauptredaktion hatten der Großkanzler von Carmer und der bekannte Suarez. Da es die alten Stadt- und Provinzialrechte in Kraft ließ und die Ansprüche des Adels, Bürgers und Bauers gegen einander nicht genau bestimmte: so vereinigte es den aus so vielen neuen Bestandtheilen amalgamirten Staat im Ganzen nicht sonderlich; aber es hat einer großen Menge Rechtsungewißheiten, die dennoch häufig zur Sprache kamen, ein Ende gemacht und wollte deren Erneuerung durch die Autorität des Justizministers und durch von diesem auf Verlangen ertheilte Entscheidungen ferner verhüten. Da aber seit dieser Einrichtung so sehr oft an diesen Chef rekurrirt wird, daß sein Bureau ein größeres Personal bedurfte, als selbst das geheime Revisionstribunal in Berlin: so ist dadurch in Preußen eine Abhängigkeit des Justizwesens vom Justizminister entstanden, die nirgends sonst existirt, unter dem verstorbenen leidenschaftlosen und thätigen Minister Kircheisen zwar nicht gerade nachtheilige Folgen äußerte, aber doch neben jenen Mängeln für alle Unterthanen kein gemeinschaftliches Landrecht mit Aufhebung aller sonstigen Privatrechte bildete. Da die Rheinlande ihren Code Napoléon einst verlieren dürften: so möchte das Landrecht einer allgemeineren Umformung bedürfen, die es durch die neuen Ausgaben von 1803 und 1806

nicht erhielt, und wie vielist seitdem ergänzt, verbessert und abgeändert worden? Vollkommner steht bereits die Gerichtsordnung da, aber wie Vieles kam auch darin hinzu! Einer der vorzüglichsten deutschen Rechtsgelehrten, Feuerbach, sagt (in seiner Themis): „Dem preußischen allgemeinem Landrechte sey es keineswegs um Erreichung höherer politischer Zwecke, um eigentliche Reform der bürgerlichen Verhältnisse selbst zu thun gewesen. Um nicht an den gefährlichen Klippen jedes neuen Gesetzgebungsplanes, an Landschaften und Ständen, an den besondern Rechten und Vorrechten der verschiednen Bürgerklassen, zu scheitern, habe es Alles, was hierauf Beziehung hatte, nur mit leisem Finger berühren, an dem bestehenden nichts Wesentliches verrücken, an keinem der, wohl oder übel erworbnen Rechte etwas verändern dürfen. Der Hauptzweck der Reform sey nicht sowohl auf den Inhalt und das Wesen der Rechtsverhältnisse, als auf ihre äußere Form und Gestalt gegangen. Veränderung der Rechtsstreite durch Bestimmtheit und Gewißheit der bürgerlichen Rechte und Verbindlichkeiten, dieses und wenig mehr sey die Aufgabe gewesen, welche die preußische Gesetzgebung habe lösen wollen, und woraus sich alle ihre Mängel, sammt ihren unverkennbaren Vorzügen, leicht erklären ließen.“ „Bei solchen Aufgaben konnte sie, fährt er fort, alle Institute, die sie vorfand, in ihrem Wege fortbestehen lassen, wenn sie nur über die Rechtsfragen, welche dabei entstanden waren, oder noch entstehen konnten, keinen Zweifel übrig ließ. Die Leibeigenschaft, wenn gleich unter dem bescheidnen Namen der Erbunterthänigkeit, die Ungemessenheit der Frohnen, alle Rechte und Unrechte der Gutsherren, alle Verkaufs- und Einstandsrechte, und andre Institute, wogegen sich Vernunft und Staatsklugheit schon längst kräftig ausgesprochen hatten, blieben nach wie vor in ihrem verjährten Besitze, und was etwa hier und da als Beschränkung hinzukam, ist meistens so unbedeutend oder folgenleer, daß es kaum für mehr, als eine Höflichkeitsformel gelten kann, die man dem Geiste des aufgeklärten Zeitalters schuldig zu seyn glaubte. Dagegen mußte aus dem Gesichtspunkte der preußischen Gesetzgeber die größte Sorgfalt einerseits auf die Formbestimmung der bürgerlichen Geschäfte, andern Theils auf die größte Vollständigkeit der Materie und auf das Detail in der Entwickelung allgemeiner Grundsätze verwandt werden. In jener Absicht wurde bei allen bürgerlichen Geschäften jeder Tritt und Schritt mit genauer Pünktlichkeit gemessen und bestimmt, und die Freiheit des Verkehrs an eine lange Kette von Förmlichkeiten gebunden; in der zuletzt erwähnten Absicht mußte das Gesetzbuch zugleich sein eigner Commentar werden, und einer seiner ersten Vorzüge darin finden, daß es so viel möglich dem Richter so wenig, als möglich, nachzudenken vergönnte, und indem es jeden Grundsatz in allen, wenn gleich noch so einfachen Folgen, wiederholte, den unendlichen Reichthum rechtlicher Combinationen durch zahllose Ideen und Aber zu erschöpfen suchte. Die allgemeine Aufgabe der preußischen Gesetzgebung bestimmte zugleich ihr Verhältniß zur wirklichen Anwendung. Da nur Gewißheit der Rechte das Ziel seyn sollte, so war es nicht nothwendig, die schon bestehenden Provinzialrechte zu verdrängen. Dieses würde sogar zweckwidrig gewesen seyn, wenn die besondern Landes- und Provinzialgesetze Entscheidungen enthalten konnten, worüber, bei aller seiner Vollständigkeit, das allgemeine Landrecht schwieg. Jede Provinz, jeder Distrikt, jeder Ort bleibt daher bei seinen alten Partikularrechten, und das allgemeine Gesetzbuch begnügt sich mit dem Range einer bloßen Hülfsgesetzgebung.“

Landrente, Grundrente, Bodenrente, s. **Grundrente.**

Landschaft, s. **Ständisches Creditwesen.**

Landschaftsmalerei, s. **Malerei.**

Landschule, eine Schule auf dem Lande, Dorfschule, zu unterscheiden von einer Stadtschule. Man überzeugt sich jetzt immer mehr davon,

daß auch dem Landvolke ein gewisser, seinen Umständen und Verhältnissen angemessener Grad von Geistesbildung eben so nothwendig und nützlich sey, als jedem andern Stande. Früher nahm man auf die geistigen Bedürfnisse dieser so zahlreichen Menschenklasse wenig oder gar keine Rücksicht. Indeß befahlen schon Carl der Große und Alfred von England in ihren Staaten den Pfarrern die Unterweisung des Landvolkes im Lesen, Schreiben, Latein und den Kirchengesetzen; allein die Verordnungen dieser Könige blieben ohne sonderlichen Erfolg und in den folgenden Jahrhunderten, in denen die Geistlichkeit aus Unwissenheit und Trägheit sich dem Beruf zum Lehren entzog, waren diejenigen Landpfarrer, die Unterricht ertheilten, sehr selten. Erst seit dem 15ten Jahrh. fing man wieder an, auf den Unterricht des Landvolkes bedacht zu seyn und bestehende Dorfschulen zu gründen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die durch Verbreitung von Lehrbüchern gemeinnützig zu werden begann, hatte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Volksunterricht, indem nun erst ABCbücher, Katechismen und Bibeln in die Hände der Landleute kamen, die für den, früher nur mündlichen, der Willkühr der Lehrer überlassenen Unterricht einen angemessenen Stoff darbieten konnten; doch war auch dieser Volksunterricht noch immer sehr dürftig, da es an guten Schullehrern, und an Fonds besonders in den gutsherrlichen Gebietsdistrikten fehlte. Erst im 18. Jahrh. machte er einige merkliche Fortschritte. Ein besonders Verdienst erwarb sich der Domherr von Rochow, der 1772 die Schulen auf seinen Dörfern in der Churmark durch ihre vortreffliche innere Einrichtung nicht nur zum Muster aller Landschulen in Preußen, sondern auch in ganz Deutschland und andern Ländern erhob. Der Eifer der Regierungen zur Verbesserung der Landschulen ward nun immer reger. Der Dechant von Schulenstein und der Abt Felbiger reformirten den Volksunterricht der Katholiken in Böhmen u. Schlesien. Allenthalben entstanden besondere Bildungsanstalten für Landschullehrer oder sogenannte Seminarien und besonders in Norden von Europa fand diese wichtige Angelegenheit ihre eifrigen Beförderer. Der Süden von Europa blieb dagegen weit hinter dem Norden Europas zurück. Noch jetzt gibt es viele bedeutende Landgemeinden in Frankreich, die entweder alle Mittel zur ihrer geistigen Bildung entbehren, oder sich mit umherwandernden Schullehrern behelfen müssen. Am thätigsten für den Volksunterricht in Frankreich zeigen sich noch die Brüder der christlichen Schulen, ein geistlicher Orden, der sich wegen seiner Gemeinnützigkeit erhalten hat. Auch ist in Deutschland noch Manches zu thun übrig, jedoch verdienen die Bemühungen einiger Regierungen für die Bildung geschickter Lehrer durch Einrichtung guter Seminarien, für die Reform der Schulen und die Verbesserung der Lehrergehalte anerkannt zu werden, und von den ferneren Jahren des Friedens ist zu hoffen, daß eine so wichtige, das allgemeine Wohl betreffende Angelegenheit mit immer größerm Erfolg befördert, daß mancher zweckmäßige Vorschlag ausgeführt, und mancher hindernde Uebelstand gehoben werde. S. d. Art. **Normalschulen**.

Landseen, s. Seen.

Landshut, eine wohlgebaute Stadt des baierischen Isarkreises, liegt in einem fruchtbaren Thale zwischen anmuthigen, waldigen Bergreihen am Fuße des Hofberges an der Isar, die hier eine Insel bildet, auf welcher die Vorstadt zwischen den Brücken steht. Sie zählt in 600 Häusern über 7800 Einw. Merkwürdig sind das alte Residenzschloß Trausnitz der baierischen Herzoge auf dem Hofberge, jetzt zur Sternwarte dienend; das Schloß, der neue Bau genannt, in der Stadt; die St. Martinskirche mit einem der höchsten Thürme in Deutschland, der eine Höhe von 456 Fuß hat; das Landhaus, Sitz der Regierung; das Rathhaus. Landshut ist seit dem Jahre 1800 Sitz der von Ingolstadt verlegten Universität, die nach der

neuen Organisation vom 26. Januar 1804, wo sie den Namen Ludovico-Maximiliana erhielt, unmittelbar unter dem Ministerio des Innern steht, und aus zwei Hauptklassen, nämlich einer allgemeinen und besondern, besteht, deren jede vier Sektionen hat. Jede dieser Sektionen hat einen Direktor. An berühmten Lehrern in der Philosophie, Mathematik und Physik, den schönen Wissenschaften, der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit, so wie der Staatswissenschaft hat es dieser Anstalt nie gemangelt. Die ehemaligen 8 Klöster halfen den Fond der Universität erweitern, die jetzt über 650 Studirende zählt. Das Universitätsgebäude nebst der Universitätskirche (ehemals ein Dominikaner-Kloster) sind von vorzüglicher Schönheit. In jenem befinden sich die geräumigen und lichten Hörsäle, eine 100.000 Bände starke Bibliothek, die zoologischen und mineralogischen Sammlungen, das physikalische Kabinet, das chemische Laboratorium. Ferner hat die Hochschule ein anatomisches Theater mit einer Präparatensammlung, einen botanischen Garten von mehr als 5000 Pflanzen, chirurgisch-klinische Anstalt, nebst anderen literarischen, Kunst- und ökonomischen Instituten. Das Klerikal-Seminarium steht in Verbindung mit der Universität, die den neuesten Nachrichten zufolge nach dem 16 Stunden entfernten München verlegt werden soll. Die Industrie der Stadt ist unbedeutend. 2) **Landshut**, Stadt am Bober im preuß. Reg. Bez. Liegnitz, mit 450 Häusern, 3000 Einw. und starkem Leinwandhandel. 1745, 1757 und 1760 fielen hier blutige Treffen der Oesterreicher und Preußen vor.

Landstände, Landtage, s. **Ständeversammlungen**.

Landwehr, in den fränkischen Capitularien Laatweri, damals ein Masseaufgebot zur Vertheidigung des Reichs, oder ein Landsturm im heutigen Sinne. Wie das neue europäische Heerwesen den Begriff von Volksbewaffnung und Landesvertheidigung aus der Cabinetspolitik allmälig verdrängt hatte, so erloschen auch jene vaterländischen, schon unter Heinrich I. im 10ten Jahrh. gegen die Slaven, Ungarn und Normannen zum Schutze der deutschen Unabhängigkeit getroffenen Einrichtungen. Doch blieb noch im 16ten und 17ten Jahrh. der Landsturm sowohl zur Gebiets-Vertheidigung und innern Sicherheitspolizei, als zum Kriege jenseits der Grenze durch die Reichssatzungen verpflichtet. Jenen innern Dienst nannte man die gemeine Folge, den auswärtigen: hohe Reise. Selbst jeder neuaufgenommene Bürger mußte sich in mehrern deutschen Ländern, wie in Baden, wehrhaft machen und in den Waffen üben. Aber auch dieß hörte nach und nach auf; kaum erhielt sich hier und da eine Spur davon in der sogenannten Landmiliz, oder in der Heerpflichtigkeit eines zum Felddienst auf den Nothfall bestimmten Volkstheils, die auch außer Deutschland in den meisten europäischen Staaten zur Ergänzung oder Unterstützung des stehenden Heeres vorhanden war. Die französische Revolution stellte zuerst eine der neueren Kriegskunst angemessene Nationalbewaffnung in den franz. Nationalgarden auf. Alsobald zeigten die Siege der republikanischen Heere in Deutschland das Unzureichende bloßer Soldheere, die kostbare Kriegsmaschinen ohne Volksgeist waren. Man rieth daher, das Landvolk aufzubieten und zu bewaffnen. Insbesondere wurde die deutsche Geistlichkeit, welche nach dem Congresse zu Rastadt die Säcularisation ihrer Güter fürchtete, als der Krieg 1799 wieder ausbrach, die Urheberin jener bis dahin fast vergessenen Art, das deutsche Vaterland zu vertheidigen, nämlich des Landsturms. Es gelang ihr aber nicht, ihn nach einem so großen Umfange, wie der Kaiser und Erzherzog Carl es wünschten ins Leben zu rufen; allein durch die Bemühungen des churmainzischen, Staatsministers Albini wurde wenigstens bewirkt, daß ein franz. Corps, welches unter dem General Baraguay d'Hilliers den Uebergang über den Rhein bei Mainz versucht hatte, durch den Landsturm in die Linien von

Cassel zurückgetrieben wurde. Indeß hatte die Sache keine weiteren Folgen. Erst nach dem Preßburger Frieden fühlte der österreichische Staat die Nothwendigkeit, das Heerwesen auf die Volkskraft, beide aber auf den Volksgeist zu gründen. So ward 1808 in den conscribirten deutschen Erbländern Oesterreichs eine Landwehr errichtet, deren Kriegsform man durch den Befehl vom 13. Juni 1811 bestimmte. Die Schuldigkeit, in der Landwehr zu dienen, ward bis auf das Alter von 45 Jahr, als Nationalpflicht und die Zahl der erbländischen, zur Ergänzung des Linienheers bestimmten, Landwehr auf 50.000 Mann festgesetzt. Diesem Beispiele folgte Rußland 1812; Preußen aber und die übrigen deutschen Staaten 1813. In Preußen hatte vorzüglich der General von Scharnhorst um die erste zweckmäßige Einrichtung der im Kriege 1813 bis 1815 so wirksamen Landwehr ein entscheidendes Verdienst. Jetzt ist der deutsche Bundestag beschäftigt, die Nationalbewaffnung auf eine zusammenstimmende Weise zu ordnen. Unstreitig wird die Idee der Landwehr, als ein, im Frieden vom strengeren Waffendienste befreites, Volksheer, welches das stehende Linienheer ergänzt und unterstützt, in demselben aber sein Waffenmuster erblickt, beibehalten werden, um die fast erdrückende Last der stehenden Heere dadurch zu vermindern; aber eben so nothwendig scheint die Einrichtung des auch in Preußen und in andern deutschen Ländern mit Erfolg erprobten Landsturms zu seyn, d. i. eine im Frieden eingeübte Volksbewaffnung in Masse, nach dem verschiedenen Waffendienste heermäßig geordnet, in Bereitschaft zu halten, die aber einzig im Kriege zur Vertheidigung des Innern auf den Ort, oder die Provinz beschränkt bleibt, wo der Landsturm aufgerufen worden ist.

Landwirthschaft, oder **Oekonomie**, ist sowohl die Wissenschaft, welche die zweckmäßigsten Mittel lehrt, die nützlichsten Pflanzen und Thiere in der vollkommensten Art hervorzubringen, um daraus nach Verhältniß des Vermögens, der Kräfte und besondern Umstände den höchsten Vortheil zu gewinnen, als auch das Gewerbe, welches sich mit Erzeugung jener Produkte beschäftigt. Unter οικονομια oder οικονομικη, welche Aristoteles der πολιτικη entgegen setzt, und oeconomia verstanden die Griechen und Römer die Haushaltungskunst, dann die Eintheilung und Einrichtung jeder andern Sache, z. B. einer Schrift, indem sie die eigentliche Landwirthschaft γεωργια oder γεωπονια und res rustica nannten. Da die Landwirthschaft, als Gewinnung der Naturprodukte, das eigentliche Geschäft der Dörfer ist, so nennt man die künstliche Verarbeitung und den Verkauf derselben durch die Handwerke und Gewerbe die Stadtwirthschaft. Als praktische Wissenschaft zeigt die Oekonomie das bloß mechanische, auf gewissen Fertigkeiten beruhende Verfahren, den höchsten Gewinn aus der Erzeugung landwirthschaftlicher Produkte zu ziehen; die theoretische (rationelle) Landwirthschaft hingegen stellt allgemeine, wahre, aus der Vernunft und Erfahrung abgeleitete Grundsätze auf, und lehrt die Anwendung derselben auf einzelne Fälle. Durch sie kommt man auf den Grund der Erscheinungen und zieht daraus richtige Folgerungen, wodurch ihre Ausübung gesichert und erleichtert wird. Sie setzt die Kenntniß mehrerer Hülfswissenschaften voraus, besonders der Naturgeschichte, Mineralogie, Botanik, Naturlehre, Mathematik und, da der Landwirth aus manchen seiner Erzeugnisse künstliche mit Vortheil zweckmäßig bereiten muß, auch der Chemie. Die Landwirthschaft beschäftigt sich hauptsächlich mit dem **Ackerbau** (s. d. Art.) und der Viehzucht. Jener erfordert zweckmäßige Verbesserung und Zubereitung des Ackerbodens, und rechte Behandlung der ökonomischen Pflanzen. Das erste setzt Kenntniß der verschiedenen, nur durch chemische Zerlegung genau zu erforschenden Bestandtheile des Bodens voraus, wovon man 4 Hauptarten, Thon, Sand, Kalk und die fruchtbare Gewächs- oder Dammerde (Humus), welchen noch einige andere Stoffe beigemischt

sind, unterscheidet, weil von dem richtigen Verhältnisse derselben die Fruchtbarkeit und der Werth des Bodens abhängt. Da sich aber die gehörige, den Gewächsen günstige Mischung der Erdarten nicht überall findet, so muß man dem Boden die fehlenden Theile zusetzen, die überflüssigen entziehen, und ihn durch gute Erdarten und fruchtbar machende Mittel, als Mergel, Asche, Kalk, Schlamm u. s. w., vorsichtig verbessern, so wie die ihm durch Fruchterndten entzogenen Kräfte durch den thierisch-vegetabilischen Dünger zuführen, damit die Pflanzen die verschiedenen Nahrungstheile, welche sie zum Theil auch aus der Atmosphäre einsaugen, als Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stickstoff, Erde, Kali u. s. w., hinreichend erhalten können. Zur Zubereitung des Bodens gehört auch die Bearbeitung desselben durch den richtigen Gebrauch zweckmäßiger Ackerwerkzeuge, und das Reinigen vom Unkraut. Die rechte Behandlung der Pflanzen setzt eine genaue Kenntniß ihrer Natur, ihrer Vermehrungs-, Erziehungs- und Veredlungsart voraus, indem hier besonders solche in Betracht kommen, welche nach Beschaffenheit des Bodens, Klima's und der Lage des Orts mit Vortheil erbaut, auf die leichteste und einträglichste Art in Geld umgesetzt und zur Unterhaltung der eigenen Wirthschaft angewandt werden können. Da die Erfahrung lehrt, daß die Abwechselung mit den Fruchtarten zu ihrem Gedeihen sehr nöthig ist, wenn man auch nicht darthun kann, daß die verschiedenen Pflanzen auch verschiedene Nahrungsstoffe aus der Erde ziehen, so befolgt man gewöhnlich die Dreifelderwirthschaft, indem man die Felder in 3 gleiche Theile abtheilt, wovon der eine zum Wintergetreide, der andere zum Sommergetreide, und der dritte zu Hülsenfrüchten, Futterkräutern, sogenannten Erdgewächsen, an einigen Orten auch zu Handels- und Gewürzpflanzen, und als Brache zur Weide für das Vieh benutzt wird. Bei der Vierfelderwirthschaft werden die sämmtlichen Felder in 4 gleiche Theile abgetheilt, und so finden noch andere Abtheilungen in mehrere Schläge Statt, die aber im Grunde nichts anders, als zusammengesetzte Systeme der einfachen sind, z. B. die Schlag- oder Koppel- und die Wechselwirthschaft. Die Stallfütterungswirthschaft besteht darin, daß man das Rindvieh beständig im Stalle unterhält, und hauptsächlich mit abgeschnittenem Futter nährt, indem es gar nicht, oder nur zu Ende des Sommers, auf die Weide getrieben wird. Man gewinnt dadurch an Futter, Milch und Dünger, und verwahrt das Vieh vor vielen Krankheiten, besonders vor der pestartigen Seuche. Alle diese Wirthschaftsarten haben ihre Vortheile und Nachtheile. Da ein richtiges Verhältniß zwischen den Wiesen und dem Ackerlande ein Hauptmittel zur Verbesserung der Güter und zur Erhöhung ihres Ertrags ist, so pflegt man das Mißverhältniß, wenn zu wenig Wiesen sind, durch den Anbau von Futterkräutern und, wie bei der engl. Landwirthschaft, die gar keine Brache duldet, durch abwechselnde Verwandlung des Ackerlandes in künstliche Wiesen zu heben, weil man durch den Ueberfluß des Futters den Viehstand erhöhen und verbessern kann. Die Viehzucht steht mit dem Ackerbau in der genauesten Verbindung; beide können einander nicht wohl entbehren, und die Vollkommenheit des letztern hängt von der Vollkommenheit der erstern ab. Sie beschäftigt sich mit der Erziehung, Ernährung und Pflege derjenigen Thiere, welche sowohl zum Behuf des Ackerbaues und der Erhaltung des nöthigen Düngers, als auch der unmittelbaren Nutzung wegen unterhalten werden, wobei weniger auf die Menge, als auf gute Wartung und reichliche Fütterung gesehen werden muß. Sie setzt daher Kenntniß der zu benutzenden Thiere, ihrer Natur, ihrer Abweichung vom gesunden Zustande u. s. w. voraus. Außer dem Ackerbau und der Viehzucht sind auch zweckmäßige Benutzung und Verbesserung der Wiesen, vortheilhafte Unterhaltung und Nutzung der Waldung durch abgetheilte Schläge, der Gartenbau, die Obstbaumzucht, Fischerei, Bienenzucht und Jagd Gegenstände der Oekonomie. Zur voll-

kommenen Ausübung des landwirthschaftlichen Gewerbes wird eine geschickte Direktion der Wirthschaft, um die arbeitenden Kräfte zur Gewinnung des höchsten Ertrags in Thätigkeit zu setzen, Haltung landwirthschaftlicher Rechnungsbücher u. s. w. erfordert. Von dem blühenden Zustande der Landwirthschaft hängt der innere Wohlstand und die wahre Stärke eines Staates ab; denn sie bringt die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse hervor, liefert den Handwerkern und Manufakturisten Stoff zu ihren Arbeiten, erhöht den Nationalreichthum und befördert dadurch die Bevölkerung, den Geldumlauf und den Handel; auch ist sie nicht so vielfachen Zufälligkeiten unterworfen, wie andre Erwerbszweige; vielmehr macht sie das Land von andern Ländern unabhängig. Man hat daher, um sie auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen, ökonomische Gesellschaften und besondere Lehrstühle auf Universitäten für dieselbe errichtet; auch fängt man an, sie zum Gegenstande der allgemeinen Landespolizei zu machen. — Da zwischen den Personen, welche sich mit der Oekonomie beschäftigen, besondere Rechtsverhältnisse eintreten, so ist nach und nach ein Landwirthschaftsrecht (jus georgicum) entstanden, welches ihre gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt, und die Gerichts- und Polizeiverfassung auf den Dörfern, nebst andern dahin einschlagenden Theilen der Rechtswissenschaft umfaßt.

Landwirthschaftsschulen. Wie diese Anstalten nicht bloß Verwalterschulen seyn sollen, sondern zugleich Bildungsanstalten für das Volk werden können, hat zuerst seit 1803 H. von Fellenberg, Besitzer des Landgutes Hofwyl bei Bern gezeigt. Indem er hier einen vervollkommneten Landbau als Muster aufstellte, verband er damit die Bildung des Volks: eine Armenschule mit der Erziehung von Landwirthen. Da das Wohl des Staats von den untersten Volksklassen ausgeht, so sah er den Landbau als die Schule und den Lohn besserer Volksbildung an, und wollte durch eine Colonie armer Kinder beweisen, was gehörig entwickelte Kraft der Armen vermöchte zur Beförderung des Gemeinwohls. An jene schließt sich eine höhere landwirthschaftliche Schule für die wohlhabenderen Stände an. In jener wechselt Landarbeit, den Kräften der Kinder angemessen, mit dem Schulunterrichte (nach Pestalozzi's Lehrart) ab. Durch diese erstrebt er Kraft, Einfachheit und gründliche Kenntnisse unter den höhern Ständen zu verbreiten. Die wichtigsten Punkte in der Landwirthschaft zu Hofwyl sind die Entwässerung, die Vertiefung und die Entsteinung des Bodens, und die Verbesserung der Wiesen durch unterirdische Wässerung und die von Zeit zu Zeit zu wiederholende Umbrechung der Grasnarbe. S. Scharz's Beschreibung und Resultate der Fellenberg'schen Landwirthschaft zu Hofwyl, Hannover 1816. — Für alle Zweige der Landwirthschaft hat, nach einem umfassenden Plane, Graf Festeticz in Ungarn das Georgicon (s. d. Art.) zu Kesthely angelegt. Für die Wissenschaft hat vorzüglich gewirkt das landwirthschaftliche Institut zu Möglin. S. Thaer's Geschichte meiner Wirthschaft zu Möglin. Berlin 1815. Auch ist die Landwirthschaft zu Tieffurth bei Weimar rühmlich bekannt.

Länge nennt der Geograph die, durch einen Parallelkreis nach Graden, Minuten, Sekunden u. s. w. gemessene, Entfernung eines Meridians von einem andern, der als erster angenommen wird; oder die Entfernung zweier Punkte in der Richtung von Ost nach West, oder von West nach Ost. Man unterscheidet im letztern Falle westliche und östliche Länge. Es ist willkührlich, welchen Meridian man als den ersten annimmt, nur muß der Ort, durch welchen er geht, bei Angaben bemerkt werden. Jeder Ort hat seinen Meridian, weil man sich durch jeden Punkt auf der Erde einen Kreis, der von einem Pole bis zum andern durch den Aequator gezogen wird, denken kann.

Aus der Gestalt unserer Erde folgt, daß die Längengrade nach den Polen hin kleiner, nach dem Aequator hin aber immer größer werden müssen. Die Breitengrade bleiben dagegen gleich, d. h. jeder hat 15 geographische Meilen. Man kann daher nicht eher die Größe eines Längengrades in Meilen angeben, als wenn man auch den Breitengrad weiß. Das Maß eines Grades auf jedem Parallelkreise wird gefunden, wenn man 15 Meilen, als die Größe eines Aequatorgrades, mit dem Cosinus der Breite multiplicirt. Die Länge zeigt an, um wie viel Zeit der Meridian irgend eines Orts früher oder später Mittag hat, als der erste Meridian, je nachdem er von diesem östlich oder westlich liegt. Die Sonne vollendet nämlich ihren täglichen scheinbaren Lauf von Morgen gegen Abend um die Erde in 24 Stunden. Man theile daher den Aequator und jeden Parallelkreis in 24 gleiche Theile, deren jeder also 15 Grade enthält, so kommt die Sonne in einen Meridian, der 15° westlicher liegt, als ein anderer, eine Stunde später als in diesen; mithin haben Orte, deren Längenunterschied 180° beträgt, stets die gerade entgegengesetzte Tageszeit. Wie nun der Unterschied der Länge zweier Orte durch die an beiden Orten angestellte Beobachtung der Zeit eines Ereignisses am Himmel (Mondfinsternisse, Sternbedeckungen, insbesondre Verfinsterungen der Jupiterstrabanten) gefunden wird, so kann man auch umgekehrt aus dem Längenunterschiede zweier Orte den Zeitunterschied derselben berechnen, indem man die Bogentheile des Parallels in Zeittheile verwandelt. Zu beiden Zwecken dient folgendes Täfelchen:

Bogen 15°	1°	15′	1′	15″	1″
Zeit 1 St.	4′	1′	4″	1″	4‴

Z. B. der Unterschied der Länge zwischen Berlin und Pekin ist 103° 3′ 15″, d. i. 6 St. 52′ 13″ Zeit, um welche Pekin früher Mittag hat als Berlin. Oder, wenn es zu Philadelphia, welches 57° 36′ westl. Länge von Ferro hat, Mittag ist, muß es auf Ferro 3 U. 58 Min. 24 Sek. seyn, und wenn es auf Ferro Mittag ist, muß es in Philadelphia erst des Morgens 4 U. 49 Min. 38 Sek. seyn. — Das wichtigste und schwerste ist die Erforschung der Länge zur See, d. i. des Winkels, welchen der Meridian des Schiffes mit einem gewissen Meridian, es sey dem von Ferro oder Greenwich, oder sonst einem bekannten, macht. Das engl. Parlament setzte 1714 einen Preis von 20.000 Pf. St. auf eine sichere Methode, die Länge zur See bis auf einen halben Grad zu bestimmen. Da bei dem Schwanken des Schiffes Beobachtungen am Himmel nicht mit Genauigkeit gemacht werden können, so wäre eine Uhr, die einen gleichförmigen Gang behielte, für einen Seefahrer das bequemste Mittel, um aus dem Unterschiede der Zeit nach der Uhr, unmittelbar den Unterschied der Länge des Ortes, für welchen die Uhr gestellt ist, und desjenigen, wo sich das Schiff befindet, zu bestimmen. Ein Seefahrer fände z. B. im indischen Weltmeere unter 28° südl. Br. durch Messungen von Sonnenhöhen, daß es auf seinem Schiffe 9 U. 48 Min. Morgens wahrer Sonnenzeit sey, seine auf Londoner Zeit gestellte Seeuhr zeigte aber in demselben Augenblicke, daß es in London erst 3 U. 58 Min. sey, so giebt dies einen Unterschied von 5 St. 50 Min. Zeit- oder 87° 30′ östl. Längenunterschied vom Londoner Meridian. Da nun die Länge von London 17° 34′ ist, so ist die gesuchte geographische Länge des Schiffs 105° 4′. Der Schiffer segelt also zwischen Madagaskar und Neuholland. Einen solchen Zeitmesser oder eine Seeuhr erfand der Engländer Harrison (vergl. d. Art.); sein Sohn schiffte mit dieser Uhr 1761 nach Jamaika, und fand, daß sie binnen 4 Monaten nur um 2 Minuten, oder um 28½ Längen-Minuten fehl ging. Harrison erhielt daher den Preis. Doch fielen spätere Versuche minder genau aus. Hierauf verfertigte Kendale Seeuhren nach Harrison's Angabe. Cook hatte eine davon auf seiner zweiten Reise nach dem Südpole und um die Erde

1772 bis 1775, die in 3 und einem halben Jahre nie mehr als 14½″ den Tag über irrte. Auch eine Seeuhr von Mudge wird als ein Meisterwerk gerühmt; so wie die Seeuhren von den franz. Künstlern Berthoud und le Roy, auf Seereisen sehr gut die Probe bestanden haben. Noch verfertigt man Taschenuhren, Chronometer (z. B. die von Arnold und von Emery), die einen so gleichförmigen Gang haben, daß sie auf dem Lande und auch zur See, zur Bestimmung der Länge sehr brauchbar sind. Indeß bleiben astronomische Beobachtungen immer ein sichereres Mittel, die Länge zur See zu bestimmen, als eine wandelbare Maschine. Durch Mayer's, von Bürg in Wien verbesserte, Mondstafeln (wofür Mayer's Erben 3000 Pf. St. bekamen) ist die Methode, die Länge zur See vermittelst des Mondes zu finden, so vervollkommnet worden, daß durch sie die Länge innerhalb eines Sechstheils oder höchstens eines Fünftheils eines Grades sich finden läßt. Die dazu nöthigen Rechnungen werden durch eigene Tafeln und durch die Angaben des Schiffskalenders erleichtert. — Länge der Sonne oder eines Sternes. Der Abstand eines Gestirns von der Ekliptik (s. d. Art.) heißt seine Breite, welche durch einen senkrechten Bogen auf die Ekliptik gemessen wird. Der Abstand dieses Bogens von der Frühlingsnachtgleiche, von Abend nach Morgen gerechnet, heißt die Länge des Gestirns, so daß Breite und Länge in Absicht auf die Ekliptik dasselbe sind, was Deklination und Rektascension in Absicht auf den Aequator, oder Höhe und Azimuth in Absicht auf den Horizont (s. diese Art.).

Languedoc, eine der größten und fruchtbarsten Provinzen Frankreichs, die im Osten durch die Rhone von der Provence und Dauphiné getrennt ward, im Norden an Forez, Auvergne, Rouergne und Quercy, im Westen an Gascogne, im Süden an Roussillon und den Meerbusen von Lyon gränzte, und 1.699.000 Einw. hatte. Die Provinz umfaßte anfänglich auch Guienne, Limousin und Auvergne, und erhielt den Namen von der in diesem Lande gesprochenen Provenzalsprache, die sich von der eigentlichen französischen auch durch das Bejahungswort oc (ja) unterschied, statt dessen man im übrigen Frankreich (Langue d'oui) oui sagte. Languedoc war ein Pais d'Etats, d. i. es hatte seine eigenen Landstände, bei denen die Geistlichkeit und der Adel Alles, und der Bürgerstand sehr wenig zu sagen hatte, aber die ganze Last der Auflagen trug. Die Provinz war in 3 Gebiete getheilt, Ober= und Niederlanguedoc, Sevennen, und hatte die Hauptstadt Toulouse. Bei der Revolution zerfiel das Land in die Departements Ardeche, Lozere, Gard, Aude, Herault, Obergaronne. Ueber den Canal von Languedoc, s. Frankreich.

Lannes (Marschall), s. Montebello.

Lanzi (Luigi), ein berühmter Alterthumsforscher, geb. 1731 zu Monte del Olmo bei Macerata, trat nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn in den Jesuitenorden und lehrte mit großem Beifall Rhetorik in mehrern Städten Italiens. Nach Aufhebung seines Ordens ernannte ihn der Großherzog Peter Leopold von Toskana zum Unteraufseher der Gallerie von Florenz, und hier war es, wo er durch seinen Guide de la Galerie de Florence, 1732, so wie durch seine Geschichte der Malerkunst in Italien, Bassano 1809, 6 Bde. 8. sich um die Kunst einen großen Namen machte. Er starb 1810 zu Florenz und hinterließ, außer dem schon angeführten, eine Uebersetzung der Tage und Werke Hesiods mit Bemerkungen, Florenz 1808 4.; Saggio di lingua Etrusca, Rom 1789, 3 Bde. 8; De Vasi antichi dipinti, Florenz 1806 8.; Opere postume dell' abate D. Luigi Lanzi, ib. 1812, 2 Bde. 4.

Laokoon, eine berühmte, von Polydorus, Athenodorus und Agesander, den 3 vortrefflichsten Bildhauern in Rhodus, wahrscheinlich im 1. Jahrh. nach Ch. Geb. in Marmor ausgeführte Gruppe. Diese Antike wurde von

Felix von Fredis 1506 in Rom beim Aufgraben der 7 Gewölbe entdeckt, die man die sette celle oder die Bäder des Titus nennt, und unter Papst Julius II. im farnesischen Pallast aufgestellt. Michel Angelo wollte sie ergänzen, aber unzufrieden mit seinem Werke legte er dasselbe zu den Füßen des Laokoon nieder. Der franz. General Bonaparte entführte diese Gruppe nach Paris, von wo sie 1815 nach Rom zurückkehrte. Laokoon, des Priamos Sohn und Apollo's Priester in Troja, hatte die List der Griechen durchschaut, und die Lanze gegen das hölzerne Pferd geschleudert. Als er darauf am Strande dem Neptun opfern wollte, von seinen Söhnen als Opferknaben begleitet, da entsandte die zürnende Pallas Athene 2 ungeheuere Schlangen, die ihn sammt seinen Knaben umwanden und tödteten. Man kann daher diese Gruppe eine Schicksalsfabel, eine Tragödie in Marmor nennen. Der Augenblick der Handlung ist so glücklich gewählt, daß er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich darstellt. Im jüngern Sohne, den die eine Schlange schon gebissen und ganz umstrickt hat, sieht man den sinkenden Todeskampf, das ausathmende Leiden; der Vater stämmt sich kräftig gegen die Ungeheuer, und erfaßt die andere Schlange, daher beißt sie ihn in demselben Augenblick. Sichtbar durchzuckt der Schmerz seinen ganzen Körper, auf der verwundeten Seite ist Krampf, Verkürzung, auf der andern Anspannung; die Brust dehnt sich mächtig aus; der Unterleib ist schmerzlich gefesselt. Seine tiefgefurchte Stirn, seine niedergedrückten Augenbraunen, seine aufgeworfene Unterlippe, zeigen keine konvulsivische Verzerrung, sondern namenloses Seelenleiden: er fühlt für seine Söhne, für sein rettungslos verlornes Vaterland, tiefer noch als für den eigenen Körperschmerz. Wie die erliegende Ohnmacht den jüngern Sohn rückwärts sinken läßt, so beugt der Schrecken und das ängstliche Streben zu entfliehen den ältern, noch unverwundeten, vorwärts; er sucht die Ringe der Schlangen von sich abzustreifen, und blickt mit Entsetzen auf Vater und Bruder. Das Muskelspiel in diesen Gestalten ist einem versteinerten, stürmenden Wellenmeere zu vergleichen; unübertrefflich ist der Gegensatz der Stellungen, der hohe Ausdruck und die kunstvolle Anordnung der sich stets begegnenden, nirgends verwirrenden Schlingungen der Schlangen. Der Vater scheint zwischen 40 und 50 Jahr alt zu seyn, der ältere Sohn 12 bis 13, der jüngere 8 bis 9 Jahr. Das Gewand des Priesters wurde im Kampfe mit den Ungeheuern abgestreift, und liegt auf den Stufen des Altars. Der rechte Arm des Vaters und 2 Arme der Söhne sind ergänzt. Die ganze Gruppe ist aus 5 Marmorblöcken so künstlich zusammengesetzt, daß Plinius das Ganze für einen einzigen hielt. Vier berühmte Deutsche haben dieses Kunstwerk sinnvoll und klar betrachtet. Winkelmann, von seinem Gesetz der Schönheit ausgehend, bewunderte im Sinne der Griechen am meisten die Knaben und den Schmerz des Vaters um seine Söhne. Lessing, in seiner klassischen Abhandlung über den Laokoon, verglich mit seinem durchdringenden Scharfsinn die Stelle in Virgil's Aeneis, die dies Kunstwerk veranlaßte, mit dem Kunstwerke selbst, und entwickelte aus ihm die Grenzen der bildenden Kunst und der Poesie. Göthe machte auf die Reinheit und Abgeschiedenheit alles Fremdartigen dabei aufmerksam; er sah darin eine tragische Idylle, und nannte es einen festgehaltenen Blitz, weil der Moment, den wir sehen, kaum 2 Minuten währen kann. Herder endlich fühlte am innigsten dabei das tiefe Leiden des edeln patriotischen Dulders.

Laon (Schlacht bei), am 9. Mai 1814. Nachdem die Russen nach dem Angriffe auf die Höhen von Craone zwar unbesiegt, jedoch mit bedeutenden Verlusten sich nebst der Besatzung von Soissons in die Stellung von Laon zurückgezogen hatten, ging Napoleon auf der Mitte des Wegs zwischen Soissons und Laon und da er dort die gänzliche Räumung des ersteren Ortes durch die Russen, die sich sämmtlich nach Laon gezogen, erfuhr, brach auch

er nach Chavignon in der Nähe desselben auf. In einer unangreifbaren Stellung hatte Blücher seine jetzt über 100.000 Mann starke Armee gesammelt; Bülow im Mitteltreffen hielt Laon selbst und die Höhe, auf der es gelegen, die russischen Heerhaufen den rechten, die übrigen preußischen den linken Flügel besetzt; Sümpfe und abschüssige Engpässe erschwerten den Zugang. Dennoch griff Buonaparte, unter dem Schutze eines starken Nebels, mit etwa 80.000 Mann, die feindliche Linie, vorzüglich auf dem linken Flügel, an und schon drang Marmont, der den Angriff auf diesem Punkte leitete, bis in die Nähe von Laon vor, als er plötzlich von der feindlichen Reiterei umgangen, durch einen gleichzeitigen raschen Angriff mit dem Bajonette, mit Verlust von 46 Kanonen und mehr als 2000 Gefangenen, in Unordnung zurückgeworfen und sein Heerhaufe, so wie die Reiterei von Arrighi beinah gänzlich vernichtet ward. Nicht abgeschreckt durch diesen ersten mißlungenen Versuch und vor allem das Geständniß einer Niederlage zu vermeiden bemüht, griff Buonaparte am nächsten Morgen Blücher's rechten Flügel und das Mitteltreffen mit verdoppelter Heftigkeit an, sah sich aber am Abend, nach einem langen hartnäckigen Kampfe, mit beträchtlichem Verluste, von Winzingerode verfolgt, zum Rückzuge nach Chavignon und von dort nach Soissons gezwungen.

Lapidarschrift ist die auf steinern Denkmälern übliche Schrift. Da sie wegen Beschränktheit des Raumes von sehr gehaltvoller Kürze sein muß, so betrachtet man den sogenannten Lapidarstyl als das Muster einer gedrängten bündigen Schreibart. Die Lapidarschrift hat übrigens ihre eignen Regeln für die Absetzung der Reihen.

Lapide (Hippolytus a), s. Hippolytus a Lapide.

Lapis Lazuli oder Lasurstein, ein jaspisartiger Stein, der blau, mehrentheils aber mit weißen oder goldfarbigen Flecken eingesprengt ist, und aus welchem das unter dem Namen Ultramarin bekannte prächtige Blau bereitet wird. Er kommt aus dem Gebirge der bucharischen Tatarei, vornehmlich aus Kalab und Budukschu; von da kommt er nach Ostindien und dann nach Europa. Der ächte Lasurstein, den man in Asien und Afrika findet und von da nach Europa bringt, wird der orientalische genannt, und weil er seine schöne blaue Farbe im Feuer behält, und nur hier seine eingesprengten gelben Flecken verliert, der feuerbeständige: derjenige hingegen, den man in Europa, besonders in Italien, Böhmen, Deutschland, Frankreich und England findet, heißt der occidentalische und weil er im Feuer sein Blau in Grün verwandelt, der nicht feuerbeständige. Der europäische Lasurstein, vor dem der aus Asien und Afrika ein großer Vorzug hat, läßt sich weit leichter calciniren, und nimmt im Calciniren eine schöne Farbe an. Der Lasurstein ist sehr wahrscheinlich der Sapphir der Alten.

Lappland, Sameland, großes Land in Europa voll Schneeberge, Sümpfe, Moräste, dürrer Sandwüsten und öder Haiden, von hohen spitzigen Felsen, Fiällen genannt, durchzogen, die sich bis ans weiße Meer erstrecken. Die Kälte ist im Winter äußerst strenge, und die Hitze im 9 Wochen dauernden Sommer sehr drückend. Im Winter ist es Monate lang Nacht, die aber durch Nordlichter, den Widerschein des Schnees, Mond und Sterne erhellt wird. Die Produkte sind: Eisen, Blei, Kupfer, Crystall, Magnete, Quecksilber, Zinnober, Holz, Beeren, See- und Landvögel, Elendthiere, Rennthiere (der Hauptreichthum der Einwohner), Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Biber, Vielfraße, Marder, Zobel, Hermeline, Hasen, Fische, Perlen rc. Die Einwohner, Lappen (d. i. Zauberer), nennen sich selbst Same, theilen sich in Wald- (See-) und Berglappen; jene beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei, diese mit Rennthierzucht. Sie sind höchstens 20.000 Köpfe stark, wovon 7500 Rußland, die übrigen Schweden angehören. Sie erreichen selten 4 Schuh

Höhe, haben ein plattes bleiches Gesicht, dünnen Bart und braungelbe Haare. Ihre Wohnungen bestehen in Stangenjurten, mit Birkenrinde oder Häuten bedeckt. Sie sind ein munteres, friedliebendes, treues und gehorsames Völkchen, das sein Vaterland über alles liebt. Die Sprache scheint finischen Ursprungs, und zerfällt in viele Mundarten. Die meisten sind getauft, und bekennen sich zur griechischen Kirche; einige sind aber noch Heiden, und selbst die Christen unter ihnen haben noch viel heidnischen Aberglauben und Gebräuche. Ihr Heidenthum ist das alte finische oder biarmische. Sie verehren in Jumala (auch die christlichen Esthen nennen noch jetzt Gott Jumal) den höchsten Gott, neben ihm noch viele Untergötter, unter denen Thor, der Donnergott, der vornehmste ist. Diese Götter wohnen und regieren im Himmel, auf der Erde, in der Luft, im Wasser und unter der Erde; zu ihnen gehören auch böse Gottheiten. Sie haben keine Tempel, aber heilige Haine, Berge, Flüsse und Seen. An diesen Orten stehen geheiligte Bäume, an denen Figuren oft recht künstlich geschnitzt sind, und in der Nähe 3—4 Fuß hohe Opfergerüste. Diese Plätze sind auch den christlichen Lappen so fürchterlich, daß sie sich ihnen nie ohne Opfer nahen. Sie jagen und wohnen nicht in ihrer Nähe; besonders müssen aber die Weiber sie meiden. Daselbst haben sie auch unförmliche, hölzerne, aus Wurzeln geschnitzte oder steinerne Götzen, eine Seltenheit bei den finischen Völkern. Sie opfern nie Fleisch, sondern nur Knochen und Hörner der Opferthiere; jeder opfert selbst, und legt seine Gabe mit Gebet, großer Furcht und Andacht aufs Gerüst. Sie haben nicht Priester, sondern Zauberer, die bei jeder wichtigen Veranlassung befragt werden, und durch eine Zaubertrommel Antwort ertheilen. Sie haben keine Schrift, aber Hieroglyphen, die sie auf ihren Runenstäben oder Kalendern und statt der Unterschrift als Handzeichen gebrauchen. — Lappland zerfällt in 3 Haupttheile: 1) das schwedische Lappland ist von Österbottn, Jämtland, Angermanland, Westerbottn und Finland umgeben, 64—70° B., 2412 Q. M. groß, ein rauhes, unfreundliches, 1811 von 53.015 Seelen, wovon 5115 Lappen, bewohntes Land, das in Justizsachen unter dem königl. Hofgerichte zu Stockholm steht, der Krone nichts einträgt, auch kein Militär stellt, 13 Pasterate, 10 Tochterkirchen und 7 eingerichtete Schulen hat, und in 6 Marken getheilt ist, die von benachbarten Provinzen Nordlands den Namen haben: Jemtlands-Lappmark, Aesele (spr. Osele) oder Angermanlandslappmark, Umeå-Piteå-, Luleå-, Torneå-Lappmark. — 2) Das norwegische Lappland oder Finmarken, ein Theil des Stifts Drontheim, enthielt 1769 auf 1260 Q. M. 5984 Lappen und Norweger. — 3) das russische Lappland gehört theils zum Kolakreis im Gouvernement Archangel (mit den 3 Theilen, Muremanskoi-, Treskoi- und Beltamoreskoilepolre und 1200 Familien), theils, nämlich Kemi-Lappmark, zur Provinz Finland.

Lapithen, s. Pirithous.

Larcher (Pierre Henri), ein berühmter Alterthumsforscher, geb. zu Dijon 1726, unternahm, nach Vollendung seiner Studien zu Pont a Mousson, eine Reise nach London, und gab 1750 eine Uebersetzung der Electra des Euripides heraus, worauf bald mehrere Uebersetzungen aus dem Englischen, namentlich von Pope folgten. 1767 gab Voltaires Schrift: La philosophie de l'histoire, ihm Gelegenheit, gegen denselben durch sein Suplpément in die Schranken zu treten, wodurch der Ruf seiner Gelehrsamkeit sich sehr vermehrte. Er übersetzte hierauf Herodots Geschichte, 1786, 7 Bde. 8. und 4 Bde. 4.; den Rückzug der Zehntausend von Xenophon und eine große Anzahl Abhandlungen in den Memoiren der Akademie. Er starb als Professor der griechischen Sprache zu Paris 1812.

Laren waren bei den Römern die Familien- oder Hausgötter, daher Dii familiares genannt, die gleichsam das Glück und den Frieden des häus-

lichen Lebens und die Ruhe und Sicherheit der bleibenden Wohnung versinnlichend, durch die ihnen gezollte Verehrung das alltägliche Leben heiligten und ihm eine höhere Bedeutung gaben. Vergötterte Menschen hießen bei den Griechen Heroen, bei den Römern aber Laren. Die Götter schützten theils als geringe oder häusliche Laren und Penaten (s. d. Art.) einzelne Familien und Häuser, theils walteten sie als höhere oder öffentliche (publici) Laren und Penaten, die aus jenen entstanden, wenn etwa eine Familie durch Kriegsglück emporstieg, oder überhaupt zu einem herrschenden Geschlecht anwuchs, über ganze Städte und Länder. Als allgemeiner Lar der Seeleute galt Silvanus, und Mars als Lar der Krieger. Diese häuslichen Schutzgötter waren Bilderchen von Holz, Stein, Metall, und standen gewöhnlich auf dem Heerd in einem Schrein (Lararium), bei Vornehmeren auch in der Schlafkammer oder in besondern Lararien. Man opferte ihnen in wichtigen Fällen ein Lamm, Ferkel oder Kalb. Die eigentlichen öffentlichen Laren waren Zwillingssöhne der Lara, die Merkur mit ihr gezeugt hatte, und denen — wie dem ebenfalls als öffentlichen Lar verehrten jedesmaligen Kaiser — die Römer am 1. Mai die Lararien feierten.

Largo, die langsamste Bewegung eines musikalischen Takts, in welcher die Haupttöne der Melodie auf einander folgen. Es muß aber, um nicht langweilig zu werden, nur eine kurze Zeit dauern.

Larissa (λαρισσα), türkisch Jenescheher, die reichste, größte und volkreichste Stadt in Thessalien, Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks am rechten Ufer der Kalambria, oberhalb des Thales Tempe, in einer schönen fruchtbaren Gegend, besteht außer vielen Moscheen und einigen großen Gebäuden, aus lauter Hütten, und hat schlechte Straßen und Plätze, 4000 Häuser und 20.000 Einw., worunter 3/7 Türken. Sie ist der Sitz eines Moslemin und griech. Erzbischofs, hat ansehnliche Türkischgarn-Fabriken, Baumwollen-, Wein-, Getreidebau und beträchtlichen Handel. Im Alterthume war sie wegen der Streitkämpfe, die man da feierte, vorzüglich berühmt; hier hatte Julius Cäsar seinen Waffenplatz, ehe er durch die Schlacht bei Pharsalus zum Herrn des röm. Reichs wurde. In unsrer Zeit hat Larissa als Waffenplatz und Mittelpunkt der türk. Kriegsoperationen gegen die Griechen bis jetzt eine historische und militärische Wichtigkeit erhalten. S. d. Art. Griechen (Insurrektion und Kampf der Neu-).

Larive, einer der ersten tragischen Schauspieler der Franzosen, ward 1749 zu Larochelle geboren, und kam 1771 nach Paris, wo er bald die Gunst der Clairon gewann. Die Rollen, in denen er am meisten glänzte, waren die der Warwik, Orosman, Philoktet und Spartakus; sie sagten seiner körperlicher Schönheit und seinem wohlklingenden, vollen und durchdringenden Organ am meisten zu. Er zog sich früher von der Bühne zurück, als es gewöhnlich in Frankreich geschieht; hauptsächlich bewogen ihn hiezu die nur boshaften Kritiken Geoffroys und der stets wachsende Ruhm Talmas. Nach seinem Abgang von der Bühne siedelte er sich in dem reizenden Thale von Montmorency an, ward Maire der Gemeinde, und wirkte mit Erfolg auf das öffentliche Wohl ein. Joseph Buonaparte lud ihn im J. 1806 nach Neapel, um ein französisches Theater einzurichten. 1816 trat er in seinem 69 Jahre noch einmal als Tankred auf. Larive starb 1822. Er hat mehrere Werke geschrieben, darunter ist sein Cours de Declamation 3 Thle., 1806 bis 1810 besonders anziehend.

Laroche (Maria Sophia), s. Roche (M. S. La).

Laroche Jacquelin, s. Roche Jacquelin und Vendée.

Larve bedeutet 1) in der römischen Mythe ein schadenfrohes höheres Wesen, das man durch Opfer Ende Februars besänftigte. 2) Eine jede

Maske, die das Gesicht verhüllt. 3) Jedes Insekt in der ersten Lebensperiode vom Ei bis zur ersten Verwandlung. S. Insekten.

Las Casas (B. de), s. Casas (B. de Las).

Lascy (Joseph Franz Moritz, Graf von), geb. zu Petersburg 1725, trat in östreichische Kriegsdienste, zeichnete sich vorzüglich in der Schlacht von Lowositz (1756) aus, entwarf den Plan zum Ueberfall bei Hochkirchen (1758) und wurde schon im 39. Jahre Feldmarschall und nach dem siebenjährigen Kriege Präsident des Hofkriegsraths. Nach dem Teschner Frieden wurde nach seinem Plane die Festung Josephsstadt in Böhmen angelegt, viele Mißbräuche der östreichischen Armee abgeschafft und in diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung Einheit und Schnelligkeit gebracht, wie sie zuvor noch nie bei der östreichischen Armee geherrscht hatte. 1788 befehligte er die östreichischen Armeen gegen die Türken, ging aber, da der Feldzug nicht den Erwartungen des Kaisers entsprach, im Februar 1789 nach Wien zurück, verwaltete nach Joseph II. Tode, bis zur Ankunft des Großherzogs Leopold von Toskana, alle Geschäfte, übernahm nach Laudons Tode im Juni 1790 noch einmal den Oberbefehl gegen die Türken, allein der bald darauf erfolgte Frieden hinderte ihn, sich Lorbeern zu erkämpfen. Kaiser Franz II. übergab ihm im April 1794, während seiner Abwesenheit, alle Geschäfte im Kriegswesen und ernannte ihn im Juli desselben Jahres zum Kanzler des Marien-Theresienordens. Er starb zu Wien den 30. Nov 1801. Sein Cordonsystem, nach welchem er glaubte alles zu decken, hat nicht allein im Türkenkriege, sondern auch in den Rheinkriegen mit Frankreich den Oestreichern großen Schaden zugefügt.

Lasiren, ein Kunstwort der Maler, welches wahrscheinlich aus dem übelverstandenen franz. Worte glacer entstanden ist; beide bedeuten: eine Farbe mit einer anderen durchsichtigen Farbe bedecken. Indem die untere Farbe durch die darüber liegende durchscheint, entsteht aus beider Vereinigung eine dritte Farbe, die oft schöner und allemal saftiger ist, als sie seyn würde, wenn beide schon auf der Palette mit einander gemischt worden wären. Wenn man die Purpurfarbe mit Himmelblau lasirt, so bekommt man ein schöneres Violet, als durch die Mischung der Farben entstanden wäre. Die untere Farbe muß stark und durchdringend, die obere, womit lasirt wird, schwach seyn und nicht decken; daher man zum Lasiren nur solche Farben brauchen kann, die nicht körperlich genug sind, um für sich zu bestehen. Das Lasiren thut eine doppelte Wirkung. Die eigenthümlichen Farben werden dadurch schöner und saftiger, daher es besonders bei seidenen Gewändern gebraucht wird; und dann kann es auch dienen, ganzen Massen eine vollkommnere Harmonie zu geben. Man findet, daß einige Künstler, um dieses zu erreichen, ihre Hauptpartien schon so angelegt haben, daß sie dieselben ganz mit einer sehr dünnen Farbe überlasiren können. Es ist allemal nöthig, daß Maler schon beim Anlegen auf das Lasiren denken, um kräftige und starke Farbe unterzulegen. Es giebt nur 4 Hauptfarben: Blau, Grün, Roth und Gelb, welche zu Lasurfarben tauglich sind. Zur blauen Lasur kann man sich des Berlinerblaues und blauen Karmins, zur rothen eines Extraks der Cochenille in Wein- oder Terpentingeist, des rothen Karmins, auch des florentiner Lacks bedienen, zur grünen ist der sogenannte destillirte Grünspan (Grünspankrystall) am geeignetsten, und zur gelben ist eine Mischung von Gummi Guttä, Saffran und Drachenblut, oder von Curkume, Orlean, Goldwurzel u. dgl., in Weingeist oder Terpentinöl ausgezogen, anwendbar.

Last ist eigentlich ein Grad der Schwere; dann: Beschwerlichkeit, das Drückende einer Sache, mit dem Nebenbegriffe einer Menge; in der Naturlehre ein jeder Körper, welcher der bewegenden Kraft widersteht. Ferner: ein Körper von gewisser bestimmter Schwere, der zugleich als Maß zur Be-

stimmung des Gewichtes und Maßes anderer Körper dient. Daher die Berechnung des innern Raums eines Schiffes, in Ansehung dessen, was er fassen oder tragen kann, nach Lasten; ein Last = 2 Tonnen = 4000 Pf.; ferner Last Getreide, (verschieden) Bier, Wein, Häringe, Kalk, Steinkohlen, Böcklinge, Kupfer, Schieferstein, auch Land ꝛc.

Lateiner (Volk), s. Rom.

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Lateinisches Kaiserthum, s. Balduine (Kreuzfürsten).

Lateran, ein Pallast und eine dabei stehende Kirche in Rom, hat den Namen von einer alten römischen Familie. Nach dem Berichte des Tacitus ließ Nero den letzten Besitzer Plautius Lateranus, weil er an einer Verschwörung gegen ihn Theil genommen, hinrichten, und zog seine Güter ein, wodurch der lateranische Pallast kaiserliches Eigenthum wurde und bis auf Konstantin blieb. Dieser schenkte ihn dem Bischofe von Rom, sowohl daselbst zu wohnen, als auch eine Kirche zu bauen. Der h. Sylvester weihte dieselbe 324 ein; daher wird sie als die Kathedralkirche von Rom betrachtet und ihr auch den Vorzug vor der Peterskirche zugestanden. Sie hat die Inschrift über ihrem Hauptthore: Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. In ihr sind 11 Kirchenversammlungen gehalten worden. Die merkwürdigste ist von 1215, weil darauf die Kirchenzucht und andere noch heutzutage übliche Kirchenverordnungen regulirt worden sind. Da 1050 die ganze Gegend zwischen dem Capitol und dieser großen Kirche von Robert Guichard, Fürsten von Salerno, verwüstet und seitdem nie wieder bevölkert worden, so steht dieser prächtige Tempel mit seinem hohen Obelisk, wie auch die dabei liegenden herrlichen Gebäude ganz isolirt, und wird wegen seiner Entlegenheit sehr wenig besucht. Nur bei der Ceremonie der päpstlichen Besitznehmung, die bei jeder neuen Papstwahl durch die Cavalcate (Prozession zu Pferde) statt findet, versammelt sich hier das ganze Volk, um von einem Balkon herab, den man an ihrem Portale sieht, den ersten feierlichen Segen vom Papste zu empfangen. Am Hauptaltare darf nur der Papst Messe lesen; in diesem Altare befindet sich ein alter hölzerner, an dem schon der Apostel Petrus Messe gelesen haben soll. Auch wird in der Kapelle des h. Thomas die Bundeslade der Juden aufbewahrt. In dem bei der Kirche erbauten Pallaste haben die Päpste über 1000 Jahre gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Auf dem Lateranplatze steht übrigens noch eine Kapelle, die die Scala santa umschließt, eine 28stufige Treppe, die aus dem Hause des Pilatus herrühren soll, und auf der die Gläubigen knieend hinaufrutschen, so wie die von K. Konstantin erbaute Kapelle St. Giovanni in fonte, deren Kuppel von 8 porphyrnen Säulen, der schönsten in Rom, getragen wird.

Laterna magica oder Zauberlaterne heißt ein optischer Apperat, mittelst dessen kleine auf Glas gemalte Figuren im Dunkeln vergrößert an einer Wand dargestellt werden können. Die Vergrößerung geschieht durch zwei in eine verschlossene Laterne gesetzte Linsengläser, von denen das erste die Strahlen so auf das zweite sendet, als ob sie von einem entlegnern Gegenstande kämen, als das Gemälde ist. Um das Bild desto stärker zu erleuchten, ist an der Rückwand der Laterne ein Hohlspiegel angebracht. Die Zauberlaterne hat auf die Erfindung des Sonnenmikroskops (vergl. d. Art.) geleitet.

Laterne, Leuchte, s. Kuppel.

Latium, in der alten Geogr. eine Landschaft in Mittelitalien, die aus den lateinischen Ortsbezirken (Cantonen) bestand, an der linken Seite des Tiber, von dem Zusammenflusse mit dem Anio bis zur See, und von Ostia bis Circeji. Auf einem Raume von etwa 12 Meilen Breite und 37 M.

Länge schloß sie 47 größere und kleinere Städte ein, welche unter sich unabhängig, über das Wohl des ganzen Stammes bei dem jährlichen Bundesfeste, den feriis latinis, sich beriethen. Alba longa war der Mittelpunkt dieses Bundes; diese Stelle nahm in der Folge Rom ein (s. beide A.). Ein Theil des alten Latium ist die heutige Campagna di Roma, die Umgegend Roms. Ungeachtet einiger prächtigen Villen und Gärten, von Cultur entblößt, gewährt sie dennoch, bei den edlen Ueberresten von Grabmälern, Wasserleitungen und Tempeln, in Verbindung mit dem malerischen Hintergrunde von Hügeln, eben so berühmt in der Geschichte als schön in Gestalt und Färbung, unter dem ewig blauen Himmel, einen großen und schönen Anblick. Rom liegt in einer kreisförmigen Ebene, von etwa 8 deutschen Meilen im Durchmesser, fast ganz von den Apenninen umgeben, außer nach Süd. und Sd. Ost, wo das mittelländische Meer die Gränze bildet. Wo Rom jetzt steht, da war, nach Varro, ein sumpfiger See, der Rest eines erloschenen Vulkans. Der Boden der Campagna ist ganz vulkanisch, und die Luft wird von den Ausdünstungen der Solfatara von Tivoli, der stehenden Gewässer von Ostia, Marcarese, Nettuno u. a. verdorben; doch ist das Clima fast nur im Juli, August und September ungesund. Unter den Umgebungen nennt man hier nur den Tempel der Fortuna muliebris; das Grabmal der Tullia; die Ruinen der Villa des Pompejus; den See von Albano, oder Castel Gandolfo (der Crater eines erloschenen Vulkans); Laricia; das Kloster Galoro; den Park des Prinzen Chigi; den See von Nemi; Gensano, wo man aus des Prinzen Cesarini Pallast die Scene der letzten 6 Bücher der Aeneis überschaut; Ardea; Civita Lavinia; Ostia; Porto, wo die Isola sagra; Monte Circello; Marino; die Grotta ferrata, wo das Kloster vielleicht an der Stelle von Cicero's Tusculanum steht; Rocca del Papa; Villa Conti; Frascati; Tusculum; Präneste; Palestrina; Gabia; Tivoli, einst Tibur; Velletri; die pontischen Sümpfe u. s. w. S. Description of Latium. Lond. 4. mit 20 Kpf. u. einer Charte der Camp. d. Roma. v. Bonstetten's Reis. in die classischen Gegenden Roms, v. Schelle. Leipz. 1805. 2 Th. Elisa v. d. Recke: Tageb. e. Reise durch einen Theil Deutschl. und durch Italien in d. J. 1804 — 6, 4 Th. Berl. 1815—17; vorzüglich den 2ten Theil. Vergl. Campagna di Roma.

Latona, die berühmte Mutter des Apollo und der Diana. Sie war nach Hesiod die Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe. Sie trägt, spricht er, ein meerfarbenes Gewand, und ist eine sanftmüthige, freundliche Göttin gegen Götter und Menschen. Sie ward die Geliebte Jupiters und von ihm schwanger. Allein Juno verfolgte sie aufs heftigste. Sie schickte ihr den Drachen Pytho nach, welcher ihr nirgends Ruhe ließ, und beschwor die Erde, ihr keinen Platz, den damals die Sonne beschien, zum Gebären einzuräumen. Lange irrte Latona umher. Vergeblich suchte sie auf allen Inseln für den zu gebärenden Apollo einen Wohnsitz. Endlich trat sie mit der Nymphe Delos in Unterhandlung. Sie schwur ihr den Göttereid, daß Apollo die unfruchtbare Insel nicht verächtlich in den Ocean treten werde; und Delos gestattete ihr auf ihrer Insel zu gebären. Nach Andern ward diese Insel von Stürmen umhergetrieben. Sobald aber Latona sie betrat, stiegen aus dem Innern des Meeres vier Pfeiler auf, sie zu unterstützen. Nach neuern Mythographen besorgte dieses Geschäft Neptun, und Merkur führte die Göttin auf die Insel, wo sie gebar. Latona lag neun Tage und neun Nächte in schmerzhaften Geburtswehen. Dione, Rhea, Themis, Amphitrite, aber weder Juno noch Ilithyia, waren bei der Geburt. Iris wurde also nach dem Olymp gesandt, die Ilithyia, unbewußt der Juno, vom Olymp zu holen, und ihr ein neun Ellen langes mit Gold durchwirktes Band zu versprechen. Ilithyia kam, und sogleich wurde La-

tona entbunden. Während der Geburt umfaßte sie einen Palmbaum und stützte sich mit den Knien gegen die blumenreiche Erde. Apollo wurde gebadet und in Windeln gewickelt. Latona aber säugte ihn nicht, sondern Themis pflegte ihn mit Nektar und Ambrosia. In Absicht der Kinder, welche Latona gebar, gab es verschiedene Sagen. Nach Einigen waren Apollo und Diana Zwillinge. Bald, nachdem Latona Mutter geworden war, stellte ihr der Riese Tityus nach. Er traf sie bei Panopeus. Latona rufte aber ihre Kinder an und diese befreieten sie von dem Ungeheuer, das Apollo erschoß. Nach Hygin griff Tityus Latonen, da sie noch schwanger war, an, und ward vom Jupiter mit dem Blitz erschlagen. Einer andern Erzählung nach, die Ovid liefert, verwandelte sie Bauern, die sie auf ihrer Flucht nicht aus einem See wollten trinken lassen, in Frösche. Berühmter noch ist die Rache, die sie durch ihre Kinder an der Niobe nahm, die sich ihrer Fruchtbarkeit wegen Latonen vorzog. S. Niobe. In Homers Iliade tritt Latona ebenfalls auf. Sie steht bei dem Göttergefechte gegen den Merkur, der sie aber unangefochten nach dem Olymp zurückkehren läßt. Sie heilt den Aeneas zugleich mit Dianen von seiner Wunde, da ihn Apollo nach Pergamus in ihren Tempel aus dem Gefechte entrückt. Da auch Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp entflieht, und Köcher und Pfeile im Stiche läßt, sammelt diese Latona. Latona hat höchst wahrscheinlich ihren Namen von dem griechischen ληϑειν oder λαϑεὶν, verborgen seyn. Man kann also zuerst darauf rathen, daß das Alterthum unter ihr die Nacht verehrt habe, aus der nämlich Sonne und Mond hervorging. Sie wurde vorzüglich in Lykien, Delos, Athen und anderen Städten Griechenlands verehrt. In Creta feierte man ihr das Fest Ekdysia.

Lattaignant (G. Ch. Abbe de), franz. Lyriker, zu Paris 1690 geb., wurde Kanonikus zu Rheims und Parlamentsrath zu Paris. Mit dem Ernste dieser Würden vereinte er eine fröhlige Liebenswürdigkeit, einen lebhaften Sinn zum Vergnügen, und eine nicht geringe Fertigkeit in der leichten Poesie. Bei herannahendem Alter zog er sich in ein Kloster zurück, wo er 1779 starb. In Deutschland ist er durch die Oper Fanchon bekannt. Seine Gedichte erschienen gesammelt, Paris 1765.

Latüde (H. M. von), s. Mazers.

Lauchstädt, Stadt im preußischen Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, 26¾ Meilen von Berlin, am Lauchebach, mit 150 Häusern, 836 Einwohnern, einem königl. Schloß und Garten, einem 1697 entdeckten Gesundbrunnen mit schönen Anlagen, Theater ꝛc. (1809. 140 Badefamilien) und einem Postwärteramte. ¾ Stunde davon liegt das ansehnliche Dorf Kleinlauchstädt.

Laudon, auch Loudon (Gideon Ernst, Freiherr von), einer der größten Kriegshelden, stammte ursprünglich aus einer alten adligen in die Normandie eingewanderten schottischen Familie ab und wurde 1716 zu Totzen in Liefland, einem Landgute seiner Familie, geboren. Er erhielt eine sehr mangelhafte wissenschaftliche Bildung; nur ein wenig Mathematik und Geographie bereiteten ihn zum Kriegsdienste vor. Schon in früher Jugend trat er bei der russischen Infanterie in Dienst, und bei der Eroberung von Danzig stand er 1733 zum erstenmal im Kanonenfeuer; er war alsdann mit bei dem Zuge gegen die aufrührerischen Tartaren und bei den siegreichen Feldzügen in denen von 1736 bis 1739 der Graf Münnich durch die Eroberung von Asow, Oczakow und Choczim die russischen Waffen bei den Türken in Achtung brachte. Nach geschlossenem Frieden begab sich Laudon, der sich zum Oberlieutenant emporgeschwungen hatte, nach Petersburg, um weitere Beförderung zu suchen. Da sich aber dort wenige günstige Aussichten für ihn aufthaten, so beschloß er, in die Dienste der Maria Theresia, der damals von allen Seiten befeindeten

Thronerbin Oestreichs, zu treten. Auf seiner Reise nach Wien kam er durch Berlin, dort munterten ihn mehrere Offiziere auf, in preuß. Dienste zu treten; als er aber Friedrich vorgestellt wurde, wandte sich der König von ihm ab mit den Worten: „das Gesicht dieses Menschen ist mir unangenehm." Da Laudon sehr ansehnliche Empfehlungen von Petersburg mitgebracht hatte, so wurde er der Maria Theresia selbst vorgestellt, und mit einer Hauptmannsstelle in dem von Franz v. Trenk neu errichteten Panduren-Corps begünstigt. An den Verwüstungen und unmenschlichen Thaten, welche der vandalische Anführer und seine wilde Horde besonders bei den Einfällen in Baiern verübten, nahm Laudon jedoch keinen Antheil. Trenks Brutalität bewog Laudon endlich 1745 seiner Würde zu entsagen und in Wien auf eine bessere Zukunft zu harren. Nicht lange darauf wurde Trenk wegen seiner Räubereien und Ausschweifungen vor Gericht gezogen, und Laudon wurde zum Zeugen gegen seinen ehmaligen Obersten aufgefordert. Durch Vorzeigung einer Schreibtafel, in welcher die Befehle, die ihm Trenk diktirt hatte, aufgeschrieben waren, reinigte er sich von aller Theilnahme an den Verbrechen desselben. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, Wien zu verlassen, wo er als reduzirter Hauptmann zeither ein sehr kümmerliches Leben geführt hatte; als er auf Verwendung seiner Freunde eine Majorstelle bei dem Liccaner Gränzregimente in Croatien erhielt. Auch war er 1747 zur katholischen Religion übergetreten. In seinen geschäftfreien Stunden verlegte er sich nun mit dem größten Eifer auf die militärischen Hülfswissenschaften, besonders Geometrie und Geographie. Als gegen das Ende des J. 1756 der große 7jährige Krieg ausbrach, und auch einige tausend Croaten in das Feld rücken sollten, verschloß der befehlende General in Croatien, der gegen Laudon eine heftige Abneigung gefaßt hatte, diesem das Glück und den Ruhm der Waffen, und ließ ihn unthätig in seiner Garnison zurück. Diese Demüthigung vermochte der muthvolle feurige Mann, dem auf dem Schlachtfelde Größe und Lorbeern winkten, nicht zu ertragen: aus eigenem Antriebe ging er nach Wien, um sich dort um eine Stelle bei dem Heere im Felde zu bewerben. Auf die Verwendung eines einflußreichen Freundes ward er durch den Kanzler Kaunitz als Obristlieutenant der Croaten zu Browne's Heer gesandt; seit dieser Zeit war Kaunitz der stete Gönner Laudons und wurde später sein wärmster Freund. Sogleich nach seiner Ankunft bei Browne's Heer überfiel er mit 500 Croaten die Stadt Teschen, in welcher er 2 Schwadronen preuß. Husaren größtentheils niedermachte, erbeutete viele Pferde und erwarb sich auf solche Weise schon durch seine erste Unternehmung das Zutrauen und die Achtung des Feldmarschalls. Im Febr. 1757 that er sich bei dem Ueberfalle auf Hirschfeld durch seinen Muth und seine Klugheit so hervor, daß er am 17. März zum Obersten erhoben wurde. Bei jeder Gelegenheit zeichnete er sich durch eine geschickte Führung des kleinen Krieges aus. Da sich die Reichs-Exekutionsarmee versammelt hatte, mußte Laudon mit seiner Abtheilung von 4000 Mann zu den französischen und deutschen Reichstruppen stoßen. An demselben Tage, an welchem Seidlitz durch seine plötzliche Rückkehr die östreichischen Offiziere, unter denen auch Laudon war, von der herzoglichen Tafel in Gotha zerstreute, wurde auch der östreichische Courier, der Laudon das Generalmajorspatent von der Maria Theresia überbringen sollte, in der Gegend von Erfurt durch preußische Husaren aufgefangen und zum König geführt. Friedrich aber übersandte selbst das Generalpatent an Laudon. Nachdem durch die Schlacht bei Roßbach die verbündeten französischen und Reichstruppen gänzlich zerstreut worden waren, wandte sich Laudon mit seinem Heerhaufen nach dem Erzgebirge gegen die böhmische Gränze, und nahm endlich seine Winterquartiere bei Camothau. Er erhielt nun auch den von Maria Theresia nach der Schlacht bei Collin gestifteten und nach ihr benannten Orden. Als Friedrich dem Feldmarschall Keith, der Ollmütz belagerte, auf

4000 Wagen Bedürfnisse aller Art zuführen wollte, wurde Laudon von Daun befehligt, diesen Transport zu hindern oder wegzunehmen. Er vollführte diesen Befehl so geschickt und tapfer, daß nur etwa 200 Wagen im Lager bei Ollmütz ankamen. Drei Tage darauf ernannte ihn Maria Theresia dafür zum Feldmarschall-Lieutenant. Beim Abzug der Preußen von Ollmütz beunruhigte er stets dieselben, Friedrich aber nebst Fouquet brachten ihn einmal sehr geschickt zwischen zwei Feuer, und würden ihn sammt seiner Heerschaar aufgerieben haben, hätte seine Klugheit nicht zur rechten Zeit noch einen Ausweg gefunden. Er blieb nun der daunschen Hauptarmee immer zur Seite und wurde den Preußen durch künstliche Stellungen oft sehr lästig, bis sich endlich beide Heere bei Hochkirch lagerten. Jenen fürchterlichen Ueberfall bei Hochkirch hatte Laudon angeordnet; vorzüglich von ihm wurde derselbe geleitet und so glänzend ausgeführt. Er verfolgte hierauf noch den fliegenden Feind, und Friedrich selbst sagt, daß sein Rückzug einer beständigen Schlacht geglichen habe. Als er nach einer gefährlichen Krankheit, die ihn einige Zeit in Böhmen aufhielt, im Februar nach Wien kam, empfing die Kaiserin ihren siegreichen Feldherrn mit der größten Huld, ernannte ihn zum Großkreuz des Theresien-Ordens, und erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand. Schon hatten die Russen die Schlacht bei Kunnersdorf verloren, und der König die Freude des Sieges verkünden lassen, als Laudon den besiegten Bundesgenossen zu Hülfe eilte, und dem Feinde den Lorbeer des Sieges entriß. Am Abende des Schlachttages waren dem Könige kaum noch 5000 Mann übrig geblieben, dem Sieger wurde von der russischen Kaiserin Elisabeth ein goldener mit Edelsteinen besetzter Degen verehrt; Maria Theresia erhob ihn zum Feldzeugmeister. In dem Feldzuge des Jahres 1760 wurde ihm der Oberbefehl über 36.000 Mann übergeben, die in Böhmen, Mähren und dem östreichischen Schlesien überwinterten, und mit denen er im preuß. Schlesien den Krieg führen sollte. Im Frühlinge dieses Jahres erhielt er auch das Infanterie-Regiment Wolfenbüttel. Er rückte nun in Schlesien ein, besetzte den befestigten Posten bei Landshut, den Fouquet verlassen, um Breslau zu decken und schloß sogleich Glatz ein. Nachdem er sich aus demselben durch Fouquet wieder hatte vertreiben lassen, erneuerte er unerwartet seinen Angriff und erfocht nach einem ehrenvollen Kampfe auf beiden Seiten einen herrlichen Sieg über die Preußen. Mit dem geringen Verluste von 3000 Mann auf seiner Seite hatte er 8300 Mann, Fouquet und 2 andere Generale, 246 Oberoffiziere zu Gefangenen gemacht und das ganze Lager erbeutet. Schon nach einem Monate hatte er mit geringem Verluste Glatz erobert, und Friedrich, der damals vor Dresden stand, konnte sich diese schnelle Eroberung auf keine andere Weise erklären, als durch Einverständniß der Jesuiten und katholischen Geistlichkeit mit dem Feinde. Kaunitz, der die Freudenschrift an Maria Theresia sandte, schloß sein Billet mit den Worten: „Gott erhalte Eurer Majestät ihren Josua;" und die Kaiserin antwortete: „das ist der schönste Wunsch, den sie für mich thun können." Nun beunruhigte Laudon Breslau, zog sich aber wegen der Nähe von Heinrichs Armee wieder etwas zurück. Hierauf beschloß Daun den König, dessen Lager bei Liegnitz den Oestreichern entgegenstand, am 15. August anzugreifen, und Laudon sollte die Höhen bei Pfaffendorf besetzen, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Nach einem nächtlichen Marsche traf er aber den König, der durch Verrath vom feindlichen Plane unterrichtet worden war, auf diesen Höhen schon an. Er that Alles, was ein kluger General in solcher verzweifelten Lage thun konnte, und führte, dem stärksten Kanonenfeuer ausgesetzt, mit Besonnenheit seine Soldaten zurück. Laudon soll hier geflissentlich den Tod gesucht haben. Um 5 Uhr des Morgens war die unglückliche Schlacht entschieden. Die Kaiserin schrieb an Laudon, daß sie sein Unglück bedaure, seine große Verdienste anerkenne und ihm ihre Gnade zusichere. Im Winter

über wohnte er einige Conferenzen bei, wo man die Plane zum nächsten Feldzuge entwarf. Laudon bekam dieses Mal den unbeschränkten und unabhängigen Oberbefehl über das jetzt 60.000 Mann starke Heer in Schlesien. Seine glänzendste That in diesem Feldzuge war die am 30. Sept. 1761 unternommene Eroberung von Schweidnitz; um 6 Uhr Morgens war die ganze Festung ohne Capitulation nebst 3770 Gefangenen, 114 Offizieren, 211 Kanonen und den größten Provisionen aller Art in Laudons Händen. Er hatte nur 1360 Mann verloren. Laudon verschaffte durch diese Eroberung nach 6 blutigen Feldzügen den Oestreichern zum erstenmale den Vortheil, in Schlesien Winterquartiere zu halten. Ungeachtet er sie ohne Befehl des Hofkriegsraths unternommen hatte, erhielt er doch von der Kaiserin ein gnädiges Schreiben, die ihm noch dazu ihr mit Brillanten besetztes Bildniß übersandte, so wie 2 Kästchen von Kleinodien zur Austheilung an die Offiziere. Zu Anfange 1762 kam er selbst in Wien an, und Alles empfing den Schutzhort des Vaterlandes mit dem wärmsten Enthusiasmus. Am 15. Febr. 1763 machte endlich der Friede dem langen unseligen Kriege ein Ende. Laudon ruhte nun auf den Gütern, die ihm seine dankbare Kaiserin geschenkt hatte, bei ländlichen Arbeiten von den Kämpfen für das Vaterland aus. Gleich nach dem Frieden besuchte er das Carlsbad, und machte dort die Bekanntschaft Gellerts, der ein sehr freundliches Bild von ihm entworfen hat. 1766 machte ihn die Kaiserin zum Hofkriegsrath; das Jahr darauf nahm die unmittelbare Reichsritterschaft ihn als Mitglied in ihre Versammlung auf. 1769 ernannte ihn Maria Theresia zum befehlenden General in Mähren und zum Befehlshaber von Brünn; diese Stelle legte aber Laudon bald wiederum nieder. Als Friedrich 1770 den Kaiser Joseph in Mährisch-Neustadt besuchte, bezeigte er Laudon, der auch gegenwärtig war, sehr viele Achtung. Die böhmischen Bauernunruhen bewogen ihn, seine Besitzungen in Böhmen zu verkaufen; er bezog nun Hadersdorf, ein angenehmes Gut bei Wien, und lebte dort still und vergnügt in ländlicher Abgeschiedenheit. Der baierische Erbfolgekrieg rief den Helden wieder in das Getümmel des Krieges. Der Kaiser ernannte ihn 1778 zum Feldmarschall, und gab ihm den Oberbefehl über das zweite östreichische 50.000 Mann starke Heer an der sächsischen Gränze. Dieser Krieg ist bekanntlich an glänzenden Thaten und großen Unternehmungen arm; allein Laudon hat sich auch hier als einen erfahrnen und klugen Kriegsführer erprobt, und er würde vielleicht Größeres gethan haben, wenn ihm ein freieres Spiel gegen Friedrich vergönnt gewesen wäre. Nach dem Teschner Friedensschlusse kehrte Laudon wieder in die Ruhe des Landlebens zurück. 1788 brach der Krieg zwischen Joseph und der Pforte aus; weder Laudon noch Haddik wurden in das Feld gerufen. Bekanntlich fiel der erste Feldzug, obgleich der Anfang die schönsten Hoffnungen erregte, sehr unglücklich aus; das östreichische Heer, von Krankheiten geschwächt und von den Türken verfolgt, mußte allenthalben zurückweichen. Da stellte Joseph den ergrauten Helden an die Spitze der croatischen und nachher auch der slavonischen Heerschaar, und ein frischer Muth belebte aufs Neue die Truppen. Am 18. August wurde er mit allgemeinem Jauchzen in Türkisch-Dubiza empfangen; man rief: „Es lebe Laudon! es lebe der heilige Laudon!" In den ersten Tagen nach seiner Ankunft schlug er schon den Feind, den 26. Aug. eroberte er die Festung Dubiza, siegte überall, und schloß den Feldzug mit der Wegnahme der Festung Novi. Für den folgenden Feldzug 1789 erhielt Haddik den Oberbefehl über die Hauptarmee, und Laudon wurde wieder an die Spitze des croatisch-slavonischen Heeres gestellt. Ihn begleitete der große Artillerist, General Rouvroi, sein alter Freund, und die Belagerung von Berbir wurde unternommen. Von Laudons Namen geschreckt, verließ am 9. Juli die Besatzung in der Stille die Feste, und nur ein Walache ward gefunden, der

nach dem Abzuge den Pulverthurm in die Luft sprengen sollte. Da Hadöiks Gesundheit immer schwächer wurde, rief ihn der Kaiser zurück und übergab Laudon das Commando der Hauptarmee. Die Eroberung von Belgrad war beschlossen; es wurde hiezu Alles so zubereitet, wie man es vom größten Feldherrn seiner Zeit erwarten konnte. Seit dem 15. Sept. wurde gegen Belgrad das furchtbarste Kanonenfeuer gerichtet; am 30. wurde ein Sturm auf die Feste gewagt, und die Vorstädte kamen in die Gewalt der Belagerer. Da die Stadt sich noch nicht übergeben wollte, so ließ er am 6. Okt. auf's Neue ein schreckliches Feuer gegen sie wüthen. Da bat der Pascha um einen Waffenstillstand von 15 Tagen, um sich mit seinem Volke über die Uebergabe zu berathschlagen. „Nicht auf 15 Stunden," antwortete Laudon mündlich, und ließ das Feuer verstärkern, so daß die Erde erdröhnte und die Nacht lichter Tag ward. Am 9. Okt. endlich fiel Belgrad. Die Freude über diesen herrlichen Sieg erfüllte das ganze Reich; in der Kaiserstadt stieg sie zum Taumel. Kaiser Joseph wußte keine andere Ehre für den grauen Helden auszusinnen, als daß er ihm aus dem östreichischen Familienschatze den großen, ganz aus Brillanten bestehenden Stern des Theresienordens, den nach den Statuten nur der Chef des östreichischen Hauses tragen darf, übersandte, und ihm die Freiheit gab, ihn an seiner Brust zu tragen. Laudon entwarf indessen auf seinem Siegeslaufe den Plan zur Belagerung von Orsova, die in diesem Jahre noch begonnen wurde. Der Kaiser erhob ihn nun zum Generalissimus des östreichischen Heeres, und setzte ihn über alle Generale, selbst über den Hofkriegsrath. Als Laudon hierauf nach Wien reiste, glich sein ganzer Zug einem langen Triumphe, indem er allenthalben bewillkommnet wurde. Inzwischen hatte Preußen mißtrauisch den Siegen der östreichischen Waffen zugesehen, und war sogar mit den Osmannen in ein Bündniß getreten. Joseph merkte die Absichten seines Nachbars und ließ schnell unter Anführung Laudons 3 Heere nach Böhmen, Mähren und Gallizien aufbrechen. Joseph starb bald darauf; schmerzhaft rührte ihn der Tod des besten und größten der deutschen Fürsten. Leopold aber bestätigte den alten Generalissimus in allen seinen Würden, und schenkte ihm sein Vertrauen. Ungeachtet Laudon seit früher Jugend an der Spitze der Kriegsschaaren kämpfte, und sein Haupt allen Gefahren preis gab, vergönnte ihm doch das Schicksal nicht, auf dem Schlachtfelde den Tod des Helden zu sterben. Nachdem er kaum von einem Fieber hergestellt war, machte er am 5. Juli gegen den Rath seines Arztes einen Ritt, der ihm eine Harnverstopfung zuzog. Nach heftigen Schmerzen starb der Held den ruhigen Tod des Weisen, in seinem 74. Lebensjahre. — Laudon, so bezeugt Pezzl, der ihn selbst kannte und beobachtete, war von mittlerer Größe und sehr mager; sein Haar war röthlich, seine Augen lichtbraun, und tief im Kopfe eingeschlossen und seine starken Augenbraunen standen, wenn er dachte, aus dem Gesichte hervor. Er war ein ganz einfacher Mann; zu Hause trug er nie Uniform, sondern kleidete sich bürgerlich und unmodisch. War er sich selbst überlassen, so war er kalt und suchte die Einsamkeit; aber stark erschüttert, feurig, unaufhaltsam, durchbrechend, sobald ihn Anlässe dazu aufforderten. Seine Miene war immer ernst, verschlossen und nachdenkend; selten verbreitete sich ein Lächeln über seine düstere Stirne. Er war sehr bescheiden; nie sprach er ohne dringende Anforderungen vom Kriege und seinen Thaten. Er klagte häufig, daß er nicht studirt habe; allein trotz des Mangels einer wissenschaftlichen Erziehung hatte er doch einen gebildeten Geist und weitumfassende Beurtheilungskraft. Es ist nicht unbedeutend zu wissen, daß Laudon ein Meister im Schachspiel, diesem Bilde des Krieges, war. Alle seine Plane überdachte er lange; ungestüm schnell war er in ihrer Ausführung. Daß sie nicht aus Verwegenheit hervorgingen, sondern aus geprüfter Erfahrung und sicherem Urtheil, wird dadurch bewiesen, daß sie in seinen ältern

Jahren immer kühner wurden. Unerbittlich strenge hielt er auf Subordination; er wurde aber doch wegen seiner Leutseligkeit und seiner unpartheischen Gerechtigkeit von seinen Soldaten sehr geliebt. Er wußte einen ehrgeizigen Wetteifer unter ihnen zu erregen, indem er nach einer glücklichen Unternehmung mit gerechtem Lobe Alle nannte, die sich dabei ausgezeichnet hatten. Er hatte sich jenen schnellen Ueberblick zu eigen gemacht, der oft das Loos von Schlachten entscheidet; nie schlug er sich auf einem Platze, den er nicht genau kannte. Er erkannte schnell die Charaktere der feindlichen Feldherren und wußte oft ihre Plane zu errathen. Man nannte ihn deßhalb den schlauen Laudon. Allein die Ausführung seiner großen Thaten verdankte man am meisten seiner beständigen Wachsamkeit und Geistesgegenwart, durch welche er sich oft aus den verzweifeltsten Lagen herausriß. Joseph ließ Laudon schon 1783 ein Brustbild aus karrarischem Marmor hauen, es im Gebäude, worin sich der Hofkriegsrath versammelt, aufstellen und folgende Inschrift darauf setzen: Gideonis Laudoni summi castrorum praefecti semper strenui fortis felicis militis et civis optimi exemplum, quod duces militesque imitentur, Josephus II. Aug. in ejus effigie proponi voluit.

Lauenburg, ein dänisches Herzogthum, welches im J. 1816 Hannover, vermöge Traktats mit Preußen, an Dänemark abtrat, mit Vorbehalt seiner jetzigen Verfassung. Aber Hannover behielt vom Herzogthum Lauenburg zurück, das jenseits der Elbe belegene Amt Neuhaus, welches Meklenburg umgibt, alle Dörfer diesseits der Elbe, beide mit Lüneburg verbunden, und das fruchtbare Land Hadeln, mit Bremen verbunden. Es mag daher das jetzige Herzogthum wohl nur 36.000 Einw. auf 25 Q. M. enthalten. Das Land ist nicht sehr fruchtbar. Die Einwohner ernähren sich von der Landwirthschaft, Frachtfahren zwischen Lübeck und Hamburg, einiger Tuchweberei, Brennerei u. s. w. Die Seen von Ratzeburg, Mölln- und Schallsee und der Kanal von Lübeck nach Lauenburg geben dem Lande auch einigen Schiffverdienst. Heinrich der Löwe entriß den slavischen Polaben dieß Land und das zu Meklenburg-Strelitz gehörige Stift Ratzeburg, und als er vom Kaiser in die Acht erklärt wurde, nahm sein Nachfolger aus dem Stamme der Askanier, Herzog Bernhard, das Polaberland in Besitz und hernach dessen zweiter Sohn Albrecht. 1369 schlossen die Häuser Braunschweig und Lauenburg eine Erbverbrüderung, vermöge deren Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg 1689, als der Mannsstamm der Herzoge von Lauenburg erloschen war, Besitz von Lauenburg ergriff. Chursachsen wurde 1697 wegen seine Ansprüche aus einer Anwartschaft Kaisers Maximilian I. und einer Erbverbrüderung des letzten Herzogs von 1671 mit Gelde abgefunden, jedoch, wenn das Haus Braunschweig gänzlich erlöschen sollte, räumte Hannover Chursachsen den Rückfall ein. Die Häuser Anhalt und Meklenburg haben gegen die Abtretung Lauenburgs von Hannover an Dänemark einen Protest beim Bundestage eingelegt. Die Stände bilden in Lauenburg die 22 adeligen Allodial- und Lehngüter und die Städte Ratzeburg und Lauenburg mit Mölln, welches erst unter dänischer Hoheit den Sitz auf dem Landtage erlangte. Die $\frac{3}{4}$ des Landes besitzenden freien Amtsbauern werden zwar nicht repräsentirt, haben aber sehr milde Abgaben. Die Staatseinkünfte sind 170.000 Rthlr. Die erste Instanz haben die Aemter, Gutsgerichte und Magistrate, die zweite die Regierung in Ratzeburg, Hauptstadt des Landes und Sitz des Staatshalters (der dortige Palmberg mit einer hohen Domkirche steht unter strelitzischer Souveränität), die dritte das Obergericht in Glückstadt. Die Landgesetze publizirt in Lauenburg der Landtag. Die Stadt Lauenburg mit 2800 Einwohnern, liegt an der Elbe und an der Mündung des steckenitzer Kanals, Sitz eines Zollamtes, das ungefähr 60.000 Rthlr. jährlich erhebt. In einem Schloßflügel ist jetzt der Sitz des Amts.

Laufgräben sind die ausgegrabenen Zickzacks, durch welche man sich, von Erdwall und Graben geschützt, einer Festung zu nähern sucht. Die Gräben sind 10 bis 12 Fuß breit und 3 bis 5 Fuß tief; den Wall bildet die ausgeworfene Erde. Ihr Erfinder ist Vauban.

Laugensalze, s. **Alkali**.

Laune. Man legt diesen Namen verschiedenen Gemüthszuständen, die mehr eine Wirkung des Temperaments, als der Vernunft und der äußern Einflüsse zu seyn scheinen, und noch ins besondere den raschen, unerklärlichen Wechsel von Gemüthsstimmungen, die häufig bei Menschen angetroffen werden, bei; daher leitet auch Garve das Wort Laune von luna ab, entweder weil man ursprünglich durch dies stets seine Form wechselnde Gestirn bildlich jener Wandel der Gemüthsstimmungen, wo auch die Laune bedingt wird, ausdrücken wollte, oder weil man glaubte, die Launigen ständen unter dem Einflusse des Mondes; wie denn schon die Alten eine unerklärliche, schwärmende Gemüthslage durch lunari bezeichneten. Laune ist daher eine zufällige, vorübergehende, bald frohe, bald trübe Disposition des Gemüths, von der sich die sie erzeugenden Ursachen nicht angeben lassen, und die eben so wenig aus moralischen oder sonstigen Beweggründen erklärt werden kann, sondern von der man annehmen muß, daß sie aus einem physischen Grunde und vorzüglich aus einer eignen Stimmung des Nervensystems hervorgehn. Dies fühlten viele Völker, suchten daher die Bedingung der Entstehung der Laune in den körperlichen Säften, und nannte sie humores, humeur, humour: d. h. Feuchtigkeit; wenn gleich das englische humour später seine ursprüngliche Bedeutung änderte, und jetzt gewöhnlich in ästhetischem Sinne gebraucht wird. Auch das deutsche Wort Laune unterscheidet sich im Begriffe von dem französischen humeur, wenn man sich dieses ohne Beiwort bedient; das letztere bedeutet gewöhnliche üble Laune, mauvais humeur, und drückt einen Mißmuth, eine Unzufriedenheit mit sich und der Welt aus, welche üble Laune nicht mit der hypochondrischen verwechselt werden kann, da diese durch eine Krankheit veranlaßt wird, und gewöhnlich von langer Dauer ist, während der mauvaise humeur oder der humeur schlechtweg kein bemerkbares Gestörtseyn der körperl. Funktionen zu Grunde liegt und schneller vorübergeht. Das deutsche Laune umfaßt aber die bonne mauvaise humeur der Franzosen und das boi und gros humour der Engländer zugleich, und bezeichnet einen Wechsel angenehmer und unangenehmer Gefühle und einen Wandel froher und trüber Stimmung. Der, welcher sich in Hinsicht seiner Meinungen, Gesinnungen und Urtheile der Herrschaft der Laune hingiebt und in dieser eben so unbeständig, als wechselhaft seine Gebieterin ist, nennt man launisch oder launig. Beide unterliegen zwar derselben herrschenden Gemüthslage, die Farbe seines Innern, von der er weder einen subjektiven noch objektiven Grund anzugeben weiß, auf die Gegenstände überzutragen, und durch jenes unwillkührliche Spiel unbestimmter und dunkler Triebe in seinen Gefühlen und Meinungen bestimmen zu lassen; nur mit dem Unterschiede, daß den launischen eine düstre, mismüthige Stimmung beherrscht und ihm die Brillen schleift, durch die er die Welt und selbst das Unschuldigste betrachtet, und nicht selber sein Betragen demnach einrichtet. Hält diese üble Laune lange an, so heißt sie bei den Engländern Spleen. Der Launige hingegen ist in einer Gemüthsstimmung, Alles mit heitern Blicken und von der lustigen und lächerlichen Seite anzusehen. Die heitre Laune ist daher der nothwendige psychologische Bestandtheil des komischen Talents und der komischen Dichtungskraft; aber nicht für sich allein hinreichend, ein Kunstprodukt hervorzubringen, wenn sie sich mit andern Fähigkeiten nicht verbindet. Sie darf nie den Dichter beherrschen, sondern er muß sie mit Willkühr leiten, regeln und mäßigen können. Ueber den Unterschied der Laune und des ästhetischen Humors siehe man den

Art. Humor. Von Launigen und Launischen unterscheidet man noch den Launenhaften; er ist nicht wie der Launige stets einer heitern, noch wie der Launische stets einer trüben Stimmung unterworfen, sondern wechselt mit beiden, treibt in seinen Meinungen, Willensäußerungen, Entschlüssen und Gesinnungen, wie ein Blatt auf einem Strome, auf den Wegen seiner wandelbaren Gemüthsstimmungen herum, und unterwirft sein Handeln keiner besondern Prüfung; daher er denn oft ins Ungereimte, Extravagante fällt.

Laura, s. Petrarka.

Lausanne, Hauptstadt im helvetischen Canton Waadt, 8 Meilen von Genf, 1575 Fuß über dem Meer, ½ Stunde vom genfer See, dessen östlicher Theil der lausanner See heißt; wegen der Lage auf 3 Hügeln schlecht gebaut und in 3 Quartiere getheilt, mit 1300 Häusern, 8000 und mit Einschluß des Kreises 10.000 Einwohnern, worunter viele Fremde, die sich der reizenden Gegend wegen, und um sich in der französischen Sprache und dem gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, hier aufhalten: Schloß Münster, 3 andere Kirchen, Akademie oder Gymnasium mit 14 Lehrern, Société d'émutation, land- und staatswirthschaftliche Gesellschaft, Bibelgesellschaft (die außer Bibeln auch Brillen unter schlecht sehende und alte Leute vertheilt: auch die Frauen haben eine eigene Bibelgesellschaft errichtet), Ersparnißkasse; Pastellfarbenfabrik, Gold- und Silberarbeiter, Juwelirer, Buchdruckereien, Buchhandlungen. Zwischen Lausanne und Vevais am Ufer des genfer Sees wächst der sogenannte Rifwein. Jährlich werden aus der Stiftung eines Ungenannten 120 Franken in 4 Haupt- und 4 Nebenpreisen an Landleute vertheilt, die sich im Winter ohne Abbruch der landschaftlichen durch nützliche Hausarbeiten auszeichnen; 1818 wurden Gespinste, Gewebe, Ackergeräthe, Holzschuhe rc. als preiswürdig belohnt. Im Jahr 1809 wurden 269 geboren und 220 begraben. Die Stadt stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvogt auf dem bischöflichen Schloß wohnte; denn der 1716 zum Reichsfürsten erhobene Bischof hielt sich, seitdem die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr zu Lausanne, sondern zu Freiburg auf.

Lausitz, Markgrafschaft in Deutschland, die im Osten an Schlesien, im Süden an Böhmen, im Norden an Brandenburg und im Westen an Meißen gränzt, und auf 22 Q. M. 473.718 Einw. enthält. Der südliche Theil enthält hohe Gebirge, die Arme des Riesengebirges sind z. B. Tafelfichte, Landskrone, Hochstein, Oybin, die königsheiner Berge rc. Der nördliche Theil ist eben und an vielen Stellen sandig und sumpfig. Die Luft ist im Süden milde und rein, im Norden trübe und ungesund. Die Flüsse sind: Spree, Neiße, Queis, die schwarze Elster und Oder. Zu den Produkten gehören: Eisen, Alaunerde, Kalk- und Sandsteine, viel Holz (in der Niederlausitz 107.000 Morgen Landes, z. B. der Spreewald), Schwaden, Flachs, Tabak, Hopfen, Gartengewächse, nicht hinlänglich Getreide, Obst, Rindvieh, Schaafe rc. Unter den Einwohnern sind von Löbau und Bauzen bis nach Brandenburg viele Wenden mit eigener Sprache und Sitten. Unter den zahlreichen Fabriken nehmen die Leinwandfabriken die erste Stelle ein, die Damast, Schleier, Cannefas, Zwillich und Leinwand von jeder Gattung liefern, und an 3 Millionen Thaler ins Land ziehen; Auszeichnungen verdienen auch die Tuch-, Wollenzeug-, Band-, Strumpfwebereien rc. Die Oberlausitz ward zu Heinrichs I. Zeiten von den Milzinnersclaven bewohnt, die schon früh den Herzogen von Böhmen unterworfen waren, und kam durch Heirath eine Zeitlang an Brandenburg, indem Mechtilde, Tochter Conrads II. Markgrafen von der Niederlausitz, und Elisabeth, der Wittwe des Königs Sobieslav II. von Böhmen, 1205 dem Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg Camenz und Ruhland, als das von Sobieslav ausgesetzte Witthum

ihrer Mutter, und Beatrix, Tochter des Königs Wenzel I., 1231 dem Markgrafen Otto III. den Rest des Landes, außer Zittau, zubrachte. Nach dem Tode des Kurfürsten Waldemar von Brandenburg und dem Abgange des askanischen Mannsstamms (1319) machte Herzog Heinrich von Jauer aus dem Rechte seiner Gemahlin, Mechtilde von Brandenburg, Ansprüche an die Oberlausitz; aber die Stände unterwarfen sich freiwillig dem König Johann von Böhmen, der nach Heinrichs Entsagung die kaiserliche Belehnung erhielt, und den Ständen, zu denen auch die 6 Städten gehörten, die 1337 einen Bund gegen die Uebermacht des Adels schlossen, die lang bestandenen Freiheiten gewährte. Carl IV. verleibte 1355 die Oberlausitz durch eine förmliche Urkunde dem Königreich Böhmen ein, mit dem sie 1526 an Oestreich fiel, unter dessen Kaiser Rudolf II. 1562 der Freiheits- und Gnadenbrief ausgestellt wurde, der lange Zeit unter dem Namen der Obergerichtsgnade die Hauptbasis ihrer Vorrechte war. — In der Niederlausitz stiftete Otto I. nach Bezwingung der lusitzer Slaven eine Markgrafschaft, die östliche oder Mark Lausitz genannt. Der erste bekannte Markgraf Gero führte viele Kriege mit den Wenden und vererbte die markgräfliche Würde auf sein Haus, das 1075 mit Otto ausstarb. Ihm folgten mehrere Markgrafen aus den Häusern Wettic, Groizsch und Ballenstädt, bis Kaiser Lothar II. 1136 den Markgrafen Conrad den Großen von Meißen mit dem Lande belehnte. Mit Meißen blieb es verbunden, bis Friedrich mit der gebissenen Wange es im Vergleich zu Tangemünde 1312 an Brandenburg abtrat, wodurch Waldemar beide Lausitzen auf kurze Zeit vereinigte. Nach dem Aussterben der askanischen Markgrafen von Brandenburg 1319 nahm zwar der askanische Kurfürst Rudolf III. von Sachsen Brandenburg und Lausitz in Anspruch, mußte aber bald dem neuen Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, Sohn des Kaisers Ludwig des Baiern, weichen. Ludwigs Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto dem Finnen, kaufte Kaiser Carl IV. 1364 ihre Rechte auf der Niederlausitz ab, und vereinigte sie 1370 mit Böhmen, dessen Schicksal sie theilten, und daher 1479 an Ungarn und 1526 an Oestreich kam. Als im Anfange des 30jährigen Kriegs die Lausitz und Schlesien sich gegen Ferdinands II. Religionszwang empörten und der evangelische Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen sie mit gewaffneter Hand zum Gehorsam des Kaisers zurück führte, so wurde die Lausitz für 6 Millionen Gulden, so hoch die Kosten dieses Zugs berechnet wurden, ihm 1623 verpfändet, und als derselbe Kurfürst von seinen Glaubens- und Bundesgenossen, den Schweden, 1635 abfiel und mit Oestreich den prager Frieden schloß, so erhielt er von Ferdinand die Lausitz für sein Haus erb- und eigenthümlich als ein böhmisches Lehn, so daß Oestreich sich nur die Schutzgerechtigkeit über die katholischen Stifter vorbehielt. Der kottbuser Kreis, der schon 1461 und 1550 an Brandenburg gekommen war, ward im posener Frieden 1806 von Frankreich Sachsen überlassen; aber im Gefolge der wiener Congreßverhandlungen und durch die Abtretungen im Frieden zwischen Preußen und Sachsen vom 18. Mai 1815 ward die ganze Niederlausitz und der größte Theil der Oberlausitz der preußischen Monarchie einverleibt, wobei das Haus Oestreich zu Gunsten des preußischen seinen lehnsherrlichen Rechten entsagte. Der preuß. Antheil beträgt 151 Q. M. mit 295.000 Einw., und ist unter die Regierungsbezirke Frankfurt und Liegnitz vertheilt worden; der sächsische Antheil enthält 55 ⅓ Q. M. mit 163.000 Einw. und bildet jetzt die Provinz Lausitz mit der Hauptstadt Bautzen. — Nach der bisherigen Eintheilung hatte die Oberlausitz 126 ½ Q. M. und 314.000 Einw. mit 23 Städten, 4 Standesherrschaften, an 400 Rittergüter und 873 Dörfer, und ward in die Kreise Bautzen und Görlitz getheilt; die Niederlausitz hatte 97½ Q. M., 146.000 Einw. und die Kreise Luckau, Guben, Krummspree oder Lübben, Calau, Spremberg, Cottbus. Der bisherigen ständischen Verfassung stehen mehrere

Veränderungen bevor. Die Stände der Oberlausitz waren die Besitzer der 4 Standesherrschaften: Hoyerswerda, Königsbrück, Muskau und Seitenberg; die Prälaten (nämlich der Dechant zu Bautzen, die Aebtissinnen zu Marienstern und Marienthal und die Priorin zu Lauban), die gräflichen, freiherrlichen, adlichen und bürgerlichen Besitzer der Ritter- und Lehnsgüter, welche die Ritterschaft und Mannschaft ausmachten, und die unmittelbaren landesherrlichen Sechsstädte: Bautzen, Zittau, Görlitz (die vorgehenden Städte genannt), Lauban, Camenz und Löbau. Auf den Landtagen selbst durften keine bürgerlichen, sondern nur die adlichen Gutsbesitzer erscheinen, die 16 Ahnen beweisen konnten. — Die Stände der Niederlausitz waren die Prälaten (das Cisterzienserstift Neuzelle und die unter das Herrnmeisterthum zu Sonnenburg gehörigen Aemter Friedland und Schenkendorf), die Besitzer der Herrschaften Dobrilugk, Forsta, Pförthen, Sorau, Leuthen, Drehnau, Spremberg, Sonnenwalde, Straupitz, Lieberose, Lübbenau, Amtlitz (welche den Herrenstand ausmachten); die gräflichen, freiherrlichen und adlichen Besitzer der Ritter- und Lehnsgüter (aus denen der Ritterstand bestand), und die Kreisstädte Luckau, Guben, Lüben und Calau.

Laute, ein musikalisches Instrument, welches aus vier Theilen besteht, aus dem Resonanzboden, dem Körper, welcher sehr gewölbt ist, und gewöhnlich mit neun Saiten bezogen wird, dem Hals oder dem Griffbret, welches 9 bis 10 Abtheilungen hat, und dem Kreuz, wo die Schraube befestigt ist, welche die gehörige Tonhöhe bei den Saiten bewirkt. Mitten im Resonanzboden ist ein Schallloch; die Saiten ruhen auf einem Steg, und sind mit ihren Enden an elfenbeinernen Knöpfchen befestigt. Mit der rechten Hand werden die Saiten geschlagen und mit der linken auf dem Griffbret die Töne bestimmt. Die Laute wurde von den Mauren erfunden und A-oude genannt; sie war doppelt bezogen und hatte vier Saiten, die nach herabsteigenden Quarten, C, G, D, A, gestimmt wurden. Durch die Mauren kam dieses Instrument nach Spanien, wo es Laoud, und von da zu den Italienern, wo es Liout oder Liuto genannt wurde.

Läuterung, in der Rechtskunde, besteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beschwerde führt und bittet, der Richter wolle es ändern oder erklären; auf den Fall, wo etwa der Richter die Bitte nicht gewährte, fügt man gleich die Appellation bei. Nach sächsischen Rechten muß die Läuterung innerhalb 10 Tagen geschehen, d. i. ehe das vom Richter ausgesprochene Urtheil rechtskräftig wird.

Lava, s. Vulkan.

Lavater (Johann Caspar). In der Geschichte der Cultur und der Verirrungen des 18ten Jahrh. wird Lavaters Name oft, und stets mit Auszeichnung genannt werden. Ein Stein des Anstoßes und Aergernisses für Tausende, war er ein Abgott von Zehentausenden. Er war 1741 in Zürich geboren. In der Kindheit war er ein gutherziger, aber furchtsamer und weinerlicher Knabe. Anstatt zu studiren, beschäftigte er sich mit Spielwerk, besonders mit allerlei Wachsbildnerei, auch mit Glasschleifen und verschiedenen mathematischen und physischen Jugendspielen. In den höhern Schulklassen ward sein Eifer für die Wissenschaften theils durch Bodmers und Breitingers Anleitung, theils durch Wetteifer edler Mitschüler beseelt. Patriotischer Enthusiasmus erfüllte damals schon seine ganze Seele. Unvergeßlich sind in den Züricher Annalen die gefährlichen Kämpfe, womit der Jüngling Lavater in Verbindung mit seinem Freunde Fueßli, dem nachmaligen berühmten Maler in England, die verkäufliche Niederträchtigkeit des Landvogts Grebel zuerst mit namenlosen Mauerschriften, dann mit öffentlicher Anklage auf Hals und Leben, trotz aller Familienverbindungen und mächtigen Obhut des Frevlers, brandmarkte und verachtete. Im Mai-

monat 1761 ließ sich Lavater zum Predigtamte weihen, und im März 1763 reiste er mit seinen Freunden Felix Heß und Fueßli nach Berlin. Man empfahl sie ganz besonders dem Professor Sulzer und dem Probst Spalding, der damals schon als einer der verständigsten und gemäßigsten Theologen Deutschlands bekannt war. Bei diesem Letztern lebten Lavater und Heß einige Monate in einer Art von philosophischer Einsamkeit, deren glücklicher Einfluß nicht wenig dazu beitrug, dem Genie des Erstern alle die Ausbildung zu geben, deren dasselbe nur immer empfänglich war. Besonders vervollkommneten sich in diesem Aufenthalt seine literarischen Talente, und man wird schwerlich in Abrede stellen können, daß die ersten, gleich nach diesem Zeitpunkt aus seiner Feder geflossenen Schriften das Gepräge eines festern und gereinigtern Geschmackes an sich tragen, als diejenigen, welche er späterhin verfaßte; wo zwar sein Styl einen energischern und originellern Charakter annahm, wohl aber an Sprachrichtigkeit, Reinheit des Ausdrucks und Zierlichkeit mochte verloren haben. Unter den in diese erste Epoche seines Genies fallenden Werken, werden sich seine Aussichten in die Ewigkeit (oder Betrachtungen über die Beschaffenheit unsers künftigen Lebens) und seine Schweizerlieder immerfort auszeichnen. In dem erstern dieser Werke ist der Plan und so zu sagen der Commentar zu einem über diesen interessanten Gegenstand von ihm projektirten Gedichte enthalten. Man findet darin sinnreiche Vermuthungen, eine sanfte und gefühlvolle Philosophie, und den Keim sehr erhabener Dichtungen. In den Schweizerliedern herrscht dichterischer Schwung und Einfachheit, Stärke und Harmonie, ein Ton und Colorit, wie sie diese Gattung erfodert. Auch hat selbst die strengste Kritik jene Lieder den vortrefflichsten Mustern patriotischer Volkspoesie, welche die deutsche Literatur hervorgebracht hat, an die Seite gesetzt. Nicht weniger Lob haben sich auch die von ihm ungefähr um die gleiche Zeit verfertigten geistlichen Lieder erworben. So erlangte Lavater in weniger Zeit in ganz Deutschland einen berühmten Namen, und seine Vaterstadt lernte ihn zugleich als einen, mit seltenen Talenten ausgerüsteten, Kanzelredner kennen. Nachdem er einige Zeit die Seelsorge am Waisenhause treulich versehen hatte, ward er 1778 zum Diakon und 1785 zum Pfarrer an der St. Peterskirche in Zürich ernannt. Wer ihn hörte, bewunderte sein seltenes Talent für den öffentlichen Vortrag. Dem Herzenserguß, mit der Salbung in Stimme, Mienen und Gebehrden vorgebracht, war nicht zu widerstehen. Als Seelsorger bemächtigte er sich seiner geistlichen Glaubenskinder ganz, und war in ihren himmlischen und irdischen Angelegenheit ihr Rathgeber, Wegweiser und Vormund. Aber sein Kirchsprengel war nicht bloß auf seine eigentliche Gemeinde eingeschränkt. Er war der Gewissensrath für Tausende in der Nähe und in der Ferne. Geschrieben und gedruckt sandte er fast täglich Ermahnungen und Herzenserleichterungen an alle seine Gläubigen in hunderterlei Form und Einkleidung. Er drang mit Nachdruck auf Selbstbeobachtung und geheime über sich aufzusetzende Tagebücher. Dazu stellte er sich selbst als Muster dar, und gab in seinem geheimen Tagebuche, das mehrere Auflagen erlebte, und in mancherlei Nachträgen dazu unter dem Titel: Nachdenken über mich selbst u. s. w., Vorschriften zur Nachfolge für seine Bekenner. Durch die Einsicht der so abgefaßten Tagebücher erhielt er oft die geheimsten Aufschlüsse, und wurde in das Innerste ganzer Familien eingeweiht. Da war kein Stand und kein Alter, für welche er nicht eigene Erbauungsbücher geschrieben oder als Manuskript für Freunde in Druck gegeben hätte. Da gab es Sittenbüchlein fürs Gesinde, Taschenbüchlein für Dienstboten, christliche Handbüchlein für Kinder, Briefe an Jünglinge u. s. w. Das wenigste davon ist durch den Buchhandel bekannt geworden. Seine Eingeweihten besitzen eine eigene Handbi-

bliothek für Freunde in einer ganzen Reihe von Bänden im kleinsten Format, welche fürs größere Publikum stets ein Geheimniß geblieben ist. Dabei ließ er es aber, nach Schwärmer Art, nicht bewenden. Mit einer ins Kleinliche gehenden und bisweilen ans Kindische grenzenden Aufmerksamkeit, suchte er alle erdenkliche Mittel auf, um die Lehren, die er für allgemein nützlich ansah, für jede Gattung von Köpfen, für jede Art von Charakter und Geschmack genießbar zu machen. So hinterließ er z. B. mehrere 100 Billets mit der Ueberschrift: Andenken an meine Freunde nach meinem Tode. Alle enthalten entweder religiöse Empfindungen oder tröstende Maximen, oder heilsame Räthe, größtentheils von der richtigsten und für die Personen, an welche diese Andenken gerichtet sind, interessantesten Anwendung. Alle sind von seiner eigenen Hand, wo nicht geschrieben, doch wenigstens unterzeichnet, aufs genaueste datirt und numerirt, mit eben der hellen und bestimmten Ordnung, die er in Alles hinein brachte. Lavater schrieb nicht allein diese größern Gedichte, sondern auch alle zerstreuten poetischen Aufsätze, die von ihm bekannt sind, und die unzähligen, in seiner ungeheuren Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen enthaltenen Inschriften, fast sämmtlich in Hexametern. Das System seines Versbaues mußte ihn aber oft irre führen, er maß und wog seine Verse mit der bedenklichsten Genauigkeit ab; dagegen aber war er auf die natürliche Melodie der Töne nicht immer aufmerksam genug. Er besaß von Natur einen überfließenden Reichthum der Sprache, und dennoch glaubte er oft die frappanteste Stärke des Ausdrucks in der Wiederholung eines Worts, oder dem öftern Gebrauch dergleichen Redensarten suchen zu müssen. Ueberhaupt darf man es bei keinem von Lavaters Gedichten in der Beurtheilung des Einzelnen, und besonders der Verbindung des Einzelnen, der Zusammenstellung der Wortauswahl rc. rc. genau nehmen. Höchstens darf man sich an den Totaleindruck des Ganzen halten. Die politischen Stürme, welche die Schweiz in den letzten Jahren des 18ten Jahrh. verheerten, empfand Niemand tiefer, als Lavater, dessen feuriger Patriotismus sich hier im glänzendsten Lichte zeigte. Als Jedermann vor den Erpressungen des französischen Direktoriums erbebte, kleinmüthig schwieg, da schrieb Lavater seinen berühmten Aufruf an Frankreichs Machthaber, predigte die Rechte der Völker und der Menschheit, und schwieg auch dann nicht, als man ihn seiner Gemeinde entriß, und (am 16. Mai 1799) als einen Aufruhrprediger fortschleppte. Nach einigen Monaten kam er in seine Vaterstadt zurück, und hatte schon im September d. J. das Unglück, bei der Wiedereroberung von Zürich durch Massena, von einem franz. Soldaten einen tödtlichen Schuß zu bekommen. Er litt unsägliche Schmerzen, genaß zuweilen, aber nur scheinbar, und verkündigte selbst seinen nahen Märtyrertod. Wie wenig auch unter den empfindlichsten körperlichen Leiden sein thätiger Geist ruhen und rasten konnte, davon zeugen unter andern seine freimüthigen Briefe über das Deportationswesen, die er größtentheils auf dem Krankenlager verfertigte, und die einen interessanten Beitrag zu seiner Lebensgeschichte liefern. Bewundernswürdig war das Beispiel von Geduld, Ergebung, Standhaftigkeit und Heiterkeit des Geistes, das er, während mehr als 15 Monaten, von beinahe ununterbrochenen, oft sehr heftigen und durchdringenden Schmerzen, darbot. Am Abende des 2ten Januars 1801, in einem Alter von 60 Jahren verschied er. Noch ist es vielleicht zu voreilig, über Lavaters Charakter und die guten oder bösen Früchte seiner rastlosen Thätigkeit abzusprechen. Ob er gleich selbst mehrere Rechtfertigungen von seinen Freunden, und beträchtliche Proben und Auszüge seines Briefwechsels (in dessen Mittheilung er oft zu rasch und unbehutsam verfuhr), so wie die unveränderten Fragmente aus seinem Tagebuche selbst durch den Druck bekannt zu machen, nie ein Bedenken gehabt hat, so fehlen doch noch sehr wichtige

Aktenstücke zur Kenntniß seines Lebens aus geheimern Mittheilungen und Briefwechseln, die indeß kaum im Verborgenen bleiben können. Seine Fehler und Verirrungen, die ihm mit der lieblosesten Härte und Bitterkeit vorgeworfen, und nicht selten mit den gehässigsten Farben ausgemahlt wurden, entsprangen theils aus der Alleinherrschaft seiner voraneilenden Phantasie, und einer starken, sich auf die Religion werfenden, Sinnlichkeit, theils aus einer übelverstandenen Allthätigkeit und einem ewigen Streben, seinen Wirkungskreis nach allen Seiten zu erweitern. Groß und edel, wie die Züge seines sprechenden Gesichts, waren seine Gefühle für Freundschaft, Vaterland, Menschen- und Bruderliebe. Seine Feinde nannten ihn einen gefallenen Engel, seine Freunde den Tröster in aller Noth, den der Messias seinen Auserwählten in diesen Tagen der Prüfung und des Abfalls vom Glauben zu senden versprochen hat. Auf gerechterer Wage wird ihn die Nachwelt wiegen.

Lavinen, Lawinen, Lauvinen, Schneelawinen, avalanches, große Massen Schnee, die anfangs unbedeutend, in rollender Bewegung über schiefe Schneefelder sich vergrößern, und wie Berge, von Titanen geschleudert, nach den Thälern stürzen. Sie entstehn, wenn die Menge des gefallenen Schnees für den schiefen Berghang, wo er aufliegt, zu groß wird. Zerstäubt die Schneemasse im Fall, so heißt sie Staublawine. Sie entsteht meistens im Winter nach tief gefallenem, locker zusammenhängenden Schnee, und wird weniger durch die Menge des fallenden Schnees so furchtbar, als durch die Federkraft der Luft, die unter der schnell fallenden Last gepreßt wird. Zerstäubt die losgleitende Last nicht, sondern fällt die ganze Schneedecke auf weniger steilem Abhang — mehr oder weniger noch zusammenhängend, — herunter, so heißt sie Grundlawine, die weniger durch Luftdruck als durch ihre Masse gefährlich ist. Sie entsteht gewöhnlich erst beim Eintritt des Frühjahrs, wenn Wasser von geschmolzenem Schnee zwischen der Schneedecke eines Abhanges und der Erdfläche durchsintert, den Boden schlüpfrig macht und seinen Zusammenhang mit den untersten Schneelagen auflöst. Sie reißt gewöhnlich Erde und Steine mit. Gletscher- oder Eislawinen entstehn, wenn im Vorrücken der Gletscher auf schiefer uneben felsigter Unterlage, oder auch nur durch die Schwere der Massen, Gletscherstücke bersten und im Fallen zersplittert herunterstürzen. Gletscherlawinen entstehen meistens im Sommer, wenn der Fön (Südwind) über die Eisfelder weht, und das geschmolzene Wasser über die Felsunterlagen des Gletschers rinnt, die untersten Schichten des aufliegenden Eises schmelzt, und so das Vorrücken des Gletschers und sein theilweises Bersten befördert. Suoggilawinen (von suoggen, d. i. schleichen) endlich entstehn, wenn die Schneedecke auf weniger schiefer oder schlüpfriger Fläche des Bodens nicht zum Fallen oder Losreißen kömmt, sondern langsam über die Erde rutscht, und hinter jedem Gegenstand, der der bewegten Masse widersteht, sich anhäuft, bis er dem Drucke weicht, oder die Masse sich an ihm theilt.

Laviren nennt man 1) die Bewegung eines Schiffs im Zickzack, um bei widrigem Winde, wenn gleich mühsam und auf längerer Bahn, dennoch das Ziel endlich zu erreichen. 2) Figürlich das bedächtige Verfahren in einer schwierigen Angelegenheit, stets sein Ziel zu verfolgen. 3) In der Malerei eine aufgetragene Farbe verwischen.

Lavoisier (Antoine Laurent), einer der größten neuern Chemiker, geb. zu Paris den 26. August 1743, beleuchtete durch seine tiefen Kenntnisse fast alle Theile der Physik und Naturgeschichte, als ein Umstand, der in der Geschichte der Wissenschaften Epoche macht, ihn ausschließlich der Chemie gewann; die Entdeckung der Gasarten zog ihn so sehr an, daß er sich fast hauptsächlich darin auf neue Entdeckungen legte und dadurch ein neues System der Chemie vorbereitete. Jeder Tag seines Lebens war der Erweiterung seiner Wissen-

schaft gewidmet, und selbst für das neue Maaßsystem, welches zu Anfange der Revolution in Frankreich eingeführt wurde, lieferte er mehrere Versuche über die Expansion der Metalle. Dennoch vermochten seine Verdienste ihn nicht vor Robespierres Grausamkeit zu schützen. Er wurde angeklagt, verurtheilt und am 8. Mai 1794 hingerichtet. Schriften: Opuscules chimiques et physiques, 1773, 2 Bde. 8., deutsch von G. E. Weigel und H. F. Link, Greifswalde 1783, 5 Thle. 8.; Nouvelles recherches sur l'existence d'un fluide élastique, 1775; Rapport des commissaires chargés de l'examen du magnétisme animal, 8.; Méthode de nomenclature chimique; Traité élémentaire de chimie, 1789, 2 Bde. 8., deutsch von S. F. Hermbstädt, Berlin 1792, 2 Bde. 8.; Instructions sur les nitrières et sur la fabrication du salpêtre, 1777, 1794. 8.; De la reproduction et de la consommation, 8.; Traité de la richesse territoriale de la France, 1791; Mémoires de chimie, 1805, 2 Bde. 8. S. Chemie.

Law (John), geb. den 16. April 1671 zu Edinburg, war der Sohn eines Goldschmids, gab sich indeß für einen Edelmann aus und galt in seinem Vaterlande für einen geschickten Spieler. Nachdem er in London die Tochter eines Lords verführt und den Bruder seiner Geliebten ermordet hatte, flüchtete er aus England, um nicht gehangen zu werden, nach Holland und von da nach Italien. 1705 kehrte er jedoch nach Schottland zurück. Er schlug 1705 dem englischen Parlamente die Errichtung einer Bank und die Einführung des Papiergeldes vor. Da das Parlament diesen Plan verwarf, verließ er sein Vaterland, hielt sich nach und nach zu Brüssel, Venedig und Genua als Spieler auf und gewann allmählig eine bedeutende Summe. Beim Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus, nachher König von Sardinien, schlug er ebenfalls die Errichtung einer Bank vor, wurde aber abgewiesen und so gelang es ihm erst unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans in Frankreich 1716 diesen Plan ins Werk zu setzten. Um einem Staatsbankerutte vorzubeugen, errichtete er eine Bank, und um die Leichtgläubigkeit der Franzosen zu hintergehen, wurde eine Handelsgesellschaft nach dem Mississippi mit großen Aussichten für die Zukunft verbunden, errichtet, deren Aktien schnell verkauft wurden. Anfangs ging Alles gut; das Papiergeld wurde allenthalben angenommen; denn alles hoffte großen Gewinnst von der nächsten Zeit. Der Prinzregent ernannte ihn 1720 zum Finanzminister; allein die Täuschung dauerte nicht lange; denn als mehrere bei den Cassen baares Geld für Papier verlangten, setzte noch in demselben Jahre die Regierung die Banknoten herab und endlich sanken sie auf nichts herunter. Um dem allgemeinen Hasse zu entgehen, flüchtete er nach Rom, hielt sich dann in Venedig, an mehrern Orten Deutschlands und Dänemarks auf und starb zu Venedig den 28. März 1729.

Laynez (Jakob), der zweite Ordensgeneral der Jesuiten, wurde 1512 zu Almankaris bei Siquenza in Castilien geboren. Er studirte anfänglich in Alkala und ging hierauf nach Paris, um das Studium der Theologie weiter fortzusetzen. Hier schloß er mit Ignaz von Loyola ein festes Freundschaftsband und vereinigte sich mit ihm zur Stiftung eines Vereins, dessen Hauptzweck seyn sollte, das Volk im Geiste der römischen Kirche zu erziehen, und dadurch dem immer weiter um sich greifenden Protestantismus Einhalt zu thun. Sein Eifer und seine Thätigkeit beförderte hauptsächlich die Ausbreitung des Ordens, dessen General er 1556 nach Loyola's Tode ward. Den Kardinalshut, den ihm Papst Paul IV. anboth, wollte er nicht annehmen. 1561 begleitete er den Kardinal Hippolytus von Este, welcher als päpstlicher Legat nach Frankreich ging. Hier wohnte er der berühmten Versammlung von Poissy bei. Eine Folge seiner Reise war die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich. Hierauf kehrte er nach Rom zurück, wo er fortwährend für die weitere Einrichtung und Ausbreitung des Ordens thätig war. Er starb da-

selbst den 19. Januar in seinem 53. Jahre, den Rhum eines durch seine wissenschaftliche Bildung, Uneigennützigkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten Mannes hinterlassend. Sein Leben hat Ribadeneira beschrieben. Vergleiche d. Art. Jesuiten.

Lazarethe, s. Krankenhäuser.

Lazaristen wurden in Frankreich die Priester der Mission nach ihrem Priorat zu St. Lazarus in Paris genannt. Dieser aus regulirten, durch vollständige Mönchsgelübde verpflichteten, Clerikern bestehende geistliche Orden wurde 1634 vom h. Vincenz von Paul zum Missionsgeschäft errichtet. Außer der Christenheit haben die Lazaristen weniger, als andere Orden von gleicher Bestimmung, dafür gethan und sich nur im Orient verbreitet. In China behaupten sie noch einen Missionsplatz. Desto geschäftiger sind sie in der Christenheit selbst. In Frankreich überlebten sie die Revolution, wurden durch eine königl. Verodnung 1816, wegen ihrer vormaligen Verdienste um die Belehrung und Seelsorge des Landvolks, ihrer urspünglichen Bestimmung wieder gegeben; und da sie sich als eifrige Missionäre auszeichneten, erhielten sie einen Theil ihrer ehemaligen Häuser und Güter wieder. In Polen, wo sie Väter der Mission heißen, sind sie am zahlreichsten, behaupten ihre alten Klöster, und haben als Lehrer in Seminarien der jungen Cleriker und geistliche Censoren, einen überwiegenden Einfluß auf die Cultur der theologischen Wissenschaften, die dort auf einer niedrigen Stufe stehen. Auch in Spanien blühte dieser Orden, doch ohne ein so bedeutendes Gewicht. Oesterreich hat ihn später erst zugelassen. In der Pfalz machte er seit 1780 erfolgreiche Versuche, durch pädagogische Bemühungen und Einfluß auf die Bildung des geistlichen Standes, die durch Aufhebung der Jesuiten entstandene Lücke auszufüllen, bis die Begebenheiten des französischen Krieges ihn um 1793 da wieder verdrängten.

Lazarusorden, ein geistlicher Ritterorden, welcher während der Kreuzzüge gestiftet wurde, und außer dem Kampfe gegen die Ungläubigen, noch die Pflicht auf sich hatte, Aussätzige zu verpflegen, woher er denn auch der Namen hat, weil Lazarus im Mittelalter ein Aussätziger hieß. Es wurden solche Unglückliche nicht nur in den Orden aufgenommen, sondern der Großmeister selbst mußte aussätzig seyn, bis der Orden, nach Vertreibung aus Syrien, von dem Papste Innocenz die Erlaubniß erhielt, einen Großmeister von gesundem Leibe zu erwählen, weil die aussätzigen Ritter sämmtlich von den Sarazenen erschlagen worden. Späterhin theilte sich der Orden, und die Ritter in Frankreich hatten, so wie die Ritter in Italien und Spanien ihren besondern Großmeister, und unterschieden sich auch in der Ordenstracht, indem die französischen Ritter ein achteckiges goldenes Kreuz mit dem Bildnisse des Lazarus und der Maria, die übrigen Ritter aber ein grünes Kreuz trugen.

Lazurstein, s. Lapis Lazuli.

Lazzaroni, s. Neapel.

Lazzi nennt man in Italien 1) Possenspiele, die aus dem Stegreif gegeben werden; 2) die mimischen Grimassen der Italiener in komischen Stücken, um die Zuschauer, während Bravourarien gesungen werden, zu vergnügen, ohne die Mime durch Reden zu begleiten.

Leander, s. Hero.

Leben, im philosophischen Sinne der Zustand organischer Wesen, wodurch sie selbstthätig ihr eigenthümliches Wechselverhältniß gegen die Außenwelt zu erkennen geben. Obgleich, vom höhern Standpunkte angesehen, das Leben und sein Organismus eins sind, so unterscheidet man doch in der gewöhnlichen Ansicht jenes als einen Zustand von diesem, so wie es in der Naturlehre über-

haupt mit dem Begriffe der Materie und ihrer Eigenschaften (Kräfte) geschieht. Jeder Zustand wird nämlich nur durch die Bestimmung seiner Eigenschaften verdeutlicht, in sofern diese nothwendig, veränderlich oder unveränderlich sind. Das lebende organische Wesen ist auf Naturnothwendigkeit gegründet, jedes Gegenwärtige in ihm bezieht sich auf etwas Vorhergehendes und verursacht wieder etwas künftiges Neues. Wir finden in ihm eine fortwirkende Ursache, diese Zustände aus sich selbst zu entwickeln, doch ist dieselbe durch ein Wechselverhältniß an die Außenwelt geknüpft, und die Fortdauer des Lebensprocesses ist durch die Aufnahme äußerer Einwirkungen (Potenzen) bedingt. Diese äußern Dinge wirken theils als immaterielle Reize, theils als wirkliche Materien und dienen als pabulum vitae, treten aber mit dem Organismus, nachdem sie von ihm aufgenommen sind, in ein anderes Verhältniß, als sie außer ihm hatten; denn der Organismus assimilirt sie, d. i. er verändert sie in seine Natur und macht sie sich gleich und unschädlich. Wir setzen uns also den Lebensproceß zusammen: aus einem innern und einem äußern Faktor, die mit einander im Gegensatze stehen. Doch liegt dieser eigentlich nicht in der Natur, er offenbart sich erst, sobald ein einzelner Organismus getrennt von allen andern betrachtet wird. Man sieht mehrere solche Gegensätze durch die ganze Natur durchgreifen, wie Licht und Finsterniß, Wärme und Kälte, Trägheit und Thätigkeit ꝛc. Allein da die Erde offenbar einer der großen Organismen des Universums ist, so sind alle einzelnen Organismen auf ihr nur Organe von ihr, und alle müssen nach gemeinschaftlicher Nothwendigkeit und Verbindung handeln, keines aber kann dem andern entgegenstehen. Nach unserm gegenwärtigen Wissen lassen sich die lebenden Geschöpfe der Erde nur in sofern als Theile des Ganzen betrachten, als sie aus Materie bestehen und den materiellen Gesetzen nicht ganz entzogen sind, d. i. in sofern sie kohäriren, in sofern sie nicht ohne Luft, Licht, Wärme, Wasser und Speise bestehen können. Diese Potenzen wirken als Mittel zur Fortdauer nur auf das bereits Lebende; sie würden also ein Leben vorauszusetzen scheinen, wenn nicht im organischen Leben die innere Thätigkeit zugleich mit der Assimilation entstünde, sich vermehrte und verginge. Ein solcher durch Assimilation sich zeigender Lebensproceß ist allen Organismen gemeinsam, nur nach der Menge und Modalität der assimilirenden Organe in Modalität und Relation gegen die Außendinge verschieden. Die Pflanzen assimiliren bloß durch Einsaugung mittelst der Wurzeln und durch Respiration mittelst der grünen Oberfläche, sie besitzen noch keinen Darmkanal, der den Thieren eigenthümlich ist. Diese dagegen besitzen neben letztern ebenfalls jene Organe der Pflanzen. So schließt der höher gebildete Organismus jedes Thieres auch den des tiefer stehenden mit in sich, und zeichnet sich durch eine eigenthümliche Vergrößerung seiner Lebenssphäre aus. Im Menschen finden sich in der Haut die Organe der Pflanzen, in den Lungen und im Darmkanäle die der Thiere; während ihm seine psychische Seite den eigenthümlichen Vorzug giebt, daß er durch sie die Ideenwelt an seinen Lebensproceß anknüpfen und dieselbe sich aneignen kann. Nach Treviranus ist das physische Leben ein Zustand, den zufällige Einwirkungen der Außenwelt hervorbringen und unterhalten, in welchem aber, dieser Zufälligkeit ungeachtet, dennoch eine Gleichförmigkeit der Erscheinungen herrscht. Nach Treviranus ist jeder einzelne Organismus vom Universum abhängig, so daß, wenn die Einwirkung des letztern auf ihn verändert wird, sich eine gänzliche Umwandlung mit ihm ereignen und ein neuer, dem vorigen nicht mehr ähnlicher, Organismus auf seinen Trümmern entstehen muß. Jede Form des physischen Lebens, dessen volle Gewißheit die Fortpflanzung giebt, erfordert eine eigne Organisation oder eine eigene Mischung, Textur und Struktur. Nach Treviranus zerfällt die lebende Natur in 3 Reiche. 1) Thiere, Organismen, in deren Mischung der Stickstoff das Uebergewicht hat,

und deren Theile eine ungleichartige Textur und Struktur haben; 2) Zoophyten, Körper, in deren Mischung der Stickstoff ebenfalls herrschend ist, deren Theile aber von gleichartiger Textur und Struktur sind; er theilt dieses Reich in 2 Klassen: a) Thierpflanzen, deren innere Struktur mit dem innern Baue der Thiere, deren äußere Form mit der der Pflanzen verwandt ist, wie Radiarien, Quallen, Polypen und Infusorien; b) Pflanzenthiere, deren innere und äußere Struktur vegitabilischer Art ist, wie die Kryptogamisten und Najaden. 3) Pflanzen, Organismen, deren Theile in ihrer Textur und Struktur unter einander und dem Ganzen ähnlich sind, unter deren Grundstoffen aber der Kohlenstoff das Uebergewicht hat. Je mehr ungleichartige Organe in einem Individuum vereinigt sind, desto reicher ist seine Organisation; je weniger, desto ärmer. Die reichste thierische Organisation findet sich bei den Säugethieren, die ärmste bei den Infusionsthieren; die reichste pflanzenartige Bildung ist den Dikotyledonen mit einer vielblätterigen Blumenkrone, die ärmste ist mehrern Geschlechtern der Schwämme, Conferven, Tange und Flechten eigen. Untergeordnete Kennzeichen der Thiere sind: Zellengewebe, Muskelfasern und Nervensubstanz; der Pflanzen: Zellengewebe und Fasern. Andere Unterscheidungszeichen bestehn in dem Vorhandenseyn oder in der Abwesenheit innerer einfacher Organe, Herz und Darmkanal. S. Thierreich; Pflanzenreich; Zoophyten. — Wie die leblose, so hat auch die lebende Natur ihre Revolutionen; sie durchläuft in ihren verschiedenen Formen eine Reihe von Veränderungen, wodurch sie ebenfalls ihrerseits auf der Erde Veränderungen hervorbringt, indem vermodernde Thiere und Pflanzen Sumpfeisenstein erzeugen, Gewächse Moräste und Sümpfe in festes Land verwandeln, Inseln durch Korallen entstehen u. s. w.

Lebensmittel. Alle Stoffe, welche das Leben unterhalten, kann man zu der Klasse von Lebensmitteln im Allgemeinen rechnen, und so würde auch die Luft und selbst Arzneikörper dazu gehören. Im gewöhnlichen Sinne nennt man aber jene Stoffe Lebensmittel, welche durch die Verdauungsorgane dem Organismus verähnlicht, assimilirt, werden.

Lebensverlängerungskunst enthält die Vorschriften, Lehren und Lebensarten, durch deren Befolgung der Mensch sein Leben auf ein hohes Alter bringen kann. Da der menschliche Organismus die Blüthe der Erdenorganisation ist, so ist die innere Möglichkeit gegeben, daß der Lebensprozeß, wenn stets die günstigen Bedingungen obwalten, eine sehr lange Zeit andauern könne; welche Dauer, wenn man die verschiedenen Perioden des Wachsthums und der völligen Ausbildung vergleicht, man immer auf hundert Jahre berechnen darf. Dies Alter wird aber höchst selten erreicht; eine Menge Ursachen treten häufig zusammen, das menschliche Leben vor seinem natürlichen Ziele abzukürzen; sie sind theils innere, theils äußere. Nicht Allen ist ursprünglich das Lebensprinzip in gleichem Grade ertheilt worden; der Organismus nimmt nicht selten in seinen frühesten Entwickelungsperioden Fehler und Gebrechen an, die einer langen Fortdauer des Lebens im Wege stehn; vorzüglich sind es innormale Construktionen jener Systeme, auf deren Gesundheit die wichtigsten und nothwendigsten Prozeße der Vegetation beruhen; als schlechter Bau der Lungen, Fehler der Organe der Verdauung und des Kreislaufs. Hier kann die Kunst nichts weiter thun, als verhindern, daß jene organische Krankheiten sich nicht weiter ausbilden und keinen lebensgefährlichen Charakter annehmen. Die menschliche Organisation ist die vollkommenste, feinste, deßwegen muß sie auch am meisten den äußern Einflüssen bloßgestellt seyn. Es ist daher für die Kunst, das Leben zu verlängern, sehr wichtig, auf Alles aufmerksam zu machen, was den Lebensprozeß zu sehr bethätigen oder unterdrücken könne, die besten Mittel anzugeben, wodurch der verlorene Stoff am zweckmäßigsten ersetzt werde; die Gefahren auf-

zudecken, wodurch Krankheiten herbeigeführt werden, und die Wege anzugeben, wie man sie verhüten kann. Da eine Menge Krankheiten bei den civilisirten Völkern durch die Verfeinerung in gesteigerten künstlichen Lebensgenüssen, durch mehr imaginäre als natürliche Bedürfnisse und ihre Befriedigung begründet werden: so ist Pflicht der Lebensverlängerungskunst, nach der Erfahrung Regeln zu einem diätetischen Lebensplan zu entwerfen, in welchem sie sich so viel als möglich der einfachen Natur nähere, um jenen Leiden vorzubeugen, die aus unserer künstlichen Erziehung und Lebensweise entspringen; aber auch zugleich nothwendig für den, der sein Leben auf ein hohes Alter zu bringen wünscht, streng und consequent sie zu beobachten. Ueber diesen Gegenstand empfiehlt sich besonders Hufelands Makrobiotik.

Lebensversicherung ist ein Vertrag, durch den sich jemand verpflichtet, dem Versicherer entweder auf einmal eine bestimmte Summe — den Versicherungspreis — oder sie jährlich in kleinern Raten — Versicherungsprämien — auszuzahlen; wogegen dieser sich verbindlich macht, an die Erben des Versicherten entweder das ganze Kapital und Zinsen oder eine jährliche Rente zu entrichten, wenn der Versicherte innerhalb der im Kontrakte angegebenen Zeit stirbt. Die Versicherungssumme wird nach dem Alter, dem Stande und den sonstigen persönliche Umständen bestimmt. In Ansehung der Personen, welche solche Versicherungs-Kontrakte eingehen können, hat das preußische Landrecht folgende Punkte festgestellt: Jedermann kann sein eigenes Leben versichern lassen. Auf einen durch Verbrechen verwirkten Verlust des Lebens kann jedoch eine solche Versicherung weder gegeben, noch gedeutet werden. Hat aber Jemand das Leben eines Dritten versichern lassen, so haftet der Versicherer für jeden auch von dem Dritten selbst verschuldeten Verlust des Lebens, wenn nicht das Gegentheil festgesetzt worden. Eltern, Kinder, Ehegatten, oder Verlobte, können für eigene Rechnung das Leben ihrer Kinder, Eltern, des andern Ehegatten oder Verlobten versichern lassen. Unter Kindern werden eheliche Descendenten in aufsteigender Linie überhaupt verstanden. Außer diesen kann Niemand, zu seinem eignen Vortheile, auf das Leben eines Dritten, ohne dessen gerichtliche Einwilligung, Versicherung nehmen. Ist dies dennoch geschehen, so muß jeder, sowohl der Versicherer, als der Versicherte, die gezeichnete Summe, zum Besten der Armen, als Strafe erlegen. Die Lebensversicherung kann entweder das ganze Leben umfassen, oder sie beschränkt sich nur auf Jahre; im letztern Falle verliert der Versicherte Kapital und Zinsen, wenn sein Leben über den festgesetzten Termin dauert; nur wenn er vorher stirbt, können seine Erben Anspruch auf Kapital oder auf Renten machen, je nachdem dies im Versicherungskontrakt ist festgestellt worden. Bei der lebenslänglichen Versicherung hingegen erhalten die Erben Kapital oder Renten, der Versicherte mag sterben, zu welcher Zeit es auch ist. Eben so vermag man einen dritten Versicherten zulassen, ohne daß hierdurch die Natur des Kontraktes eine Veränderung erleide; in welchem Falle der Gründer und Zahler des Versicherungskapitals bei dem Tode des Versicherten in die Stelle dessen Erben in Bezug auf die Versicherungssumme oder Rente tritt; bei dieser Versicherung eines Dritten verlangen einige Gesellschaften von Seiten des Gründers die Nachweisung, daß er an dem Leben des Versicherten einen gleichen Vortheil habe, als die Versicherungssumme betrage.

Leber und Leberkrankheiten. Die Leber ist eins der wichtigsten Organe, die zum Systeme der Verdauung gehören. Sie liegt auf der rechten Seite unmittelbar unter dem Zwerchfell, mit dem sie durch Bänder zusammenhängt und in ihrer Lage erhalten wird; nach unten reicht sie bis auf die Nieren, an die sie, wie an den Magen, durch mehrere Bänder geheftet ist. Sie hat einige Einschnitte, die tief in die Substanz der Leber dringen und wodurch mehrere Stücke gebildet werden, die man Lappen

(Lobi) nennt. Nach dem Zwergfell zu ist sie convex, nach den Nieren concav. Sie besitzt eine Menge großer Gefäße und Nerven; durch sie strömt alles Venenblut des Unterleibs; sie ist ein drüsigtes Organ, von rothbrauner Farbe; ihre Hauptfunktion ist die Bereitung der Galle, welche, in den kleinen Drüsen secernirt, in kleine Gänge fließt, die in größere übergehen, bis sich alle zu einem Hauptkanale vereinen, der sich bald wieder in zwei spaltet, deren einer die zur Verdauung erforderliche Galle zum Zwölffingerdarm, der andre hingegen die überflüssige zur Aufbewahrung in die Gallenblase, welche an ihrer untern Fläche liegt, führt. Die Leber ist ein blutreiches Organ, das Venenblut sammelt sich aus dem Unterleibe in die Pfortader. Daß die Leber in Bezug auf die Funktion der Verdauung eine höchst wichtige Rolle spielen muß, beweist die vergleichende Anatomie, welche sie schon ziemlich ausgebildet bei den niedern Thierordnungen, selbst bei den Zoophyten (Pflanzenthieren), findet. Der nächste Zweck der Leber ist zwar die Sekretion der Galle, da sie diese aber aus dem Venenblute bereitet, und demselben eine Menge Kohlen-Wasser- und Stickstoff entzieht, so reinigt sie das Blut, und bereitet es für die Aufnahmen des Sauerstoffes in den Lungen vor. Die Alten glaubten, weil sie die Hauptwege nicht kannten, auf den sich der Milchsaft mit dem Blute vermischt, daß die ganze Sanguifikation in der Leber vor sich gehe; eine bessere Anatomie hat zwar den Ungrund dieser Meinung dargethan, nichts destoweniger dürfte der Leber einen Einfluß auf die Sanguifikation zuzuschreiben seyn, wenn es wahr ist, was sich auch durch Versuche zu bestätigen scheint, daß die Venen einsaugen, durch welche Verrichtung der Speisesaft aus dem Darmkanal nach dem Pfortadersystem gebracht würde. — Leberkrankheiten. Sie theilen sich in hitzige und langwierige. Das Leberorgan ist im Vergleich mit andern Eingeweiden, die einen größern Reichthum aterieller Gefäße besitzen, weniger den akuten Entzündungen unterworfen; es gehören sehr heftige Einwirkungen dazu, um dieses schwammige, größtentheils aus Blutadern bestehende Eingeweide in eine akute Entzündung zu setzen; und einmal entstanden, ist ihre Zertheilung aus derselben Ursache schwierig. Wie überall können auch die Entzündungen der Leber in Vereitrung, Verhärtung, in Verwachsungen mit den angrenzenden Organen übergehen. Zu einigen Fiebern legt die anomale Funktion der Leber und die fehlerhafte Beschaffenheit der Galle den Grund, z. B. zum Gallenfieber, zur Cholera morbus und nicht selten zu Wechselfiebern, den Leberleiden vorhergingen. Die Leber und vorzüglich das Pfortadersystem ist eine ergiebigere Quelle der chronischen als akuten Krankheiten. Deßwegen nennt auch Stahl die letztere die porta malorum. Die parenchymatöse Beschaffenheit des Eingeweides, der träge Umlauf des Blutes in demselben und die verhältnißmäßige geringe Anzahl der Arterien bilden es zum Heerde vieler langwierigen Krankheiten, die mit sehr heftigen Paroxysmen und bedeutenden Schmerzen auftreten und allmählig eine allgemeine Unordnung in allen Funktionen verursachen können. Von 100 chronischen Leiden, sagt Boerhaave, findet man kaum Eins, dessen Hauptsitz nicht in der Leber sey, und was noch kränkender für die Arzneikunde ist, daß man tausend Heilungen hitziger Krankheiten aufzählen kann, während kaum eine der Leber vollständig gelang, besonders wenn sie aus organischen Fehlern dieses Eingeweides herging. Die vorzüglichsten langwierigen Krankheiten der Leber und der Pfortader sind, außer den schon oben angegebenen Ausgängen der Entzündung, Stockungen in der Vena porta, Anschwellungen der Leber, Gelbsucht, Steinbildungen in den Gallengängen und der Blase, Geschwüre. Nicht selten ist mit Krankheiten, die ihr Entstehen einer andern Ursache verdanken, und ihren Sitz in einem andern oft weit entlegenen Organe haben, ein Leberleiden verbunden; z. B. fast immer mit Hämorrhoiden, mit der Gicht;

bei langwierigen Geschwüren, Flechten und Hautausschlägen darf der Arzt nie es aus den Augen lassen, nach dem Zustande der Leber zu forschen. Der Melancholie liegen häufig Leberleiden zu Grunde oder compliciren sich bald mit ihr. Die Symptome, wodurch sich Leberkrankheiten kund geben, sind hauptsächlich ein übler, bittrer Geschmack, belegte Zunge, schlechte Verdauung, ein gallichtes oder auch Bluterbrechen, Stuhlverstopfung, harter, lehmartiger Stuhlgang, Schmerz in der Gegend der Leber, Anschwellung derselben, gelbliches, erdfahles Ansehn, Mißmuth, üble Laune u. s. w. Der gewöhnlichste Ausgang aller chronischen Leberkrankheiten ist die Wassersucht. Merkwürdig ist der große Einfluß, den Leberleiden auf die geistigen Thätigkeiten und auf die Gemüthsstimmung ausüben; so wie Krankheiten des Kopfes, vorzüglich Verletzungen desselben und Erschütterungen des Gehirns, häufig Anomalitäten der Leberfunktion nach sich ziehen.

Leberreime, von Schävius erfunden, waren ehedem bei öffentlichen Gastereien besonders in Sachsen sehr beliebt, wo sie, sobald der Hecht aufgetragen ward, hergesagt wurden. Sie bestanden in zweien kurzen Versen von denen der erste stets mit den Worten anfing: die Leber ist vom Hecht und nicht von einem — hier ward ein Thier genannt. Da sie meist ihrer Natur nach zu faden Scherzen Veranlassung gaben, so sind sie jetzt ganz außer Gebrauch gekommen.

Lecluse (Charles de), lat. **Clusius**, ein ausgezeichneter Botaniker, ward 1526 in Arras geboren. Anfangs widmete er sich zu Gent und Löwen dem Studium der Rechte, das er jedoch in der Folge zu Montpellier mit dem Studium der Medizin und Botanik vertauschte. Nachdem er zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise durch verschiedene Länder Europas gemacht hatte, folgte er einer Einladung Maximilians II. nach Wien, wo er 14 Jahre lang die Stelle eines Aufsehers der kaiserlichen Gärten versah. 1583 gab er diese auf, und lebte darauf 6 Jahre als Privatgelehrter in Frankfurt, bis er Professor der Botanik in Löwen wurde, wo er bis in seinen Tod 1609 mit unermüdeter Thätigkeit für die Wissenschaft wirkte, und nicht wenig zum Glanze der Universität beitrug. Um die Botanik hat er sich vorzüglich durch genaue Beschreibung und Abbildung einer großen Menge von Pflanzen Verdienste erworben; wie denn kein Schriftsteller vor ihm so viele Pflanzen beschrieben hat. Seine wichtigsten Werke sind: seine aus dem Flamändischen von Dodoner (1557) in's Französische übersetzte Geschichte der Pflanzen; seine Beobachtungen über seltne Pflanzen in Spanien (1576) und in Oestreich (1583), 2 Werke, die er in der spätern Geschichte seltner Pflanzen (1601) vereinigte; seine aus 8 Abtheilungen bestehende Beschreibung ausländischer Pflanzen (Exoticorum libri X., 1605).

Lectüre nimmt man in doppelter Hinsicht; 1) bedeutet es das Lesen an sich, und 2) das Gelesene, oder was bestimmt ist, gelesen zu werden. Das Lesen geschieht entweder bloß mit den Augen oder mit lauter Stimme. Die erste Art erfordert Kenntniß der Buchstaben, ihrer Aussprache und der Interpunktion; die andere hingegen bedarf, um dem Ohre der Zuhörer zu schmeicheln, eine vollkommene Kenntniß des Gegenstandes der Lektüre, eine harmonische Stimme, eine deutliche, bestimmte Aussprache, eine glückliche Biegung des Sprachorgans, sowohl um alle Veränderungen des Tones als die Pausen angeben zu können. Demungeachtet wird die laute Lektüre nie die Deklamation erreichen. Der allgemeine Zweck des Lesens ist geistige Beschäftigung; doch jeder Verständige sollte diesen allgemeinen Zweck dem der Bildung unterordnen und in der Lektüre, diesem wichtigen Mittel zur Cultur, nicht einen Zeitvertreib, einen Schutz vor Langeweile, sehen und suchen. Man könnte die Lektüre in Bezug auf Bildung recht gut in die passive und aktive theilen; bei jener will man bloß die fremden Gedanken, den

Autor kennen lernen; man sucht den Kreis seiner Kenntnisse und Ideen durch Aufnahme Anderer zu erweitern, man übt nur sein Gedächtniß; der Leser ist ein bloßer Schüler des Autors, folgt ihm sklavisch in seinem Ideengange und läßt sich ganz von ihm beherrschen, ohne selbstthätig zu seyn. Bei der aktiven Lektüre hingegen ist es der Zweck des Lesens, nicht bloß seine Ideen zu erweitern, deutlicher in seinem Geiste sie auszuprägen, ihre Gränzen und ihren logischen und materiellen Zusammenhang mit Andern einzusehen; er lies't, um zur geistigen Selbstthätigkeit angeregt zu werden; er folgt dem Autor in seinen Ansichten, Meinungen und Gründen nicht knechtisch, schwört nicht auf die Worte des Meisters, sondern prüft mit Umsicht; gebraucht den fremden Ideenfaden nur, um seine eigenen daran zu knüpfen; er studirt seinen Autor wissenschaftlich. Sein Hauptzweck ist es, die Haupt-Idee, welche durch das Ganze waltet und die einzelnen Theile verbindet, zu erfassen, den Plan und die Absicht zu entdecken, nach welchem und in welcher der Autor schrieb, und bemüht sich einen klaren Begriff von den Mitteln, durch die der Schriftsteller sein vorgestecktes Ziel zu erreichen glaubte, sich zu verschaffen und ein festes Urtheil sich zu bilden, in wiefern der Schriftsteller sich dem Ziele genaht habe oder davon entfernt geblieben sey. Diesen beiden Arten, als unterrichtender Lektüre, kann man die unterhaltende entgegen setzen. Bei der Letztern beabsichtigt man bloß ein leichtes Spiel der Geisteskräfte, vorzüglich der Einbildungskraft, und eine vorübergehende, angenehme Anregung des Gefühles; man nennt sie auch häufig die Romanenlektüre. Als Erhohlung, als Abspannung von ernsthaften Beschäftigungen der Seele mag sie ihren Nutzen haben; doch ist es dem Ernste des Lebens und der Würde der wahrhaften Bildung wenig angemessen, sich lange und häufig mit diesen geistigen Spielereien zu befassen. Die Liebe zu dieser Lektüre kann leicht zu einem schwelgerischen Genusse ausarten, Kopf und Herz verderben, dem Menschen eine phantastische Richtung geben, anstatt seinen Geist zu bilden, seine Phantasie mit leeren romantischen Bildern füllen, und anstatt zu natürlichen, dem Leben und seinen Verhältnissen entsprechenden Empfindungen anzuregen, schwärmerische Gefühle und imaginäre Bedürfnisse veranlassen, die, wenn gleich sie ohne Gegenstand sind und nicht auf Befriedigung hoffen dürfen, doch auf schwache Charaktere einen mächtigen Einfluß ausüben. Jede Lektüre, die einseitig ist, nur eine Geistesthätigkeit in Bewegung setzt und sie auf Kosten der Andern egoistisch herausbildet, ist verwerflich und widerstreitet dem Zwecke der wahren menschlichen Bildung, der harmonischen Entfaltung und Wirkung aller Kräfte. Die gemeinste und verdammungswürdigste Art der Lektüre ist aber die, welche das Edelste und Höchste im Menschen verletzt, die Sittlichkeit und den moralischen Sinn verhöhnt; die anstatt die Leidenschaften und Begierden zu reinigen, zu läutern, zu veredeln und zu mäßigen, die Sinnlichkeit reizt, die Unschuld des Geistes und der Phantasie raubt, um hernach auch die Körperlilie als Opfer fallen zu sehen.

Leda, des Thestius oder Thespius, Königs in Aetolien, oder des Glaukus Tochter. Ueber ihre Mutter herrschen die verschiedensten Angaben. Einige nennen sie Laophonte; Andere Leukippe, Eurythemis. Sie ward mit der Zeit an den König von Sparta, Tyndareus, vermählt und erzeugte mit ihm die Timandra, Clytämnestra und Philonoe. Allein auch Jupiter ward ihr Liebhaber. Sie gebar von ihm, nach Jenner, die Helena, deren Halbbrüder und Söhne des Tyndareus und der Helena die Dioskuren waren. Die folgenden Dichter setzten zu dieser Erzählung Vieles hinzu. Sie ließen erstlich Helena bloß von Leda erzogen werden, sie aber eigentlich ein Kind der Nemesis seyn, die Helenen in einem Ei gebar, und machten dann die Dioskuren, wenigstens den Pollux, zu leiblichen Brüdern der Helena, die mit ihr aus dem Ei geboren worden; endlich schrieben sie diese Ei-Ge-

burt selbst der Leda zu, und zwar gebar sie, weil Jupiter als Schwan ihr beiwohnte, entweder Ein Ei, aus dem Helena und Pollux hervorgingen, oder zwei Eier, deren eins den Castor und Pollux, das andere die Helena allein, oder zugleich mit ihrer Schwester, Clytämnestra, hervorbrachte. Die Scene, wie Jupiter die Leda unter der Gestalt des Schwans überlistet, gab den Künstlern Gelegenheit zur Bildung schöner und neuer Gruppen, in denen sie bald die Besiegung der Leda, bald ihre Gegenwehr gegen den Schwan darstellten. Daher ist auch dieses Sujet sehr oft von ihnen bearbeitet worden. Wir besitzen unter den herkulanischen Gemälden noch eines von diesem Gegenstande und viele antike Gemmen desselben Inhalts.

Leder, s. Gerberei.

Lee (Lei), Seite, ist diejenige, über welche der Wind hinstreift. — Leewärts, was unter dem Winde liegt, — daher Leeward-Inseln in den Antillen diejenigen, welche der Wuth der Orkane besonders ausgesetzt sind; übrigens ein eigenes brittisches Gouvernement, das indeß nicht alle diese Inseln befaßt, deren jede einen Unterstatthalter, Rath und Assembly hat. — Leebord, die dem Winde ausgesetzte Schiffsseite; — Leesegel, Seitensegel oder kleine Segel, die an jedem Ende der großen und der Fock-Raa an runden Stangen befestigt und gleichsam Flügel des großen und des Focksegels sind. Man spannt sie aber nur bei stillem Wetter auf, um desto mehr Wind zu fangen, und zieht sie bei starkem Winde ein.

Leeds, s. York.

Leere, leerer Raum, s. Raum (leerer).

Lefebvre (Franz Joseph), Sohn eines Müllers von Ruffach im Elsaß, wurde 1755 geboren und trat sehr jung in das Regiment der französischen Garden, wo er es bis zum Sergent brachte. In der Revolution aber schwang er sich schnell bis zum Divisionsgeneral empor. Zum Commandanten von Paris ernannt, trat er diese Stelle dem General Buonaparte ab und trug sehr viel zur Revolution des 18ten Brumaire bei. Im Jahre 1800 wurde er Mitglied des Erhaltungssenats; 1804 zur Würde eines Marschalls des Reichs erhoben, zum Chef der 5ten Cohorte und im September des nämlichen Jahres zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Den 1. Februar 1805 erhielt er das rothe Band und wurde Herzog von Danzig, worauf er im Monat Juli vom Könige von Spanien zum Ritter des Ordens Carl III. ernannt wurde. Um den Gang der Ereignisse nicht zu stören, übersandte der Herzog von Danzig anfangs April 1814 der provisorischen Regierung seine Beistimmung und unterzeichnete den konstitutionellen Akt. Dagegen ernannte ihn der König am 1. Juni 1814 zum Ritter des königl. Militär St. Ludwigs-Ordens und am 4ten des nämlichen Monats zum Pair von Frankreich, in welcher Würde er auch ein Jahr später vom Kaiser, nach seiner Zurückkunft von der Insel Elba, bestätiget wurde. Aber weil er sich wieder auf dessen Seite geschlagen hatte, wurde er nach der zweiten Restauration aus der Liste der Pairs gestrichen. Er starb 1820 in Paris.

Lefort (Franz Jakob). Dieser merkwürdige Günstling Peter des Großen war 1652 zu Genf geb. Sein Vater, ein Kaufmann, bestimmte ihn demselben Stande und schickte ihn nach Hamburg, um die Handlung zu erlernen; doch der 14jährige Jüngling konnte seiner Neigung zum Militärstande nicht widerstreben, entwich nach Marseille, nahm französische Dienste, später holländische, verließ diese aber 1675 und reiste über Archangel nach Moskau. Dort ward er zuerst Sekretär des dänischen Gesandten und hatte das Glück, dem jungen Zaar, Peter Alexjewitsch, bekannt zu werden. Bald gewann er durch seinen offenen Kopf und seine mancherlei Talente und Kenntnisse in solchem Grade dessen Gunst, daß dieser ihn in seine Dienste nahm, und ihn mit Liebkosungen überhäufte. Er wurde der Liebling des großen Zaars und war würdig es bis an seinen Tod zu bleiben. Beide wurden von gleichen Ideen zur Umbildung Rußlands

begeistert und beide vereinigten sich in das Streben, diese Ideen zu verwirklichen. Den ersten wichtigen Dienst leistete er dem Zaar, als 1688 die Strelitzen sich gegen ihn in Aufruhr erhoben, indem er die Ausführung ihres verrätherischen Planes vereitelte, und den Fürsten von der Gefahr befreite, die seinem Leben bedrohte. Hierauf ward das Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und dem Zaar, der nun Alleinherrscher wurde, immer inniger und sein Einfluß zeigte sich mit jedem Tage bedeutender. Er gestaltete das russische Kriegswesen nach französischem Muster um und legte den Grund zur russischen Seemacht, die Peter in der Folge zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit brachte. Auf der Reise, die Peter 1697 ins Ausland unternahm, stellte dieser seinen Günstling an die Spitze der Gesandtschaft, zu deren unscheinbarsten Begleitern der Zaar selbst gehören wollte. Während der Abwesenheit Peters und Leforts erhoben die russischen Großen, in Verbindung mit den Strelitzen, denen die vielen neuen Einrichtungen und die Begünstigung eines Ausländers ein bittres Aergerniß gaben, einen Aufruhr; allein mit Adlerschnelle kehrte Peter zurück, und nahm die blutigste Rache an den Aufrührern. Er, so wie Lefort und Menzkow vollzogen die Hinrichtung der Schuldigen mit eigner Hand. Lefort starb 1799; ein ausschweifendes Leben hatte seinen Tod beschleunigt. Lefort hat sich durch seine Verdienste einen unsterblichen Namen in Rußlands Annalen erworben. Er war ein Mann von scharfblickendem Geiste, festem Charakter und unerschütterlichem Muthe.

Legal, Legalität ist die Uebereinstimmung einer freien Handlung mit dem Gesetze, als z. B. mit dem Sittengesetze. Um eine Handlung für legal zu erklären, sieht man nicht auf die Motive, welche ihr zum Grunde lagen; denn die Legalität unterscheidet sich von der Moralität, daß die Beweggründe zur Handlung bei dieser auch rechtlich seyn müssen.

Legat, 1) bei den Römern der oberste Amtsgehülfe der Statthalter, von dem diese in ihre Provinz begleitet und in allen Civil- und Militärverrichtungen unterstützt wurden. Jedem Statthalter einer Provinz gab man wenigstens drei Legaten mit, die dazu durch ein Senatsdekret erwählt wurden. Je größer die Provinz war, desto mehr Legaten wurden dazu erfordert. Ein Consul, der als Proconsul in eine Provinz ging, bekam schon gewesene Consuln zu Legaten; ein Prätor, schon gewesene Prätoren. Da ein Proconsul gewöhnlich eine Armee unter sich hatte, so mußten sie seine Legaten als Unterfeldherren oder Generallieutenant mit kommandiren und auch die Jurisdiktion mit verwalten helfen. War der Statthalter ein Prätor, der keine eigene Armee hatte, so unterstützten ihn seine Legaten bloß bei der Ausübung der Rechtspflege und nach seinem Tode verwalteten sie die Provinz. Die Civilgerichtsbarkeit hatten die Legaten ganz, doch nur mandatam jurisdictionem, d. h. in sofern der Proprätor oder Proconsul sie ihnen anvertraute. Criminalprozesse durften sie nicht anstellen, wenn der Proconsul der Provinz gegenwärtig war; wohl aber in seiner Abwesenheit. — 2) der oberste Amtsgehülfe eines Feldherrn, Generallieutenant, also oft mit dem schon gesagten einerlei, wenn in der Provinz Krieg zu führen war. Er wurde gewöhnlich vom römischen Senate ernannt, doch erhielt auch der Feldherr die Erlaubniß, bisweilen die Wahl selbst zu treffen. Das Commando und die Macht der Legaten hing bloß vom Obergeneral ab; auch behielten sie es nur auf bestimmte Zeit, bis sie das aufgetragene Geschäft ausgeführt hatten. Bei einer Armee befanden sich gewöhnlich mehrere Legaten. Bei einer consularischen Armee, die mit den Bundesgenossen 18.600 Mann stark war, gab es erstlich zwei Legaten, welche die Flügel kommandirten, und einen dritten, der das Lager bewachte. In Abwesenheit des Oberfeldherrn, oder wenn er, oder der Magister equitum verwundet wurde, hatten einer oder zwei von ihnen das Oberkommando. Sie waren daher sehr in Ansehen; dessen ungeachtet

aber konnte sie der Feldherr von sich entfernen, wenn er mit ihnen unzufrieden war. Von den Unternehmungen der Legaten, die sie auf des Consuls Befehl ausführten, hatte auch dieser die Ehre.

Legaten, Legati, Prälaten, die zur Ausübung der päpstlichen Vorrechte außerhalb Rom abgesendet werden. Legatus natus heißt er, wenn der Legat vermöge seines außer der römischen Diöces befindlichen Kirchenamts Legat ist, also durch dasselbe die Befugniß hat, bestimmte päpstliche Vorrechte auszuüben; 2) Erzbischöfe die solchen besonderen Rang von wegen ihrer Kathedrale besitzen, solche sind die Erzbischöfe von Köln, Prag, Rheims, Arles ꝛc. Legatus datus, s. missus: wenn seine Sendung auf besonderem päpstlichen Auftrage beruht. Dieser heißt: a Laterne, wenn er Kardinal ist; Nuntius apostolicus aber heißt jeder Legat, der nicht Kardinal ist. Vergleich Gesandter.

Legende (legenda) heißt in der kathol. Kirche ein Buch, das die täglich beim Gottesdienst abzulesenden Lektionen enthält; Legenden sind die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Märtyrer, welche man in ältern Zeiten gesammelt Acta sanctorum nannte. Schon im 2. und 3. Jahrh. finden sich Spuren von Aufzeichnung einzelner Nachrichten über Personen, die sich durch ein heiliges Leben oder durch Standhaftigkeit während der Christenverfolgungen ausgezeichnet hatten. Ausführliche Biographien begannen mit dem 4. Jahrh. und mehrten sich zu Ende des Mittelalters, wo diese Art Geschichtschreibung besonders in den Klöstern geübt wurde, in unübersehbarer Zahl. Vergl. d. Art. Biographien und Geschichte (Geschichte der). Unter allen den Sammlungen ragt die Acta sanctorum, welche auf Veranstaltung des Jesuitenordens von dem Antwerpner Jesuiten Bolandus 1643 begonnen, und nach dessen Tode von andern Jesuiten (Bolandisten) fortgesetzt wurde, durch Kritik und Unparteilichkeit hervor (s. Acta sanct). Ueber dergleichen Sammlungen sprach sich Friedrich v. Schlegel (Conkordia, Heft 4 und 5) so aus: „Die christlichen Legenden haben im Allgemeinen ein dreifaches nach jeder Richtung hin bedeutendes Interesse: ein religiöses, historisches und ästhetisches. Jedes unbefangene, rein menschliche Gemüth, auch bei ganz andern Ansichten in Religionssachen, wird die hier aufgestellten Muster von Gottes- und Menschenliebe, unbedingter Selbstaufopferung und heldenmüthiger Standhaftigkeit gewiß nicht ohne innere Rührung und Erbauung kennen lernen, sollten Einige auch nach ihrer subjektiven Ueberzeugung Manches in diesen Geschichten Vorkommende nicht glauben, Anderes nicht billigen. Einen noch allgemeinern Eingang muß das historische Interesse finden. Denn in diesen Legenden ist doch einmal faktisch die Stimmung und Weltansicht mehrerer Jahrh. ausgedrückt, und sie sind Urkunden, wie das Christenthum nach seiner praktischen Seite besonders sich in diesen Zeiten entwickelt und gestaltet hat. Abgesehen davon, daß diese Geschichten uns theuer seyn müssen und betrachte ich sie um ihrer selbst willen als einen Kreis von Sagen und Erzählungen: welch eine Fülle der edelsten und schönsten Gefühle und Gesinnungen finde ich hier; welche tiefe Regungen des Gemüths; wie viele interessante Situationen menschlicher Verhältnisse, zugleich auch poetisch genommen, welche schöne und reiche Entfaltung des äußern Lebens! Der Vorwurf der Einförmigkeit in den Bekehrungs- und Büßergeschichten, wie überhaupt im Leben der Heiligen, kann nur aus Mangel an individuellen Anschauungen und genauerer Kenntniß herkommen; denn auf diese Art lassen sich auch die lebendigsten und vielgestaltesten Sagen des Alterthums eben so gut auf wenige Begriffe zurückbringen. Zu diesem Allem kommt noch die wichtige Rücksicht, das man die ganze dichtende und bildende Kunst des Mittelalters

ohne Kenntniß dieser Legenden durchaus nicht genießen, vielweniger deuten oder erklären kann." Die Hyperkritik, mit der die selbstische und irreligiöse Kälte unserer Zeit die Legenden beurtheilt hat, müßte, wie ein neuer geachteter Schriftsteller sagt, in gleichem Maße bei den Historikern des klassischen Alterthums angewandt, gerade zur kläglichsten Skepsis führen. Vorzügliche Beachtung verdient in der neuesten Zeit die große Sammlung von Raß und Weis, Leben der Väter und Märtyrer, welche noch nicht vollendet ist. Weil es unter der Masse von Legenden eine große Menge poetischer und erhebender Sagen giebt, so haben viele und große Dichter sich mit Bearbeitung dieser Stoffe beschäftigt; ja man nennt deßhalb auch jede frei erfundene poetische Nachahmung kirchlich alterthümlicher Sagen in deren einfachem Style, Legende. Göthe, die beiden Schlegel, Kosegarten, Herder, Fouque, Amalie v. Imhof, haben uns mit trefflichen Legenden beschenkt; Pfeffel und Langbein lieferten die Legende im komischen Gewande. Legende nennt man auch den Rand oder die Umschrift einer Münze, zur Erklärung des Bildes oder der Figur.

Legion, eine Abtheilung der römischen Armee, deren Stärke in verschiedenen Zeiten verschieden war. Als Romulus den römischen Staat einrichtete, wählte er aus jeden der 3 Tribus 1000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde. Diese 3300 Mann zusammen hießen eine Legion, weil nur die streitbarsten dazu ausgesucht (legere) wurden. Zur Zeit des Polybius bestand eine Legion aus 4200 Mann. Die Soldaten einer solchen Legion waren römische Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sklaven dazu. Auch durfte keiner, außer sehr dringender Gefahr, unter 17 Jahre alt seyn. Gewöhnlich befand sich bei einer Legion auch eine gleiche Anzahl Bundesgenossen, so daß, wenn von einer römischen Legion die Rede ist, man immer darunter ein Corps von 9 bis 10.000 Mann verstehen muß. Das Fußvolk jener Legion wurde, als die Stärke derselben noch 3000 Mann betrug, in 10 Cohorten und jede Cohorte in 3 Manipel, welche auch, da sie gerade aus 100 Mann bestanden, Centurien hießen, eingetheilt. Als die Legion stärker wurde, behielt man zwar diese Abtheilungen bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien. Die Centurie wurde auch noch in 10 Dekurien getheilt. Ferner waren bei jeder Legion 6 Kriegstribunen oder Kriegsobersten, welche unter dem Consul kommandirten, jeder gewöhnlich, wann die Reihe an ihn traf, einen Monat lang. Zu einer konsularischen Armee gehörten 4 Legionen (nämlich 2 für jeden Consul), welche jährlich aufs Neue gewählt wurden. Die Waffen schaffte sich jeder Bürger selbst an. Wenn die Legion 4200 Mann stark war, so betrugen die leichten Truppen 1200. Die Hauptfahne einer solchen Legion war ein silberner Adler und der Name derselben unterschied sich entweder nach dem Anführer derselben (z. B. Claudianische Legion), oder nach dem Orte, wo sie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Augustus bestand das ganze römische Heer aus 25 Legionen.

Legirung, die Vermischung zweier Metalle, und in der Münzkunst, die Vermischung des edlern Goldes und Silbers mit dem geringern Kupfer. Daher unterscheidet man eine feine, nicht legirte, Mark von der legirten, rauhen oder beschickten. Gold wird mit Kupfer, mit Silber oder mit Kupfer und Silber zugleich legirt. Die erste Legirung heißt die rothe, die zweite die weiße, die dritte die gemischte. Silber ist allezeit mit Kupfer legirt. Der Gehalt des feinen Metalls ist das Korn in der Mark, der Gehalt des geringern das Schrot. Die Legirung giebt den Münzen die gehörige Härte, um das Abschleifen zu verhindern und um die Münzkosten (den Schlagesatz) zu decken. Sie wird durch den Münzfuß des Landes festgesetzt. Legirungen anderer Metalle dienen zu mancherlei technischen Zwecken, z. B. Glockenspeise,

Bronze, Metallgemische zu Teleskopen, zu Buchdruckertypen. Solche Legirungen sind chemische Vereinigungen mehrerer Metalle, die dadurch ganz andere Eigenschaften erhalten, als sie ursprünglich haben. Ihre Dichtigkeit steht nicht in dem arithmetischen Mittel der einzelnen Dichtigkeiten; ihre Schmelzbarkeit ist verändert. Ein Gemisch von 2 Wismuth, 1 Blei und 1 Zinn bedarf zum Schmelzen nur der Hitze des kochenden Wassers.

Legitimation in der Jurisprudenz ist ein Akt, wodurch ein uneheliches Kind für ehelich erklärt wird und in alle Rechte eines solchen tritt. Von jeher sind Kinder, in gesetzlicher Ehe gezeugt, von den unehelichen, die in den Augen der Gesetze und des Volkes ein Makel drückte, unterschieden worden. Bei den Hebräern erbten uneheliche Kinder nicht mit den legitimenen; erst in der zehnten Generation wurden sie zu der Kirche gelassen und es scheint nicht, daß es in ihrer Gesetzgebung irgend ein Mittel gab, um den Fehler ihrer Geburt zu verwischen. Bei den Persern und Griechen waren sie ebenfalls unfähig zu erben. In den römischen Gesetzbüchern befinden sich zwar eine Menge Verordnungen zur Freilassung der Sklaven und um den Libertinen und Freigelassenen die Eigenschaft der Freigebornen zu ertheilen, doch keinen gesetzlichen Weg, die unehelichen Kinder zu legitimiren, oder sie zur Erbschaft zu befähigen. Nur durch Adoption vermochte ein Bastard für ein eheliches Kind erklärt zu werden. Der Römer, welcher ein Kind adoptirte, umhüllte es mit seinem Mantel. Der Kaiser Anastasius, fürchtend, daß die Leichtigkeit, Bastarde zu legitimiren, der Sittenlosigkeit einen offenen Weg bahnen würde, verordnete, daß die Legitimation nur dann statt finden sollte, wenn keine vor der Adoption gebornen, ehelichen Kinder vorhanden wären. Diese erste Form der Legitimation wurde später durch den Kaiser Justinian aufgehoben; doch Constantin der Große und seine Nachfolger führten mehrere gesetzliche Legitimationsarten ein. Die erste geschah durch ein proprium judicium des natürlichen Vaters. Wenn er nämlich in einer öffentlichen oder auch Privatakte von seiner Hand geschrieben und mit der Namensunterschrift dreier glaubwürdigen Zeugen versehen, oder in einem Testamente oder in einem richterlichen Akte sein natürliches Kind als ein legitimes, oder auch nur schlechtweg als sein Kind behandelte. Man setzte in diesem Falle voraus, daß eine gültige Ehe vorhergegangen sey und forderte keine weitern Beweise. Die Legitimation gab den natürlichen Kindern alle Rechte der legitimen. Es war hinreichend, daß der Vater Einem seiner natürlichen Kinder dies Zeugniß ertheilte, um alle Andere, die er mit derselben Frau erzeugt hatte, zu legitimiren; vorausgesetzt, daß diese eine freie Person war, mit der er eine Heirath hätte abschließen können. Die zweite geschah durch ein rescriptum principis, durch eine Verordnung des Fürsten; sie ist noch jetzt gebräuchlich. Ein Gesetz des Kaisers Zeno verordnete, daß, wenn ein Mann kein legitimes Weib besitze, noch Kinder in legitimirter Ehe geboren und er seine Beischläferin, die schon Kinder von ihm habe, heirathe, daß diese Kinder legitim seyn sollen. Diese Legitimationsform erhielt von Justinian eine größere Ausdehnung und mehrere Veränderungen. Sie hieß per dotalia instrumenta, weil bei ihr die bloße Einwilligung zur Gültigkeit der Ehe nicht hinreichte, sondern ein schriftlicher Contrakt und die Abgabe der Mitgift nothwendig waren. Justinian's Gesetz verordnete demnach, daß wenn ein Mann eine Freie oder Freigelassene, die er bisher als Beischläferin gehalten habe, er möchte von ihr schon legitime oder bloß natürliche Kinder besitzen, daß die unehelichen Kinder durch die folgende Heirath für legitim erklärt werden sollten. Dasselbe findet bei uns statt, wo ebenfalls zu einer Legitimation gehört, daß der Vater mit der Mutter seiner natürlichen Kinder eine Heirath schließen könne; denn außereheliche Kinder während einer noch vorhandenen Ehe erzeugt, können nur per rescriptum principis legitimirt

werden. Vollzieht aber ein verheiratheter Mann noch eine zweite Heirath und geht die Frau, ohne Kenntniß der frühern ehelichen Verbindung des Mannes, in das Bündniß ein, so sind die Kinder der zweiten Ehe legitim. Eine fünfte Form der Legitimation bei den Römern war per oblationem curiae wenn nämlich das natürliche Kind unter die Zahl der Dekurionen, der Stadträthe, aufgenommen wurde. Die Legitimation durch nachfolgende Heirath wurde vom kanonischen Recht anerkannt; doch nur unter zwei Bedingungen: erstens, wenn der Vater und die Mutter während der Zeugung, der Geburt und Legitimation sich heirathen konnten, und zweitens, wenn die Heirath durch die Kirche mit den gewöhnlichen Formalitäten vollzogen wurde. Die Legitimation durch ein Reskript des Fürsten ist ein Recht der Suveränität, wie es in einer Verordnung Carls V. vom 8. Mai 1372 aufgestellt wird.

Legitimität 1) heißt ursprünglich Gesetzmäßigkeit. 2) Die Gesetzmäßigkeit einer erblichen Dynastie in einer Monarchie, so daß die Regentenwürde von einem verstorbenen Gliede auf das nächste Glied mit dem Vorzuge der Erstgeburt übergeht. 3) Die bestehende gesetzlich bestätigte Regierungsform und deren Verwaltungspersonal. Es giebt leider Fälle, wo Regenten ihre Macht mißbrauchten, andere, wo ihr Eigensinn oder ihre Verstandesschwäche, Zeit und Umstände beherrschen zu wollen, Staat und Völker ins Verderben brachte, eine Meuterei veranlaßte, welche sie vom Throne entfernte und oft auch die geborenen Thronerben, weil die Meuterer gemeiniglich aus Privathaß und selten aus wahrer Rücksicht des allgemeinen Besten die Dynastien wechseln ließen, und weil sie Strafe von deren Nachkommen fürchteten, die Volksvertretungen, wenn man nöthig fand, solche überall zu berufen, zum Wechseln der Dynastie beredeten. Welterfahrung ist übrigens, daß solche neue, in Anarchien hervorgerufene Dynastien bisweilen den Völkern neuere größere Plagen brachten. Diese Erfahrung der Geschichte ist ein Hauptschutz der bestehenden Dynastien, wenn auch große Schwächen diesen oder jenen Regenten übereilen. Gewiß handelten die Stuarts gegen die alterthümliche Verfassung Englands; doch bewahrten sie solches vor Schuldenlast und die geringe Einmischung in die Continentalpolitik im 30jährigen Kriege wurde ihnen sogar zur Last gelegt; die Verwaltung in Irland war nicht ganz intolerant, die Aristokratie in England herrschte damals weniger, als der König, dem man nur Schuld gab, zu sehr nach der Theorie des jus divinum der Monarchie wider die Erklärungen der Thronvorfahren und die Rechte des Parlaments zu regieren. Wirklich war damals in allen Theilen der Monarchie die Zahl der Grundeigenthümer größer und vielleicht selbst in Hochschottland das Besitzthum der Hörigen der Lairds minder beschwert, als nach den umändernden Parlamentsakten in Folge der Schlacht bei Culloden. Nicht die sehr unschuldige Demokratie, die selten ihre Verehrung legitimer Monarchen wechselt, sondern die eigennützigere Aristokratie, welche so gern die Monarchen, wie in Frankreich und England u. s. w., beherrschen möchte, ist der Legitimität der bestehenden Dynastien mit und ohne Verfassungen gefährlich, und leider knüpft die Aristokratie bisweilen Verbindungen mit den noch nicht zum Throne berufenen Gliedern der Dynastien an. Es ist gewiß wünschenswerth, daß alle männliche Glieder der Dynastie im Staatsrath und in der Volksvertretung nach ihrer Volljährigkeit Platz nehmen. Dieß bewahrt in großen Staaten unter weniger selbst regierenden Monarchen diese und ihre Völker vor der Gefahr der Ministerherrschaft, hält etwaigen Prinzipalministern einiges Gleichgewicht, bewahrt auch bisweilen die unglückliche Energie eines Monarchen, der sich mächtiger glaubt, als er ist, vor zu kühnen diplomatischen Schritten, sich bald in fremde Angelegenheiten einzumischen, wo das bloße Beobachten weiser wäre und die Folgen der Ein-

mischung den Einmischern und deren Erben oft sehr unerwartete Resultate hinstellen, weil selbst der gescheidteste Mensch die Verwickelung wider einen natürlichen Gang der Dinge nicht voraus zu sehen vermag; bald kleine Zwecke mit Eifer zu verfolgen, mit Leichtsinn das Recht des Krieges und des Friedens zu üben und sich nicht schnell zu vereinigen, wenn irgend ein Staat nach Universalherrschaft über den civilisirten Theil der Erde strebt. — Dem Streben nach Universalherrschaft übermächtiger Staaten mit Muth entgegen zu wirken, das ist das wichtigste jetzige Bedürfniß der Legitimität und ihrer Völker. Der thörichte excentrische Freiheitssinn einiger unbedeutenden Menschen in den Völkern, die ohne Amt und Familienverbindung sehr machtlos sind, droht der Legitimität keine Gefahr, weder in Erblanden noch in neu amalgamirten Staaten. Aber man schone einige Vorurtheile der Völker im Mittelstande oder in unteren Klassen, zumal man bisweilen zu gleicher Zeit den Vorurtheilen der Meistbeerbten manche Rücksicht widmet, und kette alle Stände an den Regenten und die Regierung und nicht an eine Patrimonialregierung zwischen dem Regenten und dem Volke. Wo diese von Alters her existirt, wünscht Keiner schnelle Abschaffung, aber man habe ein wachsames Auge auf Ausschreitungen dieser Mittelmacht.

Legouve, ein bekannter französischer Dichter, geb. 1764 zu Paris, ward 1798 zum Mitglied des Instituts ernannt, und versah einige Jahre vor Willes Tod dessen Lehrstelle am College de France. Seine letzten Jahre brachte er in Geistesverwirrung zu, die die Folge eines unglücklichen Falles war, und endigte sein Leben im Spital. Sein berühmtestes Werk ist ein Lehrgedicht über die Verdienste der Frauen, das mit seltenem Beifalle aufgenommen ward. Die Mängel der Anlage in diesem Gedichte hat der Verfasser durch Anmuth der Form zu verbergen gewußt. Die vorzüglichsten seiner übrigen Schriften sind: der Tod Abels, theils dem geßnerischen, theils dem klopstockischen Abel nachgebildet; Richard III. nach Shakespeare; der Tod Heinrichs IV. ein Trauerspiel, in welchem Anordnung und Ausführung gelobt wird. Außerdem stehen noch viele Aufsätze und Gedichte in der Vieillées des Muses, die er mit Arnault, Laya und Vigee herausgab, und im Mercure de France. Seine Schriften sind bis jetzt noch nicht gesammelt worden.

Lehnsstamm, Constitutum feudale, der Geldbetrag, welchen die Gesammtbelehnten, wenn ihnen oder ihren Erben das Lehn anheim fällt, den Allodialerben des Vasallen entrichten müssen.

Lehnswesen, Lehn oder Lehngut. Ursprünglich war ein Lehn ein bestimmter Länderdistrikt, welchen ein Vasall inne hatte und mit dessen Besitze gewisse prärogative Rechte verknüpft waren. Anfangs waren solche Lehnbesitzungen nur zeitlich und konnten dem Besitzer nach Ablauf der bestimmten Zeit wieder vom Lehnsherrn genommen werden. Doch schon unter Carl dem Großen und Lothar I. gab es einige dieserartigen Besitzungen, welche zu den Erben übergingen; in der Folge wurden die Lehne erblich, und nun erlosch die alte politische Verfassung der germanischen Völker und das Feudal-System entstand. Die ersten Wurzeln des Lehnswesens wurden durch den Einbruch der nordischen Völker in die römischen Provinzen und ihre Niederlassung in den eroberten Ländern gelegt. Niemanden ist das außerordentliche Phönomen in der Geschichte, das nur Einmal sich ereignete und sich vielleicht nie wieder ereignen wird, die Völkerwanderung, unbekannt; eine Menge Nationen, Gothen, West- und Ostgothen, Vandalen, Angel-Sachsen, Franken, Burgunder, alle germanischen Stammes, stürzten sich aus dem Norden in den Süden Europa's und in den Orient, zertrümmerten den römischen Ländercoloß, theilten sich in seine Glieder und legten den Grundstein zu vielen Staaten und zu einer politischen Verfassung, welche erstern größtentheils noch jetzt bestehen und in den meisten europäischen

Staatsverfassungen die Spuren der letzteren, trotz der großen Veränderungen, die Jahrhunderte mit ihr vornahmen, und der gewaltsamen Erschütterungen, bis auf den heutigen Tag sichtbar sind. Nachdem der Sieger des großen Pompejus sein Vaterland unterdrückt und seine Nachfolger, selten an hohem Geiste und menschenfreundlichen Herzen dem ersten Cäsar ähnlich, den römischen Staat einer tyrannischen Herrschaft unterworfen hatten, seufzete Europa eine lange Zeit unter dem schweren Drucke und der grausamsten Despotie, in die sich die ehemalige römische Milde umgewandelt hatte. Die germanischen Völker, schon lange durch ihre häufigen Gränzkriege und Raubzüge mit der Schwäche der Römer und ihrer Ausartung von dem kriegerischen Geiste ihrer Väter bekannt, und aufgemuntert von den nachbarlichen Nationen, die unter dem Römerdrucke erlagen, vereinten sich, die Welt an ihren Tyrannen zu rächen. Wie Bergströme stürzten sie sich in Italien, Frankreich und Spanien und in alle südl. Provinzen Europa's, zerrissen das lose Länderband, wodurch die abendl. Kaiser unnatürlich und doch schwach die verschiedenartigsten Provinzen zu Einem Reiche verbanden, und bildeten aus den Theilen eigne Königreiche. Rom hatte alle Völker so gänzlich vernichtet, daß es schien, die Erde habe neue hervorgebracht, um seine Herrschaft zu zertrümmern. Fast gleichzeitig mit den Germanen setzten sich auch mehrere asiatischen Nationen in stürmende Bewegung, die Hunnen, Alanen und Avaren; sie giengen über den cimmerischen Bosphor, jetzt die Meerenge von Kapha, trieben die alten Völker aus ihren Sitzen, und so stürzten Nationen auf Nationen in furchtbarem Gedränge, bis die empörten Wogen sich in den römischen Provinzen zu Ruhe legten; doch zeichneten sich die Eroberungen der Germanen von den der Hunnen auffallend durch ihren Charakter aus. Diese verwüsteten Europa, ohne Staaten zu bilden; sie raubten überall Beute zusammen und schleppten sie wie Wölfe in ihre Höhlen: jene hingegen setzten sich in den eroberten Königreichen fest und diese, obgleich durch die Gewalt der Waffen begründet, fühlten wenig das Joch des Siegers. Die Germanen waren frei in dem Lande ihrer Heimath und gestanden in den eroberten Reichen ihren Anführern nur eine beschränkte Macht zu. Eine Menge Unteranführer engten die Autorität des Fürsten ein; Kriege wurden nur mit ihrer Einwilligung begonnen; die Beute wurde unter das Heer vertheilt; der Fürst durfte keine Auflagen erheben und die Gesetze wurden in einer Versammlung der Nation gegeben. Welch ein Unterschied zwischen Deutschen und Tartaren! Diese stürzten das griechische Kaiserreich und führten an der Stelle eines Staatsgebäudes einen Kerker des Despotismus und der Sklaverei auf; jene eroberten das abendländische Römerreich und gründeten überall Monarchien und Freiheit. Diese Verschiedenheit läßt sich aus dem Charakter und dem Genius des germanischen Volkes, aus dessen Schoße die Eroberer hervorgingen, erklären. Sie übten nicht sonderlich den Ackerbau, lebten von Milch, Käse und Fleisch; keiner besaß ein Stück Landes eigenthümlich; die Fürsten und Vorsteher des Volkes wiesen einem Jeden einen Theil des Landes, welches alle Gemeindegut war, zu einer jährigen Benutzung an. Der Tapferste sammelte um sich eine Schaar Anhänger, Tacitus nennt sie Comites; sie folgten ihm in den Krieg und fochten unter seiner Anführung. Zwischen den Gefährten herrschte ein Wetteifer des Muthes und zwischen den Fürsten der Schaaren ein Wetteifer, das zahlreichste und tapferste Gefolge zu besitzen. Im Kampfe war es schmählich für den Fürsten, an Tapferkeit seinen Gefährten nachzustehen; und für diese Schande, ihrem Heerführer nicht zu gleichen oder ihn zu verlassen. Von ihnen empfingen sie das Schlachtroß und den furchtbaren Pfriem, Mahl und Trank war der Sold dieser kühnen Krieger. Es gab unter ihnen zwar keine Lehne; aber es gab doch eine Art von Vasallen: es gab keine Lehne, weil der Fürst

keine Ländereien zu verleihen besaß, oder, wenn man will, ihre Lehne waren Schlachtrosse, Waffen und Mahl; doch das Gefolge bildete eine Vasallenschaft; denn die Gefolge bestanden aus Getreuen, die durch Wort und Handschlag sich ihrem Fürsten verbanden und ihm aus Liebe und Neigung in den Krieg folgten. Wenn Einer unter ihnen, erzählt Cäsar, in der Volksversammlung kund machte, daß er einen Zug im Sinne habe, und seine Landsleute zur Theilnahme am Unternehmen aufforderte; so erhoben sich die, welchen der Zug und der Anführer genehm waren und boten ihm ihre Hilfe an. Die germanischen Nationen waren überdies in mehrere Stämme getheilt, jeder Stamm hatte seine unabhängigen Richter und ein Oberhaupt der ganzen Nation wurde nur zur Zeit des Kriegs gewählt. Daher bestanden die Heere oder vielmehr die bewaffneten Colonien, die aus dem Mutterlande zogen, nicht aus Söldlingen, die für Lohn zum Besten des Dingers eroberten; es waren freiwillige Waffenverbindungen, Alle gleiche Theilnehmer am Zuge. Diese Gesellschaften, aus den verschiedenen Stämmen gezogen, bildeten eben so viele verschiedene Heeresabtheilungen, jeder unter ihren besondern Führern, Alle unter einem Hauptführer, durch die Einstimmung Aller erkoren, und der ebenfalls Anführer seines Stammes war: mit einem Worte, die Deutschen bildeten ein Heer von Eidgenossen. Demnach verlangte die Natur ihrer kriegerischen Verfassung, daß das Eroberte zum Gemeingut Aller wurde, und Jeder in dem Maaße Theil an der Beute nahm, als er zur Eroberung beigetragen hatte. Um diese Vertheilung des Landes zu bewerkstelligen, wurde es in so viele Distrikte gespalten, als Volksstämme da waren, und diese wiesen nun einem Jedem nach Maaßgabe seiner Verdienste einen größern oder geringern Theil an. Die Fürsten erhielten nun wie billig die größten Besitzungen, die sie dann wiederum stückweise an die Glieder ihres Gefolges unter der Bedingung, ihnen die Vasallenpflicht zu leisten, verliehen. Was die Deutschen mit dem Schwerte erobert hatten, mußten sie auch mit dem Schwerte behaupten; sie sahen sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, dieselbe kriegerische Verfassung auch im Frieden beizubehalten. Die Autorität des Oberhauptes und der Unteranführer dauerte fort, und alle Glieder mußten mit diesen Mittelpunkten in Verbindung bleiben. Dem Geiste der Germanen und noch mehr ihrer Lage nach — denn aus dem Norden ergossen, den frühern folgend, sich neue Völkerschwärme und wollten sich ebenfalls mit dem Schwerte in der Hand zum Erben des entschlaffenen Römerreichs einsetzen; auf der andere Seite konnten die griechischen Kaiser Ansprüche auf die abendländischen Provinzen machen, und machten sie sogar: dieser Lage nach war es natürlich, daß die einzelnen germanischen Völker ein festes Band suchten, welches die Glieder zum Schutze des Ganzen zusammen hielte. Jeder, der ein Stück Landes als Beute erhielt, mußte daher die Verpflichtung übernehmen, bei einem Angriffe sich zum Schutze des Ganzen zu bewaffnen und dem Rufe seines nächsten Führers zu folgen, der sich dann mit seiner Abtheilung an das Nationalbanner schloß, d. h. zum Heere des Oberhauptes stieß. Dieser muß daher unter einer doppelten Beziehung betrachtet werden: als Herr eines Landesdistriktes, das er aus dem Gemeindegut als Belohnung erhalten und stückweise an sein Gefolge verliehen hatte; und als Oberhaupt und Heerführer der Nation. In der ersten Eigenschaft besaß er immer ein ihm persönlich verpflichtetes Gefolge; seine Begleiter erhielten zwar nicht mehr Schlachtroß, Pfriem und Unterhalt zum Solde; sondern sie wurden für ihre Dienste durch wirkliche Besitzungen entschädigt, ohne daß dadurch die Verbindlichkeiten, die sie ihrem Fürsten verschuldeten, aufgehoben wurden. Die Vertheilung des Landes geschah bei den verschiedenen Völkern verschiedentlich. Die Gothen und Burgunder trafen mit den alten Besitzern eine Uebereinَ

kunft; sie eigneten sich einen zu ihrem Bedarfe hinlänglichen Theil zu und ließen den Rest den frühern Eigenthümern unter gewissen persönlichen Leistungen und Abgaben; die Franken hingegen nahmen Alles und trafen nur unter sich gewisse Reglements. Doch alle gingen dabei mit derselben Mäßigkeit zu Werke: sie beraubten die alten Eigenthümer nicht gänzlich ihres Besitzes; sondern nahmen bald 2 Drittel, bald die Hälfte. Die Länderverthellung wurde nicht mit tyrannischem Egoismus vollzogen; sondern sie wurde durch die Absicht geleitet, den wechselseitigen Bedürfnissen beider Völker, welche dasselbe Land bewohnen sollten, abzuhelfen. Ein burgundisches Gesetz befahl, daß jeder Römer einen Burgunder als Gast aufnehmen sollte; die Zahl der Römer, welche ihre Güter theilen mußten, war daher der der Sieger gleich; hierdurch wurde der Römer am wenigsten verletzt: denn der Burgunder setzte seine vaterländische Lebensart fort, er war Jäger und Hirt, überließ aus diesem Grunde das Ackerfeld dem Römer und begnügte sich mit dem schlechtern Boden. In Italien hießen dieser Ländertheile Sortes Gothicae und Sortes romanae; die fränkischen Antheile hießen Terra Salica und der den ursprünglichen Besitzern verbleibende Theil, Allodium, französisch Aleu; welches in der teutonischen Sprache Güter bedeutete, die in keinem Lehnsverhältnisse standen. Unter den Franken lebte der Römer nicht mehr sklavisch gebunden, als der Gallier unter den röm. Eroberern; nie trafen die Franken eine allgemeine Einrichtung, welche die alten Bewohner Galliens in eine knechtische Abhängigkeit versetzte. Der Tribut, wenn überhaupt die besiegten Gallier und Römer einen solchen entrichteten, was sehr zweifelhaft ist, hörte bald auf und wurde in militärische Verpflichtungen umgewandelt. Oben wurde erwähnt, daß die germanischen Fürsten, die Ersten an Tapferkeit und Kriegserfahrung, ein Gefolge um sich sammelten. Diese Sitte behielten sie auch in ihren Eroberungen bei: Tacitus nennt die Gefährten Comites (Begleiter) und das salische Gesetz, Menschen, die in der Treue des Königs stehen, qui sunt in truste regis: die ersten Geschichtschreiber hießen sie Leuden, Treue, die späteren Vasallen (Gesellen), vassali, Veniores. Die Güter, mit den die Fürsten ihre Vasallen belehnten, kommen bei verschiedenen Schriftstellern und zu verschiedener Zeit bald unter dem Namen Fiskal-Güter, Beneficii, bald unter dem von Lehen Fiefs vor. Es ist kein Zweifel, daß die Belehnung mit diesen Gütern ursprünglich nur zeitlich war. Die Geschichtschreiber, die Belehnungsformeln, die Gesetzbücher der verschiedenen Völker, alle Denkmäler, welche aus der Zeit noch vorhanden, sind hierüber einstimmig. Anfangs stand es den Lehnsherren frei, diese Vergünstigungen nach Belieben aufzuheben; in der Folge verliehen sie die Güter auf ein Jahr und darauf lebenslang. Zwei Classen Menschen waren zum Militärdienste verpflichtet; die Vasallen, durch ihre Lehne hiezu verbunden, und die freien Franken, Römer und Gallier, die dem Banner der Grafschaft Folge leisten mußten. Freie Menschen nannte man die, welche weder Beneficien oder Lehne besaßen, noch glebae ad scripti, der Erdscholle angehörig, waren: ihre Güter hießen Allodial-Besitzungen. Ebenfalls galt es als Rechtsgrundsatz, daß mit der militärischen Gewalt zugleich die Civil-Gerichtsbarkeit verknüpft sey. Die Vasallen besaßen die Macht, auf ihren Lehngütern Recht zu sprechen, wie die Grafen in ihren Grafschaften. Man kann zwar nicht durch Urkunden beweisen, daß die Gerichtsbarkeit ursprünglich an den Lehnen haftete, weil sie erst durch und nach der Theilung begründet wurde; doch da es sich aus den Urkunden ergiebt, daß mit der Belehnung die Gerichtsbarkeit verbunden war, so folgt, daß diese aus dem Wesen der Lehne entsprang und Eins seiner Prärogative war. In der Folge wurde allerdings die Gerichtsbarkeit vom Lehne getrennt; die Ursache lag darin, daß es eine große Menge Lehnsträger gab, die keine Unterhörigen hatten,

und folglich nicht zu Gerichte zu sitzen brauchten; alle Rechtsstreitigkeiten wurden daher vor das Tribunal des obern Lehnsherrn gebracht, und die kleinern Lehnsträger verloren das Recht der Gerichtsbarkeit, weil sie weder den Willen noch die Macht hatten, sich in demselben zu behaupten. Aus diesen angegebenen Daten vermag man sich schon einen Begriff von der Staatsverfassung, welche die nordischen Nationen in den römischen Ländern begründeten, zu bilden; in ihnen erblickt man die Wurzeln der Herzog- und Fürstenthümer und der Grafschaften, welche Jahrhunderte hindurch die Königreiche Europa's zertheilten und zerrissen; sie geben zugleich den Beweis, daß das Eigenthum, die Domainen des Reiches (directum dominium), einzig von dem Willen des ganzen Staatskörpers abhing, und der Lehnsträger nur die Nutzung, das dominium utile, besaß. Nach einigen Jahrhunderten veränderte sich das Wesen der Lehne und zugleich war auch eine neue Gestaltung des alten politischen und Feudal-Systems gegeben. Waren gleich nach dem Gesetze die Lehne beweglich, so konnten sie doch weder willkührlich gegeben noch genommen werden; eine der Hauptverhandlungen in den National-Versammlungen betraf die Art, Lehne zu ertheilen und sie zu entziehen. Die Lehnsträger besaßen große Vorrechte; sie durften nach den Gesetzen eine größere Entschädigung für Kränkungen fordern, als die Alleuden (Freie); man konnte einen Vasallen des Königs nicht zwingen, in Person einen Eid zu leisten: er schwor nur durch den Mund seiner eigenen Vasallen. Diese Vortheile bewogen sehr Viele, ihr Allodium in ein Lehn zu verwandeln; sie gaben nämlich ihr Land dem Fürsten und bezeichneten ihm ihre Erben; dieser ertheilte es ihnen als Lehn wieder. Anfänglich war den Freien die Veränderung ihrer Güter in Lehne nicht erlaubt; erst in dem Zeitraume von Gontrand bis auf Carl den Großen erhielten sie diese Befugniß: der Letztere erließ bei der Vertheilung des Reiches an seine 3 Söhne eine Verordnung, daß jeder Freie der drei Königreiche, selbst der, welcher nun unter einem Herrn stand, sein Allodialgut in ein Lehn verwandeln und sich nach Belieben einen Lehnsherrn wählen könne. Größere Veränderungen mit den Lehnen fanden unter Carl dem Kahlen statt. In seinen Capitularien befahl er, daß die Söhne der Gaugrafen ihrem Vater im Amte folgen sollten und dehnte auch das Erbfolgerecht auf die Lehne aus; diesemnach gingen die Lehne durch das Recht der Erbfolge und das der Wahl auf die Kinder über. Die Erblichkeit der Lehnsgüter veranlaßte häufig Rechtsstreite zwischen den Lehnsherrn und den Vasallen und zwischen den Vasallen selbst; man fühlte daher die Nothwendigkeit, etwas Allgemeines als Gesetz in Bezug auf die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten fest zu setzen; man abstrahirte die Gesetze von Entscheidungen in besondern Fällen und nannte die Sammlung Lehngesetze; mehrere Jahrhunderte hindurch waren sie die Richtschnur bei Rechtsfragen über Lehne. Aus der Erblichkeit der Lehne entsprang eine unabsehbare Kette von Folgen: die erste war, daß das Recht der Erstgeburt oder Primogenitura, in alle Staaten Europa's eingeführt wurde. In den ersten Zeiten des Lehnswesens kannte man dies Recht nicht; der Fürst theilte sein Reich unter seine Kinder, dasselbe geschah mit Allodien; die Lehnsgüter hingegen, die kein Gegenstand der Erbfolge waren, konnten auch keiner der Theilung seyn. Als aber die Primogenitur die Erbfolge bei den Lehnen bestimmte, so galt dasselbe auch in Hinsicht der Krone, des größten Lehngutes der Nation. Kaum waren die Lehne erblich geworden, als die Herzoge, oder die Gouverneure der Provinzen, und die Grafen, die Gouverneure der Distrikte, nicht zufrieden, die Lehngüter in ihrer Familie auf ewig zu erhalten, sich bemühten, auch ihren amtlichen Charakter: denn beide waren ursprünglich Staatsbeamte, Militär- oder Civilobrigkeiten, oder verbanden beide Gewalten als ein Erbe ihrem Hause

zu überlassen. Dies glückte ihnen und eine neue Autorität, Souveränität, Landeshoheit (s. d. Art.) entstand im Staate. Wie die Lehne nur auf lebenslang verliehen wurden, konnte der Lehnsträger kein Landstück an einen Andern verleihen, um ein Unterlehn daraus zu bilden; denn es würde widersinnig gewesen seyn, wenn der bloße Nutznießer über den Besitz des Grundeigenthums hätte verfügen wollen; mit der Erblichkeit derselben aber wurde es unter gewissen Einschränkungen erlaubt. Bei der Nichterblichkeit der Lehne verlieh man sie nur solchen, die im Stande waren, die Vasallenpflichten zu erfüllen; ein Minderjähriger konnte demnach kein Lehnsträger seyn; sobald aber die Lehne erblich wurden, verwaltete der Lehnsherr das Vasallengut bis zur Volljährigkeit des Erben; sey es, um hieraus seinen eignen Vortheil zu bezwecken oder den Mündel in den Waffen zu erziehen. In der letzten Hälfte des 9ten Jahrh. findet sich schon dieser Gebrauch allgemein. Bei der Nichterblichkeit der Lehne konnten sie nur unter politischen Gesetzen betrachtet werden, sie waren ein integrirender Theil der Staatsverfassung; aus dieser Ursache ist auch in jener Zeit so wenig die Rede von Lehnsgesetzen; doch als sie erblich wurden und auf verschiedene Weise veräußert werden konnten, wurden sie auch ein Gegenstand der Civilgesetze; die Lehne, als Güter, mit denen militärische Verpflichtungen verknüpft waren, bildeten einen Theil des Staatsrechtes; aber als Güter betrachtet, die veräußert, geerbt, verschenkt ꝛc. werden konnten, mußte das Civil-Recht auf sie in Anwendung kommen; daher das Entstehen der Civilgesetze in Rücksicht auf Lehne. Das nichterbliche Lehn konnte nur dem verliehen werden, der die Eigenschaften besaß, jenen militärischen Verpflichtungen Genüge zu leisten, also einem Manne, einem Krieger; die erblichen Lehne aber gingen in Ermangelung eines männlichen Erben auf die Töchter über; aber da diese jenen Verbindlichkeiten nicht nachzukommen vermochten, und es Sache des Lehnsherrn war, darauf zu sehen, daß der Träger des Lehns die hinlänglichen Eigenschaften besitze, so erwuchs ihm hieraus das Recht zu fordern, daß die Erbtöchter sich nicht ohne seine Einwilligung verheirathen dürften. Uebrigens ist es schwer, allseitig zu bestimmen, welche Rechtsverhältnisse zwischen den Lehnsherrn und den Vasallen obwalteten; und vorzüglich sind unsere Kenntnisse über Reichslehns-Rechte ungemein mangelhaft und zweifelhaft, da wir hierüber keine hinlänglichen Urkunden besitzen und nur nach Gebrauch und Herkommen und nicht so sehr nach positiven Gesetzen Streitfragen entschieden wurden. So viel ist gewiß, daß die Reichslehnsgesetze sehr von den longobardischen abwichen. Wenn gleich man bei den Longobarden, während sie noch eine unabhängige freie Nation in Italien bildeten, schon Spuren des Lehnswesens findet, so erhielten sie doch erst unter Carl dem Großen und den nachfolgenden deutschen Königen eine Lehnsverfassung; sie bekamen sie erst, als besiegtes Volk, und dies begründet den Unterschied zwischen dem Feudal-System der Longobarden und dem der Deutschen; bei diesen hatte es den Zweck, die Glieder des Staats inniger mit dem Oberhaupte und unter sich selbsten zu verbinden; bei jenen hingegen sollte es an die Unterthänigkeit erinnern und nicht so sehr ein Band des Reiches seyn. Zwar gab es auch im deutschen Reiche bei der ältern Lehnsbarkeit verschiedene Gestalten der Unterthänigkeit; doch war die Hauptabsicht Vereinigung: in Italien hingegen war dies ganz anders; jeder Lehnsmann wurde dem Rechte und dem Willen des Kaisers nach als ein völliger Unterthan betrachtet, und die Lehne sollten im wahren Sinne des Wortes, Beneficia seyn. So verschieden auch die Natur und die Rechte der longobardischen Lehne von den deutschen waren, so suchten doch die schwäbischen Kaiser sie auch auf Deutschland anzuwenden. Denn sie bestrebten sich, ihr Ansehn, das durch die allmählig sich ausbildende Landeshoheit beschränkt wurde, auf andern Wegen wieder zu heben: ein Mittel hiezu war, die

Reichslehne nach den eingeschränktern longobardischen Beneficien zu gestalten. Nach der Trennung der Hauptstaaten suchten die Kaiser ihren Vortheil darin, neue Fürstenthümer zu schaffen und mehrere Grafen unmittelbar an das Reich zu bringen, um sich eine größere Stimmenzahl auf dem Reichetage zu erwerben. Sehr bequem schien zu dieser Veränderung die Zeit nach dem Falle Heinrichs des Löwen. Einige Regalien waren schon früher in allen Landschaften den Kaisern eigen gewesen; einige hatte man bald anfangs den Herzogen und Grafen als Nutzungen ihren Hof- und Reichsämtern verliehen; durch die Aemter wurden die Regalien Reichslehne. Die wichtigsten Regalien waren durch kaiserliche Verleihungen, theils durch ausdrückliche, theils stillschweigende Verträge den Herzogen und andern geist- und weltlichen Fürsten nach der Hand zugefallen. Wie nun hernach von Zeit zu Zeit neue Fürsten und unmittelbare Grafen gemacht wurden, so verlangten die Kaiser, daß sie alle Regalien zu Lehn nehmen sollten, und hierbei kamen wieder die longobardischen Reichssatzungen in Anwendung. Solchergestalt schlich sich viel Fremdartiges in die ursprüngliche Reichs-Lehnbarkeit ein, wozu das sächsische und schwäbische Lehnrecht die Beweise liefert. Kurz nachdem die Lehne erblich geworden waren und die Afterlehne sich vermehrt hatten, traten viele neue Verhältnisse in den alten germanischen Verfassungen hervor, auf welche die salischen, burgundischen, sächsischen, schwäbischen Gesetze nicht anwendbar waren. Die germanischen Reiche wimmelten von kleinen Herrschaften, die sich nur in Lehns- und nicht Staatsabhängigkeit betrachteten und somit Einheit und Allgemeinheit der Gesetze aufhoben. Die alten vaterländischen Gesetze sanken daher in gänzliche Vergessenheit und Reichskapitularien ersetzten sie. Endlich fing das Feudal-System durch seine Verwirrungen, die es veranlaßte, an, allen Monarchen zu mißfallen; sie verfuhren fast auf dieselbe Weise und zu derselben Zeit — im 12ten und 13ten Jahrhundert — gegen die Lehnsverfassung und suchten auf seinen Trümmern eine Municipal-Verfassung der Städte und Flecken zu begründen. In dieser Absicht verliehen sie den Städten ihres Gebietes mehrere Privilegien. Sie gestatteten häufig den Leibeigenen Bürger zu werden, und die Bürger erkauften sich die Freiheit, ihre Magistrate selbst zu wählen. In die Mitte des 12ten Jahrhunderts fällt die Epoche dieser politischen Veränderung in Frankreich; eine Menge Städte und Flecken bekamen Municipal-Verfassungen. Heinrich II., König von England, ertheilte den Städten seines Königreiches ähnliche Prärogative, und in Deutschland befolgten die Kaiser gleiche Grundsätze; so kaufte Speier 1166 das Recht, die Bürgermeister zu wählen, ungeachtet der Bischof widerstrebte. Am kräftigsten war aber der Geist der bürgerlichen Freiheit in Italien erwacht; seine bedeutendsten Städte nahmen, durch die Verhältnisse der damaligen Zeit begünstigt, eine republikanische Regierungsform an.

L e h r g e d i c h t (didaktisches Gedicht), ein Gedicht, welches eine Wahrheit oder eine ganze Reihe von Wahrheiten in ihrer Beziehung auf Gefühl und Einbildungskraft darstellt. Einzelne Wahrheiten in kurzen, kräftig ausgedrückten Denksprüchen geben, als didaktische Unterart, die gnomische oder Spruchpoesie (s. d. Art. G n o m e n). Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob es überhaupt eine didaktische Poesie gebe und ob nicht vielmehr der Begriff derselben einen Widerspruch enthalte. Man darf sich darüber nicht wundern. Die verfehlten Erklärungen, welche ältere und neuere Kunstlehrer von dieser Gattung geben (s. u. a. E s c h e n b u r g s T h e o r i e. 1789) und mehr noch die vorhandenen Werke in derselben mußten nothwendig die ganze Gattung selbst in Mißachtung bringen. Nicht bedenkend, daß die geschmückte Darstellung allein ein Werk noch lange nicht zum Gedichte mache, daß vielmehr der lebendige die Form durchdringende Geist es

thue, belegte man jedes kleinere oder größere Werk mit diesem Namen, in welchem eine Reihe von Wahrheiten in einer wohlklingenden, bilderreichen Sprache unter metrischer Beschränkung dargestellt wurde. Ja der Name selbst mußte zu der falschen Ansicht verleiten. Lehrgedicht nannte man es, — folglich war Lehre sein Zweck, alles Andere bloß Mittel und nur in sofern von Werth, als es die Einsicht in die vorzutragenden Wahrheiten erleichterte. Man nahm keinen Anstand, ganze wissenschaftliche Lehrgebäude, wie nach einem logischen Satze, in Verse zu bringen, und es entstanden Gedichte über den Feldbau, den Gartenbau, die Sternkunde, die Gesundheitslehre, über Naturrecht, Geschichte, Malerei, Dichtkunst und Deklamation ꝛc., in welchen die genannten Wissenschaften und Künste in systematischer Ordnung nach allen ihren Theilen durchgegangen wurden, ohne daß etwas anders, als Versmaß oder Reim und, wenn es hoch kam, ein hie und da eingestreuter dichterischer Gedanke an das Vorhandenseyn eines poetischen Erzeugnisses erinnerte. Soll deßwegen aber der Begriff oder die Begriffsreihe nie in den Kreis der Poesie, d. h. des Gefühls und der Einbildungskraft, gezogen werden können? Warum nicht? Ist ja die Poesie in allen ihren Erscheinungen nichts anderes, als die treffende Darstellung der schönsten Menschheit, umfaßt sie ja das ganze innere und äußere Leben nach allen seinen Verzweigungen, und giebt es ja für die höhere Anschauung selbst einen Punkt, auf welchem Wissenschaft und Poesie völlig Eins sind. — Darum möchten wir aber gleichwohl der didaktischen Poesie noch keinen besondern Platz als poetischer Hauptgattung anweisen. Folgende Andeutungen mögen hier genügen. Die gesammte Poesie zerspaltet sich, wie man sie auch eingetheilt haben möge und noch eintheile, in eine Poesie des Innern und in eine des Aeußern, jene ist ihrem Wesen nach lyrisch, diese episch. Wie das innere Leben sich in einem dreifachen Vermögen, dem Gefühls-, Erkenntniß- und Begehrungsvermögen kund thut, so zerfällt auch die lyrische Poesie oder die Poesie des Innern in drei Unterarten: 1) lyrische Poesie im engern Sinne, die das reine Gefühl, 2) didaktische, die den Begriff und 3) elegische, die ein Begehren ausdrückt, beide letztere jedoch nur durch das Medium des Gefühls. Nehmen wir somit auch der didaktischen Poesie ihre bis daher behauptete Stelle unter den poetischen Hauptgattungen, so sehen wir doch nicht, wie man ihr, nach obigen Andeutungen, den Rang als Gedicht überhaupt streitig machen könne. — Von dem didaktischen Gedicht im Allgemeinen, wozu das Spruchgedicht, nach Einigen auch Fabel, Allegorie und Satyre (s. diese Art.) gehören, unterscheidet sich das Lehrgedicht im eigentlichen und engern Sinne. Es stellt dieses immer eine ganze Reihe zusammenhängender Wahrheiten dar, und wird gewöhnlich in das philosophische und scientifische eingetheilt. Das erstere, von Andern auch das höhere genannt (s. Clodius syst. Poet. Th. 2), hat es mit den höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit zu thun, die der poetischen Darstellung nicht nur nicht widerstreben, sondern, richtig aufgefaßt, an sich schon die herrlichste Poesie sind. Das zweite oder niedere giebt in einer zusammenhängenden Darstellung die Regeln einer einzelnen Kunst oder Wissenschaft; allerdings ein sehr undankbarer und spröder Stoff, der, als ein lediglich von außen gegebener, erst im Feuer des Gefühls geläutert werden muß, um, mit höchster Anmuth umkleidet, würdig einzutreten in die Reihe poetischer Erscheinungen. — Was die Literatur des Lehrgedichts betrifft, so hatten die Griechen ihre Gnomologen (s. Gnomiker); unter den Römern schrieb Lucretius ein philosophisches Gedicht von der Natur der Dinge. In neuern Zeiten ward das höhere Lehrgedicht bearbeitet von L. Racine und Voltaire. von Pope, Prior, Young und Waller, von Opitz, Haller, Hagedorn, Cronegk, Wieland, Uz und vorzüglich Tiedge. Das niedere Lehrgedicht fand Bearbeiter in äl-

terer Zeit unter Andern an Hesiodus, Virgilius, Columella und Horatius; in neuerer Zeit an Boileau und Delille, an Pope u. A., an Kästner, Lessing, Lichtwehr, Schiller, Neubeck und Schreiber.

Lehrstyl oder didaktischer Styl. Der Lehrstyl steht dem poetischen und rhetorischen entgegen; sein Zweck ist, mehr die Erkenntnißkräfte, Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, in Thätigkeit zu setzen; diese sollen die Einbildungskraft und das Herz bewegen und leiten. Er ist also der Styl der Schule und der Wissenschaften. Seine vorzüglichsten Tugenden sind Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze und seine Hauptregeln folgende: Er darf sich nie vor der angenommenen Bedeutung der Worte entfernen. Da jede Wissenschaft und Kunst ihre besondere Technologie besitzt, so hat auch jede in soweit ihren besondern Lehrstyl; es ist daher für Jeden, der über diese oder jene Wissenschaft belehrend schreiben will, eine unerläßliche Bedingung, daß er die Begriffe, welche mit den Kunstausdrücken verknüpft sind, erkannt habe und sich streng an dieselben halte. Sollte aber zur Bezeichnung eines Begriffes kein passendes Kunstwort in dem Schatze der Technologie sich vorfinden, so ist es immer besser, ein neues Wort zu bilden, als mit dem alten einen neuen Begriff zu verbinden. Das Letztere würde nur Verwirrung und Undeutlichkeit des Lehrstyls veranlassen. Der klare Lehrstyl verlangt, daß der Schriftsteller den Ausdruck stets im nämlichen Sinne gebrauche. Denn nichts ist der Bestimmtheit der Schreibart mehr entgegen, als die Verwischung der Gränzen der Begriffe, wenn sie bald mit einer größern, bald geringern Ausdehnung gebraucht werden. Ueber Worte, die eine schwankende, unbestimmte Bedeutung haben, muß der didaktische Schriftsteller Rechenschaft geben, was er sich unter denselben denke; vor Allem ist es seine Pflicht, bei neuen Ausdrücken den Begriff fest und scharf zu bestimmen. Wesentlich verschiedene Dinge müssen auch durch verschiedene Namen bezeichnet werden. Der Lehrstyl darf nie mehr Worte gebrauchen, als gerade zur Darstellung der Gedanken nothwendig sind. Einige nennen auch den Styl der didaktischen Poesie (s. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Gränze der Poesie und Prosa steht, den didaktischen Styl (der Poesie), und dieser ist insofern auch satyrisch-didaktisch, parabolisch ꝛc.; doch kann dieses auch der prosaisch-didaktische Vortrag seyn, der sich bei freierer Mittheilung dem poetischen nähert.

Leibeigenschaft, das nach dem Vernunftgesetz unrechtliche Verhältniß gewisser Personen aus dem Bauernstande, nach welchem sie ihrem Gutsherrn für ihre Person zu Diensten und Abgaben verpflichtet sind. Leibeigenthum (mit Einschluß der Erbunterthänigkeit und Patrimonialgerichtsbarkeit) ist daher die Gewalt des Grundherrn an der Person und dem Besitzthum seiner Bauern. Die Leibeigenen werden auch Eigenbehörige, eigene Leute genannt, und unterscheiden sich besonders dadurch von den frohn- und dienstpflichtigen Bauern, daß diese nur wegen ihrer Grundstücke und so lange sie solche besitzen, zu Diensten und Zinsen verbunden sind, jene aber gleichsam mit ihrem Leibe dafür haften. Es steht daher nicht in ihrer Gewalt, sich durch Verlassung ihrer Güter von der Leibeigenschaft zu befreien, sondern sie können nur durch Entlassung (Laßbriefe), Verjährung oder Nießbrauch der leibherrlichen Gewalt freie Leute werden. Dagegen muß der Leibherr seinen Leibeigenen in aller Noth unterstützen. Uebrigens sind die gegenseitigen Rechte und Pflichten bald mehr bald weniger ausgedehnt. Das Leibeigenthum enthielt folgende Rechte: 1) Das Recht über Leben und Tod, woraus später die peinliche Gerichtsbarkeit entstand; in Polen ist es noch nicht lange her, daß der Herr den Knecht ungestraft tödten durfte. 2) Das Recht die Bauern zu legen, welches noch in Meklenburg in voller Ausübung ist; nach demselben hatte der Herr die Gewalt aus dem Knechte zu machen, was er wollte; er durfte ihm nicht Wort

halten und willkührlich ihm bewegliches und unbewegliches Gut entziehn. 3) Das Recht der ersten Nacht wurde in die zu bezahlende Erlaubniß zur Verheirathung umgeschaffen. Diese Erlaubniß heißt in Niedersachsen Bedemuod, Maritagium. 4) Das Recht der Züchtigung, was noch ziemlich üblich ist. 5) Das Recht der todten Hand (Jus mortuarii), Buttheil, Besthaupt, Gewandfall, Baulebung, Kurmede. Nach dem Tode des Leibeigenen gehörte auch das Mobiliare des Verstorbenen dem Herrn. 6) Das Dienst- und Schutzrecht. Wer im Bereich des Herrnguts athmete, war in der Regel unterthänig, oder dienstbar zum Hofe-Gesindedienst, Wach-, Bothen-, Lauf- und Jagddienst; daher sagte man, die Luft mache Leibeigen und die Kindererzeugung. 7) Das Recht, Leibeigene zu veräußern. Die Rechte der Grundherren betrafen daher entweder die Person der Bauern, onera poterialia oder die Bauergüter, onera realia. Der Aufhebung der persönlichen Rechte steht kein allgemeiner Rechtsgrund entgegen, weil Niemand seinen Nachkommen, gegen die Natur, persönliche, die menschliche Freiheit einengende, Pflichten aufbürden kann. Was aber die Reallasten betrifft, so steht ihrer Aufhebung das Eigenthumsrecht entgegen, das sich hierin oft auf den Titel der Verjährung stützt. Die Reallasten, welche auf dem Bauergute haften, sind: 1) der Bauer hat im Zweifel nicht das volle Eigenthum, sondern nur das dominium utile seines Gutes. Der Bauer ist beschränkter Nutznießer, entweder auf Erbzins, oder auf Zeitpacht; 2) Naturaldienste, die aber abgelöst werden können; 3) ein Wald-, Jagd-, Wasser- und Fischrecht, das dem Herrn an und auf den Grundstücken der Bauern zuständig ist. Es gehört nämlich alles Hochholz, besonders Eichen, die auf Bauerfeldern wachsen, dem Herrn; es gehört ihm das Wild und die Fische, in den Wäldern und Gewässern, welche ihre Aecker bespühlen. Die Leibeigenschaft in Deutschland rührt her theils aus der Nachkommenschaft der zum Ackerbau erkauften Sklaven und der dazu bestimmten Kriegsgefangenen, theils war sie in den wendisch-deutschen Ländern schon vorhanden, als die Deutschen diese wieder eroberten und Land und Leute als Eigenthum erwarben. Die Leibeigenschaft der von den Deutschen besiegten Völker, wie der Wenden, Curen, Letten, Lieven, Esthen, war daher viel härter als die in Polen und Rußland. Ueberall hat sie den Fortschritt der Entwickelung des Volks aufgehalten. So mißt Storch ihr bei, daß Rußland trotz anderthalbhundertjähriger Ermunterung noch nicht einmal die nothwendigen Handwerker habe. Indeß sind von der russischen Regierung und durch des Kaisers Alexander unmittelbare Beförderung dieser Angelegenheit, von mehreren Leibherren, so wie von der gesammten Ritterschaft der deutschen Provinzen, entscheidende Maßregeln genommen worden, um die Leibeigenschaft entweder ganz aufzuheben, oder ihren Druck zu mildern. In Dänemark trug zur Aufhebung der Leibeigenschaft vorzüglich bei ein geborner Normann, Christian Colbiörnsen (starb zu Kopenh. 1814). Friedrich II. hob den Worten nach in seinen Staaten das Leibeigenthum auf; in der That blieb aber die Erbunterthänigkeit bestehn (s. d. A.). Die Leibeigenschaft, welche im Verfassungsentwurfe der würtembergischen Stände als noch bestehend vorausgesetzt war, ist in dem königlichen Entwurfe 1817 gegen Entschädigung für aufgehoben erklärt worden. In Meklenburg, wo sie noch besteht, hat der Landmarschall von Maltzahn auf Penzlin den 18. Okt. 1816 dadurch gefeiert, daß er von diesem Tage an, der erste Fall in Meklenburg, die Leibeigenschaft aller seiner Unterthanen aufhob.

Leibgedinge, Leibzucht, dotalitium, diejenige jährliche Rente, welche die Wittwe aus des verstorbenen Ehemannes Lehngütern dafür bekommt, daß sie ihr Einbringen den Erben ihres Mannes eigenthümlich überlassen hat. Es findet das Leibgedinge in der Regel nur bei adeligen Wittwen statt, und besteht, wenn nichts anders ausgemacht worden ist, in 10 von 100 des Ein-

bringens, oder in 20 von 100, wenn sie den Erben auch das Gegenvermächtniß (Widerlage), d. i. das, was ihr der Ehemann wegen ihres Brautschatzes besonders ausgesetzt hat, läßt.

Leibnitz (Gottfried Wilhelm) wurde zu Leipzig den 3. Juli 1646 geboren. Seinen Vater, Friedrich Leibnitz, Professor der Moral und Aktuarius der Universität, verlor er schon in seiner frühesten Kindheit; seine Mutter, eine Frau von ungewöhnlichem Geiste, übernahm nun die Aufsicht über seine Erziehung und führte sie mit männlicher Weisheit. Die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernte er in der Nikolaischule, in welcher er bald dem langsamen Gange, den der gewöhnliche Lehrplan vorschreibt, zuvoreilte. Vor allen klassischen Schriftstellern des Alterthums fesselten ihn Livius und Virgil; den Letztern las er so fleißig, daß er ihn noch in seinen spätern Jahren beinahe ganz auswendig wußte. In seinem 15. Jahre war er schon mit allen gehörigen Vorkenntnissen ausgerüstet, um die akademischen Lehrstunden in seiner Vaterstadt zu besuchen. Neben seinem Brotstudium, der Rechtsgelehrsamkeit, trieb er besonders Mathematik und Philosophie. Unter den damaligen Lehrern hatte der gelehrte Jakob Thomasius den meisten Einfluß auf seine Bildung. 1662 begab er sich von hier nach Jena, um den Unterricht des berühmten Mathematikers Ehrhard Weigel zu benutzen. Nach seiner Rückkunft in Leipzig beschäftigte ihn vornehmlich das Studium der griechischen Philosophie; die erste öffentliche Probe seines Tiefsinnes und philosophischen Geistes gab Leibnitz 1661 in einer Streitschrift de principio individuationis, die er unter Thomasius Vorsitz öffentlich vertheidigte. Auf diese folgten bald mehrere andere Probeschriften, worin er seine Philosophie auf die Rechtswissenschaften anwandte, so wie eine philosophisch-mathematische Abhandlung de arte combinatoria, die wegen ihres wichtigen Anhanges: Bekenntniß der Natur gegen die Atheisten, merkwürdig ist. In seinem 20. Jahre wendete er sich an die Juristenfakultät in Leipzig, um den Doktorhut zu erhalten. Da ihm dieser aber abgeschlagen ward, unter dem Vorwande, daß er noch nicht die sächsische Volljährigkeit erreicht habe, so ging er nach Altorf, wo ihm nicht allein die Doktorwürde in der Rechtsgelehrsamkeit ertheilt, sondern auch ein außerordentlicher Lehrstuhl in dieser Wissenschaft angetragen wurde. Allein er schlug diesen aus und begab sich nach Nürnberg, wo sich damals viele ausgezeichnete Gelehrten aufhielten. Hier gerieth er in Verbindung mit einer geheimen Gesellschaft, die aus Alchymisten, Kabbalisten und Rosenkreuzern bestand und an der Erfindung des Steins der Weisen arbeitete. Diese Verbindung war aber von kurzer Dauer; denn er kam bald zur Ueberzeugung, daß bei diesen Menschen nichts zu lernen sey. Von wichtigern Folgen war für ihn die Bekanntschaft, die er hier mit dem kurmainzischen Minister v. Boinaburg machte. Auf dessen Zusicherung einer Anstellung in mainzischen Diensten begab sich Leibnitz von hier nach Frankfurt am Main. Daselbst vollendete er zwei Schriften, die zu einer Umgestaltung des römischen Rechtes die Bahn brechen sollten: neue Methode, die Rechtsgelehrsamkeit zu lehren und zu lernen, und Verzeichnung der Art, wie das Gesetzbuch richtiger zusammengestellt werden kann. Auf Boinaburgs Veranlassung gab er gleich darauf eine eigene lateinische Schrift heraus, in welcher er die Polen zur Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg unter mehreren Mitbewerbern um die polnische Krone zu bestimmen suchte. Zur Belohnung dieser Schrift ließ der Pfalzgraf Leibnitzen eine Stelle an seinem Hofe antragen; allein dieser zog die vom Kurfürsten angebotene Stelle eines Kanzlei-Revisionsrathes vor. Er kehrte jetzt wieder zur Philosophie zurück, und gab 1670 als erster Versuch zu ihrer Umbildung des Marius Nizolius philosophischen Antibarbarus heraus. Im folgenden Jahre erschienen seine beiden kleinen Schriften, die

Theoria motus abstracti, und die Hypothesis physica nova, in welcher er eine neue Theorie der Bewegung aufgestellt, die er aber selbst in der Folge verworfen hat. 1672 begleitete er den jungen Boinaburg nach Paris. Hier fand er in einem kleinen Raum zusammen, was sein Durst nach Kenntnissen befriedigen und alle seine Kräfte zu neuen Anstrengungen spannen konnte. Gleich bei seiner Ankunft befand er sich mitten unter den Zurüstungen zu dem holländischen Kriege, der 1672 ausbrach. Da er das christliche Europa als ein durch die Religion zu einer Republik vereinigtes System verbündeter Staaten betrachtete, so sah er den Kriegen christlicher Völker mit Unwillen entgegen, und der junge neuangekommene Fremdling faßte den kühnen Gedanken, einen ehrgeizigen, eroberungssüchtigen König von einem Kriege abzubringen, der allen seinen Leidenschaften einen so lockenden Spielraum darbot. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen in Paris betrafen besonders die Mathematik, in welcher ihn vorzüglich sein belehrender Umgang mit dem berühmten Huygens förderte. Schon 1677 theilte er dem großen Newton seine Erfindung der Differentialrechnung mit, über deren Priorität sich ein heftiger Streit entspann, indem Newton fast zu gleicher Zeit dieselbe Erfindung machte (s. Newton). In diesem Streit benahm sich Leibnitz auf eine sehr würdige Weise und handelte mit einer offenen Bescheidenheit, die mit Newtons anagrammatischer Mißgunst, wie es ein eben so gelehrter Mathematiker als geistreicher Schriftsteller nennt, und dem ausschließenden selbstsüchtigen Stolze seiner Gegner in England sehr auffallend abstach. Da ihn nach Boinaburgs Tode (1673) nichts mehr in Paris zurückhielt, so konnte er in diesem Jahre eine Reise nach England machen. Hier hatte er nicht nur Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren, sondern auch seinen Eifer für die Mathematik durch den Umgang der größten Männer in dieser Wissenschaft zu beleben. Indeß war 1674 auch sein großer Beschützer, der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, gestorben, und da der Tod dieses Fürsten seine Entlassung vom mainz. Hofe nach sich zog, so trug er kein Bedenken, in die Dienste des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg zu treten, der ihm die Stelle seines Bibliothekars, eine Pension, den Hofrathscharakter und die Erlaubniß, seinen Aufenthalt im Auslande willkührlich zu verlängern, anbot. Leibnitz machte indeß von dieser Erlaubniß einen bescheidenen Gebrauch; denn schon 1675 trat er seine Rückreise nach Deutschland über England und Holland an, und kam endlich im folgenden Jahre, weil er sich in Amsterdam wegen des großen Mathematikers Hudden aufgehalten hatte, in Hannover an. Hier eilte er sogleich an die Einrichtung der Bibliothek. 1677 erschien die Schrift: de jure suprematus ac legationis principum Germaniae, deren Wichtigkeit durch die Tiefe der Forschung für die Wissenschaft noch immer fortdauert. Der Tod des Herzogs, der 1679 erfolgte, gab Leibnitzens gelehrten Arbeiten eine neue Richtung; sein Nachfolger, der ihn noch höher zu schätzen wußte, trug ihm auf, die Geschichte des braunschweigischen Hauses zu bearbeiten. Da die Geschichte dieses Hauses sich in die Geschichte der Guelfen, von denen es abstammt, verliert, und der guelfische Fürstenstamm sich über einen so beträchtlichen Theil von Deutschland ausgebreitet hat; da sein Ursprung in die dunkelsten Zeiten der deutschen Geschichte sich verläuft: so stand ein Plan derselben vor dem Geiste des philosophischen Geschichtsschreibers, der nichts Geringeres als die Geschichte des Entstehens und der Kultur der ganzen deutschen Nation umfaßte. Da die Fürsten aus dem Hause Este einen Zweig des guelfischen Stammes waren, so ging er nach Italien, wo er in den Archiven dieses Hauses und in den Klosterbibliotheken Quellen für seine Geschichte zu finden hoffte. Nach dreien Jahren, die er dieser Reise widmete, kehrte er mit einer reichen Ausbeute politischer und diplomatischer Materialien zurück, von denen die wenigsten sich auf das

vorhabende Werk bezogen. Einen Theil derselben gab er 1693 unter dem Titel: Codex juris gentium diplomaticus heraus. In diesem Werke das eine Menge von Urkunden, auf denen die Grundverfassung und die völkerrechtlichen Verhältnisse der europäischen Staaten gegeneinander beruhen, enthält, erscheint das Völkerrecht als eine Wissenschaft zum ersten Mal in einer philosophischen Gestalt. In diese Zeit fällt auch der Anfang einer Arbeit, die mehr als zehn Jahre hindurch ihm einen Theil seiner kostbaren Stunden wegnahm und die doch am Ende fruchtlos abgebrochen werden mußte: dies waren die Unterhandlungen zur Vereinigung der katholischen und protestantischen Religion. Obgleich er sich um dieses große Werk in Verbindung mit Bossuet und Pelisson unsägliche Mühe gab und eine unermeßliche Gelehrsamkeit und allen seinen polemischen Scharfsinn aufwandte, so scheiterte doch der Plan zur Union beider Kirchen, deren Unmöglichkeit man zuletzt einsah. Unter diesen so ungleichartigen Geschäften entwickelte sich das philosophische System, das Leibnitz nach und nach der Welt und zwar immer nur gelegentlich in einzelnen kleinen Aufsätzen mittheilte. Erst in dem letzten Theile seines thatenreichen Lebens erhielt es durch seinen unsterblichen Essai de Théodicée, welchem nach einigen Jahren seinen Essai sur l'entendement folgte, seine Vollendung. In diesen Werken konnten selbst diejenigen dem Tiefsinn und der Kühnheit seiner Philosophie ihre Bewunderung nicht versagen, die ihr wenigstens nicht in allen ihren Theilen Beifall gaben. Unterdeß hatte er seine Geschichte des braunschweigischen Hauses nicht aus den Augen verloren. So groß aber auch seine unermüdete Geschäftigkeit war, so konnte doch von der Sammlung der dazu nöthigen Materialien der erste Theil unter dem Titel: Scriptores rerum Brunsvicensium nicht eher als 1707 erscheinen, dem der zweite 1710 und der dritte 1711 folgte. Das ist die ganze Frucht seiner Bemühungen um diesen Theil der Geschichte. Indeß bleiben diese Sammlungen ein ewiges Denkmal seines Fleißes und seines Forschungsgeistes; sie gehören noch jetzt zu den unentbehrlichsten Quellen der mittleren Geschichte. An der Bearbeitung derselben zu einer vollständigen Geschichte des braunschweigischen Hauses hinderte ihn der Tod. Nach seinem Plane, der sich nach Leibnitzens Tode unter seinen Papieren vorgefunden hat und in den Actis erud. abgedruckt ist, sollte dieses Werk die allgemeine Geschichte Deutschlands und Italiens umfassen und in all die großen Begebenheiten eingreifen, die der Kampf der Guelfen und Ghibellinen hervorgebracht. So schwer ein solcher Gegenstand schon an sich selbst zu erschöpfen war, so gab er ihm doch einen weitern Umfang, indem er ihn an den ersten Zustand der Bevölkerung und endlich an die ersten Veränderungen der Oberfläche des Erdballs knüpfte. Diese Untersuchungen sollten durch seine berühmte Protogäa eröffnet werden, ein Werk, worin er bis auf den ersten Zustand unserer Erdkugel zurückgeht. Auch bereicherte er die Wissenschaft noch mit einer ansehnlichen Menge anderer Schätze, worin sein unermüdeter Fleiß für den dunkelsten Theil der deutschen Geschichte neue Quellen öffnete. Hiezu gehören seine Accessiones historicae seu scriptores rerum germanicarum et asiaticarum hactenus ineditarum und seine 1715 in Hannover erschienene Untersuchung über den Ursprung der Franken. Wenn man die Arbeiten, deren vollständiges Verzeichniß der Mangel an Raum nicht zuläßt, mit dem gewöhnlichen Maße menschlicher Kräfte vergleicht, so begreift man kaum, wie der anhaltendste Fleiß und das längste Leben eines Schriftstellers dazu hinreichen konnte, selbst wenn er sich mit nichts Anderm beschäftigt hätte. Und gleichwohl nahmen seine vielen und verschiedenartigen Geschäfte und seine zahlreichen Zerstreuungen in dem Umgange mit mehrern Höfen einen so großen Theil seiner Zeit ein. Sein Ruhm hatte sich so früh und schnell

verbreitet, daß die angesehensten Höfe ihn für ihre wichtigsten Geschäfte suchten, und daß nicht leicht in Deutschland, ja in ganz Europa, irgend eine gelehrte Unternehmung zu Stande kommen konnte, wozu man nicht entweder seine thätige Mitwirkung oder wenigstens seinen Rath verlangt hätte. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris und die gelehrte Gesellschaft der Wissenschaften zu London hatten ihn zu ihrem Mitgliede und der Kurfürst von Brandenburg, nachheriger König von Preußen, Friedrich I., überließ ihm ganz allein die Errichtung der Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin, zu deren Präsidenten ihn der König ernannte. Er nahm nun auch selbst an ihren Arbeiten durch eigene Abhandlungen aus allen Wissenschaften Theil, und der erste Band ihrer Schriften, der im J. 1710 unter der Aufschrift Miscellanea Berolinensia erschien, beweiset, welch ein thätiges Mitglied er gewesen ist. Noch am Ende seines Lebens besuchten ihn der Zaar Peter der Große und der Kaiser Karl VI. Sie zogen ihn in den wichtigsten Angelegenheiten ihrer weitläufigen Staaten zu Rath und bestrebten sich um die Wette, ihn durch Belohnungen und Ehrenstellen zu dem Ihrigen zu machen. Peter besprach sich zu Torgau persönlich mit ihm über die Beförderung der Civilisation seines Landes und bot ihm für die ertheilten Rathschläge ein ansehnliches Jahrgehalt und die Stelle eines geheimen Justizrathes an. Bis an sein Ende blieb er in ununterbrochener Thätigkeit. Er starb im J. 1716 den 14. Novemb. in einem Alter von 70 Jahren. Seine Geisteskräfte blieben ungeschwächt bis zu seinem letzten Hauch. Wenige Minuten vor seinem letzten Augenblick ließ er sich Feder und Papier geben, schrieb etwas, hielt es gegen das Licht, und da er es nicht mehr lesen konnte, legte er sein Haupt auf die Seite und verschied. Seine Gebeine ruhen am Schlusse der großen Allee zu Hannover in einem tempelförmigen Monumente mit der einfachen Umschrift: Ossa Leibnitii. Leibnitz wurde durch den Zeitgeist, die scharfsinnige Vergleichung der berühmtesten philosophischen Systeme und durch seinen fruchtbaren Geist in Erfindung sinnreicher Hypothesen, Reformen und Ausgleichungsmittel der entgegengesetzten Ansichten, durch seine mathematische Wissenschaft auf sein philosophisches System geleitet. Er wollte die Philosophie reformiren, daß sie wie die Mathematik sich einer gleichen wissenschaftlichen Vollkommenheit erfreuen und auf ihrem Gebiete aller Widerstreit mit ihren Parteien und mit der Theologie aufhören sollte. Er dachte daher besonders auf die Verbesserung der Methode und auf einige materiale Grundsätze, durch welche die Schwierigkeiten in den wichtigsten Gegenständen und dadurch zugleich die Ursache des Streits der entgegengesetzten Parteien entfernt werden könnten. Er glaubte, die Philosophie müsse wie Mathematik behandelt werden, und er war daher für das System des Rationalismus, wie es Plato und Cartesius umfaßt hatten, ohne diesen ganz beizutreten, und für die Methode der Demonstration. Darum konnte er die Scholastik nicht ganz verwerfen. Es giebt nothwendige Wahrheiten, deren Gewißheit nicht aus Erfahrung entstehen kann, sondern in der Seele selbst gegründet seyn muß, nicht allein in der Mathematik, sondern auch in der Philosophie. In diesem an sich richtigen Gedanken und in dem Streben, den Rationalismus des Cartesius von dem Unerweislichen zu befreien, so wie in dem Mangel einer tief eindringenden Reflexion, die Grundbedingungen der philosophischen Erkenntniß, ihre Methode und Gränze zu bestimmen, liegt der Schlüssel des Leibnitzischen Rationalismus, welcher hauptsächlich in einer der Lockischen entgegengesetzten Theorie der Erkenntniß, in der Monadologie und Theodicee sich kenntlich macht. Die nothwendigen Wahrheiten sind angeboren, nicht dem wirklichen Bewußtseyn, sondern der Anlage nach. Denn es giebt dunkle, klare, verworrene und deutliche Vorstellungen. Alle sinnliche sind verworren; die

deutlichen Erkenntnisse sind ein Eigenthum des Verstandes. Das Cartesianische Kriterium der Wahrheit ist unzureichend; die Regeln der Logik, welche auch die Mathematiker befolgen, sind dazu vollkommner. Es muß Alles aus unumstößlichen Prinzipien, die identische Urtheile sind, bewiesen werden. Die nothwendigen Wahrheiten werden durch den Grundsatz des Widerspruchs, vermittelst der Analyse des Zusammengesetzten in seine einfachen Bestandtheile; die zufälligen Wahrheiten durch den Grundsatz des zureichenden Grundes, der uns auf einen absoluten und letzten Grund außer der Reihe der zufälligen Dinge hinführet, bewiesen. Die Vorstellungen, die sich auf Objekte außer der Seele beziehen, müssen mit denselben in Verbindung stehen und übereinstimmen, sonst wären es bloße Täuschungen. Der letzte Grund von der Wahrheit der angebornen und nothwendigen Grundsätze ist in Gott, als der Quelle aller nothwendigen und ewigen Wahrheiten. Die Monadologie ist der Mittelpunkt des Leibnitzischen Systems, durch welche Leibnitz die letzten Gründe der realen Erkenntniß gefunden zu haben glaubte. Plato (und wahrscheinlich Glisson) haben seinen Geist darauf geführt, und er fand darin auch das Vereinigungsmittel der platonischen und aristotelischen Philosophie. Die Erfahrung lehrt uns, daß es zusammengesetzte Substanzen giebt, folglich muß es auch einfache geben, denn die Sinnlichkeit liefert uns nur verworrene, der Verstand deutliche, d. i. wahre Erkenntnisse. Das Einfache ist der Grund des Zusammengesetzten; weil dieses die Sinne nicht deutlich erkennen können, erscheint es uns als zusammengesetzt und ausgedehnt. Alle Substanzen sind einfach und als solche unveränderlich von Außen durch Einwirkung, sie enthalten vielmehr selbst den Grund ihrer Veränderungen, und da sie als wirkliche Substanzen gewisse Eigenschaften besitzen müssen, wodurch sich eine von der andern unterscheidet, da es nicht zwei Dinge geben kann, die nach ihren innern Eigenschaften durchaus übereinstimmten (Principium indiscernibilium), und es keine andern innern Eigenschaften giebt, als Vorstellungen (Perceptiones), so sind die Monaden geistige Kräfte, welche ihren Zustand (Perceptiones) beständig zu verändern streben, oder geistige Automate. Gott ist der Urgrund aller Erkenntniß, Wirklichkeit und des Wesens der Dinge. Es giebt also eine unendliche ursprüngliche Monade und abgeleitete endliche beschränkte Monaden, welche sich durch den Grad und die Qualität des Vorstellens unterscheiden. Monaden ohne Apperzeption (schlafende Körper), mit Apperzeption (Seelen), mit undeutlichem Bewußtseyn (Thierseelen), mit deutlichem Bewußtseyn (vernünftige Seelen oder Geister). Diese letzten deutlichen Vorstellungen machen ihre Thätigkeit, die verworrenen ihr Leiden aus. Alle abgeleitete Monaden sind mit Körpern verbunden; oder alle endliche Wesen sind Aggregate von Monaden, einige mit einer herrschenden Centralmonade, deren Leib dasjenige Aggregat ist, welches mit ihr in näherer Verbindung stehet, und wodurch sie die übrigen entferntern Theile der Welt wahrnimmt. Jede Monade stellt sich das ganze Universum nach unendlichen Graden vor. Es giebt keinen realen Einfluß (influxus physicus), sondern nur idealen Zusammenhang; d. i. die innern Veränderungen jeder Monade sind so beschaffen, daß sie mit den Veränderungen der ihr zunächst verbundenen Monaden zusammenstimmen. Daher der Schein, als würden sie von der einen in der andern bewirkt. Der Grund dieser Uebereinstimmung ist in der unendlichen Weisheit und Allmacht der Gottheit gegründet (Harmonia praestabilita). Die Ordnung alles zugleich Existirenden in der Welt ist der Raum, deren Schein durch die verwirrende Sinnlichkeit die Ausdehnung ist; die Ordnung der auf einander folgenden Veränderungen der Welt ist die Zeit. Gott ist die Monas monadum; jedes wirkliche Wesen ist eine Fulguration aus Gott, begränzt durch der Wesen Beschränkt-

heit. Gottes Wesen ist die absolute Vollkommenheit; er besitzt alle mögliche Realitäten ohne Einschränkung, denn keine Realität streitet mit der andern. Er ist der absolute Grund der Wirklichkeit der Welt und des Wesens aller Dinge. Beweis von Gottes Daseyn und Einheit. Möglich sind in dem Verstande Gottes unendlich viele Welten, aber er hat von allen möglichen die beste, d. h. in welcher die meisten Realitäten sind, gewählt und hervorgebracht (Optimismus). Alles, was wirklich ist, ist das Beste in dem Zusammenhange, wenn es auch an sich unvollkommner wäre. Jedes Wesen ist darum da, um den ihm möglichen Grad von Glückseligkeit zu erlangen, und trägt als Theil zur Vollkommenheit des Ganzen bei. Dagegen streitet das Daseyn des Bösen nicht. Das metaphysische Uebel ist bloß nothwendige Schranke in dem Wesen der endlichen Dinge, aus welchem das physische Uebel als Schmerzen und das moralische, die Sünde, natürlich folgt. Das moralische Uebel ist in der Freiheit der endlichen Geister gegründet, welche eine nach Bestimmungsgründen erfolgende Wahl unter mehreren physisch-möglichen Handlungen ist. Ist gleich in der Welt Alles bedingt nothwendig, so muß doch der Mensch, der das Zukünftige nicht erkennt, nach Ueberlegung seiner Vernunft handeln. Hierdurch wollte Leibnitz dem blinden Fatum und der blinden Willkür der Cartesianer, auf welche Gott gar keinen Einfluß habe, entgehen. Gott will weder das physische noch moralische Böse, hat sie aber zugelassen, als nothwendige Folgen der nothwendigen Schranken endlicher Dinge, sie so zugelassen, als es die höchst mögliche Vollkommenheit des Weltganzen erforderte, indem seine Weisheit und Güte eine Harmonie zwischen dem Reiche der Natur und der Gnade stiftet, worin die Weltregierung Gottes besteht. Auf diese Theodicee, in welcher Leibnitz auch die Uebereinstimmung der Vernunft und der Offenbarung behauptete, und auf mehrere theologische Dogmen Rücksicht nahm, wurde er durch Bayle's Einwürfe geleitet. Leibnitz entwickelte sein System nie vollständig und im Ganzen, sondern nur theilweise. Die praktische Philosophie hat er nur berührt. Seine meisten Philosopheme sind das Resultat seines analytischen und combinatorischen Geistes, einer scharfsinnigen Vergleichung des Widerstreits und der Schwierigkeiten in der Theologie und Philosophie, und einer einseitigen und unvollständigen Untersuchung des Erkenntnißvermögens. In der Voraussetzung, daß durch das Denken das Wesen der Dinge erkannt werden könne, sucht er durch das absolut Einfache des Verstandes, so wie Locke durch das absolut Einfache des Sinnes, das Reale, was aller Erkenntniß zum Grunde liegt zu entdecken. Daher verwechselt er die logische Möglichkeit und Wirklichkeit mit der realen, intellektualisirt die Erscheinungen, und übersieht den Antheil der Anschauung an der Erkenntniß. Wenn sein System eine feste Haltung hätte, so würde ein allgemeiner Determinismus, mit welchem die Freiheit der vernünftigen Wesen nicht bestehen kann, erwiesen seyn. Seine Philosophie, voll von kühnen Hypothesen und herrlichen Entdeckungen, ist gleichwohl für den Fortschritt der Vernunft von guten Folgen gewesen. Sie brachte eine Menge von neuen Ansichten in Umlauf, wozu die französische Sprache, worin er schrieb, viel beitrug; er erhielt viele Anhänger, welche mit der Entwickelung und Begründung seiner Sätze eine lange Zeit genug zu thun hatten, aber auch viele Gegner, welche seine Philosophie mehr nach ihren Folgen als Gründen angriffen; hieraus entstand ein lebhafter Streit und erhöhetes Interesse für philosophische Untersuchungen, aus welchen sich nach und nach ein tieferes Eindringen in die Grundbedingungen des philosophischen Wissens entwickelte. Die vollständigste und sorgfältigste Ausgabe von Leibnitzens Werken hat Ludwig Dutens, Legationssekretär in englischen Diensten, besorgt: God. Guil. Leibnitii opera omnia, Genf 1768. 6 Bd. 4.

(Es ist zu bemerken, daß in der Dutens'schen Ausgabe alle diejenigen philosophischen Schriften fehlen, welche Raspe, Amsterdam, 1760, 4., unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de M. Leibnitz, edirt hat. Man muß also beide Sammlungen vereinigen). Mit dieser Sammlung ist Dutens nicht ohne große Mühe zu Stande gekommen, und er verbreitet sich über die Schwierigkeiten der Vereinigung so vieler und so zerstreuter Schriften, und über die diesfallsige Correspondenz mit Voltaire in seinen Mémoires d'un voyageur qui se repose, Bd. I., S. 248 sqq. auf eine höchst anziehende Weise. Das Leben dieses außerordentlichen Mannes hat zuerst sein vertrauter Freund, Johann Georg von Eccard, nach Leibnitz's Tode Bibliothekar zu Hannover, beschrieben, welche Biographie jedoch lange Manuskript geblieben, und nur erst endlich im 7. Bande von Murr's Journal der Kunstgeschichte und allgemeinen Literatur abgedruckt worden ist. Derselbe Eccard hat auch Fontenelli die Materialien zu seiner Lobschrift auf Leibnitz verschafft. Außerdem erwähnen wir der Lobschriften auf ihn von Kästner, 1769, und von Bailly.

Leibrenten, eine jährliche Einnahme, die man sich auf Lebenszeit durch ein Capital erkauft. Sie unterscheiden sich von den Jahrrenten dadurch, daß man diese bloß eine gewisse Anzahl Jahre genießt. Es ist daher klar, daß für dieselbe Kaufsumme ein älterer Rentirer eine größere Leibrente genießen kann, als ein jüngerer. Der gegenwärtige Werth einer Rente ist die Summe, die man nach Berücksichtigung der möglichen oder wahrscheinlichen Lebensdauer für die Rente ohne Verlust bezahlen kann. Tontinen, von dem Italiener Tonti, der sie 1633 in Frankreich einführte, sogenannt, sind diejenige Art Leibrenten, welche eine Gesellschaft durch ein Capital erkauft, so daß der Antheil, den jedes Mitglied an der erkauften Leibrente hat, nach seinem Tode auf die lebenden Mitglieder forterbt, bis endlich der einzig übrig Bleibende von der Gesellschaft die ganze Leibrente bis auf seinen Tod genießt. Der Antheil eines jeden an der Leibrente wird nach dem Verhältniß seines Alters berechnet.

Leicester (Robert Dudley, Graf von), der berühmte Liebling der Königin Elisabeth von England, war der jüngste Sohn des Herzogs von Northumberland und 1531 geboren. Seine schöne Gestalt und sein einnehmendes Wesen hatten ihm schon Elisabeths Herz gewonnen, während ihrer Gefangenschaft im Tower. Gleich nach ihrer Thronbesteigung gab sie ihm die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Gunst, überhäufte ihn mit Ehren und Reichthum, beschenkte ihn mit den Herrschaften Kenilworth, Denbigh und Chirk, erhob ihn zum Baron Denbigh und endlich zum Grafen von Leicester. Da er selbst auf Elisabeths Hand hoffen zu dürfen glaubte, so wirkte er ihrer Vermählung mit den ausländischen Fürsten, die um sie warben, aus allen Kräften entgegen; obgleich er sich ohne Vorwissen der Königin mehrmals verheirathet hatte, namentlich nach dem Tode seiner ersten Frau mit der Wittwe des Lord Scheffield und mit der Wittwe des Grafen Devreux von Essex. Die ausgezeichnete Gunst, in der er bei Elisabeth stand, erwarb ihm viele Neider, die ihr seine Untreue hinterbrachten und ihn sogar eines Anschlags gegen die Landesverfassung und anderer Verbrechen beschuldigten. Obgleich Elisabeth dadurch höchst aufgebracht wurde, so war ihr Herz doch zu schwach, um den unwürdigen Günstling zu bestrafen. Sie gab ihm einen neuen Beweis ihrer Huld, indem sie ihn zum Oberfeldherrn über die den empörten Niederländern zu Hülfe gesandten Kriegsvölker ernannte. Da sich aber sein Kleinmuth und seine Unfähigkeit einem so großen Feldherrn gegenüber, wie der Herzog von Parma, in einem gar zu auffallenden Gegensatze zeigten, rief ihn Elisabeth zurück. Doch war seine verblendete Gebieterin so für ihn eingenommen, daß sie ihm bald nachher zur Vertheidi-

nung der Hauptstadt gegen die spanische Armada den Oberbefehl anvertraute. Er starb nicht lange darauf 1588. Vergl. Elisabeth, K. v. England.

Leicheneröffnung, s. Sektion.

Leichenhäuser, s. Beerdigung.

Leidenschaft, jede übermäßige Begierde oder Verabscheuung; nach Kant, jede Neigung (oder Abneigung), welche die Herrschaft über sich selbst ausschließt. Der gemeine Sprachgebrauch unterscheidet nicht immer die Leidenschaft von dem Affekte, ungeachtet beide zwei ganz verschiedenen Gemüthsvermögen angehören. Vergl. d. Art. Gefühl. Begierde. Die Leidenschaft besteht immer in einem Bestreben, zu bewirken, daß etwas sey oder nicht sey; sie entwickelt sich allmählig und nach dem Gesetze der Stetigkeit; der Affekt dagegen entsteht plötzlich, meist unmittelbar nach empfangenem Eindrucke. Die Leidenschaft kann fortdauern und an Heftigkeit und Stärke wachsen, bis sie ihr Ziel erreicht hat, selbst oft noch nach Erreichung des Ziels, während der Affekt durch längeres Anhalten vermindert wird und sich am Ende selbst aufzehrt. Erstaunen, Zorn, Schrecken sind Affekten; sie brechen schnell und gewaltsam hervor, vergehen aber meist eben so schnell wieder, als sie entstanden. Neid, Ehrsucht, Geitz sind Leidenschaften, die an Stärke zunehmen, je länger sie genährt werden. Die oben gerügte Verwechselung der Begriffe läßt sich aus dem innigen Zusammenhange unserer Gefühle und Begierden leicht erklären. Da Begierden und Verabscheuungen in angenehmen und unangenehmen Gefühlen ihren Grund haben, und daher Affekt und Leidenschaft meist in ununterbrochener Zeitfolge unmittelbar hinter einander erscheinen, so ist es dem gemeinen Verstande wohl zu verzeihen, wenn er beide für eine und dieselbe Aeußerung eines aufgeregten Gemüths hält und den Unterschied höchstens in dem Grade der Stärke sucht, mit welchem beide hervortreten. S. Maaß's Vers. über die Leidenschaften.

Leihbank, Leihhaus, Lehnbank, Lombard, mons pietatis, mont de piété, ist eine öffentliche Anstalt, worin man gegen ein hinlängliches Pfand Geld geliehen bekommen kann. Der Borger giebt gesetzliche Zinsen und muß die Zeit bestimmen, wann er das Pfand wieder einlösen will. Das Leihinstitut ertheilt dem Borger einen Schein, worauf der Tag, die Nummer des Bankbuches, die geliehene Summe sammt Zinsen, die Dauer des Pfandbriefes, der Name des Verpfänders und das Pfand selbst bezeichnet sind. Wird das Pfand nach abgelaufener Zeit nicht wieder eingelöst, oder der Schein nicht von Neuem verlängert, so wird das Pfand öffentlich versteigert und der Ueberschuß erhält der Eigenthümer nach Abzug der Kosten zurück, oder meldet sich keiner, so wird er in die Armenkasse gelegt. Das Alter dieser wohlthätigen Einrichtungen läßt sich nicht bestimmt angeben; nach Einigen sollen sie entweder unter dem Papste Pius II. oder Paulus II. entstanden seyn: nach Andern hat zuerst Barnabas Interamnensis unter Mitwirkung eines Advokaten, Fortunatus de Copolis im Jahr 1464 zu Perugia ein Leihhaus angelegt. Während der Bürgerkriege zwischen den Guelfen und Ghibellinen wanderten viele wohlhabende Kaufleute aus der Lombardei nach England, Frankreich und Deutschland, und errichteten solche Lehnbanken, daher ihr Name: Lombarde. Das erste Leihhaus in Deutschland wurde 1498 zu Nürnberg angelegt. Das berühmteste Leihhaus ist in Amsterdam; es wurde 1614 unter der Autorität der Stadtbehörden errichtet.

Leinpfade sind Wege, auf welchen Menschen oder Pferde die Schiffe bei widrigem Winde auf Flüssen oder Kanälen ziehen und dienen entweder bloß zu solchem Behuf, oder auch sonst zu Wegen. — So lange der Rheinstrom in Napoleons Zeit eine gemeinschaftliche Schifffahrtsoktroi hatte, waren die Leinpfade wohl unterhalten, da die Kosten aus der Oktroi genom-

men wurden und werden immer besser eingerichtet. Im Jahr 1824 wurde ein neuer Leinpfad von Rüdesheim bis Biberich im Nassau'schen angelegt, um mit Umgebung des Mainzer Stapels die Spedition von Gütern für das Herzogthum Nassau zu gewinnen. Noch fehlt der Rheinschifffahrt eine Stationsanstalt, um sicher und schnell auf Verlangen Pferde gegen Erlegung einer vorgeschriebenen Taxe zum Schiffsziehen erhalten zu können.

Leinwand und Linnenzeug wird aus den zu Fäden gesponnenen Fasern der Flachspflanzen, Linum usitatissimum und perenne, gewebt. Der Same dieser Pflanze muß gehörig reif seyn, in reinen, von Unkraut freien, Boden gesäet, und die Pflanze selbst weder unreif, noch überreif ausgerauft werden. Nach dem Raufen röstet und dorrt man den Flachs, klopft ihn, bricht mit der Breche die Hülsen vor der Faser ab und sondert diese noch mehr durch das Schwingen. Hierauf wird der Flachs gehechelt, d. i. durch die stählernen Zähne eines Bretes, Hechel, gezogen, um ihn von den kürzern Fäden, d. i. dem Werg, zu trennen. Sodann spinnt man den Flachs mit der Spindel, oder auf dem Spinnrade. Vortheilhafte Spinnmaschinen für den Flachs sind bis jetzt noch nicht erfunden; doch hat im 1817 die von Girard zu Hirtenberg bei Baden in Oestreich erfundene Flachs-Spinnmaschine große Aufmerksamkeit erregt, als die vollkommenste in ihrer Art, die man kennt. Manche Spinnerin spinnt aus einem Pfunde Flachs einen 23 Meilen langen Faden. Dieses leinene Garn wird zum Weben des leinenen Zeuges auf Spuhlen oder Bobinen gespuhlt und das Kettgarn, wie beim Weben angeführt, auf dem Leinweberstuhl (einen einfachen Weberstuhl) aufgebäumt, wieder abgenommen, mit Stärkwasser geschlichtet und nochmals aufgebäumt. Die Leinwand selbst wird jetzt ganz einfach gewebt, dann entschlichtet, gebeucht und gebleicht, gestärkt, gemandelt und geglättet. Die Leinweberei (nach Tacitus's Zeugniß und Hüllmann's Forschungen), ein altdeutsches Gewerbe, ist noch jetzt in ihrem Anfang, der Spinnerei, ein wichtiges Nebengeschäft für Landleute und Städter. Das Land baut den Flachs, den man spinnen und verweben will. Der Garnhandel ist daher ebenfalls so verbreitet, wie die Spinnerei; auch die Weberei ist vortheilhafter auf der einzelnen Werkstatt als im Gewerbverein. Die deutsche Leinwand ist unübertroffen. Sie hat weder den Manufakturgeist, noch die Zollgesetze Englands zu fürchten. Deutschland wird daher das Hauptland für die Leinweberei bleiben, da Flachsbau und Spinnerei in ihm einheimisch sind. Die Oberlausitz, Böhmen, Schlesien, Bielefeld, Würtemberg, Kurhessen und Niedersachsen liefern die meiste und die feinste Leinwand. Der Gebrauch der Leinwand ist in Europa weit verbreiteter, als der Gebrauch von Baumwollen-Waaren. Spanien aber und Westindien ziehen die deutsche Leinwand der irischen vor, weil die Irländer in ihre Leinwand, um ihr mehr Glanz zu geben, Baumwolle einmischen, wodurch sie weniger dauerhaft wird. Außer der gewöhnlichen Leinwand kennt man noch folgende leinene Waaren. 1) Battist, eine dichte aus dem feinsten Gespinnste in feuchten Kellern gewebte Leinwand; 2) Kammertuch, ist etwas weniger dicht und hat seinen Namen von Cambray; 3) Linon, ist noch lockerer und schleierartig; 4) Schleier, oder Klar, der den Nonnen als Kopfbedeckung dient; 5) Creas, eine feine geglättete, seidenartige Leinwand; 6) leinen Damast, ein feines gemustertes Zeug, was zu Tafeltüchern und Servietten angewendet wird und einen besondern, sehr zusammengesetzten Weberstuhl erfordert; 7) Zwillich und Drillich ist dem Damast ähnlich; 8) die groben Packleinwande, Barras, Segeltuch, Wachsbleichtuch. Hanfleinwand, wovon man die Ravensberger, Tecklenburger und Iburger unterscheidet, wird aus gesponnenem Hanf bereitet. Nesseltuch ist eine aus Nesseln gesponnene und gewebte Leinwand. Sonst dienen als Stellvertreter des Flachses und Hanfes: die ägyptische Papierstaude, der Papiermaulbeerbaum, die Zwergpalme, die Agave u. a. m.

Leipzig, berühmte Universität und Handelsstadt im leipziger Kreise des Königreichs Sachsen, 30° L. und 51° 20′ n. Br., an der Pleiße und in einer Niederung, in welcher die Flüsse Parde, Elster und Lupe zusammenfließen, in einer durch die Kunst zum Nutzen der Gesundheit trefflich verbesserten Lage, da die bisherigen, um die Stadt gelegenen Sümpfe ausgefüllt, Abzuggraben eröffnet und mithin Raum zur Anlage von Baumpflanzungen gewonnen worden ist. Sie hat viele hohe pallastähnliche Häuser unter einer Zahl von 1430 mit 40.000 Einw., ist der Sitz mehrerer königl. Collegien, eines Oberhofgerichts, eines Consistoriums, Schöppenstuhls, vereinigten Criminal- und Polizeiamts der Stadt Leipzig, Oberpostamtes, einer Zeitungsexpedition, Posthalterei, eines Kreis- und Rentamtes, Getreide- und Accise-Commissariats, einer Regie der Handelsabgaben, Floßholz-, Salz- und Proviantverwalterei, eines Büchercommissariates ꝛc. Die 1409 gestiftete und nach dem Muster des Prager und Pariser in Nationen eingetheilte weltbekannte Universität ist gegenwärtig von 1300 Studirende besucht, denen eine Anzahl ordentlicher und außerordentlicher Professoren und akademischer Privatdocente in allen Zweigen der Wissenschaften Unterricht ertheilen. Sie besteht aus vier Nationen, Concilien und Fakultäten, hat eine durch ihre gefertigten Urtheile berühmte Juristenfakultät, ein anatomisches Theater mit zahlreichen seltenen Präparaten, einen physikalischen Apparat, eine Sternwarte mit schönen Instrumenten und ausgewählter Bibliothek, ein Taubstummen-Institut, eine Entbindungsschule, ein klinisches Institut (mit dem Stadtmagistrate gemeinschaftlich, doch so, daß der medizinische Dekan jedesmal die Aufsicht führt), ein chemisches Laboratorium, eine eigene protestantische Kirche, doch ohne Administration der Sacra, ein Convikt (für 222 Studirende), mehrere Dorfschaften, über welche ein eigener Präfekt gesetzt ist, drei Collegiatur- und andere Gebäude, eine Großpropstei mit eigener Jurisdiktion, Domstiftpräbenden, drei Predigerkollegien, mehrere gelehrte Gesellschaften, die ökonomische, die naturforschende, das königl. philologische Seminar, und eine griechische Gesellschaft, eine Akademie der bildenden Künste mit alljährlicher Kunstausstellung, und eine in neuerer Zeit bedeutend vermehrte Bibliothek, bei welcher 2 Ober- und 3 Unterbibliothekare nebst einem Aufwärter angestellt sind. Den früher erworbenen Ruf echter und gründlicher Gelehrsamkeit behauptet sie auch jetzt fort und selbst die Studirenden haben ungeachtet so mancher Anregungen neuester Zeit, außer dem Ruhm des Fleißes auch den der Sittlichkeit bewährt. Der hiesige Stadtmagistrat ist aus Personen des Gelehrten und Kaufmannstandes zusammen gesetzt; Erstere sind größern Theiles Mitglieder anderer Collegien und Letztere Vorsteher und Unternehmer anderer kaufmännischen Entreprisen. Neben mehrern andern Burgermeistern, welche um die Stadt sich verdient machten, glänzt der durch vielseitige Kenntnisse ausgezeichnete und durch Energie thätig wirkende geheime Kriegsrath Dr. Karl Wilhelm Müller, dessem rastlosen Bestreben Leipzigs Bewohner um die Stadt herum einen herrlichen Baumgarten und Spaziergänge, eine Rathsfreischule, eine Bürgerschule, ein, dem Zeitbedürfnisse angemessenes Gesangbuch und so manche andere Verbesserung verdanken. Außer der oben bemerkten akademischen Kirche hat Leipzig noch 7 lutherische (von denen 2 Parochial, mit eigenen Kirchenbibliotheken), eine reformirte, eine katholische, wo Männer, wie Rosenmüller, Zollikofer und Schneider noch in ehrenvollem Andenken sind, und eine griechische Kirche. Zur Förderung und Verbreitung gelehrter und gemeinnütziger Kenntnisse tragen bei die hiesigen zwei gelehrten, die Thomas- und Nikolausschule, welche Männer wie Geßner, J. A. Ernesti, Fischer, Reiske, Martini zu Rektoren hatte, die Bürgerschule, die Rathsfreischule (unter Direktion des

Herren Plato und Dolz), mehrere Armenschulen, eine katholische Bürgerschule und eine große Anzahl so genannter Institute, unter denen einige sich vortheilhaft auszeichnen. Nicht minder ehrenvolle Erwähnung verdienen die trefflichen Wohlthätigkeitsanstalten, durch welche, wenn auch nicht durchgehends, doch auf eine sehr merkbare Weise dem Bettlerwesen möglichst abgeholfen ist, namentlich das Johannes- und Jakobshospital, das Georgenhaus, das Almosenamt und die Armenanstalt ꝛc. Liebe für die schönen und bildenden Künste gründeten und beförderten die seit 1764 bestehende Akademie der bildenden Künste und mehrere hier angelegte Cabinette, unter denen das Gottfr. Winklersche in Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und einer ausgesuchten Sammlung von dazu gehörigen Kunstwerken und Kunstbüchern, zum Nutzen für die Kunst und Künstler rühmlich bekannt war, an welche in neuerer Zeit die Herren Baumgärtner, Campe, Keil Speck u. A. doch meistens nur für Gemälde sich anschlossen. Daher auch Künstler, wie Oeser, Tischbein, Bause, Böhm, Geyser ꝛc. in achtbarem Andenken fortleben. Gegenwärtig sind für das anatomisch-pathologische und das Landkartenfach nur als ausgezeichnete Künstler die Herren Schröder und Leutemann zu erwähnen. Gleiche Liebe unterhalten die in einem geräumigen Saal musterhaft aufgestellte Rathsbibliothek, die leipziger Literatur- und Musikzeitung, das Becksche Repertorium, welches alles Neue und Ausländische möglichst schnell verbreitet, die elegante und einige andere Zeitungen und Tages- oder Wochenblätter, selbst Botanik und edle Gärtnerei mit inbegriffen. Noch sind zu nennen ein stehendes Theater, ein sogenanntes großes Concert für das Winterhalbjahr, in welchem die größten Componisten und Virtuosen sich haben hören lassen, und den Sinn für Musik wußten Doles, Hiller, A. E. Müller, Schicht, Schneider trefflich zu unterhalten und einige Musikhandlungen zu beleben. Der Buchhandel, mit seiner jährlichen bedeutenden Ostermesse und Börse, hat sich im Zeitraume von einem Jahrhundert ansehnlich verbreitet. Neben dem Buchhandel haben sich auch die Buchdruckereien auf eine höhere Stufe erhoben und es sind Fälle, daß sogar ausländische Verleger hier Verlagsartikel drucken ließen; eben so werden in Steinschreiberei und Steindruckerei ausgezeichnete Produkte geliefert. Der hiesige Kaufmannsstand mit der Handelsbörse theilt sich in die Kramerinnung und in die Kaufmannschaft; jene hat zu Vorstehern Kramermeister und diese Handlungsdeputirte und zu Börsenvorstehern aus beiden gemeinschaftlich erwählte Mitglieder; auch zu Beförderung und Schlichtung der Handelsstreitigkeiten besteht ein eigenes Handelsgericht mit zwei gelehrten und zwei kaufmännischen Rathsdeputirten und eigenem Expeditionpersonal. Unter den jüngsterrichteten und bestehenden Vereinen sind eine Feuerversicherung, Hagelschädenversicherung, Anstalten eines Kassenvereines und einer elb-amerikanischen Compagnie. Die Chokolade-, Eisenwaaren-, Gewehr-, Karten-, Liqoueur-, Sammet-, Siegellack-, Tabak-, Wachsleinwand-, Watten- und andere Fabriken sind beträchtlich zu nennen. Leipzig ist der Centralpunkt für den europäischen Landhandel im Innern Deutschlands und der Niederlagsort für die ausländischen und für die sächsis. Waaren, besitzt, außer andern merkantilischen Vorrechten drei Messen (zu Ostern, Michaelis u. Neujahr), zu denen Kaufleute aus allen Gegenden Europas und selbst aus Asien herzuströmen und deren jede 14 Tage dauert; außerdem ist hier auch ein wichtiger Markt für die sächsische Wolle. Hauptartikel des Umsatzes sind: böhmische, schlesische und sächsische Leinwand; Leder, Häute, Wachs und Wolle aus Polen; Wollenwaaren und Pigmente aus Preußen; Seidenzeuge, Sammte und Korallen aus Italien; Leder, manche Manufakturartikel und Färbestoffe aus Oesterreich und Ungarn; Spitzen, Seidenwaaren aller Art, Bänder, Porzellan, Uhren, Bronze und andere Manufaktur- und Modewaaren aus Frankreich;

Leder, Hanf und Flachs aus Rußland; Colonialprodukte, Manufaktur- und Fabrikwaaren aus England und Holland und literarische Erzeugnisse aus ganz Europa. Schließlich ist auch in Leipzig ein wichtiger Roßmarkt. Die Stadt, welche früher Festung war, hatte ein Schloß, die Pleißenburg, das gegenwärtig geschleift und mit Mauern zu anderweitigem Gebrauche eingerichtet ist. Schließlich ist noch zu bemerken, daß Leipzig bei den königl. sächsischen Landtagen unter den Städten das Direktorium führt.

Leipzig (Schlachten bei). In der großen Ebene um Leipzig sind in dem Zeitraum von zwei Jahrhunderten drei Schlachten geliefert worden, von denen zwei eine welthistorische Bedeutung haben und besonders für Deutschland von den wichtigsten Folgen gewesen sind. I. Schlacht bei Leipzig am 7. September 1631. Frühmorgens am 7. Sept. 1631 trafen hier die Heere des kaiserlichen Generals Tilly und des schwedischen Königs Gustav Adolph im Norden von Leipzig zusammen. Tilly, entschlossen, die herbeieilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Armee auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Kolonnen die schwedisch-sächsische Armee und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tillyschen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit 2000 Kürassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbotes ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken und ihre Schlachtordnung zu machen. Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen und ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert, und von mehreren Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen und die feindlichen Reiter herunter schießen sollten. In der Mitte kommandirte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber. Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern und das Glück vermengte sie nicht. Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben so große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiet seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht

zu trauen ist, sollte man beinahe schließen, daß Tilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Centrum, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34—35.000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen. Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag nicht blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe ihre letzte Probe bestehen; einer von beiden mußte seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurück lassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern den Tag herannahen sehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen. Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirn. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben. Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend und trieb aus dem frisch beackerten ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt ward, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern. Endlich verließ Tilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers überrascht, wendete er sich zur Rechten u. fiel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde Stand und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen. Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandirte der König selbst und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste und überließ das Schlachtfeld dem Sieger. Unterdessen hatte Tilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich

also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps zur Linken und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eigenen Kanonen erfahren. Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter grauer versuchter Soldaten ausgenommen, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie aufs Neue Fronte gegen die Schweden machten und bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberrest des Tillyschen Heers und die Schlacht war entschieden. Mitten unter den Verwundeten und Todten warf Gustav Adolph sich nieder und die erste feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken in allen umliegenden Dörfern brachte das Landvolk in Bewegung und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte. II. Schlacht am 23. Oktober 1642, die ebenfalls im dreißigjährigen Kriege zwischen den Schweden und Kaiserlichen vorfiel. Nachdem beide Theile den ganzen Sommer des Jahres 1642 in Schlesien mancherlei Kämpfe bestanden hatten, wurden sie endlich durch Hunger genöthigt, dieses Land zu verlassen. Der schwedische General Torstensohn brach zuerst auf; er überschwemmte die Lausitz, richtete seinen Marsch durch Meißen an die Elbe, die er bei Torgau passirte, und bedrohte jetzt Leipzig mit einer Belagerung, da er sich Hoffnung machte, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben. Sogleich eilen die Kaiserlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entsatz herbei, und Torstensohn, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen, den Gustav Adolph eilf Jahre vorher merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edeln Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale Stalhantsch und Willenberg werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Ungestüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden bedrohte ein ähnliches Schicksal, als der siegende rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel und seine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile stand einer Mauer gleich und wehrte sich, nachdem

alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketten, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreistündigen Gefecht das Feld räumen mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Aeußerstes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und der Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der Erste beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Ueber dreitausend Mann und zwei ihrer besten Generale, Schlangen und Lilienhoek, kostete die Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünftausend auf dem Platze und beinahe eben so viel wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechs und vierzig Kanonen, das Silbergeschirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torstensohn, zu sehr geschwächt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog Leopold konnte diese verlorne Schlacht nicht verschmerzen und das Kavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen seines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller seiner Pferde, Waffen und Insignien, ließ seine Standarten zerreißen, mehrere seiner Offiziere und von den Gemeinden den zehnten Mann zum Tode verurtheilen. Leipzig selbst, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleiden und sich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beschwert wurden, von der Plünderung loskaufen. III. Schlacht bei Leipzig 1813. Diese war unendlich wichtiger als die frühern, sowohl der hier kämpfenden Krieger, ihres hohen Muthes und ihrer heroischen Tapferkeit, als der welthistorischen Folgen wegen, welche sie nach sich zog. Die Verbündeten hatten auf allen Punkten das Heer Napoleons auf Leipzig zurückgedrängt und Schwarzenberg den großen und einfachen Plan gefaßt, Napoleon zu umgarnen und seine beiden Heeresflügel so ganz zu umgehen, daß im Rücken des Feindes die beiden Flügel des verbündeten Heeres sich vereinigen konnten. Früh Morgens am 16. Okt. rückte das Hauptheer der Verbündeten, etwa 136.000 Mann stark, zum Angriffe heran; gegen Bertrand der dritte österreichische Heerhaufen unter Guilay; Meerveld mit dem zweiten und der österreichischen Reserve über Zwenkau gegen Konnewitz, Wittgenstein mit den Russen, dem preußischen Heerhaufen von Kleist und dem österreichischen von Klenau, über Gröbern und Gossa, gegen Liebertwolkwitz; bei Magdeborn die Reserve der gesammten Armee, aus den russischen und preußischen Garden und drei Abtheilungen russischer Kürassiere bestehend, unter Konstantin und Miloradowitsch. Die Russen und Preußen befehligte, unter Schwarzenberg, Barclay de Tolly; auch Alexander und Friedrich Wilhelm befanden sich in der Nähe, nur Franz war zu Rötha geblieben. Der Plan Schwarzenbergs war, mit seinem linken Flügel im Rücken der Feinde über die Pleiße zu dringen, dann mit allen Reserven auf den rechten Flügel des Feindes zu fallen und denselben aufzurollen, während sein Mitteltreffen ihn zugleich von vorn angriffe. Schon Tages zuvor war Blücher von dem bevorstehenden allgemeinen Angriff benachrichtigt und daher bis Skeuditz gegen Lindenthal vorgerückt; Carl Johann setzte sich am nächsten Morgen (16. Okt.) gleichfalls nach Landsberg in Marsch; Bennigsen, der mit Zurücklassung von zwanzigtausend Mann, unter Tolstoi, mit dreißigtausend von Dresden aufgebrochen war, kam bis Colditz; Kolloredo, der über Freiburg und Chemnitz gezogen, bis Borna. Etwa hundert achtzig tausend Mann mochten an dem ersten Schlachttage die Verbündeten stark seyn, weniger durch ihre Zahl, als durch

ihr Vertrauen auf Gott und ihre gerechte Sache den Franzosen überlegen. Schon früher hatte Buonaparte, den Plan der Verbündeten ahnend, alle Brücken über die Pleiße zerstören lassen, und am Morgen des Schlachttages verließ er Reudnitz und begab sich nach Wachau. Dort unter einer Baumallee, vor sich auf einem Feldtische die Karte der Gegend ausgebreitet, um ihn Caulaincourt und Berthier, nicht weit davon bei Dösen die Garden, blieb er den größten Theil des Tages und leitete die Schlacht. Früh um acht Uhr brachen die Verbündeten auf, eine Stunde später begann der Kampf; ein düsterer Nebel bedeckte am Morgen die Gegend, allein der Kanonendonner vertrieb ihn bald und ein heiterer Tag erschien. So wie die Verbündeten vordrangen, zogen sich die Franzosen auf Wachau und Markkleeberg zurück; im Mittelpunkte, gegen welchen, so wie gegen den rechten Flügel der Verbündeten, Buonaparte seine Hauptmacht wandte, begann das Gefecht. Markkleeburg ward von den Preußen erstürmt, von den Franzosen wieder erobert, durch einen zweiten Angriff von den Preußen behauptet; auch Wachau ward von den Russen unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg angegriffen und wiederholt drangen sie, von den Preußen unterstützt, stürmend in das Dorf; eben so oft wurden sie von den Franzosen, denen immer frische Truppen zu Hülfe zogen, wieder zurückgeworfen. Indessen war auch der rechte Flügel der Verbündeten gegen Liebertwolkwitz vorgedrungen und Ziethen hatte Seifartshain besetzt; allein ein heftiger Anfall Macdonalds von Holzhausen, den Mortier mit zwei Abtheilungen der jungen Garde unterstützte, trieb Klenau zurück, und in diesem entscheidenden Augenblicke ließ Buonaparte zwei starke Kolonnen auf beiden Seiten von Wachau mit einer Menge Kanonen vorrücken, welche die Russen und Preußen in der Flanke beschossen und sie durch das mörderische Feuer zwangen, Wachau zu räumen und sich gegen Güldengossa und die Schäferei Auenhain zurückzuziehen. Nur Schritt für Schritt wichen jedoch die Verbündeten zurück, und erst nach Mittag waren die Franzosen bis Auenhain vorgedrungen. Auf dem linken Flügel war Meerveld, am linken Ufer der Pleiße, über Gautsch gegen Konnewitz vorgedrungen, um den rechten Flügel der Franzosen im Rücken anzugreifen; allein vergeblich versuchte er wiederholt über den angeschwollenen Fluß zu setzen und bei Dölitz entspann sich ein heftiger Kampf mit den Polen, die das rechte Ufer besetzt hielten, welcher bis zum Nachmittage unentschieden fortdauerte. Schwarzenberg selbst war Meerveld gefolgt und befand sich zu Gautsch, als er erfuhr, daß das Mitteltreffen und der rechte Flügel heftig gedrängt werde, ertheilte er sogleich der österreichischen Reserve unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg Befehl, über Gaschwitz und Deuben auf das rechte Pleißufer überzugehen und durch Kröbern vorzudringen; er selbst folgte dem Marsche der Reserve. Indessen rückten die Franzosen immer weiter vor. Die Schäferei Auenhain war von ihnen, trotz des heftigsten Widerstandes der Russen, erstürmt, und schon drangen sie bis in Köthen vor, als endlich die österreichische Reserve eintraf; die Kürassiere stürzten sich auf den Feind und hielten sein Vordringen auf. Während die eine der beiden franz. Kolonnen gegen Auenhain zog, war die andere gegen Güldengossa vorgedrungen und hatte dasselbe zwar gleich anfangs bis zur Mitte besetzt, war aber alsbald durch die Russen und Preußen wieder herausgeworfen, und obgleich sie verstärkt zurückkehrten, behauptete sich dennoch der General Pirch unter einem heftigen Kampfe im Dorfe. Eine Batterie der Verbündeten ward von Mürat, der sich selbst bei dieser Kolonne befand, durch einen raschen Angriff genommen; allein die Gardekosacken durchbrachen die französische Kolonne, Latour-Maubourg ward tödlich verwundet, auch Mürat gerieth in Gefahr. Gleich nach der Erstürmung von Auenhain und dem ersten Angriffe auf Güldengossa hatte

Buonaparte, Alles für entschieden haltend, Siegesboten nach Leipzig gesandt, wo alsbald das Geläute der Glocken die errungenen Vortheile dem Volke verkündigten und er selbst verließ um drei Uhr Nachmittags Wachau und ritt gegen Leipzig. Die Anhöhen von Güldengossa waren von den Franzosen besetzt, die Eroberung des Dorfes selbst aber war ihnen unentbehrlich, um Herren des Schlachtfeldes zu werden. Daher unternahm Mürat um fünf Uhr Abends einen neuen Angriff; stürmend drangen die Franzosen in Güldengossa ein, wurden aber von den Preußen rasch zurückgeworfen, während sie in ihrer rechten Flanke aus achtzig Kanonen der russischen Garde beschossen wurden und zogen sich wieder auf die Anhöhe, die sie schon früher besetzt gehabt. Auch Auenhain ward von den Oesterreichern, wiewohl nicht ohne Verlust, von Neuem erstürmt und die Franzosen wichen in ihre erste Stellung zurück; die Nacht machte hier dem Kampfe ein Ende. Dagegen behauptete Kleist in Markkleeberg, welches er zum Theil besetzt, trotz des heftigen Feuers der Franzosen, bis zum Abend, wo ihn eine österreichische Abtheilung unter Bianchi ablöste, und ein Theil des Dorfes blieb an diesem und dem nächsten Tage von den Oesterreichern, ein anderer von den Franzosen besetzt. Auf dem linken Flügel der Verbündeten ward anfangs nur schwach gekämpft, da die Oesterreicher vergeblich über die Pleiße zu setzen versuchten; erst um vier Uhr Nachmittags gelang es einem Bataillon, das Meerveld selbst anführte, durch eine Furth in Dölitz über den Fluß zu dringen; ein heftiges Feuer von vorn und im Rücken empfing es, Meerveld's Pferd ward erschossen, und er selbst stürzte, ward von den Polen gefangen und nach Dösen zu Buonaparte geführt; die Oesterreicher wichen wieder über den Fluß zurück. Auf dem äußersten rechten Flügel waren die Franzosen in Seyfartshain eingedrungen und hatten dasselbe zum Theil schon besetzt, als gegen Abend die Oesterreicher sie stürmend zurückwarfen und Klenau sich zwischen Großgößna und Fuchshain behauptete. So hatten am Abend beide Theile ihre anfängliche Stellung behauptet, nur daß die Franzosen auf dem rechten Flügel der Verbündeten etwas vorgedrungen waren, wogegen diese im Mittelpunkte einen Theil von Markkleeberg behaupteten. Die Strecke zwischen der Pleiße und Elster war mit leichten österreichischen Truppen bedeckt, die von Schleußig bis Plagwitz das rechte Elsterufer besetzt hielten und die Verbindung zwischen Meerveld und Ginlay sicherten; ihre Posten gingen bis nahe an Leipzig. Abgesondert von dem übrigen Hauptheere hatte Guilay gegen Bertrand, der Lindenau, Plagwitz und Leutsch besetzt, gekämpft und von Kleinzschocher an der Elster bis Leutsch, in einem großen Halbzirkel vorzudringen gesucht. Erst gegen elf Uhr begann der Angriff der Oesterreicher gegen das von den Franzosen befestigte Lindenau und Leutsch. Letzteres ward von dem Prinzen von Hessen-Homburg erstürmt und die Franzosen wurden von Lindenau zurückgeworfen; allein ein zweifacher Sturm der Oesterreicher gegen dasselbe mislang und die Schlacht verwandelte sich auf diesem Punkte in ein lebhaftes Plänkeln, das den ganzen Tag über fortdauerte. Gleich unentschieden blieb der Kampf auf der Seite von Kleinzschocher; zwar drangen die Oesterreicher bis in die Nähe von Plagwitz vor, jedoch gelang es ihnen nicht, sich desselben zu bemächtigen. Daß Lindenau nicht von den Verbündeten erobert worden, rettete drei Tage später das französische Heer. Ungleich entscheidender war dagegen von Blücher gegen Marmont gestritten, der sich mit etwa fünf und dreißig tausend Mann in der Gegend von Rahdefeld, Breitenfeld und Groß- und Kleinwiederitzsch, auf der Nordseite von Leipzig aufgestellt. Am Morgen hatte sich Blücher in drei Kolonnen in Marsch gesetzt und um Mitternacht griff Langeron Rahdefeld an, welches die Franzosen, da ihnen York von Kursdorf her in die Flanke kam, in Unordnung

verließen und sich bis nach dem Tannenwalde von Lindenthal und von dort weiter bis Möcken zurückzogen. Während Sacken bei Rahdefeld als Reserve zurückblieb, drangen York gegen Lindenthal und Langeron gegen Beitenfeld vor, das, so wie Groß= und Kleinwiederitzsch, stark von feindlichem Fußvolke besetzt war. Mit etwa zwanzig tausend Mann und achtzig Kanonen hatte sich indessen Marmont selbst bei Möckern in Schlachtordnung gestellt; Ney, der um Mittag mit seinen Truppen in Leipzig angekommen und zu Marmont's Unterstützung bestimmt gewesen, war nach Wachau gezogen und kam erst, als der Kampf bei Möckern beendigt worden, zum Theil dort an. York, der Möckern angegriffen und erobert, ward durch die mit Uebermacht zurückkehrenden Franzosen wiederum verdrängt; ein zweiter Sturm, bei dem das Dorf in Brand gerieth, brachte es von Neuem in die Gewalt der Preußen; allein auch diesmal trieben sie die Franzosen durch das mörderische Feuer ihres zahlreichen groben Geschützes zurück. Ein wüthender Kampf begann; die Preußen, obgleich an Zahl ungleich schwächer, drangen nochmals vor, und als endlich ihre letzte Brigade gegen das Dorf anstürmte und die Franzosen in Unordnung geriethen, warf sich die preußische Reiterei auf die wankenden Schaaren, durchbrach in unwiderstehlichem Andrange ihre Vierecke, sprengte die sich von Neuem Sammelnden durch immer wiederholte Angriffe auseinander, und bald ergoß sich Alles in unaufhaltsamer Flucht bis in die Vorstädte von Leipzig. Auch Langeron, der die Dörfer Groß= und Kleinwiederitzsch wiederholt erstürmt und verloren, zwang endlich die Franzosen zum Rückzuge. Die Nacht machte dem Kampf ein Ende; zwanzig tausend Gefangene, zwei und vierzig Kanonen, ein Adler und einige Fahnen waren von den Preußen genommen. Ruhig verging die Nacht; nur zu Leipzig häufte sich immer mehr das Gewühl und stieg zugleich die Noth und die Verwirrung; Alles erwartete auf den nächsten Tag die Erneuerung des entscheidenden Kampfes. Noch am Abend des Schlachttages hatte Buonaparte den gefangenen Grafen Meerveld als Unterhändler in das Heerlager der Verbündeten abgesandt und sich erboten, gegen die Gestattung eines freien Abzuges von Leipzig, die noch von ihm an der Elbe, der Oder und Weichsel besetzten Festungen zu räumen und seine Armee zwischen den thüringer Wald und den Harz zurückzuziehen; allein unverrichteter Sache kehrte Meerveld zurück. Wider alle Erwartungen verfloß der nächste Tag ruhig bei den beiderseitigen Hauptheeren. Schwarzenberg erwartete die Ankunft Bennigsen's und Kolloredo's und die Annäherung der Nordarmee, wodurch die Streitkräfte der Verbündeten mit mehr als hundert tausend Mann vermehrt werden mußten, Buonaparte aber, der schon den Rückzug beschlossen, hoffte dadurch, daß er noch einen Tag lang seine Stellung behauptete, den Schein des Sieges zu retten. Am Nachmittage traf Koloredo bei der Hauptarmee ein und ward bei Gröbern aufgestellt, Bennigsen dagegen kam auf dem rechten Flügel der Verbündeten denselben Abend bis Naundorf, eine Stunde vom Schlachtfelde, während die Nordarmee von Landsberg nach Breitenfeld zog. Nur auf der Nordseite von Leipzig ward auch an diesem Tage gekämpft. Die Franzosen, die, mit dem Rücken an die Partha gelehnt, noch Gohlis und Eutritzsch besetzt hielten, wurden bei letzterem Dorfe von Blücher angegriffen und dasselbe durch Umgehung zu verlassen gezwungen, während Sacken, der York abgelöst, das verschanzte Gohlis angriff und Arrighi's Reiterei, auf dem rechten französischen Flügel, gegen Mockau und Schönefeld, von der russischen unter Wassiltschikow angefallen und geworfen ward. In verwirrter Flucht sprengte dieselbe hinter ihrem Fußvolke davon, die Russen ihr nach, bis in die hallische Vorstadt von Leipzig, wo sie die Flüchtlinge einholten und zum Theil niederhieben und gefangen nahmen. Das französische Fuß=

volk blieb in Massen stehen und beschoß heftig die zurückkehrende russische Reiterei, die nichtsdestoweniger mit Ihren Gefangenen und fünf eroberten Kanonen ohne Unfall wieder zu den Ihrigen zurückkehrte. Darauf zog sich das französische Fußvolk theils bei Schönefeld über die Partha, theils nach Leipzig, diejenigen aber, welche Gohlis, das endlich nach einem hartnäckigen Kampfe von den Russen und Preußen erobert worden, vertheidigt, wichen an die Pleiße zurück. Auf die Nachricht, daß am nächsten Tage ein neuer allgemeiner Angriff erfolgen werde, brach Blücher das Gefecht ab; auf dem linken Ufer der Partha, von Leipzig bis nach Taucha hatten sich noch die Franzosen behauptet; Winzingerode aber, der schon am Vormittage mit einigen tausend Reitern der Nordarmee eingetroffen war, zog nach Taucha, das er zwar anfangs besetzte, allein noch spät am Abend durch die unter Reynier anrückenden Sachsen wieder zu verlassen gezwungen ward. In der nächsten Nacht (18. Okt.) begann der Rückzug des französischen Heeres; schon früh um zwei Uhr verließ Buonaparte selbst, nur von Wenigen begleitet, sein Lager und fuhr über Stötteritz nach Reudnitz, wo Ney sich aufhielt, von dort, einige Stunden später, um Leipzig herum, nach Lindenau zu Bertrand, dem er den Befehl zum Aufbruche nach Weißenfels gab; gegen acht Uhr Morgens kehrte er nach Stötteritz zurück, wo eben die Boten ankamen, als der plötzlich anhebende Kanonendonner die Eröffnung des letzten entscheidenden Kampfes verkündigte, und schnell stieg er zu Pferde und eilte in die Nähe der zwischen Stötteritz und Konnewitz liegenden Windmühle, wo er den größten Theil des Tages über blieb. Trübe und regnig war der vergang'ne Tag gewesen, heiter und freundlich brach dagegen der Morgen der Entscheidungsschlacht heran. In der Nacht hatten die Franzosen sich etwas zurückgezogen; ihr rechter Flügel unter dem seit zwei Tagen zum Marschall ernannten Fürsten Poniatowsky befand sich zu Rößnig, Dölitz und Konnewitz, Augereau längs dem buschigen lößniger Teiche, in dem Mitteltreffen Victor zu Probstheyda, auf seinem linken Flügel, weiter rückwärts, Lauriston zu Stötteritz; Holzhausen und Zuckelhausen, so wie auch die alte Ziegelscheune, nebst Liebertwolkwitz, Wachau und die Schäferei Meysdorf hielt Macdonald's Heerhaufen besetzt, der durch einzelne Abtheilungen mit der Armee von Ney, die dem Kronprinzen und Blücher entgegenstellt war, über Zweinaundorf und Mölkau zusammenhing. Zu Ney's Armee gehörig, stand Marmont zu Schönefeld, Ney's Heerhaufen längs der Partha, zu Neutsch, Reynier von Taucha bis Paunsdorf; Dombrowsky und Arrighi hielten das Vorwerk Pfaffendorf und die nächsten Umgebungen auf der Nordseite um Leipzig, Bertrand Lindenau besetzt; die Garden lagerten sich bei der holländischen Windmühle, in der Nähe von Buonaparte. Dagegen stand die schlesische Armee bei Möckern, Gohlis, Eutritzsch und Mokau; links von ihr die Nordarmee, die sich wiederum an Bennigsen, der bei Seifartshain, auf dem rechten Flügel der Hauptarmee eingetroffen war und dessen Vortrab der Graf Bubna führte, anschloß. Sobald Schwarzenberg den Rückzug der Franzosen erfahren, drang er in drei Kolonnen vor; Bennigsen, der durch Klenau verstärkt, den rechten Flügel führte, rückte gegen Holzhausen und Zuckelhausen vor; im Mittelpunkte Barclay de Tolly mit Kleist's und Wittgenstein's Heerhaufen und den russischen und preußischen Garden als Reserve, gegen Wachau, auf dem rechten Flügel der Erbprinz von Hessen-Homburg mit den Heeresabtheilungen von Bianchi, Aloys Lichtenstein und Weissendorf und der Reiterei von Nistitz, denen Kolloredo als Reserve folgte, gegen Dölitz, während eine andere österreichische Abtheilung auf dem linken Ufer der Pleiße Konnewitz beobachtete und Giulay, mit seiner Hauptstärke zu Knauthain, die Dörfer Krautkleeberg, Klein- und Großzschocher besetzt hielt. Die schlesische Armee

sollte Leipzig von der Nordseite erobern, die Nordarmee aber den Uebergang über die Partha erzwingen und sich dem Hauptheer anschließen, um mit vereinter Macht die Franzosen zu überwältigen; so war der Plan. Um acht Uhr Morgens begann die Riesenschlacht, wie die Geschichte seit Jahrhunderten keine ähnliche kennt; eine halbe Million Krieger kämpften gegen einander; die Freiheit Europa's und die Ehre der Völker waren der Preis des Sieges. Fechtend drang der Prinz von Hessen-Homburg über Dölitz, Barclay de Tolly über Liebertwolkwitz, Bennigsen über Baalsdorf gegen Zweinaundorf vor. Auch die Schäferei Meysdorf und die alte Ziegelscheune wurden nach heftigem Kampfe von Kleist genommen, und auf dem linken Flügel die Franzosen aus Dösen vertrieben. Muthig vertheidigte sich jedoch Poniatowsky, vornehmlich bei Dölitz, und wich nur langsam zurück; der Prinz von Hessen-Homburg selbst ward verwundet und Bianchi übernahm statt seiner den Oberbefehl. Dennoch konnte Augereau, trotz den wiederholten Stürmen der Oesterreicher, nicht überwältigt werden, und schon wichen die Letztern zurück, als Kolloredo und ein Theil von Giulay's Truppen herbeieilten und endlich Dölitz gegen alle ferneren Angriffe behaupteten. Auf dem rechten Flügel, wo Klenau Holzhausen angegriffen, ward gleichfalls das Gefecht immer heftiger, bis endlich Macdonald von Bennigsen, der Zweinaundorf, und von Ziethen, der Zuckelhausen erstürmt, in beiden Flanken bedroht, nach Stötteritz zurückwich. Der blutigste Kampf entspann sich jedoch bei Probstheyda, dem Schlüssel der französischen Stellung, von dessen Behauptung die Sicherheit des Rückzuges abhing. Mürat und Victor vertheidigten das Dorf, in dessen Nähe bis Stötteritz eine beträchtliche französische Macht aufgestellt war, und schlugen die wiederholten Stürme der Preußen, die von zwei Uhr Nachmittags an einige Stunden lang beinah ununterbrochen fortdauerten, muthig zurück. Um halb fünf Uhr gaben endlich die Verbündeten alle Angriffe auf Probstheyda auf und zogen sich näher nach Zuckelhausen zurück, und mit einbrechender Dunkelheit hörte allmählig von dieser Seite der Kampf auf der ganzen Linie auf. Von der andern war die schlesische und die Nordarmee nicht weniger thätig gewesen. Früh Morgens hatte Blücher sich mit Carl Johann zu Breitenfeld besprochen, und wiewohl Letzterer nur unter der Bedingung, daß dreißig tausend Mann der schlesischen Armee an diesem Tage unter seinen Befehl gegeben würden, sich zum Uebergange über die Partha bei Taucha bereit erklärte, nahm Blücher nichtsdestoweniger diesen Vorschlag an, indem er sich nur diese größere Hälfte seines Heeres selbst anzuführen vorbehielt. Langeron's Heerhaufen, der zu Eutritzsch gegen Seehausen hin stand, ward dazu bestimmt und mit ihm erzwang Blücher bei Mockau den Uebergang über die Partha. Eilig wichen die Franzosen gegen Schönefeld zurück und auf dem Rückzuge ging das sächsische Husaren- und Uhlanenregiment zu Langeron's verfolgender Reiterei über; erst bei Schönefeld sammelte Marmont seinen Heerhaufen. Schon früh Morgens war Taucha sammt einem Bataillon Sachsen von Winzingerode wiederum genommen und dort, so wie bei Plaußig und Grasdorf, ging die Nordarmee über die Partha; die auf den Portitzer Anhöhen aufgestellten Sachsen und Würtemberger schlossen sich alsbald an dieselbe an, und schnell drang jetzt der Kronprinz über den Heiternblick gegen Paunsdorf vor, indem sich links Winzingerode an Bubna, auf Bennigsen's äußerstem rechten Flügel, rechts Langeron an die Nordarmee anschloß. Inzwischen rückte Sacken um Mittag gegen das Gerberthor von Leipzig heran, damit die in der Nähe der Stadt befindlichen Truppen nicht dem bedrohten Schönefeld zu Hülfe eilen möchten, und die Franzosen steckten Pfaffendorf in Brand und zogen sich in die Stadt, die Russen aber, durch das mörderische Feuer zahlreicher französischer Batterien vom weitern Vordringen abgehalten,

auf Eutritzsch zurück. Gegen drei Uhr Nachmittags ward Paunsdorf, wo Bubna sich bisher vergeblich zu behaupten versucht, von Bülow erstürmt und ein heftiger Kampf begann. Ney's Armee, die von Schönefeld bis Paunsdorf aufgestellt war, ward wiederholt durch die Reiterei angegriffen und durch Brandraketen beschossen, und schon lösten sich ihre Vierecke, als Buonaparte selbst einen Theil der Garde nach Volkmarsdorf zu Hülfe herbeiführte. Nichtsdestoweniger wurden Stünz und Sellerhausen von den Verbündeten erobert, immer schneller wichen die Franzosen zurück, und auch das sächsis. Fußvolk, das mit grobem Geschütze zwischen beiden Oertern aufgestellt war, ging zu der Nordarmee über. Ein Angriff Nansouty's, der, um die entstandene Lücke zu decken und die linke Flanke der Nordarmee zu umgehen, zwischen Stünz und Mölkau hervorbrach, ward durch das Feuer der sächsischen Kanonen zurückgeworfen; nur Volkmarsdorf ward von den Franzosen behauptet. Bei Schönefeld, auf dem linken Flügel der Nordarmee, hatte nach Mittag der Kampf begonnen und dauerte bis spät am Abend fort. Nach wiederholt vergeblichen Stürmen hatte Langeron's Fußvolk endlich am Abend Schönefeld überwältigt und die Franzosen zogen sich auch hier in die Nähe von Leipzig zurück. Schon am Vormittage war Bertrand aus Lindenau vorgedrungen und hatte den Rückzug gegen Markranstädt und Weißenfels angetreten, während zugleich ein Theil seiner Truppen gegen Kleinzschocher rückte, um jeden Seitenangriff abzuwehren, und die Oesterreicher nicht ohne Verlust aus Schleußig bis hinter die Elster und aus einem Theile von Großzschocher vertrieb. Ununterbrochen dauerte indeß der Rückzug fort; eine ungeheure Menge Wagen und Troß aller Art folgte den Truppen und noch am Abend sandte Blücher York über Skeuditz nach Merseburg ab, um die Franzosen auf dem Rückzuge zu drängen. Am Abend der Schlacht stand noch der rechte Flügel Franzosen zu Konnewitz, das Mitteltreffen aber war bis Probstheyda, der linke Flügel nach Stötteritz und Ney's Armee bis Volkmarsdorf, Krottendorf, Reudnitz und die Milchinsel zurückgedrängt; Arrighi und Dombrowsky hatten sich gänzlich nach Leipzig zurückgezogen, wo indessen das Gewühl bald zu einer heillosen Verwirrung stieg. Alle Ausgänge der Stadt waren durch das zurückströmende Gepäck und die zahllosen Verwundeten und Flüchtlinge verstopft und kaum mochte Buonaparte selbst, der spät am Abend eintraf, Raum zum Nachtlager finden; allgemeine Muthlosigkeit war bei den Franzosen an die Stelle des alten trotzigen Uebermuths getreten und unausgesetzt zogen sie in der Nacht auf der einzigen, von mehreren Brücken durchschnittenen, schmalen Heerstraße nach Lindenau fort. Immer höher stieg die Gefahr; eine neue Schlacht drohte bei dem fühlbaren Mangel an Kugeln und Pulver mit gänzlicher Vernichtung. Indessen war die Stadt, so viel es sich in der Eile thun ließ, in Vertheidigungsstand gesetzt und Macdonald und Poniatowsky waren angewiesen, dieselbe zu behaupten, bis der Rückzug vollendet seyn würde, dann der Nachtrab des fliehenden Heeres zu bilden. In der Nacht hatte Poniatowsky Lößnig, am Morgen Konnewitz geräumt und sich nach Leipzig in Marsch gesetzt und langsam folgte Bianchi ihm nach. Auch Probstheyda und Stötteritz wurden von den Franzosen vor Tagesanbruch verlassen; um acht Uhr drang Schwarzenberg zum Sturme gegen Leipzig heran. Auf dem Thonberge befanden sich Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm; dort erschienen Abgeordnete der Stadt, um Schonung zu bitten, dann ein Bevollmächtigter Macdonald's die Räumung der Stadt gegen Gestattung eines freien Abzugs anzubieten; um so mehr ward der Antrag abgewiesen, da die Truppen der Haupt- und Nordarmee bereits bis an die Vorstädte vorgedrungen waren. Schon vor Tagesanbruch ward Volkmarsdorf von den Franzosen verlassen; nach einem

heftigen Kampfe ward Reudnitz einige Stunden später von Bülow erstürmt und in heilloser Verwirrung stürmten die Flüchtlinge nach den Vorstädten von Leipzig zurück; auch Blücher, der mit Langeron's Heerhaufen schon Abends zuvor wiederum über die Partha zurückgekehrt war, drang gegen die Stadt. Um neun Uhr Morgens begab sich Buonaparte, nebst Mürat, zu dem Könige von Sachsen, verließ ihn jedoch bald, da er ihn zu bleiben entschlossen fand, und ritt endlich, nachdem er noch einige Zeit in der Stadt verweilt, gegen Mittag starr und in sich gekehrt und nur mühsam durch das Gedränge sich windend, aus dem äußern Ranstädter Thore, auf der Straße nach Lindenau fort. Etwa fünf und zwanzig tausend Mann waren zur Vertheidigung der Stadt zurückgeblieben und schon hatte der Sturm von allen Seiten begonnen. Gegen den schönefelder Schlag und das äußere grimmaische Thor stürmte Bülow, und nach heftigem Kampfe in den Gärten und Häusern drangen die Preußen kurz vor Mittag in die Vorstadt und bald ward das Spitalthor und das äußere grimmaische Thor von den Russen und Schweden überwaltigt; beinah zu gleicher Zeit drang auch Bennigsen's Vortrab in die Vorstadt ein, die Elsterbrücke aber vor dem ranstädter Thore ward, kurz nachdem Buonaparte sich hinüber gerettet, von den Franzosen in die Luft gesprengt und was noch in Leipzig zurück war, dadurch ohne Rettung dem Feinde preis gegeben. Indessen ward auch die hallische Vorstadt von Sacken angegriffen und erstürmt und bald gemeinschaftlich mit Langeron das Gerberthor überwältigt. Um halb ein Uhr hatten endlich die Preußen das grimmaische Thor erstürmt und drangen zuerst in die Stadt auf den Markt; die noch in der Stadt befindlichen französischen Truppen streckten die Waffen; Macdonald und Poniatowsky warfen sich in die Elster, um sich auf das entgegengesetzte Ufer zu retten; allein nur dem Ersteren gelang dies, Poniatowsky ertrank, mehrere Tausende, die sich auf demselben Wege zu retten versucht, fanden ebenfalls den Tod. Um ein Uhr war Leipzig vollkommen erobert und die verbündeten Monarchen und der Kronprinz von Schweden hielten unter dem Jubel des Volkes ihren Siegeseinzug in die Stadt; fünfzehn tausend Gefangene, unter ihnen Lauriston und Reynier, nebst mehreren andern Generalen, dreißig tausend kranke und verwundete Franzosen, beinah drei hundert Kanonen und über neun hundert Wagen waren die Frucht des dreitägigen Riesenkampfes, der Europa von der Herrschaft Napoleon Buonaparte's befreite. Beinah 80.000 Mann hatten die Franzosen, etwa 47.000 die Verbündeten an diesen blutigen Tagen eingebüßt; mit kaum 100.000 Mann zog Buonaparte nach Markranstädt.

Leisewitz (Joh. Ant.), wurde 1752 zu Hannover geboren, studirte die Rechte zu Göttingen, und lebte im freundschaftlichen Umgange daselbst mit Boje, Bürger, Hölty, Miller, Stolberg, Voß u. A. 1777 wurde er zu Braunschweig als Landschaftssekretär, 1790 als Hofrath bei der geheimen Kanzlei angestellt, 1801 zum geheimen Justizrathe und geheimen Sekretär im Ministerio, im geheimen Conseil, und 1805 auch noch zum Präsidenten des Obersanitäts-Collegiums ernannt. Unter den dramatischen Dichtern Deutschlands behauptet Leisewitz durch sein meisterhaftes Drama: „Julius von Tarent," einen hohen Rang. Es ist dies das einzige Werk, welches er durch den Druck bekannt gemacht hat. Lessing, der einen zweiten Göthe in ihm ahnete, verglich ihn mit einer Löwin, die ein Einziges gebäre, aber einen Löwen. Eine mit Fleiß und Geist ausgearbeitete Geschichte des dreißigjährigen Krieges hat er noch vor seinem Tode, der zu Braunschweig 1806 erfolgte, in der Handschrift vernichtet.

Lekain (Henri Louis), ein berühmter Schauspieler auf dem französischen Theater, geboren zu Paris den 14. April 1728. Anfangs war er von

seinem Vater, der ein Goldschmiedt war, demselben Berufe gewidmet worden und er übte die Goldschmiedekunst bis in sein 18. Jahr. Doch war die Neigung und die Anlage zum Theater in ihm vorherrschend, und auf Liebhabertheatern zeichnete er sich schon durch seine Deklamation und sein Spiel aus. Einst wohnte Voltaire einer seiner Vorstellungen bei und wurde von seinem Spiele so entzückt, daß er ihn zu sich einlud und ihn mit den Worten umarmte: „Dem Himmel sey Dank, ich habe zum ersten Mal Jemand gefunden, der mich bewegt und gerührt hat, selbst als er schlechte Verse sprach.“ Voltaire ließ für ihn ein eigenes Theater bauen, worauf er mit seinen jungen Freunden spielen konnte, was ihm gefiel. Zwei Nichten von Voltaire und der Dichter selbst spielten zuweilen mit. Während der 6 Monate, die er bei Voltaire zubrachte, hat er, wie er in seinen von seinem Sohne bekannt gemachten Memoires gesteht, die Geheimnisse seiner Kunst ergründet. Am 14. September 1750 debütirte er auf dem Théâtre Français. Obgleich er einen ungemeinen Beifall erwarb, so ward er doch nicht eher, als 17 Monate nach seinem Debüt als Mitglied der Bühne aufgenommen. Alle seine Zeitgenossen von unbefangenem Urtheil, die ihn in seinen glänzendsten Leistungen sahen, stimmen darin überein, daß er es durch anhaltendes und tiefes Studium zu einer wahrhaften Vollendung in seiner Kunst gebracht habe; sie rühmen die Kraft und Wahrheit seines Spiels, sein richtiges Urtheil und vor Allem die rege Empfindlichkeit seines Gefühles. Er war der Erste, der durch eine genaue Kenntniß der Geschichte und Sitten der Völker in einem passenden Costum auf die Bühne trat. Er war Meister im Geberdenspiel und in der Gemessenheit seiner Deklamation hatte er das hohe Muster der griechischen und römischen Schauspielkunst vor Augen. Es ist bekannt, daß Gretry in seinem Versuche über die Musik Stücke von Lekains Rollen nach dem Beispiele der Alten in Noten gesetzt hat. Voltaire hat ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler der Franzosen genannt. Eine seiner glänzendsten Leistungen war Mahomet in Voltaire's gleichnamigen Stücke. Vor allen aber bewunderte man seine erste Darstellung der Vendome in Voltaire's Adelaide; doch die Anstrengung, die er dabei machte, war die nächste Ursache seines Todes. Bei rauhem Wetter ging er sehr erhitzt aus dem Schauspielhause, und die Unvorsichtigkeit zog ihm ein entzündliches Fieber zu, das ihn in wenigen Tagen hinwegraffte. Er starb am 8. Febr. 1778 in seinem 50. Jahre. An demselben Tage kehrte der 84jährige Voltaire nach einer Abwesenheit von 27 Jahre nach Paris zurück, wo man ihm zuerst mit der erschütternden Nachricht, daß sein geliebter Schützling Lekain ins Grab gestürzt, entgegenkam. Lekains Sohn hat im Jahr 1801 die Denkwürdigkeiten seines Vaters herausgegeben.

Lemberg (poln. Lwow), die Hauptstadt des österreichischen Königreichs Gallizien, in dem von ihr benannten Kreise in einer gebirgigen Gegend, am Flusse Beltow, eine große Stadt von 48.000 Einwohnern, worunter 12.000 Juden. Man findet hier viele Kirchen, worunter drei Cathedralen, und zwei Schlösser. Lemberg ist der Sitz des Gouverneurs, der Regierung und anderer Verwaltungsbehörden des Landes, hat einen katholischen und armenischen Erzbischof und einen unirten griechischen Bischof, so wie den Oberrabbiner über Gallizien. Hier ist eine neu eingerichtete Universität, mit einer Bibliothek; zwei Gymnasien, Seminarien zur Bildung der jungen Geistlichen der verschiedenen Confessionen; Normalschule, Lehrinstitut für Binenzucht und Pomologie; zwei jüdische Schulen. Lemberg ist nächst Brody (s. d. Art.) die wichtigste Handelsstadt Gallizien's und hat viele Fabriken und Manufakturen, worunter sich die große Cottonfabrik des Grafen Fries zu Wien, welche über 400 Menschen beschäftigt, auszeichnet.

Lemierre (Antoine Marie), dramatischer Dichter, geb. zu Paris 1733, starb im Juni 1793 zu St. Germain en Laye, trug für folgende Gedichte: sur la Sincérité, l'empire de la mode, le Commerce, sur la tendresse de Louis XIV. pour sa famille; sur l'utilité des decouvertes faites sous le règne de Louis XV., den Preis in der Akademie davon, und lieferte auch folgende Trauerspiele: Hypermnestre, 1758; Térée, 1761 Idoménée, 1764; Artaxerce, 1766; Guilliaume Tell, 1766; La Veuve du Malabar, 1770; Barneveldt, 1788. Sämmtliche Werke erschienen von Rene Perrin, Paris 1810, 3 Bde.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen und mit dem Zunamen Emporius, war aus Graubündten gebürtig, studirte 1538 zu Ingolstadt und 1539 zu Wittenberg, wo er Professor der griechischen Literatur wurde. Wegen beißender Epigramme jedoch von dort vertrieben, flüchtete er ins Brandenburgische und hielt sich dann in einigen Städten am Rhein auf. Er starb den 24. Nov. 1550. Man hat von ihm: Epigrammatum libri II., Wittenberg 1538, auch in den Delic. Poet. Germ P. II. p. 1035 und in Kappens Nachlese Th. IV. p. 624 befindlich. Außerdem hat man von ihm: Luc. Pisaei Juvenais Monachopornomachia, 1539, 8.; Amores, 1542. 8.; Homerus lat. carm. factus, Basel 1549, 2 Bde. 8.; der Schwabenkrieg, ein helvetisch-rhätisches Nationalgedicht in 9 Gesängen, poetisch übersetzt von J. G. Ph. Thiele, Zizers 1792. 8.

Lemnos (jetzt Stalamine), eine bekannte Insel des ägäischen Meeres (im Archipel), welche von Vulkanen und Erdbeben ehemals häufig beunruhigt wurde. Daher die Sage den Wohnort des Vulkan (Hephaistos) und der Cyklopen hieher verlegte. Noch verrathen heiße Quellen die vulkanische Beschaffenheit ihrer gebirgigen Oberfläche. Berühmt ist die Lemnische Erde (terra sigillata), die jetzt bei den Türken für ein bewährtes Mittel gegen Schlangenbiß, Gift und Wunden gilt. Der Hauptort ist Lemnos (einst Myrina) mit 1000 Einw. An der Südseite sind 2 Häfen.

Lemoïne (Franz), ein berühmter französischer Geschichtmaler, geb. 1688 zu Paris. Sein Lehrer war der Maler Galloschen, bei welchem er bis zu seinem 25. Jahre blieb. Er hatte sich besonders die Werke von Carlo Marattis und Peter de Cortona zu Vorbildern gewählt. 1718 ward er zum Mitglied der Akademie aufgenommen, und erst 1723 ward sein längst gehegter Wunsch, Italien zu besuchen, erfüllt. Doch wurde ihm nur ein Aufenthalt von 6 Monaten vergönnt, während welcher Zeit er sein bestes Gemälde, eine ins Bad steigende Frau, vollendete. Nach seiner Rückkehr in Frankreich ward er Professor an der Akademie. Sein berühmtestes Werk ist die im Herkulessaal zu Versaille gemalte Decke: es ist 64 Fuß lang und 54 breit, und hat 142 Figuren. Die Anstrengungen zu dieser fünfjähriger Arbeit untergruben seine Gesundheit; häusliche Unfälle und Verkennung seiner Verdienste erhöhten seine schon von Natur melacholische Stimmung bis zum Wahnsinn. In einem Anfall desselben nahm er sich 1737 das Leben. Lemoïne hat nicht wenig dazu beigetragen, den Verfall der französischen Schule zu bewirken: zwar sind die Gruppen gut geordnet und sein Kolorit blendend, wenn auch nicht wahr; doch seine Zeichnung ist unrichtig und seine Formen sind manirirt.

Lemures wurden bei den ältesten Lateinern die abgeschiedenen Seelen genannt, vor deren Wiederkunft man sich fürchtete; also eben das, was man bei uns Gespenster nennt. Sie werden sonst auch Manen, oder noch bedeutender Larvä geheißen. Der Volksglaube hatte von ihnen die Meinung, ein Theil der abgeschiedenen Seelen, Manen, halte sich friedlich in den Häusern auf, und trage Sorgfalt für die Familien. Diese nennt man Laren. Ein anderer Theil aber sollte der Sage nach zur Strafe herumschwärmen

müssen, und die Leute erschrecken. Diese Poltergeister wurden Lemures genannt. Man beging das Fest dieser Lemures vom 9. bis 13. Mai in drei Nächten, so daß allezeit eine dazwischen ausgesetzt wurde, das heißt, man reinigte an diesem Tage das Haus von Gespenstern. Dies geschah so: der Hausvater stand um Mitternacht auf, und ging barfuß, stillschweigend und im Dunkeln zu einem Brunnen, wo er sich dreimal wusch. Nun schlug er unterwegens Schnippchen, um die Gespenster von sich abzutreiben. War dieß geschehen, so nahm er schwarze Bohnen aus dem Munde und warf diese, ohne sich dabei umzusehen, und mit den Worten hinter sich: damit erkaufe ich mich und die Meinigen. Hier wusch er sich nochmals, schlug auf ein ehernes Becken und rufte neunmal aus: Weicht, ihr väterlichen Manen. An den Reinigungstagen waren die Tempel geschlossen, und man machte ihretwegen auch nie im Mai Hochzeit. Romulus soll diese Feier bereits eingesetzt haben, um sich vor den Erscheinungen seines Bruders zu sichern. — In diesem Aberglauben wich der Lateiner von den Griechen ab. Die abgeschiedenen Seelen lebten nach der Meinung der Letztern in der Unterwelt, und schwebten, ihres Körpers beraubt, als Schatten umher. Mit der Oberwelt hatten sie durchaus keine Verbindung mehr. Die Gespenster der Griechen waren also eigene Plagegeister vom Geschlechte der Furien oder sonst eigenen Art. Dagegen der Lateiner und Italiener die Meinung hegte, daß die Manen auch noch mit der Oberwelt zusammenhingen und auf ihr umherwandelten; eine Meinung, welche ihm vielleicht die in Unteritalien geglaubte Nekromantie eingeflößt hatte. Die Gespenster des Letzteren waren also abgeschiedene Seelen, welche die Menschen plagten. Spät hernach erst scheint die Meinung entstanden zu seyn, daß die Seelen guter Menschen zu Laren würden. S. Laren.

Lenclos (Anne), s. Ninon (de Lenclos).

Lenotre (Andr.), ein berühmter franz. Gartenkünstler, geb. 1613 zu Paris. Anfangs ward er zum Maler bestimmt, und kam in die Schule des Simon Vouet; doch folgte er bald ganz seiner Neigung, die ihn unwiderstehlich zur Gartenkunst hinzog. Seinen Ruhm verdankte er besonders der Gartenanlage zu Versailles, welches Schloß Ludwig XIV. zu seinem Aufenthalte bestimmt hatte. Er erwarb sich Ludwigs Beifall in solchem Grade, daß dieser ihn mit Wohlwollen überhäufte. Theils verschönerte und theils schuf er hierauf die Gärten zu Chantilly, St. Cloud, Meudon, Sceaux, in den Tuilerien, zu Fontainebleau und die herrliche Terrasse zu St. Germain. 1678 reiste er nach Rom, wo er von Innocenz XI. mit Auszeichnung aufgenommen wurde. In Ludwigs Gunst blieb er bis zu seinem Tode, der 1700 zu Paris erfolgte. Seine Büste von Coysevox befindet sich in der Sammlung französischer Denkmäler.

Leo I. (St.), mit dem Beinamen der Große, gebürtig aus Rom, oder nach Andern aus Toskana, wurde von Cölestin I. und Sixtus III. in wichtigen Geschäften gebraucht, obgleich er nur Diakonus war, und bestieg nach des Letztern Tode, den 1. Septemb. 440, zur großen Freude des röm. Volks den päpstlichen Stuhl. Im Jahre 444 verdammte er auf einer Kirchenversammlung zu Rom die Manichäer, die sich in Italien stark vermehrt hatten, vertilgte auch die Pelagianer und erklärte die Priscilianisten für Ketzer. Was 449 auf der sogenannten Räuberversammlung zu Ephesus hinsichtlich der Eutychianer beschlossen worden war, erklärte er für null und nichtig und brachte es dahin, daß 451 der griechische Kaiser Marcian auf der ökumenischen Kirchenversammlung zu Chalcedon seinem Gesandten den Vorsitz gestattete, woraus später die röm. Kirche den Schluß zog, als gebühre dem Papste eine Art von Suprematie über alle übrigen Bischöfe. Während dieser Zeit verwüstete der Hunnenkönig Attila das Abendland und näherte sich Rom in

der Absicht, diese berühmte Stadt einzuäschern. Kaiser Valentinian bewog ihn, dem Wüthrich entgegen zu gehen und ihn wo möglich zu besänftigen, was ihm auch vollkommen gelang; denn Attila verließ Italien und zog sich hinter die Donau zurück. Genserich erschien jedoch kurz darauf (455) vor Rom und plünderte die Stadt. Leo trat auch hier vermittelnd auf und verhinderte die Verbrennung der Stadt, und daß die drei vorzüglichsten Kirchen, welche Konstantin der Große mit großen Geschenken ausgestattet hatte, nicht geplündert wurden. Er starb den 11. Novemb. 461 und mit Recht sagt die Nachwelt von ihm, daß er den Grund zur päpstlichen Macht gelegt habe. Man hat von ihm noch 96 Reden über die vornehmsten Festtage des Jahres und 141 Briefe. Seine Werke erschienen zu Paris vom P. Quesnel 1675, 2. Bd. 4. und Lyon 1700, Fol. Man schreibt ihm auch noch zu: Liber de vocatione gentilium und Epistola Virginem Demetriadem.

Leo X., einer der geistvollsten und merkwürdigsten Männer, die je den römischen Kirchenthron bestiegen, war der zweite Sohn Lorenzos v. Medicis, des Prächtigen, und Clarissens v. Ursine, zu Florenz 1475 geb. und unter dem Namen Giovanni getauft. Sein Vater bestimmte ihn gleich bei der Geburt zum geistlichen Stande, und Giovanni hatte kaum das 7. Jahr erreicht, als er schon die Tonsur und die Anwartschaft auf kirchliche Würden erhielt und von dieser Zeit an mit Benefizien überhäuft wurde. Lorenzo sann indeß für ihn auf eine höhere Erhebung und bot Alles auf, seinem Sohne die Cardinalswürde zu verschaffen. Durch die Vermählung seiner Tochter Magdalena mit Papst Innozenz VIII. Sohn (den er vor seinem Eintritt in den geistl. Stand gezeugt hatte), Franz Cibo (1481), ward Lorenzo mit dem Papste besonders befreundet, und das Jahr darauf ertheilte Innozenz, auf eifriges Betreiben Lorenzos dem erst 13jährigen Giovanni den römischen Purpur. Der Vater gab sich jetzt auch alle ersinnliche Mühe, seinen Sohn eines so hohen Kirchenamtes würdig zu machen. Der gelehrte Polziano war sein Erzieher und Männer wie Mars. Ficinius, Joh. Argyropolus, Joh. v. Mirandola, Chalkondylas waren unter seinen Lehrern, unter deren Anleitung der mit seltenen Talenten ausgestattete Jüngling bewundernswürdige Fortschritte in den alten Sprachen und in den verschiedenen Wissenschaften machte. Bei seiner Ernennung zum Cardinal ward es ihm zur Bedingung gemacht, daß er während der nächsten 3 Jahre weder die äußern Zeichen dieser Würde sich zueignen, noch im Collegium Sitz und Stimme haben sollte, und daß er während dieser Probezeit sich dem Studium der Theologie und des Kirchenrechts widmen sollte. Jetzt begab sich der junge Cardinal von Florenz nach Pisa, wo er den schätzbaren Unterricht der berühmten Lehrer des bürgerlichen und kirchlichen Rechts, Dezius und Sozzini, genoß. Giovanni, der sich im beständigen Umgange mit Männern von Stande, Verdienst und Kenntnisse einen reichen Schatz von Gelehrsamkeit sammelte, zeigte auch eine für seine Jahre ungewöhnliche Würde im äußern Betragen. Am 2. März 1492 ward er als Cardinal bestätigt, unter großen Feierlichkeiten eingekleidet, worauf er als Mitglied des heiligen Collegiums seinen Wohnsitz in Rom nahm. Aber die Freude über seine Erhebung ward im April des nämlichen Jahres durch die Nachricht vom Tode seines Vaters getrübt; und als der junge Cardinal sich der Wahl Alexanders VI. zum Papste widersetzte, ging er nach Florenz, wo er in großem Ansehen so lange lebte, bis die bald einbrechenden Unglücksfälle seines Hauses (s. Mediceer) ihn nöthigten anderswo Schutz zu suchen, den er in Bologna fand. Nach vergeblichen Versuchen zur Rückkehr unternahm er 1499 mit seinem Vetter Julian inkognito eine Reise durchs Venetianische, die Staaten von Deutschland, Frankreich und Oberitalien, verweilte bei seinem Schwager Fr. Cibo in Genua, und eilte von

hier nach Rom, wo Alexander VI. ihn mit aller seinem Range gebührende Achtung behandelte. Er lebte jetzt in Rom ein stilles anspruchloses Privatleben und den geistreichen Unterhaltungen einer Gesellschaft von gelehrten Freuden, unter denen er sich durch Feinheit und Scharfsinn, seinen gebildeten Geschmack in Beurtheilung von Kunstwerken, als einsichtsvoller Kenner und Liebhaber der Musik auszeichnete. Da sein Beruf ihm kriegerische Uebungen untersagte, so trieb er die Jagd, um seine Gesundheit zu erhalten und Dickleibigkeit zu verhüten: ein Zeitvertreib, den er sich aus diesen Ursachen auch als Papst noch erlaubte. Mit der Thronbesteigung Julius II. begann seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten; denn 1506 übertrug ihm dieser Papst die Statthalterschaft über Perugia und stellte ihn 1511, unter dem Titel eines Legaten von Bologna, als Befehlshaber an die Spitze seines Heeres in dem h. Bunde wider Frankreich. Da aber seine richtigeren Ansichten bei dem spanischen Feldherrn der vereinigten Heere, die vor Bologna unthätig lagen, wenig Eingang fanden, so beschränkte er sich darauf, gute Ordnung im Lager zu erhalten. In der blutigen Schlacht von Ravenna 1512 gab er mehrere einleuchtende Beweise von Standhaftigkeit und Seelenstärke. Wehrlos und unbewaffnet stand er, geschmückt mit seiner friedlichen Kleidung, mitten im Gefecht und sprach seinen Leuten mit ruhiger Festigkeit Muth ein; selbst als der Sieg schon entschieden war, verließ er nicht das Schlachtfeld, sondern leistete den Sterbenden Beistand. Indeß er so die Pflichten seines Standes erfüllte, wurde er plötzlich von den Franzosen überfallen und gefangen nach Mailand geführt (11. April 1512). Als aber bald darauf das Glück sich wendete und sie flüchten mußten, nahm er die Gelegenheit wahr, sich zu befreien, welches ihm eben, als er nach Frankreich abgeführt werden sollte, gelang. Er kehrte nach Bologna zurück, wo er als Legat die Regierung der Stadt übernahm. Bald darauf wurden mit Hülfe der Spanier die Mediceer in Florenz wieder eingesetzt, worauf der Cardinal, der hiezu kräftig mitgewirkt hatte, in Florenz sich niederließ, bis Julius II. Tod ihn nach Rom rief. Nach einem Conklave von 7 Tagen fiel die Wahl eines neuen Kirchenoberhaupts unerwarteter Weise auf ihn; und so bestieg er in seinem 38. Jahre unter dem Namen Leo X. den apostolischen Stuhl (11. März 1513). Seine Krönung wurde mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Zu Geheimschreibern wählte er die besten Köpfe Italiens; der barbarische Styl der römischen Dataria wurde abgeschafft, und an seine Stelle trat die Beredsamkeit und Eleganz der berühmten Bembo und Sadolet (s. d. Art.). Gleich nach seiner Thronbesteigung beschloß er Europa den Frieden zu geben und erließ Friedens-Schreiben an alle damals kriegführende Mächte; jedoch befolgte er in der Politik das System seiner Vorgänger, der fremden Herrschaft in Italien möglichst entgegen zu arbeiten; denn indeß er strenge Neutralität zu behaupten suchte, wirkte er doch mit zur Vertreibung der Franzosen aus Italien. Währenddem bemühte er sich, die alten Streitigkeiten zwischen dem Kaiser Maximilian und Venedig beizulegen; und als letzteres seinen Vorstellungen kein Gehör gab, so schickte er dem Kaiser ein Hilfskorps Reiterei. Die stolzen Republikaner wurden besiegt und nahmen jetzt des Papstes Vermittelung an, die den Frieden herbeiführte. Durch Einführung einer heilsamen Strenge in der Kirchenzucht wollte er dem Afterconcilium zu Mailand (s. Julius II.), das mit den Franzosen flüchtend, in Lyon seinen Sitz aufschlug, den Vorwgnd zu Beschwerden entziehen und berief daher (17. April 1513) die durch Julius II. Tod unterbrochene Kirchenversammlung im Lateran von Neuem zusammen. Wenn die Menge vornehmer Prälaten, die hier erschien, dem Papste Ehre machte, so ist es nicht weniger wahr, daß er selbst die Würde der Versammlung durch sein ernstes Ansehen und die feierliche Andacht, die

er bei öffentlichen Religionshandlungen zeigte, gar sehr hob. Kurz darauf ging das Concilium zu Lyon auseinander und die Väter desselben bezeigten dem Papst ihre Unterwürfigkeit, worauf er ihnen großmüthig verzieh. Auch Ludwig XII. demüthigte sich vor dem h. Stuhl und erhielt die Lossprechung vom Banne, wodurch die Streitigkeiten, in die sein Vorgänger (s. Julius II.) mit dem französischen König verwickelt war, beendigt wurden. Nachdem Leo so die äußere Ruhe schon in der ersten Zeit seiner Regierung gesichert hatte, wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Literatur und der Wissenschaften. Er stellte 1514 die römische Universität in ihrem Glanze wieder her, stattete sie mit Fonds und vielen Vorrechten aus, und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern, „damit“ — sind seine Worte — „Rom auch in Beziehung auf Gelehrsamkeit, wie in andern Hinsichten, die erste Stadt der Welt seyn möchte.“ Das bisher vernachlässigte Studium der griechischen Sprache zu befördern, gründete er unter Laskaris Leitung eine Akademie der griechischen Sprache und Literatur, aus welcher viele schätzbare Ausgaben griechischer Klassiker hervorgingen. Denjenigen bot er ansehnliche Belohnungen, die ihm Handschriften alter hellenischer und römischer Gelehrten verschaffen und diese auf seine Kosten möglichst fehlerfrei abdrucken würden; die Herausgabe der 5 ersten Bücher von Tacitus Annalen gehört zu den schönsten Resultaten von Leo's Bemühungen. Auch das Studium der morgenländischen Sprachen suchte er besonders in Aufnahme zu bringen (s. Bibel). — Obgleich Ludwig XII. mit der Kirche Frieden geschlossen, hatte er dennoch seine Ansprüche auf Italien nicht aufgegeben; er suchte ein Bündniß mit Spanien und Oesterreich zu schließen: da der Papst mit Recht fürchtete, dasselbe möchte eine allgemeine Theilung Italiens herbeiführen, so begünstigte er eine Aussöhnung der Könige von England und Frankreich und gab sich, aus zwei Uebeln das kleinste wählend, selbst den Schein, Ludwigs Plan auf Mailand zu befördern. Unterdessen beschäftigten den Papst Entwürfe zur Vergrößerung; seine Absicht, das Königreich Neapel seinem Bruder Julian und die Herzogthümer Ferrara und Urbino seinem Neffen Lorenzo zu verschaffen, veranlaßte selbst ein Bündniß mit Frankreich. Wäre Leo's großer Zweck erreichbar gewesen, so hätte er nicht allein seinem Hause eine mächtige Krone zugewandt, sondern auch den größten Staat Italiens von fremdem Joche befreit. Als indeß ein französisches Heer in Italien erschien, begnügte er sich nicht damit, durch den Ankauf Modena's von dem Kaiser Maximilian seine Macht zu vergrößern, sondern er sandte auch Bembo — als alle Unterhandlungen mit Frankreich bereits abgebrochen waren — nach Venedig, um die Republik von der französischen Allianz zu trennen, was jedoch dem beredten, aber nicht tiefpolitischen Bembo mißlang. Dieses Hin- und Herschwanken in der Politik, die damals nichts als eine prismatische Truggestalt war, welche man nach dem Bedürfniß oder der Convenienz des Augenblicks hervorzauberte, kann daher dem Papst zu keinem besondern Vorwurfe gereichen. Als nach Ludwigs XII. Tode Franz I. den Thron bestiegen, that dieser gleich seine Absichten auf Mailand kund: Leo suchte bei diesem heranbrechenden Ungewitter die freundschaftlichen Verhältnisse zur Erhaltung des Friedens zu benutzen und allen Partheien, als Oberhaupt der Christenheit, mit gutem Rathe beizustehen. Als aber Franz mit einem Heere die Alpen überschritt, trat der Papst dem Bündnisse mit dem Kaiser, dem König von Aragon, den Staaten von Florenz und Mailand und den Eidgenossen bei; aber nach der Schlacht bei Marignano, wo die Franzosen siegten, entsagte der vorsichtige Leo demselben, hatte 1515 eine Zusammenkunft mit Franz zu Bologna und schloß mit ihm das berühmte, die sogenannte pragmatische Sanktion aufhebende, Concordat, welches beiden Theilen vortheilhaft, der Nation aber höchst

mißfällig war (vergl. Concordat). Die Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und Franziskanern in Amerika über die Behandlung der dortigen Ureinwohner suchte er durch einen Ausspruch zu beendigen, der seinem Namen unsterbliche Ehre macht; er sagt: nicht allein die Religion, sondern die bloße Vernunft erkläre laut jede Art von Sklaverei für unerlaubt; er ermahnet dann den König Ferdinand auf das dringendste, diese Menschen schonend und billig zu behandeln. Um nach seines Bruders Julian Tode die Macht und den Glanz seines Hauses in seinem Neffen Lorenzo zu vergrößern, benutzte Leo den damaligen Waffenstillstand, sein gegen Urbino längst entworfener Plan in Ausführung zu bringen; und unter dem Vorwande des feindlichen Sinnes des Herzogs als Vasallen gegen den päpstlichen Stuhl, entsetzte er 1516 denselben und belehnte Lorenzo mit dem Herzogthum Urbino. Ungern sah Leo in demselben Jahre die kriegführenden Mächte sich versöhnen, er suchte sie vergebens daran zu verhindern. Dennoch würde man ihm Unrecht thun, wenn man hieraus schließen wollte, er habe nicht gern die Beilegung der Händel in Italien gesehen; vielmehr lag ihm nichts mehr am Herzen, und er glaubte nur, daß sein Vaterland nie auf dauerhaften Frieden rechnen könne, so lange noch fremde Mächte in Italien herrschten; in diesem Betracht handelte er für das wahre Beste desselben. Indeß setzte sich der verbannte Herzog von Urbino 1517 mit Hülfe der durch den Frieden entlassenen Condottieri wieder in den Besitz seines Landes; aber durch ein mächtiges Heer des Papstes besiegt, mußte er Verzicht leisten unter ehrenvollen Bedingungen. Noch während des Krieges bildeten die Cardinäle Petrucci und Sauli nebst Andern eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes, indem sie einen Wundarzt bestachen, ihn zu vergiften; sie wurde aber glücklich entdeckt und harte Rache traf die Theilnehmer. Trotz des ihm ertheilten sicheren Geleits ward Petrucci erdrosselt; Sauli erkaufte das Leben durch seine Reichthümer; Andere, deren Schuld weniger erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und verwiesen. Das Betragen des Papstes bei dieser Gelegenheit gereicht weder seinem Hochsinn, noch seiner Milde zur Ehre: auch waren ihm die übrigen Cardinäle deßhalb abgeneigt. Um nun neue Freunde um seine Person zu versammeln, ernannte er auf Einen Tag 31 Cardinäle, die in Hinsicht auf Geist, Rang, Erfahrung und Gelehrsamkeit von keinem ihrer ältern Amtsgenossen übertroffen wurden. Indessen schaffte er in seinem Staate den drückenden Alleinverkauf ab, führte allgemeine Handelsfreiheit ein, und besonders die Stadt Rom stieg zum höchsten Wohlstand. Auch trug zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt seine strenge und unpartheiische Gerechtigkeitspflege nicht wenig bei; und das Glück, dessen das römische Volk unter ihm sich zu erfreuen hatte, ist das getreueste Bild von der Vortrefflichkeit seiner Regierung. Auf dem Capitol stellte man seine Bildsäule auf, als Andenken, diese goldene Zeit zu verewigen. Während seiner ganzen Regierung ging Leo mit dem Vorhaben um, den Bau der Peterskirche zu beendigen, der unter Julius II. begonnen hatte. Die hierauf verwandten Kosten hatten es ihm nothwendig gemacht, auf neue Zuflußquellen bedacht zu seyn. Zur Ausführung dieses Planes schrieb er 1517 einen unbeschränkten Ablaß aus, wodurch Luthers Reformation (s. beide Art.) herbei geführt wurde. Anfangs versuchte zwar Leo — der, wie es hieß, das Ganze als eine Mönchszänkerei ansah — die Sache in Güte beizulegen; da dies aber vergeblich war, so erschien am 15. Juli eine Bulle des Papstes, die Luthern als einen Häretiker in den Bann that, wogegen Luther an ein allgemeines Concilium appellirte. Während so ein offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, dachte Leo X. ernstlich daran, ein Bündniß aller christlichen Fürsten gegen Selim II., dessen Waffen allenthalben glücklich waren

zu schließen, welches aber durch die gegenseitige Eifersucht der Monarchen vereitelt wurde. Nach Kaiser Maximilians I. Tode suchte, aus Furcht vor der Macht Frankreichs und Spaniens, Leo. X die Bewerbung Franzens I. und Karls V. um die erledigte Kaiserkrone zu hintertreiben, schlug daher die Wahl des Churfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen, vor und führte den deutschen Fürsten, nachdem derselbe die Kaiserwürde ausgeschlagen, ein Reichsgesetz ins Gedächtniß zurück, nach welchem für ewige Zeiten die Wahl eines Königs von Neapel untersagt war, so wie er auch im Geheimen den König Franz I. von Frankreich antrieb, durch alle Mittel die Wahl der Churfürsten auf seine Person zu lenken; dennoch wurde Karl V. zum Kaiser gewählt und schon im folgenden Jahre brach zwischen Spanien und Frankreich ein Krieg aus, der fast das ganze Leben beider Könige hindurch dauerte. Kaum war er ausgebrochen, so schloß Leo X. fast zu gleicher Zeit mit beiden heimliche Bündnisse und versprach 1520 Franz I. das Königreich Neapel, wenn er ihm Gaeta abträte, so wie auch 1521 dem Kaiser Karl V. die französischen Besitzungen in Italien, wenn er dem päpstlichen Stuhl Ferrara abträte. Währenddem traf ihn ein herber Schmerz in seiner Familie; denn Lorenzo, der sich erst vor kurzem durch eine Vermählung mit dem französischen Hofe verbunden hatte, starb und hinterließ nur eine Tochter. Jetzt vereinte Leo das Herzogthum Urbino mit dem Kirchenstaat, der Cardinal Julius v. Medici aber trat an die Spitze der Regierung zu Florenz. Ungeachtet die Reformation in Deutschland bedeutende Fortschritte machte, so genoß doch Italien eine Zeitlang der äußern Ruhe; und dieser Zustand erlaubte Leo, Künsten und Wissenschaften Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen. Rom ward unter ihm ein Sammelplatz aller Männer von Geist und Kenntnissen in ganz Italien. Er traf ernstliche Anstalten zur Verbesserung des Kalenders, und vermehrte den Vatikanischen Bücherschatz; und unter den Künstlern genoß Raphael (vergl. d. Art.), der durch des Papstes Freigebigkeit angereizt, das Ausgraben von Alterthümern (s. Ausgrabungen) stark betrieb, die größte Ehre und Auszeichnung. Leo erbaute oder verschönerte mehrere Kirchen, ließ die Heerstraßen und Brücken im römischen Gebiet auf das sorgfältigste ausbessern, und eine Menge prachtvoller Palläste errichten. Zugleich war er aber für die Vergrößerung der Macht seiner Familie thätig, und verlor dabei den Plan, die Macht Frankreichs trotz seines Bündnisses mit demselben in Italien zu brechen, nicht aus den Augen; denn ungeachtet Leo in seinen Mußestunden sich seinem Hange zu Vergnügen überließ, so hat doch Niemand den Gang der Begebenheiten in Italien u. die Anschläge der Höfe in Europa sorgfältiger u. schärfer beobachtet, als er. 1721 drang er in den Kaiser, die Familie Sforza in Mailand wieder einzusetzen, und nahm ein ansehnliches Schweizer-Heer in Sold. Der päpstliche Feldherr Colonna entriß den Franzosen Parma und Piazenza, die Leo seinen Staaten einverleibte; das mit den Franzosen unzufriedene Mailand ward ohne Widerstand genommen und das Herzogthum Ferrara besetzt, über dessen Gebieter der Papst, als einen französischen Bundesgenossen, den Kirchenbann ausgesprochen hatte. Als Leo die Nachricht von den erfochtenen Siegen erhielt, befand er sich eben auf seiner Villa Malliano. Sogleich eilte er nach Rom, um seinen Feldherrn von hier weitere Verhaltungsbefehle zu senden und an den öffentlichen Freudenbezeugungen über diese Begebenheiten Theil zu nehmen; aber mitten unter diesen Erfolgen ereilte ihn am 7. Dez. 1521 der Tod im 10. Jahre seines Pontifikats und im 46. seines Lebens. Auf den nähern Umständen seines Todes ruht ein geheimnißvolles Dunkel. Leo ward von seinen Unterthanen mit Aeußerungen des gränzenlosesten Schmerzens betrauert. Ein Monument bezeichnet sein Grab in der Kirche St. Maria sopra Minerva. Vielleicht ist unter allen großen Männern der äl-

tern und neuern Zeit, die durch Lebensschicksale, Tugenden und Verdienste allgemeine Aufmerksamkeit erregten, Keiner so verschieden beurtheilt worden, als Leo X. Die hohe Würde, die Leo als Papst bekleidete, so wie sein Betragen als Staatsmann, gab Anlaß zu höchst verschiedenen Urtheilen über seine Person. Am erbittertsten war wohl gegen ihn der blinde Religionseifer und der Sektenhaß. Man beschuldigte ihn der Sittenlosigkeit und des Unglaubens; daß er die geistliche Gelehrsamkeit vernachlässiget; tadelte sein Zeitvertreib (der allerdings seiner Würde nicht angemessen war) und verunglimpfte seine Denkart und Grundsätze. Roscoe hat des Papstes Charakter von jenen Beschuldigungen, besonders von der eines unsittlichen Lebenswandels, gereinigt, und ihn in seiner Würde dargestellt. Wir verweisen die Leser auf dessen klassisches Werk: Leben und Regierung Leo's X., 3 Theile; aus dem Englischen von Glaser, mit Anmerkungen von Henke.

Leonardo da Vinci, s. Vinci.

Leo (Leonardo), Capellmeister des Conservatoriums San Onofrio zu Neapel, geb. 1694, war einer der größten ital. Componisten, aus dessen Schule nach und nach Pergolesi, Piccini, Jomelli, Sacchini, Hasse u. s. w. hervorgingen. Er starb 1745. Außer einem Miserere, dem Musikkenner den höchsten Preis zugestehen, hinterließ er: Sofonisbe, 1781; Olimpiade, Demophonte; Caïo Gracco, Tamerlane, Catone in Utica, la Clemenza di Tito, Achille in Scrio: zwei komische Opern: la Contesa dell' amore e della virtù; il Cioè, und zwei Oratorien: Santa Elena und la morte di Abele.

Leonidas, Sohn des Anaxandrides und Bruder des Kleomenes und Kleombrotus, und Nachfolger des Erstern, einer der berühmtesten Könige der Spartaner. Als Xerxes in Griechenland einzudringen suchte, bekam er von den vereinigten Griechen den Auftrag, den Paß Thermopylä gegen die Perser zu vertheidigen. Vor ihrer Abreise feierten sie alle ihr Leichenbegängniß durch Leichenspiele, denen ihre Väter und Mütter beiwohnten. Die Thebaner ließen noch 400 zu ihm stoßen, mit denen er sich bei den Thermopylä lagerte. Hier wurde er bald noch mehr verstärkt, so daß er ungefähr 7000 Mann stark war. Leonidas stellte seine Armee in der Nähe von Anthela; setzte die Mauer der Phokier wieder in Stand, und legte einige Truppen vor dieselbe. Außerdem besetzte er auch den über das Gebirge gehenden Fußsteig, welcher bei der Ebene um Trachis anfing und nahe am Flecken Alpenus auslief. Die Vertheidigung desselben wurde den Phokiern übertragen, die sich nun auf die Anhöhen des Oeta stellten. Bald darauf sahe man das persische Heer die Ebene überdecken. Man berathschlagte, was zu thun sey, und die meisten Anführer riethen, sich nach der Erdenge zurückzuziehen; aber Leonidas verwarf diesen Entschluß, und man schickte daher bloß Eilboten ab, um die Hülfe der verbundenen Städte zu beschleunigen. Am fünften Tage schrieb Xerxes dem Leonidas: „willst du dich unterwerfen, so gebe ich dir die Herrschaft über Griechenland." Leonidas antwortete: „lieber sterbe ich für mein Vaterland, als daß ich es unterjoche." Ein zweites Billet des Königs enthielt nur die Worte: „Gieb mir die Waffen." Leonidas schrieb darunter: „Hohle sie!" Nun ließ Xerxes die Meder und Kissier vorrücken. Einige Soldaten sagten zum Leonidas: die Perser sind uns nahe. Saget vielmehr, antwortete er kaltblütig, daß wir ihnen nahe sind. Dann rückte er mit dem Kern seiner Truppen aus der Verschanzung hervor und gab das Zeichen zum Treffen. Wüthend stürzten die Meder auf die Griechen los, die Mann an Mann dicht geschlossen und mit großen Schilden bedeckt, einen starrenden Wald langer Lanzen vor sich hinstrecken. Die Meder fallen, so wie sie herangekommen, und fliehen endlich von Schrecken ergriffen. An

ihre Stelle tritt die Schaar der 10.000 Unsterblichen, vom Hydarnes angeführt. Das Gefecht war nun blutiger, da die Tapferkeit vielleicht auf beiden Seiten gleich war; aber die Griechen hatten den Vortheil der Stellung und der Waffen vor sich. Die Lanzen der Perser waren zu kurz und ihre Schilde zu klein. Auch jetzt also siegten die Griechen. Am folgenden Tage gelang es den Persern eben so wenig, durch den Paß zu dringen. Von Unruhe und Schande gequält, würde Xerxes vielleicht sein Vorhaben gar aufgegeben haben, wenn nicht ein treuloser Einwohner der Gegend, Namens Epialtes, den Persern den Fußsteig über die Gebirge entdeckt hätte, den die Phokier besetzt hielten und durch welchen man den Griechen in den Rücken kommen konnte. Sogleich schickte Xerxes das Corps der Unsterblichen unter Hydarnes dahin ab, und Epialtes diente zum Wegweiser. Mit Einbruch der Nacht traten sie ihren Marsch an, die Phokier flohen nach einem kleinen Widerstande und die Perser überstiegen glücklich die Gebirge. In derselben Nacht erfuhr Leonidas den feindlichen Plan durch persische Ueberläufer und am Morgen durch seine Schildwachen auf den Anhöhen das Gelingen desselben. Nun versammelten sich die Anführer der Griechen; Einige wollten bleiben, Andere Thermopylä verlassen. Leonidas trat der letztern Meinung bei, indem er hinzufügte, daß er und seine Gefährten, als Spartaner, zwar nicht weichen könnten; daß jene aber sich für bessere Zeiten sparen sollten. Sie verließen also den Paß, die Thespier und Thebaner ausgenommen, welche sich nicht von den Spartanern trennen wollten. Nun bereitete sich Leonidas zu einem außerordentlichen und kühnen Unternehmen. Nicht hier, sagte er zu seinen Gefährten, müssen wir fechten, sondern in Xerxes Lager einfallen, den König niederstoßen, oder sterben. Ein allgemeines Freudengeschrei war die Antwort. Hierauf ließ er seine Soldaten ein mäßiges Mahl einnehmen und sagte dabei: bald nehmen wir noch ein anderes bei Pluto ein. Mitten in der Nacht rückten nun die Griechen, Leonidas an ihrer Spitze, aus dem Hohlweg in die Ebene, warfen die persischen Vorposten über den Haufen, drangen in das Lager und in das Gezelt des Königs, der aber schon die Flucht genommen hatte, und erfüllten Alles mit Schrecken, Blut und Mord. Schon glaubten die Perser, das Corps der Unsterblichen sey vernichtet und die ganze griechische Armee in ihrer Mitte, bis endlich der anbrechende Tag ihnen die kleine Anzahl der Sieger zeigte. Nun ordneten sie sich zum Kampfe und griffen die Griechen von allen Seiten an. Leonidas fiel unter einem Hagel von Pfeilen. Der Leichnam des Leonidas wurde von den Persern gemißhandelt. Vierzig Jahre nach seinem Tode wurden seine Gebeine nach Lacedämon gebracht und in ein nahe beim Theater aufgeführtes Grab versenkt. Um eben diese Zeit wurden auch die Namen der 300 Spartaner, die mit ihm gefallen waren, auf einer Säule eingegraben.

Leoninische Verse reimen sich bei jedem Hemistiche; die Mitte des Verses kommt in Hinsicht des Klanges mit dem Ende überein. In dieser Reimgattung besitzen wir mehrere Hymnen, Epigramme und andere Gedichte der Alten. So schreibt Muretus von den Gedichten des Lorenzo Gambaea:

Brixia vestrates quae condunt carmina vates,
Non sunt nostrates tergere digna nates.

In solche Reime kleidete die medizinische Schule von Salerno ihre diätetischen und therapeutischen Regeln, z. B.

Mensibus erratis ad solem ne sedeatis.
Ut vites poenam de potibus incipe coenam.
Post mensam stabis, vel passus mille meabis.

Man ist zweifelhaft, woher die Benennung, leoninische Verse, entstanden ist. Pasquier leitet sie von einem gewissen Leonius oder Leoninus her, ein ausgemachter Reimer seiner Zeit, der mehrere Werke voll dieses poetischen Geklingels schrieb und sie dem Papste Alexander III. widmete. Andere halten den Papst Leo II. für ihren Erfinder. In den früheren Jahrhunderten, in welchen der Geschmack nicht geläutert war und man die Poesie bloß in ihrem gekünstelten Kleide suchte, ward diese Versgattung sehr bewundert. Bern. v. Cluni machte ein Gedicht von 20.000 so gereimten lateinischen Versen über die Verachtung der Welt. Mit der Entwickelung und Verbreitung des besseren Geschmacks haben sich überall diese Spielereien verloren.

Leoninischer Vertrag (societas leonina) heißt im römischen Rechte eine Gesellschafts-Verbindung, woraus die eine Parthei allen Nutzen zieht, während die andere jeglichen Schaden tragen muß. Die Benennung entstand wahrscheinlich aus der äsopischen Fabel, in welcher ein Löwe, Esel, Wolf und Fuchs gemeinschaftlich jagen, und der Löwe die Beute für sich behält.

Leonische Gold- und Silberarbeiten. Das unechte obgleich scheinbar edle Metall heißt leonisches. Man mischt das reinste cämentirte Kupfer und Zink, welches das unechte Gold liefert, gewinnt das unechte Silber durch versilberte Kupferstangen und zieht daraus leonischen Silberdraht oder Blattsilber. Beide unechte Metalldrähte und Blattgold oder Blattsilber laufen jedoch an der Luft leicht an und verlieren dann schnell ihr täuschendes Ansehen.

Leonisten, Arme v. Lyon, s. Waldenser.

Leontium (Leontia), eine berühmte Hetäre, ist vorzüglich als Schülerin und Geliebte des Epikur bekannt geworden. Sie war auch die Geliebte des Metrodorus. Nach Gassendi aber war sie die rechtmäßige Gemahlin des Metrodorus gewesen, und daß Alles falsch sey, was von ihr, als einer Buhlerin, erzählt werde. Sie zeichnete sich auch durch vorzügliche Geistestalente aus, und soll eine Schrift gegen Theophrast verfaßt haben, welche mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit und in einem schönen attischen Style abgefaßt war.

Leopold I., der zweite Sohn Kaiser Ferdinands III. und der Maria Anna von Spanien, war am 9. Juni 1640 geboren. Noch nicht achtzehn Jahre alt folgte er seinem verstorbenen Vater Ferdinand III. in der Regierung; der älteste Prinz Ferdinand, zum Herrscher erzogen und auch schon zum römischen König gewählt, war vor dreien Jahren unter den schönsten Hoffnungen vom Blatterngifte getödtet worden. Leopold, schwach an Geist und Leib, zum geistlichen Stande bestimmt und von den Jesuiten herangebildet, mußte nun das Steuerruder der Regierung erfassen, das in den damaligen sturmvollen Zeiten so schwer zu führen war. Schon bei Lebzeiten seines Vaters war er zum Könige von Ungarn und Böhmen gekrönt worden; trotz allen Gegenbemühungen Schwedens und Frankreichs ward er nun (18. Juli 1658) zu Frankfurt am Main zum römischen Kaiser erwählt. Seine lange Regierung war eine ewige Verwickelung von blutigen Kriegen und den größten politischen Begebenheiten. Der erste Krieg, den Leopold zu führen hatte, betraf Ungarn, in welches die Türken 1660 einen verheerenden Einfall gemacht hatten. Nachdem sie viele hundert Städte und Dörfer verwüstet, und tausende Menschen ermordet hatten, wurden sie durch den tapfern österreichischen Feldherrn Montecuculi, der ihnen 1664 bei St. Gotthard eine Niederlage beibrachte, zu einem Frieden gezwungen, der jedoch dem Kaiser einen geringen Gewinn brachte. Hierauf brach ein innerer Krieg in Ungarn aus, wo dreizehn lutherische Grafschaften unter Anfüh-

rung des Fürsten Ragocy zur Beschirmung ihrer Religionsfreiheit die Waffen ergriffen. Nach der Beruhigung der Lutheraner begannen 1671 die Kriege mit Frankreichs König Ludwig XIV., dessen Streben nach Ehre und Größe den Frieden des Reiches während Leopolds ganzer Regierung störte. Den ersten Anlaß gab Ludwigs ungerechter Angriff der Republik Holland; der große Kurfürst von Brandenburg griff zuerst zu den Waffen gegen Frankreichs Eroberungsversuchen und bewog auch bald den deutschen Kaiser dazu. Ein verbündetes Heer unter dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi rückte 1672 ins Feld; allein durch die Verrätherei des allvermögenden Rathgebers des Königs, des Fürsten von Lobkowiz, der durch französisches Geld gewonnen war, ward es von allen ernsthaften Unternehmungen zurückgehalten. Der Kurfürst, dessen schönes Heer durch Hin- und Herziehen, durch Hunger und Krankheiten zu Grunde gerichtet worden war, wurde von Frankreich zum Vossemer Friedensschlusse genöthigt, die französischen Heere verwüsteten ungestraft den Oberrhein, Franken und besonders die Pfalz mit barbarischer Kriegswuth. Da rüsteten sich endlich auch die Reichsfürsten, der Krieg wurde zu Regensburg zu einem Reichskriege erklärt, und der Kurfürst von Brandenburg schloß mit dem Kaiser ein neues Bündniß. Oesterreich zeigte sich nun thätig und kräftig, da der Verräther, der Fürst Lobkowiz, gestürzt worden war. Allein der Krieg wurde trotz der großen Zurüstungen doch mit sehr abwechselndem Glücke, und im Ganzen zum Vortheil Frankreichs geführt: denn schon gleich beim Beginn hatten Uneinigkeit und sogar Verrätherei bei den Anführern der verbündeten Heere böses Spiel gewonnen. Obgleich der große französische Feldherr Turenne bei Sasbach durch eine Kanonenkugel hinweggerafft, und das Heer von Montecuculi in die Flucht geschlagen wurde; so brachte dies dennoch den Deutschen weiter keine Vortheile; die Franzosen machten den ganzen Landstrich an der Saar, um die Feinde von ihrer Gränze abzuhalten, in einer Weite von vierzehn Meilen zu einer leeren Brandstätte und öden Wüste, und die Deutschen vermochten in dem ausgehungerten Lande nicht zu bestehen und mußten sich zurückziehen. Endlich kam 1678 der Friede auf dem Kongresse zu Nymwegen zu Stande, in welchem es der französischen List gelang, jeder der einzelnen Mächte die Bedingungen vorzuschreiben. Leopold wurde gezwungen, die wichtige Festung Freiburg abzutreten. Aber auch jetzt während des Friedens ruhte nicht die Raubsucht des französischen Königs, der nun 1680 zur Vergrößerung seines Gebietes die vier berüchtigten Reunionskammern errichtete. Während der langwierigen Unterhandlungen in Frankfurt nahm Ludwig die Hauptfestung Straßburg in Besitz, und setzte sich in den angemaßten Ländern immer fester. Auch ward der deutsche Kaiser durch Bewegungen der Ungarn und durch einen furchtbaren Einfall der Türken verhindert, dem räuberischen König Einhalt zu thun. Die Ungarn waren höchst unzufrieden über die Verletzung ihrer Verfassung, die Besatzung deutscher Truppen, und über die Intoleranz der Jesuiten; schon 1678 waren sie in offenbaren Aufruhr ausgebrochen, und unter Anführung des entschlossenen Grafen von Tököli hatten sie die österreichische Besatzung und Regierung vertrieben, und die gegen sie ausgesandten Truppen zurückgeschlagen. Tököli erregte sogar durch Ludwigs XIV. Vermittelung die türkische Macht zum Kampfe gegen Oesterreich; der ehrgeizige Großvezier Kara Mustafa erklärte wirklich dem Kaiser den Krieg, und brach im Frühlinge 1683 mit einem ungeheurem Heere von 200.000 Mann in das deutsche Reich ein. In raschen Märschen zogen sie gegen Wien; Schrecken und Angst erfüllte die Stadt; der Kaiser mit seinem Hofe floh nach Linz. Schon zwei Monate zitterte die belagerte Stadt, und hatte jeden Augenblick das schreckliche Schicksal zu gewarten, von dem wilden Feinde überwältigt zu

werden; da erschien endlich der polnische König Johann Sobieski mit 12.000 Reitern und 3000 Fußgängern, und warf sich mit unüberwindlicher Tapferkeit auf die ungeheure Macht des Feindes, der von einem alles überwältigenden Schrecken ergriffen schon bei einbrechender Nacht in einer schnellen Flucht sein Heil suchte und Gepäck und Lager zurückließ. Die Sieger fanden unermeßliche Beute; man schätzte sie auf 10 Millionen, und das Zelt des Großvezier allein auf 400.000 Thlr. Der Krieg mit den Türken dauerte hierauf noch 15 Jahre fort, er wurde glücklich von den österreichischen Waffen geführt. Die Kaiserlichen eroberten nach und nach alle feste Plätze wieder, deren sich die Türken bemächtigt hatten. Ungarn, welches der Schauplatz des Kampfes war, wurde durch das lange Kriegselend so entkräftet, daß es willig unter das österreichische Joch zurückkehrte. Nach dem großen Siege des Herzogs von Lothringen und des Prinzen Eugen von Savoyen über die Türken bei Mohacz wurde den Ungarn auf dem Reichstage zu Preßburg gänzliche Abstellung ihrer Beschwerden versprochen; die ungarischen Magnaten dagegen gelobten dem Kaiser erneuerten Gehorsam, verzichteten auf ihr Wahlrecht und erkannten die königliche Würde für erblich im österreichischen Mannesstamme auf ewige Zeiten. Während des Kaisers Waffen so siegreich im Kampfe gegen den furchtbaren Feind im Südosten waren, hatte sich der eifersüchtige Ludwig zu einem neuen Kriege gerüstet, und machte nun 1688 wiederum einen mordbrennerischen Einfall in Deutschland. Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde der Krieg gegen Frankreich zu einem Reichskrieg erklärt. Die Erbitterung der Deutschen gegen Ludwig und die geschickte Heerführung des alten Herzogs von Lothringen brachten in den ersten Jahren den Sieg auf die deutsche Seite; doch nachdem der treffliche Herzog gestorben, wendete sich der Vortheil wieder zu den Feinden, besonders nachdem der große französische Feldherr, der Marschall von Luxemburg, ein deutsches Heer (1690) bei dem Dorfe Fleurus in der Grafschaft Namur in die Flucht geschlagen hatte. Vom Jahre 1693 aber, als Ludwig von Baiern die Leitung des deutschen Heeres übernahm, wurde wenigstens das weitere Vordringen des Feindes aufgehalten. Es war aber ein Glück für Deutschland, daß die Macht Frankreichs im gleichzeitigen Kampfe mit England, Holland, Spanien und Savoyen zerspaltet wurde, und daß die Erschöpfung der kriegführenden Theile einen baldigen Frieden zu Ryswick herbeiführte. Er kam am 30. Okt. 1697 zu Stande; dem Kaiser wurden Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg wieder herausgegeben; und Frankreich versprach, nichts weiter zu reuniren. Während der Krieg mit Frankreich durch diesen Friedensschluß nicht unrühmlich geendigt wurde, erfocht der junge Held Prinz Eugen von Savoyen einen glänzenden Sieg über die Türken bei Zenta, auf welchen zu Karlowitz ein ruhmvoller Vertrag mit den Türken geschlossen wurde. Schon begann man sich wieder der Segnungen des Friedens zu erfreuen, als am 16. Februar 1699 der ängstlich erwartete Tod des spanischen Königs Carl II. erfolgte, der aufs neue in Europa ein schreckliches Kriegesfeuer anzündete. Es ist dies der sogenannte spanische Erbfolgekrieg, in welchem England, Holland und das deutsche Reich gegen die gefährliche Uebermacht des Hauses Bourbon im Kampfe standen. Ludwig XIV. hatte mit Beeinträchtigung der Rechte Oesterreichs für seinen Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, das Erbe der spanischen Monarchie zu erschleichen gewußt, und drohte nun das Gleichgewicht der Staaten in Europa aufzuheben. Durch die großen Feldherren Prinz Eugen von Savoyen und Marlborough wurde der Krieg von den Verbündeten mit Gewinn geführt. Leopold erlebte das Ende dieses Krieges nicht, allein seine letzten Tage wurden noch durch den herrlichen Sieg bei Hochstädt erfreut. Er starb 1705 an der Brustwassersucht im

65. Lebensjahre. Er war von seinen Unterthanen wegen seines mürrischen und menschenscheuen Sinnes wenig geliebt worden. Die Jesuiten hatten einen nachtheiligen Einfluß auf seine Erziehung ausgeübt; er war zwar sehr gottesfürchtig, seine Religiösität artete aber oft in Unduldsamkeit gegen Andersdenkende aus. Ein besonderer Unstern für seine Ruhe war, daß er seine ganze Regierung hindurch Ludwig XIV. zum Zeitgenossen hatte; Ehrgeiz und Sucht nach Größe und Glanz reizte diesen König, sich mit einem Herrscherhause im Kampfe zu messen, das nebst seinem das mächtigste in Europa war. Die Persönlichkeit dieser beiden gleichzeitigen Monarchen bildete den grellsten Contrast. Der französische König trat gerne mit seiner glanzvollen Figur vor den Augen der Welt, er ließ gerne alle die Vorzüge und Fähigkeiten, die er besitzen mochte, bewundern; Leopold hingegen, mit seiner kleinen trüben Gestalt, gewöhnlich in schwarzer spanischer Tracht, zeigte sich nur selten öffentlich; nur der allvertrauteste Kreis vermochte ihn aufzuheitern und dahin zu bringen, daß er seine Gelehrsamkeit in Jurisprudenz, Theologie und Metaphysik zeigte, oder seine Gewalt über die lateinische Sprache in Epigrammen, Anagrammen und Fabeln kund that, oder daß er seine Umgebung durch seine ausgezeichnete Fertigkeit auf der Flöte, oder durch seine artigen Compositionen erfreute. Liebeshändel verabscheute Leopold, er begnügte sich, ein zärtlicher Ehemann zu seyn, und Ludwigs Mätressenwesen haßte er am meisten an demselben. Er war sehr mildthätig gegen Arme, er theilte oft mit eigener Hand reichliche Almosen an die niedrigsten Bettler; besonders aber überhäufte er die Jesuiten mit Wohlthaten. Tadelte ihn Jemand wegen seiner großen Freigebigkeit, so bemerkte er wohl mit Bitterkeit: „man würde ihn freilich loben, wenn er die Schätze des Staates an Mätressen vergeudete." Nur darin scheinen beide Fürsten Aehnlichkeit zu haben, daß sie vom Glücke durch große Feldherren begünstigt waren, die einen so ruhmvollen Glanz auf ihre Regierungen geworfen haben. Von seinen dreien Gemahlinnen hinterließ er drei Söhne, deren ältester, Joseph, ihm in der Regierung folgte; der mittlere, Leopold Joseph, starb schon in einem Alter von zweien Jahren, und der jüngste, Carl, Erzherzog von Oesterreich, bestieg nach seines ältern Bruders Tode unter dem Namen Carl VI. den Kaiserthron.

Leopold II. war geboren am 5. Mai 1747. Nach seines Vaters, des Kaisers Franz, Tode (1765), wurde er Großherzog von Toskana. Während seiner fünf und zwanzigjährigen Regierung über Toskana zeigte er sich als einen wahrhaft weisen und humanen Fürsten; er schuf das Volk, das moralisch und politisch verdorben war, durch weise Plane und ihre kluge Ausführung gänzlich um. Aufs Neue belebte er Ackerbau, Landwirthschaft, Fabriken und Handel, er ließ die Landstraßen verbessern, hob die Inquisition auf, gab ein neues vortreffliches Criminalgesetzbuch, und herrlich blühte das Land unter seiner gesegneten Verwaltung auf. Der Tod seines unglücklichen Bruders, des unsterblichen Josephs II., rief ihn 1790 auf den österreichischen Kaiserthron. Mit freudiger Zuversicht sahen die Völker, die seiner Leitung übergeben werden sollten, einem Herrscher entgegen, der sich schon als ein trefflicher Fürst erprobt hatte, und der mit Josephs edlem Willen eine erfahrne Weisheit und eine geprüfte Behutsamkeit verband. Schwierig war die Aufgabe, die seiner wartete; seine sämmtlichen Staaten hatte ihm sein Vorgänger in einem gährenden Zustande hinterlassen. Durch die muthigen Angriffe Josephs auf die durch Gewohnheit geheiligten Mängel und Vorurtheile waren alle Gemüther aufgeregt; in Ungarn war die Unzufriedenheit laut geworden; die Niederlande standen in Waffen; im Osten dauerte der Türkenkrieg noch fort. In solcher Zeit allgemeinen Aufruhrs bedurfte es der besonnensten Mäßigung, die Stürme zu besänftigen.

Zuvörderst hob Leopold die meisten Einrichtungen und Verordnungen Josephs II., zu welchen das Volk noch nicht herangereift war, auf, mit kluger Mäßigung den Forderungen des Zeitgeistes nachgebend. Durch die Reichenbacher Convention (17. Juli 1790) und durch den dadurch erzwungenen Frieden zu Szistowa in der Bulgarei (30. Dezemb. 1790) wurde der Krieg mit der Pforte beendigt; die Ungarn wurden befriedigt, und die Niederlande mit den Waffen und durch Bestätigung ihrer Rechte und Verfassung zur Ruhe gebracht. Damals war Frankreich aus einer gewaltsamen Erschütterung in seiner innern Verfassung in verjüngter Form hervorgetreten, und zog die Blicke aller europäischen Regenten auf sich, die durch die neue Ordnung der Dinge in diesem Staate in Furcht gesetzt wurden. Leopold befreundete sich deßhalb mit dem preußischen Monarchen Friedrich Wilhelm II. und kam mit demselben zu Pillnitz (Aug. 1791) zusammen, wo die beiden Fürsten in einer Convention ihre eigenen Hausangelegenheiten und die seit der Reichenbacher Convention eingetretenen Mißverständnisse ausglichen und ein Bündniß gegen Frankreich schlossen, welches die Rechte des Thrones mit dem Wohle der Nation zugleich berücksichtigen sollte. Da seit dieser Zeit die Spannung zwischen der neuen Regierung in Frankreich und Deutschland immer höher stieg, besonders weil die französischen Ausgewanderten eine so günstige Aufnahme in Deutschland fanden, so trat Leopold mit Preußen zu Berlin zu einem Defensivbündnisse zusammen, nach welchem sie sich ihre Besitzungen gegenseitig sicherten, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung im Falle eines Angriffes sich verpflichteten und zur Aufrechthaltung der bestehenden Verfassung des deutschen Reiches vereinigten. Aber mitten unter den Hofnungen, die die Völker zu ihrer Ruhe und ihrem Glücke von diesem gemäßigten Fürsten gefaßt hatten, eben da alle an dem Wohle Deutschlands Theilnehmenden, ja alle Menschenfreunde zur Entwirrung der Zeitverhältnisse den vertrauungsvollsten Blick auf seine Weisheit, Erfahrung und Besonnenheit gerichtet hatten, erscholl die plötzliche unerwartete Nachricht von Leopolds Tode (1. März 1792), und wirkte nicht bloß in den österreichischen Staaten und den übrigen deutschen Lande, sondern im ganzen Europa wie ein elektrischer Schlag. Sein Sohn Franz II., noch jetzt Kaiser von Oesterreich, folgte ihm mit gleichen Grundsätzen in der Regierung nach.

Leopold III., Fürst von Anhalt-Dessau, geb. 1676. In seiner Jugend zeigte er wenig Sinn zu den Wissenschaften; nur einige nothdürftige mathematische und historische Kenntnisse waren ihm beizubringen; sein wilder feuriger Geist war nur auf die rauhen Künste des Krieges gerichtet, und nirgends fühlte er sich wohler, als im Geräusche der Waffen. Schon 1688 gab ihm der Kaiser Leopold I. das Kommando über ein Infanterie-Regiment, das er bis zum Carlowitzer Frieden behielt. Als sein Vater, der Fürst Johann Georg, 1693 zu Berlin starb, erhielt Leopold die Regierung unter der Vormundschaft seiner Mutter, so wie von Friedrich III. das schöne Infanterie-Regiment seines Vaters, der die Würde eines General-Feldmarschalls und Statthalters der Mark Brandenburg bekleidet hatte. Um diese Zeit entzündete sich im Gemüthe des jungen Fürsten die erste Liebe durch die schöne Tochter des Apothekers Föse in Dessau; die Fürstin, in Hoffnung, daß die Zeit das Feuer seiner Leidenschaft mäßigen würde, suchte ihn zu einer Reise nach Italien zu bewegen. Nach einer vierzehnmonatlichen Reise machte er 1695 und 1697 als Freiwilliger die drei wichtigsten Feldzüge des französisch-deutschen Krieges mit, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit so aus, daß ihn der Churfürst von Brandenburg nach dem Ryswicker Frieden zum Generalmajor ernannte und unter die Johanniter-Ritter aufnahm. Am 13. Mai 1698, da er volljährig geworden war, übernahm er die Regierung seines Landes selbst, und vermählte sich nun trotz der Bitten

seiner Mutter und aller Gegenvorstellungen seiner Verwandten mit der Geliebten seiner Jugend. Mit dem Beginnen des neuen Jahrh. brach der spanische Erbfolgekrieg aus; Leopold begründete in diesem Kriege, in welchem er vom neuen König Friedrich I. zum General der Infanterie ernannt wurde, seinen hohen kriegerischen Ruhm. Der Prinz Eugen selbst schrieb ihm einen bedeutenden Antheil an dem glänzenden Siege bei Hochstädt zu. Im folgenden Jahre 1705 war der Schauplatz seiner kriegerischen Wirksamkeit Italien, wohin er 8000 Mann zur Verstärkung des österreichischen Heeres geführt hatte. Auch hier erprobte er sich bei jeder Gelegenheit als einen tüchtigen und entschlossenen Feldherrn. Auf die Bitten des Prinzen Eugen übernahm er 1710 den Oberbefehl über die preußischen Truppen in den Niederlanden. Bald nach dem Utrechter Friedensschlusse, durch welchen der Erbfolgekrieg beendet wurde, starb der König Friedrich I. und sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm I. bestieg den Thron. Während der ganzen Regierung dieses Monarchen stand Leopold im größten Ansehn am Berliner Hofe, und der König hatte ein solches Zutrauen zu ihm gefaßt, daß er nichts, ohne ihn um Rath zu befragen, unternahm. Dieses Zutrauen wurde noch durch seine glückliche und schnelle Beendigung des schwedischen Krieges erhöhet. Hierauf unternahm der König mit ihm eine neue und zweckmäßige Einrichtung des Militärs, und Leopold hat das Verdienst, eine bessere Infanterie-Taktik begründet zu haben. Der Tod seines alten königlichen Freundes machte einen schmerzhaften Eindruck auf ihn; Friedrich II. aber bestätigte ihn in allen seinen Würden und Aemtern, und beehrte ihn mit demselben Zutrauen, wie sein Vater. Jedoch erst im zweiten schlesischen Kriege gab Friedrich ihm das Commando, und nun zeigte der bejahrte Dessauer, daß er die Armee, welche er gebildet hatte, auch anzuführen verstände. In Verbindung mit dem Corps, das unter seinem Sohne, dem Prinzen Dietrich stand, ging er in dreien Colonnen über die Neiße auf die österreichische Armee bei Neustadt los; diese zog sich aber bei seiner Ankunft schnelle zurück, und überließ den Preußen ganz Schlesien. Nach der Schlacht bei Hohenfriedberg, die er dem Feinde mit großer Einsicht lieferte, wurde von beiden Seiten nichts unternommen, und Leopold ließ seine Truppen in die Winterquartiere gehen. Allein sobald (im Nov. 1745) das österreichische Hülfscorps unter dem Grafen von Grün, die sächsische Gränze, und der Prinz Carl von Lothringen die Oberlausitz betrat, erhielt er den Befehl, auf die Sachsen loszugehen, und ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu verhindern. In raschem Siegeslaufe bemächtigte er sich Leipzig, Naumburg, Merseburg, Weissenfels, so wie am 6. Dez. Torgau. Vier Tage darauf nahm er Meissen, setzte hierauf seine Armee über die Elbe, ging 30.000 Mann stark, gerade auf die sächsische Armee los, die bei Kesselsdorf stand, und nöthigte sie nach einem starken Verluste zur Flucht. Hierauf marschirte er mit dem König auf Dresden los, das sich sogleich mit 4000 Mann ergab. Nach einigen Tagen aber kam der Friede zu Stande, worin dem Könige Schlesien und Glaz von Neuem zugestanden ward. Leopold zog nun mit dem König nach Berlin, wo er einen Theil des Winters zubrachte. Kaum war er aber nach Dessau zurückgekehrt, als er, vom Schlage gerührt, in seinem 72. Lebensjahre starb. Leopold war ein großer Krieger in jeder Hinsicht; der Soldat hatte ein unbegränztes Zutrauen zu ihm, und glaubte sich unter seiner Anführung unüberwindlich. Uebrigens war er aber ein roher, ungebildeter Mensch, und ein willkührlicher Despot ohne alle Mäßigung.

Lepanto (Golf von). Er dehnt sich nach Norden bis ans Gestade von Achaia, nach Süden bis an Morea aus, und scheidet diese beiden Theile Griechenlands von einander. Im Alterthume führte er mehrere Namen; er hieß bald Criaesus, bald mare Alcyonium, am gewöhnlichsten corin-

thiacus sinus. Er empfängt sein Wasser aus dem ionischen Meere, das sich durch zwei Vorgebirge drängt, auf deren jedem ein starkbefestigtes Schloß liegt; beide führen den Namen Dardanellen. In diesem Golfe nicht weit von Corinth trugen Don Juan von Oesterreich u. die Venetianer einen vollständigen Sieg den 5. Okt. 1571 über die ottomanische Flotte davon, ein um so merkwürdiger Sieg, da er der erste war, welchen die Christen über die Türken zur See errangen. Die Türken lagen im Golfe von Lepanto vor Anker, und die Christen segelten von Corfu ab, sie anzugreifen. Die Seemacht der Ottomanen bestand aus 250 Galeeren, 700 Fregatten und Brigantinen; die der verbündeten Spanier und Venetianer aus 210 Galeeren, 28 Transportschiffen und sechs Galeassen; Don Juan war Oberadmiral, der venetianische Admiral Veniero befehligte unter ihm. Die Schlacht war hartnäckig, und entschied sich nicht eher für die Christen, als bis die beiden Admiräle das feindl. Admirals-Schiff enterten, und den Admiral Ali gefangen nahmen. Sie ließen ihm den Kopf abschlagen, und steckten ihn auf seine eigene Flagge. Die Türken büßten 150 Schiffe und 15.000 Menschen ein; und 5000 Christen-Sklaven wurden befreit. Don Juan ward durch diesen Sieg der Held der Christenheit; zwei Jahre darauf nahm er Tunis, und machte seinen Beherrscher Spanien zinsbar: doch die gehofften Früchte dieser Siege blieben aus; die Venetianer erwarben keinen Fuß breit Land von den Türken, und zwei Jahre nach der Eroberung Tunis nahm der Admiral Selim's II. es ohne große Mühe wieder; alle Christen wurden ermordet. Es schien, als wenn die Türken Sieger im Golfe von Lepanto gewesen wären.

Lernäische Schlange (Lernaea Hydra), eine ungeheure Schlange, des Typhons und der Echidna Tochter. Sie wurde in dem Sumpfe Lerna erzogen, und verwüstete die umherliegende Gegend. Sie hatte neun Köpfe, von welchen der mittelste unsterblich war. Herkules bekam vom Eurystheus, den Auftrag, sie zu tödten. Er machte sich also mit dem Jolaus zu diesem Abentheuer auf, und traf sie auf einem Hügel bei dem Brunnen Amymone in ihrem Lager an. Er verjagte sie daraus mit seinen Pfeilen, faßte sie mit den Händen, und fing an, ihr mit seiner Keule die Köpfe abzuschlagen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle eines abgeschlagenen Kopfes zwei neue hervor. Außerdem schickte Juno der Hydra noch einen ungeheuren Krebs zu Hülfe, welcher den Herkules an den Füßen verwundete. Er erschlug also diesen erst, und rief darauf den Jolaus zu Hülfe, der auf seinen Befehl einen nahen Wald in Brand steckte, und mit den glühenden Bränden sogleich über die Stelle eines abgeschlagenen Kopfs hinfuhr, und die Wunde ausbrannte, so daß kein anderer an seiner Stelle wachsen konnte. So schlug nun Herkules endlich alle Köpfe ab, und den unsterblichen vergrub er in die Erde, und wälzte ein Felsstück darüber. Nun taugte er seine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödtliche Wunden machen zu können. Nach Euripides soll sich Herkules bei diesem Kampfe eines goldenen sichelförmigen Schwerts bedient haben; auch soll die Hydra geflügelt gewesen seyn. Ueber die Anzahl der Köpfe finden sich ebenfalls verschiedene Angaben. Einige geben ihr sieben, Andere acht, noch Andere fünfzig und hundert Köpfe. Die ganze Fabel von der Lernäischen Schlange wird von Herrmann für ein bloßes Dichterbild, aus den epischen Gedichten über Herkules genommen, erklärt, welches die Natur des Peloponnes in seinem damaligen unkultivirten Zustande, wo das Land voller Seen und Sümpfe und ungeheuerer dichter Waldungen war, getreu darstellen sollte.

Lesage (Alain René), s. Sage (A. R. le).

Lesbos, jetzt Meteline oder Metaline (von der ehemaligen Hauptstadt Mytilene), eine griechische Insel in dem nördlichen Winkel des Aegäi-

chen Meeres an der asiatischen Küste. Ihren Umfang giebt man auf 1100 Stadien, oder 41 franz. Meilen, 1450 Toisen an. Das Innere derselben, vorzüglich an der Ost- und Westseite, ist von Hügeln und Gebirgen durchschnitten, von denen einige mit Weinstöcken, andere mit Buchen, Cypressen und Fichten bedeckt waren, noch andere lieferten Marmor, der aber nur zur gemeinen Sorte gehörte. Die Ebenen zwischen den Bergen hatten Ueberfluß an Getreide. An mehreren Stellen fanden sich auch warme Quellen, Achate und verschiedene Edelsteine; fast überall Myrten-, Oliven- und Feigenbäume. Das vornehmste und einträglichste Produkt war der Wein, den man in vielen Ländern allen griechischen Weinen vorzog. Noch jetzt zählt man das hiesige Baumöl und die Feigen zu den besten im Archipel. Längs den Küsten befanden sich viele Buchten, die mit blühenden Städten besetzt waren. Man zählt ihrer neun, von denen die vornehmsten Mytilene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus und Antissa waren. Auch jetzt zählte Tournefort hier noch 120 Dörfer. Ursprünglich wurde die Insel von Aeoliern bevölkert, die aus einer unbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Jetzt machten die Lesbier nicht allein auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiet von Troja große Eroberungen, sondern widerstanden auch den Athenern unter ihrem Tyrannen Pittakus. Vom Polykrates, dem Tyrannen der Insel Samos, wurde Lesbos sehr beunruhigt. Dann kämpfte sie unter dem Histiäus gegen die Perser, mußte aber deren Oberherrschaft anerkennen. Nach der Schlacht bei Mykale schüttelte sie das persische Joch ab und ward Athens Bundgenossin. Während des peloponnesischen Krieges trennte sie sich mehr als einmal von Athen, wurde aber immer wieder zu demselben zurückgebracht. Einer dieser Abfälle hatte die unglücklichsten Folgen für die Insel und wurde durch die unbedeutendste Ursache veranlaßt. Ein vornehmer Bürger von Mytilene verbreitete, aus Mißmuth, daß er für seine Söhne nicht zwei reiche Erbinnen erhalten konnte, Zwietracht unter die Einwohner der Stadt, beschuldigte sie, daß sie mit den Lacedämoniern sich verbinden wollten und spielte seine Rolle so gut, daß Athen eine Flotte gegen Lesbos absegeln ließ. Die nächsten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten sich zum Schutze ihrer Hauptstadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mytilenens Mauern geschleift, seine Schiffe weggenommen und tausend der reichsten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verschont; die übrige Insel wurde in 3000 Theile zerstückelt, 300 darunter wurden dem Dienst der Götter geweiht, die andern durch das Loos unter athenische Bürger vertheilt, welche sie an die alten Eigenthümer jeden Theil in zwei Minen, verpachteten. Indessen erholten sich dennoch die Städte von Lesbos bald wieder. — Die Einwohner von Lesbos waren wegen ihrer äußerst ausschweifenden Sitten sehr berüchtigt. Die ganze Insel war der Sitz des Vergnügens und der ausgelassendsten Zügellosigkeit. Dagegen waren auch die Lesbier wegen ihrer feinen Lebensart und ihres angenehmen Umgangs berühmt. Tonkunst und Poesie hatte in Lesbos so große Fortschritte gemacht, daß die Griechen zu sagen pflegten: Bei den Begräbnissen der Lesbier lassen die traurenden Musen selbst ihre Klaggesänge ertönen. Es befand sich auf der Insel eine Schule der Musik, deren Ursprung die Sage in die entferntesten Zeiten hinauf rückte. Als Orpheus von den Bachantinnen zerrissen und sein Haupt und seine Leier in den Fluß Hebrus geworfen war — erzählt die Dichtung — trieben die Wellen beides an die Ufer von Methymna. Während der Fahrt ließ Orpheus Mund rührende Klagetöne hören, und die Leier vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieselben. Die Methymner begruben das Haupt und hängten die Leier in Apollo's Tempel auf. Dafür verlieh ihnen der Gott das Talent zur Musik und ließ eine Menge großer Künstler unter ihnen aufblühen. In der That brachte

Lesbos eine Reihe geistvoller Männer hervor, die alle andere Tonkünstler Griechenlands im Cytherspielen übertrafen und unter denen vorzüglich Arion von Methymna und Terpander von Attissa berühmt sind. Unter den lyrischen Dichtern von Lesbos sind Alkäus und Sappho die vorzüglichsten. Auf Lesbos lebte auch einer der sieben Weisen, der berühmte Pittakus, und späterhin zählte es die Philosophen Theophrast und Theophanes, den Busenfreund des großen Pompejus, und die Geschichtschreiber Hellanikus, Mytilus u. a. unter seine Eingebornen.

Lesche, s. Polygnotus.

Lesemethode heißt eine bestimmte Weise, die man beim Unterricht im Lesen befolgt. Da das Erlernen des Lesens der Anfang aller höherer, geistigen Bildung ist, und Einer vorzüglich durch dieses Mittel zu den literarischen und wissenschaftlichen Schätzen aller Zeiten dringt, so haben sich die Pädagogen Mühe gegeben, eine leichte und kurze Methode im Unterricht des Lesens aufzufinden. Besonders waren die Lesemethoden in der neuern Zeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit; wenn gleich auch die frühern Schulmänner sie nicht außer Acht ließen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß manche Methode auf Spielerei heraus lief und einige zu gekünstelt waren; bald sollte durch Bilder, bald durch Figuren den Kindern die Kenntniß des Buchstabirens beigebracht werden. Basedow ließ sogar das Alphabet in Zuckerwerk backen und das Kind aß den süßen Buchstaben, nachdem es denselben kennen gelernt hatte. Beim Buchstabiren folgte er derselben Methode. Plato, Lehrer an der Freischule zu Leipzig, erfand eine Buchstaben- und Lesemaschine, die aber, weil sie im Grunde weder die alte Methode abkürzte, noch die Erlernung des Lesens sonderlich erleichterte, wenig in Aufnahme kam. Diese verließen der Professor Olivier und der Schulrath Stephani, und stellten verschiedene Lesemethoden auf, bei den sie in dem Hauptgrundsatze übereinkamen, daß jeder Buchstabe und besonders die Konsonanten ohne Beihülfe eines Hülfslautes, bloß durch die ihm eigenthümliche Modifikation des Sprachorgans hörbar ausgesprochen, oder besser ausgehaucht werden müsse. Sie verlangen, daß sich die Kinder hierin hinlängliche Fertigkeit erwerben, ehe sie den Namen der Buchstaben selbst kennen lernen. Stephani dringt auf die strenge Ausführung dieses Grundsatzes; während Olivier, um die Aussprache zu erleichtern, jedem Konsonanten ein kurzes, mattes e anhängt. Der Schuldirektor Krug brachte in diese Lesemethode eine Art von systematischer Ordnung und Reihefolge, indem er die Buchstaben nach den Theilen des Mundes und der andern Sprachwerkzeuge, die bei der Aussprache der einzelnen Buchstaben vorzugsweise thätig sind, und nach der Art, wie sie wirken, eintheilte: z. B. d Zahnlautzeichen, b sanfter Lippenschluß, und dabei die Kinder vom Leichtern zum Schwerern übergehen ließ. Die Erfahrung hat die Vortheile dieser Lesemethoden gezeigt. Die Schüler gewinnen eine deutliche, helle Aussprache, mit einer richtigen Betonung und einem angenehmen Vortrage.

Lessing (Gotthold Ephraim), geb. den 22. Januar 1729 zu Kamenz, stammte aus durchaus literarischer Familie. Sein Vater war Prediger und ein durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann; durch ihn erhielt er den ersten mündlichen Unterricht, besonders in der Religion. Darauf ward er einem Praivatlehrer, Namens Mylius, ein Bruder des nachherigen Freundes von Lessing, übergeben. Nachdem er hierauf in Königsbrück unter dem Rektor Heinze die öffentliche Schule besucht hatte, kam er auf die fürstliche Schule zu Meißen, wo er besonders der griechischen und lateinischen Sprache und dem Studium der Mathematik mit Eifer oblag. Schon hier entwickelte sich in ihm der Geist der eigenen Wirksamkeit und des Selbstdenkens, der später der herrschende Zug seines gelehrten Charakters ward. Mit den besten Zeugnissen

versehen, bezog er 1746 die Universität Leipzig. Der steife schulgerechte Vortrag, der anekelnde Pedantismus, der damals im Allgemeinen auf Universitäten noch so sehr zu Hause war, hielt ihn von einem ordentlichen Besuche der Kollegien ab; Ernestens Vorlesungen konnten ihn auf längere Zeit fesseln. Er lenkte ganz auf den Pfad der Selbstprüfung und des Selbstdenkens ein; Aesthetik, Philosophie, Naturlehre und Mathematik wurden die Gegenstände seiner Forschungen, und er war es allein, der sich unterrichtete und in ihre Geheimnisse sich einweihte. Vor allem erwachte in Leipzig seine Neigung zur deutschen Dichtkunst wieder, und am meisten sein Hang zum Theater. Weiße ward bald sein innigster Freund; auch schloß er sich an Mylius, A. Schlegel und Zachariä, mit denen er sich unter dem scharfsinnigen Kästner, damals Professor in Leipzig, im Disputiren übte. Außer diesen hatte er mit den Schauspielern der berühmten Neuberin viel Umgang, gewann von ihnen manche theatralische Kenntnisse, ward aber durch eigenes Denken über ihre Kunst bald aus dem Lernenden der Belehrende. Er vollendete nun seinen auf der Schule schon angefangenen jungen Gelehrten, die Neuberin führte ihn auf, und der allgemeine Beifall, den er fand, fesselten ihn ganz an das Theater. Er faßte sogar den Entschluß, selbst Schauspieler zu werden, und bereitete sich zu diesem Zwecke, durch fleißige Uebung gymnastischer Künste, vor. Die Nachricht davon kam bald zu den Ohren seiner frommen Eltern, die sowohl an ihres Sohnes Hange zum Theater, als auch an dem Umgange mit dem als Freigeist verschrieenen Mylius ein großes Aergerniß nahmen. Es erfolgte eine dringende Einladung in das väterliche Haus zurückzukehren; Lessing folgte, und blieb nun einige Zeit bei seinen Eltern. Die nächstfolgenden Ostern ging er wieder nach Leipzig zurück, wo seine Liebe zum Theater aufs neue belebt wurde. Da aber die Neuberin einige gute Schauspieler verlor, die Lessingen besonders an Leipzig fesselten, und Mylius nach Berlin ging, folgte er seinem Freunde bald nach. Hier beschäftigte ihn, mit Hülfe seines Freundes Mylius, die Herausgabe der Quartalschrift: Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, nicht lange darauf erschienen seine Kleinigkeiten mit einem Beifall, der seine Erwartungen übertraf. Auch machte der Briefwechsel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als ihm dessen Sekretär Richier de Louvain ein Exemplar von der Vie de Charles XII. aus Freundschaft eher mitgetheilt hatte, als dies Werk bekannt gemacht werden sollte, viel Aufsehen. Lessing verließ Berlin und ging wieder nach Wittenberg, wohnte mit einem dort studirenden Bruder K. G. Lessing, dem nachherigen Korrektor in Chemnitz, auf einer Stube, studirte sehr fleißig und wurde, seinen Eltern zu gefallen, Magister. Die Uebersezzungen der Huarte, die Kritik der Messiade, und ihre Uebersetzung in lat. Verse mit Hülfe seines Bruders, die aber unvollendet blieb, und die Berichtigungen des Jöcherschen Lexikons waren die Früchte seines Fleißes in Wittenberg. Da ihm das Leben in Wittenberg zu einförmig war, so zog er wieder nach Berlin. Er übernahm an Mylius Statt den gelehrten Artikel in der Vossischen Zeitung, gab den zweiten Theil seiner kleinen Schriften und mehrere Uebersetzungen heraus, und beschloß die Jahre 1753 und 1754 mit dem dritten und vierten Theile seiner kleinen Schriften und den ersten und zweiten Theil seiner theatralischen Bibliothek. Ein sehr wichtiger Gewinn für Lessings Geist und Herz war Nikolais und Mendelssohns Bekanntschaft. Aus ihren gemeinschaftlichen Bestrebungen entstand 1755 die Schrift: Pope, ein Metaphysiker. In eben diesem Jahre wurde Miß Sara Sampson in Potsdam vollendet. Eine Reise nach Leipzig gab ihm Gelegenheit zu einer Reise durch einen Theil Deutschlands nach Holland, die Lessing als Begleiter eines jungen Leipziger machte, die aber wegen des Einfalls der Preußen in Sachsen, der den jungen Reisenden in seine Vaterstadt zurücknöthigte, bald ein Ende nahm. Lessing ward für das mißlungene Reiseprojekt, dessen Plan bis auf England ging,

durch die Bekanntschaft mit dem Dichter Kleist, der sich bei der preußischen Besatzung in Leipzig befand, und mit dem jungen Brawe, dem Verfasser der beiden Trauerspiele, der Freigeist und Brutus, entschädigt. 1759 kehrte Lessing wieder nach Berlin zurück und gab mit Mendelssohn und Nikolai die Briefe, die neueste Literatur betreffend, heraus. In demselben Jahre traten die äsopischen Fabeln ans Licht; 1760 ward er Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Hier begann er auch sein Leben des Sophokles, hörte aber mit den ersten 7 bereits gedruckten Bogen wieder auf; woran wahrscheinlich seine Beförderung nach Breslau als Sekretär des Generals Tauenzien viel Schuld hatte. In Breslau vollendete er die Uebersetzung des Diderot, und entwarf den Plan zu seiner Minna von Barnhelm; verließ dann 1765 die Dienste des preuß. Generals und Breslau, wandte sich wiederum nach Berlin, und arbeitete an seinem Laokoon, der auch das Jahr darauf im Drucke erschien. 1766 erhielt er die Einladung zu der berühmten Hamburger Theaterunternehmung. Eine Gesellschaft von Freunden der Bühne übernahm das Akkermannsche Theater: sie hatten viel Eifer und viel gute Absichten, die Lessing als Dichter und Kunstrichter befördern helfen sollte, und machten ihm daher sehr vortheilhafte Bedingungen. Lessing schlug ein und trat 1767 sein neues Amt an. Er schrieb nun seine unübertroffene Dramaturgie; doch wurde ihm bald sein Aufenthalt in Breslau durch die Uneinigkeit der Direktoren und die selbstgefällige Ungelehrigkeit der Schauspieler verleidet. Zugleich kam er mit Klotz, auf Veranlassung von dessen Schrift: Ueber das Studium des Alterthums, und eine andere: über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, in jenen berüchtigen Streit, aus welchem die vortrefflichen antiquarischen Briefe Lessings und seine Abhandlung: wie haben die Alten den Tod gebildet, hervorgingen. Im höchsten Mißmuth über seine Lage beschloß er endlich nach Italien zu gehen, wovon ihn jedoch der ehrenvolle Ruf, den er 1770 als Bibliothekar nach Wolfenbüttel bekam, abhielt. Er verließ im April Hamburg und begann seinen neuen Beruf. In Wolfenbüttel vollendete er seine Emilia Galotti, deren Plan schon 1758 entworfen war. Doch ward ihm bald sein Aufenthalt in Wolfenbüttel, der nichts Interessantes für ihn darbot, zur Last. Er sehnte sich nach einer andern Bestimmung und wünschte die Verbindung mit seiner Freundin König, einer sehr geistreichen Frau, deren Bekanntschaft er schon in Hamburg gemacht hatte. Aber noch immer fehlte ihm zur Erstattung dieses Wunsches die Aussicht; dies machte ihn mißmüthig und erschlaffte seine Thätigkeit. Sie aufzumuntern mußte er reisen. Er ging auch wirklich nach Berlin, und von da mit vielen Empfehlungsschreiben des kaiserlichen Gesandten nach Wien, wo er eine sehr schmeichelhafte Aufnahme fand. Zu eben der Zeit traf der Prinz Leopold von Braunschweig, der eine Reise nach Italien machen wollte, daselbst ein. Lessing wurde sein Begleiter. Nach 8 Monaten war er und der Prinz schon wieder in Deutschland und im Februar des folgenden Jahres schon wieder in Wolfenbüttel. 1779 ward er zur Theilnahme eines sogenannten Nationaltheaters nach Mannheim eingeladen und mit dem Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Mannheimer Akademie beschenkt; zugleich wurde ihm ein Jahrgehalt von 100 Louisd'or angeboten, wenn er zu den Arbeiten der Akademie mitwirken wollte. Er nahm dies Anerbieten an und reiste nach Mannheim. Doch Ehre und Gewinn blieben bei dem Mangel an liberalen Ideen, der ihm bei dem Mannheimer Ministerium im Wege stand, nur leere Versprechungen. Er kehrte deßhalb wieder nach Wolfenbüttel zurück. Die Herausgabe der wolfenbüttelschen Fragmente veranlaßten im folgenden Jahre die theologischen Streitigkeiten, die den ganzen Theil seines noch übrigen Lebens beschäftigten und erbitterten. Die ganze orthodoxe Parthei, an ihrer Spitze der Hauptpastor Götze, fielen mit

den Waffen der Verhetzung und Verketzerung über ihn her. Es kam endlich dahin, daß ihm die Censurfreiheit im Braunschweigischen genommen ward. Durch Nathan dem Weisen setzte er seiner theologischen Polemik die Krone auf. Unterdessen hatte Lessing den ersten Wunsch seines Herzens befriedigt und seine obenerwähnte Freundin geheirathet. Doch nach zweien Jahren verlor er sie schon in einem schweren Kindbette. Der Verlust dieser würdigen Frau, so wie die Verfolgungen und Neckereien, die er wegen seiner theologischen Streitigkeiten erfuhr, raubten ihm alle Heiterkeit und Empfänglichkeit für Lebensgenuß. Er kränkelte fortwährend; vergebens unternahm er zu seiner Wiederherstellung eine Reise nach Hamburg. Nach seiner Rückkehr nach Wolfenbüttel ward er äußerst engbrüstig und so schwach, daß er nicht 20 Schritte gehen konnte, ohne müde zu werden. In der Wintermesse 1781 zu Braunschweig glaubte er sich zu erholen. Aber er sollte uns entrissen werden. Den 3. Februar überfiel ihn seine Engbrüstigkeit stärker als jemals, und am 15. starb er im 52. Jahre seines Lebens, allzufrüh für Wahrheit, Kunst und Wissenschaft. Kein Schriftsteller hat in Sachen des Geschmacks, des feinern gründlichen Urtheils über literarische Gegenstände auf Deutschland mehr gewirkt, als Lessing. Er war einer von den revolutionären Geistern, die überall, wohin sie sich im Gebiet des Wissens, Glaubens und Meinens wenden, die heftigsten Gährungen und Erschütterungen hervorbringen. In der Theologie, wie auf der Bühne und in der Kritik, machte er nicht bloß Epoche, sondern veranlaßte auch eine allgemeine Revolution. Er besaß die lebendigste Regsamkeit und Stärke des innersten, tiefsten Geistes; ein rastloses Streben und Forschen nach Wahrheit, deren Besitz ihn aber weniger glücklich zu machen schien, als das mit Anstrengung und Schwierigkeiten verbundene Durchdringen zu derselben; einen moralisch und ästhetisch feinen Sinn für das Große, Gute und Schöne; mehr Witz, Scharfsinn und Beurtheilungskraft als Phantasie und Schöpfungskraft; entschiednere Anlage zur Kritik, Literatur und Philosophie, als zur Dichtkunst. In seinen abhandelnden Schriften herrscht überall ein entwickelnder, raisonirender, philosophirender Geist, wie er im Bayle weht. Er hatte sich ausgebreitete philologische, artistische und antiquarische Kenntnisse zu eigen gemacht, wovon sein Laokoon, die antiquarischen Briefe, die Schrift über den Sophokles und andere Zeugniß ablegen. Seine Literaturkenntniß umfaßte das Größte wie das Kleinste. Gründlich war seine Kenntniß der deutschen Sprache, ihrer Geschichte, ihres Reichthums und ihrer Eigenthümlichkeiten, und sein eigener Styl, vorzüglich seine Prosa, hatte eine klassische Originalität. Siehe über ihn: Lessing's Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert v. F. Schlegel, 3 Thle. Leipz. 1804; von Letzterm ist auch ein sehr guter Aufsatz in dem ersten Theile der Charakteristiken und Kritiken. In Hinsicht der Thatumstände und der äußern Verhältnisse, unter welchen Lessing lebte ist zu nennen: Gotthold Ephraim Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse, von dessen Bruder, K. G. Lessing, 2 Thle Berlin, 1793, und Lessing's Biographie in dem Pantheon der Deutschen.

Lesüeur (Eustache), s. **Süeur** (Eustache Le).

Lethargie, s. **Schlafsucht**.

Lethe, der Strom der Vergessenheit in der Unterwelt der Neueren, der vor dem Eingange von Elysium strömte. Er ist, wie die ganze nachfolgende Erzählung, eine Erdichtung der Aegypter und der pythagoräischen Philosophie, die sich nach und nach aus den Lehrsätzen jener Theologie entwickelte. Nach der Meinung dieser Philosophen nämlich stammten alle Seelen der Menschen aus der großen Weltseele her. Sie erhielten Körper und lebten mit diesen auf Erden. Allein diese Seelen erhielten von ihren Körpern mancherlei Befleckungen, auch die Seelen der besten Menschen. Von diesen

mußten sie nothwendig gereinigt werden. War die Befleckung allzu groß, so wurden sie in den Tartarus verstoßen. Die übrigen litten diese Reinigung in einem Orte, welcher Hades oder bei den Aegyptern Amentes genannt wurde, theils durch Feuer, theils durch Wasser, theils durch Luft. Die von den gröbern Befleckungen Gereinigten traten dann in Elysium ein. Allein auch hier blieben sie nicht ewig, sondern nach einem Kreise von tausend Jahren kehrten sie in neue Körper zurück. Ehe dieses aber geschah, tranken sie aus dem Lethefluß sich eine frohe Vergessenheit alles dessen zu, was mit ihnen vorher auf der Ober- und Unterwelt, ja selbst im Elysium geschah; bis sie endlich nach genugsamen Reinigungen und Körperwanderungen zur göttlichen Natur, daher sie entstanden waren, zurückkehrten.

Letten, s. Liefland.

Lettern (verschiedene Arten derselben), s. Schrift.

Leucas, Leucadischer Fels. Leucas war die Hauptstadt der Insel Leucadia (jetzt St. Maura), an der Küste von Griechenland. In ihrer Nähe befand sich ein hoher Fels mit einem Apollotempel, der durch das jährlich daselbst gefeierte Fest und den sogenannten Leucadischen Sprung berühmt worden ist. Als Sühnopfer, gleichsam belastet mit allen Sünden des Volks, wurde ein Verbrecher an jenem Feste von dem Felsen hinab ins Meer gestürzt. Da man ihn indeß mit einem Federkleide anthat und selbst lebendige Vögel an ihn befestigte, so kam der selbst halb zum Vogel umgewandelte Mensch gewöhnlich ohne bedeutenden Schaden halbschwebend in die Tiefe, wo er sofort aufgefischt und erquickt wurde. Doch mußte er für immer das Land meiden. Gefährlicher, aber nicht minder merkwürdig, war der Sprung, den Manche von diesem Felsen freiwillig thaten, um sich von den Qualen einer unglücklichen Liebe zu befreien; denn diese wunderbare Wirkung schrieb man dem gewagten Sprunge zu. Man erzählt, daß Einige ihn mehr als einmal gemacht; oft aber fanden die Unglücklichen auch den Tod in den Wellen. Unter Letztern werden zwei merkwürdige Frauen genannt: Artemisia, Königin von Carien, und Sappho.

Leuchtkugeln sind 1) in belagerten Plätzen Feuerkugeln, welche in einer beträchtlichen Weite Alles erhellen; 2) bei Lustfeuerwerken die hoch steigenden Feuermassen mit hellem weißen Lichte.

Leuchtthurm, s. Pharus.

Leucippus, ein Philosoph der eleatischen Schule und Lehrer des Demokrit. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt; sogar sein Geburtsort ist zweifelhaft. Nach Einigen war er aus Abdera, nach Andern aus Elea, nach noch Andern aus der Insel Melos gebürtig. Er lebte um 300 vor Christi Geburt. Sein Lehrer war Zeno, der Eleatiker, vielleicht auch noch Melissus. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, welchen die Lehren eines Parmenides, Zeno oder Melissus von der Substanz aller Dinge und der Bewegung nach sich gezogen hatten, zu vermitteln, ward er Erfinder eines neuen philosophischen Systems, nämlich des sogenannten Atomensystems. Die ältern Eleatiker leugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Vielfachheit der Dinge, indem sie alles Vorhandene auf Eine ewige unveränderliche Substanz zurückführten. Dies empörte nun freilich die gemeine Sinnenerfahrung, und daher hatten schon mehrere der ältern Eleatiker einen Mittelweg einzuschlagen versucht; aber immer noch keinen mit ganz glücklichem Erfolge. Leucipp suchte sich nun folgendermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an (κενον), weil, sagte er, wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als Ein Körper in einem und demselben Raum seyn kann, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, kein Körper irgendwo existiren könnte; ferner, weil jeder Körper in einen kleinern Raum zusammengedrängt werden könne, welches nicht

möglich sey, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte, weil die Erfahrung unwidersprechlich lehre, daß Körper sich bewegten, wüchsen, abnähmen, welches alles doch ohne Raum unmöglich wäre. Bei der Vorstellung des Raums ist an keine Gränze zu denken; also erklärte ihn Leucipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des substantiellen Universums gegeben war; eben so war auch der Raum ewig, weil seine Atomen ewig waren. In diesem Raume befindet sich nun eine zahllose Menge so kleiner Körperchen, daß sie nicht sinnlich wahrgenommen werden können. Sie sind an und für sich untheilbar, daher der Name Atomen. Denn wollte man ihnen unendliche Theilbarkeit beilegen, so würden sie zuletzt in Nichts hinschwinden. Diese Atomen nun bewegten sich von Ewigkeit in dem unendlichen leeren Raum, und bildeten durch ihre Vereinigung u. Trennung das Entstehen u. Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit und die Mehrheit nie Einheit werden kann: so können die Atomen bei ihrer Vereinigung auch keine wahren Eigenheiten bilden, sondern bloße Aggregate, so daß ihr gegenseitiges Wirken und Leiden nur auf bloße Berührung hinausläuft. Ihrem Wesen nach, als Realitäten, sind alle Atomen einander völlig gleich, dennoch aber sind sie von unendlicher Mannigfaltigkeit der Formen und Gestalten, und dadurch läßt sich auch vollkommen die Mannigfaltigkeit der durch sie gebildeten Körper erklären. Außer durch die Mannigfaltigkeit der Figuren unterscheiden sich auch die Atomen noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, wie sie zusammengesetzt sind. Diese genannten Eigenschaften sind die Grundeigenschaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung aber entstehen noch andere Eigenschaften von der zweiten Ordnung (qualitates secundariae), z. B. das Harte, Weiche, Farbe, Ton, Geruch, Geschmack. Wie Leucipp die einzelnen Elemente sich formen ließ, wissen wir nicht recht. Dem Feuer gab er eine runde Gestalt, die übrigen Elemente, Wasser, Luft und Erde, ließ er bloß durch Größe und Kleinheit sich unterscheiden. Das Feuer, als das Feinste, Leichteste und Flüchtigste, machte er zur Weltseele, zum Prinzip des Lebens, Empfindens und Denkens. Doch sind diese letztern Modifikationen nicht in der Natur der Atomen, sondern bloß in der Art ihrer Zusammensetzung gegründet. Das Seelenwesen — die Feueratomen — ist durch den ganzen Körper verbreitet; Menschen und Thiere ziehen es mit der Luft ein, daher auch mit dem Ende des Athemholens das Leben aufhört. Die Weltseele ist ebenso wie alles Uebrige bloß ein Werk des blinden Zufalls. Denn ein verständiger Schöpfer nach Zwecken scheint von Leucipp nicht anerkannt worden zu seyn; auch ist in seinem System nie die Rede von Göttern.

Leuchtenberg, freie Standesherrschaft, vor 1806 eine gefürstete Landgrafschaft mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, liegt im alten Nordgau längs der Nab in der Oberpfalz, und gehört jetzt zum baierische Regenkreise. Sie enthält auf 4 □ M. Flächeninhalt über 5300 Einw. Das Städtchen Pfriemt ist der Hauptort; in dem Marktflecken Leuchtenberg, wo ein Landrichter residirt, ist eine alte Burg, das Stammschloß der Landgrafen. Das Land gehörte einer Nebenlinie der vorigen baierischen Dynastie, welche 1707 erlosch. 1817 gab sie der König Maximilian Joseph von Baiern seinem Schwiegersohne Eugen (s. d. Art.) nebst dem Fürstenthume Aichstädt (s. d. Art.) als freie Standesherrschaft unter Oberhoheit der Krone, und ernannte ihn zum Herzoge von Leuchtenberg und Fürsten von Aichstädt. Der jetzige Herzog ist Aug. Carl Eugen, ältester Sohn des Herzogs Eugen (†.1824).

Leucadien, ursprünglich eine Halbinsel an der Küste von Akarnanien, deren Landenge, Diorryktos, aber die Einwohner durchstachen, und so die Halbinsel zur Insel machten. Vorher, weil die Landenge sehr schmal war, pflegten wohl die Schiffer, um die Halbinsel nicht umfahren zu dürfen, ihr

Schiff über die Erdzunge herüber zu tragen. Jetzt die Insel St. Maura, obgleich der Kanal ehemals wieder verschlemmt wurde.

Leuktra, 1) ein Flecken in Lakonien an der Gränze von Messenien, auf welchen die Messenier Anspruch machten, heißt jetzt Istechia. 2) Ein berühmter Flecken in Böotien, der durch die Niederlage der Spartaner durch Epaminondas verewigt worden ist.

Leuwenhöck (Anton v.), ein berühmter Physiker, geb. zu Delft 1632. Seine Verfertigung von Mikroskop= und Brillengläsern erwarben ihm bald einen großen Ruhm, der sich durch seine, für die damalige Zeit ungemeine Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie, noch mehr ausbreitete. Seine anatomischen und physiologischen Untersuchungen über die Cirkulation des Blutes und seine Zusammensetzung, über die Construktion des Gehirnes, über die thierische Befruchtung u.s.w. sind nur zum Theil für die Wissenschaft ersprießlich geworden, da Leuwenhöck sich nicht selten durch vorgefaßte Meinungen zu falschen Schlußfolgen verleiten ließ. Er starb 1723. Es ward ihm ein schönes Denkmal in der Hauptkirche zu Delft errichtet. Seine ursprünglich in holländischer Sprache geschriebenen Werke sind in einer lateinischen Uebersetzung unter dem Titel: Arcana naturae detecta, Delft 1695—1719, 4 vol. in 4., erschienen. 1722 sind seine Briefe, die er an die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, deren Mitglied er war, und an verschiedene Gelehrten geschrieben hatte, gedruckt worden.

Levante bedeutet: Land gegen Osten gelegen; die Europäer sind zwar darinnen einig, daß sie die Länder am mittelländischen Meere darunter verstehen, allein den Umfang dieser Länder bestimmen sie auf verschiedene Art. Die Italiener verstehen unter Levante alles Land, welches ihnen gegen Morgen am adriatischen Meere, Archipelagus und mittelländischen Meere, von Dalmatien an bis zum Euphrat in Asien und bis zum Nil in Afrika oder Aegypten liegt, die in diesem Striche gelegenen Inseln mit eingeschlossen. Die Franzosen rechnen noch außerdem Italien und die ganze nördliche Küste von Afrika hinzu, und die Holländer und Engländer pflegen alle europäische, asiatische und afrikanische Länder, welche das mittelländische Meer umgeben, die Levante zu nennen; doch setzen sie auch bisweilen die Levante und das mittelländische Meer zusammen, und verstehen alsdann unter Levante im engsten Sinne, das am Archipelagus und mittelländischen Meere östlich gelegene Land, Constantinopel auf der einen, und Alexandrien in Aegypten auf der andern Seite, mit eingeschlossen, außer welchen Städten Smyrna, Scandrona oder Alexandretta und Aleppo unter den Handelsstädten in der Levante berühmt sind. Diese Handelsstädte werden von den Italienern Scale, von den Franzosen Echelle (Eschell) genannt, wahrscheinlich von dem Hinabsteigen und Hinabbringen der Güter von dem Damm (Quai) auf die Schiffe, oder an den Schiffsleitern, vermittelst deren man aus dem Schiffe ans Land steigt. An dem Handel nehmen Antheil: Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Rußland, Oesterreich ꝛc. Die Hauptprodukte sind: Baumwolle, Tabak, Wachs, Kämel= und Ziegenhaare, Schafwolle, Olivenöl, Getreide, Seide, Perlen, Farbe= und Arzneiwaaren, Gummiarten ꝛc. Die Importen sind: Leinwand, Tücher, Metalle, Gewehre, Uhren, Juwelen, Goldarbeiten, Porzellan, Glas, Papier, Pelzwerk, westindische Waaren ꝛc. Der sogenannte levantische Caffee kommt aus Arabien.

Leviten, bei den Juden diejenigen aus dem Stamme Levi, dem dritten Sohne Jakobs; im Allgemeinen die Priester, weil dieser Stamm ausschließlich den Religionsdienst besorgte; in engerer Bedeutung waren aber die Leviten von den eigentlichen Priestern unterschieden, nur Gehülfen derselben, und gin-

gen ihnen an Würde nach. Daher bekommen obigen Namen die Diakonen in der lateinischen Kirche, und in den rheinischen Stiftern führt ihn ein Vikarius.

Lexikon, Wortbuch, oder dictionarium; unterschieden von vocabularium, Wörterbuch. Dieses zählt nur Wörter auf als bloßes Verzeichniß des Sprachschatzes; das Lexikon aber behandelt die Wörter zugleich als Worte, oder Theile der Rede. Die lexikalische Anordnung der Wortfolge zerfällt in die etymologische und alphabetische; aus der Verschmelzung beider entstehen wiederum 2 Gattungen: die alphabetisch-etymologisch-nachweisende, und die alphabetisch-etymologisch-ausführende. Bei den einzelnen Wörtern ergründet der Lexikograph zuerst die Urbedeutung vermittelst der Etymologie; wo diese ihn verläßt, nimmt er, dem Genius der Sprache gemäß, die nächste früheste Bedeutung auf; an diese reiht er logisch die besondern Bedeutungen an, ohne Ueberladung mit deren einzelnen Schattirungen. Ueber die Eigenschaften eines guten Lexikons in Hinsicht auf Erklärung, Kritik, Grammatik u. s. w. s. Mahn's Darstellung der Lexikographie nach allen ihren Seiten. Rudolst. 1817.

Leyden (Lugdunum Batavorum), im Gouvernement Südholland, eine der schönsten Städte in den Niederlanden, am Rhein, der aber freilich hier nur ein Kanal ist, welchem man seit 1807 einen Ausgang in die Nordsee eröffnet hat. Die Stadt zählt über 30.000 Einw. Sie liegt etwas höher und ist daher gesünder als die meisten holländ. Städte. Die sogen. breite Straße ist eine der schönsten in Europa. Unter den Gebäuden zeichnet sich aus: die St. Peterskirche mit dem Sarkophage von Boerhaave und den Monumenten P. Campers und Meermanns. Leyden ist vorzüglich durch seine Universität berühmt, welche 1575 bei folgender Veranlassung nach dem Wunsche der Einwohner gestiftet ward. Die Spanier belagerten die Stadt, welche sich heldenmüthig vertheidigte, und endlich durch den kühnen Entschluß des Prinzen von Oranien, die Dämme zu durchstechen und der Stadt mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen, glücklich gerettet ward; wobei eine ungewöhnlich hohe Springfluth, welche allein es der Flotte möglich machte, sich zu nähern, als eine wundervolle Rettung betrachtet wurde und als solche noch jährlich am 3. Okt. gefeiert wird. Man wollte die Einwohner für ihren Muth belohnen, und sie wählten die Errichtung einer Universität. Diese hat eine an seltenen Manuskripten reiche Bibliothek, einen berühmten botanischen Garten, ein astronomisches Observatorium, anatomisches Theater und mehrere wissenschaftliche Sammlungen; in dem Naturalienkabinet zeigt man Schills Kopf in Weingeist. Ferner ist zu bemerken: das Rathhaus, die alte Burg mit einem Irrgarten und trefflichen Aussichten, ein Irren- und Zuchthaus, eine Waisen- und Findelanstalt sowie ein vortreffliches Zeughaus; eine Maler- und Zeichnungsakademie, eine Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste und eine Gesellschaft der niederländischen Literatur. Sonst waren hier mehrere berühmte Buchdruckereien. Die meisten holländischen Maler haben hier gelebt und sind zum Theil auch hier geboren, als Rembrandt, Gerard Douw, Mieris und der bekannte Nacheiferer Albrecht Dürers, Lukas von Leyden, von welchem einige schöne Gemälde, besonders das jüngste Gericht, auf dem hiesigen Rathhause sich befinden. Noch ist hier geboren 1510 der berüchtigte Schwärmer Johann Bockholt von Leyden genannt, ein Schneider von Profession, welcher an der Spitze einer rasenden Sekte, welche man Wiedertäufer nannte, aber nicht mit den friedlichen Anabaptisten verwechseln muß, sich 1534 der Stadt Münster in Westphalen bemächtigte, sich zum Könige ausrufen ließ und endlich nach einer verzweifelten Gegenwehr gefangen und 1535 grausam hingerichtet wurde. Auch ist sie des berühmten Physikers Muschenbroek (†. 1761) Geburtsort. — Leyden war ehemals wegen seiner vor

trefflichen Tücher berühmt, die zwar noch geschätzt, aber wegen des hohen Preises wenig gesucht werden. Noch jetzt ist diese Stadt außerordentlich durch das Auffliegen eines Schiffes (1807), welches 40.000 Pf. Pulver geladen hatte, beschädigt.

Leyden (Jean oder Johann von), s. **Wiedertäufer**.

Leyden (Lucas), s. **Lucas von Leyden**.

Leyer, deutsche Leyer, lira tedesca, Bauernleyer, lira rustica, pagana, Dreh-Seiteninstrument, das aus einem länglichen Kasten besteht, und auf einer Seite Aehnlichkeit mit dem untern Theile einer Geige hat. An den Seiten hat es eine Claviatur mit 10—12 Tasten, die mit 2 Saiten, welche im Innern sich befinden, in Verbindung stehen, und diese verkürzen können. Die Saiten werden durch ein Rad, das mit Kalophonium bestrichen ist, intonirt, das Rad aber durch einen Dreher in Bewegung gesetzt, während die linke Hand die Tasten anschlägt. Leyerkasten, Leyerorgel, Drehorgel, ist ein viereckiger Kasten, in dem sich eine Orgel befindet, ohne Claviatur. Im Innern ist eine Walze, auf der sich eiserne oder messingene Stifte befinden, welche die innere Tasten berühren, und den Wind in die Pfeifen lassen; die Walze wird auswendig am Kasten durch eine Kurbel gedreht.

L'Hopital (M. de), s. **Hopital**.

Libanon, ein berühmtes Gebirge in Soristan oder Syrien, zieht sich von Amanus (d. h. der S. W. Spitze des armenischen Gebirglandes) in südlicher Richtung, am Mittelmeer entlang, bis an die Gränzen Arabiens. Es besteht aus zwei parallelen Gebirgszügen, zwischen welchen zwei lange Thäler von S. bis N. sich hinziehen, und in welchen südlich der Jordan, nördlich der Orontes fließen. In der Gegend ihrer Quellen ist das Gebirge am höchsten (9600 Fuß). Die Städte Saib (einst Sidon) und Tarablus (Tripoli di Syria) liegen am Fuße dieser Gebirge, und in der Nähe der letztern Stadt findet man noch Reste der ehemals so berühmten und in der orientalischen Dichtkunst so verherrlichten Cedern des Libanon, welche die Phönizier zum Schiffbau brauchten. Oestlich von Libanon liegt der weniger hohe Antilibanon, dessen südliche Fortsetzung bis zum todten Meere nur etwa 3000 Fuß hoch ist und von den **Drusen** (s. d. Art.) bewohnt wird. Die nördliche Fortsetzung desselben bis zum Amanus hat eine Höhe von 6—7000 Fuß, und dient den ebenfals unabhängig lebenden Mutualis zum Aufenthalte. In einem reizenden Thale, zwischen dem Libanon und dem Antilibanon, liegt das alte Heliopolis (jetzt Baalbek, s. d. A.), mit den ausgezeichneten Ruinen eines Sonnentempels.

Libation, eine Art von Opfer, welche darin bestanden, daß man einen Kuchen von Mehl u. dergl. auf den Altar legte, und davon etwas verbrannte; oder auch etwas Wein auf den Altar goß. Auch bei den Mahlzeiten geschahen Libationen, indem man etwas von den Speisen den Laren in das Feuer auf dem Heerde warf. Von allen Früchten legte man ebenfalls etwas den Göttern zu Ehren auf einen Altar, Tisch ꝛc., oder warf es den Meergöttern zu Ehren ins Meer. Bei Leichen geschah die Libation erst den neunten Tag nach der Verbrennung oder Beerdigung und zwar besonders mit Milch, Wein und Blut. Damit pflegte man die Leichenfeierlichkeit zu beschließen. Bei den Opfern mußte der Priester den Wein, womit er das Opferthier besprengte, vorher kosten und eben das auch diejenigen thun lassen, welche das Opfer brachten. Dies hieß auch libare oder delibare, und daher bedeutet Beides: etwas eben anrühren oder kosten.

Libau, eine russ. Handelsstadt in Curland, an dem schiffbaren, mit vielen kleinen Inseln besetzten See gleiches Namens und an der Mündung der Libau in einen Ostseebusen, besteht aus meist hölzernen Häusern und hat an 6000 Einw., worunter viele Juden. Es sind hier zwei Kirchen für

den evangelischen und eine für den katholischen Cultus. Der Hafen ist seicht und schwer beladene Schiffe müssen auf der Rhede liegen bleiben; doch macht man in der neueren Zeit Versuche zu seiner Vertiefung. Auf der Südseite desselben ist 1821 ein 60 Fuß hoher Leuchtthurm errichtet worden. Der Handel mit Landesprodukten ist sehr wichtig und die jährliche Ausfuhr beträgt an Werth 700.000 Rubel. Libau hat auch ein vortreffliches Seebad.

Libell, Schmähschrift, Pasquill, eine Injurie (Verletzung der Ehre, Schimpf), welche durch schriftliche Aufsätze, Druckschriften, oder andere sinnliche Darstellungen, die der Urheber entweder selbst, oder durch Andere, öffentlich aufgestellt oder verbreitet hat, verübt worden ist. Gewöhnlich versteht man unter Pasquill eine anonyme Injurie. Genau genommen unterscheidet sich die Schmähschrift, libellus famosus, vom Pasquill dadurch, daß jenes allemal den Vorwurf einer entehrenden Handlung enthalten muß, dahingegen dieses auch nur eine Spottschrift seyn kann.

Libertas, die Freiheit, eine der römischen vergötterten Tugenden, Jupiters und der Juno Tochter. Gracchus erbauete ihr auf dem Aventinus Berge den ersten Tempel. Das Atrium desselben wurde nachher zu dem Archiv der Censoren gebraucht. Als es abbrannte, stellte dasselbe Asinius Pollio wieder her, und errichtete hier die erste öffentliche Bibliothek. Clodius weihete der Libertas das Haus des Cicero. Diese Göttin muß man an dem römischen Hute, dem Zeichen der Freiheit, erkennen. Sie wird stehend und sitzend, auf einem Wagen, und nur als ein bloßer Kopf gefunden. Sie ist bisweilen mit Lorbeer gekrönt, bisweilen verschleiert.

Liber, der alte italienische Name, womit man den Bacchus als den Gott der Anpflanzung bezeichnete. Er kam entweder wieder in Gewohnheit, oder dann erst auf, da man den frechen Bacchusdienst, die Bacchanalien, verbot. Das ehrbare Fest des Bacchus ward daher Liberalia genannt, und den 17. März gefeiert.

Liberal, im Latein. ursprünglich, was dem Sklavischen entgegengesetzt ist, so noch in den Pandekten der Rechtsstreit über Freiheit: causa liberalis; dann auch ein edler freier Sinn. Mit der Freiheit, sagt Plinius, sank auch die Kunst, die freie nannte man sie. Endlich erhielt das Wort den Nebenbegriff Freigebigkeit. Engländer und Franzosen haben es in beiden Bedeutungen angenommen; und in Staatssachen wird es von dem, was die öffentliche Freiheit unter den gegebenen Umständen am meisten sichert, gebraucht; so in der Antwort des russischen Kaisers an den franz. Senat vom 2. April 1814, in der russischen Kongreßnote vom 11. Nov. 1814, in den hannöverschen vom 21. Okt. 1814, und in der preuß. Verordnung vom 30. April 1815. Die Vernunft ist für die Liberalität, was die Syntax für die Rhetorik ist. In der neuesten Zeit ist das Wort in Frankreich und in Spanien verunglimpft. Der Spanier bezeichnet seit 1814 mit dem Namen Liberales die Anhänger der Kortes, mit Serviles die Feinde der von den Kortes entworfenen Constitution. Im Deutschen könnte man liberal durch freisinnig (freimäßig?) übersetzen, Liberalität durch Freisinn, oder Freisinngkeit.

Libertinage. Es ist sehr irrig, daß der rohe Wilde seine Naturtriebe mäßiger als der Gebildete befriedige, denn er ist weit sinnlicher und wenn er bisweilen mäßiger scheint: so ist dieß Täuschung und Folge der größeren Erschlaffung, die er erduldet, wenn er sich gezwungen überarbeitet. Wäre er nicht so unmäßig, als er ist: so würden die geistigen Getränke und die Gefräßigkeit nicht so allgemein und so schnell alle Wilde in der Nähe civilisirterer Menschen aufreiben. Die Wirkungen der Sinnlichkeit wüthen besonders unter müßigen Menschen und Geschlechtern, der Verstand wird unthätig wie das Alter, und abgestumpfter als dieses, die Gemüther werden empfindlicher für Kleinigkeit und haben für erhabene Pflichten, Opfer und Bestrebungen

keinen Sinn mehr. Die Nerven wirken krampfhaft, und indem sich der Körper immer schwächer redintegrirt, d. h. seinen Abgang ersetzt, folgt die Abzehrung natürlich.

Libyen, die große Wüste Afrika's, zwischen dem alten Gebiete Karthago's und dessen Nomaden und der griechischen Stadt Kyrene, welche sich zugleich hinter den Gebieten Karthago's und Kyrene's ohne feste Gränzen landeinwärts erstreckte.

Licentiat ist auf Universitäten der Titel desjenigen, der das Doktorexamen überstanden hat und bis er sich das Doktordiplom ausfertigen lassen, sich mit dem Range unter dem Doktor freiwillig begnügt. In den deutschen freien Städten nahmen vormals die jungen Juristen selten den Doktorhut, um nicht in ihrer Vaterstadt dadurch zu gleichem Range, als die Senatoren des Kaufmannsstandes, sich zu erheben.

Licenzen, **Licenzensystem**, s. **Freibriefe**.

Licht, eine durch das Auge wahrgenommene Erscheinung, welche den Körpern und Gegenständen Helligkeit und Farbe giebt und die Ursache des Tages ist. Licht kommt vor im freien oder ungebundenen Zustande, in welchem es unsern Augen empfindbar ist, oder im gebundenen, wo es so lange für unsere Sinne unbemerkbar bleibt, als es mit den verwandten Körpern verbunden ist. Das freie Licht, vorzüglich in sofern es Ausfluß des Sonne ist, beschäftigt den Optiker, das gebundene gehört mehr in die Chemie. Nach dem Newtonianischen Emanationssysteme wird die Ursache des Lichtes einem besonderen Lichtstoffe zugeschrieben, der materiell, aber inponderabel ist, und aus leuchtenden Körpern ausströmt. Nach Huygen's und Euler's Vibrationssysteme wird sie als Bewegung eines sehr feinen, im ganzen Weltraume verbreiteten Fluidums, des Aethers, angesehen. Beide Ansichten haben ihre Vorzüge, doch lassen sich nach der erstern alle Eigenschaften des Lichtes einfacher darstellen. Die vorzüglichsten Erfahrungen sind folgende: die Hauptquelle des Lichts für uns ist die Sonne. Aus ihr geht, wie aus jedem andern leuchtenden Körper, das Licht geradlinig, nach allen Richtungen aus. Man stellt sich daher sehr gut die Lichtstrahlen unter geraden Linien vor, die, wenn sie andere Körper treffen, von ihnen zurückgeworfen, gebrochen oder durchgelassen werden und selbige dann mehr oder weniger beleuchten. Diese Beleuchtung nimmt mit dem Quadrat der Entfernung ab. Die Geschwindigkeit, womit sich Licht fortbewegt, beträgt ungefähr 40.000 geogr. Meilen in einer Sekunde, denn es kommt von der Sonne in 8 Minuten 7½ Sekunde zur Erde. Licht ist ein Stoff ohne Gewicht, denn ein Stück faules Holz wiegt eben so viel im leuchtenden Zustande, als im entgegengesetzten. Glühendes, also leuchtendes Metall nimmt nicht an Gewicht zu. Die chemischen Eigenschaften des Lichtes beziehen sich auf seine Verbindungen mit Körpern und seine Entwickelung aus ihnen. Licht kommt gewöhnlich mit Wärme verbunden, als Feuer, vor, so daß man deßhalb Licht und Wärme für identisch gehalten hat. Daß dem aber nicht so sey, lehrt der Mondschein, welcher das durch den Mond, ohne Wärme, reflektirte Sonnenlicht ist, oder faules Holz und die Lichtphosphore, welche ohne zu wärmen, nur leuchten, desgleichen bescheint im Winter das Sonnenlicht, ohne auffallende Wärme, die Erdoberfläche. Alle entzündliche Körper haben Licht in sich, in einem gebundenen, unsern Sinnen nicht bemerkbaren Zustande. Wird in diesen Körpern, durch mitgetheilte Wärme und Ausdehnung, die Verwandtschaft zum Sauerstoffgase der Luft erhöht, so scheidet sich das Licht aus, sobald der Sauerstoff in den Körper eingeht, und es vereinigt sich dasselbe mit dem Wärmestoffe des Sauerstoffgases zum sichtbaren Feuer. Ueberhaupt scheint Sauerstoff keine Verwandtschaft zum Lichte zu haben, denn beide scheiden sich wechselseitig aus. Sonnenlicht entwickelt Sauerstoffgas aus den grünen Pflanzenblättern, aus der Silberoxydauflösung in Säuern u. s. w.

Lichtenberg (Georg Christoph), geboren 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt, erhielt an letzterm Orte seine erste wissenschaftliche Bildung und zeigte für Mathematik und Physik eine besondere Vorliebe. 1763 bezog er die Hochschule Göttingens, wo er sich im Studium der gesammten Wissenschaften durch Fleiß und Fortschritte auszeichnete. Seine astronomischen Observationen machten ihn bald berühmt. 1770 erhielt er eine Professur der Philosophie an der Universität, unternahm in diesem Jahre eine Reise nach England, wo ihn die Londoner Gelehrten so wie der König mit Auszeichnung beehrten. 1774 wurde er in die Göttinger Societät der Wissenschaften aufgenommen, reiste dann nochmals nach London, wo ihn die huldvollste Aufnahme von Seiten des Monarchen erfreute. Auf seine wissenschaftliche Ausbildung hatten beide Reisen, durch seine Verbindung mit vielen gelehrten Männern, den wohlthätigsten Einfluß. Nach Göttingen 1758 zurückkehrend, hielt er seitdem Vorlesungen über Experimental-Physik ꝛc. Eine Brustentzündung raubte ihm 1799 das Leben. Er war einer der größten Physiker und geistreichsten Schriftsteller Deutschlands und an Scharfsinn und Witz übertraf ihn fast keiner seiner Zeitgenossen. Der Göttinger Taschenkalender, dessen Herausgeber er mehrere Jahre war, wurde mit Begierde gelesen und vorzüglich fanden seine Erklärungen der Hogartischen Kupfer großen Beifall. Die größere Ausgabe mit einem ausführlichern Commentar bleibt immer das schönste Denkmal seines Witzes. Es erschienen davon seit 1794 fünf Lieferungen, sechs spätere fanden einen Erklärer an Bouterwek. Ferner gehören dahin noch: Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten; Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß; das Leben Kunkels, eines ehemaligen Göttingischen Antiquarius; Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands. Der Wissenschaft nützte er durch: Physikalische und mathematische Schriften. Göttingen 1803, 4 Bde. 8.

Lichter und Kerzen, von Talg, Wachs oder Wallrath. Talglichter werden entweder durch das Eintauchen der Dochte in geschmolzenem Talge gezogen, oder in Formen gegossen. Erstere haben eine unebene geflossene, letztere eine glatte Oberfläche. In Deutschland bereiten die Seifensieder auch die Talglichter. Zuerst machen sie aus gutem, trocknen, dreidrähtigen baumwollenen Garne die Dochte. Der Arbeiter hat vor sich einen Tisch, die Dochtbank, auf welcher links ein lothrechter eiserner Stab, die Dochtstange, steht, und parallel damit in der Entfernung angeschraubt, welche die Länge der Dochte geben soll, eine Messerklinge. Er nimmt so viele Knäule dreidrähtiges baumwollnes Garn, als der Docht doppelt Faden haben soll, mißt vom Messer bis zur Stange, legt es um dieselbe und macht so das Oehr des Dochts, mißt wieder zurück zum Messer, schneidet es ab, dreht die Faden leicht zusammen und reibt sie mit leinenen, gewichsten Lappen. Zu gezogenen Lichtern werden mehrere Dochte an dünne Stäbe, Spiese, gehangen und so oft in geschmolzenes Talg eingetaucht, bis sie die gehörige Dicke erhalten haben. Gegossene Lichter bereitet der Lichtzieher in gläsernen oder metallnen Formen, in denen er die Dochte befestigt, worauf er geschmolzenes, nicht zu heißes Talg hineingießt. Das Wachs zu Wachskerzen wird in eingemauerten, verzinnten Kupferkesseln (die am Rande eine Holzeinfassung haben, um das abtröpfelnde Wachs aufzunehmen) geschmolzen, durch Ruhe abgehellt und durch untergesetzte Kohlfeuer im Flusse erhalten. Ueber diesem Kessel hängen an einem Wagebalken, mittelst eiserner Stäbe, 2 runde Scheiben von Holz so, daß man

sie rund umdrehen kann, während der Balken in einer Gabel fest steht. Um diese Scheiben hängen an Nägeln die Dochte, welche ebenfalls auf der Dochtbank aus sehr gleichförmigem Garne gemacht und nachher in heißer Asche gut ausgedrocknet werden. An denselben gießt der Gießer mit dem Gießtigel das flüssige Wachs unter beständigem Drehen der Scheibe, herab, bis die Kerzen die Hälfte der Dicke erlangt haben. Da jedoch immer unten einen Klumpen Wachs zusammenfließt, so trödelt er die Kerzen dadurch, daß er das Wachs nur an ihre obern Theile, unter schnellem Drehen, gießt. Nach gehöriger Ausgleichung wickelt man die Kerzen in ein leinen Tuch, legt sie, das schnelle Abkühlen zu verhüten, in ein Federbett und rollt sie auf einer Tafel von Holz oder Stein, mit dem Rollholze, glatt. Diese halbdicken Lichter werden gebleicht, dann nochmals zur gehörigen Dicke nachgegossen, wieder getrödelt, gerollt, gebleicht, beschnitten und eingepackt. Der Docht zum Wachsstock wird auf Trommel gewunden, der Anfang davon in ein Becken mit fließendem Wachs durch das Loch des Schiebers am Deckel eingetaucht, an der andern Seite durch das gehörige weite Loch der Ziehscheibe heraus auf eine zweite Trommel gewunden. Hat der Wachsstock noch nicht die gehörige Stärke, so wird die Arbeit wiederholt. Man glättet ihn mit einem nassen Schwamme. Wachsfackeln haben Dochte von Werg oder Holz und Werg mit Pech überzogen, sie bekommen sodann noch eine Bedeckung von Wachs.

Lichtmesse fällt, nach des Papstes Gelasius I. Einrichtung im Jahr 492, auf den 2ten Februar jährlich. Bei solcher werden geweihete Kerzen in feierlicher Prozession umher getragen.

Lichtwehr (Magnus Gottfried), geboren zu Wurzen bei Leipzig den 30. Jan. 1719, begann 1747 zu Wittenberg Vorlesungen zu halten, verließ diese Laufbahn bald wieder wegen Kränklichkeit, begab sich nach Halberstadt und starb daselbst als Regierungsrath den 7. Juli 1783. Von seiner gründlichen Gelehrsamkeit zeigt seine Uebersetzung von Minucius Felix, Gespräch zwischen einem Heiden und einem Christen, Berlin 1763. Den meisten Ruhm haben ihm aber seine Fabeln, Leipz. 1743, 4 Bde. 8., 1762, 1775, 3. verschafft.

Lictoren, öffentliche Diener der obrigkeitlichen Personen bei den Römern. Der Name ist so viel als Ligatores, weil sie die Missethäter an Händen und Füßen banden, ehe sie gegeißelt wurden. Sie wurden vom Romulus eingeführt und waren von den Etruskern entlehnt, indem es in den zwölf tuskischen Städten Mode war, daß die vornehmsten Magistratspersonen sich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenbündeln bewaffnet waren, begleiten ließen. Romulus ließ deren zwölf vor sich hergehen. Die königliche Würde in Rom wurde zwar abgeschafft, aber doch ihre äußere Pracht beibehalten. Daher ließen sich auch die Consuln, Diktatoren, Prätoren, Magistri equitum u. s. w. (die Censoren ausgenommen), von Lictoren begleiten. Wenn also eine höhere Magistratsperson ausging, so gingen sie in einer Reihe, einer nach dem andern vor derselben voraus. Der vorderste hieß Lictor primus und der zunächst vor dem Magistrat herging Lictor proximus oder postremus. Er war der vornehmste Lictor, welcher die Befehle des Magistrats zu empfangen und zu vollziehen pflegte. Das Amt der Lictoren bestand in folgenden Verrichtungen: 1) das begegnende Volk aus dem Wege zu schaffen. Kam die Magistratsperson wieder nach Hause, oder ging sie in ein anderes Haus, so schlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thür. 2) Die Lictoren mußten darauf sehen, daß den Magistratspersonen der gehörige Respekt erwiesen wurde. Die Respektserweisungen bestanden darin, daß der Begegnende z. B. vom Pferde stieg, das Haupt entblößte, aus dem Wege ging, u. s. w. 3) Sie mußten die

Strafen vollziehen, welche die obrigkeitlichen Personen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber doch aus der niedrigsten Volksklasse genommen, gewöhnlich Freigelaßne der Magistratspersonen, bei denen sie ihre Dienste verrichteten. Man muß sie auch von den öffentlichen Sklaven, welche zur Bedienung der Magistrate gehalten wurden, unterscheiden. Vor dem Dictator gingen 24 Lictoren her, vor den Consuln, Decemviris, Kriegstribunen mit consularischer Gewalt zwölf, vor dem Prätor sechs, eben so viel vor dem Magister equitum und Einer vor einer Vestalin.

Liebe ist Zuneigung gegen irgend einen Gegenstand, verbunden mit dem Begehren, ihn zu besitzen; sie beruht auf Sympathie, auf der Neigung zu dem Gleichartigen und Verwandten, und steht demnach dem Hasse, als Antipathie, der Abneigung gegen das Fremdartige, Widerstrebende, entgegen. Liebe und Haß, Sym- u. Antipathie, sind die beiden großen Triebfedern im Weltall; sie beherrschen nicht allein das Reich der Geister, selbst in der todten Natur geschehen die Bildungen und Entwicklungen der Körper und alle Veränderungen durch Anziehen des Gleichartigen, Freundlichen, und Abstoßen des Ungleichartigen, Feindseligen. Einer der ältesten Philosophen Griechenlands erkannte schon diese Wahrheit, die alle Naturwesen durchdringende Sym- und Antipathie. Die menschliche Liebe ist ein Abbild, eine Tochter jener großen allgemeinen Weltenliebe: sie besteht, wie diese, aus zwei Elementen, aus Zuneigung, aus dem innigen Anschließen an das Verwandte mit dem Wunsche, ihm auf immer verbunden zu seyn, und aus dem Haße gegen Alles, was mit ihm streitet und ihm widerspricht und der Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand feindlich sich zeigt. Wenn gleich auf das Entstehen der Liebe die Reize der Sinne großen Einfluß haben und nicht selten der erste Keim durch die Sinnlichkeit erzeugt wird; so ist sie doch nicht ihr Hauptzweck, es läßt sich eine Liebe denken, und die Erfahrung beweißt sie auch, die ganz rein, von allem Reize der Sinne geläutert, ist. Dieselbe Leidenschaft nimmt bei jedem Menschen eine verschiedene Gestalt an: derselbe Gegenstand kann Vielen gefallen, aber Allen durch verschiedene Seiten; so reizt den Einen an einer Frau mehr ihre Schönheit, den Andern ihr Geist, den Dritten ihre Sittsamkeit, und Bescheidenheit; der Eine legt mehr Werth auf ihre geselligen Talente, während ein Anderer sich durch ihre stillen, häuslichen Tugenden angezogen fühlt. Man sieht hieraus, daß wir in der Geliebten hauptsächlich unsere eigene Idee, das, was wir für Recht, Gut und Wahr erkannt haben und was mit uns am innigsten in Verwandtschaft steht und vor Allem unserm Herzen theuer ist, lieben. Die Liebe ist mehr als bloße Sinnlichkeit: man frage sich selbst, ob man eine schöne Person mit einem auffallenden moralischen oder geistigen Gebrechen lieben könne; eine dumme Schöne mag auf Augenblicke reizen, aber Liebe wird sie nicht erwecken. Was wir daher eigentlich an der schönen Person lieben, ist ihr geistiger Charakter; der, jemehr er sich harmonisch mit dem unsrigen zeigt, desto inniger wirkt als anziehende Kraft; wir suchen und lieben die Seele und den Körper nur in sofern, als er ein Abdruck dieser ist, als sie sich in Zügen, im Blicke, Gange und Haltung abspiegelt. Nichts rührt uns mehr als Geist und Gemüth, und diesem sanften, wahrhaft menschlichen Reize opfern wir nicht selten die Genüsse der Sinnlichkeit auf. Liebe kann nicht ohne Achtung seyn, Verachtung ist ihr Grab. Der Grund hievon liegt offen. Wir lieben und begehren nur das Gute, Rechte, Wahre, Schöne oder was uns doch als solches erscheint; wir fühlen, daß der geliebte Gegenstand unserm Glücke nothwendig ist; fühlen aber auch zugleich, dieser dunkler, jener deutlicher, daß unser Glück einzig aus unserm moralischen Werthe entspringe und daß Alles, was mit diesem im Widerspruche stehe, unmöglich ein Gegenstand unserer Liebe, unseres Begehrens seyn könne. Die Liebe ist die größte Bildnerin der Menschen, wo

sie weilt, herrscht sie auch, sie bildet Herz und Geist, sie scheint der Lebenshauch der Seele zu seyn, wie diese des Körpers; wie das Feuer vermag sie sich nur unter steter Bewegung zu erhalten; sie hört auf zu leben, wenn sie aufhört zu hoffen und zu fürchten. Es giebt nur eine Liebe, aber auf tausend verschiedene Weisen stellt sie sich dar. Vielen ist sie bloß ein sinnlicher Genuß; will man sein eignes Herz kennen lernen und wünscht man zu wissen, ob es die rechte Liebe ist, welche man fühlt, so erforsche man seine Empfindungen in der Gegenwart des geliebten Wesens, so frage man dessen Augen: schweigt nicht jegliche Begierde, ist die Leidenschaft in Beiseyn des Geliebten nicht keusch, bescheiden und sittsam, und mischt sich nur ein sinnlicher Gedanke zu dem reinen Bilde des Herzens, so ist es nicht wahre Liebe. Nie wird, nie kann sie zu Vergehungen und Handlungen bewegen, die das Gewissen beleidigen und die Ehre verletzen. Wer zu lieben fähig ist, ist tugendhaft, und nur der Tugendhafte vermag wahr zu lieben. Von der echten Liebe fürchte man nicht, daß sie die Sitten verderbe; sie veredelt sie im Gegentheil, macht das Herz sanfter, den Charakter milder und öffnet, wie keine andere Neigung, in der Brust eine Quelle von Wohlwollen. Aus allem Gesagten geht es hervor, daß die wahre Liebe selten ist. Es geht ihr, wie die Erscheinung der Geister; alle Menschen sprechen davon und wenige haben sie gesehen, sagt La Rochefoucauld.

Liebenstein (Freiherr, J. L. F.), badenscher Geheimerrath, geb. 1749, bekannt als freisinniger Deputirter in der badenschen Ständeversammlung, durch sein Werk über stehende Heere und Landwehr, und durch den Krieg Napoleons in Rußland, in den Jahren 1812 und 1813, der 1824 in der Blüthe seiner Jahre starb. Er begann im Staatsdienst als Assessor des Hofgerichts in Mannheim, wurde dann Oberamtmann zu Lahr, hernach Referendar im Ministerium des Innern, und verläugnete als Regierungscommissär seine früheren Grundsätze nicht.

Liebenstein, Dorf im Meiningenschen, mit 400 Einw., einem Lustschlosse, einem Park mit den reizendsten Natur- und Kunstanlagen dieses Jahrhunderts. Das Wasser der Quelle leistet treffliche Dienste bei schwerer Verdauung, Schleim- und Bleichsucht, chronischen Husten, Hypochondrie, Menstruations-Beschwerden, Magenlähmung, Nervenschwächen, histerische Krämpfen :c.

Liebesfamilie nannte sich eine religiöse Sekte, die ihre Abstammung von den Wiedertäufern herschrieb. 1560 gründete sie ein gewisser Heinrich Nicolai, aus Münster gebürtig. In ihrem Glaubensbekenntnisse hatte sie viele Aehnlichkeit mit dem spätern Quietismus und neigte sich, wie er, zum Mystizismus. Sie verwarf zwar nicht die Taufe der katholischen Kirche, hielt aber eine Wiedertaufe durch Buße und ein neues Leben für nothwendig zur Seligkeit. Uebrigens war ihre Lebensphilosophie heiter und fröhlich, weßwegen sie auch von andern Sekten angefeindet wurde. Sie erhielt sich nicht lange und schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts findet man keine Spuren derselben mehr.

Liebesmahle (Agapen). So nannte man die gemeinschaftlichen Mahle der ersten christlichen Gemeinden, welche der Feier des heiligen Abendmahls vorausgingen und von den Reicheren bestritten wurde. Synodalbeschlüsse des 4ten Jahrh. schafften dieselben wegen eingerissener Mißbräuche ab; sie sind aber noch in den Brüdergemeinden üblich.

Liebestränke. Es ist ein alter Glaube, der vorzüglich unter Griechen und Römern herrschte, daß es Mittel gebe, durch deren Genuß der Mensch sich zur Liebe hingezogen fühlen solle. Versteht man unter Liebestrank eine Verbindung solcher Mittel, die als Nervenreize die Sinnlichkeit anregen, so ist nicht zu leugnen, daß wir mehrere besitzen; die Wirkung von vielen

ist aber so unsicher, von manchen so gefährlich und dann ihr Zweck, als Aphrodisiaca gebraucht, so unnatürlich, daß nur ein verdorbener Mensch sich ihrer bedienen wird, und seine Moral und Gesundheit an einen Genuß setzen kann. Der alte Glaube aber, daß man eine Person, der man einen Liebestrank, unter Zauberformeln bereitet, giebt, sich geneigt mache, ist zu unsinnig, als daß er eine Widerlegung verdiene; wenn gleich er im Alterthume allgemein herrschend war, und man häufige Spuren desselben in den Classikern findet. In Deutschland schwand der Glaube an Liebestränke, auf deren zauberische Zubereitung und Gebrauch körperliche Strafen standen, mit den Hexen.

Liebwerda, berühmtes Bad in der Nähe von Wallensteins Friedland in Böhmen, in einem reizenden Thale, dessen Wasser besonders dazu dient, die Nerven zu stärken und zu beleben, den Kreislauf der Säfte zu befördern, die zähen Säfte aufzulösen und zu verdünnen, die verstopften Gefäße zu eröffnen, die Würmer und den Stein zu treiben, und die Säure zu dämpfen.

Lied, ein lyrisches Gedicht (s. lyrische Poesie), welches den einfach natürlichen Ausdruck sanfter Empfindungen enthält. Sein Name bezeichnet eben so wie das griech. „Ode," Gesang. Es soll gesungen werden; darum sinnreiche Verständlichkeit und leichte Beweglichkeit in Gedanken und Ausdruck sein Charakter. Die Neuern haben das Lied von der Ode gesondert. Der Unterschied besteht aber nicht allein in der größern oder geringern Stärke der Empfindung und des Ausdrucks, sondern in allen denjenigen Eigenthümlichkeiten, welche aus der Bestimmung des Liedes für den Gesang hervorgehen. Das Lied fordert also zuvörderst eine in allen Theilen sangbare Form (Strophenabtheilung, kürzere trochäische oder jambische Verse, Einheit des Maaßes); eben darum auch Einheit der Empfindung (dem Odendichter sind kühnere Ausweichungen verstattet). Verständlichkeit und Einfachheit der Gedankenverknüpfung dürfen ferner in einem Gedichte nicht fehlen, das von Vielen mit freudigem und theilnehmenden Herzen gesungen werden soll. Aus demselben Grunde muß der Liederdichter seine individuelle Empfindung so viel als möglich zum Allgemeinen, Reinmenschlichen erheben, damit sie ohne Schwierigkeit übergehe in die Brust des Andern und aus dieser wieder frei und natürlich hervortrete als das eigenste Leben in gefühlvollem Gesange. Hiermit ist zugleich die Möglichkeit des Chors im Liede gegeben; denn es liegt im Begriffe desselben, als eines Sanggedichts, daß, was als einzelne aber reinmenschliche Empfindung sich ausspricht, als Gesammtempfindung Vieler sich wiederholen kann. Ist das Lied der Ausdruck frommer Andacht und Gottinnigkeit, so heißt es das Geistliche Lied (s. d. Art.); ist es das Gefühl für Kunst und Natur, für Freundschaft, Liebe und Geselligkeit, dem es seinen Ursprung verdankt, so heißt es das weltliche Lied. Wenn zu irgend einer Zeit ein großes Gefühl ein ganzes Volk durchdringt, so entsteht das Nationallied, das zum Kriegsliede wird, wenn es zum Kampfe gegen einen mächtigen äußern Feind aufruft. Das Lied ist in den frühesten Zeiten schon von den Deutschen bearbeitet worden; die uralten Lieder aber, welche Carl der Große gesammelt haben soll, sind leider! verloren gegangen. Unter den schwäbischen Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause wurden die Stimmen der Minnesinger laut, und Vieles in den neuerdings zu Tage geförderten Sammlungen ihrer Lieder macht noch jetzt durch Zartheit der Empfindung, durch Anmuth und Wohllaut der Darstellung, Anspruch auf unsere Bewunderung und Liebe (vergl. Minnesinger). Als später in den Handwerkschulen des Meistergesangs (s. Meistersänger) die Dichtkunst in die Formen eines todten Mechanismus eingezwängt werden sollte, flüchtete sie sich in die freien, fröhlichen Kreise des Volks und zog von da als Volkslied durchs Land. Noch

leben viele dieser zum Theil sehr zarten und sinnigen Lieder im Munde des Volks oder in fliegenden Blättern, zum Theil sind sie auch in ältern und neuern gedruckten Sammlungen der größern Menge zugeführt worden. Unter den letztern verdient vorzüglich des Knaben Wunderhorn, von Achim von Arnim und Clemens Brentano in 3 Thle. herausgeg., Erwähnung, dessen 1ster Th. namentlich viel Treffliches enthält. Früher schon hatte Herder auf das Volkslied aufmerksam gemacht. Uebrigens haben sich als geistliche und weltliche Liederdichter unten den Deutschen ausgezeichnet: Luther, Opitz, Flemming, P. Gerhard, G. Neumark; in neuerer Zeit: Gellert, Klopstock, Gleim, Bürger, Hölty, Claudius, Göthe, Voß, Schiller, A. W. Schlegel, Tieck, Novalis, Tiedge u. A. Wie die Deutschen ihre Minnesinger, so hatten die Franzosen früher schon ihre Troubadours (s. d. Art.) und die Engländer ihre Minstrels (s. d. Art.). Unter den spätern franz. Liederdichtern erwarben sich bei ihren Landsleuten Ansehen: Chaulieu, Lainez u. A., unter den engl.: Waller, Prior, Shenstone, Aikin u. A.

Liederspiel, s. Vaudeville.

Liefland, ein ehemaliges Herzogthum, gränzt gegen O. an Ingermannland, gegen S. an Litthauen und Samogitien, gegen W. an die Ostsee und gegen N. an den finnischen Meerbusen. Es hat im Ganzen ein mildes und gesundes Clima, liefert Holz, Getreide, Flachs, auf dem meist ebenen Boden, Mastvieh rc., und besteht aus 2 Landschaften, Esthland und Liefland (Esthen u. Letten), wovon das erste am finn. Busen, letzteres aber gegen die curländ. u. poln. Gränzen liegt. Die Letten machten ursprünglich mit den Litthauern Ein Volk aus; aber ihre Abstammung, entweder von den Finnen oder den Slaven, ist noch einigem Zweifel unterworfen. Beide Völker reden auch einerlei Sprache. Die Provinzen an der Ostsee, welche sonst unter dem Namen Liefland, Esthland, Curland und Semgallen bekannt waren, gehörten schon in den frühesten Zeiten zum russischen Staate, zahlten diesem aber nur Tribut und hatten ihre eigene Verfassung. Die Russen widersetzten sich nicht einmal den Versuchen fremder Eroberer, die hier eine neue Herrschaft zu gründen anfingen, als diese Länder dem christlichen Europa zuerst 1158 durch bremische Kaufleute bekannt wurden, welche hierher verschlagen worden. Mit ihnen fanden sich bald auch christliche Missionare, worunter Meinhard der erste Bischof des Landes wurde, ein, und diesen folgten die Ritter des deutschen Ordens und die mit diesen vereinigten Schwertbrüder, welche die Einwohner bekehrten und unterjochten. Die in der Folge zunehmende Schwäche des Ordens führte seine Auflösung herbei; Esthland begab sich unter schwedischen Schutz, Liefland ward mit Polen verbunden und Curland nahm der letzte Heermeister des Ordens, Gotthard Kettler, von Polen zum Lehn. Um Liefland stritten Schweden, Russen und Polen noch bis 1660, wo es an Schweden abgetreten wurde; endlich entriß es Peter der Gr. nebst Esthland den Schweden. Vergl. Friedensschlüsse. In diesen Provinzen war bisher das Schicksal der Bauern überaus traurig; sie lebten in der härtesten Leibeigenschaft unter der unbedingten Willkühr ihrer Gutsherren (die nebst den Magistraten bereits unter poln. und schwed. Regierung sehr große Macht besaßen); dieser Zustand ist indessen durch die kaiserl. Verordnungen von 1804 und noch mehr durch die neuesten vom Jahre 1819 sehr gemildert und die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Deutsche Provinzen nennt man sie deßhalb, weil der Adel und die meisten Bewohner der Städte deutschen Ursprungs sind und die deutsche Sprache daher bei allen Gebildeten die herrschende ist. Die meisten Einwohner sind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Katholiken und Griechen freien Gottesdienst. Der Mittelstand ist gebildet und in der Kaufmannschaft wohlhabend. Die meisten Pfarreien sind einträglich. Für die Bildung des jetzt freien

Bauernstandes ist in neuester Zeit Vieles geschehen. Im Jahr 1783 bekam das Land eine ganz neue Verfassung: aus Liefland wurde die rigaische, und aus dem sonst damit vereinigten Esthlande die revalische Statthalterschaft errichtet. Doch stellte Kaiser Paul 1797 den Namen Liefland wieder her. Die Größe der Statthalterschaft wird auf 938 □M. mit 990.000 Einw. angegeben. Außer der Gewinnung der Naturprodukte haben die Einwohner Branntweinbrennerei (jährlich 400.000 Fässer), Weberei, einige Fabriken, 3 Potaschensiedereien, 54 Säge- und 1200 Mahlmühlen, und führen aus Flachs, Hanf, Lein- und Hanfsamen, Branntwein, Korn ꝛc. In den letzten 10 Jahren wurden ausgeführt für 3287.635.330 Rub. 6. Ass. (aus Riga allein für 310.639.000 Rub. C. Ass.); dagegen eingeführt für 98.249.444 Rub. B. Ass.: Ueberschuß der Ausfuhr 230.514.098 Rub. B. Ass. Die Einkünfte dieses und des Gouvernements Esthland betragen 5.660.000 Rub., ohne den Ertrag der Posten; die Verwaltungskosten sind sehr gering. Die Waldungen werfen der Krone jährlich nur 9000 Rub. ab, während die Verwaltungskosten sich auf 7000 Rubel belaufen. Das Land wird in 5 Kreise getheilt: Riga, Wenden, Dorpat, Pernau, Arensburg und hat die Hauptstadt Riga (s. d. Art.). S. Esthland.

Ligne (Carl Joseph, Fürst von), geb. zu Brüssel 1704, stammte von einer alten berühmten niederländischen Familie ab, die dem Kaiserhause stets ergeben und deßhalb auch durch Länder und Würden begünstigt worden war, trat 1755 in österreichische Kriegsdienste, von welcher Zeit er unter Daun den wichtigsten Begebenheiten des siebenjährigen Krieges beiwohnte. Nach dem Hubertsburger Frieden wurde er Generalmajor und stand in Belgien in Garnison. Das Angenehme seines Umgangs, sein glänzender Witz verschafften ihm bei seinem Aufenthalte in Paris von 1766—87 allenthalben Zutritt. Den Sommer benutzte er zu Reisen und knüpfte auf denselben mit den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit freundschaftliche Verbindungen an. Der baierische Erbfolgekrieg gab ihm wenig Gelegenheit zu großen Thaten und der darauf folgende allgemeine Friede gestattete ihm, eine Reise (1781) nach Petersburg zu machen, wo ihn die Gunst der Kaiserin Catharina mit Orden und Geschenken überhäufte. Im Jahre 1784 zeigte er große Thätigkeit als General en Chef der österreichischen Truppen in Belgien, da die Streitigkeiten mit Holland, wegen Eröffnung der Schelde, den Ausbruch eines Kriegs erwarten ließen. Nachdem er hierauf 1787 den Kaiser Joseph nach Cherson begleitet hatte, erhielt er unter Laudon ein Commando. Die Einnahme von Belgrad war mit sein Werk. Einige Zeit darauf fiel er aber bei Joseph II. in Ungnade, die jedoch nur von kurzer Dauer war. Im Jahre 1792 verlor er seinen ältesten Sohn Carl durch das Gefecht von Boux, und seit dieser Zeit lebte er zurückgezogen von der großen Welt in Nußdorf bei Wien, wo er auch den 13. Septemb. 1814 starb. Ueber mehrere Schlachten des siebenjährigen Kriegs, denen er persönlich beigewohnt, hat man von ihm Beschreibungen; außerdem schrieb er in franz. Sprache wohl 30 Bände, von denen Frau von Stael 1809 eine Auswahl in 3 Bdn. veranstaltete, welche Frau Spazier übersetzte.

Ligue heißen vorzugsweise alle politischen Verbindungen, die während den Unruhen Frankreichs gegen Heinrich III. und IV. in den Jahren 1576 und 1593 geschlossen wurden. Man nannte diese Faktionen heilige Union oder heilige Ligue. Ihr Zweck, den sie öffentlich vorgaben, war die Aufrechthaltung der katholischen Religion und die Unterdrückung der Hugenotten; doch im Geheim diente sie dem Ehrgeize der Guisen, die auf den Trümmern der königlichen Macht ihre Herrschaft bauen wollten. Heinrich's III. Schwäche machte sie furchtbar, die Königin Mutter begünstigte sie in der Hoffnung in dem Streite der Parteien ihr Ansehn und ihren Einfluß auf

die Staatsangelegenheiten zu erhalten; der Papst und der König von Spanien unterstützten die Ligue nach Kräften. Der Letztere in der Absicht, den Hugenotten einen gefährlichen Feind entgegenzustellen und ihre Verbindung mit den Reformirten der Niederlande gegen ihn zu entkräften; der Erstere hingegen aus Furcht vor den Religions-Neuerern, deren Lehren seine Macht zu untergraben drohten. Die Geschichte der Ligue ist in gedrängter Kürze folgende. Seit dem blutigen Tage des heiligen Bartholomäus herrschte in Frankreich die schrecklichste Verwirrung, welche nach der Rückkehr Heinrich's III. aus Polen aufs Höchste stieg. Die Nation wurde mit Schulden belastet, die Fluren durch die Soldateska verwüstet, die Städte durch die Raubsucht der Finanzbeamten geplündert und die Kirche durch Simonie und unsittlichen Wandel der Geistlichkeit entehrt; Parteien erhoben sich gegen Parteien mit der Hand am Schwerte, und waren jeden Augenblick im Begriffe, sich zu erwürgen. In einer solchen Zeit, wo alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft entweder völlig zerrissen, oder so lose geknüpft waren, daß jede kühne Faust sie fast ungestraft zerreißen konnte, vermochte ein Ehrgeiziger, der mit politischer Macht versehen und mit Energie des Charakters begabt, sich an die Spitze einer Faktion stellte und ihre Macht vereinte, ein siegendes Uebergewicht im Staate zu erhalten und selbst mit der königl. Autorität in gebietende Opposition zu treten. Ein solcher Mann war Heinrich von Guise, Herzog von Lothringen, welcher die Vereinigung der katholischen Partei zu Stande brachte, zu welcher sein Onkel, der Cardinal von Lothringen, die Idee entworfen hatte. Heinrich war das Haupt des lothringischen Hauses in Frankreich, durch Glück und Natur zum Anführer einer Partei gebildet. Er hatte alle große Eigenschaften seines Vaters, verbunden mit einem mächtigern Ehrgeize, mit tieferer Schlauheit und Verstellungskunst. Er besaß eine schöne, edle Gestalt, eine einschmeichelnde Beredsamkeit, die ihm in der Privatunterhaltung alle Herzen gewann, eine an Verschwendung gränzende Freigiebigkeit, eine liebenswürdige Gewandtheit im Umgange mit Menschen und eine Würde, die alle seine Handlungen charakterisirte; scharfsinnig und klug bei Entwerfung seiner Pläne, führte er sie mit Muth und Schnelligkeit aus; versteckt in seinen Absichten, wußte er den Schein der Offenherzigkeit anzunehmen; übrigens ein vollkommner Krieger und abgehärtet gegen alle Unbilde des Wetters; er schlief wenig, arbeitete unausgesetzt und vermochte die wichtigsten Geschäfte so leicht zu leiten, daß sie unter seinen Händen als Spiel erschienen. Frankreich, sagt Balzac, liebte diesen Mann bis zur Schwärmerei; selbst die Hugenotten fühlten sich vom Herzoge von Guise angezogen und wurden in seiner Nähe zu Liguisten. Man rühmt auch die Großmuth seines Herzens; doch hievon gab er kein Beispiel, als er in eigner Person die Wohnung des Admirals Coligny erstürmte, und, auf dem Hofe den Mord dieses großen Mannes, welchen er durch seinen Diener Breme vollziehen ließ, abwartend, rief, man sollte den Leichnam durch's Fenster werfen, um sich durch den Anblick vom Tode seines Feindes zu überzeugen. Zu Paris fing er zuerst an, die Ligue zu begründen: an die Bürgerschaft, welche er durch seine Freigiebigkeit gewonnen hatte, ließ er ein Cirkulair ergehen, das den Plan einer bewaffneten Verbindung enthielt. Wie gewöhnlich nahmen auch hier die Faktionisten die Religion, den König und die Freiheit des Staates, zu deren Schutze sie sich bewaffneten, zum Vorwande, während sie in der That alle drei zu stürzen suchten. Bald darauf traten die Katholiken in Peronne zusammen, entwarfen und unterzeichneten den Verbindungs-Akt. Durch die Machinationen und das Ansehn des Gouverneurs der Picardie, von Humières, bewogen, nahm diese Provinz Theil an der Conföderation; ihr folgten die Champagne und Bourgogne, in welchen Provinzen die Macht der Guisen kein

Nebenbuhlerin fand. La Tremouille verleitete Poitou zum Beitritte und in kurzer Zeit schlossen sich auch die andern Provinzen an. Der König, fürchtend, daß die Stände den Herzog von Guise an die Spitze der mächtigen Partei stellen und er seiner Freiheit beraubt werden möchte, glaubte einen Staatsstreich zu thun, indem er der Ligue seine Zustimmung gab. Anstatt aber Herr der Faktion zu werden, wurde er ihr Sklave, den König gab er hin, um ein Parteiführer zu werden und zu kabaliren, und aus einem gemeinschaftlichen Vater ward er zum Feinde einer großen Anzahl seiner Unterthanen. Er kannte die wichtige Lehre nicht, daß die Fürsten alle Parteien scharf bewachen müssen, aber keiner ausschließlich beitreten dürfen. Vergebens strebte Heinrich III. in der Folge, die Fortschritte der Ligue aufzuhalten; er vermochte sie weder zu leiten noch zu unterdrücken; ohnmächtig mußte er zusehen, wie sie sein Königreich blutig zerriß und endlich sogar seinen eignen Untergang herbeiführte. Der ursprüngliche Zweck der Ligue war der Untergang der Calvinisten; man ermangelte daher nicht, den spanischen Hof in das Interesse zu ziehen. Don Juan von Oesterreich begab sich auf seiner Reise in die Niederlande verkleidet nach Paris, um mit dem Herzog von Guise zu gemeinschaftlichen Maßregeln sich zu verbinden; mit dem Legaten des Papstes knüpfte man ähnliche Unterhandlungen an. Die unmittelbare Folge dieser Intriguen war der Wiederausbruch des Bürgerkrieges. Doch der König, der die Ligue täglich sich drohender erheben sah und im Kriege der Spielball seiner eignen Vertheidiger war, brachte eine Art von Frieden zwischen den beiden kämpfenden Faktionen zu Stande und suchte in der Errichtung des Ritterordens vom heiligen Geiste ein Gegengewicht wider die Ligue, indem jeder Ritter schwören mußte, den Absichten der Ligue entgegen zu arbeiten. Inzwischen machte er sich durch ein weichliches, wollüstiges Leben, durch seine Verschwendungen an seine Günstlinge und durch wiederholte Gelderpressungen in den Augen des Volkes immer mehr verhaßt und verächtlich. Heinrich's matten Händen war der Scepter entsunken; seine Lieblinge schalteten nach Willkühr mit den Einkünften des Staates, während die Ligue und die Protestanten sich in den Provinzen gegen seinen Willen bekriegten. Unter diesen Umständen ging sein Bruder, der Herzog von Anjou, nach den Niederlanden, um dort ein Fürstenthum in Besitz zu nehmen, das er durch eine unkluge Tyrannei wieder verlor, welchem Verluste bald sein Tod folgte. Durch das Absterben des Herzogs von Anjou ward der König von Navarra der nächste Thronerbe; dies gab dem Herzog von Guise den Vorwand, sich zum Haupte der Ligue aufzuwerfen, indem er bei den Franzosen die Furcht rege machte, daß einst die Krone an einen nichtkatholischen Fürsten übergehen würde. Zu gleicher Zeit erließ der Papst gegen den König von Navarra und den Prinzen von Condé jene berüchtige Bulle, in welcher er beide Prinzen aller Rechte und Erbfolge für verlustig erklärte. Die Ligue bediente sich derselben und zwang den König, seinen Schwager zu verfolgen, der ihm Hülfe leisten wollte. Der Herzog von Guise überredete den alten Cardinal von Bourbon, Onkel des Königs von Navarra, daß er das nächste Recht zur Krone besitze. Der alte Priester, geschmeichelt, für den Thronerben Frankreichs gehalten zu werden, schloß sich innig an den Herzog von Guise als seine Stütze an, haßte den König von Navarra, und erhob ohne Scheu und Rücksicht die Fahne der Ligue gegen die königliche Autorität. Er ging weiter im J. 1585, als er in einem Manifeste den Titel des ersten Prinzen vom Geblüte annahm. Das Manifest war von mehreren Fürsten unterzeichnet, unter andern vom Könige von Spanien und vom Papste. Heinrich III. ward, anstatt diese Kränkung zu rächen, ihr Apologist; und die Liguisten bemächtigten sich einiger Städte des Reiches, als Tours, Verdun 2c. In demselben Jahre wurde für Paris insbesondere eine Art von

Ligue, unter dem Namen der Sechszehner, errichtet; sie bestand aus erkauften Anhängern des Herzogs von Guise und geschwornen Feinden des Königthums. Ihre Keckheit ging so weit, daß sie den Plan entwarfen, dem Könige Freiheit und Krone zu rauben. Heinrich III. begnügte sich mit Drohungen, welche die Sechszehner bewogen, den Herzog von Guise nach Paris zurückzurufen. Bald nach seiner Ankunft brach die Meuterei in offenbare Empörung aus: die Rotten versammelten sich, die Straßen wurden verrammelt und der König floh schmählich nach Chartres. Der Herzog, Minister der Hauptstadt, unterhandelte mit Catharina von Medicis einen Frieden, der gänzlich zum Vortheil der Ligue war und vollständig die Schwäche der Regierung aufdeckte. Kaum hat ihn der König geschlossen, als er den Abgrund wahrnahm, welchen die Königin Mutter vor seinen Füßen ausgehöhlt, und die Allgewalt der Guisen, deren Kühnheit den Gipfel erstiegen hatte und einen auffallenden Schritt fast nothwendig machte, immer drückender fühlte. Er berief die Stände von Blois und ließ dort am 23. — 24. Dezember den Herzog von Guise und den Cardinal, dessen Bruder, ermorden. Die Gesetze, sagt bei dieser Gelegenheit Voltaire, sind so ehrwürdig und heilig, daß, wenn Heinrich III. nur den Schein davon erhalten und die beiden Guisen unter den gewöhnlichen Rechtsformeln dem Tode übergeben hätte, er seinen Ruf und vielleicht sein Leben gerettet haben würde; aber der Mord eines Helden und eines Priesters machte ihn in den Augen der Katholiken verabscheuungswürdig, ohne ihn furchtbar zu machen. Ueberdies zog er aus dem Morde keinen Vortheil, indem er es unterließ, mit seinen Truppen nach Paris zu eilen, um die Meuterei, die ihre Häupter verloren hatte, in ihrem Heerde zu ersticken. Die Liguisten, empört durch den Tod des Herzogs und des Cardinals, erbitterte er noch mehr; die Sorbonne hatte sogar die Frechheit, durch ein Dekret die Unterthanen ihres Eides der Treue zu entbinden und der Papst excommunicirte den König; allen diesen Anmaßungen setzte er nur Verordnungen entgegen. Inzwischen sah sich der Herzog v. Mayenne wider Willen genöthigt, den Mord seines Bruders, des Herzogs von Guise, den er nicht liebte und schon früher zum Zweikampfe herausgefordert hatte, zu rächen; auch entging es seinem scharfen Auge nicht, daß früher oder später die Ligue unterliegen würde; doch Ehre und die Lage seines Hauses drangen ihm eine Rolle in diesen bürgerlichen Kriegen auf. Er kam nach Paris und ließ sich durch den Rath der Union, welcher aus 70 Personen bestand, zum Lieutenant-General der Krone von Frankreich erklären. Das Beispiel der Hauptstadt bewog das ganze Reich zur Nachfolge. Heinrich III., auf's Aeußerste gebracht, rief den König von Navarra zu Hülfe. Dieser, dessen schöne und große Seele keine Rache kannte, eilte zu seinem frühern Verfolger, umarmte ihn und drang darauf, mit offner Gewalt sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Schon rückten beide Könige mit ihren vereinten Heeren, die über 30.000 Mann betrugen, gegen Paris; schon war die Belagerung eingeleitet und die Einnahme der Stadt gewiß, als Heinrich III. von Jakob Clement, einem Dominikaner, am 1. August 1689 gemeuchelmordet wurde. Dieser fanatische Priester ward von seinem Klostervorsteher Bourgoin und durch den Geist der Ligue zu diesem Verbrechen angefeuert. Heinrich IV., der Vater und Besieger seines Volkes, zerstörte durch kräftige Maßregeln und glänzende Thaten bald die unheilschwangere Ligue. Der Cardinal von Bourbon, genannt Carl X., starb den 9. Mai 1590 im Gefängnisse; der Cardinal Cajetan, Legatus a latere, und der spanische Gesandte Mendoza kamen überein, einem spanischen Infanten Frankreichs Krone zu übergeben, während der Herzog von Lothringen nach ihrem Besitze strebte. Sixtus V. starb mit Widerwillen gegen die Ligue erfüllt; Gregor XIV. erließ ohne Erfolg Ermahnbriefe gegen Heinrich IV., und ver-

gebens bemühte sich der junge Cardinal von Bourbon, Neffe des Verstorbenen, eine Partei zu seinem Gunsten zu gewinnen; umsonst unterstützte der Herzog von Parma die spanische mit gewaffneter Hand. Heinrich war überall siegreich, er schlug die Truppen der Liguisten auf allen Punkten, zu Arques, Ivry, Fontenai und Coutras. Endlich, als König anerkannt, unterwarf er sich das Reich durch Wohlthaten; sein Uebergang zum Katholizismus versetzte der Ligue den letzten Todesstreich, und schloß einen der merkwürdigsten und furchtbarsten Abschnitte in der französischen Geschichte. Vergl. d. Art. Bluthochzeit, (Guise, Heinrich III. u. IV. Ueber die deutschen Liguen, sowohl katholischen als protestantischen, s. d. Art. Deutschland und Reformation.

Liguori (Alphonse Marie de), geb. den 26. Sept. 1696 zu Neapel, der Stifter der sogenannten Redemptoristen, war anfangs Advokat, trat aber schon 1722 in den geistlichen Stand, schloß sich aufs Engste an die in Neapel errichtete Glaubenspropaganda an, und begann als Missionär unter dem unwissenden Landvolke des Königreiches zu wirken. 1732 stiftete er mit Genehmigung des Papstes einen klösterlichen Verein, dessen Theilnehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il santo redemtore) nannten und der hauptsächlich den Volksunterricht bezwecken sollte. Schnell verbreitete sich dieser neue Orden über die beiden Sizilien; erst in den neuesten Zeiten fand er Eingang in Deutschland, Frankreich und die Schweiz. 1762 ward Liguori Bischof von Sancta Agatha; doch da er wegen Altersschwäche seine Geschäfte als Bischof nicht mehr erfüllen konnte, so zog er sich 1775 nach Norera de Paaani dem damaligen Hauptsitze des von ihm gestifteten Ordens zurück, und starb daselbst 1787, 90 Jahre alt. 1816 ward er heilig gesprochen. Er hat eine große Anzahl von Schriften hinterlassen, die sämmtlich ascetischen Inhalts sind.

Ligurien, derjenige Strich Landes von Italien, den die Liguren bewohnten, und dem sie auch den Namen gegeben hatten. Gegen Westen gränzte Ligurien an den Varus, gegen Norden an den Padus, gegen Osten an den Fluß Magra oder Arnus und gegen Süden an das ligurische Meer. Es begriff also die ehemaligen Republiken Genua und Lucca und einen Theil von Piemont. Die Liguren wanderten hier ein, als die Celten Gallien in Besitz nahmen. Sie waren eine geschickte Nation, trieben von ihrer Küste aus Handlung, und standen mit den Carthagern in Verbindung. Von den Römern wurden sie endlich unter Cn. Corn. Scipio im J. d. St. 531 gänzlich besiegt. Ehemals trugen die Liguren langes Haar und hießen daher Comati, dann aber zogen sie die römische Toga an. In neuerer Zeit trat der längst erstorbene Name Ligurien wieder ins Leben durch Napoleon, der im französischen Revolutionskriege (21. Mai 1797) der aristokratischen Republik Genua eine demokratische Verfassung und den Namen der ligurischen Republik gab. Diese bestand aber nur bis zum Juni 1805, wo Genua dem französ. Kaiserthum einverleibt wurde.

Lille (deutsch Ryssel), eine große, schön gebaute Stadt an der Lys und der schiffbaren Deule, mit vortrefflichen Umgebungen, vormals Hauptstadt des französ. Flandern so wie aller französ. Niederlande, ist jetzt der Sitz des Präfekten und der höhern Behörden des Norddepartements und einer Militärdivision. Sie hat breite, gut gepflasterte, des Nachts erleuchtete Straßen, worunter die Königsstraße sich auszeichnet. Es giebt hier mehrere große und ansehnliche Plätze, unter welchen der Paradeplatz der schönste ist. Von den vielen ansehnlichen Gebäuden sind sehenswerth: die Collegiatkirche St. Peter mit kunstvollen Grabmälern, viele andere Kirchen mit schönen Gemälden, das aus 4 Pavillons bestehende Rathhaus, ein großes Hospital, prächtige Kornhalle, das Theater, die schöne Hauptwache u. a. Lille hat eine Börse, Handelsgericht und Handelskammer, eine Münze, eine Gesellschaft der Literatur und Künste, eine chirurgische und ein Malerschule, ein

Kunstmuseum und Gemäldegallerie, einen botanischen Garten und viele beträchtliche Manufakturen in Kattun, Baumwolle, Tabak, Seife, Leder, Papiertapeten, Nadeln, Zwirn, Spitzen; große und treffliche Bleichen, Blumen ꝛc., besonders starke Tulpenzucht, womit ein ansehnlicher Handel getrieben wird, und mehr als 100 Oelmühlen. Die hier gezogenen Melonen und der Spargel werden durch ganz Frankreich versandt. Lille ist eine der bedeutendsten Festungen Frankreichs; die starke Citadelle, ein Meisterstück der Fortifikationskunst, verdankt dem berühmten Vauban ihr Daseyn. Nach einer blutigen Belagerung eroberte der Prinz Eugen 1708 Ryssel (welches Ereigniß eine prächtige Münze [s. Babylonischer Thurm] verewigen sollte); es wurde aber im Utrechter Frieden 1713 an Frankreich wieder abgetreten. Das Bombardement von 1793 durch die Oesterreicher war ohne Erfolg.

Lima, einst Hauptstadt des span. Königreichs Peru, jetzt der gleichnamigen Republik in Südamerika (vergl. d. Art.), welcher freilich noch nicht allgemeine europäische Anerkennung seit Bolivars Siegen zu Theil wurde. Sie liegt am Flusse Lima in einem schönen und sehr fruchtbaren weiten Thale, 3 Stunden vom Meere und 30 St. von den Andes entfernt. Sie wurde 1535 von den Spaniern erbaut; 1746 durch ein fürchterliches Erdbeben, nebst allen auf der Rhede liegenden Schiffen und unermeßlichen Schätzen, ganz vernichtet, seitdem aber wieder aufgebaut. Die Straßen sind schön, gut gepflastert und reinlich; die Häuser sind wegen des seltenen Regens mit grobem Tuch, Leinwand oder Schilf bedeckt und der Erdbeben wegen großentheils von Holz und nur ein Stockwerk hoch. Sie hat 40 köstlich geschmückte Kirchen und viele reiche Klöster; andere ausgezeichnete Gebäude sind das Theater, das Amphitheater ꝛc. Lima hat 60.000 Einw., ist Sitz der Centralbehörden, der Volksrepräsentation, einer Universität mit Hülfsanstalten und des Erzbischofs. Sie hatte unter spanischer Hoheit einen Vizekönig und eine Münze, in der 1797, 1799 und 1800 für 14.552.483 Piaster geprägt wurde. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind 16 Hospitäler und 2 Findlingshäuser. Einst waren hier die Spanier die reichern Eigenthümer, Angestellten und Handelsherren; der Fluch des Bürgerkrieges hat sie theils aufgerieben, theils vertrieben und theils verarmt; aber auch von den ebenfalls meistens ruinirten Creolen wich der alte Wohlstand. Man hat hier Manufakturen in Silberzeug, vergoldetem Leder, Baumwolle ꝛc. und wichtigen Handel mit den Landeserzeugnissen und Fabrikaten aus dem nur 2 Meilen weit entfernten stark befestigten Seehafen Callao nach Süd- und Nordamerika.

Limerick, Hauptstadt der irländischen Grafschaft Limerick auf einer Insel des Flusses Shannon, mit einem Fort und 70.000 Einw., auch einem katholischen und evangelischen Bisthum, besteht aus den Stadttheilen Irish Town, english Town und Newton Perry. Letzterer ist von vorzüglicher Schönheit. Der hiesige große Handel liefert Leinewand, Checks, lederne Handschuhe, Schuhmacherwaare, Fischangeln, hat eine Börse, ein Theater, einen Flußhafen, großen Handel und Schifffahrt. Zu Poole an der Mündung des Shannon laden und löschen die großen Schiffe ihre Fracht.

Lindau, einer ehemalige freie Reichsstadt in Schwaben, liegt auf drei Inseln im Bodensee, von welchem die größte durch eine 290 Schritt lange hölzerne Brücke mit dem Festlande verbunden wird. Nach der kleinsten Insel, die nur Baum- und Weingärten nebst einigen Fischerhäusern enthält, führen 2 Thore mit Fallbrücken. Sie ist eine von den Niederlassungen, welche die in den Norden eindringenden römischen Imperatoren gegründet haben, wovon noch einige Reste vorhanden sind. Ihrer Lage wegen hat man sie zuweilen das deutsche Venedig genannt. Die Stadt hat enge aber reinliche Straßen, ein Schloß, 2 Kirchen für die katholische und

2 für die evangelische Confession und eine Bevölkerung von 2700 meist evangel. Einw., die sich meistens von dem beträchtlichen Handel, der im 16ten Jahrh. seine höchste Blüthe erreicht hatte, nach der Schweiz und nach Italien nähren. Der 1812 neu angelegte Maximilianshafen ist weit sicherer und tiefer, als die vormalige, fast unbeschützte alte Anlage. Die Dampfschifffahrt dient bereits zur Verbindung mit Rorschach und dürfte bald auf dem stürmischen See jede andre Frachtfahrt außer in Holz und Steinen verdrängen. Die ländlichen Umgebungen von Lindau gehören zu den fruchtbarsten und reizendsten von Deutschland; die Aussicht auf den See ist entzückend und die Hügel und Ebenen prangen mit Weinstöcken und Obstbäumen. Die Einkünfte der Stadt betrugen 1800 an 16.000 Gl. 1802 wurde Lindau nebst dem daselbst befindlichen reichsunmittelbaren fürstl. Damenstift gleiches Namens dem Fürsten von Bretzenheim als Entschädigung zugetheilt und von diesem 1803 an Oesterreich abgetreten, das beide zum Fürstenthum erhob und 1806 an Baiern überließ. Seitdem hört sie zum Illerkreise und ist der Sitz eines Landgerichts.

Lindwurm, ein fabelhaftes Ungeheuer, ein furchtbarer Drache mit Flügeln; bei den frühern christlichen Dichtern ist er die Personifikation des Bösen, oft selbst das verkörperte böse Prinzip, der Teufel. Daher er auch allegorisch von mehrern Heiligen, als St. Georg, erlegt wird.

Linguet (Simon Niklaus Heinrich), ein berühmter Advokat, ward zu Rheims 1736 geboren. Sein Vater, der Sohn eines Pächters aus dem Departement von Aisne, betrat die wissenschaftliche Laufbahn am Collegium von Beauvais zu Paris und erhielt an demselben eine Professorstelle. Er mischte sich in die jansenistischen Streitigkeiten, wurde nach Rheims verwiesen und verheirathete sich dort. Der Sohn ward ebenfalls im Collegium Beauvais gebildet und trug dreimal die ersten Preise der Universität im J. 1751 davon. Ein so glänzender Beweis seiner Fähigkeiten zog die Augen des damals sich in Paris aufhaltenden Herzogs von Zweibrücken auf ihn. Dieser nahm ihn mit nach Deutschland. Linguet trennte sich aber bald von diesem Fürsten und folgte dem Prinzen Beauvais als Mitglied der mathematischen Abtheilung des Geniekorps in den portugiesischen Krieg. Seinen Aufenthalt in Spanien benutzte er dazu, die Sprache des Landes zu erlernen und spanische Dramen ins Französische zu übersetzen. Nach Frankreich heimgekehrt, trat er in den Stand der Rechtsgelehrten. In Kurzem erwarb er sich einen großen Ruf und eine Menge Feinde durch die Kühnheit seines Charakters, durch seinen neuerungssüchtigen Geist, durch die Kunst, die Menge zu beherrschen, indem er sie zu verachten schien, durch seine literarischen Kenntnisse und einen feurigen beredten Vortrag. Seine Vertheidigung des Herzogs von Aiguillon entriß diesen den Verfolgungen der Tribunale und öffnete ihm später den Weg ins Ministerium; jene des Grafen von Morangiés gegen die Verron war nicht weniger berühmt. Ehre und Ruhm erwarb er sich durch die Vertheidigung der Demoiselle von Caëns, hernach Frau von Vanrobes, die der Vicomte von Bombelle unwürdig betrogen hatte, indem er die mit ihr geschlossene Heirath durch einen Richterspruch aus dem Grunde vernichten ließ, daß er, ein Katholik, ihr nach protestantischem Ritus angetraut worden sey. Aus Neid über seinen Ruf verbanden sich 24 Collegen, ihn zu stürzen; sie erklärten, daß sie in Jahresfrist nicht mit ihm vor den Schranken erscheinen würden. Auf Linguet's Klage gegen diesen feindseligen Beschluß beging das Parlament die Unvorsichtigkeit, ihn durch eine Verordnung aus der Liste zu streichen. Dies erbitterte Linguet; er schrieb ein Journal und gab mehrere politische Schriften heraus, die seinen Namen und den Anwachs seiner Feinde vergrößerten. Besonders erregte seine Theorie der Gesetze einen gewaltigen Lärm. Ein

blühender, glänzender Styl, sonderbare Ansichten, ein beständiger Widerspruch gegen die einmal angenommenen Ideen, die Kritik des Montesquieu, die Apologie des Despotismus und das Gemälde des Glückes derer, welche in der Sklaverei leben, waren wohl geeignet, Aufsehn zu machen. Er eröffnete hierdurch der Kritik ein weites Feld, ihn zu bekämpfen. Der erste Minister, Maurepas, stellte sich auf die Seite seiner Feinde und unterdrückte sein Journal. Linguet, für seine Freiheit fürchtend, floh nach der Schweiz, dann nach Holland und hierauf nach London. Doch unzufrieden mit den Engländern, die ihn, wie er meinte, nicht nach seinen Verdiensten aufgenommen hatten, begab er sich nach Brüssel. Von dort bat er den Grafen von Vergennes um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen; er erhielt sie. Bald aber erhoben sich neue Klagen gegen ihn; er wurde festgenommen und den 27. Septbr. 1779 in die Bastille gesetzt. Zwei Jahre saß er gefangen; dann wurde auf das Versprechen, gemäßigter in seinen Schriften zu seyn, sein Verhaft in eine Verbannung nach Rethel umgewandelt. Er verweilte nicht lange hier, ging nach England und gab eine Schrift gegen die uneingeschränkte Macht heraus, deren Milde er früher gelobt und deren Mißbrauch er jetzt empfunden hatte. Außer seiner letzten Verweisung nach Rethel war er schon zwei Mal verwiesen worden, nach Chartres und nach Nogent-le-Rotrou, in welcher letztern Stadt er das Herz der Frau eines reichen Fabrikanten, Mad. Buté, in dem Grade gewann, daß sie ihm nach den Niederlanden und England folgte. Seine Memoiren über die Bastille enthalten nichts Merkwürdiges; er bezieht in denselben Alles auf sich. Von England ging er nach Brüssel, setzte hier ein Journal unter dem Titel: politische Annalen, fort und wußte den Kaiser Joseph II. darin so fein zu loben und dessen Lieblingsplan, die Freiheit der Scheldeschifffahrt, so günstig darzustellen, daß Joseph ihn nach Wien berief und ihm ein Geschenk von 1000 Dukat. machte. Linguet verscherzte aber bald die kaiserliche Gunst, indem er sich der Partei des Van der Noot und der Aufrührer von Brabant geneigt zeigte. Er mußte die Niederlande verlassen und kehrte nach Paris zurück. Im J. 1791 erschien er vor den Schranken der konstituirenden Versammlung und vertheidigte dort die National-Versammlung von Domingo, die Sache der Schwarzen, und eiferte gegen die Tyrannei der Weißen. In der Zeit des Terrorismus hatte er sich auf's Land geflüchtet, doch ward er entdeckt und vor ein Revolutions-Tribunal gestellt, das ihn den 27. Juni 1794 zum Tode verurtheilte, weil er, wie die Schreckensrichter vermeinten, in seinen Schriften den Despoten von Wien und London Weihrauch gestreut habe. Er starb muthig. Seine Schriften sind eben so zahlreich als verschiedenen Inhalts. Wir geben hier die Vorzüglichsten an: 1) Histoire du siècle d'Alexandre, Paris, 1762. Der Styl ist elegant, aber zu epigrammatisch. 2) Le Fanatisme des philosophes. 3) L'histoire des revolutions de l'empire romain. Der systematische Geist des Autors fand hier sein Entwicklungsfeld; er rechtfertigt die Tyrannen, verachtet die großen Männer und bringt die Sklaverei der Völker zu Ehren. 4) Théâtre espagnol. 4 Bde. 5) Essai philosophique sur le monachisme. Das Werk zeichnet weniger sich durch Tiefe der Forschung aus, als durch politische Blicke, die später durch die Erfahrung bewährt wurden, und durch interessante Thatsachen über die Gründung der religiösen Orden. Ferner seine politischen und literärischen Journale.

Linguistik, Sprachkunde, oder die wissenschaftliche Aufstellung dessen, was historisch-kritische Forschungen über den Ursprung, die Bildung und die Verzweigung der Sprache und ihrer Mundarten entdeckt haben. Nach Stutzman (Commentat. de linguarum in orbe terrarum nexu. Erlangen, 1815. 4.) soll eine indische Sprache (die uns bekannte älteste ist

Sanskrit) die Mutter aller Sprachen der Welt seyn. Nach Andern aber möchte wohl eher das einfachere, kunstlosere Zend der alten Perser für die Mutter von dem, vor allen Sprachen der Welt wunderkünstlich gebildeten, Sanskrit gehalten werden können. Indeß ist das, von jener Ursache ausgegangene, allgemeine Sprachgut durch die so verschiedenen gebildeten Organe so vieler Millionen Menschen — eine Hauptquelle der mannigfaltigsten Vokal- und Konsonanten-Veränderungen — auch dem scharfsinnigsten Sprachforscher häufig unkenntlich geworden. In Ansehung der Wortbildung zerfallen die Sprachen in 4 Klassen: die eine bildet die Wörter aus bloßen Vokallauten, wie die griechische, nach der hemsterhusischen Zerlegung; eine andere setzt dem Vokallaute einen Konsonanten vor; eine dritte läßt den Konsonanten dem Vokallaute nachfolgen; eine vierte vereinigt alle diese Zusammensetzungen, woraus die gebildetsten Sprachen entstehen. In Ansehung der Konstruktion und Flexion der Wörter unterscheidet man 3 Arten. Wird das Wort bloß in seinem Innern durch Abändernng, Vorsetzung und Umbeugung der Wurzelbuchstaben verschieden geformt, so entsteht ein organisches Sprachengeschlecht; geschieht die Flexion durch Zusetzung von Partikeln und Affixen, und weniger durch Veränderung der Wurzelbuchstaben, obgleich diese nie ganz fehlt, so entsteht ein atomistisches Sprachengeschlecht; das der gebildetsten Sprachen verbindet beide Flexionen zugleich. Was die Verzweigung der Sprachen betrifft, so unterscheidet man in Europa 3 große Sprachstämme: den deutschen, lateinischen (welcher noch in der franz., italien., span. und portug. Sprache sichtbar ist) und slawischen; letzterer hat nach Dobrowsky 2 Ordnungen, die erste begreift die russische, serbische, kroatische, windische; die zweite: die böhmische, wendische und polnische Sprache. Laute der früheren Sprachen, der keltischen oder galischen, hört man noch in Hochschottland, Wales u. s. w. Laute der alten kantabrischen Sprache in der heutigen baskischen. Die asiatischen Sprachen theilt Langlés in 3 Hauptklassen: südliche, nördliche und gemischte. Unter den 3 nördlichen (dem Oïgurischen, Mongolischen und Matschuischen) räumt Langlés der Sprache der Oïguren (die viele Jahrh. v. Chr. mitten in der Tatarei ein von China und Tibet durch die Wüste von Hamydet getrenntes Reich stifteten) einen vorzüglichen Platz ein. Diese Nation scheint in verschiedene Gegenden Asiens zahlreiche Kolonien geschickt zu haben, daher man so viele Spuren ihrer Sprache überall antrifft. Am persischen Hofe selbst spricht man das Oïgurische häufiger als das neuere Persische. Das Türkische und Tatarische der Krim sind oïgurisch mit arabischen Wörtern vermischt. Selbst im Ungarischen findet man es wieder. Das Sanskrit (s. d. Art.) sieht Langlés als die Quelle aller gemischten Sprachen Asiens an, und stellt es daher an die Spitze der dritten Familie, leitet auch das Griechische und Lateinische davon ab. Doch hält er das Malayische für eine primitive und einsylbige Sprache, die am genauesten von den Chinesen beibehalten worden sey (s. Chinesische Sprache). Unter den 10 südlichen Sprachen des Orients bezeichnet man die Hebräische (s. d. Art.) nebst den mit ihr verwandten (der arabischen, äthiopischen, syrischen und chaldäischen Sprache, mit dem Samaritanischen, und allen diesen nahe verwandten Idiomen), welche zum Behuf jener vorzüglich studirt werden müssen, als von Noah's Sohne Sem abstammend, mit dem Namen: semitischer Sprachstamm. Um die Linguistik des Orients haben sich die Britten viele Verdienste erworben; Will. Jones vor allen Andern. Auch die Propaganda in Rom und die Missions-Druckerei zu Serampore bei Kalkutta, welche 1800 gestiftet und 1811 wieder hergestellt, die römische Propaganda weit übertrifft, müssen hier genannt werden, so wie das orientalische Kollegium zu Hertford in England, und das vom Marquis Wellesley im Kalkutta gegründete große orientalische Kollegium. Kein Reich bietet für linguistische Forschungen ein

so reichhaltiges Feld dar, als das russische. Katharina II. ließ daher ein großes vergleichendes Wörterbuch, dessen Idee sie selbst aufgefaßt, und wozu sie 277 Wurzelwörter der russischen Sprache selbst gesammelt hatte, unter ihrer Leitung von Fr. Nikolai 1785, dann von Pallas 1787 bis 1789, u. a. Gelehrten ausführen, welche 274 russische Urwörter in 200 Sprachen (149 asiatische und 51 europäische) übersetzt, zusammengestellt haben. Es ist von Jankiewitsch de Mireiwo umgearbeitet, in 4 Q. Bde. im Druck erschienen. Ueber sämmtliche Sprachstämme und Familien ist das Hauptwerk: Adelung's Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde, von beinahe 500 Sprachen und Mundarten; fortgesetzt von Vater. 4 Bde. Vergl. Vater's Literatur der Grammatiken, Lexiken und Wortsammlungen aller Sprachen der Erde. Berlin 1815.

Linie heißt 1) der zehnte oder zwölfte Theil eines Zolls in der Geometrie. 2) In der höheren Mathematik eine gerade oder krumme Ausdehnung in der Länge ohne Breite oder Dicke. 3) In der Schifffahrt, der Aequator. Daher sagt man von dem, der den Aequator passirte, daß er die Linie passirte. 4) In der Ingenieurarbeit, der aufgeworfene Graben und die Brustwehr, wodurch die Schanzen zusammen hängen. 5) Im Landkriege eine Reihe in Schlachtordnung stehender Soldaten. 6) Im Seekriege die Ordnung einer Flotte, worin sie eine Seeschlacht liefert. Linienschiffe nennt man die größeren Kriegsschiffe, da man selbst die Fregatten selten in die Schlachtlinie stellt. 7) In der Genealogie, eine Reihe von Anverwandten verschiedener Grade in einer Stammtafel, mit einem gemeinschaftlichen Stammvater. Gerade Linie ist die vom Vorfahren herabsteigende oder hinaufsteigende; Seitenlinien sind die Seitensprossen eines Stammbaums.

Linné (Carl) war der Sohn eines schwedischen Geistlichen und im J. 1707 zu Nushult in der schwedischen Provinz Smaland geboren. Schon in seiner zartesten Kindheit erwachte in ihm die Neigung zur Pflanzenkunde; von seinem Vater, der selbst ein Liebhaber der Botanik war, erhielt er einen kleinen Antheil seines Gartens, und er war kaum 10 Jahre alt, als er schon in die Umgegend von Nushult Exkursionen zu machen begann und verschiedene inländische Pflanzen in sein Gärtchen trug. In seinem 10. Jahre schickte ihn sein Vater in die Schule zu Weriö, die er bis 1724 besuchte. Doch hing er seiner Lieblingsneigung mit solcher Leidenschaft nach, daß er die Schulstudien darüber gänzlich vernachlässigte. Sein Lehrer klagte daher über seinen Unfleiß und seine geringen Fortschritte und beredet den Vater, daß er ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre that. Auf solche Weise wäre Europa beinahe um einen großen Mann gekommen, wenn nicht ein Arzt, Namens Rothmann, ungewöhnliche Talente an dem jungen Linné bemerkt hätte: er stellte dem Vater vor, daß jener Lehrer seinen Sohn nicht zu beurtheilen verstände, und rieth der Mutter, ihr Gelübde, den Sohn einem heiligen Berufe zu weihen, dadurch zu halten, daß sie diesem erlaube, ein Priester der Natur zu werden. Die Eltern folgten dem Rathe des verständigen Arztes und freudig verließ Linné die Werkstatt seines Lehrmeisters. Mit neu belebtem Eifer setzte er nun das Studium der Botanik fort. Da ihm aber die Botanik keine Aussicht zur Versorgung darbot, so wählte er zu seinem Brotstudium die Medizin und begab sich auf die Universität zu Lund. Hier ward der berühmte Botaniker Stobäus sein Wohlthäter: er nahm ihn in sein Haus auf und unterstützte ihn, so weit seine Kräfte reichten. Von da ging er 1728 auf die Universität Upsal. Seine Dürftigkeit stieg hier so hoch, daß ihm oft die Mittel zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse fehlten. Ein glücklicher Zufall riß ihn jedoch aus seiner drückenden Lage heraus. Der berühmte Olaus Celsius, Professor der Theologie und Naturgeschichte, lernte ihn kennen und mußte seine außerordentlichen Kenntnisse in der Botanik be-

wundern. Celsius nahm sich des hülflosen Jünglinges an und wählte ihn zum Gehülfen bei seinem Hiero-Botanicon, an welchem schätzbaren Werke er gerade damals arbeitete. Hier war es, wo Linné zuerst die Idee zu einem neuen Lehrgebäude der Botanik, welches auf dem Unterschied der Geschlechtstheile der Pflanzen beruhte, dem Olaus Rudbeck mittheilte. Dieser mußte die Neuheit und den Scharfsinn seiner Beobachtungen bewundern. Obgleich Linné erst 23 Jahre alt war, so hielt jenen ihn schon für fähig, an seiner Stelle im botanischen Garten die Pflanzen zu demonstriren. Auf Celsius Vorschlag ward er 1731 von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaft zu Upsal beauftragt, eine botanische Reise nach Lappland zu machen. In sechs Monaten vollendete er diese gefahrvolle und beschwerliche Reise, die von reicher Ausbeute für die Botanik war. Nach seiner Rückkehr in Upsal machte er seine Flora laponica bekannt: in diesem musterhaften Werke ordnete er zuerst die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und ihren Verhältnissen unter sich und zu dem Pistill. Da er bisher noch durch keine akademische Würde berechtigt worden war, Vorlesungen zu halten, und da er auch keine Mittel hatte, sich eine solche ertheilen zu lassen; so nahm er den Vorschlag an, den ihm sieben Jünglinge machten, sie auf einer mineralogischen und oryktognossischen Reise nach Lappland zu begleiten. Nach seiner Zurückkunft hielt er in Fahlun Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen. 1735 erlangte er in Haderwick, wohin er sich von Fahlun begeben hatte, die Doktorwürde der Medizin und ging hierauf nach Holland, wo er mit Boerhaave und Gronov ein enges Freundschaftsbündniß schloß. In Leyden gab er zuerst (1735) sein Systema naturae heraus, worin schon die ganze Grundlage seines neuen Systemes der Botanik enthalten war. Nach sechs Monaten, die er in Leyden verlebte, ward er auf Boerhaave's Empfehlung Aufseher über G. Cliffords herrlichen Garten zu Hartecamp bei Harlem mit 1000 Gulden Gehalt. Er behielt diese angenehme Stelle anderthalb Jahre und gab während dieser Zeit folgende Werke heraus: Fundamenta botanicae, die er später in seiner Philosophia botanica kommentirte; seine Bibliotheca botanica, worin er von mehr als 1000 botanischen Werken Notiz gab; und 1737 sein Hortus Cliffortianus, mit Abbildung von dem berühmten Eber; dieses letztere Werk enthält eine Beschreibung der seltenen Pflanzen, die sich im Garten zu Hartecamp befanden; ferner sein Genera plantarum, Critica botanica, und endlich seine Classis plantarum, worin er alle bis dahin bekannt gewordene Systeme zusammenstellte. Während seiner Anstellung zu Hartecamp war er auch auf Kosten seines großmüthigen Gönners nach England und Frankreich gereist. Er kehrte krank nach Holland zurück und beschloß, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er sich schmeichelte, mit Ehren aufgenommen zu werden. Im Sept. 1738 kam er in Stockholm an, wo er anfangs durch Ausübung der Arzneikunde seinen Unterhalt erwerben mußte. Seine Beförderung verdankte er dem Wohlwollen des Grafen Tessin, des ersten Ministers. Er ward Arzt bei der Admiralität und königlicher Botanikus. Der König und die Königin beehrten ihn mit ihrer Gunst und die vornehmsten und reichsten Kranken strömten ihm zu. 1741 ward auf dem Reichstage eine genauere Untersuchung Schwedens in naturhistorischer Hinsicht beschlossen und Linné ward zum Anführer der Reisegesellschaft gewählt. Die Ergebnisse dieser Reise machte er 1745 bekannt. 1742 erhielt er endlich die längst gewünschte Stelle eines Professors der Botanik auf der Universität zu Upsala, wo er von nun an einförmig in rühmlicher und nützlicher Wirksamkeit für die Wissenschaft bis an seinen Tod lebte. Er beschäftigte sich hier vornehmlich mit der Einrichtung und Verbesserung des botanischen Gartens, dessen Beschreibung er 1748 unter dem Titel Hortus Upsaliensis herausgab. Seine Flora Suecia erschien

1745 (aufs Neue aufgelegt 1755), worauf bald seine Fauna Suecia, worin er die vierfüßigen Thiere, Vögel, Insekten u. s. w. von Schweden beschrieb, folgte. Außer diesen verfaßte er in Upsala fast 200 akademische Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den Schriften der Stockholmer Akademie, der Upsalaer Gesellschaft, der Petersburger Akademie, der Londoner Sozietät; vorzüglich aber beschäftigte ihn die Ausarbeitung und Vollendung seiner Species plantarum, der Philosophia botanica und der Materia medica. In den letzten Jahren seines Lebens entzog er sich immer mehr den öffentlichen Geschäften; ja er hielt 1772 sogar um seine Entlassung an, die ihm in den ehrenvollsten Ausdrücken verweigert wurde. Im Mai 1774 befiel ihn, während er im botanischen Garten Vorlesungen hielt, ein Schlagfluß, der nach zwei Jahren wiederkehrte und 1778 seinen Tod zur Folge hatte. Er ward in der Kathedralkirche zu Upsala beerdigt und der König Carl XIV. ließ ihm 1819 in seinem Geburtsorte ein Denkmal errichten.

Linsengläser, Glaslinsen sind kreisrunde Gläser, die auf beiden Flächen erhaben, flach oder vertieft geschliffen sind. Die converconvere Linse (Biconverlinse) oder das Converglas ist auf beiden Seiten erhaben; das Planconverglas ist auf einer Seite gewölbt, auf der andern eben; der Menikus, Mond, ist ein concavconveres Glas, dessen vertiefte Fläche einen größern Halbmesser hat, als die entgegengesetzte gewölbte. Biconcavlinse, oder das Concavglas, hat beide Flächen vertieft, die Planconcavlinse ist einerseits eben, andrerseits ausgehöhlt, und die Concavconverlinse unterscheidet sich vom Menikus durch das umgekehrte Verhältniß ihrer Flächen. Eine gerade Linie, welche durch den Mittelpunkt der Linsen geht und auf beiden Flächen senkrecht steht, heißt die Are der Linse, und die Linse, bei welcher diese Linie wirklich in den Mittelpunkt genau fällt, ist richtig centrirt. Vergl. Concav.

Linth, ein Fluß in der Schweiz, entsteht im Canton Glarus aus der Vereinigung dreier Bäche, welche aus dem Tödi = Gletscher herabkommen. Sie durchströmt den Canton Glarus und vereinigt sich unterhalb des Wallenstädter Sees mit der Mag und beide verbunden fließen unter dem Namen Lindmag in den Zürcher See. Die kleine Ebene, welche jetzt beide Seen trennt, ist wahrscheinlich durch den vielen Sand und die Geschiebe entstanden, welche die Linth mit sich führt. Eben dadurch hat sich ihr Bett so sehr erhöht, daß seit mehreren Jahren der Abfluß des Wallenstädter Sees dadurch gehemmt und dieser um 10 Fuß angewachsen ist. Die an seinen beiden Enden liegenden Städte Wallenstadt und Wesen sind dadurch, wie auch viele tausend Morgen Wiesen überschwemmt und in Sumpf verwandelt worden, und die ganze Gegend war durch die faulen Ausdünstungen dieser Sümpfe verpestet. Seit mehreren Jahren hat man daher, auf Veranstaltung der Tagsatzung, unter Leitung des verstorbenen Escher, mit unsäglicher Mühe einen Kanal durch Felsen gesprengt, um der Linth ein andres Bett anzuweisen und sie in den See zu leiten, wo sie nun ihre Geschiebe absetzen kann und die Gegend gegen ähnliche Unfälle geschützt ist. Diese großen Arbeiten sind erst kürzlich vollendet. Die Linth kommt nun als klarer Fluß aus dem See heraus, der, weil das Bette der Mag gesenkt worden, wieder 10 Fuß niedriger ist, und die Ländereien und Wiesen werden von Neuem benutzt. Dieses große Unternehmen hat 200.000 Laubthaler gekostet. Das Geld wurde auf Aktien, jede von 50 Fr., beigebracht. Die Aktien werden gedeckt 1) aus dem Verkauf der versumpften und wieder gewonnenen Ländereien; 2) aus einer Abgabe von 1 bis 1½ Batzen auf die Ruthe derjenigen Ländereien, so der Gefahr des Versumpfens entrissen wurden. Ausführliche Nachrichten hierüber findet man in Benzenbergs Briefen über die Schweiz.

Aus dem Zürcher See tritt die Linth unter dem Namen Limmat und ergießt sich unterhalb Baden in die Aar.

Linz, die befestigte Hauptstadt Oberöstreichs, am rechten Ufer der Donau, die hier die Traun aufnimmt, in einem weiten Thale, das von den Höhen des linken Ufers beherrscht wird. Eine 400 Schritt lange steinerne Brücke über die Donau verbindet sie mit der Stadt Ufar. Sie ist wohl gebaut, von mittelmäßiger Größe, hat 4 Vorstädte, ein Schloß auf einer Anhöhe, ein schöner Marktplatz, das neue Landhaus und ein hübsches Theater. Die Bevölkerung beträgt an 17.000 Seelen. Hier ist der Sitz eines Bisthums, ein von Kaiser Leopold I. 1674 gestiftetes Lyceum und eine Bildungsinstitut für Katholiken aus Norddeutschland. Linz hat eine große Wollenzeugmanufaktur, welche vortreffliche Fußtapeten liefert und mehrere 1000 Arbeiter beschäftigt; ferner Leinwand-, Baumwollen-, Berl. Blau-, Berggrün-, Pulver- u. a. Fabriken; 2 Messen, Schifffahrt und wichtigen Speditionshandel. In unserer Zeit hat der würdige Bischof **Gall** (vergl. d. Art.) um Linz sich besondere Verdienste erworben.

Liparische Inseln, im Alterthum Aeolische genannt, liegen im Norden von Sicilien; es sind ihrer 11, wovon aber einige unbewohnt sind: alle sind vulkanischen Ursprungs und genießen einer ausgezeichneten Fruchtbarkeit an Wein, Oel, Südfrüchten und Baumwolle. Die wichtigsten sind: Lipari, die Hauptinsel, fast in der Mitte der ganzen Gruppe gelegen, welcher sie auch den Namen gegeben hat. Im Alterthum hatte sie einen feuerspeienden Berg, dessen Crater man noch deutlich erkennt, der aber seit Jahrhunderten erloschen ist. Einer ihrer Berge, Campo bianco genannt, besteht ganz aus Bimsstein, und von hier aus wird ganz Europa damit versehen. Die ganze Insel enthält auf 5 □ M. etwa 15.000 Einw., welche größtentheils in der Stadt Lipari wohnen, welche einen durch ein Castell beschützten Hafen, den einzigen der Insel, besitzt; das Castell ruht auf einem steilen Felsen von stark verglaster Lava. Mehrere heiße Quellen befinden sich in und bei der Stadt. Volcano, südöstlich von Lipari, ein unbewohntes Eiland, 1/4 □ M. groß, mit einem über 2000 Fuß hohen Vulkan, der beständig in Thätigkeit ist; sie wird bloß des Schwefels wegen besucht, den man hier sammelt; ein dicht daneben gelegenes Eiland, Volcanello, hat ebenfalls einen Vulkan. Stromboli, die nördlichste dieser Gruppe, nicht größer als Volcano, hat dennoch einen Vulkan von 2500 F. Höhe, dessen beständig emporsteigende Feuersäule den Schiffern in der Nacht als Leuchthurm dient. Sie zählt etwa 1000 Einw. Die Liparen gehören dem König beider Sicilien. Dem Staat entrichten die armen, mit Zehnten und gutsherrlichen Diensten genug beschwerten Einwohner nichts.

Lippe, ein deutsches Fürstenhaus, erhielt wahrscheinlich seinen Namen vom Flusse Lippe, an dem im 12. Jahrh. die Stadt Lippe erbaut wurde. Das Geschlecht der Dynasten dieses Namens verliert sich im grauesten Alterthum des heidnischen Westphalen. Es vermochte sich weniger als andere wegen der mächtigen nahen Stifter und der noch mächtigern Grafen von der Mark und Herzoge aus dem Stamme der Guelfen auszudehnen und mußte den kleineren Geschlechtern, deren Gebiet das seinige einschloß, manche bedeutende ständische Rechte einräumen. Es gehörte bereits im 12. und 13. Jahrh. unter die Primates Westphalorum. Es gibt keine geschichtliche Nachrichten, daß im Lande je ein anderes Geschlecht vor dem jetzigen regi... — Die Dynastie erwarb allmählig Schwalenberg, Rheda und Sternberg, und war frühe so vorsichtig (1363), dem Erstgebornen im Hause die alleinige Regierung zuzusichern. Bernhard VIII. war der erste Graf aus dem Geschlecht, das sich früher edle Herren von der Lippe nannte. Von Simon VI. stammen die beiden noch jetzt blühenden Linien zu Detmold und Bückeburg

ab. 1720 erlangte Detmold unter Simon Heinrich Adolph vom Kaiser Carl VI. die Reichsfürstenwürde, welche seinem Enkel Friedrich Wilhelm Leopold († 1802) vom Kaiser Joseph II. 1789 förmlich bestätigt wurde. Seit 1802 hat Detmold den Fürsten Paul Alexander Leopold (geb. 1796 und Sohn des Vorigen) zum Regenten. Seine Mutter, die Fürstin Pauline (s. d. Art.), führte bis den 4. Juni 1820 die vormundschaftliche Regierung. Sie trat im Namen ihres Sohnes 1807 dem Rheinbunde, 1813 aber nach der Leipziger Schlacht der Coalition gegen Napoleon bei. Das Fürstenthum Lippe-Detmold hat 21 □ Meil., 73.000 Einw., 6 Städte, außer dem mit Preußen gemeinschaftlichen Lippstadt (worin letzteres die Posten und die Conscription besitzt), 5 Marktflecken, 45 Bauerschaften und reiche Domänen. Eben daher sind die Staatsabgaben aber so geringe als die Pachten der Gutsherren bedeutend. Die Sennerheide ist noch immer nicht in Cultur gesetzt, hat aber feste Gränzen nach dem jetzt preuß. Paderborn. Getreide, Leinen, Pferde, mageres Vieh und Holz sind die Ausfuhren des Lipper Landes. Das Fürstenthum erlangte 1819 von der Vormünderin eine sehr liberale Verfassung, die auch dem Bauernstande, was er bis dahin entbehrte, Repräsentativrechte gab. Die Streitigkeiten des Hauses Detmold mit Bückeburg wegen der Gränzen der Befugnisse der letztern Linie im Amte Blomberg und Alverdissen sind jetzt beigelegt. Die Staatseinkünfte sind ungefähr 300.000 Rthlr. Die Landesschulden sind sehr unbedeutend. Obere Behörden des Staats sind: die Regierung, das Oberhofgericht, Consistorium, Criminalgericht, Rentkammer und Forstgericht. Der Fürst hat im Plenum des deutschen Bundes eine Stimme. Das Militär besteht aus ungefähr 400 Mann. Der reform. Cultus zählt 38, der kathol. und luther., jeder 3 Kirchspiele. Die Haupt- und Residenzstadt ist Detmold mit 2400 Einw. an der Werra, mit einem Gymnasium, Schullehrer-Seminar und Industrie-Schule. Die Hauptlinie Detmold hat eine ältere und jüngere Schwalenberg-Sternbergische Linie, die beide den gräflichen Titel führen, sehr zahlreich und in Preußen gutsherrlich angesessen sind. Die beiden Nebenlinien Biesterfeld und Weißenfeld haben ihre Territorialabfindung gegen eine jährliche Rente an die regierende Linie abgetreten. Agnat des Hauses Lippe-Detmold ist das Haus Lippe-Bückeburg oder Lippe-Schauenburg. — Die Linie Bückeburg stiftete Graf Philipp 1613. Seine Besitzungen erhielten 1640 nach dem Erlöschen der gräflich-schauenburgischen Dynastie durch einen Theil von deren Ländern einen ansehnlichen Zuwachs; und er nannte sich seitdem Bückeburg-Schauenburg. Philipps Söhne theilten sich in zwei Linien. Der älteste, Friedrich Christian, stiftete die Bückeburger Linie, die aber schon mit seinem Enkel, dem berühmten portugiesischen Feldmarschall Friedrich Wilhelm Ernst († 1777), erlosch. Philipps jüngerer Sohn, Philipp Ernst, wurde der Stifter der Linie Alverdissen. Sein Enkel Philipp Ernst vereinigte 1777 Bückeburg-Schauenburg wieder mit Alverdissen und starb 1787. Sein Sohn Georg Wilhelm (geb. 1784), unter Vormundschaft bis 1807, übernahm in diesem Jahre die Regierung nebst der fürstlichen Würde, ward Mitglied der rheinischen Conföderation, die er 1813 verließ, worauf er 1815 dem deutschen und 1814, dem h. Bunde beitrat, welches auch Detmold gethan. Bei dem deutschen Bundestage führt er im Plenum eine Stimme. Das Fürstenthum hat einen Flächenraum von 10 □ Meil. auf welchem 24.000 Individuen, meist lutherischer Confession, in 5 Städten, 2 Marktflecken, 9 Vorwerken und 78 Bauerschaften wohnen. Das gebirgige Land hat außer kleinen Nebenflüssen der Weser den Steinhudersee (s. d. Art.) und produktizirt vorzüglich Getreide, Flachs, Holz, Steinkohlen, Mineralwasser ꝛc. Die Garnspinnerei und Leinweberei wird am meisten betrieben. 1810 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. Dem Fürstenthum gab die

Verordnung vom 15. Jan. 1815 eine neue, zeitgemäße, ständische Verfassung, nach welcher der Landtag aus den Besitzern adeliger Güter und aus den, von den Städten und den Amtsunterthanen gewählten Deputirten besteht. Sie üben folgende Rechte aus: Die Berechnung der Staatsausgaben zu prüfen; über die Gesetze ihr Gutachten zu geben; von der Verwendung der Revenüen Kenntniß zu nehmen; Vorschläge und Beschwerden dem Fürsten vorzubringen. Die Einkünfte werden zu 215.000 Guld. geschätzt. Das Militär besteht in 400 Mann. Die Geschäfte führen die Regierung, die Justizkanzlei, Rentkammer und das Consistorium. Bückeburg an der Aa ist die Haupt- und Residenzstadt. Einer Nebenlinie dieses Hauses gehört der Flecken und das Schloß Alverdissen.

Lippert (Philipp Daniel), geb. zu Meißen den 29. Sept. 1702, wurde Glaser und arbeitete als Geselle in Dresden, den Aufenthalt daselbst benutzend zu seiner weitern Ausbildung im Zeichnen, so daß er bald darauf Zeichenmeister und Porzellanmaler in Meißen wurde. Er starb den 28. März 1785 als Professor der Antiken zu Dresden. Ihm verdankt man die Erfindung, dauerhafte Abdrücke der Gemmen zu verfertigen, so wie ihn seine Daktyliothek oder Sammlung geschnittener Steine der Alten aus den vornehmsten Museen in Europa in 2000 Abdrücken, Leipzig 1764, 2 Bde. Fol., nebst den Supplementen, bestehend aus 1149 Abdrücken, ebend. 1776, in ganz Europa berühmt gemacht haben.

Lips (Johann Heinrich), Maler, Zeichner und Kupferstecher in Zürich, geboren 1758 zu Klothen bei Zürich, war der Sohn eines Dorfbarbiers und ebenfalls zu diesem Geschäfte bestimmt; allein seine Talente bewogen den dortigen Pfarrer, ihm Unterricht in der latein. Sprache, Geschichte und Mythologie zu ertheilen. Auf Lavaters Empfehlung erlernte er die Kupferstecherkunst bei Schellenberg, und nach wenig Jahren bediente sich Lavater seiner bei Herausgabe seiner physiognomischen Fragmente. Hierauf begab er sich nach Rom zur weitern Ausbildung, erhielt nach seiner Rückkehr einen Ruf als Professor der Zeichenakademie in Weimar, welche Stelle er jedoch nur kurze Zeit bekleidete. Er starb in Zürich im zweiten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts.

Lipsius (Justus), eigentlich Joest Lips, geb. zu Isch bei Brüssel den 18. Okt. 1547, studirte zu Brüssel, Köln, Löwen und Rom, nachdem er im 19. Jahre seine Variarum lectionum libri tres herausgegeben hatte, welche den Cardinal Granvella zu Rom 1567 bewogen, ihn als Sekretär in sein Haus aufzunehmen. Nachdem er daselbst 2 Jahre lang mit rühmlichem Fleiße gelebt hatte, begab er sich nach Deutschland, wurde 1572 Professor der Geschichte zu Jena und ging von da 1574 nach Köln, wo er seine Antiquae lectiones schrieb und die Anmerkungen zum Tacitus begann. 1576 wurde er Professor der Rechte zu Löwen und ging, da ihn die Kriegsunruhen von dort vertrieben, 1579 in gleicher Eigenschaft nach Leyden, wo er zur reformirten Religion übertrat. Seine Intoleranz hinsichtlich politischer Grundsätze verwickelte ihn in viele Streitigkeiten, so daß er nach 13 Jahren seine Stelle niederlegen mußte. In Leyden schrieb er seine vorzüglichsten Werke; sie betreffen kritische, historische u. philosophische Gegenstände und sind alle durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Am meisten fand sein Commentar zum Tacitus Beifall. Er starb den 13. März 1606 zu Löwen, wo er zur kath. Kirche zurückgetreten war und kurz zuvor vom Könige von Spanien zum Historiographen ernannt worden. Von römisch. Classikern gab er heraus den Plautus, Tacitus, Valerius Maximus, Vellejus Paterkulus, Seneka den Philosophen und die meisten Tragiker. Auch giebt es eine Sammlung von seinen sämmtlichen Werken in 6 Bden. Fol.

Liquer, ein französisches Wort, das von dem lateinischen Liquor abgeleitet ist. Man bezeichnet damit die feinen, zusammengesetzten, Spirituösen Getränke, welche man auch gebrannte Wasser nennt.

Liquor anodynus Hoffmanni, Spiritus sulphurico aethereus, schmerzstillender Liquor, Hoffmannische Tropfen. Der berühmte Hoffmann in Halle lehrte zuerst die Composition dieses krampf- und schmerzstillenden, die Nerven reizenden Mittels und zeigte seine wohlthätigen Wirkungen. Er wird bereitet durch Destillation von 4 Theilen höchstgeläuterten Weingeist und 1 Theil gereinigter Schwefelsäure.

Liskow (Christian Ludwig), wahrscheinlich zu Anfange des 18. Jahrh. geb., widmete sich den Rechten, hielt sich 1730 in Lübeck auf und gerieth dort mit Magister Sievers in Streit, welches ihm Gelegenheit zu einer persönlichen Satyre gab, worin er später sich so sehr auszeichnete. 1738 wurde er Privatsekretär des geheim. Raths von Blome im Holsteinischen, begab sich dann nach Dresden, brachte auch dort durch seine Satyren Viele gegen sich auf und wurde auf das Schloß zu Eulenburg gesetzt, wo er den 30. Okt. 1760 starb. Seine Satyren zeichnen sich durch Kürze, Kraft und Correktheit aus. Die vorzüglichste ist ohnstreitig: Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Skribenten gründlich erwiesen. Liskov sammelte selbst seine Schriften unter dem Titel: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg) 1739, 8. N. Ausg. von Müchler, Berl. 1806, 3 Bde. 8.

Lissabon (portug. Lisboa), in der Provinz Estremadura, am rechten Ufer des Tago unweit seiner Mündung, Hauptstadt von Portugal, Residenz der Könige, die größte und volkreichste Stadt auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel, einer der größten und bedeutendsten Handelsplätze in Europa. Diese Stadt hat eine der reizendsten Lagen: am Ufer eines meilenbreiten, mit großen Seeschiffen bedeckten Flusses oder vielmehr Meeresarmes, erhebt sie sich amphitheatralisch über 2 Stunden am Ufer entlang, auf 7 gegen den Strom sich herabsenkenden Höhen. Im Hintergrunde die wilden und zackigen Gebirge von Cintra, und ihr gegenüber das mit Häusern und Gärten besetzte linke Ufer des Tago. Das Klima von Lissabon ist vortrefflich, der Winter selbst im Januar höchst unbedeutend; im Sommer aber ist eine Temperatur von 30° Reaumur nicht ungewöhnlich. Leichte Stöße von Erdbeben werden zwar oft bemerkt, flößen aber den Einwohnern einen größern Schrecken ein, als dies sonst in Oertern, wo Erdbeben häufig sind, der Fall ist, weil das entsetzliche Unglück vom Jahre 1755, wo ein Erdbeben einen großen Theil der Stadt zerstörte und an 24.000 Menschen das Leben kostete, noch in lebhaftem Andenken geblieben ist. Die hügelige Beschaffenheit des Bodens vermehrt zwar die Schönheit des Anblicks und gewährt aus vielen Theilen der Stadt die reizendsten Aussichten, dafür aber macht sie das Ersteigen mancher Gassen beschwerlich. Man kann 3 Haupthügel unterscheiden: der erste von Westen her beginnt bei der Brücke von Alkantara und ist besonders seit dem Erdbeben stark bebaut. Der zweite, mittlere Hügel ist stärker bebaut, aber die Gassen sind eng und entsetzlich schmutzig. Zwischen dem zweiten und dritten Hügel befindet sich ein breites Thal, welches vom Erdbeben 1755 am meisten gelitten und daher jetzt die schönsten und neuesten Straßen und Häuser enthält. Es beginnt am Ufer mit prächtigen Quais, bildet dann den schönsten Platz in Lissabon, den Handelsplatz (plaça de commercio), in dessen Mitte die eherne Statue zu Pferde des Königs Josephs steht; von da führen 3 schöne Straßen zu einem andern Platze, dem Rocio, worauf sich das große und schöne Gebäude der Inquisition befindet. Der dritte östlichste Hügel endlich, der älteste und östlichste Theil der Stadt, hat auch die engsten und unansehnlichsten Gassen; auf ihm befindet sich eine kleine Festung. Der Tago bei und unterhalb Lissabon bildet den großen

sichern Kriegs- und Handelshafen, welcher für die größten Schiffe tief genug ist. Er ist durch Batterien in Lissabon, außerdem durch mehrere feste Werke an beiden Ufern geschützt. Lissabon wird mit vortrefflichem Trinkwasser versehen durch eine Wasserleitung, welche mehrere Quellen 3 Stunden nördlich von Lissabon, theils über, theils unter der Erde, dahin leitet. In der Nähe der Stadt mußte sie über ein Thal geführt werden, wo das Wasser über 35 Bogen, wovon der höchste 230 Fuß hoch ist, fließt. Dies Werk ist vielleicht das größte und schönste in seiner Art in Europa. In der Stadt wird das Wasser in mehrere Springbrunnen vertheilt, von wo es Wasserträger (Gallegos, weil sie meistens, wie alle Lastträger in Lissabon, aus Gallizien kommen) in Gassen und Häusern verkaufen. Lissabon ist mit den Vorstädten Junqueira und Alkantara über eine Meile lang und 1/2 breit, und besteht aus den drei Hauptttheilen: Alfama, Bairro alto und Mejo, welche 40 Quartiere und eben so viele Kirchspiele ausmachen. Man findet hier 40 Pfarrkirchen, 50 Klöster, überhaupt 300 Kirchen und Kapellen, 44.000 Häuser und 300.000 Einwohner, worunter viele Ausländer, besonders Neger, Mulatten, Kreolen und 30.000 Gallizier sind. Unter den Stadtquartieren ist am merkwürdigsten: Belem, an dem Platze, wo einst König Immanuel, nach Vasco da Gama's erster Rückkehr aus Indien, im J. 1599 eine Kirche zu Ehren der Geburt Christi gebaut und das berühmte Hieronymitenkloster gestiftet hatte, in welchem sich die prachtvolle, mit weißem Marmor bekleidete Gruft der königlichen Familie befindet. Nach dem Erdbeben von 1755 ward die Begräbnißkirche wieder in gothischem Style aufgebaut. In Belem residirte sonst die königliche Familie. Das neue königliche Schloß hat eine vortreffliche Lage mit der Aussicht nach dem Hafen und Meere. In diesem Quartiere haben viele Vornehme und die meisten Geschäftsmänner von den höhern Stellen ihre Wohnungen. Daselbst befindet sich auch die Kirche Nossa Senhore da Ajuda, in deren Nähe der botanische Garten mit einem chemischen Laboratorium und dem Naturalienkabinet liegt. Letzteres enthält merkwürdige Stufen von gediegenem Kupfer aus Brasilien und ein großes Stück von elastischem Sandstein mit Kalkspatkrystallen. Noch sind bei Belem der königliche Garten mit einer Menagerie und vielen Vogelhäusern für seltene Vögel, und der große königliche Thiergarten, vorzüglich aber der alte, im Tago erbaute, mit Batterien versehene Thurm zu bemerken, welchen kein Schiff passiren darf, ehe es visitirt worden ist. Eigentliche Prachtgebäude findet man überhaupt unter den Privatgebäuden nicht, sondern die Wohnungen der Großen zeichnen sich nur durch ihren weiten Umfang aus. Unter den vielen Kirchen Lissabons ist die sogenannte neue Kirche nicht nur die schönste, sondern auch das prächtigste von allen Gebäuden, die seit der Wiederherstellung der Stadt aufgeführt worden sind. Die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, von welcher man eine herrliche Aussicht hat, ist im Innern äußerst prachtvoll und enthält einen reichen Schatz und viele Kostbarkeiten. Der Patriarch, stets päpstl. Legatus à latere, das Oberhaupt der ganzen portugiesischen Geistlichkeit, hat jährlich 130.000 Florin Einkünfte. Man schätzt die jährlichen Einkünfte dieser Kirche auf 700.000 Thlr. Die Stadt hat eine Akademie der Wissenschaften, der Befestigungskunst, der Marine, der Piloten, eine Ritterakademie, eine Handelsschule, vier königliche Collegien, mehrere Seminarien, fünf öffentliche Bibliotheken, worunter sich die 80.000 Bde. starke königl. Bibliothek auszeichnet, drei Sternwarten, eine Münze, alle Reichskollegien, gute Erleuchtung und Polizei. Von den Wohlthätigkeitsanstalten sind vorzüglich anzuführen das große St. Josephs-Hospital, wo jährlich 16.000 Kranke, und das Findlingshaus, worein jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. An Vergnügungen ist Lissabon sehr arm, der Portugiese liebt weder Spaziergang noch Tanz; auch die vornehm-

sten Familien leben still und eingezogen. Es gab bis zum letzten Kriege in Lissabon ein Theater für die italienische Oper und ein anderes, worin portugiesische Lust- und Trauerspiele gegeben wurden. Lissabon ist der Mittelpunkt des gesammten portugiesischen Handels. Es laufen jährlich gegen 1300 Schiffe aus allen Welttheilen in den Hafen ein. Auch giebt es hier Fabriken und Manufakturen in Goldarbeiten, Kattun, Seidenwaaren, Wollenzeugen, Tressen, Spitzen, Hüten, Fayence, Tabak; Gerbereien, Seifensiedereien, Schiffswerfte, auch für Kauffahrteischiffe, Buchdruckereien (hier wurde auch das erste Wörterbuch der bundaischen oder angolischen Sprache mit portugiesischer Erklärung für den Verkehr nach der afrikanischen Küste gedruckt), 5 Buchhandlungen, Baumwoll- und Wollmanufakturen ganz nach englischer Art höchst zweckmäßig eingerichtet. Ueberhaupt aber könnte in Lissabon weit mehr für die Gewinnung der Natur und Kunsterzeugnisse geschehen. Man zählt hier 443 Handelshäuser, darunter 180 fremde. Die brittischen Inseln sind die stärksten Abnehmer der portugiesischen Waaren. Auch die nordeuropäischen Völker handeln hieher; unter den deutschen Städten aber vorzüglich Hamburg auf vielen eigenen und fremden Schiffen, Wismar, Rostock, Stettin und Bremen. Von Italien sendet Genua und Venedig sehr viel Zufuhr; auch mit Marokko hat Lissabon Verkehr. Beträchtlich sind hier auch die Wechsel- und Geldgeschäfte; auch hat Lissabon viele angesehene Privatassuradöre. Zu den reizendsten Umgebungen von Lissabon, die durch 6—7000 Landhäuser verschönert werden, gehört das nordwestlich davon gelegene Gebirge von Cintra; es ist höchst anmuthig mit vielen schönen Quinten, Busch und Wald und unzähligen Bächen geschmückt. Deßhalb ist es im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Vornehmeren und der Fremden: auch die königliche Familie hat dort ein Schloß. Einige Klöster und Ueberbleibsel maurischer Burgen schmücken die wildesten Felsen. Einige Stunden westwärts von Cintra liegt das prächtige Kloster **Mafra** (s. d. Art.). Lissabon ist der Geburtsort des **Camoens** (s. d. A.).

Litanei, Litanie, stammt von dem griechischen Worte Λιτανεια, Gebet, Bitte, her; in der Folge bedeutete es gewisse öffentliche Gebete, mit Prozessionen und Fasten verbunden, um bei einer Landplage die Huld des Himmels anzuflehen. Im Jahre 470 führte der h. Mamertus, Bischof von Wien, bei Erdbeben und Feuerbrünsten diese Litanien ein. Sie bestehen aus Anrufungen der Gottheit und der Heiligen mit der Angabe eines Uebels, vor dem die Betenden Schutz suchen. Die Evangelischen nennen ein Gebet, das an Bußtagen abgesungen wird, und die Herrnhuter die Betstunde vor der Sonntagspredigt, Litanei. Eine langweilige und klägliche Rede nennt man auch wohl Litanei.

Lit de Justice. Die Parlamente des altbourbonschen Frankreichs hatten das Recht, dem Hofe Gegenvorstellungen zu machen, wenn ihnen königliche Befehle oder Gesetze, welche sie zur Einregistrirung erhielten, unvolksgemüthlich schienen. Dann gab entweder der Hof, was selten der Fall war, nach, oder der Monarch erließ ein Befehlsschreiben, dessen ungeachtet das Gesetz in die Register einzutragen. Gehorchte das Pariser Parlament dennoch nicht: so erschien der Monarch in der Sitzung mit den Prinzen vom Geblüte, den Pairs und den vornehmsten Kron-, Reichs- und Hofbeamten, setzte sich im Parlament auf den Thron, der aus einem Unterkissen, einem Kissen im Rücken und zwei Kissen zur Seite bestand, und befahl die Einregistritung persönlich, welche dann geschah. Das Parlament pflegte aber gemeiniglich dagegen zu protestiren, was indeß keine Vollziehung des einmal einregistrirenden Gesetzes hinderte. Ludwig XV. hielt 1763 ein solches Lit de Justice, um gewisse Auflagen einzuführen, mußte aber bei der großen Widersetzlichkeit der Parlamente endlich dennoch nachgeben.

Literärgeschichte ist Erzählung des Ursprungs und der Hauptveränderungen aller Theile der Gelehrsamkeit nach ihren Ursachen im Zusammenhang. Diesen Theil der Wissenschaft hat vor Bacon schon beinahe hundert Jahre Christoph Myläus gegründet, der als der eigentliche Vater der Literärgeschichte zu betrachten ist. Nach Bacons genialer Idee hat sie zuerst Reimann, Halle 1708, bearbeitet. Seitdem haben vorzüglich deutsche Gelehrte in diesem Fache sich ausgezeichnet. Ein treffliches Handbuch ist Eichhorn's Literärgeschichte. 1ste Hälfte. N. A. Gött. 1812. und 2te Hälfte, oder Literärgesch. der drei letzten Jahrh. Gött. 1814, ebenfalls in 2 Hälften.

Literatur, der Inbegriff des geistigen Lebens einer Nation. Betrachtet man sie von der poetischen Seite, bei der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl u. Einbildungskraft sieht, so ist sie der Inbegriff der ausgezeichnetsten u. eigenthümlichsten Hervorbringungen, wie eine Nation sich ausspricht; und eine kunstreich ausgebildete Literatur ist einer der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Jedes Volk aber, dessen Literatur eigenthümlichen Lebensgeist athmet, hat eine poetische Vorzeit durchlebt, die der Periode einer mehr geregelten und kunstreichen Entwickelung seiner Literatur voraus ging. Eine solche poetisch reiche, aber nichts weniger als eigentlich literarisch, oder wissenschaftlich gebildete, Vorzeit hatte die Geistesbildung der Griechen in dem Zeitraum von den trojanischen Abenteuern bis auf Solon und Perikles. Durch sie wurde die alte classische Literatur (s. Classiker) vorbereitet und herbeigeführt, welche das bildende Muster für alle Völker geblieben ist, die auf Literatur in diesem Sinne Anspruch machen. Daher setzt Bouterweck den Anfang der neueren Literatur in die Zeit, als das erneuerte Studium des classischen Alterthums auf die Form und den Geist der Literatur in den Sprachen wirkte, die wir jetzt die neueren nennen. In der italienischen Literatur fällt Beides, die erste literarische Bildung der Sprache und die Entstehung einer neueren Poesie und Beredtsamkeit, zusammen. In der deutschen Poesie und Beredtsamkeit fällt die Epoche, seit welcher von eigentlich neuerer Literatur die Rede seyn kann, in die ersten Jahrzehnde des 17ten Jahrh. oder in die Zeit der Entstehung der Opitz'schen Schule. In Hinsicht auf die eigenthümliche Richtung des Gemüths und des Geistes der verschiedenen Völker unterscheidet man die orientalische von der abendländischen Literatur; und in letzterer wiederum die südliche und die nordische Literatur. Ueber die südliche s. Sismondi: De la Littérat. du Midi de l'Europe. Par. 1813. 4. B. d. von Hain. Ueb. beide s. Bouterweck's Gesch. d. Poesie und Beredts. Ueb. die deutsche s. Vetterlein, Nasser, Jördens, Eichhorn, u. Schaller's Handb. d. deutschen class. Lit. 2 Bde. Halle, 1816. (In d. oriental. Literat. ist die wichtigste die biblische. S. Eichhorn's allg. Bibl. d. bibl. Literat. Lpz. 1787—1801. 10 Bd. und dessen Repertor. für bibl. u. morgenländ. Literat.). Man kann aber auch die Literatur von der prosaischen Seite betrachten als das Organ der Ueberlieferung, wodurch die Kenntnisse der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, sondern durch die natürlichen Fortschritte der Zeiten erweitert und vervollkommnet werden. Da nun alle Kenntnisse allein durch die wissenschaftliche Form ein bleibendes Eigenthum des menschlichen Geistes werden, so heißt Literatur auch der Inbegriff sämmtlicher wissenschaftlichen Kenntnisse, und derjenige Gelehrte, der von dem Zustande der Wissenschaften bloß historische Kenntnisse besitzt, wird Literator genannt. Hierzu dienen ihm vorzüglich Bibliographie und Literärgeschichte (s. d. Art.). Ein zweckmäßig geordnetes, möglichst vollständiges Verzeichniß der Schriften, die in der deutschen Literatur seit 1750 bis 1810 erschienen sind, findet man in Ersch's Handb. d. deutschen Lit. Lpz. 1813 in 8 Abth. Vgl. d. A. Encyklopädie, Wissenschaftskunde, Zeitungen. Ueber d. alte Lit. vgl. d. A. Classiker, und Eschenburg's

Handb. d. classischen Literatur. 6te Aufl. Berl. 1816. Ueber die römische insbesondre Wolf's Gesch. d. römischen Literatur; und über die Verdienste der deutschen Gelehrten um die alte Literat.: Villers's Rapport à l'Institut sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne, 1809.

Literaturzeitungen und Literarisch-kritische Zeitschriften, s. **Zeitschriften**.

Litthauen (in der Sprache des Landes Litwa; polnisch Litewsky), ein ehemaliges selbstständiges Großherzogthum von 5000 Q. M. Flächeninhalt. Die Bewohner desselben, Litthauer, welche ursprünglich mit den Letten Ein Volk ausmachten, finden sich schon im 11 Jahrh., wo sie zu den zinsbaren Völkern der russ. Monarchie gehörten. Sie befreiten sich aber, als unter Wladomirs Nachfolgern in Rußland große innere Zwistigkeiten entstanden, von der russischen Obergewalt, und machten sich unter ihrem Herzoge den umliegenden Ländern furchtbar. Ringoldus nahm 1224 den Titel eines Großherzogs an; dessen Sohn Mendogus bekriegte Polen, Curland, Preußen und Liefland mit siegreichem Erfolge. Seine Nachfolger suchten die gemachten Eroberungen zu befestigen; Gedimikus focht glücklich gegen die Kreuzherren und die Russen und unterwarf sich Kiew; und Jagelonem, 1381 zum Großherzog erhoben, ließ sich 1386 taufen und verband durch seine Vermählung mit Hedwig, der Beherrscherin Polens, Litthauen und die eroberten russischen Provinzen mit dem poln. Reiche, worauf er feierlich zum Könige gekrönt wurde. Die Vereinigungsurkunde wurde 1401 erneuert; doch herrschte immer eine Abneigung zwischen den Litthauern und Polen, so daß erst 1569 die Union völlig zu Stande kam. — Das flache, mit großen Waldungen, Morästen und Landseen versehene, und vom Dnieper, Dnister, Dwina, Niemen und Memel, Bug, Pripetz und Narew durchströmte Land hat ein gemäßigtes Klima, obgleich die Frühlinge und Herbste oft sehr naß sind; es unterhält bedeutende Viehzucht und ist reich an Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Honig und Wachs. Das Mineralreich ist arm und liefert besonders Eisen und Torf. In den Wäldern ist viel Wildpret und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Wolf- und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch sehr guten, wiewohl kleinen Pferden, einen ansehnlichen Handel. Die Industrie steht noch auf einer niedrigen Stufe und beschränkt sich vorzüglich auf einige Eisenwerke, Glashütten, Gerbereien und zahlreiche Branntweinbrennereien. Die Litthauer haben ihre eigene Sprache und sind in Rußland meistens unirte Griechen, in Preußen Lutheraner. Außer ihnen leben im Lande Polen, Griechen, Juden 2c. Litthauen ist durch die 3 Theilungen Polens in den Jahren 1772, 1793 und 1795 bis auf einen sehr kleinen Theil an Rußland gelangt und der kleine Rest macht einen geographischen Theil der Krone Polens aus. Die russischen Statthalterschaften Mohilew, Witepsk, Misnk, Wilna und Grodno bilden die von Litthauen abgerissenen vormals litthauenschen Provinzen. Zwar nennt man noch jetzt in der Kanzleisprache den preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, von 297 17/20 Q. M., preuß. Litthauen. Es enthält solcher aber nur uralte, von dem deutschen Orden in Preußen eroberte Distrikte des vormaligen Großherzogthums Litthauen, lange vor der Vereinigung Polens und Litthauens zu Einem Staate; und er verdankt seinen jetzigen Wohlstand und seine starke Bevölkerung der Colonisation von Deutschen.

Lithochromie ist die Kunst, mit Oelfarben auf Stein zu malen und dann auf Leinewand Gemälde abzudrucken, zur Vermehrung der Meisterwerke der Malerei. Malapeau in Paris erfand solche und legte dort 1823 dafür eine Fabrik an. Junge Künstler verbessern jeden Abdruck, oder brin-

gen auf dem Stein selbst die platten Tinten durch Mitteltinten in Uebereinstimmung. Kunstwerth haben bisher seine Versuche nicht.

Litre, s. Frankreich.

Litorale, das österreichische, bildet Dalmatiens nördliche Küste am Meere von Adria, mit den drei bedeutenden ungarnschen Seeplätzen Fiume, Buccari und Porto Re auf 7 Q. M., wurde 1776 von Kaiser Joseph von den Militärdistrikten ausgesondert und mit Ungarn vereinigt. Napoleon schlug das ihm abgetretene Litorale zu Illyrien, aber 1822 gab Kaiser Franz solches an die Krone Ungarn zurück.

Liturgie. Sie befaßt die Bücher und Formulare und das geistliche Ritual beim öffentlichen Gottesdienste. Die Liturgie der katholischen Religion stammt größtentheils aus Satzungen des Papstes Gregor I. und dessen Meßkanon. Die griechische Kirche bezeichnet durch dies Wort den Gottesdienst überhaupt und die Bücher, welche die Form desselben bestimmen. Die englische Liturgie enthält die ganze äußerliche Verfassung der bischöflichen Kirche, sowohl im Gottesdienst als im persönlichen und dinglichen Kirchenrecht, nach der Gesetzgebung Königs Eduard IV., welche unter Genehmigung des Monarchen von verschiedenen Bischöfen und anderen Geistlichen entworfen wurde. In Schottland ist die bischöfliche Kirche nach dem Willen der Krone ebenfalls eingeführt worden. Es herrscht dort aber neben jener die presbyterianische Kirchenverfassung.

Livadien, Livadia, das alte Hellas (s. d. Art.), jetzt Mittelgriechenland, mit den Abtheilungen Ost- und Westhellas. Es liegt im Süden von Janina oder Thessalien und nördlich von Morea, zwischen dem ägäischen und ionischen Meere. Livadien ist ein durchaus gebirgiges, meist trocknes Land, ohne einen einzigen bedeutenden Fluß; die meisten Bäche und Quellen versiegen im Sommer. Dagegen ist aber Attika, ein Haupttheil dieses Landes, beinahe die einzige ganz gesunde Gegend von Griechenland; während in den übrigen Gegenden im Sommer gewöhnlich bösartige Fieber herrschen. Der Ackerbau ist nur unbedeutend, aber Obst und Wein gedeihen vortrefflich; ausgezeichnet vor allen ist das Oel, welches Attika hervorbringt, vielleicht das beste in der Welt. Man hält viel Schaafe, Ziegen und Bienen; der attische Honig, vom Berge Hymettus, ist noch eben so berühmt, als im Alterthum. Das Land ist nur sehr schwach bevölkert, und ganz Livadien (Attika, Böotien, Phokis, Lokris und Doris) enthält kaum $1/4$ der alten Bevölkerung Attika's allein. Hier lebten vor den neuesten Kriegsverheerungen meistens Griechen, auf 175 Q. M. 250.000 Einw. Die Hauptstadt Livadien in Böotien, am Fuße des Helikon, hat 6000 Einwohner, und blieb bisher immer beim Mangel der Artillerie und regelmäßiger Regimenter im griechischen Heere, in der Hand der Türken. Zwischen Thessalien und Livadien liegt das Gebirge Oeta, und zwischen diesem und dem Sumpfe des mallischen Meerbusens der 1 $1/2$ Meilen lange Paß von Thermopylä, der durch manche Kämpfe in diesem Kriege und durch die großen Niederlagen der Besiegten berühmt wurde. Das nördliche Livadien heißt wieder Lokris, im südlichen ist das Phöasthal mit der Hauptstadt Elatäa, jetzt Turko-Chorio, und bei solchem Neo-Chorio mit Thespiäis Ruinen, am Flusse Cephisus und dem Parnassus (Japora); Attika, geschieden durch das Gebirge Kitheron von Böotien und Megaris; westlich liegen Aetolien und Akarnanien. Andere berühmte Oerter sind Missolunghi, der einzige feste Küstenpunkt in Livadien, Aktium, Arta; in Lokris der Hafen Lepanto (s. diese Art.).

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern der franz. Regenten des 2. und 3. Königsstammes gab der König seiner Dienerschaft, so wie jener der Könige und der Prinzen zur Auszeichnung besondere Kleider, die man livrées nannte, weil sie auf Kosten des Königs geliefert wurden. Dies ist der Ursprung der Liverei der Dienerschaft.

Liverpool in der Grafschaft Lancaster, nach London die größte Handelsstadt in England, mit 100.000 Einw., während sie in älteren Zeiten kaum einige Hunderte zählte. Sie liegt amphitheatralisch an der Mündung der schiffbaren Mersey und ist mit prachtvollen nahen Landhäusern geschmückt. Der Hafen mit dreizehn Schiffsdocken ist ein Meisterstück der Wasserbaukunst und der Bequemlichkeit für den Handel in den großen Waarenspeichern und Kellern, welche die Docken umgeben. Der östliche höher belegene Theil der Stadt übersieht die Unterstadt und wird von den noch höher belegenen schönen Villen überschauet. Mehrere öffentliche Gebäude und Anstalten verdienen Aufmerksamkeit; dazu gehören vorzüglich das schöne Stadthaus und die dahinter liegende Börse; letztere, mit einer schönen Kuppel geziert, bildet ein im Innern mit Säulenhallen umgebenes Viereck; vor derselben steht ein Denkmal dem Lord Nelson zu Ehren. Ein vortrefflicher botanischer Garten und das Athenäum, eine Anstalt, welche alle englische Zeitschriften und eine bedeutende Bibliothek besitzt, sind durch freiwillige Beiträge der Einwohner gestiftet, so wie auch die erste Blinden-Unterrichts-Anstalt in England. Der Hauptgegenstand des Handels waren ehemals die Negersklaven. Liverpool hat jetzt $\frac{1}{6}$ der Ausfuhren und Einfuhren des ganzen brittischen Reichs seitdem der brittische Handel mit dem europaischen Continent immer mehr ab und mit den übrigen Welttheilen zunimmt, weil Liverpool den Hauptstapelplätzen der brittischen Industrie aus fernen Gegenden, die im nördlichen England besonders seßhaft ist, weit näher ist, als London, und weil der Handel sich bei den starken städtischen Auflagen in London immer freier außer, als in der Hauptstadt des Reichs bewegt, endlich weil die Lage Liverpools den Schiffern erlaubt, die gefährliche Fahrt im Kanal von England gänzlich zu vermeiden, indem solche entweder längs der West- oder Ostküste Irlands schiffen. Durch Kanäle und gute Landstraßen ist Liverpool bereits mit allen Häfen und Fabrikplätzen des Reichs in schneller, leichter und wohlfeiler Verbindung, und die Dampfschifffahrt schifft mit Leichtigkeit selbst über den 3500 Fuß hohen Bergrücken, der Westengland von Ostengland trennt, oder bildet auf den Centralhöhenpunkten durch Dampfmaschinen, die Steinkohlen treiben, solche ansehnliche Wassermassen, daß durch Schiffen und Heben der Fahrzeuge in eigens dazu eingerichteten Hebeschleusen die Fahrzeuge mäßiger Größe mit den Gütern wohlfeil dahin geschafft werden, wohin solche der Weltverkehr bedarf. Auch wird größtentheils hier das Steinsalz, aus den nicht sehr entfernten Gruben von Northwich, mit Seewasser vermischt versotten und versendet. Die Stadt hält 980 eigene Schiffe, welche alle Meere befahren und den Guineahandel fast ausschließlich betreiben. Die Waarenspeicher sind ungeheuer groß und hoch, oft von neun Stockwerken. Auf den Schiffswerften arbeiten 3000 Zimmerleute. Zur Kriegszeit ist keine Stadt so thätig in Ausrüstung von Kaperschiffen, als Liverpool. Auch findet man hier bedeutende Tabaksfabriken, Zuckersiedereien, Eisengießereien, Bierbrauereien rc.

Livia Drusilla, die berühmte Gemahlin des Kaisers Augustus. Sie war eine Tochter des Livius Drusus Claudianus, der in der Schlacht bei Philippi, wo er auf der Seite der Verschwornen focht, sein Leben verlor. Sie war zuerst an den Tiberius Claudius Nero verheirathet, von dem sie zwei Söhne, Drusus und Tiberius, hatte. Als sie mit ihrem Gemahl vor dem siegreichen Triumvir nach Sicilien floh, wäre sie beinahe in die Gefangenschaft ihres nachherigen Gemahls gerathen; indessen kam sie noch glücklich in Sicilien an. Von da begab sie sich mit ihrem Sohne nach Achaia zum Antonius, und als ihr Gemahl mit Augustus wieder ausgesöhnt war, zog sie endlich wieder nach Rom. Hier wußte sie durch die Reize ihres Körpers und Geistes den Triumvir so zu fesseln, daß er sich heftig in sie ver-

liebte, und sich von seiner Gemahlin Scribonia scheiden ließ, um sie zu der seinigen zu machen. Ihr erster Gemahl überließ sie ihm freiwillig, weil er einem so mächtigen Manne nichts abzuschlagen wagte. Livia wußte sich in die erhabene Rolle, welche sie jetzt zu spielen hatte, sehr gut zu schicken, und die Herrschaft über das Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten zu benutzen. Zu diesen gehörte insbesondere die Erhebung eines ihrer Söhne auf den Thron ihres Gemahls, wenn dieser gestorben seyn würde. Zu dem Ende suchte sie alle die Personen aus dem Wege zu schaffen, welche ihren Planen zuwider seyn und nähere Ansprüche auf den erledigten Thron haben könnten. So messen ihr die alten Schriftsteller fast durchgängig den Tod des jungen Marcellus, des Lucius Cäsar und die Verbannung des Agrippa Posthumus bei. Auch gelang ihr in der That der Plan zur Erhebung ihrer Söhne, insbesondere des Tiberius. Da Augustus keinen nähern Verwandten mehr um sich hatte, so mußte er wohl ihren Bitten zu Gunsten des Tiberius nachgeben. Als Augustus zu Nola auf dem Sterbebette lag, schickte Livia sogleich Boten über Boten an den Tiberius, damit er bei dem Tode des Kaisers gleich da seyn und die Regierung übernehmen möchte. Man hat auch die Livia in Verdacht, den Tod ihres Gemahls beschleunigt zu haben, damit er sich nicht noch mit seinem Enkel Agrippa aussöhnen möchte. Im Testamente des Kaisers wurde Livia zu seinem ersten Erben eingesetzt, in das julische Geschlecht aufgenommen und mit dem Namen Augusta beehrt; auch ward sie die oberste Priesterin in dem Tempel des neuvergötterten Augustus. Tiberius betrug sich aber sehr undankbar gegen die Mutter, deren Liebe er Alles zu danken hatte. Endlich starb sie unter dem Consulat des L. Rubellius Geminus und C. Fustus Geminus.

Livius (Titius), geb. im J. R. 695 (59 v. Chr.). Von seinem Geburtsorte Padua kam er nach Rom, wo er sich nicht nur bei vielen Vornehmen, sondern auch bei Augustus selbst bekannt machte. Nach dessen Tode begab er sich in seine Vaterstadt zurück, wo er im J. R. 770 (16 n. Chr.) starb. Durch seine römische Geschichte, woran er über 20 Jahre gearbeitet hatte, erwarb er sich einen so ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadix, bloß um ihn zu sehen, nach Rom reiste, und sogleich wieder zurückkehrte, nachdem er seine Absicht erreicht hatte. Von seinen Lebensumständen hat man, außer den angeführten, wenig Nachrichten. Zu den ungewissen gehört, daß er der Lehrer des nachmaligen Kaisers Claudius gewesen sey, daß er sich oft zu Neapel aufgehalten habe, u. s. w. Augustus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in seiner Geschichte so erhoben hatte; dennoch bestand die Freundschaft des Kaisers gegen ihn unverändert fort. Nach Suidas genoß er bei seinem Leben noch nicht den ihm gebührenden Ruhm; erst nach seinem Tode ließ man ihm Gerechtigkeit widerfahren. Obige Anekdote von dem Spanier scheint dieses aber zu widersprechen. Im 15. Jahrhundert wollte man seinen Leichnam in Padua entdeckt haben; man setzte ihn daselbst bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal. Der neapolitanische König Alphonsus schätzte sich sehr glücklich, als er im J. 1451 von den Paduanern den rechten Arm seines Leichnams erhalten zu haben glaubte, womit er seine Geschichte geschrieben hatte. In diesem wichtigen Werke fängt er die Begebenheiten von der Ankunft des Aeneas in Italien an, und setzt sie bis im J. R. 744 fort. Seine Schreibart ist ganz pragmatisch, in einem zierlichen Styl. Doch wirft ihm Quintilian, so sehr er ihn lobt, Provinzialismen von Padua vor. Seine Geschichte bestand ursprünglich aus 142 Büchern, von denen jedoch nur noch die 10 ersten Bücher und dann von 21 — 45 übrig sind. Durch den Verlust jener Bücher aber besitzen wir nur die Geschichte vom Jahre 1 — 460 und von 536 — 586.

Im Jahre 1772 wurde jedoch durch Bruns in Rom noch ein Fragment vom 21. Buche aufgefunden, in Rom durch den Druck bekannt gemacht und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Uebrigens giebt es noch einen kurzen Auszug, der von Einigen dem Livius, von Andern dem Florus beigelegt wird. Vorzügliche Ausgaben: von Gronov, Amsterdam 1679, 3 Bde. 8., von Drakenborch, Leyden 1738—46, 7 Bde. 4., von August Wilhelm Ernesti, Leipzig 1785, 5 Bde. 8. Schäfer, Ruperti und Döring. Deutsch übersetzt von G. C. Maternus von Cillano, mit Anmerk. von Adler, Hamburg, von 1777—79, 3 Bde. 8., von J. F. Wagner und G. C. C. Westpfal, Lemgo 1776—85, 6 Bde. 8., von Gottfried Grosse, Halle 1790. 8., von Ostertag, Frankfurt 1790. 8. S. Geschichte (Geschreiber).

Livorno, Freihafen und die beste Handelsstadt Toskana's, mit 52.000 Einw. und darunter 10.000 Juden, Festungswerken an der Landseite, einem Bischofssitz, einer muhammedanischen Moschee, einem Doppelhafen und vorzüglichem Niederlageort aller Waaren der Levante. Es laufen jährlich 4000 Seeschiffe ein und bestehen hier viele Fabriken in Korallen, Leder, Seife, chemischen und Destillationsbereitungen. Den von Verschlammungen oft zu reinigenden Hafen beschützt ein 600 Fuß langer Damm mit zwei Forts. Auf der äußersten Spitze dieses Molo steht auf einem Felsen ein Leuchtthurm. Ostwärts liegt das Quarantänelazareth. Prächtig sind das Schloß und die Oelmagazine, die Korallen- und andere Fabriken. Im innern kleinen Hafen liegen die wenigen Kriegsfahrzeuge des Großherzogs von Toskana. Fast alle Handelsvölker haben hier Consulate. Das fehlende gute Trinkwasser kommt von Pisa täglich. Seitdem Pisa's Handel am Arno unbedeutend wurde, hob sich das zum Handelsplatz bequemer gelegene Livorno. Die meisten Kaufleute dieses Platzes sind Fremde und die meisten Mäkler Juden oder Armenier. Den beträchtlichsten Handel hat England.

Livre hat in Frankreich, Rechnungsmünze zu seyn, aufgehört. 6 Livres bildeten vorhin einen Laubthaler = $1\frac{1}{2}$ Thlr. Conv. Münze. Der Frank ist an Silber etwa $1\frac{1}{2}$ Prozent schwerer, als der vormalige Livre, dessen kleine Münze zur Zeit der Umprägung selten noch ein Gepräge hatte.

Locke (John), ein berühmter englischer Philosoph, geboren 1632 zu Wrington. Sein Vater diente als Hauptmann im Heere des Parlaments während den bürgerlichen Kriegen; unter dem Tumulte der Waffen sorgte er eifrig für die Erziehung seines Sohnes. Nach vollendetem Schulcursus schickte er ihn nach der Universität zu Oxford. Er machte zwar geringe Fortschritte; die Schuldisciplinen erschienen ihm voll leeren Formeln, gehaltlos und lächerlich, und wahrscheinlich würde dieser herrliche Geist nie zur Selbsterzeugung angeregt worden seyn, wenn ihm nicht der Zufall einige Werke des Descartes in die Hände gespielt hätte, in denen er eine mehr befriedigende Lehre fand, als die war, welche ihn bisher beschäftigt hatte. Vom Studium des Cartesianismus ging er zur Medicin über; erwarb sich bedeutende Kenntnisse in der Anatomie, Naturgeschichte und Chemie, und beobachtete die Menschen unter den unendlichen Gesichtspunkten, welche diese Kunst dem Forscher bietet. Hierauf durchreiste er Deutschland und Preußen; der Hauptzweck seiner Reisen war, sich Menschenkenntniß zu sammeln. Nach Oxford zurückgekehrt setzte er seine Studien in der Zurückgezogenheit fort. Hier machte der Ritter Ashley, der später unter dem Namen Shaftesbury so bekannt wurde, seine Bekanntschaft; der ihn durch ein Gehalt, noch mehr aber durch Achtung, Zutrauen und Freundschaft mit sich verband. Einen Mann von Locke's Verdiensten gewinnt man sich zwar, doch kaufen kann man ihn nicht. Dies scheinen die Reichen, welche keinen andern Maßstab, als ihr Geld besitzen, vielleicht in England ausgenommen, wenig zu erkennen. Ebenso stand er mit dem Herzog von Buckingham und

dem Lord Halifax in den freundschaftlichsten Verhältnissen; weniger Werth auf ihre Titel als auf ihre Einsichten legend, waren sie stolz darauf, seine Nebenbuhler zu seyn. Den Grafen von Northumberland begleitete er auf einer Reise durch Frankreich und Italien. In sein Vaterland zurückgekehrt ward ihm die Erziehung des Sohnes des Lords Ashley übertragen. Das Zutrauen der Familie besaß er so ganz, daß sie ihm die Wahl der Gattin für den jungen Ashley überließen. Er war damals im 35. Jahr. Sein Scharfsinn lehrte ihn, daß jeder Schritt auf der Forschungs-Bahn nach Wahrheit unsicher und wankend seyn müßte, so lange man keine bessere Kenntniß der geistigen Werkzeuge besitze; er entwarf daher den Plan zum Versuche über den menschlichen Verstand. Während der Arbeit erhielt sein Glück mehrere Stöße; er verlor nach der Reihe seine Aemter und mußte selbst England verlassen. Er ging nach Frankreich und wurde überall mit Auszeichnung aufgenommen. Mit Lord Ashley eng verbunden, theilte er dessen günstige und ungünstige Schicksale. Er war noch kein Jahr von England entfernt, als er angeklagt wurde, er habe in Holland Libelle gegen die englische Regierung drucken lassen. Diese Verläumdung bewog Carl II., seinen Namen aus den Registern zu Oxford zustreichen. In der Folge wirkten zwar seine Freunde ihm Verzeihung aus, doch Locke verwarf eine Begünstigung, die den Schein auf ihn warf, er habe wirklich das Vergehen begangen, dessen er angeklagt worden war; der erzürnte König forderte sammt 84 Personen, die Theil an dem aufrührerischen Unternehmen des Herzogs von Montmouth genommen hatten, seine Auslieferung von den General-Staaten. Locke, der gleich anfangs das Gefährliche und Chimärische der Plane des Herzogs eingesehen hatte, trennte sich von ihm, floh von Amsterdam nach Utrecht und von dort nach Cleve, wo er einige Zeit im Verborgenen lebte. Inzwischen hörten die Staatsunruhen auf, seine Unschuld war anerkannt, man rief ihn zurück, gab ihm seine akademische Würde wieder und bot ihm wichtige Aemter an. Er kehrte nach England zurück, und es hing nur von ihm ab, Sendungen an verschiedene Höfe Europa's zu übernehmen; doch zog er Ruhe und Wissenschaften den öffentlichen Geschäften vor, und legte die letzte Hand an seinen Versuch über den menschlichen Verstand, der 1697 erschien. Jetzt unterrichtete Jemand die Regierung über die Armuth und die dunkle Lage des Philosophen: sie nöthigte ihn, eine Stelle in der Commission, die für das Interesse des Handels, der Colonien und der Anpflanzungen errichtet worden war, zu übernehmen. Seine Schwäche und Kränklichkeit erlaubten ihm aber nicht, lange diesem wichtigen Posten vorzustehen: er legte ihn nieder und verzichtete auf jegliches Gehalt. Bald darauf zog er sich auf ein Gut des Grafen von Marsham zurück. Er hatte eine kleine Schrift über die bürgerliche Regierung, de imperis civili, herausgegeben. In seiner ländlichen Einsamkeit arbeitete er eine Abhandlung über die Erziehung der Kinder, seine Briefe über die Duldung, und das sonderbare Werk, das vernünftige Christenthum, aus: in welchem letztern er alle Mysterien aus der Religion verbannte, die Vernunft in ihre Rechte wieder einsetzte und lehrte, daß der Glaube an Jes. Chr. als den Wiederhersteller der Religion, und ein Leben nach dem Naturgesetze hinlänglich zur Seligkeit sey. Das Werk verursachte ihm große und viele Streitigkeiten, die ihm das Arbeiten verleideten. Er überließ sich von jetzt an ganz der Muße und der Lesung der heil. Schrift, und starb endlich den 8ten Nov. 1704, völlig Herr seiner Verstandeskräfte, mit einer Ruhe und Ergebung, die eines solchen Lebens würdig waren. Seinen Geist lernt man am besten aus seinen Schriften kennen. Locke's Hauptgegenstand und Verdienst war die Untersuchung der Erkenntnisse nach Ursprung, Realität, Gränzen und Gebrauch. Er bestritt die Hypothese von den angebornen Ideen, von einer Seite sehr einleuchtend, und

bewies den empirischen Ursprung aller Vorstellungen durch eine Induktion, die nicht vollständig seyn konnte. Die Sinne, die Reflexion und beide zusammen sind die Quelle aller unserer Vorstellungen, welche theils einfach (die Begriffe von Solidität, Raum, Ausdehnung, Figur, Bewegung, Ruhe; die Begriffe des Denkens und Wollens; Existenz, Zeit, Dauer, Vermögen, Vergnügen und Schmerz), theils zusammengesetzt sind, wohin die Begriffe von Accidenzen, Substanzen und Verhältnissen gehören. Die einfachen Begriffe sind objektiv real, die Seele empfängt sie als tabula rasa, ohne etwas hinzuzuthun; sie stellen theils ursprüngliche, theils abgeleitete Eigenschaften (wie Farbe, Ton, Geruch) dar. Die zusammengesetzten entstehen aus den einfachen durch eine Thätigkeit des Verstandes (Verbindung, Entgegensetzung und Vergleichung, Abstraktion). Der Verstand hält sich bei seinen Zusammensetzungen entweder an die Erfahrung, oder nicht, und bildet dann freie Originale, wie in den mathematischen und moralischen Begriffen. Ueber die Sprache und die Irrthümer, welche sie veranlaßt, hat Locke vortreffliche Bemerkungen gemacht, so wie auch über die Erkenntniß (Wahrnehmung der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Vorstellungen, in Ansehung der Identität oder Verschiedenheit, Verhältniß, Coëxistenz und Existenz, durch die Anschauung, Demonstration, Empfindung und Beurtheilung, woraus die anschauende, rationale, sinnliche und wahrscheinliche Erkenntniß als Arten entspringen), so wie über die Gränzen, den Gebrauch und Mißbrauch derselben, aber sie sind nicht erschöpfend und dringen nicht tief genug ein. Er hatte schon über die Realität der Erkenntniß abgeurtheilt, ehe er die Theorie derselben aufgestellt hatte. In Ansehung der Grundsätze des Denkens und Erkennens, die er alle, selbst den Grundsatz des Widerspruchs, als abgeleitet betrachtet, ist er ganz unbefriedigend. Seine Analyse gehet nur auf das Materielle, nicht das Formelle der Erkenntniß, sie ist unvollständig und unzureichend, weil sie bei dem weniger Zusammengesetzten stehen bleibt. Er leitet alle Erkenntniß aus der Erfahrung ab, und sucht in der Folge dieselbe durch allerlei unzureichende Beweisgründe zu stützen, und behauptet dabei eine demonstrative Erkenntniß von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, suchte also eine Metaphysik auf die nicht gewisse Erfahrungserkenntniß aufzuführen. Locke suchte die Philosophie von eitler Disputiersucht und falscher Spitzfindigkeit zu befreien, schwächte aber das gründliche Forschen durch die leichte, bequeme Methode, beförderte die Popularität, aber auch zugleich die Gleichgültigkeit gegen metaphysische Untersuchungen, und gab dem Materialismus Vorschub, in der Moral ging er von empirischen Grundsätzen auf Eudämonismus aus. Diese und andere Nachtheile vergütete er durch die Beförderung des psychologischen Studiums, durch eine Menge von trefflichen Regeln für die Methodik, durch viele lehrreiche Winke und neue Untersuchungen über bisher vernachlässigte Gegenstände. Seine Philosophie fand in England, Frankreich, nach und nach auch in Deutschland großen Eingang. Mehrere ausgezeichnete Denker gingen auf dem von Locke betretenen Wege fort, und entwickelten den Empirismus nach seinem Fundamente und seinen nächsten und entfernten Folgen weiter.

Lodi, königl. Stadt im lombard. Gouv. Mailand, an der Adda, über die eine große Brücke führt, hat 17.800 Einw., festes Schloß, Bisthum, Theater, berühmte Faiencefabrik und Seidenweberei. Die hier aus Eselsmilch verfertigten Parmesankäse sind die besten. Diese Stadt ist berühmt durch das Treffen, welches in ihrer Nähe bei der über die Adda führenden Brücke, Buonaparte mit 60.000 Mann gegen den östreichischen General Beaulieu mit 25.000 Mann am 10. Mai 1796 gewann. Die Oestreicher hatten sich zuerst über den Po und sodann hinter die Adda zurückgezogen, Buonoparte folgte ihnen in raschen Märschen und in einer furchtbaren von 30 Kanonen vertheidigten

Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu passiren unmöglich schien. Doch Napoleon ließ sich durch diese Schwierigkeit von einem Angriffe nicht abschrecken; er führte sein Heer in gedrängten Colonnen und rückte im Sturmschritt gegen den Feind an. Ein schreckliches Blutbad begann; einige Reihen warfen das östreichische Geschütz nieder, so daß die Franzosen zu wanken anfingen. Da erschienen die republikanischen Kolonnen, Berthier, Massena und Lannes an der Spitze, stürzten sich auf den Feind, nahmen die östreichische Artillerie, die die Brücke deckte, und durchbrachen die Schlachtordnung Beaulieus. Augerau, an der Spitze seiner Division, entschied endlich die Schlacht. Die Oestreicher wurden nun gänzlich aus ihrer Stellung geworfen und verloren einen Theil ihrer Geschütze und 3000 Mann, wogegen der Verlust der Franzosen 10.000 Mann betrug.

Logarithmen, Verhältnißzahlen, künstliche Zahlen, welche mit Hülfe dazu verfertigter Tafeln das so beschwerliche Dividiren in ein bloßes Subtrahiren, das Multipliciren in ein bloßes Addiren, das Quadratwurzelziehen in bloßes Halbiren verwandeln. Z. B.

1	2	4	8	16	32	64	128
0	1	2	3	4	5	6	7

Hier machen die obern Zahlen eine geometrische Progession und die untern (welche die Logarithmen der obern sind) eine arithmetische. Solcher Tafeln hat man bis zu 100.000 und noch weiter. Will ich nun wissen, wie viel eine gegebene Zahl macht, wenn sie mit einer andern multiplicirt wird, so addirt man ihre beiden Logarithmen und die herauskommende Zahl ist der neue Logarithmus, über welchem man die gesuchte Zahl findet, z. B. 4 mal 8. Der Logarithmus von 4 ist 2, der von 8 ist 3. Nun geben 2 und 3 addirt den Logarithmus 5, über welchem sich die gesuchte Zahl 32 findet rc. Beim Dividiren zieht man den Logarithmus des Divisors vom Logarithmus des Dividenden ab und die übrig gebliebene Zahl ist der Logarithmus, über welchem der Quotient befindlich ist, z. B. 4 in die 32. Unter 4 steht 2 und unter 32 steht 5. Also 2 von 5 bleibt 3. Ueber dem Logarithmus 3 aber steht 8, welches die gesuchte Zahl ist. Diese Rechnungsart soll im 17ten Jahrhunderte Joh. Neper, ein schottischer Baron, nach Andern ein deutscher Prediger Stiefel, schon 1530 erfunden haben. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematische Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geschäftsleben unbeachtet gelassen. Allein sie sind der Bequemlichkeit wegen allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders Kaufleuten, zu empfehlen.

Logau (Friedrich von), ein berühmter Epigrammendichter, geb. 1604 in Schlesien, war Canzleirath des Herzogs Ludwig von Liegnitz, starb daselbst 1655. Seine Sinngedichte gab er selbst unter dem Titel: Salomons von Golaw deutscher Sinngedichte 3000, Breslau 1654, 8. heraus. Da sich aber unter denselben mehrere schlechte befanden, so gaben Ramler und Lessing die besten davon, an der Zahl 1284 heraus, wovon 1791 Ramler noch eine zweite Auflage besorgte.

Logik (Verstandes- oder Vernunftlehre), die wissenschaftliche Darstellung der allgemeinen Regeln des Denkens und ihrer Anwendung. Sie zerfällt demnach in zwei Haupttheile, einen reinen, welcher die allgemeinen und nothwendigen Regeln aufstellt, nach denen wir uns bei allem unsern Denken zu richten haben, und einen angewandten, welcher Vorschriften gibt über den rechten Gebrauch jener Regeln. — Alle geistige Thätigkeit des Menschen hebt mit dem Anschauen an, d. h. mit dem sinnlichen Auffassen des Mannigfaltigen in der Erscheinungswelt. Von der Anschauung ist nur ein Schritt zu dem höhern Geschäfte des Denkens, welches in der selbstthätigen Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit im Bewußtseyn besteht

und eine Sache des Verstandes in weiterer Bedeutung ist. Der Verstand in diesem Sinne, oder das Denkvermögen, äußert sich auf dreierlei Weise; entweder als Verstand in engerer Bedeutung, welcher das Mannigfaltige der gegebenen Anschauungen in eine Gesammtvorstellung vereinigt, Begriffe bildet; oder als Urtheilskraft, die mehrere Begriffe zu einem Ganzen im Urtheile verknüpft; oder endlich als Vernunft, welche aus mehreren als wahr angenommenen Urtheilen die Wahrheit oder Falschheit eines andern Urtheils folgert, d. h. Schlüsse bildet. — Die Begriffe befassen entweder nur ein Einzelnwesen (Individuum) und heißen dann individuelle Begriffe, z. B. Jesus, Muhammed; oder sie begreifen eine größere Anzahl von einzelnen Gegenständen, die in gewissen Merkmalen mit einander überein kommen, eine ganze Art von Gegenständen, und heißen dann Begriffe der Art (species), z. B. Religionslehrer; oder sie umfassen alle gleichartigen Begriffe und heißen Begriffe der Gattung (genus), z. B. Mensch. Ein Begriff, welcher mehr Gegenstände umfaßt, als ein anderer verwandter, heißt in Bezug auf den letzteren der höhere, dieser der niedere. Der niedere ist dem höhern untergeordnet (subordinirt); Begriffe einer Art, einer Gattung, die einander nicht untergeordnet sind, heißen beigeordnete (koordinirte) Begriffe. Solche, welche bloß in Vergleichung mit andern Gültigkeit haben, werden relative genannt, z. B. hoch, niedrig; diejenigen aber, welche an sich, ohne Einschränkung und in aller Beziehung gültig sind, wie Mensch, Erde u. s. w., heißen absolute. — Unsere Begriffe sind deutlich, wenn wir uns aller ihrer wesentlichen Merkmale bewußt sind; klar, wenn wir uns ihrer Merkmale nur so weit bewußt sind, um sie von andern Nebenvorstellungen abzusondern; dunkel, wenn auch dies nicht der Fall ist, wenn wir in ihnen nur das allgemeinste Merkmal des Seyns erkennen. — Ueber Urtheil und Schluß vrgl. d. A. — Die allgemeinen und nothwendigen Gesetze nun, denen die genannten drei Hauptformen des menschlichen Denkens, Begriff, Urtheil und Schluß, unterworfen sind, machen den Inhalt des ersten oder reinen Theils der Logik aus. Der zweite oder angewandte Theil lehrt, wie bei dem Gebrauche jener Denkformen und durch Anwendung der für dieselben aufgestellten Grundsätze Wahrheit gewonnen, Irrthum vermieden werden könne. Er hat daher zuvörderst die Wahrheit (s. d. A.) zu erklären und die Kennzeichen derselben anzugeben, dann eben so den Begriff des Irrthums zu bestimmen und auf die Quellen, woraus derselbe entspringt, so wie auf die Mittel, ihn zu vermeiden, aufmerksam zu machen. Alles Fürwahrhalten unrichtiger Vorstellungen heißt Irrthum und beruht auf Wahrscheinlichkeitsschlüssen, deren Vordersätze das sind, was wir Schein nennen. Gegen den letzteren ist die Dialektik gerichtet. Sie enthält die Grundsätze zur Beurtheilung und Vermeidung des Scheins. — Wer den Umfang der Logik, wie er hier in allgemeinen Zügen angedeutet worden, in's Auge faßt, sieht leicht, daß dieselbe zwar wohl das Denkvermögen bei seinen Thätigkeiten leiten und vor Irrthümern verwahren, nie aber der Erkenntniß neue Wahrheiten zuführen oder den Gehalt irgend einer Wissenschaft bestimmen kann. In der Sprache der Schule: Die Logik ist Kanon und Grundlage aller Wissenschaften, kann aber nie zum Organon einer derselben werden. — Die Logik wurde von den Griechen schon früh, unter dem Namen der Dialektik, bearbeitet. Als ihr erster Erfinder wird Zeno von Elea genannt. Sie ward bald ein Werkzeug in den Händen der Sophisten und Rhetoren und blieb es, bis Aristoteles ihr durch seine scharfsinnigen Entwickelungen die Würde zurück gab, die ihr gebührte. Nachtheilig wirkten die logischen Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie des 13. und 14. Jahrh. Kein Wunder demnach, daß man zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa zu den gesünderen Lehrsätzen der Aristotelischen Schule zurückkehrte, deren Grundfehler jedoch, die Logik

zum Organon der Wissenschaft zu machen (s. oben), bald darauf erkannt und unter Andern von Baco von Verulam, Locke und Leibnitz bekämpft, aber auch von Descartes und Wolf verfochten wurde, bis endlich Kant durch seine Kritik zur Berichtigung jener Ansichten und zur Begründung einer in allen Theilen vollendeten Logik den Weg bahnte. S. Krug's Denklehre oder Logik, Königsberg 1806. Fries's System der Logik, Heidelberg 1811. Hegel's Wissenschaft der Logik, 2 Bände, Nürnberg 1816, und Kiesewetter's Logik zum Gebrauche für Schulen, 2. Aufl., Leipzig 1814.

Logogriph, s. Räthsel.

Logthing ist der gesetzgebende Körper der norwegenschen Ständeversammlung (s. Storthing). Der Storthing wählt aus seinem Schoße ein Viertel der Glieder zur Bildung des gesetzgebenden Körpers. Die übrigen drei Viertheile heißen Odelsthing (Grundeigenthümer). Letzterer debattirt über neue Gesetzvorschläge, welche bald von der Regierung, bald aus dem Odelsthing hervorgehen. Nachdem der Odelsthing debattirt hat, erneuern sich die Debatten im Logthing, und wenn dieser die Meinung des Odelsthing verwirft, theilt er zugleich seine Gründe dem Odelsthing mit. Nun berathet Letzterer, ob er sich dem Logthing conformiren will, oder nicht. Ist Letzteres der Fall und ändert der Logthing seinen Beschluß nicht: so treten beide Körper zusammen. Wenn sich zwei Drittel der Stimmenden vereinigen, so gilt diese Vereinigung als gemeinsamer Beschluß und erbittet eine Deputation die königliche Sanktion. Der Logthing und der Storthing halten ihre Sitzungen öffentlich und bildet der Logthing mit dem höchsten Gerichte das Reichsgericht, welches über die Mitglieder des Staatsraths oder des höchsten Gerichts, oder die Mitglieder des Storthings, wegen Amtsverbrechen erkennt, wobei der Vorstand des Logthings vorsitzt. Diese Urtheile können nicht abgeändert werden, nur kann der König einem Verbrechen durch Begnadigung die Todesstrafe erlassen.

Lohenstein (Daniel Caspar) ward zu Nimpsch in Schlesien den 15. Januar 1635 geboren. In seinem 7. Jahre kam er in das Gymnasium zu Maria Magdalena nach Breslau, wo er 9 Jahre zubrachte. Seine ungemeinen Geistesanlagen zeigten sich sehr frühe; schon in seinem 15. Jahre verfertigte er die 3 Trauerspiele Ibrahim Bassa, Agrippina und Epicharis, die auch späterhin gedruckt worden sind. In seinem 16. Jahre ging er auf die Universität zu Leipzig und darauf nach Tübingen. Dann machte er eine Reise durch Deutschland in die Schweiz und an den Rhein bis in Holland, und kehrte endlich zu Wasser über Hamburg nach Schlesien zurück. Er starb als kaiserlicher Rath und Syndikus der Stadt Breslau den 27. April 1683 im 49. Jahre seines Lebens am Schlage. Lohenstein besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, auch kann man ihm keineswegs Genie absprechen. Allein er war in den großen Irrthum verfallen, die Natur überbieten zu wollen. Alle seine poetischen Hervorbringungen sind voll geschmacklosen Wortschwalls, falschen Pathos und unnatürlicher Bilder. Er fand eine große Anzahl von Nachahmern, die seine Uebertreibung noch mehr übertrieben, und nach ihm Lohensteinianer genannt wurden. Das Erheblichste unter seinen poetischen Werken sind seine Trauerspiele (außer den schon genannten noch Cleopatra, Sophonisbe und Ibrahim Sultan), die in seinen in Breslau 1680—89 im Druck erschienenen Trauer- und Lustgedichten gesammelt sind. Sein Heldenroman Arminius und Thusnelda, an dessen Vollendung ihn der Tod hinderte, wurde durch seinen Bruder und nach dessen Tode durch den Prediger Wagner fortgesetzt. Er erschien zuerst in Leipzig 1690 in 2 Quartbänden; auch in ihm trifft man dieselbe Geschmacklosigkeit, denselben Schwulst wie in den übrigen Lohensteinischen Werken an; doch enthält er auch manche große, erhabene und kraftvoll ausgesprochene Ge-

danken. Eine Sammlung seiner übrigen Gedichte erschien unter dem Titel: Blumen.

Loire, der größte Strom in Frankreich, entspringt auf den Sevennen im Departement Ardeche, wird schiffbar bei Roanne, ist von hier 400, von Nevers 8—1200 F. breit, hat von Tours an eine Menge Inseln, mit denselben meist eine Breite von mehr als 3000 Fuß; er fließt bis Le Puy zwischen steilen oft senkrechten Wänden, bis St. Rambert, wo beide Ufer ganz flach, mitunter sumpfig, bei Heurs wieder bergig werden; von hier an fließt sie in einem weiten, schön bebauten Thale, dessen Seiten von Orleans an nur sanft abfallen und unterhalb Nantes sich in einer Fläche verlieren. Größere Seeschiffe gehen aufwärts bis Paimboeuf, und nach einem Laufe von 132 Meilen stürzt sie sich mit einer 20.000 Fuß breiten Mündung bei St. Nazaire unterhalb Nantes in den atlantischen Ozean. Canäle verbinden sie mit der Seine und der Saone. Von ihr haben drei Departements den Namen: Loire, Oberloire und Unterloire. — **Loire-Armee** nannte man 1815 das, vermöge der Kapitulation, welche von dem franz. Provisorium mit den verbündeten Feldherren Blücher und Wellington bei Paris geschlossen wurde, sich hinter die Loire unter Davoust zurückziehende Heer, wodurch die Scheidelinie, welche die Loire in Frankreich bildet, eine politische Wichtigkeit erhielt.

Loke, s. Nordische Mythologie.

Lokmann, oder Lockmann, der Weise zubenannt, ein alter arabischer Fabeldichter, der zu Salomons Zeiten gelebt haben soll. Die Sage erzählt von ihm fast dasselbe, was man auch gewöhnlich vom Aesop erzählt. Auch sind mehrere Fabeln, die die Araber unter seinem Namen besitzen, denen des phrygischen Fabeldichters so ähnlich, daß sie offenbar Nachahmungen desselben sind. Im Alkoran wird er mit großem Lobe erwähnt und Abu-Anam d. h. Vater des Anam, genannt. Er soll sehr lange gelebt haben; nach Einigen ist er 300, nach Andern 1000 Jahre alt geworden. Thomas Erpenius hat zuerst die Fabeln des Lokmann in arabischer und lateinischer Sprache in Europa durch den Druck bekannt gemacht (1615); in der Folge fügte er sie seiner in Leyden 1636—1656 erschienenen arabischen Grammatik bei. Sie wurden seitdem in mehreren Auflagen verbreitet und gelangten zu hohem Ansehen, das sie jedoch im Ganzen nicht verdienen und selbst bei den Orientalen nicht haben. Galland übersetzte einen Theil dieser Fabeln ins Französische (Paris 1714), und im Jahre 1803 machte Marcel eine neue Uebersetzung derselben bekannt. Im Vatikan bewahrt man eine alte persische Handschrift der lokmannischen Fabeln.

Lokris, eine Landschaft Mittelgriechenlands. Die Lokrier wohnten in 3 Hauptstämme vertheilt. Das Land der ozolischen Lokrier lag zwischen Phokis und Aetolien am korinthischen Meerbusen; das der opuntischen zwischen Phokis und Böotien an der Meerenge von Euböa; das der epiknemidischen endlich zwischen Phokis und Thessalien an derselben Meerenge. Außerdem gab es noch in Italien epizephyrische Lokrier, eine Colonie der ozolischen Lokrier. Ihre Hauptstadt Lokri, einst mächtig, ist durch ihren Gesetzgeber Zaleukos berühmt, der ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn soll. Ihre Geschichte ist fast gänzlich unbekannt; nur so viel wissen wir, daß sie zu den minder gebildeten hellenischen Volksstämmen gehörten; daher auch von ihnen bemerkt wird, daß sie, gegen die Sitte der übrigen Griechen, auch in bürgerlichen Geschäften stets bewaffnet gingen. Die einzigen Orte ihres Landes, welche Erwähnung verdienen, sind: Thermopylä und Naupaktus, jetzt Lepanto (s. diese Art.), am Eingange des korinthischen Meerbusens, im Lande der ozolischen Lokrier, wohin die Athener die von den Spartanern vertriebenen Messenier versetzten.

Lolli (Antonio), einer der fertigsten Virtuosen auf der Violine, ward 1728, nach Andern 1740 zu Bergamo im Venetianischen geboren, stand bis 1773 als Concertmeister in herzogl. würtembergischen, nachher in russisch-kaiserl. Diensten, machte 1785 eine Reise nach England, Frankreich und Spanien, wo er zu Madrid, außer den großen Geschenken, bloß vom Theaterunternehmer für jeden Abend, an dem er in einem Concerte einige Solo's spielte, 2000 Realen erhielt. Er reiste hierauf 1789 nach Italien zurück und starb 1794 zu Neapel. Er hatte es zu einer unglaublichen Fertigkeit und Geschwindigkeit auf der Violine gebracht, so daß man ihn den musikalischen Luftspringer nannte. Dabei überließ er sich so wilden und regellosen Phantasien, bei denen er sich gewöhnlich an kein Zeitmaaß band, daß ihn auch der geübteste Spieler zu begleiten nicht im Stande war, so wie er seiner Seits in Verlegenheit gerieth, sobald man ihm vielstimmige Stücke vorlegte. Schubart nennt ihn den Shakespeare unter den Geigern.

Lombard, s. **Leihbank**.

Lombardei, das sogenannte Oberitalien, welches im 6. Jahrh. größtentheils von den Longobarden (s. d. Art.) erobert wurde und daher den Namen erhielt; östreichische Lombardei nannte man späterhin die Oestreich gehörenden Herzogthümer Mailand und Mantua. Seit 1805, wo Napoleon diese Länder zum neugebildeten Königreich Italien schlug, verschwand jene Benennung. Als aber 1814 die napoleonische Herrschaft unterging und mit ihr auch das Königreich Italien, so erhielt, nach den Beschlüssen des Wiener Congresses Oestreich, ein großer Theil von diesem Reiche und verband es in einen Staatskörper unter dem Namen: **Lombardisch-venetianisches Königreich** mit der Monarchie. Es nimmt die östliche Hälfte des obern Italiens ein, und besteht aus dem größten Theile des ehemaligen Herzogthums Mailand nebst dem von der Schweiz abgerissenen Thale Valtellina, dem ehemaligen Herzogthum Mantua und dem Gebiet der ehemaligen Republik Venedig. Es wird von den Alpen, Sardinien, Parma, Modena, dem Kirchenstaate und dem venezianischen Meerbusen umschlossen, und enthält auf 830 □ Meil. über 4 Mill. Einw.; es ist also eins der bevölkertsten Länder der Erde. Der Ticino bildet die westliche, der Po größtentheils die südliche Gränze. Die nördlich dasselbe begränzenden Alpen sind die rhätischen, die tyroler und die karnischen Alpen; ihr Abfall nach Italien ist äußerst schroff, auch senden sie wenige Vorgebirge in das Land, denn die Euganäen in der Gegend von Padua bilden einen ganz abgesonderten Gebirgszug. Ueber die Alpen führt bis jetzt nur eine für den Handel wichtige Straße, die aus Tyrol über Trient und Roveredo nach Verona; eine andere soll über den Splügen aus Graubündten nach dem Comersee hinab angelegt werden. Die Straße über den St. Gotthard führt zwar über die Alpen, aber sie berührt das Königreich erst am Luganersee. Es wird von dem Tagliamento, Piave, Brenta, Etsch, Po, Mincio, Adda und Ticino bewässert. Man findet viele Seen, als den Lago maggiore, den Comersee, den Iseo- und den Gardasee. Das Königreich besitzt außerdem eine große Zahl von Kanälen, deren Anlegung die Beschaffenheit des Bodens theils erleichtert, theils nothwendig macht. Die bedeutendsten sind der große Kanal von Mailand, welche diese Stadt einerseits mit der Adda, andrerseits mit dem Ticino in Verbindung setzt, und die vielen Kanäle, welche theils die verschiedenen Arme des Po mit einander, theils diesen Fluß mit der Brenta, dem Bacchiglione u. a. verbinden. Nur die nördlichen und nordöstlichen Theile des Landes sind gebirgig, der bei weitem größte Theil aber gehört zu der reizenden überaus fruchtbaren Thalebene des Po, und der Anbau entspricht auch hier ganz der Trefflichkeit des Bodens. Alle Produkte des nördlichen Italiens, Getreide, Reiß, viele Ge-

müse, Obstarten und Wein werden in Ueberfluß erzeugt, doch der Wein nirgend von besondrer Güte, woran die nachlässige Behandlung wohl mehr als das Klima schuld ist. Wälder finden sich nu. in den Alpen, aber die Menge Pappeln, Ulmenbäume, an welchen der Wein rankt, Maulbeer- und Obstbäume, unterbrechen einigermaßen die allzugroße Einförmigkeit der trefflich angebauten Ebenen. Für die Vervollkommnung der Schafzucht und des Feldbaues zeigt die Regierung viel Interesse. An edlen Obstarten hat man Kastanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Citronen, Lorbeeren, mit denen ein bedeutender Handel getrieben wird; doch sind die Pomeranzen und Citronen hier nicht vor dem Erfrieren sicher. Die Produkte des Mineralreichs beschränken sich vorzüglich auf Eisen, Kupfer, Marmor, Salz und einige Mineralwasser. Die Einwohner sind bis auf wenige Griechen, Deutsche und Juden, lauter Italiener, und die herrschende Religion ist die katholische, mit einem Patriarchen, 2 Erz- und 18 Bischöfen; Universitäten sind zu Pavia und Padua. Die Industrie ist zwar ziemlich stark, doch von ihrer ehemaligen Höhe sehr herabgesunken. Die vorzüglichsten Fabriken bestehen in Seide, Glas und Eisenwaaren. Der Seidenbau und die Seidenweberei ist durch das ganze Land ausgebreitet; die Regierung ist eifrigst bemüht, beide zu verbessern. Die Glasfabriken in Venedig und Murano sind sehr wichtig; sehr berühmt ist das Spiegelglas. Die Stahl- u. Eisenfabriken haben besonders ihren Sitz in Brescia (s. d. Art.). In Gold- und Silberarbeiten sind Venedig und Mailand berühmt; auch verfertigt man Porzellan, Fayence, Tapeten, Papier und viele Waaren des Luxus. Für die Musik liefert Cremona Geigen, Lauten, Flöten und andere musikalische Instrumente. Der Handel mit diesen Landesprodukten und Fabrikaten ist bedeutend, und die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr. Der Schleichhandel über Lugano ist, ungeachtet strenger Zolllinien, sehr wichtig. Oestreich gab diesem Staat am 24. April 1815 eine Constitution, nach welcher die Stände auf dem Corporationssystem beruhen. Es bestehen nämlich die beiden Centralcongregationen zu Mailand und Venedig und die verschiedenen Provinzialcongregationen, aus den, dort vom Könige, hier von der Centralcongregation und dem Gubernium ernannten Deputirten der adligen und nicht adligen Güterbesitzer und der königlichen Städte, unter dem Vorsitz des k. k. Gouverneurs oder Delegaten. Jede der drei Corporationen schlägt nämlich drei aus ihrer Mitte zu Deputirten vor. Die Rechte aller dieser Stände bestehen fast nur in der Bewilligung der königlichen Postulate, in der Vertheilung und Aufbringung der Steuern, einige haben auch das Petitionsrecht. Die Regierung hat die Abgaben im Vergleich gegen die französische Periode gemindert. Das lombardisch-venezianische Königreich hat einen eigenen Orden, den von Napoleon 1805 gestifteten und vom Kaiser Franz 1816 abgeänderten Orden der Eisernen Krone (vergleiche diesen Art.). Ein Vizekönig regiert, mittels zwei Gubernien zu Mailand und Venedig, diesen Staat und residirt in Mailand. Die Gouverneurs so wie die Gouvernalkollegien sind von den höchsten Behörden zu Wien abhängig. Die Gubernien zerfallen wieder in Provinzen, deren Verwaltung eine königl. Delegation leitet.

Lombardische Schule, s. Italienische Kunst

Lombardus (Petrus), auch Magister Sententiarum genannt, weil er seine Meinungen durch Sentenzen aus den Kirchenvätern zu erweisen suchte, war einer der berühmtesten Scholastiker des 12. Jahrh. und zu Novarra in der Lombardei geboren. Er wurde von König Philipp 1151 nach Paris berufen, um Theologie zu lehren, und starb als Bischof zu Paris 1164. Man hat von ihm: Libri IV. sententiarum, Nürnberg 1474, Venedig 1477, 80, 86, Fol., welches eine Sammlung Excerpte aus den

Kirchenvätern, nach den Materialien und systematisch geordnet, enthält. Bis auf die Reformation stand dieses Buch in dem größten Ansehen. Man hat noch von ihm einen Commentar über die Psalmen, Paris 1541, Fol. und über die Briefe Pauli, 1537. Fol.

Lomenie de Brienne (Etienne Charles), Cardinal, Erzbischof und Staatsminister von Frankreich, wurde 1727 zu Paris geboren. Obgleich er der älteste Sohn seines Hauses war, widmete er sich doch dem geistlichen Stande, in welchem er bald auf eine hohe Stufe emporstieg. 1760 ward er zum Bischof von Cordon ernannt und vier Jahre darauf erhielt er das Erzbischofsthum von Toulouse, in dessen Verwaltung er sich den Ruhm eines eben so aufgeklärten als das Wohl des Landes befördernden Mannes erwarb. 1770 ward er zum Mitglied der Akademie ernannt. Beim ersten Ausbruch der französischen Revolution griff er heftig die Finanzverwaltung von Calonne an, und nach der Entlassung dieses Ministers folgte er demselben mit ausgedehnter Macht als dirigirender Minister: um dieselbe Zeit ward er auch zum Erzbischof von Sens ernannt. Brienne entsprach aber in seiner Finanzverwaltung nicht einmal den mäßigsten Erwartungen; er handelte in diesen sturmvollen Zeiten in einem unseligen Schwanken ohne Plan, Kraft und Einsicht. Er wollte dem Uebel der Finanzen durch neue Anleihen und Auflagen abhelfen, und da das Parlament diese durchaus anzuerkennen verweigerte, wagte er dasselbe ganz aufzuheben, und an seine Stelle unter dem Namen der tous plenière einen höchsten Gerichtshof zu errichten, der die königlichen Befehle, wie bis dahin das Parlament, in sein Register eintragen und genehmigen sollte. Gegen diese Einrichtung erhob sich aber die allgemeine Stimme in Frankreich so laut und nachdrücklich, daß sich schon im August 1788 Ludwig XVI. genöthigt sah, dem Minister Brienne den Abschied zu geben und an seine Stelle Necker, der schon früher die Finanzen geleitet hatte, zur Uebernahme dieser Leitung von Neuem zu berufen. Um ihn für die verlorene Ministerstelle zu entschädigen, belieh ihn Ludwig mit einigen Abteien und verschaffte ihm vom Papste Pius VI. den Cardinalshut. Er machte eine Reise nach Italien, von der er 1790 nach Frankreich zurückkehrte. Hier leistete er jetzt den von der Constitution vorgeschriebenen Eid, und um sich den Verfolgungen der Revolutionspartei zu entziehen, bat er im März 1791 den Papst um Entlassung aus dem Cardinalskollegium, die ihm dieser auch gerne bewilligte. Dennoch entging Brienne seinem Schicksal nicht. Im Nov. 1793 ward er in Sens festgenommen, bald darauf wieder entlassen, dann aber gleich aufs Neue verhaftet, und am 16. Februar 1794 in seiner Gefangenschaft todt gefunden. Man hat von ihm: Le conciliateur ou lettres d'un ecclesiastique à un magistrat, Rom 1754; Oraison funèbre du Dauphin; le compte rendu du Roi en mars 1788, Paris 1788 in 4.

Lomonosoff (Michael Wasiljewitsch), einer der berühmtesten russischen Dichter, geboren 1711 zu Kolmogori. In seiner Jugend mußte er seinem Vater, der ein Fischer war, in dessen Gewerbe behülflich seyn. Durch die Lektüre der Bibel, die er in einer sehr schlechten russischen Uebersetzung las, erwachte in ihm zuerst die Neigung zur Poesie. Er verließ heimlich das väterliche Haus und floh nach Moskau in die Unterrichtsanstalt von Kaikonospaski, wo er die griechische und lateinische Sprache lernte, und so reißende Fortschritte machte, daß ihn die kaiserliche Akademie der Wissenschaften auf ihre Kosten nach dem damals sehr berühmten Marburg schickte, wo er unter Wolf die allgemeine Sprachwissenschaft, die Rhetorik und die Philosophie studirte; auch betrieb er mit vielem Feuer das Studium der Chemie. 1741 ging er nach Petersburg, wo er bald zum Mitglied der Akademie und 1745 zum Professor der Chemie ernannt wurde. Nachdem ihn kurz vorher die Kaiserin Catharina zum Staatsrath ernannt hatte, starb er den 4. April 1764

in seinem 54. Jahre. Lomonosoff war ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann. Seine Poesien weisen ihm den ersten Rang unter den russischen Dichtern an. Man hat von ihm 2 Bände Oden, in denen er den Pindar sich zum Vorbilde gewählt hat; zwei Tragödien, Temira und Selim; Demophon, ein Epos in zwei Gesängen, welches die Thaten Peter des Großen feiert; einige Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chemie, und endlich eine Geschichte von Rußland, die ins Deutsche und Französische übersetzt worden ist. Die Akademie hat eine Sammlung seiner Werke in 16 Bänden veranstalten lassen. Lomonosoffs durch mannigfaltige Schicksale merkwürdiges Leben ist von dem Admiral Tschitschagoff umständlich beschrieben worden.

London, die Hauptstadt des brittischen Reichs, der wichtigste Handelsplatz der ganzen Erde und die größte und volkreichste Stadt Europa's, liegt (17° 34' 45'' L. 51° 31' Br.) auf beiden Seiten der Themse, Residenz des Königs und Sitz der Oberregierungsbehörden des britt. Reichs und seines Parlaments mit ungefähr 1.300.000 Einw. (worunter 36.000 Modehändler, 70.000 Freudenmädchen, 10.000 herrnlose Dienstboten und wenigstens 20.000 Menschen, die am Morgen nicht wissen, woher sie den Tag über Brot bekommen sollen); eine genaue Angabe der Bevölkerung ist nicht möglich, theils wegen den Tausenden von Fremden, die täglich ab- und zuströmen, theils auch weil die meisten wohlhabenden Einwohner nur den Winter in der Stadt zubringen. London ist 3 St. lang und über ½ d. M. breit, hat 4 M. im Umfange und besteht aus 3 Haupttheilen: I. aus der eigentlichen Stadt London (von den Britten City genannt und den östlichen Theil ausmachend), II. Westminster (die westliche Seite der Stadt, von der das Westminster ein Theil ist; beide liegen auf der Nordseite der Themse und gehören zur Grafschaft Middlesex), III. Southwark mit 72.000 Einw. in der Grafschaft Surrey auf der Südseite des Flusses liegend. 46 Ortschaften um die Stadt sind durch Anbau mit derselben verbunden und gehören dazu, so daß London täglich an Größe zunimmt. Man findet hier 8000 Straßen und Gassen, über 700 Tavernen, 580 Kaffeehäuser, 8000 Schenken; sodann unter den 150.000 Häusern über 500 öffentliche Gebäude zur Gottesverehrung, darunter 250 anglikanische, 52 presbyterianische, 32 quäkerische, 23 baptistische, 62 für Engländer der übrigen Sekten, 10 katholische, 18 reformirte, 4 russisch-griechische Kirchen und 6 Judensynagogen; über 4000 Erziehungsanstalten, 1850 milde Anstalten, darunter 122 Armenhäuser, 5 Waisenhäuser, Kuhpockenimpfungsinstitute, 17 Krankenhäuser, Irrenhaus, 2 Invalidenhäuser, 17 menschenfreundliche Gesellschaften 2c. Die Themse ist bei London schon ein mächtiger Strom und da sie 12 Meilen davon sich ins Meer ergießt, wo sie sich beträchtlich erweitert und die Fluth bis zur Stadt dringt, so finden hier die größten Kauffahrer den bequemsten und sichersten Hafen von der Welt. Unter den 6 über die Themse führenden Brücken sind 4 von Stein und 2 von Eisen. Wenn wir von Westen beginnen, so treffen wir zuerst die Vauxhall-Brücke, in geringer Entfernung oberhalb der Stadt. Sie ist von Gußeisen, ruht auf steinernen Pfeilern und wurde 1813 angefangen und 1816 beendigt. Auf sie folgt die Westminster-Brücke von Stein, 1223 F. lang und 44 breit, sie ist in den Jahren von 1739—1750 erbaut. Von dieser kommen wir zu der neuen prächtigen Waterloo-Brücke, s. d. Art. Brücken. Die darauf folgende ist die Blackfriars-Brücke, 995 F. lang und etwa 40 breit und ward von 1760 — 1786 von Stein erbaut. Auf sie folgt die Southwark-Brücke, die in Hinsicht auf die Weite ihrer Bögen nicht ihres Gleichen in der Welt hat. Sie besteht aus Gußeisen und ruht auf steinernen Pfeilern; von den 3 Bogen der Brücke, welche eine Länge von 708 F. hat, messen die beiden Seitenbogen

jeder 210 F., der mittlere aber 240 Fuß. Sie ward 1814 angefangen und 1820 beendigt. Die östlichste und älteste von allen ist die London-Brücke. Sie ist von Steinen erbaut, mit gothischen, ziemlich engen Bogen, worunter zwei nichtgleiche sind. Am nördlichen und südlichen Ende der Brücke befinden sich Wasserkünste, welche einen Theil von London und Southwark mit Wasser versehen. Diese Brücke bildet die Gränze, wie weit die großen Schiffe gehen können, und der eigentliche Hafen derselben; aber auch oberhalb ist der Fluß mit kleineren Fahrzeugen bedeckt, welche größtentheils mit Lebensmitteln aus dem Innern des Landes kommen; man zählt allein an 10.000 kleine Ruderkähne, zum Uebersetzen, Spazierenfahren, Ausladen der größeren Schiffe u. s. w. bestimmt. Zur Bequemlichkeit des Handels sind vor einigen Jahren auf dem linken Ufer mehrere sogenannte Docks oder Becken angelegt worden. Dies sind wahre kleine Landseen, dicht am Ufer und mit dem Flusse durch Kanäle verbunden. Durch Oeffnen der Schleusen werden sie mit Wasser gefüllt und die beladenen Schiffe aus Ost- und Westindien können hier einlaufen. Sie sind von prächtigen Schahlungen eingefaßt und mit großen Waarenlagern umgeben, in welche die Güter unmittelbar aus den Schiffen gebracht werden. Sollen die Schiffe ausgebessert werden, so schafft man das Wasser durch Pumpen aus dem Becken und die Schiffe stehen nun auf dem Trocknen. Es ist unmöglich, dem Total-Anblick der Stadt ein passendes Bild zu geben; Volksgewühl, unglaubliche Regsamkeit, Wohlstand und Nettigkeit zeigen sich überall, doch aber hat jeder von den drei Haupttheilen der Stadt einen durchaus verschiedenen Charakter. Die City, der älteste Theil, zeigt neben mehreren geraden und breiten Straßen freilich auch viel enge, winkliche und krumme Gassen; Westminster im Gegentheil hat beinahe durchaus nur herrliche, gerade, in rechten Winkeln sich durchschneidende Straßen; Southwark endlich mit seinen unordentlich zusammengehäuften Häusern hat mehr das Ansehn einer alten Fabrikstadt. Auch ist die Lebensart durchaus verschieden. Die City ist der Sitz des großen Handels, der wohlhabenden mittlern Bürgerklasse; die östlicheren Theile derselben sind dem Großhandel ganz ausschließlich eigen: hier sieht man nichts als ungeheure Waarenlager, Docken und ziemlich ärmliche Häuser, von Matrosen, Seilern und allen den Handwerkern und Arbeitern bewohnt, die der Handel und die Schifffahrt beschäftigen. Westminster ist der ausschließliche Aufenthalt des Hofes, der Großen, der reichen Gutsbesitzer, kurz aller derer, die zur vornehmen und glänzenden Welt gehören. In ganz London ist die Ordnung der Tageszeiten mehr oder weniger verkehrt, die Nacht wird zum Tage gemacht. Vor 8—9 Uhr sind selbst die Straßen der City einsam, erst um 10 Uhr giebt Westminster einige Lebenszeichen und für die eigentlich vornehme Welt bricht der Tag nicht vor 11 Uhr an. Natürlich wird nun der Abend und die Nacht die Zeit des eigentlichen Lebens für die Bewohner von Westminster, und eben dies nöthigt auch den betriebsamen Bürger der City, seinen Laden bis spät in die Nacht hinein zu erleuchten. Eben diesem Umstande ist es vielleicht mit beizumessen, daß keine Stadt in der Welt so vortrefflich erleuchtet ist als London; die Hauptstraßen vorzüglich, wo ein glänzender Laden sich an den andern drängt, bieten jeden Tag ein Schauspiel dar, welches man nur mit den prachtvollsten Illuminationen anderer Städte einigermaßen vergleichen könnte. Am glänzendsten ist die Erleuchtung in denjenigen Straßen, wo die Gasbeleuchtung, die sich schon in mehrern englischen Städten findet, eingeführt ist. Das Pflaster ist durchweg vortrefflich und überall sind an den Seiten für die Fußgänger breite mit flachen Steinen gepflasterte Nebengänge, so daß der mittlere Raum einzig von Pferden und Wagen benutzt wird. Ein Versuch, den man gemacht hat, die Straßen mit Fliesen von Gußeisen zu belegen,

ist als unzweckmäßig wieder aufgehoben worden. Keine andere Stadt hat wohl so wenig ausgezeichnete Privatgebäude als London. Beinahe alle Häuser ohne Ausnahme sind von Backsteinen, ohne Bewurf und werden in kurzer Zeit von dem ewigen Steinkohlendampfe geschwärzt; dabei sind sie selten über 3 Stockwerke hoch, nur 3 höchstens 4 Fenster breit, und nur für Eine Familie eingerichtet. Prachtgebäude muß man also in London nicht suchen, dafür aber geben die unzähligen glänzenden Laden und die Reinlichkeit und Nettigkeit der Straßen und Häuser einen Anblick, wie ihn keine andere Stadt gewährt. Vorzüglich reizend in dieser Hinsicht sind die Squares, viereckige Plätze, von zierlichen Häusern eingefaßt und in der Mitte ein von einem oft eisernen Gitter umschlossener Rasenplatz, zu welchem jeder angränzende Hausbesitzer den Zutritt hat. Die Squares sind vorzüglich häufig in Westminster, wo Grosvenor Square mit Georgs II. Statue von vergoldetem Erz wohl das glänzendste von allen ist. Der große und schöne Russel el Square prangt mit dem 57 F. hohen, schönen, mit der erznen Bildsäule des Herzog von Bedfort gezierten Denkmal. Und solcher Squares zählt London 71; außerdem noch 34 öffentliche Plätze, meist als Marktplätze benutzt. Was dem Fremden am meisten in die Augen fällt, ist freilich die unglaubliche Zahl und der ungewohnte Glanz der Kaufläden; doch ists nur der Londner Kleinhandel, mercery, trade; der wahre, ungeheure Reichthum des Großhandels fällt bei weitem weniger in die Augen. Oft in den engsten Gassen ist das finstre Comptoir eines Großhändlers. Er selbst wohnt vielleicht, doch nur in einem bescheidenen Hause, in Westminster, und kommt nur täglich zu seinem Geschäft in die City. London besitzt nur äußerst wenig ausgezeichnete Werke der Baukunst. Wir wollen jetzt die merkwürdigsten derselben kennen lernen, und zwar zuerst in der City. Hier finden wir, beinahe am östlichen Ende der Stadt und am Ufer der Themse, den Tower, eine alte Burg, die viele Gebäude enthält und mit einem Wassergraben umgeben ist. Wilhelm der Eroberer soll hier einen festen Thurm erbaut haben, um London im Zaum zu halten; nachmalige Erweiterungen haben ihm seine jetzige Gestalt gegeben. Man findet jetzt darin ein sehr reich versehenes Zeughaus, nebst einer Sammlung alter Waffen, worunter sich auch Beutestücke von der 1588 vernichteten spanischen Armada befinden; ferner die Reichskleinodien, die aber nur hinter einem eisernen Gitter in einem dunkeln Gewölbe gezeigt werden; eine unbedeutende Menagerie wilder Thiere, mehrere Archive u. s. w. Der Tower hat von jeher zum Staatsgefängniß gedient, daher auch manche bedeutende Personen aus der englischen Geschichte, Könige und Königinnen, hier ihr Leben geendet haben und in der Kirche, die sich hier befindet, begraben liegen. Die Thorwächter dieser Burg tragen noch die alterthümliche Kleidung, wie sie zur Zeit der Kaiserin Elisabeth üblich war. Das große, ganz frei stehende Zollhaus, nahe am Tower und am Ufer des Flusses, ist 1815—1817, nachdem das alte unansehnliche abgebrannt war, sehr schön und meist von Quaderstücken wieder aufgebaut worden. Die Münze, ein neues und eines der schönsten Gebäude in London, liegt nordöstlich dicht am Tower. Ehemals war die Münze im Tower selbst. Die Börse und die Bank, zwei für den Handel, ja für die Existenz des britt. Reiches so unendlich wichtige Orte, entsprechen ihrer Wichtigkeit nur wenig, und sind nichts als plumpe Gebäude. In der Nähe der Börse befinden sich eine zahllose Menge Kaffeehäuser, auf denen große Geschäfte gemacht werden (hieher gehört Lloyds, in dem obern Stockwerke der Börse selbst befindliches, berühmtes Kaffeehaus, eigentlich mehr ein Sammelplatz der größten Kaufleute, besonders der Assekurateurs und Mäkler, dessen sich die Regierung bedient, um der Kaufmannschaft schnell öffentliche Neuigkeiten mitzutheilen); das Posthaus, die Assekuranzhäuser, das Rathhaus (Cudilhall), der Pallast

des Lords Mayors (der ersten Magistratsperson in der City), the Mansionhouse genannt, die Häuser der ostindischen und anderer Handelsgesellschaften u. s. f. Das Londner Irrenhaus Bethlem, nach dem Muster der Tuilerien in Paris erbaut, ist seit kurzem wegen Baufälligkeit verlassen worden und die Kranken sind nach einem großen und schönen Gebäude im südlichen Theile der Stadt gebracht worden, welches jetzt den Namen Bethlem hospital führt. Bedeutender in jeder Hinsicht ist das allein durch freiwillige Beiträge gegründete und erhaltene St. Lukas Hospital für Wahnsinnige. Ferner ist hier merkwürdig die Paulskirche, beinahe im Mittelpunkte der Stadt. Sie wurde größtentheils nach dem Muster der Peterskirche in Rom, im Anfange des 18. Jahrh. von 1675—1710, von dem berühmten Architekten Christoph Wren erbaut und ist unstreitig das herrlichste Denkmal der neuern Baukunst in England. Sie hat 500 F. Länge, 250 F. Breite und eine Höhe von 404 Fuß. Die herrliche Kuppel, die sie ziert, hat 145 F. im Durchmesser. Das Gebäude ist aus Portlandstein, in Gestalt eines Kreuzes aufgeführt. Zwei Reihen sehr massiver Pfeiler theilen das Innere in ein Schiff und Seitenflügel. Die günstigste Ansicht giebt es von Lutgatestreet aus, wo die große Säulenhalle von zwölf gekuppelten korinthischen Säulen, mit einem Säulengang von acht gleichfalls gekuppelten Säulen der gemischten Ordnung darüber, eine auffallende Wirkung hervorbringt. Im Fronton dieses Vorsprungs ist St. Paulus Bekehrung in Relief dargestellt, eine Arbeit von Francis Bird. Die nordwestl. und südwestl. Ecken der Kathedrale schmücken zwei Thürmchen. Auf der Südseite, welche der nördlichen entspricht, ist unter dem Phönix im Fronton das sogenannte Resurgam. Vorzüglich gefällig sind die Formen der Kuppel, und in der Ansicht von London gehört sie zu den bemerkenswerthen Punkten. Aber die innere Ausschmückung dieses Gebäudes entspricht nicht seinem äußern Prunke. Der Fußboden ist von schwarzen und weißen Marmorplatten schachbrettmäßig zusammengesetzt, vermehrt aber den Eindruck der Leere, welche diese hohen Mauern ohne Ausschmückung hervorbringen. Man hat ihn mit Fahnen, den Trophäen der brittischen Tapferkeit, aufzuputzen angefangen. Die günstigste Ansicht hat man am Flügelgange (the whispering gallery) am untersten Kreise der Kuppel, und dort nehmen sich auch James Thornhills Darstellungen aus dem Leben Paulus in den Fächen der Kuppel am vortheilhaftesten aus. Die große Glocke wird nur beim Tode eines Gliedes der königl. Familie, des Lordmayors, des Bischofs von London und des Dechants der Kirche geläutet. Auf 616 Stufen kann man zu der Kugel kommen, welche über dieses schöne Gebäude hinwegragt. Um die Einförmigkeit des Innern zu unterbrechen, hat man seit 1790 angefangen, Denkmäler und Bildsäulen erlauchter Todten in ihr aufzunehmen. Das erste dort aufgestellte Denkmal galt dem Andenken John Howards, das 1796 dem Publikum gezeigt ward. Auch Nelson, der in einer Gruft in der Mitte des Gebäudes beigesetzt ist, fand dort durch Flaxman ein bemerkenswerthes Denkmal, ebenso Sir W. Jones, Graf Howe, Sir John Reinold u. s. w. Auch Wren hat hier seine Grabstätte. Die Kosten des Baues berechnet man auf 1½ Millionen Pfund Sterling. Die übrigen Kirchen in London sind in architektonischer Hinsicht unbedeutend, wovon aber die schöne, in einem einfachen Styl erbaute Stephanskirche eine Ausnahme macht. Endlich erwähnen wir das Monument, eine über 200 F. hohe, ionische, cannelirte Säule, von dem Baumeister der Paulskirche, Wren, ausgeführt und zum Andenken der großen Feuersbrunst errichtet, welche 1666 über 13.000 Häuser in Asche legte. Sie hat eine, den damaligen Zeitgeist charakterisirende Inschrift, welche die Katholiken als die Urheber jenes Uebels bezeichnet. In Westminster bemerken wir vor allem die herrliche Westminster-Abtei, eins der größten und zugleich

zierlichsten Ueberbleibsel der gothischen Baukunst, deren vollendetster und schönster Theil die von Heinrich VII. angebaute Kapelle ist, worin sein Begräbniß und das der Elisabeth und der Maria Stuart sich befinden. Hier ruhen die meisten Könige von England, und vielen ausgezeichneten Helden, Staatsmännern, Gelehrten, Dichtern, Künstlern hat die Dankbarkeit der Nachwelt dort Monumente errichtet. Friedlich neben einander stehen die Grabmäler der Maria Stuart und der Elisabeth, Cromwells und der Stuarts. Die Kirche ward im 13. Jahrh. unter Heinrich III. zu bauen angefangen, die beiden schönen Thürme aber erst 1735 nach der Zeichnung Wrens vollendet. Ein sehr lobenswerthes Unternehmen der neuesten Zeit ist die künstliche Ausbesserung der verwitterten Theile des ehrwürdigen Gebäudes. Die schadhaften Steine wurden behutsam ausgehoben und durch neue, in ganz gleichem alterthümlichen Geschmack verzierte, ersetzt, welchen man durch Bestreichung mit Oel auch die Farbe der alten zu geben weiß. Zu den schönsten Bildsäulen Londons gehören außer den erwähnten, die Statue Carls I. zu Pferde auf dem Platze Charingcroß und die vortreffliche Statue Jakobs II., in dem Hofe eines der schönsten Gebäude von Westminster, Banquettinghouse oder Whitehall genannt, vor welchem Carl I. enthauptet ward. In neuerer Zeit ist dem berühmten Fox eine Statue auf dem Bloomsbury Square, im nördlichen Theile der Stadt, errichtet worden. Ferner ist hier Westminster-Hall, worin sich die beiden Häuser des Parlaments und mehrere Gerichtshöfe versammeln. Westminster-Hall selbst ist ein ungeheurer Saal, 275 F. lang und 74 breit, worin die Könige gekrönt und in welchem Carl I. gerichtet und verurtheilt ward. An diesen Saal stoßen die Säle und Zimmer verschiedener Gerichtshöfe, als der Kings bench, der Court of commen Pleas u. a. Eins der unansehnlichsten Gebäude in ganz London ist die Residenz des Königs, St. James palace, ein altes, finstres, von Backsteinen erbautes und von der Zeit sehr angegriffenes Gebäude. Seine Lage, am westlichen Ende der Stadt, ist angenehm. Hier befinden sich, untereinander zusammenhängend, die 3 einzigen Spaziergänge der Stadt. An den Pallast selbst stößt der St. James-Park; westlicher von diesem der Green-Park und nordwestlich von diesem der Hyde-Park. Diese bestehen alle nur aus großen, unregelmäßig mit Bäumen bepflanzten Wiesen, in deren Mitte sich ein Wasserbecken befindet. Die das Ganze umgebenden Alleen so wie auch die in der Nähe befindlichen königlichen Gärten von Kensington werden häufig von Londner Spaziergängern besucht, und sind Sonntags der Hauptsammelplatz der schönen Welt. Auch die übrigen Palläste der königl. Familie, als Buckinghamhouse oder der Pallast der letztverstorbenen Königin, zwischen Green-Park und St. James-Park, sind zwar geschmackvoll aber nicht prächtig erbaut. Man beschäftigt sich gegenwärtig mit dem Plane, Buckinghamhouse niederzureißen, und an dessen Stelle einen, dem Range und dem Wohlstande der Nation angemessenen Königspallast zu erbauen, woran es bisher gefehlt hat. Carltonhouse, der Pallast Georgs IV., des Prinzregenten, mit einer ungemein reichen Sammlung von Waffen aller Nationen und aus verschiedenen Zeiten, die durch die neuen Siege der Engländer in Indien, Aegypten, Spanien und bei Waterloo, großen Zuwachs erhalten hat. Diese ganze Gegend der Stadt gehörte bisher zu den ödesten, weil die regierende Familie sich größtentheils zu Windsor aufhielt und überhaupt sich durch Einfachheit und Zurückgezogenheit vor den meisten Großen des Landes vortheilhaft auszeichnete. Endlich Sommersethouse, ein großes, prächtiges aber schwerfälliges Gebäude am Ufer der Themse, worin der königl. Societät der Wissenschaften, der königl. Akademie der Künste und der Alterthumsgesellschaft und verschiedenen Staatsbehörden Zimmer eingeräumt sind; das Coventgarden-Theater; das Drurylane-Theater, das italienische

Opernhaus und das Sommertheater zu Haymarket; das brittische Museum, eine Sammlung von schätzbaren Alterthümern, naturhistorischen Seltenheiten, Münzen, Medaillen und Büchern, welche erst neuerlich durch den Ankauf der von Lord Elgin in Griechenland zusammengebrachten Alterthümer ansehnlich vermehrt worden. Mit englischem Aufwande baut man in diesem Augenblicke zu London ein Museum, wo die bisher so unwürdig aufgeschichteten Denkmäler und Seltenheiten, die Beute mehrere Welttheile, eine entsprechendere Unterbringung finden werden. Erst wenn dieser Bau vollendet seyn wird, darf man hoffen, genaue Kenntniß von dem Schatze, der täglich anwächst und an unserm Landsmann Noehden einen tüchtigen Aufseher hat, zu erhalten. Das Findlings-Hospital; das London-Infirmary oder Hospital, eine der schönsten Anstalten in ganz England. Im südlichen Theile der Stadt, oder in Southwark, befinden sich nur 3 bedeutende Gebäude. 1) Lambeth-Pallast, ein altes, in verschiedenen Zeiten aufgeführtes und daher unförmliches Gebäude, am äußersten westlichen Ende, am Ufer des Flusses, die Wohnung des Erzbischofs von Canterbury. 2) Das große Gefängniß Kingsbench bloß für zahlungsunfähige Schuldner, welche darin oft mit ihren Familien wohnen, und alle mögliche Freiheit genießen, so daß darin Bälle und Concerte gegeben werden. 3) Das New-Bethlem-Hospital, wovon oben die Rede gewesen. London besitzt 16 Seminarien und lat. Schulen, 5 theologische Collegien, 16 juristische Collegien, Collegien für Aerzte, 237 Freischulen, worunter die meisten nach Lancasters Methode; ferner eine Veterinärschule, Blinden- und Taubstummeninstitute; an gelehrten und nützlichen Anstalten, außer den schon angeführten, eine Landwirthschaftsgesellschaft, Gesellschaft zur Aufnahme der Künste, der Manufakturen und des Handels, Gesellschaft zur Entdeckung des Innern von Afrika, Palästinagesellschaft, architektonische Gesellschaft, Gesellschaften für Chemie, Mineralogie, Botanik, Gartenbau; Gesellschaft zur Verbesserung der Schiffbaukunde, Gesellschaft zur Abschaffung des Negerhandels, Gesellschaft zur Beförderung christlicher Kenntnisse, Bibelgesellschaft (s. d. Art.), Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, Gesellschaft gegen Laster und Unsittlichkeit, Rettungs- und andere wohlthätige Gesellschaften. Man findet in London viele und mannichfaltige Fabriken, vorzüglich in Seide, Baumwolle, Wolle, Teppichen, Leder, Tapeten, Zucker (von großer Ausdehnung), Talglampen, Glas, Spiegel, Kupfer, Eisen, Stahl, Gold, Silber, chirurgischen, mathemat. und astronomischen Instrumenten, Nadeln, Messer, Hüten, Kunst- und Messingwaaren, Schrot, Kutschen, Möbeln, Fortepianos rc. Zu den bedeutendsten Gewerben aber gehört vorzüglich die Bierbrauerei, da Bier das Hauptgetränk der Engländer ist. Unter den Londoner Brauereien sind einige riesenhaft zu nennen. Außer den Menschen und Pferden, welche das Verführen des Biers beschäftigt, sieht man im Innern der Anstalt wenig Menschen. Eine Feuermaschine ist der unsichtbare Hebel, der Alles, das Getreide, das Wasser, die Tonnen, in Bewegung setzt. Das fertige Bier wird in den Kellern in so ungeheuren Fässern aufbewahrt, daß die größeren beinahe ½ Million Maß fassen und das Zerspringen eines derselben vor einiger Zeit einige Häuser zerstörte und überschwemmte. Der äußerst wichtige Handel hat ⅔ des ungeheuren brittischen Handels in seinen Händen. Das Kapital, welches seine Kaufleute im Umlaufe haben, ist unermeßlich und gar nicht zu schätzen. Die Stadt besitzt an 5000 Schiffe. Jährlich laufen in den Hafen, in welchen oft 1000 Schiffe beisammen liegen, 13.000 Schiffe ein, und zu Lande fahren 40.000 Wagen und Karren mit Gütern ab und zu. Ferner hat London eine große Bank (s. d. Art.). Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Handelswelt, daß, indeß alle Gläubiger

der andern europäischen Banken mehr und weniger im Druck der Zeiten durch die Hand der eignen Regierung oder fremde Gewalt litten, die Londoner Bank nicht allein die empfangenen Valuta, sondern sogar in einer, jetzt um $^1/_8$ bessern Valuta, d. h. in Golde, ihre Schuld abträgt, worin sie ihre Deposita empfing. Gleicher Zwang traf alle englischen Privatbanken und Schuldner in der Landmünze überhaupt. Uebrigens ist die Londoner Bank eine wahre Weltbank und die quantitative Menge der ausgegebenen Banknoten steht immer im Verhältniß mit dem Cirkulationsbedürfniß. Sie kann nur fallen durch einen Nationalbanquerott, oder durch Heruntersetzung der Staatsschuld, verbunden mit augenblicklichen starken Vorschüssen an die Regierung, bei dem ungeheuren Belang ihres Corporationscapitals. Für eine mäßige Entschädigung hebt und zahlt die Bank die meisten Staatseinkünfte, und namentlich alle Zinsen der Staatsschuld. Ihr Privilegium läuft bis zum Jahr 1832. Die Bank beschäftiget an Personal jetzt über 400 Personen. Das Maximum, was die Londoner Bank jemals zu gleicher Zeit umlaufen ließ, war 54.000.000 Pf. Sterl. Jetzt mag der Umlauf in Zetteln der Londoner Bank ungefähr die Hälfte betragen. London ist außerdem der Sitz der ostindischen Compagnie und denen der Südsee, der Levante, der Hudsonsbai, der afrikanischen und der englischen Heringsfischerei-Gesellschaft. Man zählt 72 Privatbanken, 2 privilegirte Assekuranzgesellschaften auf Schiffe und 14 andere Assekuranzgesellschaften. Im Verhältniß zur Größe der Stadt, zu ihrer Menschenzahl, ihrem Reichthume, haben Londons Einwohner weniger Gelegenheit, sich zu unterhalten, als wie jede andere europäischen Hauptstadt; es mag dies nun Folge zufälliger Umstände oder des eigenthümlichen englischen Charakters seyn. Die große Geschäftigkeit von der einen und die Liebe zum ungestörten häuslichen Leben, welche die besseren Familien auszeichnet, von der andern Seite, machen den Engländer mißtrauisch und verschlossen; nur ungern und nur für wahre Freunde opfert er seine Zeit und seine Bequemlichkeit. Die Zahl und die Größe der Schauspielhäuser steht in gar keinem Verhältniß zu der ungeheuren Bevölkerung. Man zählt zwar im Ganzen hier 8—9 Theater, aber von allen diesen ist während des Sommers nur eins der kleineren, Haymarket, eröffnet, und auch dies nur selten gefüllt. Der Engländer ist bei weitem nicht so schauspiellustig als der Franzose, ja selbst als der Deutsche. Im Winter, d. h. vom 15. Sept. bis zum 15. Mai, wird auf allen Theatern gespielt. Die größern sind Drurylane, ein ungeheures Gebäude, das wohl 4000 Zuschauer fassen kann, und das kleinere Coventgarden. Letzteres gehört zu den schönsten Bühnen und ist nach dem Muster des Minervatempels in Athen gebaut. Die Zahl der Zuschauer, die es faßt, beträgt gegen 3000. Die ganze Einnahme gewährt dann etwa 1000 Pfund. Auf beiden werden vorzüglich Trauerspiele aufgeführt, und es gereicht den Engländern zur Ehre, daß Shakespeare noch immer ihr Liebling ist; obgleich seine Stücke nicht wie wir sie lesen, sondern sehr und oft ungeschickt verkürzt gegeben werden. Der Geschmack des Pöbels hat auch diese Theater genöthigt, nach jedem größeren Stücke kleine Possen, farces oder entertainements, Pantomimen und andere oft sehr unanständige Späße darzustellen. Uebrigens hat kein Londoner Theater eine stehende Truppe, sondern die Schauspieler werden immer nur für eine Theaterzeit, season, angenommen, gehen daher oft von einem zum andern und bereisen in der Regel während des Sommers die Provinzen. England hat viele ausgezeichnete Schauspieler gehabt: der größte von allen, dessen Ruhm alle überstrahlt, ist Garrick (s. diesen Art.), eben so ausgezeichnet im Tragischen wie im Komischen. Die italienische Oper ist ein sehr geräumiges Gebäude, seit 1818 glänzt es in seiner gegenwärtigen Gestalt im Aeußern, das von einer Colonade von eisernen Säulen in dorischer Ordnung geziert ist, wie

im Innern. Es giebt dem Theater in Mailand wenig nach. Jede Loge ist mit Vorhängen versehen, wie in Neapel, damit die Zuschauer sich ganz isoliren können. Die Vorstellungen beginnen im Januar und dauern wöchentlich zwei Mal, bis zum August. Man rühmt besonders die Schönheit der Ballete, die hier gegeben werden. Auf dieser Bühne glänzte die Catalani, Maria Sessi, die Strina Sachi; was Italien und Frankreich an Tänzern und Sängern Großes hat, findet hier stets den Schauplatz für seine Talente. Das neu erbaute Cobourg-Theater in Southwark ist das schönste Gebäude von allen. 1816 entstand das English opera-house, dessen Namen sogleich auch seine Bestimmung angiebt, und seit 1818 stand noch ein Herr Mathews auf, der ungefähr, gleich unserm Deklamator Solbrig, sein Publikum ganz allein zu ergötzen weiß. Er giebt gewöhnlich 40 Vorstellungen jeden Sommer und trägt dann ein Abenteuer auf einer Postkutsche, bald einen Abstecher nach Paris, bald die beiden Mühmchen vom Lande, bald die große Reise durch die Luft, Erde und Wasser vor. Sein Witz, seine Mannigfaltigkeit, ziehen die ausgesuchteste und zahlreichste Gesellschaft in seine kleine, ihm selbst zuständige Bühne. Die kleinern Theater: the royal circus, Asthley's Theater und Sadlers Well, sind im Innern sehr niedlich eingerichtet. Man giebt hier bloß Possen, Pantomimen und zuweilen auch wohl Reiterkünste. In Sadlers Well sind sogar die alten Seegefechte der Römer aufgelebt, indem der große, innere Raum auf dem Boden ein Wasserbecken bildet. Der Bajazzo, Grimaldi, spielt eine Hauptrolle bei den Vorstellungen daselbst. Die Kaffeehäuser tragen hier ebenfalls das Gepräge des ungeselligen Nationalcharakters; es sind meist große, tiefe und daher finstre Säle. Die Zeitungen, deren in London eine unglaubliche Zahl täglich erscheinen, machen die einzige Unterhaltung aus. Zu den beliebtesten Vergnügungsörtern sowohl der bemittelten Bürgerklasse, als selbst der höhern Stände, gehören die beiden Gärten Ranelagh und Vauxhall (vergl. d. Art.), beide außerhalb der Stadt. Die Gegend um London, ohne besondere Naturschönheiten, ist begreiflicher Weise außerordentlich angebaut. Vorzüglich an der Themse, oberhalb und unterhalb drängen sich Städte und Dörfer. Verfolgen wir die Themse östlich, nach ihrem Ausflusse zu, so finden wir den von den Londonern häufig in Gondeln besuchten Flecken Greenwich (s. d. Art), dessen Park einen lieblichen Spaziergang darbietet. Westlich von London liegen die königlichen Lustschlösser und die Landsitze einer großen Menge reicher Privatleute. Wir bemerken hier: Chelsea, an der Themse, mit mehr als 9000 Einw.; es ist nur als ein Theil von London zu betrachten. Hier befindet sich das große vorzüglich eingerichtete Invalidenhaus für die Landtruppen. Das prächtige Dorf Richmond, der Lieblings-Sommeraufenthalt der Londoner feinen Welt, besitzt ein gutes Theater. An den Park von Richmond stoßen die königl. Gärten von Kew; der eigentliche botanische Garten ist einer der besten und reichsten in der Welt. Einige Meilen weiter gegen Westen am rechten Ufer der Themse liegt das berühmte Schloß Windsor, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königlichen Familie. S. Windsor. Diesem gegenüber liegt der berühmte Schulort Eton (s. d. Art.). Dicht bei demselben liegt das ansehnliche Dorf Slough, wo der berühmte Astronom Herschel sich aufhielt. Außerdem ist die ganze Gegend zwischen Windsor und London mit Landsitzen der Reichen und Großen übersäet.

Londonderry (Marquis von), s. Castlereagh.

Londoner Bank, s. Bank (englische).

Longimetrie, s. Geometrie.

Longinus (Dionysius), ein platonischer Philosoph und berühmter Rhetor. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben.

Einige glaubten, daß er aus Emesa in Syrien gebürtig war, vielleicht weil ein Rhetor aus Emesa, Cornelius Fronto, ein Enkel des Plutarch, ihn zum Erben eingesetzt hatte. Nach Rhunken war Athen sein Geburtsort. Er verstand die syrische Sprache sehr gut, weil er sich lange in Phönicien und zu Palmyra bei der Königen Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptstudium wandte er auf die griechische Literatur, und hörte zu Rom, Athen und vielen andern Orten, die damaligen berühmtesten Gelehrten, insbesondere Ammonius Saccas, der zu Alexandria die platonische Philosophie lehrte, und den Origines. Er hatte die stoische und peripatetische Philosophie wohl inne, verliebte sich aber so in die platonische, daß er den Geburtstag ihres Stifters jährlich mit einem Gastmahle feierte. Ganz vorzüglich aber war er in der Sprachkunst, Kritik, Beredsamkeit, der Geschichte der Gelehrsamkeit und den Antiquitäten bewandert. Auf den Ruf der Königin Zenobia ging er nach Palmyra, um sie in der griechischen Gelehrsamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich gebrauchte sie ihn aber auch in Staatsgeschäften und ernannte ihn zum Staatsrath. Dadurch wurde er in das unglückliche Schicksal dieser Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiser Aurelian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß sie ihre Rathgeber entdeckte, so wurde Longin, als der vornehmste unter ihnen, ergriffen, und im J. nach Chr. Geb. 273 enthauptet. Er erlitt den Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philosophen. Von seinen Schriften, worunter sich auch einige philosophische befinden, ist nur noch, aber auch verstümmelt, sein Werk vom Erhabenen, περὶ ὕψους übrig, worin er mit dem feinsten kritischen Gefühl die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beispiele vortrefflich erläutert. Die beste Ausgabe davon ist: Gr. et Lat. c. n. Joh. Toupii, accedunt amendationes Dav. Ruhnkenii. Oxon, 1773, die neueste von Benj. Weiske, Leipzig 1809. Eine gute deutsche Uebersetzung haben wir von Schlosser, Leipz. 1781.

Longobarden oder **Langobarden**, ein bekanntes deutsches Volk vom Stamme der Hermionen oder Sueven, daß aber mitten unter den Istävonen wohnte. Ihre ältesten Sitze waren auf der Ostseite der Elbe, in den östlichen Theilen des Fürstenthums Lüneburg und in der Altmark, oder dem sogenannten Bardengau, der höchstwahrscheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand sie Tiber auf seinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Tiber habe sie bis hinter die Elbe vertrieben, aber Vellejus, der selbst den Zug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Longobarden im Bunde mit den Markomannen unter Marobodus. Als dieser aber zu despotisch herrschte, schlugen sich die Longobarden zum Bunde der Cherusker; auch scheinen sie damals ihre Sitze an der Elbe verlassen und sich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Als nun die Cherusker durch eine Reihe von Unfällen geschwächt worden waren, benutzten dies die Longobarden, um sich mehr auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen, so daß sie ihnen auch den von den Cheruskern vertriebenen Fürsten Italikus wieder aufnöthigten. Dieses sonst mächtige Volk wurde jetzt so erniedrigt, daß die Longobarden alle Wohnplätze desselben an der Nordseite des Harzes besetzten, und das mächtigste unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge treffen wir sie nun zwischen der Weser und dem Rheine in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Tubanten, Marser und Cherusker, oder nach unsern Karten in dem größten Theile von Cleve, dem südlichen Strich des Bisthums Münster, in der Grafschaft Recklingshausen, dem nördlichen Theile der Grafschaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürstenthums Kalenberg bis an den Steinhuder See, in dem Fürstenthum Wolfenbüttel, dem Hochstifte Hildesheim und im südlichen Theile des Fürstenthums Lüneburg, der von der

Aller und Leine eingeschlossen wird. In diesen Wohnsitzen erhielten sie sich so lange als das herrschende Volk, bis der aus dem alten Cherusker-Bunde neu entstandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen sie wieder geltend machte, und so nach aller Wahrscheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurück drängte. Zweihundert Jahre lang hörte man dann von ihnen weiter nichts, bis sie am Ende des 5. Jahrhunderts auf einmal wieder an der Nordseite der Donau zum Vorschein kamen und, nachdem sie 526 Pannonien in Besitz genommen, mit Hülfe der Römer das Gepidenreich zertrümmerten. Dann eroberten sie 568 unter ihrem Könige Alboin, von dem Statthalter Narses gerufen, in Kurzem Oberitalien, das nun den Namen des Reichs der Longobarden (späterhin der Longobardei) erhielt. Unter den folgenden Königen breiteten sie ihre Herzogthümer weiter aus, vorzüglich unter Luitprandus, der sich sogar Ravenna's und anderer den orientalischen Kaisern zugehörigen Orte bemächtigte. Da aber die Longobarden dem Papste zu furchtbar wurden, so rief dieser Carl den Großen zu Hülfe, der 774 den longobardischen König Desiderius nach einer langen Belagerung in Pavia gefangen nahm, ihn nebst seiner Gemahlin zu Lyon in Frankreich in ein Kloster steckte und so der Herrschaft der Longobarden in Italien, welche 206 J. gedauert hatte, ein Ende machte.

Longwood, s. St. Helena.

Longus, der beste erotische Dichter der Griechen, dessen Roman Poimenica, welcher die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt, eine durch Einfachheit anziehende Dichtung verschiedene schöne Beschreibungen enthält. Unter den ältesten Ausgaben ist die beste von Villoison (Paris 1778, deutsch von Grillo, Berlin 1764). Die vollständigste Ausgabe lieferte Courier 1810 in Rom 8. nach einer florentinischen Handschrift und regte dadurch, daß er dieß Manuskript durch einen großen Tintenfleck an der hauptsächlich verbesserten Stelle beschädigte, den Eifer des Bibliothekars del Furia an, der um dies zu ahnden, dem Publikum den Vorgang erzählte und den großen Tintenfleck mit abzeichnen ließ.

Lootse, Lothse, heißt ein des Fahrwassers in Flüssen und auf Inseln im Meere und an den Meeresküsten durchaus kundiger Steuermann, so daß er zuverlässiger als der eigentliche Steuermann am Bord des Seeschiffs, ein oft sehr tief gehendes Schiff zu leiten vermag. Gemeiniglich bildet die Polizei Lootsengesellschaften und gibt ihnen zur Dienstregel für das Publikum, eine Lootsenordnung mit einer bestimmten Taxe für ihre Dienstleistungen, mit einer Einrichtung, welche die angestellten jungen Lootsen in der genauesten Kenntniß des Fahrwassers und der Strömung einweihet. Manche Lootsengesellschaften, auf großen schiffbaren Strömen bedienen die ein- und auslaufenden Schiffe auf gewissen Stadien und nicht bis zum Flußhafen oder der äußeren Rhede eines Flusses.

Lope de Vega, s. Vega (Lope de).

Loretto, Stadt in der päpstlichen Delegation Ankona, auf einem Hügel, 3 Meilen vom Einfluß des Musone in das adriatische Meer, 5 Posten von Ankona, mit tiefen Graben und Thürmen umgeben, mit 2 Vorstädten, 7000 Einw. und einem mit dem zu Rekanati vereinigten Bisthum, in dessen Kathedrale das heilige Haus (santa casa) oder die Hütte der Maria steht, welche die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati in Dalmatien, von da 1294 nach Italien in die Gegend von Rekanati und endlich 1295 hierher gebracht haben sollen; es ist von außen mit Marmor überzogen und aus Cedernholz und Backsteinen von ungleicher Größe gebaut, 30 Fuß lang, 15 Fuß breit und 18 Fuß hoch, und mit vielen innern und äußern Kostbarkeiten verziert; auch zeigt man das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria kam, als er ihr die Geburt des Heilands verkündigte. Sonst wallfahrteten jährlich

an 100.000 Pilgrime aus dem kathol. Europa hierher, darunter an 2000 Franzosen, 5000 Deutsche, 400 Dalmatier, 300 Niederländer, die übrigen Italiener; daher war hier ein großer Schatz, der neuerlich zur Bezahlung der französischen Kontributionen und Requisitionen vom heil. Vater verwandt worden ist. Nach einer Stiftung des Kaisers Ferdinand III. wird ein Kaplan zu Loretto unterhalten, der täglich in dem heiligen Hause für das Haus Oestreich Messe liest. Handel mit Rosenkränzen, Medaillen, Bildern rc.

Lorme (Marion de), s. Delorme.

Lorrain (Claude), s. Gelée (Claude).

Löschen heißt in der Schiffersprache, Frachtwaaren aus einem Schiffe ans Land oder durch sogenannte Lichter, nach großen Schiffen zur weitern Seeversendung fortschaffen. Der Schiffer bedingt sich gemeiniglich im Frachtkontrakt die kurzmöglichste Ausladung und eine Entschädigung, wenn er über gewisse Tage hinaus aufgehalten wird.

Loth, der 32ste Theil eines gemeinen oder der 24ste Theil eines Apothekerpfundes; 2) ein an einer Schnur befestigter schwerer, gemeiniglich bleierner Körper, womit die Seefahrer die Tiefe des Meeres, die Werkleute aber den senkrechten Stand eines Körpers erforschen, welches lothen heißt: 3) eine zusammengesetzte Masse, oder ein leichtflüssiger metallischer Körper, die Fugen eines strengflüssigen damit zusammen zu löthen oder zu schmelzen.

Löthen ist das Verbinden zweier Metalle, durch ein weicheres reines oder gemischtes Metall, vermittels des Löthrohrs, welches durch Zugluft die Lichtflammen auf das zum Schmelzen bestimmte Metall leitet und dadurch flüssig macht.

Lothringen, welches jetzt die franz. Depart. Maas, Wasgau, Mosel und Meurthe und auf 479 □M. 1.450.000 Menschen zur Bevölkerung besitzt, war ehemals ein Theil des Königreichs Austrasien und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen, getheilt. Zum erstern gehörte alles Land, das zwischen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis ans Meer lag; der andere aber umfaßte die Länder, welche sich zwischen dem Rheine und der Mosel bis an die Maas erstreckten. Das jetzige Lothringen gränzt gegen Osten an das Elsaß, gegen Westen an Champagne, gegen Norden an das Großherzogthum Luxemburg, die preußische Provinz Niederrhein und den Rheinkreis des Königreichs Baiern, und gegen Süden an die Franche Comté. Dies zwischen den Ardennen und Vogesen gelegene Land ist eben daher meistens gebirgig, doch nicht unfreundlich und unfruchtbar. Es bringt Getreide, Obst und selbst Wein, jedoch letztern von keiner besondern Beschaffenheit, hervor; die Berge liefern Holz und Eisen. Auch hat es einige ausgezeichnete Salz- und Mineralquellen. Die bedeutendsten Flüsse sind, die Maas, die Mosel, die Meurthe und die Saar. Die Einwohner, Lorraines, haben sich von jeher als gute Soldaten gezeigt; sie sind eifrige Bekenner der katholischen Kirche. Ihre Sprache ist die französische, bis auf das sogenannte deutsche Amt, wo deutsch geredet wird. Der Stamm des Volkes ist unleugbar deutsch. Lothringen hat seinen Namen von Lothar II., einem Sohne Kaiser Lothars. Als nach dem Tode Karls des Großen sein Reich unter seinen Nachfolgern sich immer mehr zersplitterte, erhielt auch Lothringen eigene Herzöge, welche stets Vasallen des deutschen Reichs blieben. Die Lage des Landes machte es aber von jeher zu einem Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich, und die Herzöge, mit dem französischen Regentenhause oftmals verwandt, lebten vom 16. Jahrh. an in einer drückenden Abhängigkeit von Frankreich. 1552 besetzte Frankreich die bis dahin freien Reichsstädte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun, wogegen es den Protestanten in Deutschland Hülfe versprach, und im westphälischen Frieden wurden diese Städte gänzlich an Frankreich überlassen. Von der Zeit an

strebte Frankreich ganz offen nach dem Besitze von Lothringen, und das deutsche Reich vermochte die oft vertriebenen Herzöge nicht zu schützen. Endlich mußte der letzte derselben, Franz Stephan, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia und also Stammvater des jetzigen österreichischen Kaiserhauses, sein Land gegen Toskana an den vertriebenen König von Polen, Stanislaus Lescinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV., 1737 abtreten, und Lothringen fiel, nach dieses Letzteren Tode 1766, traktatenmäßig an Frankreich. Lothringen hat mehrere bedeutende Städte; die vorzüglichsten sind: Nancy, Luneville, Metz (siehe diese Artikel); Toul, leicht befestigt, an der Mosel, mit etwa 7000 Einwohner, dessen Domkirche zu den schönsten in Frankreich gehört; Bar le Duc, ehemals der Hauptort eines Herzogthums Bar; Chateau Salins, Dieuze und Moyenvic, in geringer Entfernung von einander, mit so guten Salzquellen, daß das Gradiren nicht nöthig ist (die Schweiz und die Niederlande werden von hier aus mit Salz versehen); Plombieres, welches seiner seifenartigen, sanft eröffnenden Quellen wegen ein berühmter Badeort ist; die Festungen: Verdun an der Maas, Longwy, Bitsch u. a; endlich das Dorf Dom Remy, der Geburtsort der Jungfrau von Orleans. 1815 gab der Pariser Friede Preußen einen kleinen Theil des nördlichsten Lothringens mit der Festung Saarlouis, welcher jetzt zur Provinz Niederrhein gehört.

Lotterie, Lotto, (ital.) Glücksspiele. Die Lotterie kam im Mittelalter in Italien auf, als Krämer den Einfall hatten, Waaren, die nicht Absatz fanden, auszuspielen. Der Staat machte daraus eine Finanzquelle, zuerst in Frankreich, wo der Italiener Tonti 1657 in Paris eine Lotterie einrichtete; hierauf verbreitete sich dieses Spiel durch die 1699 zu Nürnberg errichtete Klassenlotterie auch in Deutschland. Verführerischer und nachtheiliger, eben darum aber auch in den meisten Staaten verboten, ist die Zahlenlotterie, Lotto di Genua, wo jeder Spieler von 90 Nummern fünf besetzt, in Hoffnung, daß unter den bei jeder Ziehung herauskommenden 5 Nummern, Eine von den seinigen (Extrakt), oder 2, (Ambe), oder 3, (Terne), oder 4, (Quaterne), oder alle 5, (Quinterne), sich befinden. Der Mathematiker Morgan hat die Wahrscheinlichkeit eines Lotteriegewinstes berechnet. Nach ihm muß man in einer Lotterie von 25.000 Loosen, welche 20 Treffer, oder Gewinste von 1000 und geringere hat, 740 Loose kaufen, um mit Wahrscheinlichkeit einen dieser Gewinsten zu bekommen; 3000 aber, um von den etwa dabei befindlichen drei Gewinsten zu 20.000, und drei zu 10.000, wahrscheinlich Einen zu erhalten. Es verhalten sich also Gewinn und Verlust etwa wie 1: 12.

Louisd'or, zuerst prägte diese König Ludwig XIII. von Frankreich. In Frankreich sind längst die wichtigeren mit heller Goldfarbe eingeschmolzen, es laufen aber desto häufiger nach dem Nennwerth von 5 Rthlrn. die unterwichtigen in dem norddeutschen Viehhandel noch immer um, ohne daß Oldenburgs und Hannovers Polizei von diesem Mißbrauch Notiz nehmen. Preußen, Sachsen, Hannover, Braunschweig und Churhessen ließen Louisd'or gleicher Währung, jedoch rötherer Farbe prägen. Sie sind im Geld- und Handelsverkehr dieser Staaten häufiger als das neuere französische Gold in 24 Livres und 20 Frankenstücken. Die im Palsirgewicht vollwichtigen preußischen, sächsischen, hannoverschen, braunschweigschen und kurhessenschen Louisd'or nach der Währung der Goldmünzen Ludwigs XIII. gelten gemeiniglich 5 Rthlr. 13 Gr. Conventionsmünze oder 5 Rthlr. 18 Gr. preußisch.

Louise (Auguste Wilhelmine Amalia), Königin von Preußen, Tochter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz und der Prinzessin Friederike Caroline Louise von Hessen-Darmstadt, geb. zu Hannover den 10. März 1776, wo damals der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz Gouverneur

war, verlor im 6. Jahre ihre Mutter, erhielt aber anfangs von einem Fräulein von Wohlzogen und dann unter den Augen ihrer Großmutter zu Darmstadt eine treffliche Erziehung. Ein heller Verstand, ein frühes frommes und ernstes Streben nach allem Wahren, Guten und Schönen war ihr von Kindheit an eigen. Diese auszeichnenden Eigenschaften wurden mit großer Sorgfalt ausgebildet und sie gewann durch Güte und Wohlwollen die allgemeinste Zuneigung. Schon früh vermied sie die Täuschung des Scheins, daher war ihr Blick so ruhig und klar. Früh schon war sie gewöhnt, alles Sichtbare, Irdische, an ein Unsichtbares, Höheres, und das Endliche an das Unendliche zu knüpfen. Kein äußerer Glanz und kein äusseres Gewirre konnten sie in ihrer immer stillen Welt stören, und so im Glauben und Vertrauen eines kindlichen Gemüths erreichte sie jene schöne Weiblichkeit, wovon sie das Abbild war. Die Nähe des Kriegs bewog die Prinzessin Louise 1792, sich zu ihrer Schwester, der regierenden Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, nach dieser letztern Stadt zu begeben, wo sie bis zum Frühjahr 1793 blieb. Die Rückreise über Frankfurt brachte die Prinzessin und ihre jüngere Schwester in die Nähe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und seines Bruders Ludwig und kurz darauf (den 24. April 1793) kam zwischen beiden Brüdern und beiden Schwestern eine Verlobung zu Stande; die Vermählung erfolgte jedoch erst am 24. Dzbr. Ihre Schönheit, ihre Huld, der Besitz vieler weiblichen Tugenden im Verein mit der Frömmigkeit gewann ihr alle Herzen, und sie war das Muster aller edlen Frauen. Durch die am 16. Novbr. 1797 erfolgte Thronbesteigung ihres Gemahls wurde sie die Landesmutter aller Preußen, und erwarb sich durch Huld, Herablassung, Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit die Liebe aller Unterthanen. Bis zum Jahre 1805 floß ihr Leben dem klaren Bache gleich, der sich zwischen Blumenufern fortwälzt, ruhig dahin. Mitten im Prunke des Hofes wußte sie das Glück stiller Häuslichkeit zu bewahren. Sie ward Mutter mehrerer Prinzen und Prinzessinnen. Als aber im bemerkten Jahre Napoleon Buonaparte den Plan, Europa zu unterjochen und die Völker zu zernichten, nicht allein entwarf, sondern auch durch den Krieg gegen Oestreich und Rußland ausführte; als man daran, daß er seine Heere durch das neutrale preußische Gebiet führte, seinen Sinn und Trachten erkannte, wurde, weil sie die Zukunft durchschauete, ihre Seele mit tiefem Ernst und Besorgnissen erfüllt. Allmählig fing ihre Gesundheit zu wanken an. Die Trauer, die sie über den Verlust eines ihr lieben Kindes, als im Frühling der Prinz Ferdinand starb, empfand, vermehrte ihre kränklichen Zufälle. Sie nahm ihre Zuflucht zu den Heilquellen von Pyrmont, wo sie ihren Vater und ihren ältesten Bruder fand, so wie ihre vertrauteste Freundin, die Erbprinzessin von Weimar. Am Geburtstage des Königs kam sie nach Charlottenburg zurück, und erfuhr, was ihr der König aus zärtlicher Besorgniß für ihre Gesundheit verschwiegen hatte, daß der Krieg gegen Napoleon beschlossen sey. Sie folgte ihrem Gemahl nach Thüringen; aber wie beugten sie die unglücklichen Tage von Auerstädt und Jena, den 14. Oktober 1806, nieder! Napoleon, nicht zufrieden mit seinem Siege, wagte es nun auch, die Tugend der Königin mit dem Gift schändlicher Verläumdung zu beflecken. Aber die Kraft der Wahrheit machte die Lüge zu Schanden. Im Anfange des Dezembers des erwähnten Jahrs war der König mit ihr nach Königsberg gekommen. Die niederschlagenden Nachrichten, die aus ihren Ländern gekommen, schwächten immer mehr ihre Gesundheit. Ein Nervenfieber brachte sie nah dem Rand des Grabes, und kaum fing ihre Besserung an, als die Franzosen sich Königsberg näherten. An einem trüben Wintertage mußte sie über den Strand, in einem Wagen liegend und in Betten einge-

hüllt, in 2 Tagen nach Memel gebracht worden. Dort erholte sie sich nach und nach im Kreise ihrer Familie und weil ihre Unterthanen ihr noch fortdauernde Beweise ihrer Treue und Anhänglichkeit gaben. Die Schlacht von Friedland vernichtete die schwachen Hoffnungen. Um bei den Friedensverhandlungen zu Tilsit in ihrer Gegenwart einen leidlicheren Frieden zu bewirken, ließ sie sich überreden, ins Hauptquartier zu gehen. Sie hielt dies auch für Pflicht und konnte in der Glorie ihrer Reinheit von den giftigen Verläumder hintreten. Allein Napoleon empfing sie gemein und tückisch. Preußen mußte den Frieden mit großen Opfern erkaufen; denn die preuß. Gränzen gingen nur bis an die Elbe. Weil sich ihr Gemahl aber nicht mit Napoleon verband, und nicht seinen treuen Alliirten, Rußland, verließ, war es ihr fester Glaube, daß diese Handlungsweise des Königs Preußen Glück bringen werde. Zu Ende 1807 ging sie wieder mit ihrer Familie nach Königsberg, wo sie im Februar 1808 von der Prinzessin Louise entbunden wurde. Die Heiterkeit ihres früheren Lebens kehrte aber nie mehr in ihr Gemüth zurück. Die schreiende Ungerechtigkeit, womit Frankreich noch immer Preußen behandelte, beugte sie sehr, und wie viel ließ ihr die Zukunft befürchten! Doch fand sie einen mächtigen Trost in sich selbst, denn ihr Wahlspruch war: Recht, Glaube, Liebe. Denselben ließ sie auch auf ein Pettschaft stechen. Am 23. Dezember 1809 kam sie wieder nach Berlin zurück. Sechszehn Jahre früher hatte sie an demselben Tage und in derselben Stunde ihren Einzug in die Königsstadt gehalten. Die Liebe des Volks begegnete ihr auf jedem Schritte. Allein die höhnenden Drohungen wegen des Rückstandes einer unerschwinglichen Kontribution, und die Besorgniß, daß, wenn diese Herrschaft ferner bestehen würde, der preuß. Staat ein Ende nehmen würde, umflorten ihr Gemüth immer mehr. Die Besorgniß um das Leben ihrer gefährlich krank liegenden Tochter kam noch hinzu. Sie hoffte, einige Erholungen zu finden im väterlichen Hause und reiste, dem Anschein nach völlig gesund, den 25. Juni 1810 auf das Lustschloß Hohenzieritz, wurde aber nach wenig Tagen von einem heftigen Brustfieber befallen; alle ärztliche Hülfe, alle Pflege treuer liebenden Verwandten war umsonst. Am 19. Juli des Morgens 4 Uhr, kam der König von Berlin an, um sie sterben zu sehen. Schon um 9 Uhr verschied sie. Der König drückte ihr die Augen zu, holte seine beiden ältesten Söhne und zeigte ihnen die Leiche der geliebten Mutter. Nach dem Dafürhalten der Aerzte war ein polypenartiges Gewächs am Herzen die Ursache ihres Todes. Die Trauer um sie war überall, selbst in den dem preuß. Scepter entrissenen vormals preuß. Provinzen, groß, und noch hat die Zeit sie nicht vernichtet. Verstandesbildung und Herzensgüte, Hoheit und Milde, weibliche Anmuth und der edeldenkende Ernst forschender Wahrheitsliebe zeichneten sie aus. Sie war herablassend, zuvorkommend, hülfreich und Gattin und Mutter treu und beglückend im häuslichen Kreise; ja als solche war sie das Vorbild für alle Gattinnen und Mütter; erfüllt mit Andacht und wahrer christlicher Frömmigkeit. Vorzüglich war sie von der Seite ein Muster, daß sie umgeben vom Glanze demüthig — und voll Mitleids und Erbarmens beim Anblick jeder Noth und jedes Kummers war, und — daß sie die schweren Leiden des unglücklichsten Verhängnisses in den Jahren 1806 —1810 voll Ergebung so erduldete, wie dazu ächte Religiösität und ein reines Bewußtseyn nur fähig machen können. Die Louisenstiftung in Berlin überliefert ihr Andenken der spätern Nachwelt. Vergl. die beiden Schriften: Louise Auguste Wilh. Amalie, Königin von Preußen. Ein Denkmal mit deren Bildniß. Berlin 1810; die Gedächtnißfeier der verewigten Königin Louise von Preußen. Eine Stiftungsschrift von Rulem. Eylert. Mit dem Bildniß der Königin. Berlin 1812. (Vergl. d. Art. Charlottenburg.)

Louisiana, ein Theil des nordamerikanischen Freistaats, gränzt im Norden an Canada, im Osten an den Mississippi, im Süden an den mexikanischen Meerbusen, und im Westen an Neumexiko, 100—130 Meilen breit. Doch entstanden neuerlich über die Gränzen und Größe Streitigkeiten, da die Spanier nach Robins Denkschrift nur ein 75 Meilen langes und 25 Meilen breites Land für das an Frankreich und von diesem an den Freistaat übergebene Land erkennen wollten, das bis Natchitoches am rothen Fluß und von dort nach Adayes am Fluß gleiches Namens geht, und zu dem auch die südlich von Neuorleans gelegene durch Flüsse gebildete Insel de la Fourche nicht weit gehören soll. Im Innern sind hohe Gebirge, die vielen Flüssen den Ursprung geben, z. B. dem Mississippi oder St. Louis mit dem St. Pierre, Missuri, Akansas und andere. Das Klima ist verschieden; die Luft ist im Norden gemäßigt und rein, im Süden schwül. Der Boden ist im Innern sehr fruchtbar, im Süden sumpfig und voll Waldungen und hoher Rohrgebüsche. Die Produkte sind: Marmor, Smaragde, Salz, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Kiefern, Cedern, Eichen, Weizen, Reis, Tabak, Flachs, Baumwolle, Indigo, Obst, Zucker, Büffel, Elenthiere, Pelzthiere, Dammhirsche, Fasanen, Rebhühner, Tauben, Enten, Wasservögel, Fische, große Schlangen, Alligatoren, Muskitos rc. Unter den Einwohnern zählte man neuerlich 50.150 Weiße (Spanier, Franzosen, Deutsche, Nordamerikaner rc.) und farbige Menschen, 39.820 Sklaven, 40.000 Indier (Akanser am untern und Scioux am obern Mississippi, Dugayes, Missurier, Illinesen rc., zum Theil umherziehend, zum Theil angesessen. Nach Robin ist die Zahl der Einwohner 55.000 Seelen. — Nachdem der Mississippi bereits 1541 von Ferdinand de Soto entdeckt, aber erst 1682 von la Salle bereiset war, schickte Ludwig XIV. unter Anführung des letztern eine mit allen zur Anpflanzung nöthigen Bedürfnissen versehene Flotte an den Mississippi. Aber ein großer Theil der Mannschaft ward ein Opfer des Klima, und La Salle selbst von seinen Leuten ermordet. Hierauf führte ein Edelmann aus Kanada, Iberville, 1698 eine kleine Anzahl Franzosen an den Mississippi, und gab der Kolonie seinem König, Ludwig XIV., zu Ehren den Namen Louisiana. Auch diese Niederlassung scheiterte an der Unfruchtbarkeit des Bodens und an der Nähe der Wilden, und gerieth 1706 bei Ibervilles Tode in gänzliche Hülflosigkeit. Dessenungeachtet ließ sich der reiche Kaufmann Crozat 1712 auf 15 Jahre ein ausschließendes Privilegium zum Handel nach Louisiana ertheilen, trat aber dasselbe 1717 an den bekannten Law ab, der sich nun an die Spitze einer Gesellschaft stellte, die er für den Handel an den Mississippi errichtet hatte. Da er dem Publikum einen ungeheuern Gewinn von dieser Unternehmung vorgespiegelt hatte, so brachte er in wenig Tagen den aus 100 Millionen bestehenden Fonds zusammen. Als man aber 1719 erfuhr, daß die Kolonisten in den Wäldern des Mississippi vor Hunger und Elend umgekommen und 25 Millionen Livres verschleudert wären, so machte die Gesellschaft Banquerout. Eine neue Freude lächelte der Pflanzung, als Frankreich 1764 Louisiana bis an den Mississippi an Spanien abtrat, das, nachdem es im ersten Pariser Frieden Florida an England abgetreten hatte, Louisiana zu einer Vormauer seiner mexikanischen Minen erhob. Aber 1802 mußte es Louisiana an Frankreich zurückgeben, das im Vertrag vom 30. April 1803 für 15 Millionen Dollars dieses Land dem nordamerikanischen Freistaat überließ. Durch diesen wurde es seit 1805 in die Provinzen Orleans bis 25° B., Mississippi bis 33° 30′ und Louisiana bis 51° 30′ B. und dem Wasserfall Antonio getheilt. Das Gebiet Louisiana oder Missuri, das größte des Freistaats, gränzt im Norden an das britische Nordamerika, im Osten an Illinois, Kentucky, Ohio, Orleans, im Süden an den Meerbusen von Mexiko, im Westen an Neuspanien und den großen

Ozean, und enthält 46.500 □M. Das größtentheils noch völlig unangebaute Land wird von den aus Neuspanien kommenden Stony- und Rocky-Montains durchzogen, und vom Missisippi, Missuri und Columbia bewässert. Das Klima ist im Ganzen vortrefflich, und die Vegetation blühend. Niederlassungen haben sich erst im Süden in 6 Distrikten gebildet, die 1810 schon 21.000 Seelen, worunter 3000 Sklaven, zählten. Noch völlig unabhängig leben hier zahlreiche Indierstämme, die Askansaws, Missurier, Yavayer, Asages, Kanseer, Kassinibolen, Sioux, Nadowessier, Jowas, Snakeindier, Grosventres, Flathead rc.

Louvel (Louis Pierre), Meuchelmörder des Herzogs von Berri, geb. zu Versailles 1788, verlor seine Mutter in einem Alter von 2 oder 3 Jahren und wurde in der Institution des enfans de la patrie, heut zu Tage la Pitié, erzogen, wurde dann bei einem Sattler in die Lehre gethan, arbeitete darauf zu Paris und begann seine Wanderjahre durch Frankreich. Schon zu jener Zeit bemerkte man an ihm einen verschlossenen Charakter; übrigens war er ein rechtschaffener und fleißiger junger Mann. Im Jahre 1806 kam er in ein Trainregiment der Garde, erhielt jedoch schon nach 10 Monden wegen körperlicher Untauglichkeit seinen Abschied. Bei Wiedereinführung der Bourbons befand er sich in Metz und dachte schon damals auf Mordanschläge gegen sie. Am 8. May 1814 reiste er von Metz nach Calais, um den König im Augenblicke der Ausschiffung zu tödten. Da ihm dies nicht gelang, begab er sich nach Paris und von da nach Fontainebleau, in der Meinung, Buonaparte noch zu treffen, um in seine Dienste zu treten; da derselbe aber schon nach Elba abgereist war, folgte er ihm dahin und arbeitete 2 Monate lang bei dem Sattlermeister Buonaparte's. Da er jedoch wegen ökonomischer Verhältnisse seinen Abschied erhielt, ging er nach Chamberry bis zur Ankunft Napoleons zu Grenoble, worauf er sich nach Paris begab und eine Anstellung als Sattlerbursche des Kaisers erhielt. Er machte als solcher den Feldzug mit und begleitete Buonaparte bis nach La Rochelle, wo er bis 1816 arbeitete und dann nach Paris zurückkehrte, mit dem festen Vorsatze, den Herzog von Berri, auf dem die Hoffnungen Frankreichs beruhten, niederzustoßen. Während er eine Anstellung im Marstalle des Königs gefunden, zeigte er durchaus nichts, was auf seinen Vorsatz hindeutete; dennoch verfolgte er unausgesetzt die Spuren des Herzogs, bis es ihm den 13. Jan. 1820 gelang, die schwarze That an dem Herzog zu vollziehen, als derselbe gegen 11 Uhr die Oper verließ. Er wurde sogleich ergriffen und nach gemachtem Processe den 7. Juni 1820 hingerichtet. S. Berry.

Louvet de Couvray (Jean Baptist), geb. zu Paris 1764, ein berühmter französischer Schriftsteller von feuriger Einbildungskraft, trat zuerst in der literarischen Welt auf mit dem geistreichen aber schlüpfrigen Roman les Amours du chevalier de Faublas, der nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande den ausgezeichnetsten Beifall erhielt. Auch hat er sich im Laufe der Revolution als ein muthvoller und patriotischer Volksrepräsentant hervorgethan. Er wagte es 1792 in der Nationalversammlung gegen den Ehrgeiz Robespierre's und gegen die Tyrannen der Bergpartei zu reden. Hierdurch entflammte er aber nur aufs Neue den Haß dieser Faktion gegen die Girondisten, mit denen er am 31. Mai 1793 geächtet wurde. Er entfloh von Paris und durchirrte mit andern Häuptern dieser Partei unter tausend abwechselnden Gefahren ganz Frankreich, ohne erkannt zu werden. Er kehrte hierauf wieder nach Paris zurück, wo ihn eine Geliebte, die er unter dem Namen Lodoiska aufführt, und die ihm eine treue Gefährtin in allen seinen Leiden und Mühseligkeiten war, lange vor seinen Verfolgern verbarg. Da er auch hier nicht mehr sicher war, flüchtete er auf die Höhen des Juragebirges, und hielt sich dort bis nach Robespierres Fall auf. Die Gefahren,

die er auf dieser Wanderung bestehen mußte, hat er in einer eignen Schrift unter dem Titel: Quelques notices pour l'histoire beschrieben, die viel Anziehendes und Merkwürdiges enthält und in mehrere fremde Sprachen, von Archenholz und C. F. Cramer ins Deutsche, übersetzt worden ist. Er endete sein unruhiges, vielfach bewegtes Leben zu Paris am 25. August 1797. Außer diesen genannten Werken hat Louvet Mehreres geschrieben, unter andern ein Volksblatt, La Sentinelle, welches viel zu den Vorgängen am 10. August beigetragen haben soll; ferner Paris justifie 1789, in 8., und ein politischer Roman: Emilie de Varmont, der aber nicht so großen Beifall wie sein Faublas gefunden hat.

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de), s. Tellier.

Louvre, s. Paris.

Lovelace (Richard), Dichter, geb. in der Grafschaft Kent 1618, diente im englischen Heere, wurde dann Parlamentsmitglied, warb während der bürgerlichen Unruhen ein Regiment zum Dienste des Königs, that dasselbe 1646 auch für den König von Frankreich und wurde an der Spitze seines Regiments bei Dünkirchen verwundet. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er 1649 mit seinem Bruder zu London gefänglich eingezogen und erlangte die Freiheit erst nach dem Tode des Königs wieder. Da aber seine Vermögensumstände durch die Anwerbung von Truppen sehr zerrüttet waren, sah er sich genöthigt, von Almosen zu leben und er starb in den dürftigsten Umständen 1658. Seine Gedichte sind in einem leichten und fließenden Style geschrieben.

Löwen (Loeven, Leuven, franz. Louvain), die ehemalige Hauptstadt eines der 4 Gebiete des Herzogthums Brabant, jetzt die Hauptstadt eines Bezirks in der niederl. Provinz Südbrabant, liegt in einer durch einzelne Anhöhen unterbrochenen Ebene, am Flüßchen Dyle und an einem Kanal aus demselben in die Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht. Sie hat bei einem ungeheuern Umfange nur die schwache Bevölkerung von etwa 18.000 Einw., die ganz in der innern Stadt wohnen; die äußere, welche die erste zirkelförmig umgiebt, besteht beinahe nur aus Gärten und Feldern. Löwen trägt überall Spuren des Verfalls. Im 14. Jahrh. war sie durch ihre Tuchfabriken sehr blühend, seitdem aber dieser Nahrungszweig gesunken und viele Arbeiter in Folge bürgerlicher Unruhen größtentheils nach England auswanderten, hat sie sich nie wieder erholt. Unter den Gebäuden ist das Stadthaus eins der ehrwürdigsten Denkmäler gothischer Baukunst im reinsten Style; auch das Universitätsgebäude und einige Collegien sind sehenswerth; die Peters- und die Antoniuskirche, beide durch ein schönes, geschmackvolles Innere sich auszeichnend; die Jesuitenkirche und die Gertrudekirche; die große Kaserne; das durch seine hübsche Bauart ausgezeichnete Frascati. Am bekanntesten ist Löwen durch die von Herzog Johann IV. von Brabant 1426, mit Genehmigung Papst Martins V., gestiftete Universität, die sowohl durch ihre ausgezeichneten Lehrer, wie durch die Zahl der Studirenden zur Zeit ihrer Blüthe (im 16. Jahrh., wo sie über 6000 Studenten zählte) so berühmt war, daß sie die erste Hochschule Europa's genannt werden konnte. Sie ward indeß durch die Franzosen aufgelöst und dafür ein Lyceum errichtet, 1816 aber vom König der Niederlande wieder hergestellt und am 6ten Okt. folg. J. feierlich installirt. Sie zählt jetzt 20 Professoren und über 450 Studenten. Ueberall ist frisches Leben erwacht, überall eine regsame Thätigkeit. Ein neuer botanischer Garten mit vieler Eleganz, ebenso neue botanische, zoologische und mineralogische Sammlungen, wurden angelegt und von den in Unordnung zerstäubten Resten der alten Bibliothek sind über 40.000 Bände bereits geordnet. 1826 ist hier außerdem ein philosophisches Collegium errich-

tet werden. Die Wollen- und Tuchfabriken sind jetzt unbedeutend, wichtiger sind die Bierbrauereien, die jährlich über 150.000 Faß ausführen.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von), geb. zu Hamburg den 6. April 1700, war ein Sohn des Freiherrn Woldemar von Löwendal, der den 24. Juni 1704 zu Dresden als Oberhofmarschall und Cabinetsminister starb, und ein Enkel von Ulrich Friedrich Güldenlöws, natürlichem Sohne König Friedrichs III. von Dänemark, diente als gemeiner Soldat 1713 in Polen unter den Kaiserlichen, wurde im folgenden Jahre Hauptmann, begab sich dann in dänische Dienste und zeichnete sich im Kriege gegen die Schweden durch Muth und Thätigkeit aus. Da indeß ein Türkenkrieg ausgebrochen war, nahm er 1716 wieder kaiserliche Dienste und wohnte rühmlich der Schlacht von Peterwardein, der Belagerung von Temeswar und der Schlacht und Belagerung von Belgrad bei. Eben so zeigte er seinen Muth in Neapel, Sardinien und Sicilien, und nahm an allen wichtigen Begebenheiten von 1718—21 Theil, während er die Ruhestunden dazu anwandte, in den Artillerie- und Ingenieurwissenschaften sich noch mehr zu vervollkommnen. Der König August von Polen, in dessen Dienste er bald darauf trat, ernannte ihn wegen seiner Kriegserfahrenheit zum Feldmarschall und Generalinspektor der Infanterie, und er zeichnete sich nach dem Tode desselben in der Vertheidigung von Krakau aus, so wie er auch 1734 und 1735 am Rhein die sächsischen Truppen befehligte. Unmittelbar darauf nahm er russische Dienste, und die Kaiserin Elisabeth war sehr zufrieden mit seiner Führung des russ. Heers in der Krimm und Ukraine. Der Ruf von Tapferkeit bewog den König von Frankreich, ihn 1743 in seine Dienste als Generallieutenant zu ziehen, und schon das folgende Jahr bewies Löwendal, daß er die gute Meinung, die man von ihm gehabt, verdiene. Denn er zeigte bei der Belagerung der Städte Menin, Ypern, Fournes und Freiburg (1744) eben so viel Klugheit als Muth. In dem Feldzuge von 1745 befehligte er die Reservearmee in der Schlacht von Fontenoi und theilte die Ehre des Siegs, indem er die englische Colonne zurück warf, welche bestimmt war, die Mitte des franz. Heers zu durchbrechen. Noch in demselben Jahre eroberte er Gent, Oudenarde, Ostende, Nieuport. Nach Rückkunft von diesem glänzenden Feldzuge belohnte Ludwig XV. seine Dienste durch Orden, und Löwendal fand sich dadurch bewogen, im Jahre 1747 durch neue Eroberungen in Flandern, durch die Vertheidigung der Stadt Antwerpen und Belagerung von Bergen op Zoom sich neue Verdienste zu erwerben. Zur Belohnung wegen Einnahme dieser letztern Stadt erhielt er den Marschallsstab. Er starb 1755.

Loyola (Ignaz von), s. Jesuiten.

Lübeck, ein Fürstenthum von 9½ □ M. Oberfläche und 22.000 Einw., ist theils von der freien Stadt Lübeck, theils von Holstein und der Ostsee eingeschlossen, liegt an der Trave und dem Eutiner See, ist fruchtbar an Getreide, Vieh, Fischen rc. und hat ein Einkommen von 75.000 Gulden. Es war ehemals ein Bisthum, welches Otto I. zu Oldenburg in Wagrien stiftete, nachher aber 1163 von Herzog Heinrich dem Löwen mit Zulassung Kaiser Friedrichs I. nach Lübeck versetzt wurde, wiewohl der Bischof seine Residenz in Eutin aufschlug. 1530 nahm dieses Stift unter Bischof Detloff v. Ranzau die augsburgische Confession an. 1536 ward des Herzogs von Holstein Sohn Johann Adolph, Erzbischof zu Bremen, zum Bischof von Lübeck erwählt. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bisthum in den unruhigen Zeiten manchen Dienst erwiesen hatte, so ward 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, nach dem von der Zeit an 6 auf einander folgende Bischöfe aus dem holsteinischen Hause gewählt werden sollten. Dänemark gab endlich nach vielen Streitigkeiten im glückstädtischen Frieden 1667 und im traventhalischen

Vergleich seine Zustimmung; aber schon 1701 entstand ein neuer Streit, da bei der neuen Bischofswahl 12 Stimmen für den dänischen Prinzen Carl und 9 für den holsteinischen Administrator, Herzog Christian August, waren. Nach dem durch die Vermittelung Englands und Hollands abgeschloßnen Vergleich blieb der Administrator von Holstein im Besitz des Bisthums und der Prinz Carl von Dänemark bekam eine Summe Geldes. 1756 wählte das Domkapitel den Prinzen Friedrich, Sohn des Königs Friedrich V. von Dänemark, zum Coadjutor, welcher aber 1772 zu Vortheil Peter Friedrichs, Sohnes des Bischofs Friedrich August, seiner Coadjutorie entsagte, der sie 1776 seinem Vetter Herzog Peter Friedrich Ludwig abtrat, welcher die bischöfliche Regierung 1785 begann und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg war. Der Bischof saß aber weder auf der geistlichen, noch weltlichen Fürstenbank, sondern auf der Querbank, welche man für ihn und den Bischof von Osnabrück, wenn er evangelisch war, bestimmt hatte. 1803 wurde durch den Reichsdeputationsschluß das Bisthum nebst dem fast eben so beträchtlichen Domkapitel als Fürstenthum der Linie Holstein-Oldenburg wegen des entzogenen Weserzolls als einen Theil der Entschädigungen, jedoch ein kleiner Theil des Fürstenthums der freien Stadt Lübeck abgetreten. 1810, als der Herzog von Oldenburg von Napoleon aus seinen Besitzungen vertrieben wurde, war das Fürstenthum einen Theil des Departements der Elbemündungen, fiel aber 1814 wieder an die herzogl. oldenburgische Dynastie (s. Oldenburg).

Lübeck, eine freie Stadt des deutschen Bundes und eine der drei Hansestädte, verdankt ihren Ursprung den dort wohnenden Wilsen, einem slavischen Stamme, die in der Gegend des jetzigen Lübeck einen Waffenplatz angelegt hatten. Nachdem dieses alte Lübeck aber 1139 gänzlich zerstört worden, erbaute Graf Adolph II. von Holstein auf dem Platze des jetzigen Lübeck die noch vorhandene Stadt, welche größtentheils von ausgewanderten Niederländern bevölkert und von dem mächtigen Heinrich dem Löwen begünstigt (der ihm das berühmte lübische Recht gab, welches viele Städte und Länder annahmen, und das in Norddeutschland außer Sachsen noch in manchen Städten gilt), bald durch seine vortheilhafte Lage und seinen Handel emporkam. Dieser Herzog verlegte auch das Hochstift von Oldenburg dahin, welchem die 1164 eingeweihte Domkirche ihren Ursprung verdankt. Nach des Herzogs Achtserklärung ward sie Reichsstadt, wurde zwar vom Kaiser 1189 dem Grafen von Holstein abgetreten; allein König Waldemar von Dänemark bemächtigte sich derselben 1202, aus welcher fremden Herrschaft sich die Stadt 1226 durch Insurrektion befreiete und nun schnell der Stiftung des Hansebundes entgegen ging, dessen Hauptstadt sie wurde. Vergl. d. Art. Hanse. Ihre Schiffsarmada beherrschte das baltische Meer; ja eine von hier und Bremen ausgelaufene Flotte unterstützte die Portugiesen gegen die Mauren und trug nicht wenig zur Gründung des portugiesischen Reiches bei. Alle jene kostbaren Waaren, welche wir noch heute aus Ostindien erhalten, wurden damals durch Caravanen bis an die Ufer der Ostsee in Rußland gebracht und von hier durch deutsche Kaufleute abgeholt und dem übrigen Europa zugeführt. Innerhalb seiner Mauern fand der entflohene Gustav Wasa vor Christians II. Mordlust ein Asyl, und Lübecks Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. Nach ihren Chroniken verlor die Stadt durch die schwarze Pest im Mittelalter in der Stadt und im Gebiet 80.000 Menschen. Das Sinken der Hanse war auch der Untergang von Lübecks Größe, welches minder günstig gelegen als die zwei andern Hansestädte, seinen alten Wohlstand nie wieder erringen konnte. Scheinbar gab ihr der Reichsdeputationsschluß von 1803 mehr Unabhängigkeit binnen den Mauern und Territorialhoheit an den beiden Ufern der Nieder-Trave. In der neuern Zeit ist Lübeck

von mannichfaltigem Unglück betroffen worden. Als 1806, nach der Schlacht bei Jena, die Trümmer des preußischen Heeres, von der Uebermacht gedrängt, sich unter Blüchers Führung endlich in Lübeck warfen, ward die Stadt am 6. Nov. durch Sturm von den Franzosen eingenommen und mit beispielloser Wuth behandelt. Lübecks trauriges Schicksal bei jenen Mordscenen erleichterte Bernadotte. Das Jahr 1808 veränderte die Verfassung der Stadt völlig; die bis dahin freie Stadt wurde zum Dep. der Elbemündungen geschlagen und zu einer Provinzialstadt des franz. Reichs erhoben. In dem Freiheitskriege haben Lübecks streitbare Männer wacker und tapfer in der hanseatischen Legion mitgefochten. Seit 1814 sind auch hier die alten Verhältnisse wieder hergestellt. Das Gebiet der Stadt, $6^1/_2$ □M. mit 22.200 Einw., liegt sehr zerstreut und Bergedorf mit der Elbmarsch der vier Lande ist Lübeck mit der Schwesterstadt Hamburg gemeinschaftlich. Die Verfassung Lübecks gründet sich auf den Bürgerreceß von 1669. Der Rath besteht aus drei gelehrten und einem Bürgermeister aus dem Kaufmannsstande, aus 16 Rathsherren, von denen wenigstens fünf, die Syndici, der Protonotar und die drei Sekretarien Rechtsgelehrten seyn müssen. Der Rath hat allein die Gesetzvollziehung. Zwölf bürgerliche Collegien vertreten die ihnen beikommenden Geschäfte des Staats; indeß die Bürgerschaft die Gesetze giebt und neue Auflagen dekretirt. Der Rath verwaltet die ihm obliegenden Geschäfte in 32 Departements, Deputationen und Commissionen und an jeder Sektion nehmen erwählte Bürger mit Theil. Das lübische Recht ist das Rechtsbuch in Privatstreitigkeiten und mit der freien Municipalverfassung enge verbunden. Das Militär besteht aus 14 Bürgercompagnien und einer Jägercompagnie. Die jährlichen Einkünfte berechnet man auf 400.000 Fl. Auf dem deutschen Bundestag hat Lübeck mit den andern 3 freien Städten eine Stimme. Die Stadt Lübeck liegt mit ihrem Gebiet zwischen Holstein und Meklenburg, an dem Ausfluß der schiffbaren Trave, einige Meilen von der Ostsee. Die Stadt selbst liegt unter 53° 50′ N. Br. zwischen der Trave und der Wackenitz, welche letztere aus dem Ratzeburger See kommt; oberhalb der Stadt fällt die Stecknitz in die Trave, und vermittelst dieser besteht schon seit 1390 eine künstliche, aber auch sehr beschwerliche Wasserverbindung zwischen Lübeck und der Elbe. Die Trave ist zwar tief genug für größere Schiffe, aber eine Sandbank an ihrer Mündung verhindert das Einlaufen in dieselbe. Die größeren Schiffe werden auf der Rhede erleichtert und können dann erst bis zum Hafen der Stadt Travemünde gelangen. Die Stadt selbst erhebt sich auf einer langen Anhöhe, hat eine gesunde und reizende Lage, und über 26.000 Einwohner. Ihre Befestigung ist alt und besteht aus starken Mauern, Thürmen und Zwingern. Die Wälle sind von tiefen Gräben eingefaßt, dienen aber mehr zum angenehmen Spaziergange, als zu dauernden Vertheidigung. Sie ist zwar gut, aber alterthümlich gebaut und hat außer den größeren Straßen sehr viele sogenannte Gänge oder äußerst schmale Gassen. Herrschend blieb bis zur neuesten Zeit, von 1530 an, die evangelisch-lutherische Lehre; gepredigt wird in den vier Haupt- Pfarr- und mehreren Filialkirchen. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten gehören: die luther. Domkirche mit vielen Alterthümern und Denkmälern; die Marienkirche mit einem schönen Altar, einem kunstreichen astronomischen Uhrwerke und einem Todtentanze; das Rathhaus mit dem hanseatischen Saal und dem Hauptarchive der Hanse. Außer den luth. Kirchen findet man auch eine kathol. und reform. Kirche. Lübeck ist der Sitz des Appellationsgerichts der 4 freien Städte Deutschlands. Die Stadt hat ein Gymnasium von 7 Classen; mehrere seiner Professoren sind in der Gelehrtengeschichte ausgezeichnet. Andere Bildungsanstalten sind eine höhere Bürgerschule, Zeichenschule für Handwerker, Handelsinstitut, Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit rc. Die

Wohlthätigkeitsanstalten sind musterhaft zu nennen. Die Ansprüche der dortigen Juden, die sich während der franz. Herrschaft eingeschlichen hatten, 1816 aber aus der Stadt verwiesen wurden, sind jetzt provisorisch regulirt. Lübeck hat bedeutende Fabriken in Tabak, Seife, Wolle, Baumwolle, Sammet, Seide, Gold- und Silbertressen, Stärke, Hüten, Pergament, Papiertapeten, Leder, Bernstein und Leimsiedereien; eine Assekuranzgesellschaft, eine Börse. Der Handel (mit 70—80 eigenen Schiffen), besonders nach Rußland, ist sehr erheblich und daher bedeutend. Er ist theils Transito- theils Speditionshandel; auch der Getreidehandel ist wichtig. Bei der Stadt ist ein Hafen für kleine Schiffe. Der eigentliche Seehafen ist aber bei dem im Stadtgebiete liegenden Travemünde, an einem weiten Busen der Ostsee, am Einflusse der Trave in dieselbe, wo jährlich mehr als 1000 Schiffe einlaufen; hier ist treffliches Seebad und in der Ostsee, unweit der Stadt, steht ein Leuchtthurm.

Lucanus (Marcus Annäus), ein berühmter römischer Dichter, des M. Annäus Mela Sohn und Neffe des L. Annäus Seneca, geb. zu Corduba in Spanien um das Jahr 38 nach Chr. Geb. Er kam als Kind von acht Monaten nach Rom und wurde daselbst in Gesellschaft des Persius von Rhemnius Palämon unterrichtet. Nero, auf den er ein Lobgedicht verfertigt hatte, gab ihm die Quästur und eine Stelle unter den Auguren. Allein durch folgenden Vorfall reizte er die Eifersucht und den Stolz des Kaisers. Als Nero sein Trauerspiel Niobe aufführen wollte, entzog er ihm durch seine Tragödie Orpheus, die er auf der Stelle vorlas, den Lorbeerkranz und erbitterte dadurch den Kaiser so sehr, daß er ihm den Markt, das Theater und das Dichten untersagte. Lucan suchte sich durch ein Schmähgedicht zu rächen, und ließ sich endlich gar in eine Verschwörung gegen ihn ein. Diese wurde entdeckt und er zum Tode verurtheilt, doch so, daß er sich die Art seines Todes selbst wählen durfte. Er ließ sich die Adern selbst öffnen und starb im J. 65 nach Chr. Geb. Von Lucanus verschiedenen Gedichten sind nur seine Pharsalia auf uns gekommen, in denen er die Ereignisse des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus erzählt; das Gedicht ist nicht vollendet und durch Härte und Dunkelheit im Ausdruck, durch Schwulst und übertriebene Bilder mannichfach entstellt; aber diese Fehler werden durch Adel der Gesinnung und Freiheitsliebe, die durch das ganze Gedicht wehen, wenigstens zum Theil vergütet und einzelne Stellen sind wahrhaft poetisch und von unfehlbarer Wirkung. Die besten Ausgaben sind von Oudendorp, Leyden 1728, 4.; von Burmann, Leyden 1740, und mit Bentley's und Grotius Anmerkungen, Strawsberry-Hyll, 1760, 4.

Lucas (der heilige), einer der 4 Evangelisten, war geb. zu Antiochien, der Hauptstadt in Syrien, wo er auch wahrscheinlich von dem Apostel Paulus bekehrt worden ist. Aus dem Briefe an die Kolosser (4, 14) läßt sich schließen, daß er ein Arzt gewesen. Die Sage, die ihn zu einem Maler macht, hat keinen Grund, obgleich ein zu Rom aufbewahrtes Christusbild für sein Werk gehalten wird, weßhalb ihn die Zunft der Maler als ihren Patron verehrt. Er war ein beständiger Reisegefährte des Apostels Paulus, den er auch wahrscheinlich bis an seinen Martyrertod nicht verlassen hat. Epiphanius meldet, daß er in Dalmatien, Galatien, Italien und Macedonien das Evangelium verkündigt. Ueber die Zeit und Art seines Todes weiß man nichts Gewisses. Sein Evangelium zeichnet sich durch Vollständigkeit und Genauigkeit aus. Auch hat er die Apostelgeschichte (vgl. d. A.) verfaßt, in welcher er wohlgeordnete Nachrichten von der Entstehung der christlichen Kirche und von den Reisen des Apostels Paulus giebt. Obgleich beide Bücher ursprünglich nur für einen Freund, Namens Theophilos, bestimmt waren, so erklärte sie doch die Kirche bald als kanonische. Die Kirche feiert sein Fest am 18. Oktober.

Lucas von Leyden, ein berühmter Maler und Kupferstecher, war geboren 1494 zu Leyden und zeigte schon in früher Kindheit Vorliebe zur Malerei und Kupferstecherkunst. Sein Vater Hugo Jakobs gab ihm den ersten Unterricht; später kam er in die Schule des Cornelius Engelbrecht, eines ausgezeichneten Malers und Schülers des van Eyk. In seinem 15. Jahre gravirte er schon 9 Blätter, deren Gegenstand die Leidensgeschichte war, die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Petrus, die in Hinsicht der Komposition, des Ausdrucks, der Wahrheit und der Behandlung des Grabstichels meisterhaft waren. Seit dieser Zeit lieferte er eine Menge Gemälde in Oel, Wasserfarben, auf Glas und eine große Anzahl von Kupferstichen, wodurch er sich die Achtung mehrerer berühmter Künstler erwarb, vorzüglich des Albrecht Dürer, der bloß in der Absicht, um ihn zu sehen, eine Reise nach Holland unternahm. 1525 durchreiste Lucas die Niederlande und machte in Mittelburg die Bekanntschaft des berühmten Malers Johann von Mabuse. Nach seiner Rückkehr fiel er in Hypochondrie und verlebte die letzten Jahre seines Lebens in einem höchst traurigen Zustande. Dennoch wurde seine künstlerische Thätigkeit dadurch nicht unterbrochen, er hörte nicht auf zu malen und zu graviren bis an seinen Tod, der ihn 1533 in seinem 40 Jahre von einem siechen und trüben Leben befreite. Dieser Künstler verdient den großen Meistern der altdeutschen Schule, Dürer, Holbein und Kranach, an die Seite gestellt zu werden; er ist fast in allen Theilen der Kunst vortrefflich zu nennen, ungeachtet auch auf ihn der damalige Geschmack nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist. Seine Figuren sind ausdrucksvoll, besonders seine Köpfe; seine Gruppirung ist verständig und natürlich und seine Stellungen sind mannigfaltig. Seine Zeichnung ist korrekt, die Färbung gefällig, die Luftperspektive jedoch vernachlässigt. Unter der großen Anzahl seiner Werke verdient besonders sein Ecce homo und sein letztes Gericht hervorgehoben zu werden. Auch seine Kupferstiche und Holzschnitte werden sehr hochgeschätzt; die vollständigste Sammlung ist auf der Bibliothek zu Wien. Seine vorzüglichsten Gemälde befinden sich in Leyden, Wien, Dresden, München und in der Gallerie zu Florenz.

Lucca, ein Herzogthum in Italien, liegt am mittelländischen Meere, zwischen Modena und Toskana, und enthält auf 19—20 Q. M. 137.000 Einw. Das ganze Ländchen ist gebirgig, aber mit großem Fleiße angebaut. Das Oel, welches hier in Menge gewonnen wird, gehört zu dem besten in der Welt; außerdem sind Wein und Seide Haupterzeugnisse. Der Serchio ist der einzige Fluß des Landes, doch nicht schiffbar, sondern in tausend Bewässerungsgraben abgeleitet. Das Land hat den Namen von der Hauptstadt, einer römischen Kolonie, die seit dem 5. Jahrh. die Schicksale des übrigen Mittelitaliens theilte, nach einander den Gothen, Longobarden und Franken unterthan war, und in der Folge die Oberhoheit der deutschen Könige anerkannte. Im Anfange des 13. Jahrh. war der kriegerische Uguccione della Faggiola ihr Beherrscher, den 1327 Castruccio Castracani verdrängte, nach dessen Tode nach einander der Genuese Gerardino Spinola, der König Johann von Böhmen, Pietro Rossi, Mastino Skaliger, Herr zu Verona, und die Stadt Florenz regierten. Endlich gab ihr Kaiser Karl IV. für 100.000 Gulden die Freiheit, die sie bis auf die neueren Zeiten behauptete. Ihre Regierungsform war aristokratisch. Wenige Staaten hatten so weise Gesetze als Lucca. Selbst Sismondi unterließ zu schildern, daß Lucca's Gesetze zwar die Patrizier verwalten ließen, aber volksgemüthlich zu regieren zwangen; ferner die Einigkeit der Stände, die Spatenkultur, die sich dort bildete, die Zucht der Sitten, die geringe Anzahl der Armen, die hohe Kultur der Einwohner aller Klassen, die Entfreiung von manchen Nationalfehlern der Italiener, die Lebhaftigkeit der Industrie und den Patriotismus aller Klassen. Hier vermochte 1797

unter einer glücklichen Staatsfamilie Buonaparte's Emissar, Gen. Serrurier, keine Revolution zu stiften; er mußte Lucca eine neue Verfassung aufdringen. 1805 gab Napoleon den schönen kleinen Staat mit Piombino seiner bescheidenen Schwester Elise Bacciochi. Selbst nach der Monarchisirung achtete man solchen genug, ihm in seiner milden Verfassung einiges Andenken alter Einrichtungen zurück zu lassen. Seit dem pariser Frieden endlich ist es der verwittweten Königin von Etrurien, Marie Louise, einer spanischen Infantin, übergeben, welche, oder ihre Nachkommen, Parma erben, Lucca dagegen an Toskana fallen soll. Die Gewalt des Fürsten ist hier durch einen Senat beschränkt, der die gesetzgebende Macht ausübt, aus Grundeigenthümern, Gelehrte und Künstlern besteht und jährlich einen Monat sitzt. Die höchste Behörde bilden 2 Minister und 6 Staatsräthe, und in der Justiz das Appellationsgericht; jeder Bezirk hat ein Tribunal und jede Gemeinde einen Friedensrichter. Jetzt regiert nach der Fürstin Tode ihr Sohn, Herzog Karl Ludwig, geb. 1799. Die Haupt- und Residenzstadt Lucca, von den Italienern industriosa, die fleißige, genannt, am Serchio, liegt in einer reizenden Gegend, mit 17,000 Einw. Sie ist mit Wällen umgeben, die aber beflanzt sind und anmuthige Spaziergänge gewähren. Die Straßen sind zwar eng, aber gut gebaut und gepflastert. Die alten Staats- und kirchlichen Gebäude sind durch Alter und Dauerhaftigkeit ehrwürdig. Lucca hat eine Universität und ist der Sitz eines Erzbischofs. Die Verschönerungen der vorigen Regentin ließ Sparsamkeit unter der jetzigen Regierung der Willkühr der Einw. überlassen. Die Fabriken in Wolle, Baumwolle und Seide sind noch immer ansehnlich. Der Oelhandel ist beträchtlich. Häufige Villen verschönern die von Natur und durch Kunst angenehmen Umgebungen der Stadt. Die berühmten Bäder von Lucca liegen einige Stunden von der Stadt, beim Dorfe Bagno alla villa.

Lucian, ein ausgezeichneter griechischer Schriftsteller, geb. zu Samosata, der Hauptstadt von Komagene, an den Ufern des Euphrat, unter der Regierung Trajans. Seine Eltern waren, wie es scheint, sehr arm; übrigens aber sind sie uns ganz unbekannt. Wie er selbst in dem Traume von sich erzählt, bestimmte ihn sein Vater für die Bildhauerkunst, ohne daß er die geringste Neigung dazu hatte, und schickte ihn zu seinem Oheim mütterlicher Seite, um sie von ihm zu erlernen. Als ihn dieser aber einst wegen seiner Ungelehrigkeit wegjagte, entfloh er und widmete sich den Wissenschaften. Zuerst begab er sich nach Antiochia, wo er die Kunst der richterlichen Beredsamkeit studierte, aber bald eine entscheidende Abneigung dagegen bekam. Nun widmete er sich dem Studium der Philosophie, durchreiste verschiedene Länder, legte in Italien, Spanien und Gallien, nach damaliger Sitte, öffentliche Proben seiner Beredsamkeit ab, und erwarb sich dadurch schon als junger Mann einen ausgezeichneten Ruhm. Aus Gallien begab er sich nach Griechenland und hielt sich einige Zeit in Macedonien und in den vornehmsten Städten Kleinasiens auf, ward unter dem Kaiser Marcus Aurelius Prokurator von Aegypten und starb in einem hohen Alter (wie man glaubt von 90 Jahren) am Podagra. Unstreitig gehört Lucian zu den Männern von echtem Genie. Man bemerkt in seinen Schriften die vertrauteste Bekanntschaft mit der Denkart und den Sitten seiner Zeit, besonders in der großen und philosophischen Welt, mit der Mythologie und Geschichte, den philosophischen Systemen der ältern griechischen Weltweisen, den Mißbräuchen, welche die spätern Anhänger derselben davon machten und den Schwärmereien des Orients, vorzüglich Alexandriens. Spott war die Medizin, womit er die Kranken zu heilen suchte. Vorzüglich verlachte er den religiösen Aberglauben, der die Tugend nicht beförderte und das Laster nährte, und die damaligen Philosophaster, die das vollendeten, was jener zu verderben noch übrig ließ. Praktische Philosophie war der Hauptgegenstand seines

Studiums, ohne doch hierin einem besondern philosophischen Systeme anzuhangen. Dem wahren Geiste des Cynismus und Epikurismus scheint er am meisten hold gewesen zu seyn; ob dies gleich nicht die Niederträchtigkeit der Cyniker und Epikuräer seiner Zeit gegen seine Geißel schützte. Auch für die sokratische, platonische und stoische Moral hegte er hohe Achtung und verspottete nur das Ueberspannte und Excentrische derselben. Verschiedene neue Schriftsteller halten ihn für einen Skeptiker; aber richtiger könnte man ihn einen freien Eklektiker nennen, der aus jedem philosophischen Systeme nach Gutdünken das Beste nahm, ohne selbst ein eigenes zusammenhängendes System der Philosophie zu haben. Die alexandrinische Philosophie gab seiner muthwilligen Laune um so mehr Stoff zum Spotten, jemehr ihr schwärmerischer Charakter sie dazu geschickt machte. Ob er ein Atheist war, läßt sich nicht entscheiden; der gesunde moralische Geist in seinen Schriften scheint dieser Behauptung zu widersprechen. Die besten Ausgaben von Lucianus Werken sind von Bourdelot, Paris, 1615 Fol., von Grotius, Amsterdam 1657, 2 Bde. und von Reitz, Amst. 1743, 4 Bde. Außer diesen haben wir noch eine vortreffliche deutsche Uebersetzung von Wieland mit Anmerkungen und Erläuterungen, Leipz. 1788 und 89, 6 Bde. 8.

Lucifer, Lichtbringer, bei den Griechen Phosphorus, Sohn der Aurora, vor der er immer auf einem weißen Pferde herumzuziehen pflegt, also der Morgenstern. Als Hesperus oder Abendstern bediente er sich eines dunklen Pferdes. Daher waren ihm überhaupt die Reitpferde gewidmet, und die Römer gaben ihm selbst den Namen Desultor. Nach Ovid war er Vater des Ceyx und Dädalion.

Lucilius (Cajus), römischer Ritter und Dichter, Großonkel Pompejus Magnus, geb. zu Suessa in Campanien, diente unter Scipio Afrikanus in Spanien, dessen Freundschaft er genoß. Auch war er ein Freund des Lälius; wie er denn durch seine muntere Scherze sich allgemein beliebt machte. Er starb zu Neapel um 103 vor Christi. Mit vieler Sprachkenntniß verband er ein großes Talent zur Satyre, die er unter den Römern zuerst als Lehrgedicht bearbeitete, und schrieb 30 Satyren reich an Witz und strafender Strenge; außerdem auch Hymnen, Epoden und ein Lustspiel. Bei seinen Lebzeiten hatten seine Satyren ein ungemeines Ansehen. Horaz vergleicht ihn mit einem Flusse, der unter mehrerem Unrathe kostbaren Sand mit sich führt. Von den auf uns gekommenen Fragmenten besorgten Ausgaben: Dousa (Leyden 1597, 4.) und Volpi (Padua 1734, 8.). Lucilius soll auch unter den Römern den Hexameter zuerst eingeführt haben.

Lucina, die Geburtsgöttin der Lateiner, welcher man eben dieselbe Beförderung der Geburten zueignete, welche der Grieche seiner Ilithya zuschrieb. Bei den Lateinern aber ward diese Geburtshülfe besonders der Diana zugeeignet. Man glaubt zwar, daß unter Lucina die Juno verstanden worden sey. Allein Catull nennt die Diana ausdrücklich Lucina Juno, wie Dionys von Halikarnaß ihr den Namen Hera phosphoris giebt. Sie ward von den Gebärenden angerufen. Ihr Tempel stand zu Rom in der 5. Region, und bei der Geburt jedes Kindes ward ein Stück Geld hieher bezahlt. S. Ilithya.

Luckner (Nicolaus von), Marschall von Frankreich, geb. 1721 zu Cham in der Oberpfalz, trat in preuß. Kriegsdienste und war während des siebenjährigen Kriegs Anführer eines Freikorps, an dessen Spitze er mehrere kühne Thaten verrichtete, aber auch durch Bedrückungen seinen Namen befleckte. Nach dem Hubertsburger Frieden wurde sein Freikorps reducirt; er ging deßhalb in französische Dienste und wurde Generallieutenant. Die französ. Revolution verschaffte ihm 1791 den Marschallsstab. Er befehligte hierauf die Armee in Flandern und dann die Moselarmee, wurde aber we-

gen seines Alters bald darauf abgesetzt und nach Chalons verwiesen, um dort die Reserve zu bilden. Da er indeß dem Nationalkonvent wegen Bezahlung seiner Pension ziemlich lästig fiel, nahm man ihn gefangen und guillotinirte ihn den 5. Jan. 1793, unter dem Vorwande, an einer Verschwörung gegen die Republik Theil genommen zu haben.

Lucretia, s. Brutus.

Lucretius Carus (Titus), ein römischer Ritter, wahrscheinlich im J. d. St. 159 zu Rom, ungefähr 90 v. Chr., geboren, studierte zu Athen unter Zeno und Phädrus die epikurische Philosophie. Man erzählt, daß er durch einen Liebestrank wahnsinnig geworden, in den lichten Intervallen verschiedene Schriften verfertigt; sich nachher aber, im 44. Jahre seines Alters selbst getödtet habe. Wir besitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: De rerum natura, in welchem er die Grundsätze der Philosophie Epikurs vorträgt. Es war in der That ein kühner Versuch, einen meistens ganz unpoetischen Stoff in einem Gedicht zu bearbeiten. Daher ist auch nicht zu verwundern, wenn eine solche Bearbeitung als Gedicht ihm mißlingen mußte. Indessen kann man doch aus den Theilen, welche von poetischem Werth sind, z. B. die Beschreibung vom menschlichen Elende, von der Gewalt der Leidenschaften, von der schrecklichen Pest in Griechenland u. s. w. schon sehen, daß Lucretius wirkliches Dichtergenie hatte. Unstreitig machte er sich durch seine Arbeit sowohl, um die philosophische Literatur seiner Zeiten, als um die Sprache der Römer verdient, welche dadurch nicht wenig an Biegsamkeit und Reichhaltigkeit zum philosophischen Ausdruck gewann. Freilich war er oft genöthigt, veralteten Worten wieder das Bürgerrecht zu geben und neue Bedeutungen von andern zu erfinden; daher war seine Sprache schwer zu verstehen, wie dies selbst Quintilian einräumt, und eben daher, so wie wegen des wenig anziehenden Inhalts, scheint sein Gedicht auch wenig Sensation bei den Römern gemacht zu haben. Die vorzüglichsten Ausgaben des Lukrez sind von Creech, Oxford 1795, London 1716, von Havercamp, Leyden 1725 und von Wakefield. Nach letzterer ist die unvollendete eichstädtische abgedruckt. Eine deutsche Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen haben wir von Meinecke, Leipzig 1795.

Lucullus (L. Licinius) kann besonders durch seine Besiegung des Mithridates von allen seinen Vorfahren und Verwandten, welche dieselben Vornamen führen, als der Berühmteste unterschieden werden. Mit seinem Bruder Marcus Licinius Lucullus zugleich zum Aedilis Curulis erwählt, bewies er im marsischen Kriege viele Klugheit und Tapferkeit, und in dem Bürgerkriege des Sylla und Marius hielt er es mit dem Erstern. Endlich ward er mit dem M. Aurelius Cotta im J. Roms 679 Konsul, und erhielt durch Beihülfe des P. Cethegus, eines Tribunen, dem er Gefälligkeiten erwiesen hatte, die Stelle eines Anführers der Völker, welche nach Cilicien gegen den Mithridates geschickt werden sollten. Schon vorher hatte Lucullus während seiner Quästur gegen den Mithridates als Unterfeldherr gefochten; daher ihm das Land, wo der Krieg geführt wurde, hinlänglich bekannt war. Als er in Asien angekommen war, trug er zuerst dafür Sorge, daß die alte Kriegszucht unter den Soldaten wieder eingeführt wurde, die das schwelgerische Wesen der Asiaten angenommen hatten. Mithridates hatte sich indessen in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt, und sogar den Feldzug durch eine siegreiche Seeschlacht gegen den Mitkonsul des Lucullus, Aurelius Cotta, glücklich eröffnet. Lucullus beschleunigte nun seinen Zug zu Lande gegen den mächtigen Feind. Als er aber der unheuren Armee des Königs nahe kam, hielt er es für rathsam, eine Hauptschlacht zu vermeiden. Mithridates belagerte nun die Stadt, Cyzykum, welche der Schlüssel von Asien war. Bei dem Abmarsche des Königs aber zur Belage-

rung dieser Stadt glückte es dem Lucullus, dem Nachtrabe desselben eine starke Niederlage beizubringen. Auch gelang es dem Lucullus, der dem Könige auf dem Fuße gefolgt war, durch Occupirung eines engen Passes alle Zufuhr zu Lande abzuschneiden, und ihn dadurch zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen. Lucullus rückte nun an die Küsten des Hellesponts, rüstete eine Flotte aus, und schlug damit eine königliche Flotte bei der Insel Lemnos mit ansehnlichen Verluste, desgleichen verjagte er auch die übrigen Flotten des Mithridates, so daß die Jonier Herren des Meeres waren. Nicht weniger glücklich waren auch seine Unterfeldherrn zu Lande, so daß in Kurzem ganz Bithynien und Paphlagonien in die Hände der Römer fiel. Er stellte sich nun wieder an die Spitze seiner Landarmee, um in Pontus selbst einzufallen und eroberte verschiedene Städte, wurde aber in einem Treffen vom Mithridates geschlagen. Allein das Glück wandte sich den Römern wieder zu, welche zweien Unterfeldherren des Königs eine starke Niederlage beibrachten, so daß Mithridates selbst zu dem Entschluß bewogen wurde, sich mit seinem Heere zurückzuziehen. Aber die Bekanntmachung desselben schlug den Muth seiner Soldaten so nieder, daß sie statt eines ordentlichen Rückzugs förmlich die Flucht ergriffen und ihren König verließen, daher dieser sich zu seinem Schwiegersohn Tigranes nach Armenien flüchten mußte. Pontus wurde nun ganz von Lucullus erobert und zur römischen Provinz gemacht. Da Tigranes sich weigerte, den Mithridates an die Römer auszuliefern, so mußte Lucullus auch gegen diesen zu Felde ziehen. Er schlug den Tigranes und dieser übergab sodann das Kommando seiner Armee dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil davon eroberte und die Römer unter dem M. Fabius in die Flucht schlug. Allein vom Lucullus selbst erlitt er wieder eine starke Niederlage. Indessen verlor er den Muth nicht und siegte sogar im folgenden Feldzuge wieder über einen Unterfeldherrn des Lucullus. Dieser wurde auch den ganzen Feldzug über durch die Meutereien seiner Soldaten, die ihn — freilich nicht mit Unrecht — des Geizes und der Habsucht beschuldigten, gehindert, mit Nachdruck gegen den König zu handeln. Die Nachricht von diesem Mißvergnügen kam nach Rom, und weil man hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, so wurde dem Lucullus sein Komando genommen und er nach Rom zurückberufen. Indessen empfingen ihn hier die Patricier mit allen Zeichen der Hochachtung, und beehrten ihn mit einem außerordentlich prächtigen Triumph. Er lebte nun in Rom als Privatmann, und genoß seiner ungeheuren Reichthümer, die er aus Asien mitgebracht hatte. Doch vergaß er über den Genuß der Vergnügungen des Lebens und seiner herrlichen Palläste doch nicht die edlern und ernsten Beschäftigungen. Während seines Aufenthalts in Griechenland, als Quästor in Macedonien und als Feldherr im mithridatischen Kriege, war er mit den damals lebenden Philosophen sehr vertraut geworden. Sein vornehmster Lehrer war der Akademiker Antiochus, der ihn auch auf einigen seiner Feldzüge begleitete. Daher interessirte sich auch Lucullus am meisten für das platonische System. Nach seiner Rückkehr in Rom setzte er mit allem Eifer das Studium der Philosophie fort, zog selbst viele Gelehrte nach Rom, und verstattete ihnen freien Zutritt in sein Haus; auch legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch jedem frei stand und die Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derselben bediente er sich des Tyrannion, welchen er im mithridatischen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit schenkte. Durch sein Beispiel reizte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Kosten nach Rom zu ziehen. Zuletzt soll er durch einen Liebestrank, den ihm sein Freigelassener Kallisthenes beigebracht hatte,

so wahnwitzig geworden seyn, daß man ihm seinen Bruder zum Vormunde setzen mußte. Bald darauf starb er im 66. oder 68 Jahre seines Alters. Lucullus war es auch, der im Jahr 680 nach Erb. R. den Kirschbaum aus Cesare in Pontus zuerst nach Rom brachte und daselbst anpflanzen ließ, von wo sich nachher dieser Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Ludditen nennt man in England die Zerstörer der Maschinen, die ihr Unwesen zu verschiedenen Zeiten in mehreren Fabrik-Städten Englands getrieben haben und größtentheils nahrungslose ehemalige Fabrikarbeiter sind, welche das immer mehr überhandnehmende Maschinenwesen als den Grund ihrer Nahrungslosigkeit ansehen.

Ludwig der Baier, römisch-deutscher Kaiser, war der Sohn des Herzogs Ludwig des Strengen von Baiern und der Mathilde, Tochter des Kaisers Rudolph I., und 1248 geboren. Nach' Kaiser Heinrich VII. Tode (1314) wählten 5 Churfürsten ihn zu Aachen zum Kaiser, während die beiden übrigen sich für den Erzherzog Friedrich den Schönen von Oesterreich, Kaiser Albrechts I. Sohn, erklärten. Ludwig IV. wurde zu Aachen und Friedrich zu Köln gekrönt. Ein Bürgerkrieg, der 9 Jahre zum großen Verderben Deutschlands geführt wurde, war die nächste Folge davon, bis endlich Ludwig im Treffen bei Mühldorf im Salzburgischen 1322 seinen Nebenbuhler gefangen nahm und ihn bis 1325 behielt, worauf derselbe freigelassen wurde, nachdem er sich willig bewiesen, den Titel Kaiser fallen zu lassen. Während dieses Streites hatte ihn Papst Johann XXII. in den Bann gethan; Ludwig ernannte daher 1328 Nikolaus V. zum Papst und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Johann XXII. aber behauptete sich, und dessen Nachfolger, Clemens VI., schleuderte nicht nur von Neuem den Bann gegen ihn, sondern brachte es auch dahin, daß die Deutschen den König von Böhmen, Carl von Luxemburg, zum römischen Könige wählten. Ludwig behauptete sich indeß, vorzüglich durch die treue Anhänglichkeit der Reichsstände, starb aber schon den 11. Okt. 1347 an einem Schlagflusse auf einer Bärenjagd in der Gegend von München. Uebrigens hatte er mit seinem Bruder Rudolph von der Pfalz viele Streitigkeiten geführt und ihn sogar 1315 der Pfalz beraubt, die er jedoch 1319 den Kindern desselben wieder gab. Für sein Haus war die Kaiserkrone ein Mittel großer Bereicherung; denn er belehnte 1322, nach Aussterben der askanischen Markgrafen von Brandenburg, seinen Sohn Ludwig mit diesem Lande, und verschaffte kurz vor seinem Tode seinen Söhnen aus zweiter Ehe Holland. In den Siegeln bediente er sich zuerst zweier Adler, die Kaiser Wenzel in einen Körper mit zwei Köpfen vereinte.

Ludwig I., der Fromme, römischer Kaiser und König in Frankreich, Karls des Großen Sohn von seiner zweiten Gemahlin Hildegard, war 778 zu Casseneuil in Agenois geboren, wurde im 5. Jahre König von Aquitanien, um 813 von seinem Vater zum Mitregenten angenommen und bestieg nach dessen Tode, den 28. Jan. 814, den Thron von Frankreich, worauf noch in demselben Jahre auch die kaiserliche Würde folgte. Gleich zu Anfange seiner Regierung ertheilte er den von seinem Vater in Frankreich angesiedelten Sachsen die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland, und nahm bald darauf seinen ältesten Sohn, Lothar, zum Mitregenten an, so wie er den zweiten, Pipin, zum König von Aquitanien, und den dritten, Ludwig, zum König von Baiern ernannte. Diese Theilung schwächte seine Macht und legte den Grund zu den nachfolgenden Bürgerkriegen. Durch eine übel angebrachte Frömmigkeit wurde er bewogen, den Päpsten und der Kirche viele Schenkungen zu machen, ohne daß er darum ihre Gunst erlangen konnte, weil er durch strenge Befehle dem eingerissenen unsittlichen Lebenswandel derselben in den Weg trat, so daß es nur einer Gelegenheit bedurfte, um gegen ihn offen aufzutreten. Unglücklicher Weise führte er den

Ausbruch dieser Unzufriedenheit selbst herbei, indem er seinen Brudersohn, den König Bernhard von Italien, der sich gegen ihn empört hatte und gezwungen worden war, um Gnade zu bitten, die Augen ausstechen ließ, woran er drei Tage darauf starb (818). Eben so hart verfuhr er auch gegen die Theilnehmer des Aufruhrs. Gefühlte Gewissensbisse wegen dieser Greuelthat benutzten die Bischöfe zu einer öffentlichen Demüthigung Ludwigs, wodurch er der Nation verächtlich wurde und es seinen Söhnen erleichterte, sich gegen ihren Vater zu empören, als er damit umging, seinem in zweiter Ehe erzeugten Sohn, Karl dem Kahlen, auf die Bitten seiner Mutter Judith von Baiern, ebenfalls einen Theil der fränkischen Länder zuzuwenden und so die erste Theilung umzustoßen. Sie empörten sich deßhalb im Jahre 830 wider Ludwig den Frommen, der sich nur mit Beten beschäftigte und die Judith, welche wiederum von einem Grafen Bernhard von Barcelona beherrscht wurde, ihrem Schicksal überließ. Die Bischöfe von Vienne, Amiens und Lyon erklärten alle diejenigen für Rebellen, die sich nicht mit den Söhnen verbinden würden, und die übrigen Bischöfe folgten diesem Beispiele. Umsonst versuchte Papst Gregor IV. den Frieden zu erhalten; Ludwig, von seinen Truppen verlassen, ward gezwungen, sich seinen Söhnen zu unterwerfen und mit seiner Gemahlin Judith sich in ein Kloster zu begeben. Der Reichstag zu Nymwegen gab ihm jedoch bald seine Freiheit wieder, die er jedoch schon 833 bei einer neuen Empörung seiner Kinder abermals verlor; denn auf dem Reichstage zu Compiegne wurde er förmlich des Reichs entsetzt, nachdem er zuvor öffentliche Kirchenbuße gethan hatte. Eine Uneinigkeit unter den Brüdern brachte ihn jedoch schon im folgenden Jahre wieder auf den Thron, wozu am meisten Ludwig der Deutsche mitgewirkt hatte, der dadurch keineswegs die Liebe seines Vaters erlangen konnte, sondern vielmehr mit Undank belohnt ward. Auch der Rest des Lebens von Ludwig dem Frommen verfloß unter Empörungen seiner Söhne und er starb auf einem Zuge gegen Ludwig den Deutschen auf einer Rheininsel bei Mainz den 20. Juni 840. Die Schwäche seiner Regierung ermuthigte die Normannen, Einfälle in Deutschland zu thun, wo Ludwig 814 das Bisthum Halberstadt, 822 die Abtei Corvei und 824 das Erzbisthum Hamburg gestiftet hatte.

Ludwig IX., der Heilige, Sohn Ludwigs VIII., geb. 1215, gelangte durch den frühzeitigen Tod seines Vaters schon 1221 zur Regierung über Frankreich, jedoch unter Vormundschaft seiner Mutter Blanca (s. d. Art.), die sich viel Mühe gab, die mißvergnügten Großen zur Anerkennung der königl. Oberherrschaft zu bringen. Auf diesem betretenen Wege ging auch Ludwig, als er 1236 die Regierung übernahm, weiter fort, widersetzte sich nachdrücklich den Anmaßungen der Bischöfe und der Großen, verbesserte die Rechtspflege und berief in seinen Rath die geschicktesten Leute seines Reichs. Die weise Verwaltung seiner Staaten setzte ihn in den Stand, zahlreiche Armeen gegen den König von England, Heinrich III., und die mit ihm verbündeten franz. Vasallen aufzubringen und denselben bei Taillebourg in Poitou und bei Saintes 1241 zu schlagen, worauf ein vortheilhafter Friede zu Stande kam. Im Jahre 1243 unternahm er, zufolge eines 1244 bei einer Krankheit gethanen Gelübdes, den berühmten Kreuzzug, auf welchem ihn seine Gemahlin, Margarethe von Provence, drei Brüder und die Blüthe des franz. Adels begleiteten. Glücklich landeten die Franzosen in Aegypten, dessen Beherrscher Herr des gelobten Landes war; Ludwig schlug die Sarazenen in zwei Treffen und that in dem bei Massoura (1250) Wunder der Tapferkeit; dennoch vernichtete der unüberlegte Muth seines Bruders, des Grafen Robert von Artois, schnell diese Früchte des Siegs. Hunger und ansteckende Krankheiten schwächten das Heer, und die Gefangenschaft des

Königs nebst seiner beiden Brüder Alphons und Karl vollendeten das allgemeine Elend im franz. Heere und zwangen den König, 8000 Byzantinische Goldstücke (7 Millionen Franken) für die gefangenen Franzosen zu bezahlen und für sich selbst Damiette heraus zu geben, um sich dadurch einen Waffenstillstand von 16 Jahren zu erkaufen. Da jedoch die Sarazenen ihr gegebenes Versprechen nicht hielten, und viele Gefangene, statt sie freizugeben, ermordeten, begab sich der König von Frankreich nach Palästina und verweilte daselbst noch bis zum Jahre 1254, in welcher Zeit er nicht nur die von den Christen besetzten Städte mit neuen Werken versah, sondern auch mit Nachdruck an der Belehrung der Ungläubigen arbeitete. Da jedoch indeß seine Mutter Blanca, welche die Regierung während seiner Abwesenheit geführt hatte, gestorben war (1254), kehrte er nach Frankreich zurück, zur großen Freude seiner Unterthanen, errichtete zu Paris ein Obergericht, wo alle Unterthanen Recht erhielten, verringerte die Auflagen und traf solche Einrichtungen, daß ihm mit Recht allgemein der Name Vater des Vaterlandes zu Theil wurde. Im Jahr 1269 gab er die berühmte pragmatische Sanktion, um die alten Rechte der Kathedralkirchen und die Freiheit ihrer Wahl zu erhalten und die Angriffe der Großen auf ihre Einkünfte zu verhindern. Seine Achtung gegen die Diener der Religion hinderte ihn jedoch nicht, sich ihren Eingriffen entgegen zu setzen, sobald es der Vortheil seiner Krone erheischte. Alles dies vermehrte sein Ansehn; König Heinrich III. wandte sich daher an ihn, um seinen schiedsrichterlichen Ausspruch in dem Streite mit seinen Großen zu erlangen, und seinem Rufe verdankte der Graf Karl von Anjou, sein Bruder, die Wahl des Papstes zum Könige von Sicilien. Auch erweiterte er Frankreich durch Namur, Peronne, Avranches, Mortagne und Perche, und hätte sich leicht auch auf Kosten Englands bereichern können, wenn es mit seiner Rechtlichkeit übereingestimmt hätte. Nach sechszehnjähriger Anwesenheit in seinem Reiche unternahm er 1270 einen neuen Kreuzzug nach Afrika, belagerte Tunis und war schon im Besitz der Citadelle, als eine ansteckende Krankheit, die große Verheerungen unter seinen Truppen anrichtete, ihn den 25. Aug. von der Welt nahm. Bonifacius VIII. versetzte ihn 1297 unter die Heiligen. Ihm folgte sein Sohn Philipp der Kühne.

Ludwig XI., Sohn Karls VII. und der Marie von Anjou, Tochter Ludwigs II., Titularkönigs von Neapel, war den 3. Juli 1423 zu Bourges geboren und folgte seinem Vater den 22. Jul 1461, nachdem er sich schon vorher durch eine Empörung gegen seinen Vater, durch Mißhandlungen seiner Gemahlinnen, von welchen die eine eine Prinzessin von Schottland, die andere von Savoyen war, berüchtigt gemacht hatte, wiewohl er auch gegen die Engländer 1443 nicht unrühmliche Thaten verrichtet hatte. Kaum war er zur Krone Frankreichs gelangt, so entfernte er alle Diener seines Vaters und setzte solche an ihre Stelle, die sich ihm bei seinen Streitigkeiten mit Karl VII. als treue Diener gezeigt hatten. Neue Abgaben wurden vom Volke erhoben, die Großen niedergedrückt und die pragmatische Sanktion abgeschafft. Dies letztere that er aber nur in der Hoffnung, daß der Papst das Haus Anjou von Neuem auf den Thron von Neapel setzen werde, den Ferdinand von Aragon eingenommen hatte. Das Parlament von Frankreich hielt die pragmatische Sanktion jedoch noch aufrecht, bis das Konkordat zwischen Franz I. und Leo X. sie vernichtete. Da indeß Ludwig XI. sich von dem Papste getäuscht sah, bildete sich gegen den König ein Bündniß zwischen dem Herzog Karl von Berry, Bruder desselben, dem Grafen von Charolais, dem Grafen von Bretagne, von Dunois und andern mißvergnügten Großen, indem sie vorgaben, den verworrenen Zustand des Staates zu heben und den gedrückten Zustand des Volkes zu verbessern. Um ih-

rer Verbindung mehr Ansehen zu geben, nannten sie dieselbe die Ligue fürs Gemeinwohl. Ludwig ergriff die Waffen dagegen; die Schlacht von Montheri den 16. Juli 1465 entschied nichts, und bald darauf stellte der Friede zu Constanz (den 5. Oktob.), in dem Ludwig XI. den Mißvergnügten Alles zugestand, ohne Lust zu haben, es zu halten, die Ruhe wieder her. So hatte er seinem Bruder, dem Herzog Karl von Berry, die Normandie versprochen, mehrere feste Plätze der Picardie dem Grafen von Charolais, die Grafschaft Estampes dem Herzog von Bretagne und die Würde eines Connetables von Frankreich dem Grafen von St. Pol. Kaum aber war der Friede unterzeichnet, so entriß er seinem Bruder die Normandie wieder und dem Herzog von Bretagne einen Theil seiner Staaten. Der Bürgerkrieg brach sonach von Neuem aus. Um ihn in der Geburt zu ersticken, ersuchte er Karl den Kühnen, früher Graf von Charolais, jetzt aber nach dem Tode seines Vaters Herzog von Burgund, um eine Unterredung zu Peronne; Karl der Kühne erschien, erfuhr aber gleich zu Anfange der Unterredung, daß die Lütticher, aufgehetzt von Ludwig XI, in seine Staaten eingefallen wären. Er nahm deßhalb den König gefangen, nöthigte denselben, ihn auf dem Zuge gegen die Lütticher zu begleiten und erpreßte einen sehr demüthigenden Frieden von ihm, wodurch der Herzog von Berry, statt der Normandie, Champagne und Brie erhielt. Kaum war jedoch Ludwig XI. außer Gefahr, so überredete er seinen Bruder, statt Champagne und Brie sich mit Guienne zu begnügen, um ihn so von dem mächtigen Herzog von Burgund zu entfernen. Da jedoch der Herzog von Burgund kurz darauf seine einzige Tochter dem Herzog von Guienne anbot und Ludwig XI. nichts Gutes aus dieser Verbindung für sich vermuthete, so ließ er, der Sage nach, den Letztern vergiften. Der Herzog von Burgund, um diesen Mord zu rächen, drang in die Picardie ein und verheerte Alles mit Feuer und Schwert, welches Geschick auch darauf die Normandie traf. Endlich endigte dieser grausame Krieg (1474) durch den Frieden zu Bouvines. Dennoch schloß noch in demselben Jahre der Herzog von Burgund ein Bündniß mit Eduard IV. von England und dem Herzog von Bretagne gegen Ludwig XI. Der König von England landete auch mit einem großen Heere in Frankreich: doch da Ludwig die Minister desselben bestochen hatte, kehrte Eduard, nachdem er zu Amiens 1475 einen Traktat geschlossen, der zu Piquigni die Bestätigung erhielt, nach England zurück. Der Herzog von Burgund schloß mit Ludwig XI. zu Vervins, von seinen Bundesgenossen verlassen, einen Waffenstillstand auf 9 Jahre, wurde aber während dieser Zeit 1477 vor Nancy getödtet und hinterließ nur eine einzige Tochter, Marie, die sich kurz darauf mit Kaiser Friedrichs III. Sohn, dem nachmaligen Kaiser Maximilian I., vermählte. Diese Vermählung erzeugte bald darauf einen verderblichen Krieg zwischen dem Kaiser und König von Frankreich, worin sich Letzterer der Franche Comté durch die Tapferkeit von Chaumont d'Amboise bemächtigte. Die Schlacht von Guinegate blieb unentschieden. Der Vertrag und der Frieden zu Arras 1482 bestimmte, daß die Tochter des Kaisers und der Marie von Burgund, Margarethe, den Dauphin heirathen sollte; allein Ludwig XI. genoß nur kurze Zeit die Freude hierüber; denn eine düstere Schwermuth bewog ihn, zu Plessis les Tours sich einzuschließen, wo er auch den 30. August 1483 starb. Zu seinen Greuelthaten gehört noch die Hinrichtung des Connetable von St. Pol den 19. Decemb. 1479, so wie Jakobs von Armagnac, Herzogs von Nemours, 1477. Nicht mit Unrecht hat man Ludwig XI. wegen seiner Grausamkeit den französ. Nero genannt zahllos waren die Hinrichtungen der Bürger, und die Wohnungen des Königs erkannte man leicht an den Galgen, die sie umringten. Seine Vertrauten und Minister waren seiner werth. Seinen Barbier ernannte er zum

Grafen von Meulan und Gesandten; seinen Schneider zum Waffenherold und seinen Arzt zum Canzler. Ohnerachtet dessen verdankt ihm Frankreich durch Vernichtung der großen Kronvasallen die künftige Größe, die Anlegung von Fabriken, die Belebung des Handels und sichere Einkünfte. Denn die jährlichen Einkünfte stiegen unter ihm bis auf 4.700.000 Livres, welche unter Karl VII. nur 1.800.000 betragen hatten. Auch erfreuten sich die Wissenschaften seiner Gunst, und die Errichtung der Universitäten zu Bourges und Valence war sein Werk, so wie die Einführung der Buchdruckerkunst in Frankreich. Mit der Krone vereinte er Anjou, Maine, die Provence, das Herzogthum Burgund und einige andere große Lehen. Von seiner zweiten Gemahlin, Charlotte von Savoyen, mit der er sich nach dem Tode von Margarethe von Schottland 1444 vermählte, hinterließ er Karl VIII. und 2 Töchter, Anne, Herzogin von Beaujeu, und Johanne, erste Gemahlin Ludwigs XII.

Ludwig XII., der Gerechte und Vater des Volks genannt, war des Herzogs Carl von Orleans und der Marie von Cleve Sohn, und zu Blois den 27. Juni 1462 geboren. Ludwig XI. verheirathete ihn 1476 mit seiner Tochter Johanne, die aber, ohnerachtet ihres Geistes, wegen ihrer Häßlichkeit nie seine Liebe gewinnen konnte. Während der Minderjährigkeit seines Schwagers, Carls VIII., als der Herzog von Beaujeu die Regierung führte, gehörte er zu den Gegnern derselben, verband sich 1487 in Bretagne mit dem Grafen Dunois und andern Großen, wurde aber im folgenden Jahre in der Schlacht von St. Aubin gefangen genommen und blieb 3 ganzer Jahre in Bourges eingekerkert. Nur mit Mühe gelang es seiner Gemahlin Johanne, seine Freiheit zu bewirken, und durch das Unglück seines Lebens tugendhafter geworden, zeigte er, als er nach Carls VIII. Tode den 7. April 1498 den franz. Thron bestieg, so viel gute Eigenschaften, daß jeder Franzose meinte, die Zeiten Ludwig IX. wiederkehren zu sehen. Er erleichterte die Abgaben des Volkes und verzieh großmüthig denen, die ihn während seiner Gefangenschaft hart behandelt hatten. Um Erben zu erhalten, ließ er sich durch Papst Alexander VI. von seiner tugendhaften Gemahlin scheiden und vermählte sich 1491 mit Anne von Bretagne, Wittwe König Carls VIII. Nachdem er die innere Ruhe Frankreichs befestigt, glaubte Ludwig XII. die Rechte von Valentina Visconti, Großmutter von väterlicher Seite, auf Mailand geltend machen zu müssen. Denn diese war Schwester von Philipp Marie, letztem Herzoge aus dem Hause Visconti, gewesen, und hatte bei der Vermählung mit dem Herzog Ludwig von Orleans, Großvater des Königs, sich namentlich die Rechte auf die Nachfolge im Herzogthume Mailand für sich und ihre Nachkommen vorbehalten. Indeß hatte sich Franz Sforza durch die Heirath mit Blanca, natürlicher Tochter des letzten Herzogs Philipp Marie, dieses Herzogthums nach ihrem Tode bemächtigt und sich darin durch seine Klugheit erhalten. Galeazzo Marie, sein Sohn und Nachfolger, war 1476 ermordet worden, worauf Johann Galeazzo, sein Enkel, die Regierung übernahm, den der ehrgeizige Ludwig Sforza, gewöhnlich Ludwig Moro genannt, zweiter Sohn von Franz Sforza und Oheim von Johann Galeazzo, vergiften ließ. Ohnerachtet dieses Verbrechens ertheilte ihm Kaiser Maximilian I. die Belehnung und vermählte sich sogar mit seiner Tochter Blanca Marie (1495). Nach geschlossenem Bündniß mit Venedig, sandte Ludwig XII. ein starkes Heer nach Italien; am 6. Okt. hielt der König seinen feierlichen Einzug in Mailand und die Eroberung schien, da Ludwig Moro nach Deutschland geflüchtet war, völlig beendigt; allein die üble Aufführung der franz. Truppen erregte allgemeine Unzufriedenheit; der Herzog Ludwig eilte herbei und leicht wurde den Franzosen Mailand entrissen. Eine neue Armee, welche Ludwig de la Tremouille befehligte, stellte jedoch das Kriegsglück auf Seiten

der Franzosen bald wieder her; die Schweizer des Herzogs von Mailand überlieferten ihn 1500 dem franz. Feldherrn, und zu Loches in einen eisernen Käfig eingesperrt, starb er nach 10 Jahren. Während so die Eroberung von Mailand gesichert war, wurde auch Concordia, Mirandola, Bologna und Perma, welche die Parthei von Ludwig Sforza ergriffen hatten, zur Unterwerfung gezwungen und Ludwig XII. dadurch auf den Gedanken gebracht, das Königreich Neapel zu erobern. Er verband sich deßhalb mit König Ferdinand dem Katholischen von Aragon, ganz Neapel wurde binnen 4 Monaten erobert, der König Friedrich von Neapel erhielt einen Jahrgehalt und wurde nach Frankreich abgeführt. Die Eroberung schien vollendet; allein Ferdinand der Katholische verband sich mit Alexanden VI., um den Franzosen Neapel zu entreißen, und die Spanier unter Gonsalvo de Cordova, gewöhnlich nur der große Capitän genannt, bemächtigten sich in kurzem 1505, nach den Schlachten bei Seminara und Cerignola, des ganzen Königreichs. Ein schimpflicher Friede für Frankreich beendigte diesen Krieg, nach welchem die einzige Tochter Ludwig XII. den Enkel Ferdinands, nachherigen Kaiser Carl V., heirathen und Burgund und Bretagne als Heirathsgut erhalten sollte. 1507 züchtigte Ludwig XII. das aufrührerische Genua, eroberte auch Mailand wieder und trat die Ligue von Cambray, welche Papst Julius II. gestiftet und wozu Kaiser Maximilian I. und Ferdinand der Katholische getreten waren, bei, um Venedigs Anmaßungen ein Ziel zu stecken. Ludwig XII. zog in Person gegen dieselben, siegte im Treffen bei Agnadel (den 14. Mai 1509) und nahm ihnen Cremona, Padua und andere Städte. Dies Glück der Franzosen beunruhigte die übrigen Theilnehmer der Ligue von Cambray, Julius II. schloß 1510 mit Ferdinand dem katholischen, Heinrich VIII. von England, den Schweizern und Venetianern ein Bündniß gegen Frankreich, that sogar den König in den Bann und belegte Frankreich mit dem Interdikt. Entrüstet über das Betragen des Papstes, berief Ludwig Frankreichs Bischöfe nach Tours und man beschloß daselbst, den Papst vor eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa zu laden und nach Umständen abzusetzen. Julius II. (vrgl. d. A.). hielt dagegen ein Concilium im Lateran. Während dieser Zeit gewann der Herzog von Nemours, Gaston von Foix, den 11. April 1511 über die Verbündeten das Treffen bei Ravenna, wurde aber selbst, einen Haufen Spanier verfolgend, getödtet. Dieser Unfall bewirkte allgemeine Niedergeschlagenheit im franz. Heere, Mailand ging verloren und bald fanden die Franzosen nur hinter den Alpen eine sichere Ruhestätte. Die Schweizer setzten Ludwig Moros Sohn, Maximilian Sforza, in Mailand wieder ein, Genua errang seine Freiheit, wiewohl nur auf kurze Zeit wieder; denn die zurückkehrenden Franzosen bemächtigten sich dieser Stadt von Neuem, wurden aber durch die Schlacht von Novara den 6. Juni 1513 endlich ganz aus Italien vertrieben. Indessen hatten auch der Kaiser Maximilian, Heinrich VIII. und die Schweizer zu gleicher Zeit Frankreich angegriffen, die Engländer gewannen bei Guinegarte, gewöhnlich das Sporngefecht genannt, den 13. April 1513, einen vollständigen Sieg über die Franzosen, während die Schweizer Dijon belagerten. Auf allen Seiten geschlagen, begann Ludwig mit seinen Feinden zu unterhandeln; mit Leo X. (s. d. A.) söhnte er sich zuerst aus, hierauf, (1514), mit Heinrich VIII., mit dessen Schwester Marie er sich, nach Erlegung einer Million Livres, vermählte, und endlich auch mit den Schweizern. Schon begann er seine alten Pläne auf Mailand wieder hervorzusuchen, als ihn den 1. Jan. 1515 der Tod seinem Volke entriß. Ihm folgte sein ältester Sohn Franz I. Man hat von ihm Briefe an den Cardinal Amboise, welche Brüssel 1712, 4 Bde. 12. erschienen.

Ludwig XIII., der Gerechte, geb. zu Fontainebleau den 27. Sept. 1601, war der Sohn von Heinrich IV. und Mariens von Medicis, folgte seinem

Vater in der Regierung den 14. März 1610, jedoch unter der Vormundschaft seiner Mutter. Die schlechte Regierung derselben erregte große Unzufriedenheit; allenthalben bildeten sich Parteien, an deren Spitze der Marschall von Bouillon stand, und nur mit Mühe führte der Traktat von St. Menehould den 15. Mai 1614 die Ruhe herbei, worauf am 2. Okt. Ludwig XIII. die Regierung antrat und den 27. die letzte Versammlung der Stände zu Blois hielt. Dennoch kehrte die Ruhe nicht zurück; denn Concini (s. d. A.), bekannter unter dem Namen Marschall von Ancre, regierte auf despotische Weise Frankreich und bewog dadurch den Prinzen Heinrich II. von Condé, den Hof zu verlassen und sich mit den Hugenotten zu verbinden, um die Unruhen wieder anzufangen. Dies hinderte jedoch den König nicht, nach Bordeaux zu gehen und sich daselbst mit der spanischen Infantin, Anna von Oestreich, zu vermählen. Da aber die Waffen des Königs nirgends glücklich waren, nahm man seine Zuflucht zu Unterhandlungen, und so kam der Friede zu Loudun den 14. Mai 1610 zu Stande. Unmittelbar darauf wurde auf Anrathen des Marschalls von Ancre der Prinz von Condé gefangen genommen und in die Bastille gesetzt, worauf die Prinzen vom Geblüte und die meisten Großen den Hof verließen und sich von Neuem zum Kriege bereiteten, der bis zum Tode des Marschalls und der Entfernung der Königin nach Blois fortdauerte. Zu schwach jedoch, um die Regierung allein führen zu können, überließ er dieselbe dem Herzog von Luynes, und da dadurch unruhige Bewegungen im Volke entstanden, welches laut die Rückkehr der Königin Maria v. Medicis verlangte, so söhnte er sich mit seiner Mutter zu Angouleme 1619 aus, wobei zuerst der Bischof von Luçon, bekannter unter dem Namen des Cardinals von Richelieu, eine bedeutende Rolle spielte. Kaum aber war der Friede unterzeichnet, so dachte man auch schon darauf, ihn wieder zu brechen. Die Königin ergriff die Waffen, sie wurde aber bald genöthigt, sie wieder nieder zu legen und sich mit ihrem Sohne zu versöhnen, bei welcher Gelegenheit Richelieu den Cardinalshut davon trug. Kurz darauf vereinte Ludwig Bearne mit der Krone durch ein feierliches Edikt (1620), worin die Protestanten gezwungen wurden, den Katholiken die entrissenen Kirchen wieder zu geben. Aufgebracht hierüber, ergriffen die Hugenotten unter Rohan und Soubise die Waffen. Der Plan der Calvinisten ging dahin, aus Frankreich eine Republik zu bilden, und sie theilten das ganze Reich in 8 Kreise, worüber sie ihre 8 vornehmsten Häuptlinge setzen wollten. Das Glück der Waffen war ihnen aber nicht günstig. Mehrmals geschlagen, verloren sie Saumur, Sancerre, Nerat und viele andere Orte in Guienne und Languedoc. Nur Montauban widerstand (1621), und noch in demselben Jahre trat, nach dem Tode des Herzogs von Luynes, der Cardinal Richelieu an die Spitze der franz. Angelegenheiten. Derselbe setzte den Krieg mit glücklichem Erfolge gegen die Hugenotten fort, führte 1623 den Frieden herbei, brachte im folgenden Jahre das Veltlin wieder zur Ruhe und schickte 1625 dem Herzoge von Savoyen kräftige Unterstützung gegen Genua. Indeß sich die Franzosen in Italien herumschlugen, ergriffen die Hugenotten, von England aus unterstützt, von Neuem die Waffen; die engl. Flotte aber wurde bei der Insel Ré geschlagen (den 1. Nov. 1627), und nach hartnäckiger Gegenwehr La Rochelle, der Hauptsitz der Hugenotten, den 28. Okt. 1628 eingenommen, worauf der König eine Amnestie, das Edikt der Gnaden genannt, bekannt machte und alles Vorgefallene zu vergessen versprach. Kurz darauf nahm Ludwig XIII. den neuen Herzog von Mantua, den Herzog von Nevers, dem der Kaiser die Belehnung verweigerte, in Schutz. Die Franzosen drangen in Italien ein, zwangen den Herzog von Savoyen zur Unterzeichnung eines Traktats und setzten den Herzog von Mantua in Besitz seines Staats. Ludwig XIII. hatte diesem ganzen Feldzuge beigewohnt. Da indeß der Herzog von Savoyen den

Frieden nicht hielt und eine deutsche Armee in Italien einbrach, die sich 1630 Mantua's bemächtigte und Casal belagerte, so ging Ludwig XIII. mit einer starken Armee von Neuem nach Italien und nahm fast ganz Savoyen und Piemont wieder ein, wodurch 1631 der Friede von Chierasco herbeigeführt wurde, welcher dem Herzoge von Nevers den Besitz seiner Staaten sicherte. Kaum war Ludwig XIII. wieder in seiner Hauptstadt angekommen, so verließen der Herzog Gaston von Orleans, einziger Bruder des Königs, und die Königin Mutter Paris, Beide eifersüchtig auf den Cardinal; Ersterer begab sich nach Lothringen und die Letztere nach Brüssel. Orleans brachte den Statthalter von Languedoc, den Herzog von Montmorency (vergl. d. Art.), auf seine Seite; Letzterer wurde im Treffen bei Castelnaudary geschlagen und gefangen (1632) und kurz darauf zu Toulouse enthauptet. Hierdurch muthlos geworden, verließ der Herzog von Lothringen Languedoc, war aber auch in Lothringen nicht glücklicher, welches von den Franzosen eingenommen wurde. Die Deutschen eilten zwar zur Hilfe herbei; allein dies diente nur dazu, daß die Franzosen auch hier Siege erfochten, und der 13jährige Krieg gegen den Kaiser und der 25jährige gegen Spanien verschaffte den Franzosen ein Uebergewicht, das sie früher zu erhalten nie gehofft hatten. Während der Dauer dieses Krieges starb Ludwig XIII. den 14. Mai 1643 zu St. Germain en Laye. S. Maria v. Medicis u. Richelieu.

Ludwig XIV., König von Frankreich und Navarra, der dritte Regent Frankreichs aus dem Hause Bourbon. Nach einer 22jähr. Unfruchtbarkeit gebar ihn Anna von Oestreich 1638; und weil die Franzosen ihn als ein Geschenk des Himmels ansahen, benannten sie ihn Dieu-donné. Er brachte einige Zähne mit auf die Welt. Hugo Grotius gab dies scherzhaft in einen Brief an Orenstierna fur eine Vorbedeutung künftiger Raubgier aus. Er war 5 Jahre alt, als sein Vater Ludwig XIII. starb (14. Mai 1643). Seine Mutter ließ sich durch das Parlament zur Regentin und Vormünderin während seiner Minderjährigkeit erklären; dem Cardinal Mazarin (vergl. d. A.), Richelieus Zögling, ward die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs anvertraut. Diese ward aber in den unruhigen Zeiten während Mazarins Staatsverwaltung sehr vernachlässigt, und die schönen Anlagen, mit denen ihn die Natur ausgestattet, blieben unentwickelt. Am 5. Sept. 1651 trat Ludwig sein 14tes Jahr an und damit zugleich nach den franz. Gesetzen das Alter der Mündigkeit. Er erschien daher als König Ludwig XIV. im Parlamente, und erklärte in eine Rede, daß er nun nach den Gesetzen des Staats die Regierung selbst übernehmen wolle. Hierauf legte die Königin in einer Rede die bisher geführte Regentschaft nieder, doch nur zum Scheine; denn sie beherrschte den flüchtigen und unerzogenen Prinzen ganz, so wie sie wiederum von Mazarin beherrscht ward, der bis an seinen Tod (9. Mai 1661) an der Spitze der Staatsverwaltung stand. Seitdem regierte Ludwig 54 Jahre ohne ersten Minister, ganz im Sinne seines Wortes: L'état, c'est moi! Mazarin hatte ihn durch Worte und Beispiel gelehrt, die Rechte des Parlaments zu verachten, seinen Willen als das höchste Gesetz und seinen Vortheil als den ersten Zweck alles gemeinschaftlichen Strebens zu betrachten. Er war noch nicht 16 Jahre alt, als er einmal auf die Nachricht, das Parlament habe sich eigenmächtig versammelt, um gegen eine vom Hof bekannt gemachte Verordnung eine Vorstellung abzufassen, plötzlich von Vincennes nach Paris gesprengt kam, und wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Sporen und die Reitpeitsche in der Hand, in die Rathsversammlung trat, um diese in den derbsten Ausdrücken für ihre Widersetzlichkeit zu züchtigen. Seitdem machte dies Collegium nie wieder einen Versuch, sich dem Könige an Autorität gleich zu setzen, vielmehr bot es nur zu oft die Hand zur Ausführung seiner despotischen Plane. Hauptsächlich war Colbert

(vergl. d. Art.) seit 1661 der vortreffliche Mann, ohne dessen Thätigkeit, Weisheit und Uneigennützigkeit Ludwig XIV. wenig oder nichts von allem dem hätte möglich machen können, wodurch seine Regierung so glänzend geworden ist. Durch ihn gelangte Frankreich zur höhern Energie und zum Wohlstande im Innern, und Ludwig machte die Kraft des französischen Staats, der schon im westphälischen Frieden einen so bedeutenden Einfluß auf die nähern Bestimmung der gegenwärtigen europäischen Staatsverhältnisse behauptet hatte, mit einem Uebermuthe geltend, durch den er beinahe 40 Jahre lang seine Absichten realisirte. Zuerst griff er 1665 nach Philipps IV. Tode die spanischen Niederlande unter dem Vorwande an, daß seine Gemahlin Maria Theresia, Tochter Philipps IV., Ansprüche darauf habe. Er selbst begleitete das Heer, das Turenne anführte, nach Flandern, dessen man sich in Kurzem bemächtigte. Allein die Holländer befürchteten selbst von Ludwig zu viel für ihren Freistaat und schlossen deßhalb mit England und Schweden unter dem Namen der Tripelallianz einen festen Bund, die den König zu dem Frieden von Aachen (2. Mai 1668) nöthigte, in welchem er seine Ansprüche auf die spanischen Niederlande auf 11 eroberte feste Plätze beschränken mußte, die er behielt. Doch beschloß er bald nach dem Abschluß des Aachner Friedens einen Rachekrieg gegen die Niederlande, den er 1672 begann, nachdem es ihm gelungen, die Tripelallianz zu trennen und den König Carl von England in sein Interesse zu ziehen. Zwar schlug der Admiral Ruyter, einer der größten Seehelden seiner Zeit, die französische Flotte; dennoch würden die Niederländer der Uebermacht des Feindes nicht haben widerstehen können, wenn nicht Oestreich, Spanien und Brandenburg ein Bündniß mit ihnen geschlossen und ihnen Hülfe zugesandt hätten. Dazu trennte sich 1674 England durch den Frieden von Westminster von Frankreich, weil das Parlament keine neue Summe zur Führung des Krieges bewilligte und England von Spanien bedroht ward. Obgleich die Franzosen die Siege bei Mühlhausen, Türkheim und bei Senef erfochten; so erlitt doch Ludwig einen Verlust, der alle diese Vortheile überwog. Er verlor nämlich in diesem Kriege den großen Turenne, der beim Rekognosciren der Oestreicher in der Nähe von Sasbach am 27ten Juli 1675 tödtlich verwundet ward. Durch schlau berechnete Separatfriedensschlüsse zu Nymwegen trennte endlich Ludwig die Interessen der verbündeten Mächte. Holland schloß zuerst (10. Aug. 1678) den Frieden; ihm folgten Spanien und 1679 Oesterreich und Deutschland und zuletzt auch der Churfürst von Brandenburg. Durch diesen Frieden verloren die Holländer, gegen die doch eigentlich der Krieg gerichtet war, nicht das Mindeste; Spanien aber mußte Ludwig die Franche Comté und die Eroberungen in den Niederlanden überlassen; im Frieden mit Deutschland behielt er Freiburg, gab aber Philippsburg zurück. Der Nymweger Friede führte aber nur einen interimistischen Zustand der Ruhe herbei; denn Ludwigs kecke Eroberungssucht fand bald in den sogenannten Reunionskammern ein neues Mittel, Deutschlands Rechte zu beeinträchtigen und dessen Gebiet zu schmälern. Durch diese Reunionskammern ließ er mitten im Frieden mehrere Länder, ja ganze Fürstenthümer, z. B. Zweibrücken und Mömpelgard, sich zusprechen, weil ihm in den letzten Friedensschlüssen Elsaß und die lothringischen Bisthümer mit allen ihren Dependenzen zugesichert und abgetreten worden wären. Selbst Straßburg ward genommen und sogleich von Vauban befestigt. Zwar machten Spanien und das deutsche Reich Vorstellungen dagegen; beide fühlten sich aber so kraftlos, daß sie einen 20jährigen Waffenstillstand mit Ludwig eingingen, worin die bis 1681 reunirten Oerter und Ländereien an Frankreich abgetreten wurden. Unterdessen war 1683 Colbert gestorben, und Frankreich fiel nun schnell wieder von der Höhe seiner Macht und seines Ruhms, auf welche es sich unter Colberts Verwaltung erhoben

hatte. Die erste Ursache hiervon war die, nach mehrjährigen Bedrückungen der Reformirten, 1655 erfolgte Aufhebung des Ediktes von Nantes, zu welchem unpolitischen Schritte Ludwig sich durch sein Beichtvater, den sonst gutmüthigen Pater La Chaise, und durch seine letzte sehr bigotte Maitresse, die Frau von Maintenon, verleiten ließ. Hierdurch verlor Frankreich 700.000 seiner fleißigsten und wohlhabendsten Bürger, die meistentheils nach Deutschland auswanderten, das durch ihre Industrie und ihre Reichthümer bedeutend gewann. Bald darauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Kaum hatte jener auf 20 Jahre geschlossener Waffenstillstand Ludwig in dem Besitz eines beträchtlichen Länderraumes gesichert, als er bei dem Erlöschen der simmernschen Kurlinie in der Pfalz im Jahr 1685 die Ansprüche seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, Schwester des letzten Kurfürsten, auf die pfälzische Allodialerbschaft geltend machte. Ludwig gab diesen Ansprüchen eine weite Ausdehnung, und begann auf seines Günstlings Louvois Rath mit der Verwüstung der Rheinpfalz, deren Bewohnern man damals die katholische Religion wieder aufdrang. Zugleich erklärte Ludwig an Holland und an Savoyen den Krieg; dagegen traten England, Spanien, Oestreich und das deutsche Reich, in Angemessenheit zu dem in Augsburg auf Wilhelms III. Veranlassung geschlossenen Bunde, gegen Frankreich auf. Obgleich das Kriegsglück Ludwigen günstig war, so wünschte er doch nichts eifriger als den Frieden, denn sein Reich empfand zu sehr die schwere Last des Krieges; auch stand der Tod Karls II., Königs von Spanien, sehr nahe bevor, und Ludwig fürchtete bei einem längern Kriege seine Absicht auf die spanische Erbfolge zu verrathen. Unter Schwedens Vermittlung wurde zu Ryswick ein Congreß eröffnet und im folgenden Jahre 1697 kam der allgemeine Friede zu Stande, in welchem Ludwig alle neueroberten Orte wieder herausgab und überdies Breisach, Freiburg, Kehl und Philippsburg nebst allen kleineren diesseits des Rheins von Frankreich angelegten Festungen an Deutschland abtrat, Spanien die meisten weggenommenen Plätze zurückgab und Wilhelm III. als König von England anerkannte. Zur Wiederherstellung der durch diese Kriege zerrütteten Finanzen erschien kein Colbert mehr; selbst die großen Feldherren, die allmählig abstarben oder abtraten, wurden nicht durch neue ersetzt. Unter diesen mißlichen Auspicien mußte Ludwig den ganzen Erbfolgekrieg bestehen, der sogleich nach Karls Tode, mit welchem das Haus Habsburg in der spanischen Linie erlosch, ausbrach. Dieser spanische Erbfolgekrieg, der von 1702 bis 1713 dauerte und durch die Friedensschlüsse zu Utrecht, Rastadt und Baden geendigt wurde, brachte zwar Ludwigs Enkel Philipp von Anjou auf den spanischen Thron, gab aber der französischen Staatsmacht selbst keinen Zuwachs, sondern erschöpfte vielmehr die Kräfte Frankreichs auf lange Zeit. So sah nun der hochbejahrte Ludwig nach einer 72jähr. Regierung sein großes Reich, das in den ersten Jahren von Colberts Verwaltung so herrlich aufgeblüht war, in eine gänzliche Ohnmacht versunken. Aller innerer Wohlstand war verschwunden; viele Tausende der fleißigsten Arbeiter hatten die langen blutigen Kriege hinweggerafft, nicht viel weniger hatte die Glaubenswuth aus ihrem Vaterlande vertrieben; eine Schuldenlast von 900 Mill. Thlr. lag auf den Staatskassen. Und gleich als ob des Schicksals Absicht gewesen wäre, den Urheber alles dieses Elends persönlich recht tief zu beugen, mußte er noch die Todesfälle seines Enkels und selbst des Dauphins erleben. Er selbst starb bald darauf am 1. Sept. 1715 in seinem 77. Jahre. Das Volk, das er nicht bloß arm gemacht, sondern auch der Sittlichkeit und alles Vertrauens beraubt hatte, jubelte laut auf bei der Nachricht von seinem Tode, verfolgte den Leichenzug nach St. Denis mit Schimpfreden und Schmähungen, so daß man genöthigt war, die Leiche auf Nebenwegen zu führen. — Ueber die Staatskunst dieses Monarchen stehe

hier Flassan's Urtheil: „Das Kabinet Ludwigs XIV., sagt dieser Schriftsteller, zeigt, ungeachtet der Verschiedenheit der Talente seiner Minister, in seinen wichtigsten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten fast beständig denselben Charakter von Hoheit und Anmaßung. Der Geist seiner Politik geht deutlich hervor aus der Art, wie es die Verträge zu Münster, den pyrenäischen und Nymweger Frieden, so wie die Entsagungsakte der Königin Maria Theresia verstanden wissen wollte. Die Mittel, solche willkürliche Erläuterungen geltend zu machen, waren Waffenmacht, listige Unterhandlungen, geschickte Kundschafter und Bestechung. Der König wandte große Summen auf, um die Könige, z. B. Carl II. von England, ihre Minister und Maitressen in sein Interesse zu ziehen. Gegen seine Feinde gebrauchte er, selbst in Friedenszeiten, das Mittel heimlicher Volksaufwiegelung; er unterhielt die Unruhen in Catalonien, Sicilien, England, Portugal und Ungarn. Mehr als ein anderer König vor ihm, erweiterte er die Gränzen des Königreichs, vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptstadt gegen etwaige Unfälle des Krieges sicher stellte. Bis zur Schlacht bei La Hogue (1672), in welcher die franz. Flotte von jener der vereinten Britten und Holländer besiegt wurde, behauptete er das Gleichgewicht auf dem Meere und verschaffte seiner Flagge Achtung bei den Barbaresken und bei den mächtigsten Seestaaten. Auf dem festen Lande behielt er bis zum Nymweger Frieden ein entschiedenes Uebergewicht, so daß er keine Verbindung der übrigen Mächte fürchten durfte. (Hierzu trug vorzüglich seine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen kleinen deutschen Fürsten bei.) Seitdem sank er etwas von dieser Höhe herab, blieb aber immer der erste Souverän in Europa, selbst nach seinen Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege; denn nachdem er den gegen ihn geschlossenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Oestreich noch das deutsche Reich lange Widerstand leisten." Ludwig XIV. wurde von seinen Zeitgenossen der Große genannt; doch hat ihm die Geschichte, die strenge Richterin der Könige, diesen Namen verweigert. Ludwig besaß einige königliche Eigenschaften, vielleicht alle, die zur Repräsentation erforderlich sind, und befriedigte dadurch ganz die Neigung der Franzosen für theatralische Würde; ja er gab derselben eine bleibende Richtung. Obgleich er kein großer Geist war, so war er dennoch nicht ohne natürliche Anlagen, so wie nicht ohne Kenntnisse. Er war ganz ein Franzose, schimmernd von Ruhm, anziehend durch edle und gefällige Formen und erhaben durch jene Willenskraft, vor der seine Nation am willigsten sich beugt, doch war er im höchsten Grade eitel; auch hat er Niemand als sich selbst geliebt und bei tausend Gelegenheiten Beweise eines furchtbar verhärteten Herzens gegeben. Alles drehte sich nur um sein Ich, und wie er sich selbst an Sklavenordnung band, so mußten tausend Andere um seinetwillen Sklaven seyn. Nirgend ist wohl die Etikette jemals so ins Kleinliche getrieben worden, als an seinem Hofe. Jeder Spaziergang hatte seine Gesetze: anders waren die Gebräuche in Versailles, anders in Marly, anders in Trianon, anders in Fontainebleau. In Marly durfte Jeder mit bedecktem Kopfe gehen, in Versailles hatte der König allein den Hut auf. Jeder Große vom Range mußte sich am Hofe aufhalten und ihm regelmäßig die Aufwartung machen. Wenn er beim Aufstehen oder Schlafengehen durch die Zimmer ging und nicht sämmtliche Herren seines Hofes ehrerbietig dastehen sah, so ließ er es die Fehlenden bald empfinden. Er war herrschsüchtig und Despot im vollesten Sinne des Wortes, und zwar, wie man aus seiner Instruction pour le Dauphin sieht, aus religiöser Ueberzeugung. Fast alle europäische Staaten wurden von ihm beleidigt und in seinem Reiche vollendete er die Despotie. Bei feinem festen Körper und feurigem Blut hielt er sich zu allen Arten von Genuß berechtigt; und nicht leicht hat wohl ein Herrscher das Leben im gemeinen Sinne des

Worts mehr genossen, als er. Eine Lustpartie drängte an seinem Hofe die andere, aus einem Rausche stürzte er sich in den andern, und Tausende von Menschen waren einzig für sein Vergnügen beschäftigt. Er führte die schlechte Sitte vieler seiner Vorgänger wieder ein, die im Umgange mit buhlerischen Maitressen eine Entschädigung für den Zwang der aufgedrungenen Gemahlin gesucht hatten; ein heilloses Beispiel für seine Unterthanen nicht allein, sondern auch für viele Fürsten des Auslands, die, geborne Nachäffer des Fremden, auch in diesem Punkte, lauter Ludwige im Kleinen seyn wollten. Die merkwürdigsten seiner Maitressen sind: Franziska le Blanc de la Baume, Herzogin von Valiere, die 1678 ins Kloster ging und 1710 starb; Franziska Athanasia von Rochechouart, Gemahlin des Marquis von Montespan, Mutter des Herzogs von Maine und des Gr. von Toulouse, die 1692 ins Kloster ging und 1710 starb; und Maria Angelika d'Escorailles, Herzogin von Fontagne, die 1681 starb. In spätern Jahren übte die Maintenon (s.d.A.) die größte Gewalt über ihn und vermochte ihn sogar, sich 1653 mit ihr zu vermählen. Doch ungeachtet dieser Begierde nach Genuß war Ludwig ein sehr thätiger König und seine Regierung gehört zu den allerkräftigsten, die Frankreich gehabt hat. Eben jenes feurige Temperament, das ihn jedem Genusse nachzujagen trieb, machte ihn auch so empfindlich für den Ruhm, daß er es zu den allerglänzendsten Genüssen zählte, von seinen Schmeichlern als der erste Monarch Europa's, als Mehrer und Beglücker seines Reichs und als Beschützer der Kunst und Talente aller Art gepriesen, ja als ein Wesen höheren Geschlechtes angebetet zu werden. Wie man auch immer diesen König als Menschen beurtheilen mag, so gaben doch die Früchte seiner Regierung schon davon Zeugniß, daß er als Herrscher keine gewöhnliche Erscheinung gewesen seyn könne. Wie er mit einem glühenden Gefühl für den Ruhm geboren war, so konnte selbst die ausschweifendste Wollust ihn nie so sehr einschläfern, daß er auch nur einen Augenblick seine Würde und die Ehre seiner Nation vernachlässigt hätte. Und da sich in allen seinen Handlungen un dReden der einzige Zweck, sich als den größten Monarchen der Erde geehrt zu wissen, so bestimmt aussprach; da er Jeden, der ihm dazu behülflich werden wollte, so huldreich aufmunterte und so großmüthig belohnte; so konnte es nicht fehlen, daß dieser Geist der Ruhmbegier sich über alle gute Köpfe verbreitete und gleichsam ansteckend wurde. Daher machte das Zeitalter Ludwigs XIV., als das Blüthenalter der französischen Kultur, Epoche in der Geschichte dieses Volks, so wie das des Augustus in der römischen; und in der That hat die französische Nation zu keiner Zeit so viele Genies auf einmal gehabt, als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Richelieu hatte schon glänzende Hoffeste gegeben, so wie er auch der Erste gewesen war, der regelmäßige Schauspiele, nach Art der Alten, dabei eingeführt hatte. Unter ihm hatte sogar der größte tragische Dichter Frankreichs, Peter Corneille (geb. 1606, † 1684), seine berühmtesten Stücke geschrieben. Mazarin hatte darauf noch mehr Abwechslung in die Hoffeste gebracht durch die italienische Oper, welche er einführte und zu der er zuerst die Sänger aus Italien kommen ließ. Aber das Alles waren Kleinigkeiten gegen die unermeßliche Pracht, welche Ludwig XIV. auf seine Feste verwandt, besonders auf die, welche er seinen Maitressen zum Besten gab. Man hat dicke Kupferstichwerke in Royalfolio, in denen die verschiedenen Dekorationen, Sänger- und Tänzergruppen, Caroussel-partien und allegorischen Pantomimen, die bei einzelnen solcher Feste vorkommen, abgebildet und mit langen Beschreibungen versehen sind. In allen spielt der König eine Hauptrolle, bald eines Helden, bald eines Gottes, und Alles ist nur darauf abgesehen, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Nie ist einem Könige unsinniger geschmeichelt worden, als ihm; aber auch weniger sinnreicher, denn selbst die feinsten Dichter nahmen Theil

an dem allgemeinen Rausche. Unter den Werken Moliere's findet sich eine ziemliche Anzahl für solche Feste verfertigter Gelegenheitsstücke, und Racine machte als ein 18jähriger Jüngling eine Ode auf die Vermählung des Königs, durch die er den Grund zu seinem nachmaligen Glücke legte! Einst hörte der noch sehr junge Ludwig gesprächsweise von dem Herzog von St. Aignan, der Cardinal Richelieu habe einigen auswärtigen Gelehrten, welche Lobreden auf ihn verfertigt hätten, Geschenke zugesandt. Das gefiel ihm ungemein, und er beschloß es nachzuahmen, aber in umgekehrter Ordnung. Erst wollte er die Geschenke versenden, wo sich die Lobreden dann von selbst finden würden. Seine Freigebigkeit hatte die erwünschensten Folgen. Die armen Gelehrten konnten nicht Worte genug finden, diesen außerordentlichen Kenner und Beschützer der Wissenschaften würdig zu loben, gegen welchen August und Mäcen nur armselige Wichte waren, und in 12 verschiedenen Städten Italiens erschollen alljährlich an seinem Geburtstage pomphafte Lobreden, die ihm, sobald sie gedruckt waren, sauber gebunden nach Versailles geschickt wurden. Die berühmtesten unter den französischen Gelehrten und Künstlern, die jenem Zeitalter seinen Glanz gegeben haben, sind folgende: Renatus Descartes (Cartesius), geb. 1596, † 1650, ein Mathematiker und Philosoph erster Größe; Claudius Saumaise (Salmasius), geb. 1588, † 1633, ein Mann von stupender antiquarischer Gelehrsamkeit, in welcher er es mit der ganzen übrigen gelehrten Welt aufnehmen zu können prahlte; Johann Dominikus Cassini (1625—1712), ein berühmter Astronom, den Colbert aus Italien nach Paris berief, wo für ihn die erste Sternwarte erbaut war; Christian Huygens (1629—1695), ein Nebenbuhler des Vorigen, aus Holland nach Paris berufen; Peter Gassendi (1592—1656), gleichfalls ein großer Mathematiker und Physiker; Anna Dacier, geb. Lefebre (1651—1720), edirte, erklärte und übersetzte mit ihrem Manne um die Wette alte Classiker; Peter Bayle (1647—1706), ein trefflicher Historiker, Philosoph und Kritiker, der aber eben deswegen Frankreich verlassen und in dem freien Holland seinen Schutz suchen mußte; P. Bourdaloue (1632—1704), P. Massillon, Bischof von Clermont (1663—1742), und S. Flechier (1632—1710), Bischof von Nimes, waren berühmte Kanzelredner; auch Jakob Benignus Bossuet, Bischof zu Meaux (1627—1704), machte zuerst sein Glück durch seine Beredsamkeit, die er in der Folge auf den Vortrag der Geschichte anwendete. In einer ganz eignen, milden Art der Beredsamkeit that sich ein anderer Geistlicher hervor, dessen Charakter zu den edelsten und liebenswürdigsten gerechnet werden kann, die die Geschichte kennt: Franz Fenelon (1651—1715), Erzbischof von Cambray und vorher Erzieher der jüngern königlichen Prinzen. Ein gleichzeitig erschienenes Werk, die Lettres provinciales von dem Jansenisten Paskal, das gleichfalls ein Nationalbuch ward, hat ungemein viele gesunde Philosophie und klare Ideen verbreitet. Die Frau von Sevigné (1626—1696) entwickelte in einer Reihe hinreißender Briefe die Anmuth einer liebenswürdigen, fein ausgebildeten Weiblichkeit auf eine vorher ganz unbekannte Weise. Bildeten die oben genannten trefflichen Kanzelredner und die übrigen guten Prosaisten Geist und Sprache der Franzosen merklich aus, so gaben die zu gleicher Zeit blühenden Dichter der Phantasie einen bisher ungekannten Schwung. Die Trauerspiele des ältern Corneille und des Racine (1639—1699) werden noch jetzt von den Franzosen bewundert und als nachher nie wieder erreichte studirt. Eine ganz besondere Erwähnung verdient hier wohl der berühmte Moliere, der Vater der neuern Komödie (1620—1673); nach ihn verdienen noch drei Dichter genannt zu werden, die sich in der witzigen, leichten und naiven Gattung ausgezeichnet haben: Boileau (1636—1711), Quinault (1635—1688) und la Fontaine (1621—1695); der erste ist als Satyren-, der zweite als Lieder-, der dritte als Fabeldichter

berühmt. Auch die zeichnenden und bildenden Künste hatten in Frankreich unter Ludwig XIV. Regierung ihr goldenes Zeitalter. Kenner der Malerei schätzen noch jetzt die trefflichen Werke eines Poissin, Le Süeur und Le Moine. Medailleurs und Steinschneider, Bildhauer und Baumeister wetteiferten, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu verewigen, und noch jetzt gehören die prächtigen Anlagen in Versailles, Marly, Clagny, Trianon rc. zu den bewundertsten Werken der neuern Baukunst. Aber die Sache wurde auch mit einem Ernst betrieben, der in neuern Zeiten seines Gleichen nicht wieder gehabt hat. Man rechnet, daß an den Bau der königlichen Schlösser, bloß von 1674 bis 1690, 157 Millionen Livres verwandt worden sind. Dafür gehört aber auch der Garten zu Versailles wegen seiner Grotten, Springbrunnen und Wasserkünste zu den Wunderwerken der neuern Welt. Colbert und Louvois nach ihm, mußten auch in diesem Fache Plane auf Plane erfinden, um den unruhigen Sinn Ludwigs, der immer neue Schöpfungen sehen wollte, unausgesetzt zu beschäftigen; und stets darauf bedacht, ihn zu ergötzen, ließen sie keinen Tag vergehen, ohne ihn durch einen schönen Genuß oder eine Nachricht, die seiner Eitelkeit schmeichelte, zu überraschen. Auch die Stadt Paris ward unter seiner Regierung durch eine Menge neuer Häuser verschönert, sie bekam auch an vielen Stellen ein regelmäßiges Pflaster und eine nächtliche Erleuchtung. Keine Kunst war noch zu jener Zeit mehr in ihrer Kindheit, als die Musik. Von Konzerten wußte man in ganz Frankreich noch nichts, außer am Hofe, wo 24 Violinen die ganze königliche Kapelle ausmachten. Ein damals sehr beliebter Komponist, Namens Lully, setzte so einfache Sachen, daß jetzt ein Kind sie vom Blatte spielen würde, und doch wurden sie von den damaligen Musikern für außerordentlich schwer gehalten. Mit dem Tanze stand es nicht besser. Ludwig XIV. war in jüngern Jahren selbst ein Freund dieser Ergötzlichkeit gewesen, nur hatte er sich immer an die ernstern Tänze gehalten, die seiner imposanten Figur am gemäßesten gewesen war. Am weitesten brachten es die Franzosen unter ihm in denjenigen Künsten, welche auf die zweckmäßigere Führung der Kriege gerichtet sind. In der Geschichte der Belagerungs- und Kriegsbaukunst wird Vaubans Name unsterblich leben. Hierin und in der Artillerie, ja in der ganzen Kriegswissenschaft überhaupt, wurden die Franzosen so sehr die Lehrer der übrigen Nationen, daß noch jetzt alle Kunstausdrücke, ja alle Benennungen der Waffen, der militärischen Würden und der Manöver bei uns französisch sind Damals entstanden zuerst Kadettenschulen, Uniformen u. dgl. Ludwig hatte zuletzt ein stehendes Heer von 400.000 Mann auf den Beinen, und eine Flotte, die sich mit der englándischen und holländischen messen konnte. 1681 zählte man in allem 190 Kriegsschiffe. Die Connetablewürde war schon vor seiner Zeit eingegangen. — Eine umständliche Schilderung der Sitten jenes Zeitalters würde kein erfreuliches Gemälde geben. In der Hauptstadt gehörte Verschwendung und Liederlichkeit zum guten Ton, Giftmischereien waren ganz gewöhnlich, und wie Ludwig XIV. Sittsamkeit und eheliche Treue öffentlich mit Füßen trat, so fingen auch alle Vornehme an, diese Tugenden als alte Vorurtheile zu verlachen. Man vergl. Voltaire's Siècle de Louis XIV. et de Louis XV., das aber nach Spittler mehr ein geschmackvoller historischer Entwurf, als eigentliche Geschichte ist. Man höre dagegen den kaustischen, aber wahrheitliebenden und sicher urtheilenden Hofmann, den Duc de St. Simon, in s. Oeuvres complètes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la Régence et de Louis XV. Auch die Mémoires de Dangeau, sowohl die, welche Frau von Genlis, als die, welche Lemontey in s. Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV. (Paris 1818) bekannt gemacht hat, zeigen, wie klein Ludwig XIV. war, wenn ihn nicht der Glanz seiner Würde umgab. Noch müssen die

von dem Diplomatiker Grouvelle und dem Grafen Grimoard herausgegebenen Oeuvres de Louis XIV. T. 1—6, à Paris, 1806, 8. genannt werden; und die in diese Sammlung aufgenommenen Considération sur Louis XIV. von Gouvelle, die, obgleich zu günstig, dennoch eine treffliche Vorarbeitung zur Geschichte dieses Monarchen sind. Die in jenen Werken befindlichen instructions pour le Dauphin von den J. 1661—1668 hat Pelisson größtentheils, wie man glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen des Königs niedergeschrieben, und beweisen, so langweilig auch an sich der eintönige, dürre, mit spanischem Ernste fortschreitende Vortrag ist, das gerade, gesunde Urtheil des Königs.

Ludwig XV., dritter Sohn des Herzogs von Bourgogne, Ur-Enkel Ludwigs XIV. und der Maria Adelaide von Savoyen, ward am 15. Febr. 1710 zu Versailles geboren und erhielt den Titel Herzog von Anjou. Durch den Tod seines trefflichen Vaters ward er den 8. März 1710 Dauphin von Frankreich, und folgte seinem Urgroßvater, Ludwig XIV., den 1. Sept. 1713 auf den Thron. Bis zur Volljährigkeit des Königs führte der Herzog von Orleans die Regentschaft nach einem veränderten Systeme. Der königliche Knabe wuchs unterdessen unter der Aufsicht einer nicht sehr verständigen Gouvernante, eines Geistlichen und eines militärischen Lehrers heran. Wegen seines äußerst schwächlichen Körpers suchte man ihn möglichst zu schonen, und so versäumte man es, ihm die beiden Eigenschaften anzubilden, ohne welche kein Knabe in irgend einem Fache ein brauchbarer Mann werden kann; Liebe zu ernster und anhaltender Beschäftigung und Ehrgeiz, sich durch ein nützlich und edel angewandtes Leben vor seinen Mitmenschen auszuzeichnen. Die Regierung des Herzogs von Orleans ist vorzüglich berühmt wegen der gewaltsamen Mittel, welche seine Minister und Rathgeber versuchten, um das ungeheure Mißverhältniß zwischen den Staatseinkünften und Ausgaben zu heben. Die unerhörte Schuldenlast erforderte nämlich soviel Zinsen, daß nach Abtragung der letztern nur sehr wenig für den Staatshaushalt übrig blieb, zumal da der Hof sich in seinen Verschwendungen schlechterdings nicht einschränken wollte. Endlich am 16ten Februar 1723 trat der nach französischen Gesetzen mündige König, mittelst einer Ceremonie, seine sogenannte Regierung selbst an. Es blieb Alles beim Alten und der schändliche Kardinal Dübois ward in seiner Premierministerstelle bestätigt. Doch dieser alte Lüstling unterlag bald darauf den Schmerzen einer fürchterlichen Amputation, die seine Ausschweifungen nöthig gemacht hatten. Er starb am 10. Aug. 1723. Nach seinem Tode fiel die ganze Last der Geschäfte auf den Herzog von Orleans, dessen nicht minder geschwächter Körper die neue Anstrengung auch nicht lange aushielt. Der junge König weinte sehr, als er die Nachricht seines Todes erhielt, und sein alter Lehrer Fleury, Bischof von Frejus, hatte Mühe, seine Thränen zu stillen. Fleury, ein kluger Mann, besaß das ganze Vertrauen seines königl. Zöglings. Obgleich er schon über 70 Jahre zählte, so war er doch noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte und noch nicht über den Ehrgeiz hinaus, erster Minister seyn zu wollen. Um jedoch recht sicher zu gehen, machte er vor der Hand dem Herzog Ludwig von Bourbon-Condé Platz, und behielt sich bloß die geistlichen Angelegenheiten vor. Der Herzog von Bourbon war nämlich ein sehr eingebildeter und beschränkter Mann, der ganz von seiner Maitresse, einer Marquise von Prié, beherrscht ward. So stand also wieder ein Weib an der Spitze der französischen Regierung. In der That war auch das erste Geschäft, das sie zu Stande brachte, ein Weibergeschäft, die Vermählung des 15jährigen Königs. Zwar hatte schon der verstorbene Herzog-Regent deßhalb mit Spanien einen Vertrag geschlossen, dem zufolge der König eine spanische Infantin heirathen sollte, die auch wirklich bereits am französischen

Hofe erzogen ward; allein da dies Kind erst 8 Jahr alt war und der König wegen seiner schwächlichen Gesundheit kein langes Leben versprach, so dachte die Marquisin nur darauf, wie man am schnellsten einen Thronerben erhalten könne, damit man nach des Königs etwaigem Absterben doch wieder das Ruder behielte. Zu dem Ende scheute man sich nicht, zur großen Beleidigung des spanischen Hofes die Infantin zurückzuschicken, und dachte nun auf eine bereits mannbare Prinzessin, die aber zugleich sanft und anhangslos genug wäre, um sich willig in die Zucht der Ministermaitresse zu fügen. Da verfiel man endlich auf die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Lescinsky, der seit dem Tode seines Beschützers Carls XII. in Frankreich eine Zuflucht gesucht hatte, und von einem kärglichen Jahrgelde anfänglich in Landau, dann in Weißenburg, von aller Welt vergessen, lebte. Doch bald darauf verwies der König den Herzog von Bourbon und die Marquisin auf's Land. Fleury (vergl. d. Art.) ward nun Premierminister (1726), zu welcher Würde der Papst auch noch den Cardinalspurpur fügte. Wie besonnene Ruhe, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit Hauptzüge seines persönlichen Charakters waren, so bezeichnen sie auch den Geist seiner 17jährigen Staatsverwaltung. Den König, der wenig Ruhmbegierde und eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit bezeigte, entwöhnte er immer mehr von der Theilnahme an den Geschäften, und damit er ganz unbesorgt schalten könne, führte er ihm nur solche Gesellschafter zu, von denen keine Aufhetzerei und keine Einmischung in die Regierung zu fürchten war. Der königliche Knabe war jetzt zum schönen Jüngling herangewachsen, und die Damen wußten sein edles Ansehen, seine großen Augen, seinen schönen Fuß und den schlanken Wuchs nicht genug zu rühmen. Sein Blick war sanft und schüchtern und seine Gesichtsfarbe ein wenig blaß; doch stärkte er, seitdem er an den Jagdvergnügungen Geschmack gefunden hatte, seinen schwächlichen Körper durch die tägliche Bewegung so sehr, daß er bald die heftigsten Anstrengungen ertragen lernte. Seine liebvolle, fromme Gemahlin, die er innigst liebte, pflegte sein dabei auf das Zärtlichste, und es ist fast rührend zu lesen, in welcher kindlichen Unschuld dieser nachher so ausgeartete Lüstling die drei ersten Jahre seines Ehestandes verlebte. Nachdem seine Gemahlin ihm zu seiner unaussprechlichen Freude (am 14. Aug. 1727) Zwillings-Prinzessinnen geboren hatte, und ihren Wünschen nun nichts mehr als ein Prinz fehlte, kamen sie in frommer Einfalt darin überein, dem Himmel selbst ihre Gelübde darzubringen und darauf irgends an einem außerordentlichen Tage (8. Dez. 1728) die Communion zu empfangen. Ihre Gebete wurden erhört, und das ganze französische Volk theilte die Freude der glücklichen Eltern, als am 4. Sept. 1729 ein Dauphin erschien. Leider war diese schöne Blüthe häuslicher Zufriedenheit von kurzer Dauer. Der Cardinal sah ein, daß der junge Regent heftig zerstreut werden müsse, wenn er selbst ganz unumschränkte Gewalt behalten sollte; und da vorherzusehen war, daß die Langeweile ihn doch endlich zu den Weibern treiben würde, so erschien es am besten, diesen Zeitpunkt nicht abzuwarten, damit man ihn dann nicht seiner Neigung überlassen dürfte. Man wählte daher für ihn, und verleitete ihn durch unwürdige Kunstgriffe, dem fernern Umgange mit seiner Gemahlin bestimmt zu entsagen und eine Gräfin von Mailly zur Maitresse anzunehmen, der man jedoch vorher die ernsthafteste Weisung gegeben hatte, ihr Departement nicht weiter als über das Vergnügen des Königs auszudehnen. Seitdem hielt er sich meistentheils in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse auf, jagte den Tag über, und verbrachte die Nächte unter den Freuden einer verschwenderisch-besetzten Tafel und einer üppigen Gesellschaft. Unterdessen bekam der alte Cardinal Fleury, der mit großer Sorgfalt nun schon sieben Jahre dem Staate den Frieden ge-

sichert hatte, einen zweijährigen Krieg zu führen, den er sehr ehrenvoll endigte (1733—1735). Der König August II. von Polen, war nämlich am 1sten Februar 1733 zu Dresden gestorben. Ludwig der Fünfzehnte unterstützte seinen Schwiegervater, Stanislaus Lescinsky, der zum zweiten Male zum König von Polen gewählt worden war, gegen den Churfürsten von Sachsen, dessen Wahl der Kaiser Carl VI in Schutz nahm. Dieser letzte wirkte so thätig für seinen Schützling, daß Stanislaus sich gezwungen sah, die Krone aufzugeben und aus Polen zu fliehen. Die Ehre forderte Ludwig auf, seinen Schwiegervater zu rächen; er verband sich daher mit Spanien und Savoyen gegen Oesterreich. Der Krieg ward in Italien geführt und endigte glücklich. Der Marschall Villars, nahm am Ende seiner langen und glänzenden Laufbahn Mailand, Cortona und Navarra; der Marschall von Loigne siegte bei Parma und Guastalla. Endlich hatte 1734 der Kaiser alle seine Besitzungen in Italien verloren: dies Unglück zwang ihn zum Frieden. Er ward den 3. Okt. 1755 zu Wien geschlossen. Frankreich erkannte die pragmatischen Sanktion. Um nun den König Stanislaus zu entschädigen, ward der Herzog Franz Stephan v. Lothringen bewogen, seinen Ländern zu entsagen und dafür das Großherzogthum Toskana anzunehmen, sobald dessen kinderloser Besitzer, der letzte Mediceer, gestorben seyn würde. Jene Länder sollten dann dem Stanislaus gegeben werden, nach dessen Tode aber an Frankreich fallen. So gewann der schlaue Cardinal ein herrliches Gränzland, das alle Gewalt und Hinterlist Ludwigs XIV. nicht hatte erlangen können. Gegen seine Alliirten zeigte er den gewöhnlichen Edelmuth Frankreichs auf Kosten seiner Feinde. Don Carlos sollte König beider Sizilien bleiben, nur daß beide Länder nie mit Spanien vereinigt würden, und der König von Sardinien sollte ein Stück von der Lombardei erhalten. Der König wohnte nur den allerwichtigsten Berathschlagungen im Staatsrathe bei, hörte aber jedesmal mit großer Aufmerksamkeit zu, sprach aus Bescheidenheit gegen seine erfahrneren Minister nur wenig, urtheilte jedoch, wenn er einmal seine Meinung sagte, sehr richtig und scharf. Es mag wohl seyn, daß er zu der Zeit, da er noch mit seiner Gemahlin umging, zu einem dauernden Interesse für die Geschäfte hätte gewöhnt werden können; allein Fleury fand es für sich besser, ihn immer mehr davon zu entfernen, und als er erst in dem Umgang mit buhlerischen Weibern sein höchstes Vergnügen gefunden hatte, erstarb nach und nach in ihm der Sinn für jede ernste Beschäftigung völlig. In Kurzem ergab er sich der ungebundensten Sinnlichkeit so sehr, daß sein Hof selbst den des verstorbenen Herzogs von Orleans an Sittenlosigkeit übertraf. Im Jahr 1758 ließ er das Schloß zu Choisy mit ausschweifender Pracht ausschmücken, und zum Behuf seiner geheimen Vergnügen mit Allem versehen, was die üppigste Phantasie zur Vervielfältigung und Verfeinerung aller Sinnengenüsse nur irgend erdenken konnte. Um bei seinen Schmausereien keiner Bedienten — lästiger Zeugen — zu bedürfen, war in seinen geheimsten Kabinettern der Fußboden durchbrochen, und man durfte nur klopfen, so senkte sich, wie auf einer Bühne, der Tisch herunter, und erschien sogleich wieder mit dem besetzt, was auf einem mitgeschickten Zettel verlangt worden war. Nach durchschwelgten Nächten folgten dann, wie natürlich, düstere Tage. Aus langer Weile nahm er bei schlechtem Wetter zuweilen das Drechseln vor, oder kochte in der Küche. Mit gelehrten Männern vermied er zu sprechen, doch stritt er gern mit Geistlichen, hörte auch gern zu, wenn von Physik, Botanik und Astronomie gesprochen ward. Man hatte es so sehr vernachlässigt, seinen Verstand zu bilden, daß er in der Religion nicht heller als sein Urgroßvater dachte. Er versäumte keinen Gottesdienst, beobachtete alle Kirchengebräuche mit pünktlicher Genauigkeit, sagte auch nach noch so schlecht verwandten Tagen und Nächten sein Abend- und

Morgengebet mechanisch her, und haßte alle Religionsspötter, nicht aus dem vernünftigen Grunde, sondern etwa so, wie man Krätzige verabscheut. Der alte Cardinal Fleury sah sich, trotz seiner Friedensliebe, noch kurz vor seinem Ende in einen weitläuftigen Krieg verwickelt. Kaiser Karl VI. starb nämlich 1740 und augenblicklich fielen Preußen und Baiern über seine Länder her. Umsonst hielt Maria Theresia den Machthabern Europens die pragmatische Sanktion vor, die man ihrem Vater verbürgt hatte: Fleury sah hier nur eine schöne Gelegenheit, die Macht Oestreichs zu verstückeln und sandte dem Kurfürsten von Baiern eine ansehnliche Hülfe zu. Dagegen hatte jetzt England ein Interesse, diese Zerstückelung zu hindern, damit Frankreich nicht zu mächtig würde. So stand also halb Europa abermals in Kriegesflamme. Frankreich legte zu Anfange in diesem Kriege wenig Ehre ein. Die Sparsamkeit des alten Cardinals, der eine viel zu schwache Armee nach Deutschland schickte, lähmte auch den besten Willen der Befehlshaber. Der österreichische Erbfolgekrieg währte indessen noch immerfort, und der Kriegsminister d'Argenson fand für nöthig, zur Wiederbelebung der überall geschlagenen Truppen den König selbst an die Spitze der Armee zu stellen. Ludwig ging zu dem Ende am 3. Mai 1744 nach den Niederlanden ab, und wohnte den Eroberungen von Menin, Ypern, Knoke und Furnes und hierauf einem Zuge ins Elsaß bei. In der That wirkte dieser Einfall so günstig auf die Nation, daß nicht nur die Truppen seitdem überall siegreich waren. Bald darauf ward der König zu Metz in Lothringen so gefährlich krank, daß die Aerzte riethen, ihm die Sakramente zu geben. Vor diesem heiligen Geschäft mußte eine aufrichtige Reue vorangehen, deßhalb drangen die Geistlichen ernstlich auf die Entfernung seiner Maitresse, der Herzogin von Chateauroux (s. d. A.), die ihn stets umgab und von ihm Betheurungen ewiger Treue und Zärtlichkeit erpreßte. Sie, die das Meiste bei der Trennung zu verlieren hatte, sträubte sich mehr als er dagegen, allein endlich mußte sie doch fort. Seine fromme Gemahlin näherte sich ihm jetzt und pflegte ihn bis zu seiner Genesung aufs Sorgfältigste. Aber so kann die Sinnlichkeit alle moralischen Kräfte im Menschen erschlaffen, daß alle jene schönen Rührungen, alle guten Vorsätze, alle Erinnerungen an seine edle Gemahlin in kurzer Zeit aus dem Gedächtniß des Königs rein verschwanden und die Sehnsucht nach seiner vorigen Lebensart mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehrte. Die Ehre, vom Könige geliebt zu werden, erschien seit Zeit Ludwigs XIV. Zeiten den Pariser Damen vom gewöhnlichen Schlage als der Gipfel des Glücks, und diese Idee war in den Köpfen vieler, die sich einiger Schönheit bewußt waren, so lebhaft, daß sie alles Mögliche thaten, um die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich zu ziehen. Eine Frau von Estioles, schön, witzig und höchst kokett, steckte sich sogar hinter des Königs Kammerdiener und versprach ihm eine glänzende Belohnung, wenn er sie einmal vorschlagen wolle. Es geschah, der König lernte sie kennen, sie schien ihm aber zu kalt und er entließ sie wieder. Durch des Kammerdieners Schlauheit aber geschah es doch, daß er sie nach vier Wochen noch einmal zu sprechen begehrte, und diesmal bezauberte sie ihn so, daß ihr gleich eine Reihe Zimmer in Versailles eingeräumt wurden. In kurzer Zeit bemächtigte sie sich seines Willens so ganz, daß alle Höflinge für gut fanden, sich vor ihr zu demüthigen und daß bald keine wichtige Stelle im Königreiche mehr ohne ihre Einwilligung vergeben wurde. Der Krieg wegen der österreichischen Erbfolge währte indessen noch immer fort, und drei französische Heere, in Italien, am Rhein und in den Niederlanden, waren in Thätigkeit, während sich die englischen und französischen Flotten in den indischen Gewässern herumschlugen. Der König beschloß abermals einen Feldzug mitzumachen und fand sich daher am 7. Mai 1745, nebst dem 16jährigen Dauphin, im Lager des Marschalls von Sachsen vor Dornik ein. Vier Tage darauf kam es zu einer Schlacht mit der englisch-holländischen Armee bei

Fontenai (11 Mai), wo der König, den man zurückzureiten ersuchte, Beweise von unerwarteter Furchtlosigkeit gab, und der junge Kronprinz so hingerissen wurde, daß er den Degen zog, um die königlichen Haustruppen selbst ins Feuer zu führen, wovon man ihn jedoch billig abhielt. Der kommandirende General wollte sich während der Schlacht vom Könige die Befehle ausbitten; allein dieser sagte bescheiden, er sey bei diesem Treffen nicht zugegen, um zu kommandiren, sondern sich und seinen Sohn zu unterrichten. Die Schlacht ward mit Mühe gewonnen. Nach der Flucht der Feinde ging Ludwig mit dem Prinzen auf dem mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfelde herum, und sah mit tiefer Bewegung, wie die Verwundeten, unter den Todesschmerzen sich krümmend, noch die Armee aufhoben und patriotisch riefen: „Es lebe der König und der Dauphin!" Auch der Prinz schauderte. „Lerne hier," sagte sein Vater zu ihm, „wie kostbar und schrecklich der Krieg ist." Und als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wolle, antwortete er: „Wie die unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde." Auch dem Feldzuge von 1746 wohnte Ludwig XV. in Person bei, und die Pompadour begleitete ihn, weßhalb man den Dauphin zu Hause ließ; denn soviel Schamgefühl hatte der König noch, daß er doch seinem Sohne keinen Anstoß geben wollte. Dieser Feldzug zeichnete sich durch die blutige Schlacht bei Raucour aus, welche der Marschall von Sachsen am 11. Oktb. gewann. Auch dem Feldzuge von 1747 wohnte der König in Gesellschaft der Pompadour persönlich bei. Das war aber auch der letzte in diesem Kriege. Im Herbst desselben Jahres ward zu Aachen ein Friedenskongreß errichtet, in welchem am 30. April 1748 der Friede leicht und glücklich zu Stande kam, weil die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, gar keine Schwierigkeiten machten, und, ob sie gleich zu Lande fast immer gesiegt hatten, doch für soviel verschwendetes Geld und Menschenblut nicht die geringste Entschädigung verlangten. Der englische Bevollmächtigte, Graf von Sandwich, der dies gar nicht begreifen konnte, argwohnte hinter dieser Willfährigkeit irgend eine Hinterlist; allein seine Kundschafter in Versailles schrieben ihm, er könne sicher trauen, die Minister seyen eifersüchtig auf den Einfluß des Marschalls von Sachsen, und die Maitresse sey es satt, immer mit dem Könige im Felde herumzuziehen. So ward also um eines Weibes willen die Ehre und der Vortheil eines großen Reichs aufgeopfert; ein kostbarer Krieg, der die Nationalschuld ins Ungeheure vermehrte, war ganz umsonst geführt, und die Engländer, die in Amerika und Indien durchgängig die Oberhand gehabt und fast die ganze französische Marine zerstört hatten, zogen seitdem beinahe den alleinigen Besitz des Welthandels an sich. Die Marquisin war immer mehr unumschränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskassen, sie setzte Minister an und ab; alle Personen, die den König zunächst umgaben, waren ihre Creaturen und durften nichts weiter thun und sagen, als was sie ihnen vorschrieb, so daß er der einzige Mann in seinem Reich war, der nie erfuhr, wie schlecht es um das Wohl des Staats, um die Zufriedenheit der Unterthanen und um den guten Ruf bei den Nachbaren stehe. Und damit er auch nicht einmal aus langer Weile auf den Gedanken käme, sich darum zu bekümmern, so strengte sie ihre ganze Erfindungskraft an, um immer neue Zerstreuungen für ihn zu ersinnen. Sie erregte die Baulust ihn ihm, errichtete eine Porzellanfabrik in Vincennes (jetzt in Sevres), für die sie ihn zu interessiren suchte, und daher oft besucht ward; sie bezahlte die Dichter und Musiker reichlich für neue Opern und Schauspiele, in denen sie selbst oft Rollen übernahm; sie führte die jährlichen öffentlichen Kunstausstellungen in den Sälen des Louvre zur Ermunterung der Maler und Bildhauer ein, und endlich legte sie, zu ihrer ewigen Schande, um die abgestumpften Sinne des Königs noch durch die Abwechselung zu reizen, nach Art der morgenländischen Fürsten,

ein großes Serail für ihn an (1753), unter dem Namen des Hirschgartens (parc au cerf) berüchtigt; eine schaudererregende Fallgrube weiblicher Unschuld, die eine ungeheure Menge von Opfern verschlang, welche, wenn sie der menschlichen Gesellschaft wieder zurückgeben wurden, Sittenverderbniß und Geschmack an der Lasterhaftigkeit in dieselbe zurückbrachten. Man rechnete, daß diese Anstalt dem Staate einige 100 Millionen Thaler gekostet habe. Aus der entsetzlichen Verderbtheit der Regierungsmaschine schlossen erfahrne Männer schon damals, daß nur ein gänzlicher Umsturz der alten Verfassung dereinst das Uebel werde heilen können. Vorboten einer solchen Revolution zeigten sich auch in der That schon damals. Theils brachte die große Armuth des Volks und der Druck der Steuereinnehmer hie und da Aufstände zuwege, theils zeigte das Parlament und die Geistlichkeit gegen königliche Befehle ein ungewohnte Widersetzlichkeit. Die letztere, kämpfte bald gegen die weltliche Obrigkeit an, bald stritt sie unter sich selbst. Alles war im Innern in feindseliger Bewegung. Zwei Parteien waren es hauptsächlich unter den Geistlichen, die sich einander mit tödtlichem Hasse sowohl persönlich, als in Schriften und Predigten verfolgten: Jesuiten und Jansenisten (s. beide Art.). Aber es war nicht genug an den innern Uebeln, an welchen dieser unglücklich kranke Staatskörper litt; auch die äußern Geißelungen, Land- und Seekriege, traten bald wieder hinzu, und wurden durch das ungeschickte Benehmen der Regierung, d. h. der Marquisin von Pompadour, erst recht verderblich. Welche einzelne Ursachen der neue Ausbruch des Krieges mit England hatte, braucht kaum gesagt zu werden: es war vorauszusehen, daß die heftigen Collisionen beider Völker sowohl in Indien als in Amerika, wo jeder sich gern auf Kosten des andern erweitern wollte, über kurz oder lang zu einer lichten Entzündung führen mußten. Die geheime Gluth war schon zu mächtig geworden, als daß die angestellten Unterhandlungen sie hätten dämpfen können; und indem Frankreich darauf bedacht war, zur Deckung seiner Kolonien Kriegsschiffe nach Nordamerika zu senden, fieng der englische Admiral Boscawen die Feindseligkeiten damit an, daß er ohne Kriegserklärung zwei derselben auf der Höhe von Newfoundland wegnahm (10. Jun. 1755), worauf bald nachher eine allgemeine Jagd auf alle französischen Kauffartheischiffe gemacht ward, deren in kurzer Zeit gegen 300 in den englischen Häfen aufgebracht wurden. So war denn also der Krieg wieder da, und all das Elend, das kaum verschwunden war, erging aufs Neue über die geängstigten Völker. Der schlechte Zustand der französischen Marine versprach wenig Erfolg; indessen bewirkten die Manifeste, in denen Englands empörende Uebertretung des Völkerrechts mit schwarzen Farben gemalt war, bei der Nation die feurigste Begeisterung und die lebhafteste Theilnahme. Aber jetzt beging die Pompadour einen Streich, so unpolitisch, als ob die Feinde selbst ihr dazu gerathen hätten. Damals nämlich (1756) brach in Deutschland der berühmte siebenjährige Krieg aus. Die Kaiserin Maria Theresia ließ sich herab, der königlichen Buhlerin zu schmeicheln, und diese, berauscht von dem herrlichen Weihrauch, sagte ihr die lebhafteste Theilnahme Frankreichs an ihren Händeln zu. So ward, gegen alle gesunde Politik, eine Coalition mit Oestreich geschlossen, zu einer Zeit, wo man alle Kräfte auf den eigenen Feind hätte wenden sollen, und ein paar Armeen wurden nach Deutschland gesandt, die noch dazu so schlecht angeführt wurden, daß sie den französischen Namen 13 Jahre lang vor der Welt zum Gelächter gemacht haben. Zu Anfange des Jahres 1757 ereignete sich ein Vorfall, der recht darauf berechnet war, den König zum Nachdenken über sich selbst zurückzuführen, wenn er dessen irgend noch fähig gewesen wäre; er ward nämlich am 5. Jan. Abends 6 Uhr vor Damiens (s. d. A.) verwundet. Von den vielen Unglücksfällen des 6jährigen Land- und Seekrieges, der fast in allen Welttheilen

und in allen Meeren geführt ward, nur so viel: da die Minister, die Feldherren und die Admirale bloß nach der Gunst gewählt wurden, in der sie bei der Frau von Pompadour standen, so waren sie sämmtlich auch nur Weiberhelden, unfähig, sich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verschaffen, die sie kommandiren sollten. Wo sich daher nur französische Schiffe sehen ließen, wurden sie weggenommen, wo französische Heere, wurden sie geschlagen. Fast alle indischen und amerikanischen Kolonien der Franzosen wurden von den Engländern erobert. Die äußerste Erschöpfung machte endlich den Frieden nöthig. Er ward am 5. Nov. 1762 zu Fontainebleau, freilich nicht zum Vortheile der Franzosen, geschlossen. Auf den nun schon physisch und moralisch erschlafften König machte das Unglück und die Schande seiner Nation keinen Eindruck mehr. Er sah selbst mit Gleichgültigkeit den Tod seiner Gebieterin Pompadour herannahen, der am 15. April 1764 nach einer langen Abzehrung erfolgte. Dabei nahm die Düsterheit seines Kopfes dergestalt zu, daß sein Kammerdiener kaum noch wußte, was für Gegenstände des Vergnügens er ihm noch zuführen sollte, um ihn auf längere Zeit zu erheitern. Endlich trieb er eine öffentliche Buhlerin von ungewöhnlichem Reize auf, die in alle Künste der Ueppigkeit recht methodisch eingeweiht war. Sie war von gemeiner Herkunft und hieß eigentlich Marie Vaubernier, war aber den Liebhabern unter dem Namen l'Ange bekannt. Sie genügte dem Könige so außerordentlich, daß er ihr den Platz der Pompadour bestimmte, und damit er sie doch als eine Person von Stande bei Hof zeigen könne, verheirathete er sie zum Schein an einen Grafen Dübarry, der nichtswürdig genug war, sich diese Rolle gefallen zu lassen. Wir übergehen die Intriguen, die die Hofleute spielten, um die Einführung eines so verworfenen Geschöpfs zu verhindern. Die meisten Höflinge trugen kein Bedenken, die neue Sonne anzubeten. Der Kanzler des Reichs, Herr von Meaupou, trieb die Niederträchtigkeit so weit, daß er sich für einen Verwandten der Dübarry ausgab, und der erste war, der seinen Wohlthäter, den Herzog von Choiseul (vergl. d. Art), verließ, als dieser durch den Einfluß der Maitresse gestürzt wurde. Dafür ward er nun der Allmächtige, und das erste Werk seiner neuen Gewalt war, daß er den König bewog, das widerspenstige Parlament Mann für Mann aufheben und wegjagen zu lassen, und ein neues an dessen Stelle zu wählen (1771). Auch die Provinzialparlamente wurden von ihm gewaltsam ausgemustert und durch seine Geschöpfe ergänzt. Weil aber alle diese Stellen erkauft worden waren, so mußte den abgesetzten Gliedern ihr Kaufgeld zurückgezahlt werden, welches dem Staate die ungeheure Ausgabe von 25 Millionen Thalern verursachte. Zu einem solchen Haushalte, neben welchem auch noch so unerhörte Zinsen für die Staatsschuld, so viel andere Bedürfnisse und eine immer ausschweifendere Verschwendung des Hofes bestritten werden mußte, gehörten schreckliche Auflagen. Der jetzige Finanzminister, Abbé Terray (s. d. Art.), wußte ohne alle menschliche Regung immer neue Steuern hervorzupressen. Neben Terray war der Herzog von Aiguillon Minister und der schon erwähnte Meaupou Kanzler. Alle drei handelten mit einander und mit der Maitresse im besten Einverständnisse und machten den König ganz willenlos. Sie dachten nur auf ihre Bereicherung; die Zufriedenheit und die Ehre der Nation kümmerte sie nicht. Damals (1773) geschahe die bekannte Abtretung eines Stücks von Polen, in welches sich Preußen, Rußland und Oestreich theilten. Als davon in Ludwigs XV. Gegenwart gesprochen ward, sagte er: „Wäre Choiseul noch Minister, so wäre das nicht geschehen.“ Da indessen der düstern Stunden immer mehrere wurden, so mußte seine Umgebung immer neue Zerstreuungsmittel ersinnen; und nirgends ist wohl die Kunst, die Sinnenreize zu raffiniren und zu vervielfältigen, in einem höhern Grade ausgebildet worden,

als unter diesen Menschen. Denn Ludwig XV. sollte nun einmal, obgleich schon 64 Jahre alt, seiner gewohnten Lebensart nicht entsagen. Gewissensregungen und religiöse Bedenklichkeiten, die sich häufiger einstellten, je älter er ward, wurden mit aller Macht aus seinem Gemüthe verscheucht, und so überraschte ihn der Tod um so schrecklicher, da sich derselbe so verrätherisch, wie eine Schlange unter Blumen, nahte. Eine schöne Müllerstochter, die, ihr selber unbewußt, schon Blatterngift im Körper hatte, steckte ihn damit an, und so bekam er noch als Greis die Kinderpocken. Nur Wenige hielten den Anblick und das Aechzen des Leidenden aus. Die Dübarry entfernte sich bei Zeiten auf ihre Güter, um nicht nach des Königs Tode vom Volke zerrissen zu werden; von den Günstlingen, die er so unermeßlich bereichert hatte, ließ sich keiner sehen. Nur seine Töchter und sein Beichtvater hielten noch bei ihm aus. Endlich entfloh der gequälte Geist am 10. Mai 1774, Nachmittags gegen halb 4 Uhr. — So gerechten Tadel auch die Verdorbenheit seiner Regierung verdienen mag, so ist es doch in dieser Zeit, wo der Geist in Frankreich eine freiere Richtung nahm. Die auffallenden Behauptungen in wissenschaftlicher Hinsicht von Lamotte zeigten wenigstens von Selbstständigkeit und einem Bestreben, sich eine neue Bahn zu brechen. Fontenelle machte die Wissenschaft volksthümlich, Montesquieu unternahm schon eine kühne Beleuchtung der Sitten, des Glaubens und der Gesetze der Völker, Voltaire brachte einen philosophischen Geist in die Literatur, Massillon verpflanzte denselben auf die Kanzel und machte eine kurze Zeit die christliche Beredsamkeit zur Dollmetscherin einer strengen Vernunft. Die ausgewanderten Protestanten, vornehmlich aber Bayle, trugen mehr oder weniger zur Denkfreiheit bei. Es entstand in Frankreich ein Verein philosophischer Köpfe, welche die Encyklopädie entwarfen, das heißt, sie suchten die große Idee von Bacon in alphabetischer Ordnung auszuführen. Ein anderer, weniger gerühmter Verein, wirkte vielleicht mehr für das allgemeine Beste, es waren die sogenannten Oekonomisten, die man nicht genug schätzte, weil man sie lächerlich machte, welches in Frankreich der Todesstoß ist. Ungeachtet ihres absprechenden Tons, ihres hochtrabenden Styls und der allzuentscheidenden Folgerungen von jetzt bestrittenen Vordersätzen, verdankt man ihnen doch, daß sie die Aufmerksamkeit der Nation auf die Untersuchung des Gemeinwohls richteten. Wunderbare Systeme verdrängten einander, allein die Aufmerksamkeit wendete sich dem Nützlichen zu; man untersuchte die Ursachen von dem Elende der Völker und so bildete sich der Gemeingeist aus. Während der unruhige Voltaire, d'Alembert, Diderot, Duclos, Mably, Condillac, Marmontel, Helvetius, die Vorurtheile untergruben, welche den Fortschritt des menschlichen Geistes verhinderten, und Raynal auf der andern Halbkugel eine Zukunft überschwenglicher Glückseligkeit zeigte, schöpfte ein Mann auf seinem einsiedlerischen Wege, aus seinem Herzen und aus dem Umgange mit der Natur jene umfassende und religiöse Philosophie des Gemüths, welche die Sittenlehre vor den häufigen Angriffen, die den Glauben umstürzten, schützen sollte. Rousseau fühlte, daß die Philosophen einrissen und nicht aufbaueten. Ihre Schule ist nicht mehr vorhanden, die seinige lebt noch fort, und beredte Schriftsteller haben ihren Glanz noch vermehrt. Durch seine Eitelkeit verleitet, durch seinen Trübsinn getäuscht, hat Rousseau seine Feder oft auffallenden Meinungen gewidmet, jedoch weit öfter der Wahrheit. Er bildete die Sitten der Franzosen um, indem er sie zum Familienleben und zur Gleichheit zurückführte; der Hof und die Gewohnheit, unter dem Despotismus zu schmachten, hatte sie verkrüppelt, er aber zeigte ihnen die Natur; die Kinder, welche kaum eines Blickes ihrer Eltern gewürdigt wurden, hat er an die Brust der Mutter gelegt und in die Arme des Vaters zurückgeführt; die Frauen hat er erhoben, indem er sie die Tugenden lehrte, durch welche sie

dem Staate tüchtige Bürger erziehen. Rousseau that mehr, er sagte die Revolution voraus und hielt sie den Gemüthern vor durch die Abfassung seines Contrat social. Und konnte es anders kommen; das öffentliche Elend, welches schon Ludwig XIV. durch seine Raubkriege, seine Prachtliebe und kostspielige Bauten vergrößerte, erstieg unter seinem Nachfolger den höchsten Gipfel; mit der Wohlhabenheit ging auch die Moralität der Nation zu Grunde. Tausend Millionen Thaler betrug die Schuldensumme des Staats; Handel und Ackerbau und alle Gewerbe lagen darnieder; die unerschwinglichen Auflagen hatten die Hälfte der Unterthanen zu Bettlern gemacht, und die Habsucht der Steuerpächter schreckte jeden Landmann ab, mehr zu bauen, als er zu seinem Unterhalt höchst nöthig bedurfte. Man wollte lieber selbst hungern, als für Räuber und Prasser arbeiten. Das Beispiel des Hofes hatte das ganze Reich angesteckt. Ueberall war der gröbste Egoismus herrschendes Sittenprincip geworden. Von der schönen, liebevollen, menschenfreundlichen Gesinnung, die in der Erfreuung Anderer ihre Freude findet, war nichts mehr zu sehen. Der feindselige Geist der Zeit hatte jede Spur davon verweht. Französische Philosophen selbst stellten den Eigennutz als einzig mögliche Triebfeder alles menschlichen Handelns auf. Man traute keinem Menschen mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit zu, wenn sein Vortheil damit in Widerspruch käme. Keuschheit, Schamhaftigkeit und eheliche Treue waren lächerlich geworden: Untreue erhöhte den Reiz des Genusses. Die Unschuld zu verführen war ein herrlicher Spaß; denn Niemand traute es der Unschuld noch zu, unverführt bleiben zu wollen. Der Glaube war aus den Herzen verschwunden, und statt der Humanität sah man nur höfliche Bestialität. So blieben zuletzt nur die Freuden der Sinne als der einzige reelle Genuß des Lebens übrig, und der ward denn auch von den Meisten mit wahrer Brutalität verfolgt. Die schändlichsten Seuchen vergifteten ganze Familien, und selbst Frauenzimmer sprachen davon wie von gleichgültigen Dingen. So wechselten in ganz Frankreich Bilder des Jammers mit Bildern des Abscheus, welches Alles den Umsturz des Thrones herbeiführte.

Ludwig XVI., König von Frankreich, Enkel Ludwigs XV., zweiter Sohn des Dauphin, aus dessen zweiter Ehe mit Maria Josephine, Tochter des Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, Friedrich August, ward den 23. August 1754 geboren. Im Augenblicke seiner Geburt befand sich der ganze Hof zu Choisy; die Dauphine war fast allein zu Versailles und kein Prinz vom Geblüte wohnte, der Sitte gemäß, ihrer Niederkunft bei; selbst der Bote, welcher die Nachricht dem Hofe überbringen sollte, stürzte mit dem Pferde und starb auf der Stelle. Ludwig ward zum Herzog von Berry ernannt. Seine Erziehung wurde nicht so sehr vernachlässigt als zweckwidrig geleitet. Ohne ihm einen richtigen Begriff von Religion beizubringen, übte man ihn streng in ihren Ceremonien und kirchlichen Gebräuchen; anstatt ihn zum Herrscher zu erziehen und ihm einen festen, unerschrockenen Charakter anzubilden, schien es der Wille seines Großvaters zu seyn, ihn in der Jugend von allen ernsthaftern Beschäftigungen fern zu halten und ihm im vorgerücktern Alter keine Gelegenheit zu geben, seinen Geist durch praktische Kenntnisse auf dem Felde seines einstigen Wirkens zu erweitern und zu bereichern. Man suchte nicht einmal seine Naturfehler zu verbessern, man milderte nicht seinen Hang, sich strenge und nicht selten hart im geselligen Umgange zu zeigen, und machte ihn nicht aufmerksam auf die Nachlässigkeit seiner Haltung; diese beiden Unvollkommenheiten mußten unter einer Nation, wie der französischen, viel zu seinem Unglücke beitragen; denn der Mangel an Würde nahm ihm schon frühzeitig die Achtung, welche man ihm schuldig war. Hätte das Schicksal seinem Bruder, dem Herzog von Bourgogne, der 1760 im 9ten Jahre starb, erlaubt, den Thron zu bestei-

gen, so würde Ludwig der Beste der Prinzen gewesen seyn; er würde glücklich gelebt haben und dem Reiche die furchtbare Epoche der Revolution erspart worden seyn; denn der Herzog von Bourgogne hatte schon Proben einer Charakterstärke gegeben, um zur Erwartung zu berechtigen, daß er schon die ersten Regungen der Revolution würde unterdrückt, oder doch mit mehr Muth und größerm Erfolge die Rechte der wankenden Monarchie vertheidigt haben. 1765 hatte er das Unglück, seinen Vater zu verlieren und bald darauf die Dauphine, welche ihren allgemein betrauerten Gemahl nicht zu überleben vermochte. Sein Schmerz war lebhaft und tief; der junge Prinz vermied eine lange Zeit, sich öffentlich zu zeigen, und wie er wieder erschien, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Das Kabinet zu Versailles, in der Absicht, den Kriegen vorzubeugen, die so lange die besten Kräfte Frankreichs und Oestreichs aufgerieben hatten, entwarf eine vierfache Verbindung zwischen den beiden Staaten; und die Vermählung des Dauphins mit Maria Antoinette, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, war der erste Schritt zur Annäherung. Sie wurde unter ungünstigen Vorbedeutungen gefeiert. Bei Gelegenheit des Festes, welches die Stadt Paris gab, verunglückten über 4000 Menschen, aus Mangel an Versicht und Ordnung, auf dem Platze Ludwigs XV., wo Ludwigs XVI. Haupt später unter der Guillotine fiel. Dieser Unfall schmerzte den Dauphin tief, und er schrieb an den Lieutenant der Polizei: „Das große Unglück rührt mich sehr, man bringt mir diesen Augenblick, was ich monatlich vom Könige erhalte: hierüber kann ich verfügen und ich schicke es ihnen; beeilen sie sich, den Verunglückten beizuspringen.“ Ludwig, sich keine überflüssigen Ausgaben erlaubend, wandte die Einkünfte mehrerer Monate zu demselben mildthätigen Zwecke an. So viel Menschlichkeit verkündete seinem Volke eine glückliche Regierung; aber keine war trauriger. Als man ihm 1774 die Nachricht vom Tode seines Großvaters, der ihn zum Throne rief, überbrachte, rief er aus: „Ach! mein Gott, welch ein Unglück für mich!“ Wohl war es so: er ging einen Thron zu besteigen, den die Ausschweifungen und Schwächen seines Vorgängers befleckt hatten. Die Finanzen waren erschöpft, der Handel ohne Leben, die Seemacht vernichtet, 70 Millionen waren schon im Voraus auf die Staatseinkünfte erhoben worden, und die Ausgabe überstieg die Einnahme um 22 Mill. Um diesen Uebeln abzuhelfen, berief Ludwig Männer ins Ministerium, welche den öffentlichen Ruf für sich hatten. Vergennes, von seinem Gesandtschaftsposten in Schweden zurückgekehrt, erhielt das Departement der äußern Angelegenheiten: Turgot, der sich während der Intendantur von Limoges die Liebe des Volkes erworben hatte, leitete die Finanzen; Malesherbes, allgemein durch seine Redlichkeit bekannt, ward in den Staatsrath aufgenommen und Maurepas an die Spitze der Verwaltung gestellt. Wenn einige dieser Minister unter ihrem Rufe blieben, so hatte Ludwig geglaubt, die Besten zu wählen und ihnen Gelegenheit gegeben, jenen zu rechtfertigen. Die erste Verordnung seiner Regierung war eine Wohlthat; er erließ dem Volke die Zahlung der Auflage, bekannt unter dem Namen: joyeux avénement; die 2te ein Akt der Gerechtigkeit: er beruhigte die zahlreichen Staatsgläubiger und versprach, die öffentliche Schuld abzutragen. Die Parlamente, deren Glieder sämmtlich verwiesen waren, wurden den 12. Nov. 1774 zurückberufen. Nach einiger Zeit hob sich der Nationalkredit und man fing an, eine dauerhaft glückliche Zukunft zu hoffen. Das Kreditwesen wurde zweckmäßiger eingerichtet, ein Theil der Schuld getilgt, die Mißbräuche im Pensionssystem abgeschafft und nur wenig Verdiente mit Gehalten beschenkt. Die persönliche Sparsamkeit des Monarchen diente zum Beispiel. Die Hofleute machten Vorstellungen, daß er es zu weit treibe. „Was liegt mir an Glanz und Luxus?“ antwortete

der König: „auf eitlem Prunk beruht das Glück nicht." Um die Verheerungen des Wuchers zu beschränken, wurde ein Leihhaus errichtet. Der König hob die Leibeigenschaft in seinen Domänen auf; er milderte das Strafgesetzbuch und verbannte die Tortur aus dem Criminalprozeß. Ludwig genoß auch die Frucht der Dankbarkeit des Volkes auf einer Reise nach Cherbourg, um die Arbeiten des dortigen Hafens zu besichtigen. Ueberall empfing er auf seinem Wege die Aeußerungen der aufrichtigsten Liebe. „Die Liebe meines Volkes, schrieb er an die Königin, drang mir zu Herzen; urtheilen Sie, ob ich nicht der glücklichste König der Welt bin." Der Morgenröthe einer so schönen Regierung sollte die schrecklichste Nacht folgen; der amerikanische Krieg führte sie herauf. Die englischen Colonien im neuen Erdtheile weigerten sich die Auflagen zu entrichten und zerrissen das Band, welches sie mit dem Mutterland verknüpfte. Ihre Gesandten kamen nach Paris, dort Hülfe zu suchen. Die Geister waren zu Gunsten der Insurgenten erhitzt; von allen Seiten schrie man: Frankreich sey von jeher die Zuflucht unterdrückter Völker gewesen; mit den Waffen habe es die Wiege der Freiheit in Holland geschützt und auch zu Boston müsse es sie mit seinem Schilde decken. Die Zeit sey gekommen, England zu demüthigen und ihm die angemaßte Herrschaft des Meeres zu nehmen. Malouet erzählt, daß Ludwig der Einzige gewesen sey, der nicht gleich mit dem Hofe und den Ministern dachte, und nur mit dem größten Widerwillen gab er dem Wunsche seines Rathes nach und erkannte die amerikanische Freiheit an. Bei der Unterzeichnung der Erklärung sagte er: „Die Anglo-Amerikaner sind von dem Augenblick frei geworden, als sie ihre Unabhängigkeit erklärt haben"; er fühlte nicht, daß er sich öffentlich zu einer Lehre bekannte, die ihm selbsten einst unglückbringend seyn könnte. Große Erfolge zeichneten bald den französischen Muth aus. Auf dem Continente wurde die englische Armee des Generals Burgoyne gefangen genommen; auch unter La Mothe-Piquet, d'Estaing und Vaudreuil in Amerika, unter Suffren in Indien siegte einigemal die französische Flagge. Das Resultat dieses Krieges war für England der Verlust der nordamerikanischen Colonien und Frankreich drückte nur neue Schuldenlast, ohne irgend einen Vortheil dafür im Frieden zu erhalten. Ein langer und strenger Winter und das Austreten von Flüssen hatten in mehrern Provinzen großen Schaden angerichtet. Die Wege waren zerstört, die Bäume weggeschwemmt und die Häuser drohten einzustürzen. Der König wies 3 Mill., um an die wenigst besteuerten Landleute vertheilt zu werden, und 3 Mill. an Vieh und Ackergeräthschaften an, und verordnete, daß diese Summe durch die Reduktion der Unterhaltungskosten seiner Gebäude gedeckt werden sollte. Trotz dieser Aufopferungen, der vielen Reformen und Einschränkungen in allen Verwaltungszweigen, waren die Finanzen während des vorhergehenden Krieges gänzlich erschöpft und der öffentliche Kredit verschwand, in Folge mehrerer lastenden Anleihen von Ministern eröffnet, deren alleiniges Verdienst in Charlatanismus bestand; die große Anzahl Capitalisten beunruhigten sich, indem sie einen Staatsbanquerott voraussahen; vergebens hatte der König öffentlich in seinem Rathe gesagt: Ich will weder eine neue Anleihe, noch eine neue Auflage; ohne Unterlaß stellte man ihm beide als die einzigen Mittel vor, die Einnahme mit der Ausgabe, welche jene um 100 Mill. überstieg, ins Gleichgewicht zu bringen. In dieser höchst gefährlichen Lage berief Ludwig die erste Versammlung der Notabeln, die aber auseinander ging, ohne ein Rettungsmittel gefunden zu haben. Der Cardinal Lomenie de Brienne glaubte durch Gewalt zu erzwingen, was sein Vorgänger Calonne vergebens durch Ueberredung versucht hatte (Vergleiche Beider Artikel). Er schlug zwei neue Auflagen vor; die erste traf schmerzhaft den Handel; die andre fiel den Gutsbesitzern und den Parlamentsgliedern lästig, welche

ihr persönliches Interesse an den Volkshaß, dessen Gegenstand der Minister war, lehnten und sich weigerten, die beiden Auflagen zu registriren; das Parlament wurde nach Troyes verbannt. Bald darauf zurückberufen, erklärten die Parlamentsglieder einstimmig, daß ihnen das Recht nicht zustehe, Steuern zu bewilligen, und verlangten die Zusammenberufung der Reichsstände. Wie ein elektrischer Schlag wirkte dies Wort auf die Nation. Das Parlament war das Organ der stillen Wünsche der Nation gewesen und hatte dem lebhaft gefühlten Bedürfnisse einer bessern Staatseinrichtung plötzlich eine bestimmte Richtung gegeben. Der Clerus, welcher bis jetzt noch keinen Theil an den politischen Streitigkeiten genommen hatte, vereinte sich mit der Magistratur in dasselbe Verlangen, und die Hauptstädte der Provinzen sprachen gleiche Wünsche aus. Ludwig, der allgemeinen Meinung geneigt sich zeigend, berief zum zweitenmale die Notabeln; sie sollten über die Form der Reichsstände und die Art zu stimmen entscheiden. Der König glaubte sich geliebt, weil er fühlte, er verdiene es zu seyn; er hoffte daher, mit den Vorzüglichsten und Einsichtsvollsten seines Volkes sich zu umgeben und seine Herrschaft auf das Wohl des Volkes zu gründen. Die Reichsversammlung ward am 5. Mai 1789 zu Versailles eröffnet; dem dritten Stande hatte der König die doppelte Anzahl Repräsentanten zugestanden, so daß er beiden privilegirten Ständen gleich kam. Der erste Zankapfel und der Grund der Trennung der Nationalversammlung legte die Eitelkeit der beiden ersten Stände, indem sie sich mit allem Pompe der Aristokratie umgaben und den dritten Stand in ein verächtliches Dunkel zurücksetzen wollten. Die Streitigkeiten mehrten sich von Tag zu Tag. Das Deficit in den Finanzen war nicht so enorm, daß nicht ein vereintes Opfer aller Stände es hätte decken können; aber jeder Stand suchte die Last der Staatsschuld von sich zu wälzen und verlangte von den andern das Opfer. „Eine allgemeine Unruhe, sprach der Monarch zu den Deputirten, eine ausschweifende Begierde nach Neuerungen haben sich der Geister bemächtigt und eine gänzliche Verwirrung der Meinungen wird ihre Folge seyn, wenn man sich nicht beeilt, ihnen durch eine Vereinigung weiser und gemäßigter Grundsätze, Haltung und Festigkeit zu geben. Alles, was man von dem lebhaftesten Eifer für das öffentliche Wohl; Alles, was man von einem Monarchen, dem besten Freunde seines Volkes, verlangen kann, können und dürfen Sie von mir erwarten.“ Die Stände hatten ihre Sitzungen getrennt; Ludwig, auf Anrathen seines Ministers, suchte diese Trennung zu heben; als die Deputirten des dritten Standes sich zur Nationalversammlung constituirt hatten und den Beitritt der beiden andern laut und mit Nachdruck forderten. Der Adel und die Geistlichkeit widersetzten sich, und als der Herzog von Luxembourg im Namen des Adels dem Könige Vorstellungen gegen die Vereinigung machte, antwortete Ludwig: „Melden sie dem Adel, daß ich ihn bitte, sich zu vereinigen; ist meine Bitte nicht hinlänglich, so befehle ich es ihm. Was mich betrifft, ich bin zu jedem Opfer entschlossen. Gott verhüte, daß nur ein Mensch für mich sein Leben lasse.“ Dieser Grundsatz leitete später beständig seine Handlungen und war die Ursache seines Unglücks. Einige Regimenter hatten sich Versailles genähert, um die französischen Garden, deren Treue dem Hofe verdächtig war, im Dienste zu unterstützen; die Nähe der Truppen machte die Deputirten für ihre persönliche Sicherheit besorgt; Mirabeau (s. d. Art.) verlangte die Entfernung derselben. Paris bewaffnete sich auf seinen Ruf; den 14. Juli 1789 wurde die Bastille erstürmt und Ludwig, ermüdet von dem Wirbel der revolutionären Bewegungen, erschreckt durch die Volksmorde, von der die Hauptstadt das Thea er war, nur sein Herz und sein Verlangen, die Geister zu besänftigen, hörend, erschien am andern Morgen zu Fuße, ohne Waffen und fast ohne Begleitung, in der Na-

tionalversammlung. Hier beschwor er sie stehend und mit entblößtem Haupte, die Ruhe des Reichs wieder zurückzuführen. „Ich weiß, sprach er, daß man ungerechte Vorurtheile gegen mich ausstreut; ich weiß, daß man öffentlich die Verläumdung wagte, Ihre Sicherheit sey gefährdet. Werden solche verbrecherische Ausstreuungen nicht schon im Voraus durch meinen allgemein bekannten Charakter entkräftet? Wohlan, ich bin es, der ich mich Ihnen anvertraue." Dieser Muth, diese Hingebung brachte den Augenblick alle Faktionen zum Schweigen. Aufrichtig und groß war der Enthusiasmus der größern Anzahl der Deputirten; sie drängten sich, dem Könige auf seiner Rückkehr nach dem Schlosse zur Wache zu dienen. Dort angekommen zeigte er sich, unter den lautesten Bezeugungen der Liebe des Volks, auf dem Balkon; es war sein letzter glücklicher Augenblick. Bald darauf rückte das Regiment von Flandern in Versailles und die Garden des Königs gaben, einer alten Sitte gemäß, den Waffenbrüdern ein Gastmahl. Augenblicklich ward das Gerücht verbreitet, die Nationalkokarde sey an diesem Feste mit Füßen getreten worden und die Königin, welche dort erschienen sey, trage die Schuld dieser Verletzung. Paris, wo schon seit einigen Tagen eine künstliche Hungersnoth, der größte Hebel der orleanschen Partei, das Volk in Aufruhr zu setzen, herrschte, gerieth auf diese Nachricht in Wallung. Eine zahllose Menge Weiber rottete sich zusammen und zog, von bewaffneten Räubern begleitet, den 5. Okt. nach Versailles; die Nationalgarde folgte ihnen. Letztere kam in der Absicht, der Nationalversammlung und dem Könige zum Schutze zu dienen. Lafayette's Thätigkeit und Maßregeln hielten den Tag hindurch die Rotten in Schranken; doch in der Nacht wogte der Pöbel auf; Bösewichter, getrieben durch geheime Anreizungen, Männer als Weiber gekleidet, das Gesicht mit Koth und Schwärze beschmiert, warfen die Wachen nieder, drangen ins Schloß, ermordeten die Wachen, hieben die Thüren ein, forderten schreiend und fluchend die Königin, stürzten in ihre Zimmer und zerstückelten, als das Opfer sie entflohen sahen, ihr Bett, das sie eben verlassen hatte. Der König, umgeben von seiner Gattin, seinen Kindern in Thränen und seinen Dienern, den der Schrecken die Besinnung genommen hatte, behielt seine heitere Ruhe. Man beschwor ihn, zu fliehen. „Es ist zweifelhaft, antwortete er, ob die Flucht uns in Sicherheit bringe; aber gewiß ist es, daß sie zum Lärmzeichen eines blutigen Krieges wird; ich will lieber hier sterben, als Tausende meiner Unterthanen für mich dem Tode bloßstellen." Der Ausgang dieses blutigen Aufruhrs war die Reise des Königs und seiner Familie nach Paris. Ludwig bezog die Tuilerien. Am folgenden Morgen seiner Ankunft suchte er in einer Proklamation die Provinzen über sein Schicksal zu beruhigen und bat die Nationalversammlung, ihre Arbeiten zu Paris in Ruhe fortzusetzen. Unmittelbar darauf nöthigte man ihn, seine Garden zu entlassen und andere zu nehmen, deren Commandant unter den Befehlen der Munizipalität zu Paris stand. So folgte Opfer auf Opfer. Den 14. Febr. 1790 nahm er die neue Constitution an; seine Rede bei dieser Gelegenheit würde weniger excentrische Menschen gerührt haben. „Sie, sprach er zu den Deputirten, die so viele Mittel besitzen, auf das wahre Wohl des Volkes einzuwirken, des Volkes, welches man irre leitet und das mir so theuer ist; von dem man mich versichert, das es mich liebt, wenn man mich über meine Leiden trösten will. Sagen Sie ihm, wie unglücklich ich mich bei der Nachricht eines Angriffes auf Personen und Eigenthum fühle; und ohne Zweifel wird es mir diesen Kummer sparen. Schon frühzeitig werde ich meinen Sohn in dem Geiste der neuen Ordnung der Dinge erziehen; ich werde ihn zur Kenntniß führen, daß eine weise Constitution ihn einst von den Gefahren der Unerfahrenheit schützen werde und daß die Freiheit den Gesinnungen der Liebe und der Anhänglich-

keit, von den Frankreich s it so vielen Jahrhunderten seinen Königen die rührendsten Beweise gegeben hat, einen höhern Werth ertheilen müsse." Die bürgerliche Constitution des Clerus gab den Gährungsstoff zu neuen Unruhen her. Die Abreise des Königs Tanten nach Italien flößte dem Volke Furcht für die seinige ein; und man gestattete ihm nicht einmal die Freiheit, nach Saint-Cloud zu gehen, um dort, wie im vorhergehenden Jahre, die schönen Tage des Frühlings zu genießen. Die blutigen Scenen und Aufstände dauerten im Süden fort; der Geist der Widerspänstigkeit riß unter den Truppen ein; man beschuldigte die Königin, sie reize alle Mächte Europa's gegen Frankreich. Ludwig, gezwungen seine Kapläne und die vornehmsten Hofbeamten zu entlassen, von jedem Einfluß auf die Gesetzgebung entblößt, der Macht beraubt, die Justizbeamten zu ernennen, des Vorrechts verlustig, zu begnadigen und die Strafen zu mildern, von jeglicher Einwirkung auf die innere Verwaltung entfernt, vom Rechte ausgeschlossen, die Armee anzuführen, beschränkt in dem Rechte, Krieg und Frieden zu erklären, der Sorge entnommen, Auflagen zu bestimmen, Verdienste um den Staat zu belohnen, das Ministerium zu besetzen, fühlte es wohl, daß es unmöglich sey, mit so wenigen Kräften einen so großen Staat zu regieren. Täglich wuchsen die Gefahren für ihn und seine Familie, und leicht vermochte er aus den feindlichen Bewegungen zu entnehmen, daß man nicht allein an seine Krone, sondern auch an sein Leben wolle. Dies und der Rath seiner Freunde bewogen ihn, im Geheim aus Paris zu entfliehen und Carl V. nachzuahmen, der ebenfalls aus den Mauern einer Stadt entwich, in der seine königliche Würde den Parteiungen unterliegen mußte. In der Nacht vom 20 — 21. Jun. 1791 verließ Ludwig die Tuilerien; seine Absicht war, so erklärte er sich später selbst, sich nach Montmedi zu begeben; nicht aber Frankreich zu verlassen. Bei seiner Flucht ließ er eine Erklärung an die Nationalversammlung zurück, welche nur zu gegründete Klagen enthielt. Wer kann jetzt noch zweifeln, daß die Constitution, wie es der König in jenem Akte sagte, kraftlos gewesen sey, die Empörung zu ersticken, zu verhindern, daß eine vollständige Anarchie sich auf den Trümmern der Gesetze erhebe, und daß die Nationalversammlung die Kraft verloren habe, einen ruhigen und gemäßigten Weg einzuschlagen und die Autorität wieder zu gewinnen, welche die Jakobinerklubs mit Frechheit an sich gerissen hatten. In Varennes ward der König entdeckt, und auch hier noch hätte er vielleicht seinem Schicksale entgehen können, wenn er es erlaubt hätte, mit Gewalt das Volk zurückzudrängen; doch das Leben Eines seiner Vertheidiger war ihm theurer, als seine eigne Rettung. Eine Armee von 40.000 Nationalgarden, die von Dorf zu Dorf aufs Neue ersetzt wurden, brachte den König nach Paris. Unter Wegs mußte er die schmählichsten Erniedrigungen erdulden; neben dem Wagen lief schimpfend und höhnend der Pöbel. Während der Zeit berathschlagte die Nationalversammlung, ob der König noch ferner herrschen solle. Sie stimmte, trotz des lebhaftesten Widerspruches der Exaltirten, für das Ja. Für den gefangenen König war diese schwache, ohnmächtige Würde nicht viel mehr als Schein. Bald darauf löste sich die constituirende Versammlung auf und machte der legislativen Platz; diese zeichnete sich durch Schwäche, geringere Kenntnisse und Einsichten vor der erstern aus; sie kümmerte sich wenig um die Verbrecher, die sich täglich mehrten, und schien ihre ganze Thätigkeit darauf gerichtet zu haben, auch den Schatten von Macht dem Könige zu entreißen. Die Priester, welche den bürgerlichen Eid zu leisten sich weigerten, wurden verbannt; die Emigranten zum Tode verurtheilt und allen Mächten Europa's der Krieg erklärt. Unter dem Kampfe der verschiedenen Parteien, in dem die Jakobiner stets den Sieg davon trugen, brach für den unglücklichen Ludwig der 20. Juni

1792 an. 20.000 aus dem Pöbel wälzten sich in drei Rotten gegen die Tuilerien, erbrachen die Thore des Versammlungs-Saals und das Innere der Tuilerien. Es war um die königliche Familie geschehen, wenn nicht Ludwig die Bösewichter entwaffnet hätte. Er öffnete selbst die Thüre und rief: Ich habe nichts von Franzosen zu fürchten. Diese Geistesgegenwart dämpfte ihre Wuth, und Ludwig zog sich aus Ende des Zimmers zurück. Einer von der Rotte pflanzt sich vor ihm, bietet ihm eine Flasche an und verlangt, er solle auf die Gesundheit der Nation trinken; ein Anderer hielt ihm mit der einen Hand eine Pistole, mit der anderen einen bloßen Degen entgegen und schrie: Fort mit dem Veto; ein Dritter drückt dem Könige eine rothe Mütze auf's Haupt und reicht ihm die Hand zum Bruderdruck mit den Worten: Schlag ein und schwöre mir, daß du die Franzosen nicht verrathen willst. Wir wissen, daß du ein ehrlicher Kerl bist; aber dein Weib ertheilt dir schlechte Rathschläge. Bald darauf erschien der Maire Pethion und gab dem Könige die Versicherung, daß er nichts zu fürchten habe. Der redliche Mann, antwortete Ludwig, der ein reines Gewissen hat, zittert nie; nur die sich Vorwürfe zu machen haben, müssen fürchten. Zugleich erfaßte er die Hand eines Grenadiers und legte sie auf sein Herz, sprechend: Leg deine Hand auf mein Herz und sage dem Manne, ob es schneller, als gewöhnlich, schlage. Aus diesem Tage vermochte Ludwig sich sein Schicksal wahrzusagen; er erkannte es nur zu gut und bereitete sich zu sterben. Er soll damals sein erstes Testament entworfen haben, dessen Inhalt aber nicht bekannt wurde. Der König wollte um diese Zeit Saint-Croix ins Ministerium berufen, und da derselbe sich weigerte, entließ ihn der König mit den Worten: Sie machen zu viele Schwierigkeiten, der Minister eines Königs von 15 Tagen zu werden. Die Prophezeiung ging bald in Erfüllung. Den 10. Aug. wurde die Lärmglocke gezogen, die Banditenbande von Marseille, in Verbindung mit dem Pöbel der Vorstädte, bedeckten den Caroussel-Platz, griffen die Tuilerien an und richteten ihre Kanonen auf die Wohnung des Königs. Ludwig hatte nur die Wahl zwischen Tod und Flucht; man rieth ihm, sich unter den Schutz der Nationalversammlung zu begeben. Die Königin widersetzte sich diesem Entschlusse: mußte aber der Nothwendigkeit weichen. Kaum war Ludwig mit seinem Gefolge dort angelangt, als die Feindseligkeiten zwischen den Marseillern und den Schweizern, welche das Schloß bewachten, begannen. Die Letztern siegten anfangs und trieben die Aufrührer vom Caroussel-Platze. Wahrscheinlich würde dieser Tag der Revolution eine andere Gestalt gegeben haben, wenn die 200 Schweizer, welche den König nach dem Deputirten-Saale begleiteten und das Bataillon von Ruel, was sich schon auf dem Marsche nach Paris befand, mit den andern sich hätten vereinigen können; doch die erschreckte Versammlung bat den König, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und er unterzeichnete den Befehl an die Soldaten, die Waffen niederzulegen und nach ihren Casernen zurückzukehren. Alsbald stürzten sich die Meuterer auf die Schweizer, entwaffneten und ermordeten sie; man tödtete alle im Schlosse und zündete das Gebäude an; währenddem wurde Ludwig, der bei den Deputirten der Nation ein Asyl suchte, von ihnen seiner königlichen Würde entkleidet und, unter dem Vorwande seiner Sicherheit, als Gefangener in den Tempel geschleppt. Die legislative Versammlung beschloß ihre Sitzungen mit der Abschaffung des Königthums und überließ der Convention den Mord des Königs. Diese beeilte sich, die Aufhebung der Monarchie zu proklamiren und den König vor ihre Schranken zu laden. Vor seiner Verhaftung war Ludwig nicht selten unsicher in seinen Beschlüssen und schwach, wo ein kräftiges Handeln erforderlich war, erschienen; in seinem Kerker aber gab er ein Muster des Muthes, der Geistes

gegenwart und der Ruhe in Mitte der größten Kränkungen aller Art. Man verweigerte ihm Schreibmateriale; ließ ihm aber nach Belieben Bücher zukommen. Er beschäftigte sich mit der Erziehung seines Sohnes, tröstete seine Gemahlin und brachte die übrige Zeit mit Religionsübungen und Lesen zu. Inzwischen verfolgte die Convention eifrig seine Verurtheilung; in der Sitzung vom 10. Dec. 1792 ward der Convention ein Bericht über das Betragen Ludwigs seit dem Ausbruche der Revolution erstattet. Man schilderte ihn als einen Tyrannen, der sich stets den Fortschritten der Freiheit widersetzt, der die Constitution zum Scheine angenommen, um sie später zu vernichten, der im Geheim Theil an der Uebereinkunft zu Pilnitz, wodurch der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen sich verbanden, die Monarchie in Frankreich wieder herzustellen, genommen und der endlich den 10. August herbeigeführt habe, indem er die Patrioten der Vorstädte durch seine Emissäre aufgewiegelt, um sie von seinen Schweizern umzingeln und morden zu lassen. Der letzte Anklagepunkt war so widersinnig und so ganz von Beweisen entblößt, daß selbst die Feinde des Monarchen ihn nicht ohne Lächeln anhören konnten. Ohne Vorbereitung, ohne Rath und Beistand mußte Ludwig vor den Schranken erscheinen; er beantwortete die 34 Anklagepunkte, die keinen Zusammenhang untereinander hatten, kaltblütig und eben so einfach als mäßig. Man warf ihm sogar seine Almosen und Wohlthaten vor, als Verführungsmittel, das Volk sich geneigt zu machen. Auf diese sonderbare Anschuldigung erwiederte der Beklagte: Mein größtes Vergnügen war, wohlzuthun; doch erinnere ich mich im Allgemeinen nicht meiner Gaben mehr. Einen Theil der Deputirten verweigerte ihm die gesetzlichen Vertheidiger; doch die Mehrheit entschied, daß dem Angeklagten die Wahl der Vertheidiger frei steht. Er befugte Malesherbes, Tronchet und Deceze zu Anwälden; sie erhielten freien Zutritt zu ihm und begleiteten ihn den 26. Dec. in sein letztes Verhör vor der Deputirten-Versammlung. Deceze führte das Wort: Vergebens, sprach er, suche ich unter ihnen Richter, ich sehe nur Ankläger ꝛc. Seine Beredsamkeit, die milde Ruhe des Königs, die Thränen der beiden Greisen, Malesherbes und Tronchet, nichts vermochte den König zu retten. Am 7. Jan. 1793 ward das Urtheil gesprochen; eine erste Entscheidung erklärte Ludwig der Verschwörung und des Angriffs auf die Staatssicherheit schuldig; eine zweite benahm ihm das Recht des Appels an die Urversammlungen des Volkes; eine dritte verurtheilte ihn durch eine schwache Mehrheit von 5 Stimmen zum Tode. Die Vollstreckung des Todesurtheils ward auf den 21. Januar festgestellt. Schon lange vorher hatte Ludwig sein Schicksal geahnt. Das Journal des Malesherbes enthält über die letzten Lebenstage des Königs interessante Nachrichten. Sobald ich die Erlaubniß erhielt, schreibt er, den König zu besuchen, eilte ich hin: bei meinem Anblick verließ er einen Tacitus, der aufgeschlagen vor ihm auf einem Tische lag. Er nahm mich in seine Arme, seine Augen wurden feucht und er sagte: Ihre Aufopferung ist um so großmüthiger, da Sie ihr Leben aufs Spiel setzen und das meinige nicht retten können. Ich entgegnete ihm, daß für mich damit keine Gefahr verknüpft seyn könne und daß es sehr leicht seye, ihn siegreich zu vertheidigen. O! ich bin gewiß, antwortete der König, sie werden mich tödten; sie haben hiezu die Macht und den Willen. Doch es sey, lassen sie uns meinen Prozeß betreiben, als wenn ich ihn gewinnen müßte, und in der That, ich werde ihn gewinnen, weil ich mein Andenken ohne Makel zurücklassen werde. Täglich arbeitete er mit uns an der Auseinandersetzung der Akten, an der Herbeischaffung der Beweismittel und an der Widerlegung der Anschuldigungen mit einer Geistesgegenwart und mit einem unumwölkten Sinne, der uns in Bewunderung setzte. Deceze las uns die Vertheidigungs-

schrift vor, sie rührte uns zu Thränen. Man muß sie unterdrücken, sagte der König: ich will sie nicht rühren. — Ich war der Erste, der ihm sein Todesurtheil ankündigte; ich fand ihn, den Kopf auf die Hand gestützt, im Nachdenken versunken. Seit 2 Stunden, sagte er, beschäftige ich mich damit, in meinem Leben etwas aufzufinden, wodurch ich von meinen Unterthanen den leisesten Verwurf verdient habe; ich schwöre es Ihnen Hr. v. Malesherbes, in der Wahrheit meines Herzens und als ein Mensch, der vor Gott erscheinen wird, ich habe immer das Glück meines Volkes gewollt und nie einen Wunsch, der diesem entgegen war, in meinem Herzen gehegt. Einige Tage nachher sah ich ihn bewegt in großen Schritten das Zimmer auf und abgehen, er hielt ein Stück Brot in in der Hand; plötzlich stand er still, wandte sich zu seinem Kammerdiener Clery, der seine Gefangenschaft und seine Leiden getheilt hatte, reichte ihm das Brod hin und sagte: Mein Freund! nimm die Hälfte hievon, daß ich vor meinem Tode noch die Freude genieße, etwas mit dir getheilt zu haben. Den 20. Jan. hörte Ludwig ruhig sein Todesurtheil vorlesen; er selbst wollte hievon seine Familie in Kenntniß setzen. Seine Gattin und Schwester zeigten sich seines Muthes würdig. Um Mitternacht hörte er eine Messe, legte sich dann nieder und schlief fest und ruhig bis zum andern Morgen. Um 8 Uhr holte man ihn zum Richtplatze ab. Er fuhr mit seinem Beichtvater Edgeworth (vergl. d. Art.) und zwei Gendarmen in einem Wagen nach dem Platze Ludwigs XV. Als er das Schaffot hinaufstieg, rief ihm der Priester zu: Geh, Sohn des heiligen Ludwigs, und steige zum Himmel! Man schnitt ihm die Haare ab und entkleidete ihn; man wollte ihm die Hände binden; der König weigerte sich! Auch dies Opfer noch, sprach der Priester, und Ludwig reichte mit Resignation die Hände hin, wendete sich zum Volke und rief mit fester Stimme: Franzosen! ich sterbe unschuldig; ich vergebe meinen Feinden und wünsche, daß mein Tod dem Volke nützlich seyn möchte. Frankreich — jetzt wurden die Trommeln gerührt und er weiter zu sprechen verhindert. Er ging zur Guillotine und legte sein Haupt unter das Mordbeil. Sein Leichnam ward nach dem Kirchhof der Magdalena gebracht und dort auf Befehl der Convention in lebendigem Kalke verzehrt. Ludwig besaß alle Tugenden, die einen Privatmann ehren; er war ein guter Gatte, ein trefflicher Familienvater, ein redlicher, biederer Mann; nichts destoweniger muß die Unparteilichkeit gestehen, daß er zu wenig Zutrauen zu sich selbst und zu viel zu seinen Ministern, die oft ihre Gewalt mißbrauchten, hatte. Einfach in seinem ganzen Wesen, liebte er die Arbeit und das wahre Vergnügen. Er besaß keine gefährliche ungeregelte Leidenschaft; doch Schwäche und Unentschlossenheit machte ihn nicht selten zum Spielball der Fremden. Er besaß große historische und umfassende geographische Kenntnisse. Er entwarf selbst den Plan zu der Reise und den Untersuchungen des unglücklichen La Perouse. Ludwigs Betragen war zweifelhaft und wankend, und er verdiente denselben Vorwurf, den die Mutter ihrem Sohne, dem Spartaner König Agis, der auch vom Volke zum Tode verurtheilt wurde, machte: O, Sohn, du warst gut, mild und tugendhaft; doch zu große Schwäche hat den Staat und dich gestürzt!

Ludwig XVII., hieß eigentlich Carl Ludwig, war der Sohn Ludwigs XVI. und den 27. März 1785 geboren. Nach dem Tode seines ältern Bruders, der 1789 zu Versailles starb, ward er Thronerbe von Frankreich. Seine liebliche Kindlichkeit, seine sanfte und anziehende Gesichtsbildung, sein einschmeichelndes Wesen, seine stets geistreichen und gefühlvollen Antworten vermochten ihn nicht vor dem Unglücke, das sein Leben vergiftete, und vor dem schrecklichen Schicksale, das es endigte, zu schützen. Als die constituirende Versammlung ihre Sitzung nach Paris verlegte und der König

ihr folgte, wurde auch der Dauphin in die Tuilerien gebracht. Der Kleine theilte die Angst und die Gefahren des schrecklichen 20. Juni. Mit der königlichen Familie mußte er das Gefängniß im Tempel beziehen, wo er durch seine Lernbegierde, seine Unschuld und Liebe, der Trost der Eltern ward. Ludwig XVI. unterrichtete ihn im Lesen und Schreiben und war ein Gefährte seiner Spiele. Nach seines Vaters Tode wurde er von den emigrirten Royalisten, die sich an den Gränzen Frankreichs aufhielten, zum Könige, unter dem Namen Ludwig XVII., ausgerufen. Sechs Monate nachher ward er seiner Mutter entrissen und der Obhut des Simon, eines unwissenden rohen Schusters, anvertraut, der ein wüthender Sanskulott, ihm Unterricht im Fluchen und Trinken gab, und ihn durch Schrecken zwang, seinen Vater zu verwünschen und die Carmagnole zu singen. Sein schleuniger Tod gab zum Argwohn Veranlassung, er sey vergiftet worden. Das unglückliche Kind besaß eine schöne Gestalt, litt aber an Rachitis. Unter den wüsten Händen der rohen Menschen sind alle seine geistigen und moralischen Anlagen verwüstet worden. Er starb 1795 mit Geschwüren bedeckt, was den Glauben an eine Vergiftung unter dem Volke bestätigte. So viel ist gewiß, daß unter Robespierre einem Pariser Apotheker für ein sicheres aber langsam wirkendes Gift 10.000 Thlr. geboten wurden, und der Deputirte Chabot sagte laut in der Versammlung: ein Apotheker müsse Frankreich von dem Knaben befreien; doch der Bericht, den der Arzt Dussault über den Befund des Leichnams abstattete, giebt keine Gründe eines gewaltsamen Todes an.

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xavier), sonst Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphin (des Sohnes Ludwigs XV.), geboren den 17. Novemb. 1755, vermählt den 14. Mai 1771 mit Marie Josephe Louise, Tochter Königs Viktor Amadeus VI. von Sardinien, die 1810 starb. Er hieß seit dem Regierungsantritt seines Bruders Ludwigs XVI. Monsieur, und nach dessen Hinrichtung Regent von Frankreich. Seine Regierungsjahre zählt er von dem Tode seines Neffen, Ludwigs XVII. an, der am 8. Juni 1795 starb; auch nannte er sich von dieser Zeit an König von Frankreich und Navarra; doch ward er als solcher von Europa, selbst von England, nicht eher anerkannt, als nach der Einnahme von Paris durch die verbündeten Mächte, den 31. März 1814. Der Prinz Ludwig Xavier Stanislaus verlebte die ersten Jahre der Kindheit unter der Aufsicht und Pflege seiner zärtlichen Eltern. Er genoß eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht in Wissenschaft und Sprachen, denen er sich mit Erfolg und Vorliebe widmete. So gewann er eine geistige Bildung, wodurch er über seinen ältern Bruder, den nächsten Thronerben, und über seinen jüngern Bruder, den Grafen von Artois, ein Uebergewicht erhielt. Während der Regierung seines Bruders Ludwigs XVI. lebte er entfernt von allen Staatsangelegenheiten im Kreise seines eignen Hofes, und beschäftigte sich mit den Wissenschaften und Künsten. Bei so sorgloser Beschäftigung übereilte den Prinzen die Epoche, wo er als erster Prinz vom Geblüte und als Staatsbürger nicht ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bleiben konnte. Ludwig XVI. berief die Notablen des Reiches, um über die Mittel zur Wiederherstellung der Finanzen zu berathen, und Monsieur führte bei dieser Versammlung, die sich in sieben Bureaus oder Ausschüsse theilte, als erster Prinz vom Geblüte, den Vorsitz im ersten Ausschusse. Da er auf die Seite der Opposition gegen den Finanzminister Calonne trat, und sich zu einer vorurtheilsfreien Staatskunst bekannte, immer im Gegensatze gegen die Großen des Reiches, gegen das alte Parlament und gegen die hohe Geistlichkeit, welche das Königthum ihren vermeinten Privilegien unterordnen und sich Steuerbefreiung zu sichern dachten; so gewann er die Liebe des Volkes, das ihn mit hohem Beifalljubel begrüßte, als er vom

Könige beauftragt wurde, die Registrirung einiger Gesetze in den Chambres des Comptes persönlich vollziehen zu lassen, seinen Bruder hingegen, den Grafen von Artois, welcher nicht zur Opposition gehörte, mit argen Beschimpfungen überhäuft. Bei der zweiten Zusammenberufung der Notablen im Nov. 1788 blieb er seinen Grundsätzen getreu und nur der erste Ausschuß unter seinem Vorsitze entschied für Neckers Meinung, daß der Bürgerstand eine doppelte Anzahl von Abgeordneten ernennen müsse, um gegen die privilegirten Stände ein billiges Gleichgewicht zu erhalten; dagegen die sechs übrigen Ausschüsse diese doppelte Vertretung des dritten Standes mit einer kleinen Stimmenmehrheit verwarfen. In der Revolution konnte Monsieur, wie auch der König, den Verläumdungen der Volkspartei nicht entgehen. Der Graf von Artois, die Prinzen Condé und Conti, die Herzöge von Bourbon, Enghien und von Luxembourg flohen aus Frankreich; Monsieur aber blieb und begleitete den König, als La Fayette ihn nach Paris führte. Während der König in halber Gefangenschaft in den Tuilerien lebte, wurden von Vielen seiner Anhänger Plane zu seiner Rettung geschmiedet. Als das Haupt derselben wurde der Marquis von Favres in Verhaft genommen und zur Untersuchung gezogen. Da der Marquis früher in Monsieurs Diensten war und ganz neuerlich für denselben ein Anleihen von mehreren Millionen Livres gemacht hatte, so entstand die Vermuthung, daß die Verschwörung zunächst von dem Prinzen selbst wohl ausgehen möchte. Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie und gegen Monsieur, der in der schwankenden Volksgunst noch neulich so hoch stand, nahmen eine so furchterregende Wendung, daß Letzterer sich nach dem Stadthause von Paris begab, um sich persönlich zu rechtfertigen: „Er stehe mit dem Marquis in keiner Verbindung, als daß dieser ihm zwei Millionen Livres zur Bezahlung seiner Schulden negociren sollen.“ Von diesem Gelde, glaubte das Volk, es sey zur Anwerbung von Truppen bestimmt gewesen. Der Marquis von Favres fiel als ein Revolutionsopfer. Endlich bewogen die stürmischen Volksbewegungen den König und seinen Bruder, sich ihrer peinlichen Lage durch geheime Flucht zu entziehen. Die Vorbereitung dazu wurde mit größter Vorsicht getroffen. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791 schritt man zur Ausführung; der König und die Königin wählten bekanntlich den Weg über Bondy, St. Menehould, Clermont nach Deutschland zu, wo sie in der folgenden Nacht zu Varennes erkannt, angehalten und nach Paris zurückgeführt wurden. Glücklicher war der Graf von Provence, er schlug den Weg auf Soissons, Laon und la Chapelle ein, und erreichte nach mannichfachen Gefahren Brüssel, wohin auch der Graf von Artois eilte. Er nahm hierauf an den Schritten der Ausgewanderten in Coblenz Theil, protestirte gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und gegen die Beschränkung der Freiheit des Königs. Auf die Aufforderung Ludwigs an die Prinzen, nach Frankreich zurückzukehren, antwortete Monsieur im Namen derselben: daß sie die Constitution für das Werk von Aufrührern hielten, daß der König, bloß der Nutznießer des Reiches, seine Nachfolgern Rechenschaft schuldig sey und die Verpflichtung habe, denselben das Reich so zu überliefern, wie er es von seinen königlichen Vorfahren erhalten habe. Während die Prinzen sich in den geistlichen Kurfürstenthümern des deutschen Reiches zu einem Strafzuge gegen ihr Vaterland rüsteten, und bei Oestreich und Preußen auf Erfüllung der Pilnitzer Uebereinkunft drangen, schritt die Nationalversammlung mit strengeren Maßregeln vor gegen die Ausgewanderten, indem sie diesen alle Gehalte, Pensionen und Renten aus der Staatskasse entzog und Monsieur seines Rechtes zur Regentschaft für den Fall der Minderjährigkeit des Königs verlustig erklärte (Jan. 1792). Bald darauf ward Ludwig XVI. genöthigt, den Krieg gegen Oestreich zu erklären. Die beiden Brüder des Königs schlossen sich an der Spitze von

6000 Reitern an das preußische Heer an. Mit der Hinrichtung des Königs verschlimmerte sich die gemeinschaftliche Lage; und die Trennung zwischen dem ausgewanderten Frankreich, wie sich die Flüchtlinge als Gesammtmasse nannten, und der französischen Republik ward unheilbar. Monsieur begab sich hierauf nach Hamm in Westphalen, wo er sich zum Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XVII. erklärte. Er sandte von hier aus im Laufe des J. 1793 Abgeordnete nach der Schweiz, England, Spanien, Rußland u. s. w., um für die verzweiflungsvollen Angelegenheiten des auswärtigen Frankreichs zu wirken, mit Bitten, Anträgen und Rathschlägen; selbst die in verschiedenen Gegenden Frankreichs ausgebrochenen Empörungen gegen die freie Verfassung von Frankreich standen zu ihm in näherer oder entfernterer Verbindung. Hierauf verlegte er seinen Hof nach Verona, wo er 1795 von den Ausgewanderten zum Könige von Frankreich und Navarra ausgerufen wurde. Als im folgenden Jahre der venetianische Senat, durch Buonaparte's Drohungen in Furcht gesetzt, ihm die Anzeige machte, daß man ihm die bisher vergönnte Freistatt nicht länger verstatten könne, ertheilte er auf der Stelle die mündliche Antwort: „Ich werde abreisen, aber ich mache zwei Bedingungen, man lege mir das goldene Buch vor, in welchem meine Familie mit dem Bürgerrechte der Republik verzeichnet ist, daß ich mit eigener Hand den Namen ausstreiche; zweitens liefere man mir die Rüstung, die mein Oheim Heinrich IV. der Republik als Freundschaftsgabe zum Geschenke machte.“ Zuerst begab er sich nun zum Heere des Prinzen von Condé am Rhein; doch ward er bald durch Buonaparte's Siege genöthigt, das Heer zu verlassen und begab sich dann nach Dillingen in Baiern. Hier war es, wo er den 19. Juli mit dem Grafen von Avaray und den Herzogen von Grammont und Fleury Abends um 10 Uhr an das Fenster trat, als von der dunkeln Straße herauf ein Flintenschuß fiel, dessen Kugel des Königs Scheitel streifte und dann gegen die Mauer schlug. „Seyen Sie ruhig, sagte er sogleich zu den bestürzt Herbeieilenden; ein Schuß an den Kopf, der nicht zum Fallen bringt, hat nichts zu sagen.“ Als darauf der Graf Avaray ausrief: „Ach, wenn jener Elende einen halben Zoll tiefer getroffen hätte,“ erwiederte er kalt: Nun dann hieße der König von Frankreich Carl der Zehnte. Von dort begab er sich nach Blankenburg, wo er unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig lebte und einen fortdauernden Briefwechsel mit den Bourbons-Freunden in und außer Frankreich unterhielt. Nach dem Friedensschlusse von Campo Formido konnte er in Deutschland nicht mehr bleiben und folgte 1798 der Einladung Pauls I. nach Mitau, wo er Ludwigs XVI. Tochter mit seinem ältesten Neffen, dem Herzog von Angouleme, verheirathete. Als Paul I., den Buonaparte für sich zu gewinnen gewußt hatte, ihn 1801 aus seinem Staate verbannte, vergönnte ihm Friedrich Wilhelm III. von Preußen einen Aufenthalt in Warschau. Hier machte Buonaparte, durch Vermittlung des preuß. Ministers Haugwitz, einen Versuch, Ludwig XVIII. zur Entsagung der Krone Frankreichs zu bestimmen, und bot ihm zur Entschädigung eine Herrschaft in Italien an. Allein dieser beharrte fest auf seinem Rechte, und ertheilte dem Unterhändler des ersten Consuls am 28. Febr. 1803 folgende Antwort: „Ich verwechsele Buonaparte nicht mit seinen Vorgängern, ich schätze seinen Werth, seine militärischen Talente; ich weiß ihm Dank für mehrere Verwaltungsanordnungen, denn immer wird mir das Gute, das meinem Volke erwiesen wird, theuer seyn; aber er irrt sich sehr, wenn er glaubt, mit mir über meine Rechte in Unterhandlungen treten zu können; durch gegenwärtige Schritte erkennt er sie, wenn sie je zweifelhaft gewesen wären, ja selbst als vollgültig an. Ich weiß nicht, welche Zwecke die Versehung mit mir und meiner Familie beabsichtigt, aber ich kenne die Verpflichtungen, welche mir durch die Stelle, auf welcher ich geboren wurde,

auferlegt sind. Diese Verpflichtungen werde ich bis zum letzten Lebenshauche erfüllen; als Nachkomme Ludwigs des Heiligen werde ich selbst in Fesseln nie ehrlos handeln; als Thronerbe Franz des Ersten werde ich machtlos mit ihm sagen: „Alles verloren, nur die Ehre nicht.“ Der Unterhändler deutete darauf her, daß Buonaparte durch diesen Widerspruch veranlaßt werden könne, seinen mächtigen Einfluß zur Vermehrung seines Unglücks zu gebrauchen. Ludwig erklärte hierauf: der Souverän, der sich durch Buonaparte's Verlangen genöthigt glaubt, mir seinen Schutz zu entziehen, den würde ich bedauren, und würde von dannen ziehen. Ich fürchte Armuth nicht, und wenn es darauf ankommt, so werde ich mit meiner Familie trocken Brot essen. Am 23. April erließen die Prinzen die Erklärung, in welcher sie der vom König ertheilten Antwort beistimmten. 1805 erhielt er vom Kaiser Alexander zum zweiten Male einen Zufluchtsort in Mitau, doch sah er sich nach dem Tilsiter Frieden genöthigt, Rußland zu verlassen und sich nach England zu begeben. Hier lebte er bis zur Entscheidung des letzten großen Kampfes zu Hartwell in der Grafschaft Buckingham, still und einfach, sich meist mit politischen Studien beschäftigend, so daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der brittischen Verfassung, seine früheren Ansichten berichtigten und ihn für die besseren Ideen unserer Zeit empfänglicher machten. Unterdessen nahte das verhängnißvolle Jahr 1814, die Verbündeten drangen in Frankreich ein und Napoleon wurde immer bedrängter. Doch hatte keiner der verbündeten Mächte bei ihrem ersten Vorschreiten in Frankreich die entfernteste Aeußerung zu Gunsten der Bourbons gemacht; und es ist nicht zu bezweiflen, daß Ludwig XVIII. wohl nie zum Throne seiner Vorfahren gelangt wäre, hätte er nicht mit stets folgerechter Festigkeit seine Ansprüche verwahrt und seine Verbindungen mit der Vendee unterhalten. Während letztere in den westlichen Provinzen Frankreichs gegenwärtig neues Leben erhielten, benutzte sie das brittische Ministerium, um Wellingtons Operationen zu erleichtern, und so erging vom brittischen Ministerium zuerst wieder der Aufruf zur Wiederherstellung der Bourbons, der den andern Verbündeten unerwartet kam. Da König Ludwig, in dem entscheidenden Moment von der Gicht befallen, nicht hervortreten konnte, sandte er seine beiden Neffen, Angouleme, zu Wellingtons Heer, Berry, nach der Insel Jersey, um sich bei günstiger Gelegenheit sogleich nach der Vendee oder nach der Bretagne zu begeben, indeß der Graf von Artois in Holland landete und nach Basel eilte, um so in der Nähe, als Monsieur der Familie, als Generallieutenant des bourbonischen Königreiches, des Staats Besten wahrzunehmen. Es ward ihm leicht, von dort aus eine Proklamation Ludwigs XVIII. zu verbreiten, deren Inhalt das zerrissene Band zwischen der alten Dynastie und dem neuen Frankreich anknüpfen sollte. Er versprach darin volles Vergessen des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltung und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Gesetzbuches (mit Ausnahme der Gesetze, welche Religionslehren zuwider wären), Schutz den neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, dem Heere alle seine Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr seiner politischen Rechte, Vernichtung der Konskription, und für sich und seine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrsinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden diese Proklamationen und ähnliche, z. B. vom Herzoge von Angouleme aus St. Jean de Luz, vom 11. Febr., dennoch keinen entscheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenskongresses, den 19. März, traf der Graf von Artois in Nancy ein. Doch sah zuerst der Herzog von Angouleme, in Bordeaux den 12. März, auf französischem Boden die Lilien der Bourbons aufpflanzen. Indeß erhielte die öffentliche Meinung in Frankreich (nach 25jähriger Verwirrung einer selbst-

ständigen Richtung nicht mehr fähig) ihre feste Richtung auf die Wiederherstellung der Bourbons erst bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris durch die Erklärung des Kaisers Alexander vom 31. März, daß man weder mit Napoleon noch einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle. Auch trug dazu nicht wenig bei: Talleyrand, Jaucourt, der Herzog von Dalberg, Louis und de Pradt in der Unterredung mit Alexander, dem Könige von Preußen, Schwarzenberg, Nesselrode, Pozzo di Borgo und Liechtenstein am 31. März durch die Versicherung, daß die Wiederherstellung der Bourbons der Wunsch der großen Mehrheit der Nation sey. Hierauf entwarf der Senat unter Talleyrands Leitung am 6. April 1814 eine Reichskonstitution, nach welcher Ludwig und nach ihm die andern Glieder des bourbonischen Hauses nach alter Erbrechtsfolge von der franz. Nation und freiwillig auf den Thron von Frankreich berufen wurden, und Ludwig Stanislaus Xavier als König proklamirt werden sollte, sobald er die Konstitution beschwören und eine Urkunde, worin er die Annahme derselben eidlich versicherte, vollzogen haben würde. Jetzt verließ Ludwig den Landsitz Hartwell, hielt seinen feierlichen Einzug in London, reiste von da nach Dover und betrat am 25. April bei Calais den heimathlichen Boden, umgeben von der Herzogin von Angouleme, dem alten Prinzen Condé und dem Herzoge von Bourbon. Er setzte hierauf seine Reise nach der Hauptstadt über Boulogne, Montreuil, Abbeville, Amiens und Compiegne fort, wo er den 27. April von den Marschällen Berthier, Ney, Moncey, Marmont, Mortier, Lefebre, Jourdan, Brune und Serrurier mit Huldigung empfangen ward. Am 2. Mai erließ er aus Ouen, wo ihn die beiden Kaiser und der König von Preußen besuchten, eine Proklamation, in welcher er erklärte, daß wenn gleich die Grundlagen der Konstitution des Senats gut wären, doch eine Menge Artikel den Stempel der Eile an sich trügen. Er berief deßhalb am 10. Juni den Senat und gesetzgebenden Körper, um ihnen die Konstitution vorzulegen, welche er Frankreich geben wollte. Unmittelbar nach dem Erlaß jener Proklamation hielt er seinen feierlichen Einzug in Paris, und die rege Empfänglichkeit der Franzosen für alles Neue und Unerwartete zeigte sich in den Freudebezeugungen, mit welchen sie den König bewillkommten. In Beziehung auf das Testament seines Bruders, des hingerichteten Königs, verkündigte er für alles Vergangene eine unbedingte Amnestie. Sein Ministerium sollte das feindselig einander Entgegengestellte vereinigen. Talleyrand, Fürst von Benevent, ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Blacas, der dem Könige schon in England zur Seite stand, Minister Staatssekretär, beauftragt mit den Hausangelegenheiten des Königs; Montesquiou, Minister des Innern, ein Ausgewanderter, treuer Anhänger seiner Unglücksgefährten, ohne alle Kenntniß des gegenwärtigen Frankreichs; Dupont, Kriegsminister, bei dem Heere verachtet, von Napoleon als unbrauchbar zurückgestoßen, immer nur darauf bedacht, Schätze zu sammeln; Louis Finanzminister, früher Generaldirektor des kaiserlichen Schatzes, in Geldangelegenheiten gewandt; d'Ambray, Kanzler von Frankreich und Großsiegelbewahrer, ein invalider Advokat, allem Neuen abhold, weil er es nicht begreifen konnte. Eine eben so wunderliche Zusammenstellung im Militär: die höchsten Ehrenposten bei den Garden bekleideten neben dem Prinzen vom Geblüte napoleonische Marschälle, Ney und Oudinot. Nachdem am 20. Mai der Friede Frankreichs mit den verbündeten Mächten unterzeichnet worden war, ließ der König am 4. Juni auf die von Ouen angedeutete Art, eine Konstitution proklamiren. So wie diese königliche Konstitution vom 19. Regierungsjahre Ludwigs (vom Tode Ludwigs XVII., des unglücklichen Dauphins 1795) datirt ward; so erklärte sich auch der Kanzler von Frankreich d'Ambray vor dem Vorlesen derselben in einem Geiste, welcher mit dem seit 25 Jahren in Frankreich bestandenen Repräsentativ-

systeme in starkem Kontraste war. Der Kanzler bezeichnete den angenommenen Charakter der neuen Regierung sehr bestimmt durch die Aeußerungen, daß endlich Frankreich, durch die Schwere der auf ihm lastenden Leiden, zu jener Regierungsform zurückgekommen sey, welche 14 Jahrh. hindurch seinen Ruhm und sein Glück befördert habe, daß aber der König „in dem vollen Besitze aller ihm auf dieses Königreich angestammten Rechte (von der freien Berufung des Volkes auf den Thron, wie die Konstitution des Senats erklärt hatte, war also nicht mehr die Rede) der ihm von Gott und seinen Vätern verliehenen Macht selbst Gränzen setzen wolle. Deßhalb gebe er selbst den Franzosen eine neue Verfassung, welche ihren Wünschen und ihren Bedürfnissen anpasse; denn der Senat habe mit jener Macht, welche ihn gründete, seine Existenz verloren, und der gesetzgebende Körper könne in Zukunft ohne ausdrückliche Bestätigung des Königs nur noch schwankende Befugnisse besitzen." Von allen Seiten her erfuhr diese Konstitution den lebhaftesten Widerspruch; wenn sie gleich dem Ministerium eine gewisse Einheit und Verknüpfung verlieh, so war diese doch größtentheils nur äußerlich, die Unzufriedenheit mit ihr aber allgemein. Sie ist vielleicht der größte politische Fehlgriff Ludwigs XVIII.; durch sie wurde das Mißverhältniß erhöht, welches zwischen der französischen Nation und der bourbonischen Regierung bestand. Viele Schriftsteller sprachen sich ohne Rückhalt gegen sie aus. So sagte Duchesne in einer vielgelesenen Flugschrift: „Ist es nicht eigen, daß ein König, den man freiwillig auf den Thron berufen, sich in die Rechte deren, die ihn berufen haben, setzen will und sich das Ansehen giebt, als nähme er uns zu Kindern an? Ist es nicht Thatsache, daß die Verbündeten den König nicht geradehin zurückgeführt, sondern daß sie es der französischen Nation freigestellt haben, welche Verfassung sie sich geben wolle? Wie kann der Kanzler d'Ambray in seinem Gewäsch über die Konstitution sagen, daß der König die von Gott und seinen Vorfahren ererbten Rechte und Machtvollkommenheiten nur üben wolle, indem er seinen Befugnissen Schranken setze? Macht nicht der König selbst eine bittere Satyre auf jene Worte, wenn er in einer Zuschrift an den Prinz-Regenten gesteht, er verdanke ihm die Krone? Haben denn die Völker gar keine Rechte; sind sie von der Natur einigen Familien als Eigenthum hingegeben, und sind denn alle Verbesserungen ihres Zustandes Ausflüsse der Gnade dieser Familie?" Auf welche Abwege der König gedrängt war, sprach sich gleich bedeutungsvoll aus bei der Bildung der neuen konstitutionsmäßigen Pairskammer: wer im Konvente für Ludwig XVI. Tod gestimmt hatte, konnte hier nicht aufgenommen werden. So wurden die wichtigsten Männer des gegenwärtigen Frankreichs, die Marschälle Massena, Jourdan, Soult, Bruno, Davoust und mit ihnen Sieyes und Fouché, Cambaceres, Duclos, Gregoire und Caulaincourt von der Regierung zurückgestoßen, während andere Revolutionsmänner, die den Bourbons gleich verdächtig seyn mußten, nach den Verpflechtungen der Hofintrigue, Ehrenplätze und Staatsämter erhielten. Die Beleidigten aber legten durch die mit der Zurücksetzung gesteigerte Feindseligkeit ein größeres Gewicht in die Schicksalswage Frankreichs als die Begünstigten, welche die königliche Gnadenverleihung nicht selten mit auffallender Kälte annahmen. Am härtesten ward der König persönlich belästigt von den Emigranten, die nun nach Frankreich zurückströmten, ihre ehemaligen Besitzungen reklamirten, und auf die ersten Stellen des Staates Anspruch machten. Schon am 21. Aug. ward die Emigrantenliste für aufgehoben erklärt, und Macdonald hielt eine öffentliche feierliche Rede für die Rechte der Emigranten. Mit diesen Ansprüchen der Emigranten kontrastirte freilich der Geist der aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Soldaten, die, im Systeme der Revolution erzogen, Alles dem Schwerte und den Siegen des Exkaisers verdankten. Die Gährung mußte also um so stärker werden, je

weniger die persönliche Güte des Königs Ludwigs XVIII. durchgreifende Maßregeln liebte, und je stärker das Mißverhältniß war, in welchem die Gesinnungen der Emigranten zu der Stimmung der großen Mehrheit der französischen Staatsbürger standen. Die Gegner der Aristokratie, Liberale, Republikaner und Buonapartisten, vereinigten sich gegen den übermächtigen Adel, der eine förmliche Protestation gegen die neue Konstitution erließ und die Staatsverfassung von 1787 hergestellt haben wollte. Manche Vorzeichen von Meutereien wurden mit unglaublicher Verblendung übersehen, schon im Okt. 1814 ging geheim ein Aufruf an die alten Waffengefährten Buonapartes, worin es heißt: „Franzosen, euer Vaterland ward verrathen: allein euer Kaiser kann euch die glänzende Stellung wiedergeben, welche Frankreich gebührt; schenket dem euer Vertrauen, der euch stets zum Ruhme leitete; seine Adler werden noch einmal in den Lüften schweben zum Erstaunen Europas." Nur ein Mann erfüllte im Ministerium Ludwigs die Erwartungen, welche der König von ihm hegte: es war Talleyrand, der auf diplomatischem Wege von den Verbündeten zu Paris und Wien erhielt, was für Frankreich mit Hülfe aller ihm zu Gebote stehenden Mittel nur zu erlangen war. Auch Soult, als Kriegsminister, gab sich alle Mühe, obwohl vergebens, das Heer für die Bourbons zu gewinnen; er ward bald allen Parteien verdächtig, und sein Benehmen bei der berüchtigten Verschwörungsgeschichte des Generals Exelmann verwickelte ihn in Beschuldigungen und Kränkungen, durch welche bedrückt, er allen kraftvollen Maßregeln und bald dem Ministerio selbst zu entsagen sich veranlaßt fand. Jenes diplomatischen Vortheils konnte der König nicht froh werden: wie er im unerwarteten Glückswechsel zum Throne Frankreichs gelangt war so verlor er denselben wieder, als plötzlich Napoleon von Elba, der franz. Nation die Wiedererlangung des gedemüthigten Nationalruhmes verheißend, den Boden Frankreichs betrat und die Herstellung des Kaiserthums mit kluger Benutzung der vorgefundenen Volkes- und Heeresstimmung versuchte. Die erste Kunde von Napoleons neuem Erscheinen im südlichen Frankreich kam erst am 5. März nach Paris. Schon am 6. März erschien im Moniteur ein Dekret Ludwigs XVIII. in welchem er Napoleon für einen Verräther und Rebellen und für vogelfrei erklärte, weil er mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen sey. Allen Militär- und Civilbehörden, ja selbst den bloßen Bürgern, ward befohlen, sich seiner zu bemächtigen und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, wo die im Gesetze angedrohte Strafe über ihn ausgesprochen werden sollte. Dasselbe Dekret dehnte gleiche Strafe auf alle seine Begleiter und auf diejenigen aus, die ihn auf irgend eine Weise begünstigen und unterstützen würden, sobald sie nicht binnen 8 Tagen sich der rechtmäßigen Gewalt unterworfen hätten. Schon den 10. März hielt Napoleon an der Spitze der Truppen seinn Einzug in Lyon, von wo er nach 3tägigem Verweilen gegen Paris aufbrach. Ueberall gingen die Truppen zu Napoleon über; zu Auxerre verband sich Ney mit ihm, und die alten Garden, welche Oudinot geführt hatte, verließen denselben, um dem Kaiser sich anzuschließen. Die in Villejuif noch versammelten königlichen Truppen erklärten bei Napoleons Annäherung, sie würden nicht gegen ihn fechten, worauf die Nationalgarden und Freiwilligen von selbst auseinander gingen. Unter diesen Umständen lösete der König die beiden Kammern am 19. März durch eine Proklamation auf und verließ in der folgenden Nacht mit den Prinzen die Hauptstadt. Sie schlugen den Weg nach Lille ein und verweilten während der drei Monate, wo Napoleon wieder an der Spitze der Regierung stand, zu Gent. Schon am 20. März hielt Napoleon seinen Einzug zu Paris. So leicht ward es dem Regenten von Elba, den vor kurzem entsagten Kaiserthron Frankreichs wieder aufzurichten und die bourbonische Regentenfamilie zu vertreiben. Von ihr war noch zurückgelassen

der Herzog und die Herzogin von Angouleme; Letztere zeigte in Bordeaux den Muth einer Heldin. Sie schickte sich an zum Widerstande gegen Napoleon, mischte sich in die Reihen der Krieger, sie zur Treue unter Thränen und Verheißungen auffordernd. Sie that Alles, was die Pflicht der Ehre von den Männern ihrer Familie vergeblich erheischte; doch unter der allgemeinen Abneigung gingen die Früchte solchen heroischen Muthes verloren. Schon am 1. April sah die Königstochter Frankreichs sich gezwungen, dem General Clauzel das Feld zu räumen und nach England sich einzuschiffen. Mit gleich unglücklichem Erfolge versuchte ihr Gemahl im Süden Frankreichs die Sache der Bourbons aufrecht zu erhalten. Zu Nimes, Montpellier und Toulouse, auf allen Punkten, wo die Royalisten Widerstand versuchen wollten, brauchten sich nur kaiserliche Truppen zu zeigen, um die verwaltende Abneigung gegen die Bourbons zum Ausbruch zu bringen. Angouleme's Truppen gingen größtentheils zum Feinde über, so daß er den 8. April eine Uebereinkunft mit dem General Gilly einleiten mußte, in deren Folge er sich den 15. April zu Cette nach Barcelona einschiffte. Dem Könige waren, außer den Ministern, mehrere Offiziere, die Marschälle Berthier, Victor, Marmont und der Herzog von Feltre gefolgt. Zuletzt hatte sich eine bedeutende Anzahl französischer Flüchtlinge um ihn gesammelt, besonders aus altadligen Familien, willfährig, ihr Schicksal mit dem des Königs zu verflechten. Die wiederholten Bekanntmachungen, die Ludwig von Gent aus erließ, waren voll eingebildeter Täuschungen und nahmen den Ton, als ob die Gesammtmasse der Franzosen mit inniger Liebe an dem Könige hinge und nur eine Handvoll Verschwörer mit dem Kaiser Frankreich überrumpelt habe. Unterdessen hatte Talleyrand in Wien für das Wohl des Königs thätig gearbeitet, und Ludwig ward in den Bund vom 25. März gegen Napoleon mit aufgenommen. Als Wellington und Blücher nach der Schlacht bei Waterloo auf Paris zueilten, betrat auch Ludwig wieder den franz. Boden und zog nach Cambray. Am Tage des Einzugs der verbündeten Mächte in Paris traf der König, von Artois und Berry begleitet, in St. Denis ein. Vor Ludwigs Ankunft in Paris hatte aber die Kammer der Nationalrepräsentanten eine feierliche Verwahrung der Rechte des Volkes ausgesprochen und im Voraus und für immer jede Regierung für gesetzwidrig erklärt, welche nicht schwören würde, die Konstitution zu beobachten und die Freiheit der Presse, der Gottesdienste, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, das Recht der Volksvertretung, die Verantwortlichkeit der Minister, der Verkauf der Nationalgüter, die Abschaffung des alten und neuen Adels und der Zehnten, die Unabsetzbarkeit der Richter, die Konsolidirung der Nationalschuld und die Ehrenlegion aufrecht zu erhalten. Ludwig XVIII., dessen guter Wille die Herzen der Franzosen für sich gewinnen wollte, hatte bereits in Gent seinen Minister Blacas entlassen, und aus Cambray (28. Juni) öffentlich erklärt, daß er die begangenen Regierungsfehler verbessern, die Feudalrechte und Zehnten nie wieder herstellen, den Verkauf der Nationalgüter anerkennen und für Alles völlige Amnestie geben wolle, was seit seiner Abreise von Paris geschehen sey. Besonders trug es viel zur Beruhigung Frankreichs bei, daß er nach seiner Ankunft Talleyrand und Fouché zu Ministern ernannte. Der Letztere hatte bereits, als Präsident der Regierungskommission, sich im brittischen Hauptquartiere bei Wellington befunden. Doch in Kurzem zeigte sich das System der Reaktion. Es wurden nicht nur alle am 1. März bestandene Behörden wieder hergestellt; es ward auch (13. Juli) die Deputirtenkammer aufgehoben; wogegen zum 14. August die Wahlkollegien in den Departements zur Ernennung neuer Volksrepräsentanten sich versammeln sollten; und am 24 Juli erschienen 2 königliche Verordnungen, welche die bekannt gemacht. Amnestie beschränkten. Nach der ersten wurden 30 Individuen aus der

Kammer der Pairs für immer ausgeschlossen, und unter ihnen der Erzbischof von Tours, die Marschälle Lefebvre, Ney, Suchet, Moncey, Mortier, die Grafen Dejean, Lacepede, Latour-Maubourg, Boissy-d'Anglas, Champagny, Montesquiou, Segur u. A. Nach der zweiten sollten, „um einen Frevel ohne Gleichen zu bestrafen," diejenigen Generale und Offiziere, welche vor dem 23. März einen Hochverrath an dem Könige begingen, sogleich verhaftet und vor Kriegsgerichte gestellt werden, namentlich: Ney, Labedoyere, die beiden Lallemand, Drouet-d'Erlon, Lefebvre-Desnouettes, Grouchy, Mouton-Duvernet, Clauzel, Laborde, Debelle, Bertrand, Drouot, Cambrone, Lavalette, Savary u. A. Dagegen sollten Andre, und namentlich: Soult, Alix, Excelmanns, Maret, Thibaudeau, Carnot, Vandamme, Lebau, Arnauld, Regnault de St. Angely, Arrighi, Hulin u. A. Paris binnen dreien Tagen verlassen und im Innern Frankreichs so lange unter Polizeiaufsicht stehen, bis die Kammern entschieden hätten, wer von ihnen Frankreich verlassen oder vor die Tribunale gestellt werden sollte. Doch ward festgesetzt, daß diejenigen, welche Frankreich in der Folge verlassen müßten, die Erlaubniß hätten, ihre Güter und Besitzungen binnen einem Jahre zu verkaufen, und den Betrag davon ins Ausland mitzunehmen. Durch ein späteres königliche Dekret vom 16. Aug. ward die ganze alte Armee aufgelöset und eine neue errichtet. Der ergriffene General Labedoyere ward am 19. Aug. und der Marschall Ney am 7. Dez. erschossen; allein der verhaftete Lavalette entkam, kurz vor seiner beschlossenen Hinrichtung, unter Mitwirkung dreier Britten, aus seiner Haft, durch die edelmüthige Aufopferung seiner Gattin. Unterdessen gewannen die Royalisten immer größern Einfluß. Die denselben verhaßten Revolutionshelden Talleyrand und Fouché wurden aus dem Ministerium verdrängt, und so erfolgte die Ministerveränderung den 25. Sept. 1815. Richelieu stand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an dessen Spitze, ein Mann von hervorstechenden Talenten für den Staatsdienst und von rechtlichem Charakter, doch der franz. Nation fremd; Clarke ward Kriegsminister, Vaublanc Minister des Innern; der gewandte Decazes Polizeiminister; der Italiener Corvetto erhielt die Leitung der Finanzen und du Bouchage des Seewesens. Die Vermittlung des Friedens zwischen den Verbündeten und dem besiegten Frankreich war das erste große Beginnen des neuen Ministeriums, namentlich des mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragten Richelieus. Die neuen Wunden, die dieser Friede dem franz. Nationalstolze dadurch schlug, daß die äußere Ruhe des Reiches unter die Obhut der Heere der Verbündeten gestellt wurde, wie durch große Kontributions- und Entschädigungszahlungen und durch manche andere gerechte und vorsichtige, immer aber drückende Bedingungen konnten zwar dem Ministerium mit Recht nicht beigemessen werden; doch leiteten sie die Volksstimmung auf die Vorstellung, daß für solchen Preis das wiedererhaltene Königthum zu theuer erkauft sey. Durch die angestellten Wahlversammlungen waren Männer von sehr verschiedenen politischen Ansichten in die Kammer der Deputirten, und zwar anstatt 262 Individuen, 402 gekommen, welche zum Theile die vor der Revolution bestandenen Staatsformen mit der größten Leidenschaftlichkeit zurückführen, den Kauf der Nationalgüter aufheben, die Protestanten der kirchlichen Rechte berauben, die Emigranten zu dem bedeutendsten Einfluß erheben, die vom Könige ertheilte Amnestie vernichten und die konstitutionelle Charte in ihrer Wirksamkeit erschüttern wollten. So bildeten sich, neben den Vertheidigern der Konstitution und den reinen Royalisten oder treuen Anhängern des Königs, die Ultra-Royalisten, welchen wieder die Buonapartisten und die in der letzten Zeit mit diesen verschmolzenen sogenannten Republikaner im schärfsten Kontraste sich gegen über stellten. Die Regierung schien selbst zu schwanken, auf welche Seite sie sich hinneigen sollte; wenigstens

wirkten die hergestellten Prevotalgerichte, die häufigen Hinrichtungen, die Beschränkungen der Preßfreiheit, die zu wenig geahndeten Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten in Nismes, die Vertreibung derer, welche 1793 für Ludwigs XVI. Tode gestimmt hatten, das Gesetz, daß die katholische Geistlichkeit Gütervermächtnisse von frommen Gläubigen annehmen könne, und daß die Emigranten bis 1818 Aufschub zur Bezahlung ihrer Schulden erhielten, so wie die Abweichungen von der ausgesprochenen Amnestie nicht nur nachtheilig auf die öffentliche Meinung in Frankreich; sie erregten auch die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Auslandes. In Großbritannien sprach man ernste und kräftige Worte für die verfolgten Protestanten, und den verbündeten Mächten konnten, nach den gegebenen kräftigen Erklärungen in Beziehung auf die innere Ruhe Frankreichs, es nicht gleichgültig seyn, daß diese Ruhe so häufig bedroht ward. Dazu kamen die Finanzverlegenheiten, die nicht bloß ihren Grund in den an das Ausland zu machenden Zahlungen hatten, und die am wenigsten durch die Verschmelzung der Amortisationskasse mit dem Staatsschatze und durch die Eingriffe in das Kapital der Bank gehoben werden konnten. Wenn nun auch als Folge der Vorstellungen der Minister der verbündeten Mächte, die in ihren Anmaßungen zu weit gehende und die Veränderung des französischen Ministeriums beabsichtigende Deputirtenkammer im Mai 1816 plötzlich vom Könige vertagt wurde; so erfolgte doch erst am 8. Sept. diejenige königliche Erklärung, von welcher die allmählige Beruhigung im Innern Frankreichs zu erwarten war. Nach dieser Erklärung war die Regierung überzeugt worden, daß die Bedürfnisse und Wünsche der Nation sich vereinigten, die Verfassungscharte unverlezt zu erhalten. Der König gab also sein Wort, daß kein Artikel derselben revidirt werden sollte. Zugleich ward die Deputirtenkammer für aufgelöset erklärt und dieselbe auf die in der Konstitution bestimmte Zahl von 258 Individuen aus den 86 Departementen zurückgeführt, so wie nur Männer in einem Alter von 40 Jahren dazu berufen. Diese neuen Deputirten sollten von den Departements, unter Leitung der von dem Könige ernannten Präsidenten der Wahlkollegien, erwählt werden; doch konnten nur solche gewählt werden, welche jährlich 1000 Franken direkte Steuern bezahlten. Wie vortheilhaft diese entscheidende Maßregel auf die öffentliche Meinung wirkte, bewies das Steigen der öffentlichen Fonds, weil in Angemessenheit zur konstitutionellen Charte nun die Zurückgabe der Nationalgüter nicht befürchtet werden konnte und die innere Sicherheit eine feste Grundlage genommen hatte. Dieser Sieg der konstitutionellen Partei hat dem gefährlichen Treiben der Ultraroyalisten, denen Ludwig XVIII. selbst nicht Royalist genug zu seyn schien, eine Zeitlang Einhalt gethan. In der Stellung Ludwigs zu diesen Parteien bildet die ganze Geschichte seiner Regierung seit 1815 das Gemälde des unglückseligsten Kampfes. Zahllose Verschwörungsgeschichten kommen in jedem Bericht von der politischen Lage Frankreichs zur Sprache. Bald waren die Hebel desselben der Nationalstolz, der unbeugsame Sinn der buonapartischen Kriegsgefährten, der politische Fanatismus der heranwachsenden Jugend, bald die Forderungen der Aristokraten, hierarchische Umtriebe und kirchliche Intoleranz. Die Verflechtungen reichten oft herauf bis zu den ersten Staatsbeamten, bis zu den Ministern. Unter solchen Bedrängnissen traf der König, der für seine Familie innige Vorliebe im Herzen trug, der harte Schmerz der Ermordung seines Neffen, des Herzogs von Berry, der von einem, von blutigem Hasse gegen die Regentenfamilie erfüllten Fanatiker am 12. Febr. 1820 erstochen ward. Doch ging des Mordes nächster Zweck, das Aussterben des in Frankreich regierenden Hauses der Bourbonen zu veranlassen, nicht in Erfüllung; denn die Herzogin von Berry gebar 7 Monate nach des Gatten Tode einen Sohn. Wie auch der alte Zwiespalt täglich neue Veranlassungen zum Hervortreten finden

mochten, bald bei der Einführung neuer Gesetze, bald in der Beleuchtung der äußern Verhältnisse und der neuesten Schicksale der Bourbons auf dem spanischen und neapolitanischen Throne, bald in dem häufigen Wechsel der Minister; Ludwig blieb persönlich einem Vermittlungssystem fest zugethan, zu dessen Durchführung ihm nichts als rüstige Jugendkraft gebrach. Indessen erhob nach der Ermordung des Herzogs von Berry die Partei der Ultras aufs Neue ihr Haupt. An Decazes Stelle, den die Ultraroyalisten als Beschützer der liberalen Ideen ansahen, trat Richelieu; die Regierung verschaffte durch ein neues Wahlgesetz dem Aristokratismus der reichern Grundbesitzer einen überwiegenden Einfluß auf die Wahlen für die Deputirtenkammer und hielt zugleich die bedenkliche Stimmung der öffentlichen Meinung durch Ausnahmegesetze, welche die persönliche und die Preßfreiheit betrafen, in Schranken. Schon der Beitritt Ludwigs zu dem Bunde der Hauptmächte auf dem Aachner Kongresse verpflichtete die französische Regierung zu einer Politik, welche die Ausbildung der neuern Verfassung und Verwaltung Frankreichs immer mehr mit den monarchischen Grundsätzen des Stabilitätssystems in Uebereinstimmung zu bringen suchte. So schritt denn der strenge Royalismus langsam aber folgerichtig auf seiner Bahn fort; er faßte mit Villules gewandter und kräftiger Hand seit 1822 ganz die Zügel der Regierung; und der Widerstand der Oppositionspartei ward endlich so gelähmt, daß sie im März 1823 denselben ganz aufgab und größtentheils den Wahlplatz des parlamentarischen Kampfes verließ. In derselben Zeit wurde der Ausbruch mehrerer politischen Verschwörungen schon im Entstehen erstickt; und da nun, zumal nach Napoleons Tode, der Geist des Volkes von aller revolutionären Bewegung zu genesen schien: so that die Regierung auch in Hinsicht ihrer nach außen befolgten, bisher mehr die Maßregeln anderer Mächte billigenden als selbst mit eingreifenden, Staatskunst einen entscheidenden Schritt; sie griff, um den Sieg des monarchischen Systems über das demokratische Prinzip zu vollenden, im April 1823 gegen die spanische Konstitution zu den Waffen. Der alterschwache, körperlich an gichtische Uebeln leidende und geistig von den Zeichen der Zeit niedergedrückte Ludwig nahte sich indeß seinem Ende. Er starb am 19. Sept. 1824 und die Achtung des Auslandes und die Theilnahme seines Vaterlandes folgten ihm in die Gruft von St. Denis nach. Welche Stelle man auch Ludwig dem Achtzehnten unter den Regenten des 19. Jahrh. anweist, immer wird man ihm zugestehen müssen, daß er kein ihm zu Gebote stehendes Opfer zu hoch achtete, um das den Königsstamm der Bourbons bedrohende Verhängniß zu beschwören. Auch ist es nicht zu verkennen, daß er unter den ungünstigsten Verhältnissen, niedergedrückt von den fürchterlichsten Schicksalen, da wo seine Persönlichkeit frei hervortreten konnte, immer eine großartige, edle, fromme und würdige Gesinnung offenbaret hat. Eine Biographie Ludwigs hat man von Alphons Beauchamp unter dem Titel: Vie de Louis XVIII., Roi de France et de Navarre, in welcher jedoch der Standpunkt historischer Wahrheit vom Verfasser, der ein leidenschaftlicher Anhänger der Bourbonen ist, nicht selten verrückt ist. S. Frankreich (Geschichte von).

Ludwigsburg, die zweite Residenzstadt des Königreichs Würtemberg, im Neckarkreise, der Sitz der Regierung und der Finanzkammer dieses Kreises, die ihren Anfang von einem Jagdschlosse nahm, das der Herzog Eberhard Ludwig seit 1697 hier erbaute. Die Stadt liegt unter 26° 52′ L. und 48° 54′ Br., ist eine der schönsten Städte Deutschlands, hat 900 Gebäude und 6000 Einwohner ohne das Militär. Sie hat 4 lutherische Kirchen, einen reformirten Betsaal und eine katholische Gemeinde, dann ein Waisenhaus, ein Zuchthaus, eine königliche Tuchmanufaktur, eine königl. Porzellan- und Fayencefabrik, ein Zeughaus und eine Stückgießerei. Das

prächtige königl. Residenzschloß, das jetzt die verwittwete Königin bewohnt, hat in seinem Innern viele Merkwürdigkeiten; auch der Schloßgarten, die Favorite, die königl. Maierei mit dem Grabmale des Grafen von Zeppelin, und die Anlagen, die das Schloß umgeben, bieten viele sehenswerthe Gegenstände dar. In vorzüglichem Sinne gilt dies von dem Lustschlosse Monrepos, das drei Viertelstunden von Ludwigsburg liegt.

Luft, überhaupt jede Flüssigkeit, die keinen Eindruck auf unser Gesicht macht, daher von sehr geringer Dichtigkeit ist, einen hohen Grad von Elasticität besitzt, weder durch den großen Druck, noch durch die Kälte in eine dichtere (starre oder liquide) Form sich bringen läßt und bei der Temperatur unserer Atmosphäre ihre Luftform behauptet. Die letztere Eigenschaft unterscheidet sie von den Dämpfen oder Dünsten, welche sich in der Kälte verdichten. Ehemals glaubt man, alle Luft sey von einerlei Natur. Van Helmont unterschied zwar schon die kohlensaure Luft als Gas sylvestre; doch erst in der Mitte des 18ten Jahrh. fing man an, sich zu überzeugen, daß es eben so gut Verschiedenheiten unter den luftförmigen Flüssigkeiten, als unter den tropfbaren gebe. Bis dahin ward unter Luft nur die atmosphärische verstanden, alle übrige Flüssigkeiten aber wurden ihr gleich geachtet, oder für unbedeutende Abänderungen derselben gehalten. Doch seit Priestley 1774 die atmosphärische Luft in zwei verschiedene Stoffe zerlegte, was Lavoisier bestätigte, fing man an, die verschiedenen Luftarten als besondere Körper aufzustellen, gab ihnen aber, noch immer an der Mehrheit der Luftarten zweifelnd, den Namen Gas, welchen schon van Helmont gebraucht hatte. Jetzt ist man durch die pneumatische Chemie davon überzeugt, daß alle verschiedenen Luftarten aus einem wägbaren Körper bestehen, welcher durch viele aufgenommene Wärme in den ausgedehnten Luftzustand gekommen ist, und daß die eigenthümlichen Eigenschaften jeder Art von jenem wägbaren Körper, die jedem Gas gemeinsam, aber von der Wärme abhängen. Die relative Menge von Wärme, welche in jedem Gase gebunden ist, ist Ursache des verschiedenen specifischen Gewichtes. Aus jedem Gas kann der wägbare Bestandtheil durch chemische Verwandtschaft abgeschieden und mit andern Körpern verbunden werden, wobei der Wärmestoff frei und fühlbar wird. Die atmosphärische Luft ist kein einfaches Element, sie besteht aus einem Gemenge von 21 Theilen Sauerstoffgas und 79 Theilen Stickstoffgas, welchen noch Wasserdampf, kohlensaure Luft und andere Gasarten und Ausdünstungen zufällig beigemengt seyn können. Ihre übrigen Eigenschaften s. unter Atmosphäre und Pneumatik. Ueber die Luft, die man ein- und ausathmet, s. d. A. Athmen; vrgl. Davy's physiolog. chem. Untersuch. über das Athmen, besonders das von oxidirtem Stickgas, aus dem Engl. 1814. — Ammonium-Luft, entdeckt durch Black 1756, oder luftförmiges, reines flüchtiges Laugensalz, s. Alkali; brennbare Luft, s. Wasserstoff; kohlenstoffsaure Luft, bekannt seit 1755, s. Kohle; Sauerstoffluft, entdeckt durch Priestley, s. bei Sauerstoff; Stickstoffluft, entdeckt 1772 durch Rutherford, s. Stickstoff; Wasserstoffluft oder Gas, s. Wasserstoff.

Luftarten, s. Gas, Gasarten.

Luftball, Luftballon, Luftmaschine, s. Aerostat.

Lufterscheinungen, s. Atmosphäre und Meteore.

Luftheizung. Solche vervollkommnete der Professor Meißner in Wien am polytechnischen Institut in der technischen Chemie. Er leitet nach hydrostatischen Gesetzen den warmen Luftstrom aus der die Hitze concentrirt enthaltenden Heizkammer (Ofen) durch hoch liegende Kanäle in der Mauer in die zu erwärmenden Räume, und führt gleiche Massen der kältesten Luft am Fußboden in die Heizkammer zurück, wodurch überall die Wärme gleichartig wird. Die Heizkammer hat einen Ofen von Gußeisen, mit einem be-

sonderen Rauchfang im Keller oder in der Küche. Jedes zu erwärmende Zimmer hat zwei Schieber zur Hemmung der ein- oder ausströmenden Luft. Eine dritte, mit einem Schieber versehene Oeffnung im Zimmer und in der Heizkammer verbindet letztere mit der atmosphärischen Luft. Diese Einrichtungen, den Ofenmantel 2c. beschreibt Meißner in der Heizung mit erwärmter Luft, Wien 1823, 2te Auflage. Es soll dies über ein Drittel der Feuerung ersparen und gegen Feuersgefahr sichern. Einen ähnlichen Zweck hat des Forstmeister Binge zu Rendsburg Calefaktor (Luftwärmer). Eine an jedem Ofen leicht anzubringende Maschine von Eisenblech fängt den Wärmestoff in Rauch auf, erwärmt, mittels der beständig durch- und ausströmenden glühend heißen Luft, ein Zimmer früher, ehe der Ofen warm geworden, und erspart viele Feuerung.

Luftkreis, s. Atmosphäre und Dunstkreis.

Luftpumpe, ein Instrument von großer Wichtigkeit, weil es die Elastizität, Dichtigkeit und Schwere der Luft in tausend Versuchen versinnlicht, ward erfunden 1650 von Otto von Guericke, Bürgermeister zu Magdeburg, und dient vorzüglich dazu, die in einem eingeschlossenen Raume befindliche Luft zu verdünnen, oder den Raum luftleer zu machen, wie man es nennt, obwohl durch dieses Instrument die Luft nie gänzlich daraus gezogen werden kann; dann aber auch die Luft in einem solchen Raume zu verdichten, d. h. mehr Luft in diesen Raum hineinzupressen. Die wesentlichen Stücke einer Luftpumpe sind ein hohler, starker, messingener oder überhaupt metallner Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In diesen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine, daran angebrachte Zugstange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niedergezogen werden kann. Der Boden des Stiefels steht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden soll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, so müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in den Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letzterm entstehen. Allein durch die hineingehende Röhre strömt, vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das gestörte Gleichgewicht herzustellen strebt, ein Luftstrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun bei dem Zurückstoßen des Stämpels diese eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, sondern einen andern Ausweg nehmen müsse, sind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon sich das eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber sich aufwärts öffnen. Das Gefäß, dessen man sich bedient, um die Luft aus demselben zu pumpen, ist am schicklichsten eine gläserne Glocke. Diese steht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten, messingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß Alles völlig luftdicht seyn müsse. Ist die Luft unter der Glocke ausgepumpt oder verdünnt, so wird die Glocke, durch den Druck der atmosphärischen Luft, so fest auf den Teller gedrückt, daß man sie nicht anders wieder abnehmen kann, als nachdem man wieder Luft hineingelassen. Otto von Guericke zeigte den ungeheuern Druck der Luft auf einen hohlen luftleeren Körper dadurch, daß er eine hohle kupferne Kuppel von $1\frac{1}{5}$ Fuß Durchmesser, die aus zwei genau auf einander passenden Halbkugeln bestand, auspumpte; hierauf 16 Pferde an beide Seiten der Kugel spannen ließ, welche doch nur mit äußerster Mühe die Halbkugeln auseinander rissen. Man hat berechnet, daß der Druck der Atmosphäre auf jeden □Fuß Fläche 2167 Pfund, also auf den menschlichen Körper, der im Durchschnitt etwa 15 □Fuß Oberfläche hat, 32.505 Pfund beträgt, welchem aber durch die in dem Körper eingeschlossene Luft das Gleichgewicht gehalten wird. Die auffallendsten Versuche, welche sich mit der Luft-

pumpe anstellen lassen, sind etwa folgende. Unter der luftleeren Glocke sinkt das Barometer, zum Beweis, daß es von der Schwere der Luft gehalten wurde; es läßt sich aber nie zu einem völlig wagerechten Stande in beiden Schenkeln des Barometers bringen: ein Beweis, daß die Luftpumpe die Luft unter der Glocke zwar sehr verdünnen, aber doch nie gänzlich herausbringen kann. Nimmt man statt der Glocke einen oben offenen Cylinder, der mit einer Glasplatte bedeckt ist, so wird das Glas von der Schwere der Luft zerdrückt. Quecksilber wird durch ein dickes hölzernes Gefäß getrieben. Wasser, Bier, Milch schäumen im luftleeren Raume, d. h. die in diesen Flüssigkeiten eingeschlossene Luft tritt nun in Blasen heraus. Nur mäßig warmes Wasser wallt wie wenn es an der äußern Luft kochte. Ein brennendes Licht erlöscht unter der luftleeren Glocke; Thiere, vorzüglich warmblütige, sterben darunter sehr schnell; Schießpulver entzündet sich nicht, sondern schmilzt, wenn man es mit einem Brennglase anzünden will; eine in Bewegung gesetzte Glocke klingt darin nicht; endlich ein leichter und ein schwerer Körper, z. B. ein Goldstück und eine Feder, fallen darin zu gleicher Zeit zu Boden, weil der Widerstand der Luft fehlt, welcher die Feder im Fallen aufhält.

Luftröhre, der bei Säugthieren und Vögeln aus Knorpeln und Häuten bestehende Canal, der sich von der Zungenwurzel aus, längs des Halses, bis in die Lungen erstreckt und zum Ein- und Ausathmen dient. Der oberste Theil, Kehlkopf, Adamsapfel, besteht aus sechs verschiedenen Knorpeln, der mittlere Theil, oder der Luftröhrenstamm, ist aus vielen knorpeligen, mit Haut überzogenen Ringen zusammengesetzt, und theilt sich, bei dem Eintritt in die Lungen, in eine Menge eben so beschaffener Aeste, Bronchien, welche sich endlich in kleine blinde Säcke endigen. Außer dem Athmen dient der Kehlkopf insbesondere zur Hervorbringung der Stimme und der Sprache.

Luftröhrenentzündung, s. Croup und Bräune.

Luftspiegelung (Erhebung, Seegesicht), s. Fata Morgana.

Luftsäure bezeichnet in der Sprache des gemeinen Lebens bisweilen den in der Luft, die uns umgiebt, so reichlich vorhandenen, aber auch dem Leben in Gesundheit unentbehrlichen Sauerstoff. Vrgl. Gasarten.

Lüge ist formale Abweichung von dem Gesetze der sittlichen Uebereinstimmung des Innern mit dem Aeußern. Man lügt daher nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Handlungen. Ueberall ist Lüge, wo wir wissentlich die Wahrheit verleugnen, anders reden und handeln, als wir reden und handeln sollten. Jede vorsätzliche Lüge ist eine Entwürdigung unsres sittlichen Charakters, ein Verrath unsrer Freiheit und Würde. Im juridischen Sinne heißt Lüge nur eine solche Unwahrheit, wodurch ich Andern zu schaden suche. Die Moral kennet diesen Unterschied nicht. In diesem juridischen Sinne war die Verleugnung Petri nicht nur nicht strafbar, sondern selbst zu entschuldigen, und dennoch beweinte er sie bitterlich, weil er sie als Schändung seines eigenen Charakters betrachten mußte. Man unterscheidet ferner Falsiloquium (s. d. Art.), Nothlüge und Mendacium. Jene hält man für erlaubt, weil sie auf einen guten Zweck, etwa zur Abwendung des Uebels, das aus der Wahrheit entspringen konnte, gerichtet ist. Wenn es aber für eingeschränkte Wesen, die nie die Folgen der Dinge richtig zu ermessen im Stande sind, eine allgemeine Regel ist, nichts Uebels zu thun, damit etwas Gutes daraus entstehe: so darf man auch um guter Zwecke willen nicht lügen, indem jede vorsätzliche Lüge, wenn ich auch der Person, die ich belüge, kein Unrecht dadurch zufüge, eine Beleidigung der Menschheit überhaupt ist, indem ich dadurch, so viel an mir ist, mache, daß Aussagen keinen Glauben verdienen. Eine unwahre Aussage hingegen,

etwa zur Beruhigung eines Wahnsinnigen, kann nicht als Lüge betrachtet werden, weil der Wahnsinnige nicht als Person betrachtet werden kann.

Lugger, ein leichtes Schiff mit zwei Masten und einem sehr langen Bogspriet, das daher schnell segelt und lange zu Postschiffen gebraucht wurde, bis man die so genannten Dampfschiffe zum gewissen Schnellsegeln noch geeigneter, als die Lugger fand, deren Bauart in England zuerst erfunden und besonders in der Kriegsflotte benutzt wurde.

Lully (Giovanni Battista), der Schöpfer der französischen Tonkunst, ward geboren zu Florenz 1633, folgte schon in seinem 12. Jahre dem Chevalier von Guise nach Frankreich und kam als Küchenjunge an den Hof der Mademoiselle von Montpensier. Hier bemerkte Ludwig XIV. bald seine musikalischen Anlagen, er nahm ihn in seine Dienste und gab ihm die neuerrichtete sogenannte Bande des petits violons unter seine Leitung. In kurzer Zeit gelangte dieselbe durch Lullys Sorgfalt und die vortrefflichen Compositionen, die er für sie verfertigte, zu einer noch höhern Achtung, als die Bande des vingt quatre, welche schon früher bestanden hatte und die berühmteste Kapelle von ganz Europa war. Der Ruhm, den er sich hiedurch erwarb, stieg nun immer höher; er ward Oberaufseher der königlichen Kapelle und erhielt nach des Abbe Perrin Abgang 1672 die Direktion der Oper, welcher er diejenige Einrichtungen gab, denen sie sich noch heutzutage mehr oder weniger zu erfreuen hat. Er begann nun diejenigen Opern zu komponiren, die sich über 100 Jahre auf dem Pariser Theater erhalten haben und noch immer mit Enthusiasmus ausgeführt werden. Sein Eifer bei Aufführung eines Te Deums zur Wiedergenesung des Königs verursachte seinen Tod: er stieß sich beim Taktschlagen mit dem Rohre heftig auf die Zehen, und da er sich dieselbe nicht abnehmen lassen wollte, so schlug bald darauf der Brand dazu und er starb 1687 im 54. Jahre.

Luna, s. **Selene**.

Lüneburg, Fürstenthum im Königreich Hannover, enthält (ohne Neuhaus) auf 199 □M. 246.000 E. in 12 Städten, 26 Marktflecken rc.; es liefert Salz, Torf, Brennholz, Leinwand rc. Das Land gehörte mit dem Absterben der lüneburgischen Linie mit dem Herzog Georg Wilhelm von Celle 1705 zu Hannover; s. **Braunschweig**. Seit 1810 gehörte es zu den westphälischen Dep. Niederelbe, Aller und Nord; am Ende desselben Jahres fielen Theile desselben zu den franz. Dep. Elb- und Wesermündungen. Die Leipziger Völkerschlacht 1813 führte auch hier die alte Ordnung zurück. Das Land hat seine eigenen Collegien zu Celle. Die Stadt Lüneburg, an der schiffbaren Ilmenau, 3 M. vom Ausfluß derselben in die Elbe, ist Sitz der hannoverschen Drostei, hat viel Durchgangs- und Produktenhandel, eine Ritterakademie, 2000 Häuser, 11.300 Einwohner und Salzwerke, die keiner Gradirung der Soole bedürfen und 160.000 Centner Salz liefern. Am Markte steht das hiesige Schloß und gegen über das Rathhaus dieser vormaligen Hansestadt. Am 2. Apr. 1813 wurde hier das Corps des franz. Generals Morand vernichtet.

Luneville, eine offene, schön gebaute Stadt des franz. Dep. La Meurthe, in der Gabel der Flüsse Meurthe und Vezonze, in einer fruchtbaren Ebene, mit einem jetzt zur Kaserne eingerichteten Schlosse und 10.500 Einwohnern, wo der letzte Herzog von Lothringen, der Exkönig Stanislaus Leszynski von Polen, residirte. Der Kalkstein, mit welchem, in Ermangelung anderer Steine, die Stadt gepflastert ist, schadet sehr den Augen. Die Industrie beschränkt sich auf eine Steingut- und eine Liqueurfabrik, sowie auf einige Strumpfwebereien. Am 9. Febr. 1801 schloß hier die franz. Republik mit Oesterreich und dem deutschen Reiche Frieden. S. **Friedensschlüsse**.

Lunge, das Werkzeug des Athmens (Respiration) der Vögel und Säugethiere, welches in der Brusthöhle eingeschlossen ist. Bei dem Menschen besteht die Lunge aus zwei, durch eine häutige Scheidewand getrennten, Hälften, deren linke mehr Umfang hat als die rechte. Jede hängt frei in ihrer Höhle und bekommt theils nach innen durch jene häutige Scheidewand, theils oben durch die Luftröhrenäste, theils hinten durch die aus dem Herzen kommenden und dahin gehenden Gefäße Befestigung. Die Freiheit der vordern, hintern und äußern Seiten giebt ihnen eine ungehinderte, vollständige Bewegung. Der Lungenkörper ist zellig-schwammig, seine Farbe bei Kindern röthlich, bei Erwachsenen bläulich. Das schwammige Gefüge wird durch die unendliche Zertheilung und Verzweigung von fünf verschiedenen Gefäßstämmen bewirkt. Zuerst zertheilen sich die Aeste der Luftröhre bis in ihre letzten blinden Enden oder Luftbläschen; ihnen folgen die eben so beschaffenen Aeste der Luftröhrenarterie, welche sich in die Anfänge der Blutadern einmünden, die sich auf gleiche Weise wieder in einen Stamm vereinigen. Dann verzweigen sich noch die aus der rechten Herzhälfte entstehende Lungenpulsader und die nach der linken Hälfte zurückkehrenden Lungenblutadern und begleiten und umgeben jede Luftzelle. Alle diese zahllosen Blasen, Zellen, Gefäße und Stämme haben noch Nerven zwischen sich. S. Athmen und Anatomie.

Lungenprobe, diejenige Untersuchung der Lungen eines todten, neugebornen Kindes, wodurch ausgemittelt werden soll, ob das Kind nach der Geburt gelebt habe, d. i. todt oder lebendig geboren sey. Man nimmt die Lungen sammt dem daran befindlichen Herzen aus der Brust, wirft sie in ein geräumiges Gefäß mit reinem Wasser und beobachtet, ob sie schwimmen oder sinken. Der Versuch wird dann doppelt mit der vom Herzen abgesonderten, unzerschnittenen und zerstückten Lunge wiederholt. Ein todtgebornes Kind hat nicht geathmet, seine Lungen sind noch nicht mit Luft angefüllt und ausgedehnt; sie sind noch dunkelroth, specifisch schwerer als nach dem Athmen, schwerer als Wasser und beschränken sich auf einen kleinen Raum. Daher sinkt eine Lunge, welche noch keinen Athem aufnahm, im Wasser unter, die hingegen, welche das Athmen nur ein einziges Mal vollbrachte, schwimmt auf dem Wasser.

Lusiade, s. Camoens.

Lusitania, Lusitanien, s. Hispanien und Portugal.

Lustseuche, s. Venerische Krankheit.

Lustration, von lustrare, welches reinigen oder versöhnen heißt, war bei den Griechen und Römern diejenige feierliche Handlung, wodurch man sich entweder zum Dienste der Götter weihte oder sich von einer Schuld zu reinigen suchte. Bei den Römern ward die feierliche Reinigung des gesammten Volkes vermittelst eines Sühnopfers, welches in einem Stier, einem Schwein und einem Schaafe bestand, jedesmal nach geendigtem Census vorgenommen. Diese Feier kehrte alle fünf Jahre wieder, weßwegen Lustrum ein Zeitraum von fünf Jahren bedeutet.

Lustspiel, s. Schauspiel.

Luther (Martin), geboren den 10. Nov. 1483 zu Eisleben, war eines, späterhin in Mansfeld ansäßigen, damals armen Bergmannes, Hans Luthers, in Möra bei Salzungen, Sohn. Von Kindheit auf an Entbehren, Arbeit, beharrliche Anstrengung gewöhnt, ward er von seinen frommen Eltern zur Gottesfurcht erzogen. Im 14. Jahre besuchte er die Schule zu Magdeburg; da er aber in dieser Stadt zu kümmerlichen Unterhalt fand, verließ er dieselbe nach zwei Jahren und ging nach Eisenach, wo er ebenfalls sein Brot als Currendesänger sich verdienen mußte, bis eine gutmüthige Frau den schüchternen Jüngling in ihr Haus aufnahm, wo er nun, den

drückendsten Sorgen enthoben, in ruhiger Muße sich den Studien widmete. Unter Leitung des Rektors Trebonianus machte er in Eisenach so schnelle Fortschritte im Latein und den übrigen Schulwissenschaften, daß er 1501 die Hochschule zu Erfurt beziehen konnte. 1505 erhielt er die Magisterwürde der Weltweisheit und las Collegia über Aristoteles Physik und Ethik, indeß er sich zum Studium der Rechte, worauf sein Vater immer mit Ernst bestanden hatte, rüstete. Aber die zufällige Entdeckung einer lateinischen Bibel auf der dortigen Universitätsbibliothek weckte in ihm die Neigung zur Gottesgelahrtheit, welche zum Entschlusse reifte, als eines Tages sein Herzensfreund Alexius auf dem Felde an seiner Seite vom Blitze erschlagen wurde. Auf das Tiefste erschüttert, voll sittlicher Zwietracht in seinem Innern, entsagte der schwermüthige junge Mann der Welt und ging, sein Leben ausschließlich dem Ewigen zu weihen, gegen den väterlichen Willen, 1505 ins Augustinerkloster zu Erfurt, von seinen Büchern nur seine Lieblingsautoren, Virgil und Plautus, mitnehmend. Mit stummer Resignation verrichtete er alle die niedrigen Dienste, die jedem Novitz aufgelegt wurden; in der klösterlichen Einsamkeit versank er in eine gänzliche Zerknirschung, und ein höchst mühsames Studium der Scholastiker und der heil. Schrift vermehrte seine Hypochondrie, die so hoch stieg, daß ihm der kleinste irdische Gedanke wie eine Todsünde aufs Herz fiel. Indeß behandelte ihn der Ordensprovinzial Staupitz mit väterlicher Milde, munterte ihn auf in seinem Studium, und Luther erhielt 1507 die heilige Priesterweihe. Staupitzen gebührt auch das Verdienst, ihn aus jenem kläglichen Zustande herausgerissen, ihn der Welt wiedergegeben und in den seinen Kräften angemessenen öffentlichen Wirkungskreis eingeführt zu haben, indem er ihn 1508 zum Lehrer der Weltweisheit auf der 1502 errichteten Hochschule in Wittenberg vorschlug, welcher Empfehlung Luther bald Ehre machte. Er arbeitete mit rastlosem Eifer an seiner wissenschaftlichen Vervollkommnung, lehrte mit allgemeinem Beifall, bestritt freimüthig das Ansehen des vergötterten Aristoteles, und trat als entschlossener Widersacher finsterer Scholastik in die Schranken. Durch den neuen Schwung, den sein Geist jetzt erhielt, ward sein Inneres ganz umgewandelt in heitere Annehmlichkeit, in freimüthig beredte Offenheit; selbst sein äußeres Ansehen gewann an Männlichkeit und Anmuth. Eine Reise nach Rom 1510 für seinen Orden, der ihm späterhin die Revision der thüringischen Augustinerklöster übertrug, veranlaßte ihn, das üppig prachtvolle Leben der Geistlichen in der Nähe des Kirchenoberhauptes wahrzunehmen, welches seine frühere Ehrfurcht vor der höhern Hierarchie sehr schwächte. Heimgekehrt ward er Prediger zu Wittenberg und machte sich durch salbungsvolle Kanzelvorträge dem Volke werth. Wider seinen Willen, auf Befehl der Oberen, mußte er 1512 die höchste Würde in der Gottesgelahrtheit annehmen, und schwor den Eid auf die heil. Schrift, durchdrungen von dem unerschütterlichen Entschlusse, dieser eidlichen Verpflichtung in ihrem ganzen Umfange buchstäblich und im Geiste und in der Wahrheit treu gewissenhaft nachzukommen; daher auch Hebräisch und Griechisch mit beharrlicher Anstrengung fortan von ihm erlernt wurde, um die Religionsurkunden in ihrer Sprache lesen zu können. Als 1517 der Dominikaner Tetzel in der Nähe Wittenbergs Ablaß predigte und, um seine Waare anzupreisen, versicherte, daß sein Ablaß ohne weiteres die Sünden nachlasse und daß er um baares Geld für alle Sünden Vergebung ertheilen könne; so nahm Dr. Luther es auf sich, in gerechtem Eifer über den Mißbrauch des Ablaßes, gegen diese unkatholischen Behauptungen zu predigen, und als er von Tetzel der Häresie beschuldigt wurde, forderte er denselben in 95 an der Wittenberger Schloßkirche (31. Okt. 1517) angeschlagenen Theses — die sich im Ganzen mit Sätzen befaßten, welche von

der Kirche noch nicht förmlich entschieden waren — zu einem schulgerechten gelehrten Kampfe heraus. Damit begann die **Reformation** (vergl. d. Art.), ein Werk, dessen Bedeutung und Endergebniß sein Urheber nicht ahnte. Deutschlands Gelehrte, Geistliche und Weltliche, nahmen lebendigen Antheil an dieser Streitigkeit; sie gehörte in ihrem Beginnen offenbar dem engern Kreise der theologischen Schulwissenschaft an; mußte aber, weiter verfolgt und auf ihre Gründe und Bedingungen zurückgebracht, bald zu Erörterungen, Untersuchungen, Ansichten, Erklärungen und Schriften führen, welche das bestehende Kirchenwesen eben so gewaltig in seinen Grundfesten erschütterten, als sie tief in den religiösen Glauben und das kirchliche Meinen des Volkes eingriffen. Denn Luther, sich nicht auf Tetzels unerhörte Behauptung einschränkend, ging bald weiter, warf sich in den alten philosophischen Streit über die Freiheit des Willens, welche er leugnete, und behauptete die Rechtfertigung durch den Glauben allein, wodurch der Begriff von Sünde und Ablaß von selbst wegfallen mußte. Seine Gegner, z. B. Hogstraaten zu Köln, Dr. Eck zu Ingolstadt und besonders Prierias, apostolischer Inquisitor, vertheidigten anfangs meist Abgeschmacktheiten und erklärten Luther für einen Häretiker; indeß seine Sätze die Aufmerksamkeit von Deutschland, ja von Europa erregten. Da seine Gegner auch fast alle Feinde der Humanisten waren, so hatte Luther den größten Theil der Gebildeten auf seiner Seite; und deßhalb war er so eifrigst bemüht, jene zugleich als Dummköpfe und Feinde der Gelehrsamkeit darzustellen. Der erste Grundsatz seines Systems war, daß die Christen selbst aus der heiligen Schrift forschen müßten, ungeirrt durch Traditionen und Concilienbeschlüsse, der von ihm als verderbt verschrieenen katholischen Kirche, welches Alles er eitel Menschensatzungen nannte. Keine gewaltige geistige Bewegung aus dem barbarischen Norden erwartend, sah Rom neun Monate lang der „Mönchszänkerei" zu, wie Papst Leo X. die ganze Geschichte schien anzusehen, bis Kaiser Maximilian den Ernst der Sache dem Papst berichtete, der durch Mäßigung gegen Luther die auflodernde Flamme zu erlöschen suchte; der leidenschaftlich trotzende Ingrimm von Luthers Gegnern vereitelte aber die gute Wirkung vollends, die des Papstes Benehmen auf ihn hätte haben können. Leo lud daher Luther vor seinen Richterstuhl, beauftragte aber, auf des ihm günstigen Churfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen Verwenden, den in Augsburg anwesenden päpstl. Legaten, Cardinal Cajetan, den Verklagten über seine Lehre zu hören. Luther erschien unter freiem Geleit 1518 in Augsburg; der Cardinal verlangte Widerruf, Luther Ueberzeugung aus der Schrift, worauf er Augsburg verließ, an den Papst appellirend. Vergebens suchte Dr. Eck 1519 Luther in einer zu Leipzig öffentlich gehaltenen Disputation über die Freiheit des menschlichen Willens, den Primat des Papstes ꝛc., zu überführen, welches auch der in päpstl. Diensten stehende Edle v. Miltitz zwar in der Güte aber vergebens zu erreichen suchte. Letzterer erhielt weiter von ihm nichts als ein Schreiben vom 6. April 1520 an den Papst, in Hinsicht auf seinen Inhalt einen der sonderbarsten, in Hinsicht auf seine Wirkungen aber einer der merkwürdigsten Briefe, den je ein Privatmann schrieb. Unter dem Scheine des Gehorsams, der Ehrfurcht, sogar der Liebe für den Papst, verbarg er die entschlossendste Widersetzlichkeit, den bittersten Spott und die höhnendste Verachtung; und es ist unmöglich, dem röm. Hofe etwas Beleidigenderes zu sagen, als Luther sich in diesem Briefe das Ansehen giebt, ihm im Namen seiner Bruderschaft gesagt zu haben. Am 15. Juli 1520 gab der Papst eine Bulle heraus, worin 41 aus Luthers Schriften gezogene Sätze verdammt waren, und wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufe, sammt seinen Anhängern in den Bann gethan und so aus der Gemeinschaft der katholischen

Kirche ausgestoßen wäre. Luther wiederholte jetzt seine früher schon eingelegte Appellation an ein Concilium. Mehrere Universitäten, als Paris, Köln, Löwen rc., verwarfen ebenfalls seine Lehre als ketzerisch und übergaben seine Schriften dem Feuer; Luther, hierüber höchst entrüstet, verbrannte dagegen zu Wittenberg am 10. Dez. 1520 die Bannbulle und die Dekretalen des kanonischen Rechts, und predigte dann am folgenden Tage, daß es noch besser sey, wenn auch der Papst mit verbrannt wäre. Durch solche Auftritte sagte er sich förmlich von der katholischen Kirche los. Viele Edle in der damaligen Jugend deutscher Nation (Hutten, Sickingen, Schaumburg u. v. A.) jauchzten ihm Beifall zu und boten ihm Beistand an, da der Churfürst Friedrich v. Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen solle oder nicht; aber er lehnte ihn ab. An kein Nachgeben, keine Gelindigkeit mehr denkend, sprach er sich gegen das erstaunte Volk mit großer Freimüthigkeit, oft auch Derbheit über den Papst, die katholische Kirche und ihre Institutionen aus, die denn meist in gleichem Tone erwiedert wurden. Indeß eröffnete der neugewählte Kaiser Carl V. zu Worms einen Reichstag, dem der päpstliche Nuntius Aleander beiwohnte, um die Vollstreckung der gegen Luther erlassenen Bulle zu betreiben. Luther wurde durch einen kaiserlichen Herold aufgefordert, dort zu erscheinen; seine Reise glich einem Triumphzug; trotz des Verbots predigte er dem in zahlloser Menge zusammenströmenden Volke über den Gräuel der Verwüstung in der Kirche und hielt am 16. April in Worms seinen glänzenden Einzug. Am 17. erschien er vor dem Kaiser, dem Erzherzog Ferdinand, 6 Churfürsten, 24 Herzogen, 7 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten, und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten. Er bekannte sich zu seinen Schriften; forderte am andern Tage — wie gewöhnlich — daß man ihn aus der Bibel von der Falschheit seiner Lehre überzeugen solle, widrigenfalls er nicht anders könne, weil es weder sicher noch gerathen sey, etwas wider Gewissen zu thun; und seine letzten Worte waren: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." Die Bewegung unter seinen Gegnern bewog seinen Landesherrn, den Churfürsten Friedrich den Weisen, ihn auf seiner Rückkehr auffangen und heimlich nach der Wartburg schaffen zu lassen. Während der nun erlassenen Achtserklärung fing er dort die bewunderte Verdeutschung der Bibel an. Als er Carlstadts (s. Bodenstein) Zerstörung der Heiligen-Bilder und Altäre in Wittenberg in seinem „Pathmos" erfuhr, entwich er nach 10monatlichem Aufenthalte, wider den Willen des Churfürsten, von der Wartburg, kehrte trotz der neuen zu Nürnberg gegen ihn erlassenen Achtserklärung über Leipzig, dessen Herzog Georg sein persönlicher Gegner war, nach Wittenberg zurück. Er suchte sich in einem Briefe an den Churfürsten wegen dieser Entweichung zu rechtfertigen, anführend, daß er in einem viel höheren Schutze nach Wittenberg gekommen sey, als in dem seinigen. In Wittenberg unterdrückte er durch eindringende Predigten, die Mäßigung verriethen, im März 1522 den Aufstand der Neuerer. Aber diesen milden Charakter behauptete er weniger gegen Carlstadt, den empfindlichen Heinrich VIII. und gegen den eben so gelehrten als mäßigen Erasmus. Es konnte wohl nicht fehlen, daß er für sich selbst eine etwas größere Hochachtung bekam, als die Bescheidenheit erlaubte, wenn er sich als das heilige Werkzeug betrachtete, welches Gott, nach seiner Meinung, unter allen jetztlebenden Menschen vorzüglich ausersehen habe, um seine größten Zwecke auszuführen. Doch ließ er diesen Stolz nie diejenigen empfinden, die sich freundschaftlich an ihn anschlossen, noch weniger seine Zuhörer im Lehrsaal und in der Kirche, denen er durch seine Vorträge so nützlich als möglich zu werden suchte. Unter den vielen heftigen Kämpfen beschloß er eine völlige Ausbildung der neuen von ihm gestifteten Kirche. Die-

ses Geschäft unternahm er mit eben dem Muthe, womit er der katholischen Kirche getrotzt hatte, aber mit dem wichtigen Unterschied, daß, so wie er in dem letzteren Falle seinen Zweck durch strenge Behauptung der Glaubensfreiheit jedes Einzelnen erreichte, so verlangte er in jenem, daß Alle, die zu seiner Partei übertraten, die von ihm aufgestellten Lehrsätze unbedingt annehmen sollten. Er änderte 1523 die Liturgie, legte 1524 die Mönchskutte ab, und heirathete eine gottgeweihte Jungfrau, welche das Kloster verlassen hatte — die Catharina von Bora, 1525, welchen Schritt der 42jährige Mann erst nach langem Zaudern that, da ihm schon mehrere Geistliche auf seinen Rath vorangegangen waren. Mit Rath und That unterstützte er die Reformation der Fürsten und Reichsstädte. Weil sein Gemüth von Schwärmerei rein war und er keiner Politik oder Eigennutz fröhnete: so erklärte er sich nachdrücklich gegen die Unordnungen der aufrührerischen Bauern (vrgl. Bauernkrieg), die eigentlich um der unerträglichen willkührlichen Frohndenforderung ihrer Herren und nicht zur Förderung der evangelischen Religion die unseligen Bauernaufstände anfingen. Von 1526 bis 1529 gab der Churfürst von Sachsen mit Rath Luthers, Melanchthons und Anderer, seinem Lande eine neue evangelische Kirchenordnung und Luther zugleich dem Schulunterricht den großen und kleinen Katechismus. Da Luther einmal über gewisse Gegenstände bei sich entschieden hatte, so brachte ihn Nichts von diesen Meinungen ab. Die wichtigsten derselben waren seine Behauptung von der wesentlichen Gegenwart Christi im Abendmahle (die er durch Vergleichung mit einem glühenden Eisen zu erläutern suchte, da in diesem die beiden Bestandtheile, Eisen und Feuer, eben so einig verbunden seyen, als der Leib und das Blut Christi mit Brot und Wein) und von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Wer diese beiden Lehren nicht annahm, konnte kein Mitglied seiner Kirche seyn, und obgleich Luther immer bereitwillig war, seine Lehre aus der Schrift zu beweisen, so trug er doch, wo diese nicht ausreichen wollte, selten Bedenken, seine Meinungen durch gewaltthätige Mittel geltend zu machen. Dies beweiset sein Benehmen gegen Carlstadt, der zwischen Luthers und der katholischen Lehre keinen Unterschied sehen konnte und deßhalb Zwingli's Meinung angenommen hatte, daß Brot und Wein nicht Leib und Blut Christi, sondern nur Zeichen desselben seyen. Das steifsinnige Beharren Luthers bei seinen einmal angenommenen Meinungen machte auch die Vereinigung der schweizerischen und sächsischen Reformatoren unmöglich, und Alle, die die sakramentliche Gegenwart läugneten, wurden von ihm auf eine so lieblose Weise verfolgt, daß er die Schweizer und die deutschen Städte, die Zwingli's und Bucers Meinung angenommen hatten, nicht in den schmalkaldischen Bund aufnehmen und lieber seine ganze Sache der Gefahr des Untergangs aussetzen, als sich der Hülfe derer bedienen wollte, die nicht in allen Punkten des Glaubens mit ihm überein stimmten. In der Lehre von der Vorherbestimmung und von der Rechtfertigung allein durch den Glauben war Luther eben so steifsinnig, als in seiner Abendmahlslehre. Als Erasmus, der die Freiheit des menschlichen Willens in Schutz nahm, ihn in seinem Hyperaspistes zu widerlegen suchte, schimpfte Luther mit großer Erbitterung auf ihn. Bei der Vertheidigung seiner Lehre des allein seligmachenden Glaubens trieb er die Sache noch weiter. Es war ihm nicht genug, den Päpsten, den Kirchenversammlungen und Kirchenvätern hierin zu widersprechen; er stellte sich sogar einem Apostel entgegen, und behauptete, der Brief Jakobi, in welchem die Nothwendigkeit der guten Werke ausdrücklich behauptet und schön erläutert wird, sey in Vergleichung mit den Schriften eines Petrus und Paulus ein stroherner Brief. Alle Streitigkeiten, zu welchen Luthers eigensinnige Beharrlichkeit bei seinen Meinungen Anlaß gab, hier auf-

zuzählen, oder bei der Schilderung der Strenge, womit er Alle behandelte, die unglücklicher Weise etwas mehr oder weniger, als er, glaubten und auch nur um Ein Haarbreit von dem Pfade abwichen, den er vorgezeichnet hatte, zu verweilen, würde uns zu weit führen. Hier ist es hinreichend, auf die Folgewidrigkeit des menschlichen Gemüthes hinzuweisen, wovon Luther ein so merkwürdiges Beispiel liefert. Seit dem öffentlichen Vortrage der protestantischen Confession auf dem Reichstage zu Augsburg von 1530 schritt schnell die Reformation immer weiter vorwärts; 1537 schrieb Luther die schmalkald. Artikel und verweigerte 1545 für sich und seine Anhänger die Theilnahme am tridentinischen Concilium. Die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen beunruhigten ihn oft mehr, als mit seinem gesunden Verstande verträglich schien; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Person, ein immer geschäftiges, böses Princip, und wer sich der Sache Gottes zu widmen wähnte, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren," sagte er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte." Man erstaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte; — das Werk der Bibelübersetzung, schwer und weit umfassend genug, um ein ganzes Leben zu beschäftigen, brachte er von 1521 bis 1534 völlig zu Stande; dabei aber kam er durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens den fruchtbarsten Schriftstellern aller Zeiten gleich; seit 1512 predigte er in jeder Woche mehrere Male, ja in gewissen Perioden täglich, verwaltete das geistliche Amt im Beichtstuhle und am Altare, und führte einen ausgebreiteten lateinischen und deutschen Briefwechsel über Gegenstände aller Art mit Großen, Gelehrten und Freunden, so daß es unbegreiflich seyn würde, wie sein von beständiger Kränklichkeit geplagter Körper eine so gewaltsame Anstrengung so lange habe aushalten können, wenn man nicht wüßte, wie mächtig ein lebhafter, ganz mit einer Lieblingsidee beschäftigter Geist selbst den hinfälligsten Körper mit sich empor zu heben und zu erhalten vermöge. Ja die Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Geschäften machte es ihm möglich, noch manche Nebenstunde dem geselligen Vergnügen, ja sogar dem Gartenbau zu widmen. Er war ein geselliger Mann an der Tafel, sang und spielte die Flöte und Laute. Seit 1531 litt er am Schwindel und Steinschmerzen und starb zu Eisleben, bei einer Vergleichshandlung der unter sich uneinigen Grafen zu Mansfeld am 18. Februar 1546, mit Hinterlassung seiner Wittwe, die 1552 zu Torgau starb und vier lebender Kinder, in geringen Vermögensumständen. Sein Leichnam ruht in der Schloßkirche zu Wittenberg und seine männliche Nachkommenschaft erlosch mit dem Rechtsconsulenten Martin Gottlieb Luther 1759; männliche Seitenverwandte desselben leben arm im Meiningenschen in und um Möra, für die eine Stiftung durch Collekte des Raths Becker in Gotha gegründet wurde. Es würde Einseitigkeit verrathen, wenn Luthers Wirksamkeit allein nach seiner Lehre bestimmt werden sollte. Sein Styl in der lat. Sprache ist ausdrucksvoll und männlich, aber es fehlt ihm doch zu sehr an Zierlichkeit, und er scheint mehr dem Charakter einer heftigen Kampf=

schule, als dem stillen und sanften Fluß einer ruhigen Belehrung angemessen zu seyn. Der Unbefangene wird sich nicht beigehen lassen, Luther's Streitschriften durchaus vertreten und, was er selbst nicht auf sich nahm, in Allem rechtfertigen zu wollen. Sie sind Urkunden unerschütterlicher Festigkeit; sie zeugen von seiner Thatkraft und Tapferkeit; sie erfreuen durch jugendlich frischen Muth, durch Gewandtheit und Neuheit, durch unerschöpflichen Reichthum an Witz und Spott; aber oft begegnen uns in ihnen Uebertreibungen und Derbheit, welche aller Mäßigung ermangeln, oft harter Starrsinn und schneidende Bitterkeit, auch im raschen Streiten manche Uebereilungen und Verwechselungen oder geschichtliche Unrichtigkeiten. Sein Hartsinn mußte wachsen mit dem eigensinnigen, bald sinnlosen, bald bösartigen Widerstande (was jedoch bei Erasmus nicht der Fall war), der seinen Bestrebungen entgegen gesetzt wurde. Thöricht ist es, über den Ausdruck zu rechten und die ungeschminkte Verständlichkeit und Grobheit oder sogenannte Anstößigkeit desselben verwerflich und unschicklich zu finden; so war der Sprachgebrauch seiner Zeit; so galt er an Höfen und im Geschäftsleben, auf der Kanzel und in der Gerichtsstube, unter Landleuten, Bürgern und Rittern; Allen faßlich und, wer ihn nicht fürchten mußte, genehm. Luther fand den wahren Ton, welcher zum Herzen des Volkes und der Kinderwelt dringt; seine Katechismen sind unübertroffene Meisterstücke. Er wird für immer ein Muster der Erbauung für evangelische Christen bleiben; seine Erläuterungen einzelner Psalme und biblischer Stellen aus den Schriften des alten und neuen Testaments, so wie seine Predigten und viele seiner Gelegenheitsschriften schließen einen köstlichen Schatz geistreicher, herzvoller Belehrungen und Zurechtweisungen ein. Die Flugschriften, kleinen und größeren Bücher Luthers fanden bei ihrem Hervortreten allgemeinen Eingang und machten schnell aufeinanderfolgende Auflagen nothwendig, wie das unter anderen der Fall war mit dem „Sermon vom Ablaß und Gnade" (Wittenb. 1517, 4.; in 3 Jahren 10mal gedruckt); „von dem ehelichen standt" (1519; in 4 Jahren 13mal); „von dem Wucher" (1519; in 6 Jahren 11mal); so wurde auch der „deutsch Psalter" (s. 1524) und die von Luther selbst für sein bestes Buch erklärte Kirchenpostille (s. 1527, F.) mehrmalen gedruckt und die letztere öfter (s. 1563 viermal) in das Niederdeutsche übertragen. Auf gleiche Weise wurden schnell vergriffen „An den christlichen Adel deutscher Nation: Von der geistlichen Standesverbesserung" (Leipz. 1520; in 3 Jahren 6mal); „von dem Papstthum zu Rom" (W. 1520; 8mal); „von der Babylonischen Gefangenschaft" (1520; 3mal lateinisch; 2mal deutsch); „von der Freiheit eines Christenmenschen" (1520; 4mal) u. s. w. — Eine gleich fruchtbare Vielseitigkeit bei höchster Einfachheit und Faßlichkeit lieget in Luthers geistlichen Liedern (Wittenberg 1524; acht Lieder; Leipzig 1545, 8; 89 Lieder); sie sind ganz Kraft und Leben, voll Gefühles, frommer Kindlichkeit und Hoheit; ihr Versmaß hat ungemein viel Wohllaut und Behaltbarkeit und läßt bald ahnen, wie vertraut der Dichter mit der Tonkunst und deren Forderungen für Volksgebrauch gewesen seyn muß. Luthers Verdienst um die Bildung unserer Muttersprache ist so ausgezeichnet, daß mit ihm ein neuer Zeitabschnitt für dieselbe angenommen werden muß. Ihm ist die Sprache ein scharfschneidendes Schwert der Gedanken; ihm leihet sie ihr Ungestüm und ihre Donner; ihm ihre Zartheit, Anmuth und Geschmücktheit. Durch Luthers vieljähriges angestrengtes Arbeiten flossen die oberdeutschen Mundarten in Eine, seitdem herrschend gebliebene Büchersprache zusammen, welche bei mehrerer Berücksichtigung des Niederdeutschen bedeutend gewonnen haben möchte. Das unvergängliche Denkmal, welches Luthers Herrschaft über die deutsche

Sprache verewiget, ist die Uebersetzung der heiligen Schrift; sie erschien zuerst einzeln (das N. T. 1523; die Bücher des A. T. s. 1523 bis 1534) und wurde nach ihrer Beendigung wiederholt durchgesehen und sorgfältigst überarbeitet (1541; 1545, F.). — Von seinen Werken (deren bis jetzt vollständigstes, aus 400 Nummern bestehendes Verzeichniß in Rotermunds „Fortsetzung und Ergänzungen zum Jöcherschen Gelehrten-Lexikon" B. 4 nachgesehen werden kann) haben wir fünf Ausgaben und dennoch keine, welche dem Stoffe und der Behandlung nach genügen kann. In der Wittenberger (die deutschen Werke 1539—1559, 12. Fol.; die lateinischen 1545—1558, 7 Fol.; beide 4 bis 5mal aufgelegt) sind die härtesten Stellen ausgelassen und manche Ausdrücke gemildert; vollständiger und reiner ist die ihr entgegengesetzte nach der Zeitfolge geordnete Jenaische 1555—1558; 8 t. 4 lat. Fol.; 5 bis 6mal aufgelegt; zu beiden gehören die von J. Aurifaber (Eisleben 1564 f. 2 F.) besorgten Ergänzungsbände. Die von J. Christfried Sagittarius herausgegebene Altenburger (1661—1664 10 Fol.) ist vollständiger, als die Jenaische, auf welche sie gebaut ist, enthält aber bloß die deutschen Schriften. Für alle drei bisher genannte Ausgaben ist ein Ergänzungsband zu Halle (1702, F.) erschienen. Die Leipziger (1729—1740, 23 Fol.), bei welcher die Altenburger zu Grunde lieget, und die unter J. Gg. Walch's Aufsicht und mit dessen schätzbaren Einleitungen herausgekommene, dem Aeußeren und Inneren nach empfehlenswürdigste Hallische (1737—1753, 24 B. 4.) sind zwar vollständiger, aber ganz deutsch und wegen beobachteter Sachordnung für urkundlich-geschichtlichen Gebrauch nicht ausreichend, obgleich der Hallischen Ausgabe ein alle andere Ausgaben berücksichtigendes Verzeichniß der Lutherschen Schriften nach der Zeitfolge beigefügt ist. So entbehren wir demnach immer noch eine ganz vollständige, urkundlich-treue und genaue, mit Nachweisung der Abweichungen und Veränderungen in den Urschriften versehene, Sammlung aller Werke Luthers. Noch weniger ist für Zusammenstellung seiner überaus zahlreichen, zum Theil ungedruckt zerstreuten Briefe gesorgt worden. Unter den vielen Auszügen aus Luthers Schriften sind vorzüglich zwei beachtungswerth; der von F. W. Lomler (Gotha 1817, 3 B. 8) in geschichtlicher Beziehung und die von Niethammer veranstaltete „Weisheit Luthers" (Nürnberg 1816, 3 B. 12.; NA. 1817, 2 B. gr. 8) für Erbauung des evangelischen Volkes; auch enthält dieselbe J. Mathesius Lebensbeschreibung und Luthers Tischreden im Auszuge. Ueber das 1821 Luthern errichtete Denkmal zu Wittenberg, s. d. A.

Lüttich, eine Provinz des Königreichs der Niederlande, die 1815 aus dem ehemaligen Departement der Ourthe, oder dem ehemaligen Bisthum Lüttich, dem Herzogthum Limburg und andern Theilen gebildet wurde und auf 102 Q.M. an 370.000 Einw. zählt. Sie wird von der Maas durchströmt, deren Ufer eben so schön als fruchtbar sind; die südöstlichen Theile dieser Provinz bestehen aus unfruchtbaren Berghöhen, haben jedoch ansehnliche Waldungen. Sie ist reich an Bergwerken und schönen Viehweiden, so wie an Tuch- und Eisenfabriken. Nur an dem östlichen Rande wird Deutsch, in der ganzen übrigen Provinz Französisch gesprochen. Der Hauptort ist Lüttich, frz. Liège, holländ. Luyk, eine große, aber sehr unregelmäßig und winklig gebaute Stadt an beiden Ufern der Maas und an der Ourthe. Man zählt 10 große Vorstädte, 9 Thore, 154 Straßen, 17 verschiedene Brücken, 2 schöne Quais, bei einer Bevölkerung von beinahe 50.000 Seelen, die ein schlechtes, verdorbenes Französisch reden. Ehemals war die Stadt befestigt und hätte eine starke Citadelle; sie war der Sitz eines Bisthums, welches zum westphälischen Kreise in Deutschland gerechnet wurde. Die Einwohner genossen damals großer Freiheiten, welche sie aber zu häufigen Unruhen und Widerspänstigkeiten mißbrauchten. Unter den Gebäuden sind bemerkens-

werth durch Kunst und Pracht: die Kathedrale; die St. Paulskirche und der Hauptaltar von St. Martin; das neue Schauspielhaus, an einem großen freien Platze, der mit Alleen und Fontainen geschmückt ist; die große Kanonengießerei. Lüttich ist der Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs mit einem Priester-Seminarium; auch ist hier einer der drei obersten Gerichtshöfe des Königreichs und ein königl. Collegium. Lüttich gehört ferner unter die Zahl der drei, durch eine königl. Verordnung am 25. Sept. 1816 neu gestifteten Universitäten des Königreichs der vereinten Niederlande. Sie zählt bei einer Anzahl von 18 Professoren, die in vier Fakultäten, der Jurisprudenz, Medicin, der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, der spekulativen Philosophie und Literatur, vertheilt sind, zwischen 4—500 Studirende. Ein schönes Gebäude, ehemals den Jesuiten angehörig, ist der Universität eingeräumt. Es ist so geräumig, daß es nicht bloß Raum für sämmtliche Auditorien darbietet, sondern auch für die Bibliothek und alle andern naturhistorischen, physikalischen und sonstigen Sammlungen, die damit verbunden sind. Der botanische Garten, womit es umgeben ist, bietet zugleich angenehme Erholungen in den Zwischenstunden dar. Die Stadt hat ansehnliche Fabriken, unter welchen die Gewehrfabriken die berühmtesten sind. Außerdem wird hier viel Blech und andere Eisenwaaren verfertigt, wozu die in der Gegend befindlichen überaus reichen Steinkohlengruben die Mittel gewähren. Man rechnet den Ertrag auf beinahe 9 Millionen Centner Kohlen jährlich. Der Handel Lüttichs mit diesen Fabrikaten und Produkten, so wie der Speditionshandel ist ansehnlich; daher ist auch hier eine Börse und ein Handelsgericht. Die Gegend von Lüttich ist bergig und schön, und liefert außer den Steinkohlen noch viel Alaun, Galmei, Flintensteine, Wetzsteine und vortreffliche Bausteine.

Lützen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Provinz Sachsen mit 1000 Einw., berühmt durch 2 große Schlachten (s. d. folgenden Art.).

Lützen (Schlacht bei), am 6. Nov. 1632. Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingefallen war, so glaubte Wallenstein, daß der König vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und schickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab. Sogleich brach Gustav auf, rückte nach Weißenfels und stand am 5. November Abends dem Heere Wallensteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten sich zur Schlacht und der kaiserliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch in Halle mit der Belagerung der Moritzburg beschäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen. Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll standen die Heere, und die Schweden sangen zum Schalle der Trompeten und Pauken ihre geistlichen Lieder. Nach 11 Uhr, als die Sonne durchblickte, schwang sich der König nach kurzem Gebete auf sein Pferd, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels (den linken führte Bernhard von Weimar) und rief: „Nun wollen wir dran! Das wollt der liebe Gott! Jesu! Jesu! Hilf mir heut streiten zu deines Namens Ehre!" Jetzt führte er die Seinigen gegen die Kaiserlichen, welche wohlverschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten desselben, aufgestellt waren. Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzten diese tapfern Bataillons mit unerschrocknem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verliessen ihren Posten, die Gräben wurden übersprungen, die Batterie selbst ward erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Ein mörderischer Kampf erhob sich, der nahe Feind gab dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann focht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr machte

dem Schwert und der Pike Platz und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie ging bei diesem Rückzug verloren. Indessen hatte der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittnen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Er eilte hin und ward, als er sich dem Feinde, um eine Blöße in seiner Schlachtlinie zu entdecken, zu sehr nahte, erschossen (s. d. Art. Gustav Adolph). Die Schreckenspost durcheilte in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündete sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Mit Löwengrimm warfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistete und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wurde. Zugleich gab Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führte von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell war der linke Flügel wieder geordnet und mit Macht drang er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fiel in seine Hand, und auf die Feinde selbst wurden jetzt diese Donner gerichtet. Es neigte sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hing nur noch an einem einzigen Augenblick. Alle erhaltene Vortheile waren verloren und eine ganze neue Schlacht begann. Pappenheims Völker waren aber in der Plünderung von Halle begriffen, als ihr General den Befehl erhielt, nach Lützen zurückzukehren. Die zerstreute Infanterie vermochte er nicht so rasch zu sammeln; er raffte daher 8 Cavallerie-Regimenter zusammen und eilte zum Schlachtfelde. Kaum in die Schlachtlinie gerückt wurde er durch die Flucht des linken Flügels mit fortgerissen; doch mit schneller Gegenwart des Geistes sammelte er die Völker wieder, sein wilder Muth, der furchtbare Andrang seiner Schaaren rannte die Schweden nieder, schon mehrere der tapfersten Regimenter lagen todt hingestreckt und der schon erfochtene Sieg der Schweden schien zu wanken, als Pappenheim tödtlich verwundet wurde und starb. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutze mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vortreffen gerissen, zogen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagte. Zum drittenmal setzte sie über die Gräben und zum drittenmal wurden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigte sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander trafen. Heftiger erhitzte sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft rang mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thaten ihr Aeußerstes. Endlich setzte Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine setzen wollte, und der Angriff hörte auf, weil man seinen Feind nicht mehr kannte. Beide Kriegsheere

schieden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönten, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwand aus dem Gefilde. Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verliefen, die Nacht über auf dem Wahlplatze stehen — zugleich der Preis und Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über die Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen.

Lützen (Schlacht bei) den 2. Mai 1813. In den letzten Tagen des Aprils und am 1. Mai war schon auf verschiedenen Punkten Sachsens hartnäckig gekämpft worden. Am 20. April brachen die in und um Leipzig befindlichen Russen und York's Heerhaufen nach Zwenkau, Blücher's Armee von Borna gegen Rötha auf; Winzingerode beobachtete die Feinde am Floßgraben, Miloradowitsch zog von Altenburg nach Zeitz heran; Alles in der Absicht, den Feind in den Ebenen von Lützen so anzugreifen, daß er, wo möglich, von Naumburg und Weißenfels abgeschnitten und gegen die sumpfigen Arme der Pleiße und Elster getrieben würde. Immer näher rückte die Entscheidung; schon befand sich das Heerlager Beauharnois zu Merseburg, zu Naumburg Marmont, Oudinot zu Jena, Buonaparte selbst zu Weißenfels und hier sowohl, als bei Merseburg, ging das französische Heer auf sechs Brücken über die Saale. Bei Poserna, auf der Straße zwischen Weißenfels und Leipzig, entspann sich alsbald ein Gefecht zwischen dem Vortrabe von Ney und Winzingerode, indem Letzterer die wahre Stärke der Gegner zu erforschen beabsichtigte. Nach einer mehrstündigen heftigen Beschießung wichen die Russen zurück; gleich zu Anfange des Gefechts war auf Seiten der Franzosen der Marschall Bessieres gefallen. Am Abend desselben Tages, nachdem auch Beauharnois, mit Macdonald und Lauriston vereinigt, bei Merseburg über die Saale gegangen, begab sich Buonaparte nach Lützen; dorthin zog sich zugleich die Hauptstärke seines Heeres und besetzte die nah gelegenen Dörfer. Dagegen brachen in der Nacht die Verbündeten auf und gingen bei Zwenkau und Pegau über die Elster; auch Alexander und Friedrich Wilhelm trafen am nächsten Morgen an letzterem Orte ein; Leipzig selbst war nur von wenigen Truppen, mit denen sich Kleist von Halle dorthin gezogen hatte, besetzt; diese wurden am Morgen von Lauriston, bei Rückmarsdorf, mit Uebermacht angegriffen und wichen durch die Stadt nach Paunsdorf zurück, worauf sogleich die Franzosen in Leipzig einrückten. Inzwischen war das Hauptheer der Verbündeten über den Floßgraben gegangen und bis gegen Großgörschen vorgerückt, während Buonaparte, der erst in einigen Tagen eine Schlacht erwartet hatte, noch auf dem Marsche nach Lützen gegen Leipzig begriffen. Die Dörfer Groß- und Kleingörschen, Rahna und Kaya, vor der Stellung der Verbündeten, in einer mit Gräben, Gebüsch und Wiesen durchschnittenen Gegend, waren von den Franzosen, wie jene glaubten, nur schwach besetzt. Daher war ihr Plan, diese Dörfer zu nehmen, dann gegen das feindliche Hauptheer vorzudringen, dessen rechten Flügel zu überwältigen und dadurch von der Saale gänzlich abzuschneiden, darauf die Feinde mit der Reiterei zu umgehen und im Rücken anzugreifen. Demgemäß drang die verbündete Armee, die in der Schlacht selbst, da Miloradowitsch noch mit 12.000 Mann bei Zeitz, Kleist mit 5000 bei Leipzig stand, kaum 70.000 Streiter zählte, in drei Linien, von denen die Blüchersche Armee die erste, die Wittgensteinsche die zweite, Winzingerode nebst den russischen Garden und Grenadieren die Reserve bildeten, um Mittag gegen die Dörfer vor. Großgörschen, welches von Marmont's Heerhaufen, der den Nachtrab des französischen Heeres bildete, besetzt war, ward zuerst von den Preußen angegriffen: und trotz der heftigsten Gegenwehr des durch immer neue Truppen verstärkten Feindes, so wie auch Rahna und

Kleingörschen erstürmt. Auf die ersten Kanonenschüsse hatte Buonaparte alsbald alle nach Leipzig vorrückenden Schaaren gegen Lützen umkehren lassen und sie gegen Kaya in Marsch gesetzt. Etwa 14.000 Preußen hatten sich bis jetzt im Kampfe befunden und schon hatte sie die immer wachsende Uebermacht der Feinde aus Kleingörschen wiederum verdrängt, als ein neuer Sturm, durch einige glückliche Reiterangriffe unterstützt, sie zum zweiten Male in den Besitz desselben setzte. Mit einem Theile der Reserve verstärkt, griffen sie mit gleich unwiderstehlichem Ungestüme auch Kaya an, das von Ney besetzt war, und in einem Augenblicke waren die Franzosen geworfen. Kaya selbst gerieth in Brand. Es war sechs Uhr Abends und die Preußen waren kämpfend etwa eine Viertelmeile vorgedrungen. In diesem entscheidenden Augenblicke kam Buonaparte bei Kaya an; gelang es den Preußen, noch eine halbe Stunde weiter zu dringen, so war die Linie der Franzosen, zwischen Weißenfels und Leipzig, durchbrochen und die Reiterei der Verbündeten konnte alsdann die Feinde im Rücken angreifen. Daher stellte Buonaparte die alte Garde und was er an Reiterei bei sich hatte, hinter Kaya zu Reserve auf; er selbst blieb, ängstlich des Ausganges harrend, in der Nähe. Allein auch der Angriffsplan der Verbündeten war durch den unverhofft lebhaften Widerstand, den sie bei den Dörfern gefunden, verrückt und schon mußte die zweite Linie unter York und Berg, zusammen etwa 13.000 Mann stark, ins Gefecht gezogen werden; den feindlichen rechten Flügel, wie anfangs beschlossen worden, zu überwältigen und dadurch einen entscheidenden Schlag auszuführen, schien bei der Uebermacht der Feinde unmöglich. Durch zahlreiches grobes Geschütz beschossen und von der verbündeten Reiterei bedroht, zog sich zwar der rechte feindliche Flügel, der sich bisher an das Dorf Starsiedel gelehnt, hinter dasselbe zurück, dagegen aber rückten immer stärkere Massen französischen Fußvolkes stürmend gegen die von den Preußen eroberten Dörfer heran, und Blücher's Armee, die bisher beinah allein ins Gefecht gekommen, behauptete sich nur durch die heldenmüthige Tapferkeit in dem unverhältnißmäßigen Kampfe. Um endlich der Schlacht eine entscheidende Wendung zu geben, griff, auf Wittgenstein's Befehl, das Fußvolk Winzingerode's, unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg, den Feind in seiner linken Flanke an, sah sich aber beinah in demselben Augenblicke von Beauharnois, der erst jetzt von Leipzig auf dem Schlachtfelde ankam, selbst mit Uebermacht überflügelt und vermochte nur mühsam diesem unerwarteten Angriffe zu widerstehen. Schon hatte die Schlacht mit unerhörter Wuth mehrere Stunden gedauert; kaum 13.000 Mann frischen Fußvolkes waren noch den Verbündeten, 40 bis 50.000 dagegen dem Feinde übrig; daher verließen allmählig die Preußen beim Einbruche der Nacht die blutig erkämpften Dörfer und zogen langsam und in Ordnung eine kleine Strecke zurück. Ein letzter Angriff, den, um zehn Uhr Abends, Blücher mit neun Schwadronen preußischer Reiter gegen die feindliche Linie unternahm, brachte zwar die vordersten Truppen desselben in Unordnung und Buonaparte selbst in Gefahr, gefangen zu werden; allein in die zahlreichen, gleich wie sie den Tag über gefochten, im Viereck gelagerten Schaaren des französischen Fußvolks einzubrechen, ward vergeblich versucht. Mit tausend Gefangenen und zehn eroberten Kanonen traten die Preußen am folgenden Morgen ruhig und in fester Ordnung den Rückzug an; kaum drei hundert schwer Verwundete, keine einzige Kanone blieben in der Gewalt der Feinde zurück. Mit begeistertem Heldenmuthe hatten an diesem Tage die Preußen gekämpft, allein nicht ohne beträchtlichen Verlust; beinah 8000 Mann hatten sie an Todten und Verwundeten eingebüßt, unter diesen auch Blücher und Scharnhorst, der bald darauf zu Prag an den Folgen seiner Wunden starb; kaum 2000 Mann hatten da-

gegen die Russen verloren. Buonaparte selbst gab seinen Verlust auf 10.000 Mann an; an Verwundeten allein belief er sich nahe an 20.000.

Lützow, eine uralte meklenburgsche, in Sachsen, Preußen und Dänemark verbreitete, zum Theil freiherrliche Familie, welche schon unter dem Banner Heinrich des Löwen in Meklenburg einwanderte. Ihr gehört der Stifter des berühmten lützowschen Freicorps im Freiheitskriege, der kühne preußische Major von Lützow an, der jene tapfere Schaar, durch den Tugendbund dazu aufgefordert, im April 1813 in Schlesien zusammen berief. Sie kämpfte zuerst in Sachsen wider die Franzosen und war bestimmt, den Volkskrieg im Rücken des Feindes, wie Spaniens Guerillas (s. d. Art.), zu organisiren, welches jedoch der am 7. Juni 1813 mit Napoleon abgeschlossene Waffenstillstand vereitelte, und die Aufreibung der Reiterei des Corps bei Kitzen durch Ueberfall veranlaßte. Nach der Lützener Schlacht ging ein Theil des Corps nach Schlesien, ein anderer Theil ging über die Saale und ein dritter blieb an der Elbe. Nachher stand das Corps unter Wallmoden und hernach vor Jülich, wo es wegen der größeren Zahl der belagerten Feinde viel litt. Nach dem Kriege wurde aus der Freischaar ein Regiment gebildet, welches bei Ligne 1815 tapfer gekämpft hat.

Luxembourg (François Henri de Montmorency, Herzog von), einer der größten Feldherren seines Jahrh., geb. den 8. Januar 1628, war der Sohn des berüchtigten Grafen von Bouteville, dem Ludwig XIII., weil er in einem Duell seinen Gegner erstochen, den Kopf abschlagen ließ, trat in franz. Dienste und wohnte 1647 unter dem Herzoge von Enghien dem Feldzuge in Catalonien bei. Die Schlacht von Lens machte ihn zum Marechal-de-Camp, obwohl er erst zwanzig Jahre alt war. Bei Eroberung der Franche-Comté 1668 zeichnete er sich besonders aus und wurde Generallieutenant. Eine Armee kommandirte er jedoch erst 1672 gegen Holland und schnell auf einander nahm er Grool, Deventer, Coeworden, Zwol, Campen u. s. w. und besiegte die Armeen der Generalstaaten bei Bodegrave und Woerden. Damals unternahm er auch den schönen Rückzug mit 16.000 Mann mitten durch 70.000 Feinde nach Charleroi, ohne einen einzigen Wagen zu verlieren. Nach der Schlacht von Senef erhielt er 1675 den Marschallsstab, befehligte darauf, nach Turenne's Tode, einen Theil der französischen Truppen, ließ sich aber Philippsburg entreißen. Glücklicher war er gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien 1678, der ihn unvermuthet überfiel, aber von ihm nachdrücklich zurück geschlagen wurde. Den meisten Ruhm verschafften ihm jedoch die Siege bei Fleurus 1690, bei Steinkirchen den 4. August 1692 und bei Neerwinden den 29. Juni 1693, und zwar ersterer über den Fürsten von Waldeck, die beiden letztern über den Prinzen von Oranien. Er starb zu Versailles den 4. Januar 1695.

Luxemburg, ehemals ein Herzogthum und eine Provinz der österr. Niederlande, von 1795—1814 das franz. Wälder-Departement bildend, wurde durch den Wiener Congreß 1815 größtentheils dem Könige der Niederlande aus dem Hause Oranien für seine abgetretenen gesammten deutschen Erblande als Entschädigung überlassen. (Es steht übrigens das Haus Oranien (otto'scher Linie) wegen Luxemburg in Erbverbrüderung mit dem Hause Nassau walramscher Linie, und nach Abgang des Mannsstammes beider nassau'schen Linien, ist eventueller Erbe in diesen beiden deutschen Staaten das königl. preußische Haus). Luxemburg führt den Titel eines Großherzogthums, obgleich es seine Verfassung aufs innigste mit den Niederlanden verbunden hat. Auf Luxemburg ruhet die elfte deutsche Bundesstimme mit drei Stimmen im Plenum. Das Land ist 108/10 Q.M. groß, hat 265.000 Einw. und über 2½ Mill. Gl. Einkünfte. Es hat viel Berge und Wald, herrliche Viehweiden, viele Eisengruben, wenig Getreidebau, könnte aber an

der Mosel einen guten Wein haben. Ein kleiner Theil des Landes gab der Wiener Congreß an Preußen, wo er zur Provinz Niederrhein gehört. Luxemburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Großherzogthums, mit 1500 Häusern und 9500 Einw., hat als deutsche Bundesfestung stets eine starke Besatzung, wovon 3 Viertheile Preußen und 1 Viertheil Niederländer sind. Der Großherzog erhielt das Recht, den Gouverneur und Militär-Commandanten der Festung, jedoch mit Genehmigung der exekutiven Gewalt des Bundes, zu ernennen, welches er 1816 an den König von Preußen abgetreten hat, jetzt aber von der Bundesversammlung selbst geübt wird. Sie liegt an der Elz, ist eine der stärksten Festungen in Europa, meistens auf einem Felsen, und die Festungswerke sind aus demselben gesprengt.

Luxus. Nur mit großen Einschränkungen kann Montesquieu's Behauptung gelten: Si les riches ne dépensent pas beaucoup, les pauvres mourront de faim. Ihr Aufwand muß in diesem Falle sittlich und klug seyn, d. h. weder die Ueppigkeit (d. i. Herrschaft der Sinnenlust) befördern, noch die ersten Grundsätze der Haushaltungskunst verletzen, welche auf Plato's Ausspruch zurückführen: die Götter verkaufen dem Menschen Vergnügen (Genuß) um Arbeit. Daher ist Ludwigs XIV. Grundsatz: Un roi fait l'aumône en dépensant beaucoup, durchaus verwerflich: denn gerade der König muß als König Staatswirth im strengen Sinne des Worts seyn, d. h. durch Ordnung und Sparsamkeit nicht nur die nothwendigen, stehenden Ausgaben decken, sondern auch einen Ueberschuß für unvorhergesehene, außerordentliche Ausgaben der Staatskasse sichern, und den öffentlichen Credit selbst durch die Meinung, die man von seiner strengen Wirthschaftlichkeit hat, unterstützen. Vrgl. Aufwandgesetze u. Bedürfniß.

Luynes (Charles d'Albert, Duc de), Connetable von Frankreich und erster Minister Ludwigs XIII., geboren den 5ten August 1578 zu Pont-Saint-Esprit, stammte von einer vornehmen Familie zu Florenz ab, ward Page am Hofe Ludwig XIII., stieg von Stufe zu Stufe und wurde nach dem Sturze des Marschalls d'Ancre (1617) an die Spitze des Staats gestellt. Vier Jahre darauf wurde er Connetable, fiel aber kurz darauf in Ungnade und starb bald nachher, den 15 Dez. 1622. So kurz auch seine Regierung gewesen war, so verhaßt hatte er sich in derselben gemacht, und nach seinem Tode noch erschienen eine Menge Schmähschriften gegen ihn.

Luzac (Johann), Philolog, Jurist und Publicist, stammte von einer französischen Familie, die sich nach Widerrufung des Edikts von Nantes nach Holland gewendet hatte, und wurde 1746 zu Leyden geboren. Er studirte die Rechte, trat auch als Sachwalter im Haag und Leyden auf und unternahm in letzterer Stadt 1775 die Redaktion der Leydener politischen Zeitung, die sein Oheim, Stephan Luzac, unter dem Titel: Nouvelles extraordinaires de divers endroits, heraus gegeben hatte, und die zu ihrer Zeit nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika, Indien und China viel gelesen wurde. Nach Valkenaers Tode (1785) erhielt er die Stelle eines Professors der griech. Sprache, vollendete dessen Fragmente vom Kallimachus, schrieb: Lectiones atticae (Leyden 1809. 8.) u. a. m., wurde aber wegen politischer Meinungen 1793 seiner Stelle entsetzt und verlor 1807 beim Auffliegen eines Pulverschiffes sein Leben, nachdem er 1802 in seine Stelle wieder eingesetzt worden war.

Luzern, der größte unter den kathol. Kantonen der Schweizer Eidgenossenschaft, enthält auf 36 Q. M. etwa 100,000 Einwohner. Der Luzerner oder Vierwaldstädter und der Sempacher See; die Reuß und die kleine Emme, welche sich in die Reuß ergießt, sind die Gewässer. Das ganze Land ist zwar gebirgig, doch findet nur im südlichen Theile Alpenwirthschaft statt; bleibender Schnee ist nirgend. Ackerbau und Viehzucht sind die

einzigen Nahrungsquellen; jede andre Betriebsamkeit ist hier beinahe ganz unbekannt. Der Getreidebau ist so bedeutend, daß die benachbarten kleinen Kantone hier ihre Bedürfnisse einkaufen können. Die Verwaltung ist aristokratisch, aber jeder Bürger zu jedem Amte wahlfähig. Zehnten und Zinsen sind ablösbar. Der große Rath von 64 großen und 36 täglichen Räthen, zur Hälfte von der Stadt, zur Hälfte vom Lande gewählt, übt die gesetzgebende Gewalt. Jeder Rath muß 4000 Franken Vermögen haben und 25 Jahre alt seyn; er versammelt sich jährlich dreimal ordentlich und sonst durch Berufung der 36 Räthe des täglichen Raths, der die höchste vollziehende, verwaltende und richterliche Macht ausübt, aber Rechnung ablegt. 12 Räthe desselben mit dem Altschultheiß bilden das höchste Gericht. 2 Schultheiße wechseln im Vorsitz des großen und täglichen Raths. Die beiden ältesten Räthe des täglichen Raths heißen Statthalter. Jeder dieser Räthe muß 30 Jahre alt seyn. Die nächste Instanz üben 5 Aemter und die unterste die Richter der 18 Gerichtsbezirke. Die einzige Stadt von Bedeutung ist Luzern an der Reuß und am Vierwaldstädter See, mit etwa 4000 Einw. Von den 3 Brücken über die Reuß, jede mit Gebäuden geziert, ist die Hofbrücke, von welcher man die herrlichste Aussicht über den See und die entfernten Alpen hat, die merkwürdigste. Das sehenswerthe Zeughaus enthält viele Beutestücke und Alterthümer aus den Schweizerkriegen. Das Merkwürdigste in Luzern ist das vom General Pfyffer v. Wyher angefertigte Modell in erhabener Arbeit, von einem Theile der Schweiz. Es stellt in einem Raume von 20½ F. Länge und 12 F. Breite 60 Q. Stunden mit der außerordentlichsten Treue dar, so daß 1000 F. in der Natur hier 1 Zoll einnehmen. Es umfaßt den Kanton Luzern und Theile der benachbarten. Jetzt ist Luzern der Sitz eines päpstlichen Nunzius, hat ein kath.-theologisches Seminarium, schöne Domkirche, Rath- und Zeughaus, mehrere wissenschaftl. Sammlungen, Lyceum und eine Kunstakademie. An einer schroffen Felsenwand in der Nähe der Stadt ist nach der Zeichnung Thorwaldsens von dem Künstler Ahorn ein kolossaler Löwe, zum Andenken der bei Vertheidigung der Tuilerien, am 10. Aug. 1792 gefallenen Schweizer, ausgehauen. Der Handel ist nicht unbeträchtlich, indem beinahe alle Güter aus Deutschland und Frankreich nach Italien hier eingeschifft werden, und dann die Straße über den Gotthard nehmen.

Lyceum, Lykeion, eines von den drei vornehmen Gymnasien zu Athen, welches sich am Ufer des Ilissus befand und seinen Namen vom Apollo Lycius hatte, dem es gewidmet war und dessen Statue sich auch am Eingange befand. Die Erbauung dieses Gebäudes wird von Einigen dem Pisistratus, von Andern dem Perikles und von noch Andern dem Lykurgus zugeschrieben. Vielleicht legte Pisistratus den Grund, Perikles führte es auf, und Lykurg erweiterte und verschönerte es. Die Mauern waren mit Malereien verziert. Die Gärten wurden zu Plato's Zeit neu wieder hergestellt. Unter den Bäumen befanden sich Sitze zum Ausruhen. Im Lyceum war es, wo Aristoteles im Spazierengehen seine Philosophie lehrte. Wer aus dem Lyceum etwas entwendete, das über 10 Drachmen werth war, der mußte nach Solons Gesetzen sterben. In der Folge wurde es vom macedonischen König Philipp, des Demetrius Sohn, verbrannt; Sylla ließ bei der Belagerung von Athen die umher stehenden Bäume ausrotten. Cicero hatte in seinem Tusculanum auch ein Gymnasium, das Lyceum hieß. Ueber die Lyceen in neuerer Zeit s. d. Art. Schulen.

Lydien, in ältern Zeiten Maönien, eine ansehnliche und fruchtbare Landschaft in Kleinasien, deren Küste am ionischen Meere die Jonier besetzt hatten. Gegen Süden trennte sie der Mäander (Meinder) von Carien, gegen Osten gränzte sie an Phrygien, gegen Norden an Mysien. In den ältesten Zeiten

war hier ein berühmtes Königreich, dessen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizel Irmak) vom persischen geschieden wurde. Cyrus überwand hier den letzten lydischen König Crösus (s. d. Art.). Alle alte Geschichtschreiber und Geographen rühmen die außerordentliche Fruchtbarkeit Lydiens und die Reichthümer ihrer Könige. Besonders wurden die Lydier unter ihrem letzten Könige Crösus das reichste, aber bald nachher das nichtswürdigste und üppigste unter allen asiatischen Völkern. Sie waren die Erfinder der kostbarsten und weichlichsten Kleider und Tapeten, der wohlriechendsten Salben und leckerhaftesten Gerichte. Bei den vielen wundervollen und glänzenden Schilderungen der Reichthümer der lydischen Könige muß man bemerken, daß sie zu einer Zeit von Griechen gemacht wurden, wo diese noch arm waren, und daß jene Schilderungen nicht vom Wohlstande des Volks, sondern nur von einzelnen Königen oder mächtigen Privatpersonen oder Dynastien gelten. Solchen war es leicht, große, den Griechen ungeheuer scheinende, Schätze zu sammeln. Außerdem, daß die lydischen Könige und Große aus den goldreichen Flüssen Hermus (jetzt Sarabal) und Paktolus und aus Bergwerken ihre Schatzkammer füllen konnten, erhielten sie alle Bedürfnisse für sich und ihre Familie durch Geschenke, oder durch die Arbeit der Sklaven. Ihre Bedienten besoldeten sie ebenfalls mit natürlichen oder künstlichen Produkten, welche in großen Vorrathshäusern aufbewahrt wurden, und wenn sie ja einmal etwas einkaufen mußten, so wurde dieses wieder gegen Gaben oder Waaren eingetauscht. Sie hatten also fast gar keine Gelegenheit, edle Metalle auszugeben, und diese mußten sich folglich immer mehr aufhäufen. Daß Crösus mehr Reichthümer hatte, als alle seine Vorgänger, ist nicht zu verwundern, da er die ganze Küste von Vorderasien sich unterwarf und alle Handelsstädte ausplünderte. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß die Lydier lange vor den Griechen eine gewisse Cultur erreicht haben, und daß die griechischen Colonien in Vorderasien ihnen die schnellern Fortschritte in Künsten und Wissenschaften verdankten, welche sie vor den Griechen im Mutterlande machten. Man schreibt den Lydiern zu: die Erfindung der Gold- und Silbermünze, die erste Erfindung von Gasthöfen und mancherlei Spielen zum Zeitvertreib. Von ihnen empfingen die asiatischen Griechen musikalische Instrumente und gewisse Musikarten, verschiedene Manufakturen und besonders die Kunst, Wolle zu färben, welche nachher in Milet so sehr vervollkommnet wurde; desgleichen die Kunst, das Erz zu schmelzen und zu verarbeiten, vielleicht auch die ersten Anfänge der Malerei und Bergwerkskunst. Wie weit sie es in der Bearbeitung der Metalle gebracht hatten, beweisen die Geschenke ihrer Könige, die man noch zu Herodots Zeiten in Delphi zeigte. Auch das muß zugestanden werden, daß die Lydier wenigstens einen starken Landhandel trieben. Ihr Land war einer der natürlichsten Sammelplätze der asiatischen Waaren, welche nach Europa gebracht werden sollten. Die Lydier lieferten also wenigstens diese Waaren von Oberasien bis zu den griechischen Städten an der Seeküste. Von diesem Landhandel haben sich mehrere Beweise bei den Alten erhalten. Sardes selbst wird als der Ort geschildert, wo Griechen, Phrygier und selbst die entfernten nomadischen Völker zusammen kamen, ihre Waaren gegen einander auszutauschen. Hier war besonders ein Hauptmarkt des Sklavenhandels, der die Harems der Perser mit Verschnittenen versah. Jetzt gehört Lydien zu der türkischen Statthalterschaft Natolien (Anadoli).

Lykophron, aus Chalkis in Euböa gebürtig, ein Grammatiker und einer der berühmtesten griechischen Trauerspieldichter. Er lebte um 284 v. Chr. unter Ptolemäus Philadelphus, bei dem er sich durch seine Anagramme sehr beliebt machte, wozu er mehr Anlagen, als zum Dichten überhaupt hatte. Nach einigen alten Schriftstellern war er ein Sohn des Sokles, und

wurde vom Lykus Rheginus, einem Geschichtschreiber, adoptirt. Er soll an einer Wunde gestorben seyn, welche ihm einer seiner Gegner mit einem Pfeile beibrachte, als er über die Vorzüge der alten Dichter disputirte. Wir haben von seinen Schriften nur noch ein Trauerspiel, Kassandra oder Alexandra, in jambischen Versen, dessen Sprache aber sehr schwer und mit manchen dunkeln Anspielungen überladen ist. Ein späterer Grammatiker, Johannes Tzetzes, schrieb einen Kommentar dazu. Ausgaben von diesem Trauerspiele sind: mit Tzetzes Kommentar, von Johann Potter, Oxon. 1697 und 1702, in einem Folio Bde.; dann mit dem Kommentar Kanter's von Reichard (Leip. 1738) und zuletzt von Sebastiani (Rom 1803). Tzetzes bezeugt, daß Lykophron 64 oder 66 Trauerspiele geschrieben, von denen Suidas 20 namhaft macht. Die noch übrigen Fragmente seiner verloren gegangenen Schriften hat Wilhelm Kanter gesammelt und erläutert.

Lykurgus, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, lebte um das J. 888 v. Chr. Geb., und war der jüngste Sohn des spartanischen Königs Eunomus. Sein älterer Bruder, Polydektes, folgte dem Vater in der Regierung, starb aber bald und hinterließ das Königreich dem Lykurgus. Aber bald darauf ward bekannt, daß die hinterlassene Gemahlin des Polydektes schwanger sey. Als dies Lykurg erfuhr, erklärte er, daß, wenn sie einen Thronerben gebären würde, er der erste seyn wolle, welcher ihn als seinen König anerkennte. Um die Lacedämonier von der Wahrheit seines Versprechens zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Prinzen. Indessen ließ ihm die Königin sagen, daß sie ohne Anstand ihr Kind tödten wolle, wenn er ihr verspräche, sie zu heirathen. Um ein so abscheuliches Verbrechen zu verhindern, schmeichelte er ihr mit falschen Hoffnungen. Sie kam nun wirklich mit einem Sohne nieder, und da er ihr befohlen hatte, denselben sogleich zu ihm zu schicken, er möchte seyn wo er wolle, so bekam er auf diese Art das Kind in seine Gewalt. Aber weit davon entfernt, demselben nach dem Wunsche der Königin etwas Leides zuzufügen, nahm er es in seine Arme und zeigte es den spartanischen Magistraten mit den Worten: „Hier ist der euch geborne König." Da alle sich über diese edle Handlung sehr freueten, so gab er dem Kinde den Namen Charilaus (die Freude des Volks). Lykurgus hatte schon durch die Weisheit seiner Staatsverwaltung sich allgemeine Hochachtung erworben; diese Handlung der erhabensten Uneigennützigkeit erhob ihn nun auf den höchsten Gipfel des Ruhms, weckte aber auch zugleich den Neid vieler vornehmen Spartaner gegen ihn. Die Königin, aus Rache wegen der erlittenen Beleidigung, unterließ nicht, diese glimmenden Funken zur hellen Flamme aufzublasen und besonders ihre Anverwandten und Freunde gegen ihn aufzuwiegeln. Sie streute unter dem Volke aus, es sey gefährlich, das Leben des jungen Prinzen einem Manne anzuvertrauen, welcher von dessen Tode den größten Vortheil ziehen könne. Dieses anfangs schwache Gerede gewann nach und nach so an Stärke, daß er, um es ganz zu entkräften, den Entschluß faßte, die vormundschaftliche Regierung niederzulegen und sein Vaterland zu verlassen. Ob er bloß aus dieser Ursache von Sparta sich trennte, oder ob er sich schon mit dem Gedanken beschäftigte, ihm eine neue Verfassung zu geben, und deswegen auswärtige Staaten kennen zu lernen wünschte, bleibt ungewiß. Aber wie und wann auch dieser Entschluß in ihm entstanden seyn mag, genug, daß er seine Reisen zu diesem Zwecke benutzte. Nachdem er zuerst Creta besucht hatte, wo die weisen Gesetze des Minos seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, ging er nach Jonien. Hier machte die weichliche luxuriöse Bildung und Lebenssitte der Einwohner und die Kraftlosigkeit ihrer Ge-

setze, welche mit der Einfachheit und Strenge der cretischen Gesetze einen schneidenden Contrast bildeten, den entgegengesetzten Eindruck auf ihn. Dafür entschädigte ihn, wie man sagt, die Auffindung der homerischen Gedichte. Von hier soll er noch mehrere Reisen, unter andern nach Aegypten, Indien und Spanien gemacht haben. Da jedoch in den lykurgischen Gesetzen auch nicht die geringste Spur von ägyptischer oder indischer Weisheit zu finden ist, so zweifelt man daran. Während er so die Materialien zu dem künftigen Gebäude seiner Gesetzgebung zusammenbrachte, wurde Lacedämon von innern Unruhen zerrüttet. Die beiden Könige Archelaus und Charilaus standen bei dem Volke nicht in Achtung; die Bedrückungen der Großen und der Muthwille des Volks, welche beide von keinen Gesetzen im Zaum gehalten wurden, nahmen auch mehr überhand, und die ganze Regierungsverfassung war in Unordnung gerathen. Lykurg war der einzige Mann, den man achtete, den man als denjenigen ansah, welcher im Stande wäre, die Ruhe und Ordnung in Sparta wieder herzustellen, der einzige, der Aller Vertrauen in sich vereinigte; des Volks, weil es Schutz von ihm gegen die Großen und die Einführung einer ordentlichen Verfassung — der Könige, weil sie Schutz gegen den steigenden Uebermuth des Volks von ihm erwarteten. Mehr als einmal kamen Gesandte von Sparta bei ihm an, um ihn zu bitten, daß er dem Staate zu Hülfe eilen möchte. Lange widerstand er, aber endlich gab er den dringenden und einmüthigen Wünschen aller seiner Mitbürger nach. Bei seiner Ankunft in Sparta ward er bald gewahr, daß nicht bloß eine Ausbesserung, sondern eine gänzliche Niederreissung des Gebäudes der Staatsverfassung und die Aufführung eines ganz neuen Baues nach andern Verhältnissen nothwendig geworden sey. Er verbarg sich die Hindernisse nicht, welche ihm dabei im Wege standen; aber er stützte sich auf die allgemeine Achtung, die man seiner Geburt und seinen Tugenden schenkte, auf die Größe seines Muths, auf seine erlangten Einsichten, auf sein Talent, auch die verschiedensten Gemüther durch die Sprache der Wahrheit und der Ueberzeugung zu vereinigen, und auf jene Superiorität, welche allemal ein großer Geist über den Willen des Kleinern hat. Der erste Schritt, den er nun that, war, daß er den Königen die Gerusia, einen Senat von acht und zwanzig, durch ihr Alter ehrwürdigen, Personen an die Seite setzte, ohne dessen Einwilligung jene nichts ausführen sollten. Er wählte dazu lauter kluge, tugendhafte und bejahrte Männer, **Geronten** (s. d. Art.) genannt. Dadurch bewirkte er ein festes Gleichgewicht zwischen der Macht des Volks und der Könige, indem der Senat bald die Partei des einen oder des andern Theils ergreifen konnte, je nachdem einer von ihnen sich zu viel Gewalt anmaßen wollte. Dem Volke erlaubte er zugleich, über die Staatsangelegenheiten seine Stimme geben zu dürfen, untersagte ihnen aber alle Berathschlagungen darüber und verstattete ihm bloß die Freiheit, das zu verwerfen oder zu genehmigen, was die Könige und der Senat vorschlagen würden. Die Spartaner willigten meistens ohne Widerrede in alle seine neuen Einrichtungen. Bloß die gleiche Vertheilung der Eigenthumsgüter erregte unter den Reichen einen Auflauf. Der Tumult ward so heftig, daß Lykurg der Gefahr für sein Leben nur durch die Flucht nach einem benachbarten Tempel zu entgehen beschloß. Einige Mißvergnügte setzten ihm nach, und noch auf dem Wege erhielt er einen heftigen Schlag, der ihm auch das eine Auge soll gekostet haben. Er aber that weiter nichts, als daß er sich umwandte und seinen Verfolgern das von Blut überströmte Gesicht zeigte. Dieser Anblick erfüllte alle mit Scham und Reue; sie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hause. Der Thäter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrausendem Charakter, ward ihm ausgeliefert. Lykurg

verzieh ihm und entließ ihn mit Beschämung. Nachdem Lykurg Sparta's neue Verfassung völlig eingerichtet und ihre Genehmigung von allen Ständen des Staats erhalten hatte, dachte er auf ein Mittel, ihre Dauer für die Zukunft zu erhalten. Er ließ nämlich alle Bürger einen feierlichen Eid schwören, daß sie vor seiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, reisete dann nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen Gesetze für Sparta's Glück hinreichend wären? Die Antwort war: „Sparta wird der blühendste Staat bleiben, so lange er diese Gesetze beobachten wird." Diesen Spruch sandte er nach Lacedämon und begab sich hierauf freiwillig ins Exil. Fern von seinem Vaterlande starb er, wie man sagt, einen freiwilligen Hungertod; nach Einigen zu Cirrha, nach Andern zu Elis oder zu Creta. Auf sein Befehl ward sein Körper verbrannt und die Asche in das Meer gestreuet, damit sie nicht nach Sparta zurückgebracht und das dortige Volk sich des geleisteten Eides für entbunden halten könnte. Ihm zu Ehren ward in Sparta ein Tempel errichtet, und von seinen Freunden eine Gesellschaft gestiftet, welche noch bis in die spätesten Zeiten Sparta's fortdauerte und den Zweck hatte, das Andenken seiner Tugenden zu feiern. Die Hauptabsicht der lykurg. Gesetzgebung war eine gemischte Regierungsform in Sparta einzuführen. Weder reine Monarchie, noch Aristokratie, noch Demokratie schienen ihm wünschenswerthe und zweckmäßige Regierungsformen für das Glück eines Volks zu seyn. Er verband also alle drei zusammen und schränkte eine durch die andere ein. Die beiden Könige und der Senat standen an der Spitze der Regierung, das Volk erhielt wenigstens einen passiven Antheil daran, indem es die Beschlüsse des Senats und der Könige verwerfen oder genehmigen konnte, ohne aber selbst über Staatsangelegenheiten einige Berathschlagungen anstellen zu dürfen. Auf ausdrücklichen Befehl des delphischen Orakels, wie er vorgab, theilte er auch alle Bürger Sparta's in drei, nach Andern in sechs oder mehrere Stämme, und diese wiederum in 50 Zünfte, deren jede ihren eigenen Vorsteher hatte, den man Geroakles, so wie jene Phylen und diese Oben nannte. Mit dieser Einrichtung hing wahrscheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung, so wie die Anordnung zum Kriegsdienste zusammen. Wenn man bedenkt, daß die Spartaner damals, als Lykurg sie bildete, nicht mehr eine wilde, in Wäldern herumstreifende Nation; sondern ein schon gebildetes Volk waren, das eine ordentliche Staatsverfassung hatte, und wie unendlich viel Kraft dazu gehört, eine solche Nation ganz umzuwandeln, nicht bloß ihrer äußern Einrichtung, sondern auch ihrem ganzen Charakter, ihrem Ideensysteme und ihren Leidenschaften eine ganz andere Form zu geben; so muß man in der That die Macht eines Genies bewundern, das dies Alles ganz allein zu unternehmen wagte. Welcher Muth gehörte dazu, einer solchen Nation zu befehlen, daß sie ihre Bedürfnisse nur auf die strengste Nothdurft einschränke, ihren Leidenschaften die härtesten Aufopferungen vorschreibe, gegen die Reize des sinnlichen Vergnügens unempfindlich sey, die Annehmlichkeiten des Lebens gegen saure und schmerzhafte Uebungen vertausche. Sein Vorschlag zur gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums fand daher zwar anfangs den heftigsten Widerstand, ward aber dessen ungeachtet bald darauf von allen Bürgern als bestehendes Gesetz genehmigt. Als Lykurg Sparta's Verfassung umänderte, hatte sich schon ein dreifacher Stand in Lakonien gebildet; die herrschenden Spartaner, die zinsbaren Lacedämonier und leibeigenen Heloten (s. d. A.). Lykurg ließ diese Trennung der Einwohner und gab ihr gesetzliche Kraft und Dauer. Es ist außer Zweifel, daß Lykurg durch seine Gesetze den Zustand der Lacedämonier und Heloten nicht milderte. So grausam es uns scheint, daß Lykurg z. B. die Heloten in ihrer empörenden Sklaverei lassen konnte; so ganz anders war doch dies in dem damaligen

Zeitalter und in den Augen des Griechen. Es war einmal bei den Griechen allgemeine Gewohnheit, daß Sklaven und Herren seyn mußten; man fand darin schlechterdings nichts Unrechtes, sondern etwas ganz Natürliches. Kann man es daher dem Gesetzgeber Sparta's so hoch anrechnen, wenn er im Geiste seiner Zeit den Stand der leibeigenen und zinsbaren Bewohner ließ? Hätte er hierin eine Aenderung treffen wollen, so würde er gewiß nie seine Verfassung zu Stande gebracht haben. Auch hatte Lykurg gewiß selbst noch keine Idee von der Unrechtmäßigkeit eines solchen Unterschiedes zwischen Menschen. Er suchte die Bande, welche Natur, Blutsfreundschaft und Liebe zwischen Menschen knüpfte, so sehr als möglich zu schwächen, sie dem Wohle des Staats unterzuordnen und so einzuschränken, daß sie demselben nicht mehr hinderlich, sondern nur förderlich seyn konnten. So sollte die Ehe, nach seiner Absicht, nichts weiter seyn, als ein Vertrag geschlossen, um kraftvolle und muthige Bürger zu zeugen. Die Liebe behandelte er nicht als eine edle Empfindung, sondern zwang sie, sich seinen politischen Absichten ganz zu unterwerfen. Hierher gehören die Strafgesetze gegen die Hagestolzen und diejenigen, welche zu spät, oder eine Person von ungleichem Alter und Leibeskräften heiratheten; insbesondere aber, daß er den Neuvermählten Gränzen für ihren Genuß vorschrieb, ihnen das Beisammenseyn erschwerte, abgelebten und unvermögenden Männern erlaubte, ihre Weiber an kraftvolle Jünglinge zu leihen und durch sie einen Erben zu bekommen, und denen, die schwache und unvermögende Weiber hatten, die Freiheit gab, sich die Frau eines Andern ausbitten zu dürfen. Nach seinen Gesetzen waren die Kinder nicht Eigenthum der Eltern, sondern des Staats. Dieser entschied zuerst über Leben und Tod des jungen Kindes, und ordnete dann seine Erziehung, ohne alles Zuthun der Eltern, nach den eingeführten Grundsätzen, welche alle dahin abzweckten, den Menschen ganz zu unterdrücken und nur einen Bürger Sparta's zu bilden. Um Mäßigkeit unter dem Volke zu bewirken, verordnete er einen einfachen Bau der Häuser und gemeinschaftliche Mahlzeiten, so wie er harte Strafen auf Schwelgerei und Trunkenheit setzte. Kein Fremder durfte sich länger, als es nöthig war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegszeiten ausgenommen, außer Landes; keiner Gold und Silber besitzen; zum Gelde sollte nur Eisen genommen werden, und endlich sollten die Spartaner sich niemals den Wissenschaften widmen, nur die unentbehrlichsten Kenntnisse erlernen; keine Schauspiele aufführen, die Musik nicht weiter vervollkommnen, und weder Künstler noch Redner sollten sich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, unter ihnen aufhalten. Was die religiöse Verfassung Sparta's betrifft, so änderte Lykurg gewiß nichts in der einmal bestehenden Religion; er benutzte sie aber mit für seine Absicht, indem er durch das delphische Orakel seinen Vorschlägen göttliches Ansehen verschaffte und die höchste Priesterwürde mit dem Könige vereinigte, oder vielmehr vereinigt ließ. Er befahl eine ganz einfache Bestattung der Todten, untersagte alles öffentl. Wehklagen und schränkte die Privattrauer auf 11 Tage ein; ließ aber die Todten in der Stadt begraben und ihnen Denkmäler bei den Tempeln errichten, theils um ihr Andenken zu ehren, theils um durch die nach dem Tode zu hoffenden Ehrenbezeugungen die Furcht vor demselben zu mindern. In Rücksicht der Gerechtigkeitspflege setzte er gewiß nur wenige Gesetze fest. Bei seinen übrigen Einrichtungen konnte es, so lange die Einfachheit der Sitten blieb, wenig Prozesse geben, wozu also viele darauf abzweckende Gesetze? Uebrigens wurden Streitigkeiten in Sparta entweder vom Könige, oder von der Volksversammlung, oder von der Gerusia, oder vielleicht am häufigsten durch unparteiische und billige Bürger entschieden. Endlich gehört zu den Einrichtungen Lykurgs, durch welche die Spartaner zu tapfern

und furchtlosen Kriegern gebildet werden sollten, auch noch die kriegerische, jedes Gefühl für Schmerz und die Furcht vor dem Tode unterdrückende Erziehung der spartanischen Jugend. Außerdem unterließ er nicht, durch mancherlei Verordnungen den kriegerischen Muth seiner Spartaner zu beleben. Der Anfang eines Krieges war ihnen der Anfang eines Festes und das Lager der Ort der Erholung. Im Lager hörte jedoch alle Strenge der Lebensart auf, die sie zu Hause beobachten mußten; selbst die körperlichen Uebungen verminderten sich und die vom Feinde gemachte Beute gewährte reichlichern und mannigfaltigern Unterhalt. Siegen oder Sterben war ihr höchster Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zur Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Gesetze, daß Sparta nicht mit Mauern umgeben, daß keine Festungen bestürmt, mit demselben Feinde keine wiederholten Kriege geführt, die Geschlagenen nicht zu weit verfolgt, der Getödtete nicht während des Treffens geplündert, und daß der gefallene Held auf eine feierliche und ausgezeichnete Weise begraben und seinem Andenken Bildsäulen, Feste und Tempel errichtet werden sollten. Uebrigens sollte Sparta, nach Lykurgs Meinung, kein erobernedes Volk werden, welches auch aus dem Verbote erhellt, Kriegsflotten zu unterhalten. Als einstens ein spartanischer König die Argier geschlagen hatte und die Bundesgenossen ihm riethen, dieses Volk zu unterjochen, antwortete er: „das wäre eine Ungerechtigkeit; wir führen nur Krieg, um unsere Gränzen zu sichern, nicht aber, ein Land zu erobern, auf das wir kein Recht haben.“ Die spartanische Regierungsform des Lykurgus ist von einigen alten Schriftstellern eben so getadelt als gelobt worden. Man muß Lykurgs Verfassung im Verhältniß mit der Zeit betrachten, worin sie eingerichtet wurde. In dieser Hinsicht enthält sie vielleicht die Summe aller politischen Weisheit, die ein Mann von Einsicht und Erfahrung sich damals erwerben konnte; aber diese Summe konnte in jenem noch rohen Zeitalter dennoch nur klein seyn; Lykurgs Gesetzgebung mußte also nothwendig den Stempel der Einfalt und Unvollkommenheit seines Zeitalters an sich tragen. Lykurgs Gesetze hatten auch noch das Eigene, das sie nach seinem Befehl selbst nicht niedergeschrieben wurden, sondern nur durch den Unterricht den Gemüthern eingeprägt und so von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wurden.

Lykurgus, atheniensischer Redner, ein Schüler des Plato und Isokrates, blühte Ol. 93—113. Er hatte viel Verdienste um Athen, das ihn auch mit ansehnlichen Ehrenstellen belohnte. Man setzte ihm eine eherne Bildsäule, und ehrte ihn noch nach seinem Tode. Zu Plutarchs Zeiten waren noch 15 von seinen Reden übrig, jetzt aber ist nur noch eine einzige vorhanden, nämlich gegen den Leokrates, welcher nach der Schlacht bei Chäronea wider die Gesetze sein Vaterland verlassen hatte. Die Titel der übrigen 14 Reden werden von Mausius genannt. Sein rednerischer Charakter war, wie sein moralischer, Strenge und Gerechtigkeitsliebe, ohne nach Eleganz zu streben. Die noch übrige Rede findet man in der Reiske'schen Sammlung; auch ist sie einzeln mit Taylors und eigenen lehrreichen Noten von Hauptmann herausgegeben. Leipzig 1793. 8. S. **Demosthenes**.

Lymphatisches System. Dieses bilden die Gefäße, welche im thierischen Körper zum Aufsaugen der zur Herstellung des Organismus fähigen Stoffe bestimmt sind. Diese eigenen sich theils aus dem Urin, theils aus dem Chymus im Darmkanal, theils aus der Luft durch die äußere Haut dasjenige an, was die neuen Massen bildet und die abgenutzte fortschafft. Alle lymphatischen Gefäße endigen sich in dem gemeinsamen Stamm, der auf der vorderen Fläche der Rückenwirbel befindlich in die Höhe steigt und sich in die vena subclavia sinistra oder recta, oder in andere Venen endigt.

In diesen Gefäßen befindet sich eine wasserhelle, gerinnbare, gesalzene, etwas klebrige Feuchtigkeit, reich an Eiweißstoff; dagegen ist der Chylus, den die Milchgefäße aus dem Chymus des Darmkanals aufnehmen, milchartiger. Die verschiedenen Lymphen vereinigen sich im ductus thoracicus und ergießen sich endlich in das venöse Blut, wodurch Letzteres restaurirt wird. Der Organismus der Lymphen zur Herstellung abgängiger animalischer Stoffe, wird durch Skrofeln, Lustseuche, Wassersucht, Athropie u. s. w. besonders gestört.

Lymphe, lymphatische Gefäße. Lymphe nennt man die Flüssigkeit in den lymphatischen Drüsen und Milchgefäßen, welche gleich den Blutgefäßen mit Klappen versehen sind; sie nehmen die von der Ernährung übrig gebliebene Flüssigkeit des Bluts aus den Extremitäten der Arterien auf und vereinigen sich im ductus thoracicus zu größeren Aesten, aus welchen die Lymphe dem Chylus zugeführt wird.

Lynkeus, s. Danaiden und Hypermnestra.

Lyon, Hauptstadt des Dep. Rhone und nächst Paris die wichtigste Stadt in Frankreich, liegt, umgeben von einer durch Natur und Kunst paradiesisch geschmückten Hügelreihe, am Zusammenfluß der Rhone und Saone, und hat über 100.000 Einw., vor der Revolution hingegen über 160.000. Hier ist der Vereinigungspunkt mehrerer Hauptstraßen, eine Wasser-Verbindung mit dem mittelländischen Meere und durch die Kanäle mit der Loire, Seine und dem Rhein, deßhalb ein militärisch wichtiger Punkt. Die Stadt ist sehr alt; schon zu den Zeiten Augusts war sie bedeutend, und 10 gallische Völkerschaften errichteten hier, auf der Spitze zwischen beiden Flüssen, einen Tempel zu Ehren dieses Kaisers. Unter Calligula ward hier eine hohe Schule der Wissenschaften, vorzüglich der Beredtsamkeit, Athenäum genannt, gegründet, die eines großen Rufes genoß. Die Stadt ist jetzt größtentheils schön gebaut; sie hat 3 Brücken über die Saone und eine große steinerne Brücke über die Rhone. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der Bellecour, jetzt Königsplatz, durch seine Größe und der Terreaux durch seine Schönheit aus; ersterer ist mit herrlichen Gebäuden umgeben. Merkwürdig sind: die Metropole St. Johann, ein Denkmal der maurisch-gothischen Baukunst; sie gewährt einen imposanten Anblick, und die Schönheit ihrer Architektur, das Alter des Gebäudes, das man nicht zu verschleiern gesucht hat, stellen sie mitten unter modernen Bauten als ein Wunder der alten Kunst dar. Das Innere ist reich an Skulpturen gothischen und neuern Styls, so wie an Gemälden, welche der Cardinal Fesch hier aufstellte. Noch ist diese Kirche berühmt durch die zwei allgemeine Concilien, welche in derselben gehalten wurden. Das vormalige Jesuitenkollegium ist das größte und schönste Gebäude dieser Art in ganz Frankreich, worin jetzt das Lyceum und die Stadtbibliothek ist. Die Kirchen St. Just und St. Nizier zeichnen sich ebenfalls durch ihre schöne Architektur aus. Der erzbischöfliche Pallast ist ein majestätisches Gebäude. Unter den 4 Theatern ist das größte, nach dem Plane des berühmten Architekten Soufflot 1756 aufgeführte, ein Gebäude von schöner Ordnung und mit Bildhauerarbeit geziert. Lyon besitzt eine Akademie der Wissenschaften und Künste, mehrere andere gelehrte Gesellschaften, eine Thierarzneischule (die älteste von allen), ein Museum, wo die dort ausgegrabenen römischen Alterthümer aufgestellt sind, eine schöne Gemäldegallerie, ein Naturalienkabinet, einen botanischen Garten mit mehr als 2000 ausländischen Pflanzen, eine Sternwarte und nach der Pariser die bedeutendste öffentliche Bibliothek in ganz Frankreich. — Hier ist der Sitz eines Präfekten, so wie der höchsten Departementalbehörden, eines Erzbischofs, königl. Gerichtshofes, Handelskammer und Handelsgerichts rc. Merkwürdig sind noch 2 große und ehemals sehr reiche Hospitäler: das eine, la charité, versorgt einige hundert Greise und mehrere

tausend Waisenkinder, die größtentheils auf dem Lande erzogen werden; das andere, das hôtel Dieu, enthält in mehreren großen, im Kreuz angelegten und in der Mitte zusammenstoßenden Sälen 1800 Betten für Kranke. Lyon verdankt seinen Wohlstand den Fabriken. Alle Arten von seidenen Waaren werden hier in größter Vollkommenheit gemacht; eben so werden die goldenen und silbernen Tressen von Lyon sehr geschätzt. Vor der Revolution zählte man an 30.000 Seidenarbeiter; weil aber die Stadt sich gegen den Despotismus des National-Convents unter Robespierre auflehnte, ward sie belagert und 1793 nach einer hartnäckigen Gegenwehr erobert. Eine große Menge Gebäude wurden durch Bomben vernichtet und die blutigsten Hinrichtungen zu Tausenden folgten auf die Besiegung. Nur jetzt erst haben die Fabriken angefangen, ihren alten Flor wieder zu gewinnen. Der Handel von Lyon ist höchst wichtig; auch ist hier nächst Paris der bedeutendste Buchhandel von Frankreich. Die Rhone ist beständig mit Schiffen bedeckt, die theils ins südliche Frankreich fahren, theils von da zurückkommen. Die hiesigen Seidenwaaren gehen in alle Theile der Welt. Auch verfertigt man viele Bijouterie- und Quincailleriewaaren, künstliche Blumen und mehrere chemische Produkte. Die sonst so berühmte Stickerei ist jetzt ganz im Verfalle. Lyon wird von mehreren Forts beschützt, wovon das bedeutendste, Pierre encise, als Staatsgefängniß dient. 1817 entstanden zu Lyon einige Unruhen. Am 8. Juni ward in 32 Gemeinden die Sturmglocke gezogen und die dreifarbige Fahne aufgepflanzt; aber wenige Gensdarmen und Truppen zerstreuten die Rebellen ohne Blutvergießen. Da man sich den Plan dieses Completts so weit ausgedehnt dachte, so geschahen viele Verhaftungen; alle Verdächtigen wurden ergriffen, viele hingerichtet; endlich aber führte die Untersuchung des Marschalls Marmont zu dem Resultat, daß allerdings einige Bauern tumultiret, aber keine Verschwörung, wie die Lyoner Behörden wähnten, vorhanden gewesen sey. Lyon hat eine Menge in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Vgl. Chr. Fr. Mylius maler. Fußreise durch das südl. Frankreich. 1. Bd. 2. Abth., Carlsruhe 1818.

Lyonnet (Pierre), ein berühmter Anatom und Naturforscher, geb. zu Mastricht 1707, war der Sohn eines reformirten Predigers, der der Religion wegen aus Lothringen vertrieben worden war. Er selbst sprach neun Sprachen, zeichnete sich in Musik, Malerei und den übrigen bildenden Künsten aus. Zum geistlichen Stande bestimmt, verließ er denselben, um sich den Rechten zu widmen, praktizirte einige Jahre im Haag und war dann Sekretär bei den Generalstaaten von Holland. Während dieser Zeit legte er sich sehr eifrig auf die Naturgeschichte der Insekten und nahm sich vor, die in der Gegend von Haag sich befanden, zu beschreiben. Bald darauf legte er sich auch eine Muschelsammlung an, die bald eine der reichsten in ganz Europa wurde. Gern nahmen ihn die gelehrten Gesellschaften zu London, Harlem, Rouen, Berlin und Petersburg in ihre Mitte auf. Er starb im Haag 1789. Man hat von ihm: Gelehrte Bemerkungen und zwei nach seinen Zeichnungen gestochene Kupfer zu Lessers Theologie der Insekten, 1742; Observations sur l'histoire des insectes; Traité anatomique de la chenille qui ronge le saule, 1764; deutsch im Auszuge in Börners Sammlung aus der Naturgeschichte, 1 Th. 157, und im Leipz. Magazin zur Naturkunde von Leske und Hindenburg v. J. 1784.

Lyra, ein Saiteninstrument, welches die Kunstmythologie dem Apollo und den Musen zugetheilt hat. Die Fabel erzählt: als der Nil Aegypten überschwemmt hatte, ließ er auf den Ufern verschiedene Thiere, u. a. auch eine Schildkröte zurück, deren Fleisch die Sonnenhitze so vertrocknete, daß unter der Schale nichts als die angespannten, dadurch klingend gewordenen Sehnen und Spannadern zurück blieben. Merkur stieß zufällig an diese

Schale, und durch den Klang derselben überrascht, vervollkommnete er sie zur Lyra, die er dem Apoll schenkte. Allein aus Reue über die von ihm an dem Marsyas verübte Grausamkeit, riß Apoll die Saiten von seiner Lyra ab. Hierauf fanden die Musen den Ton Mese, Linus den Ton Lichanon, Orpheus und Thamyris die Töne Hypate und Parhypate wieder, und setzten aus diesen und der 3saitigen ägyptischen Lyra das Heptachord, oder die 7saitige Lyra der Griechen zusammen. Jetzt blieb sie dem Orpheus, und da dieser ein Sohn der Kalliope war, so bezog er sie mit 9 Saiten nach der Musen Zahl. Felsen und Thiere folgten ihrem Klange. Als aber die Bakchantinnen den Orpheus auf dem Berge Pangaeus zerrissen hatten, begruben die Musen seine Glieder an dem libethrischen Berge, und da sie Niemand seiner Lyra würdig fanden, baten sie den Jupiter, dieselbe unter die Sterne zu versetzen. So ruht sie, mit der glänzenden Wage geschmückt, in der Milchstraße.

Lyrik, lyrische Poesie, diejenige poetische Hauptgattung, die es zunächst mit der Darstellung von Gefühlen zu thun hat. Sie ist ihrem Wesen nach subjektiv, innerlich und durchaus eigenthümlich. Man könnte sie eine Poesie des Innern nennen, im Gegensatz zu der epischen, die zunächst das Aeußerliche, in Zeit und Raum Vorhandene darstellt. So genommen muß, außer dem unmittelbaren Gefühle, jede Thätigkeit des aufgeregten Gemüths, sofern sie einer Gefühlsdarstellung fähig ist, in ihren Kreis gehören. Sie ist unter allen Arten der Poesie die reinste, unmittelbarste, gleichsam die Musik der Poesie, daher auch unter allen am geeignetsten für die Begleitung der Tonkunst, mit der sie wahrscheinlich in den frühesten Zeiten immer Hand in Hand ging. Daher ihr Name, von der begleitenden Lyra. Eben deßwegen sind Wohlklang, Rhythmus, Strophenabtheilung wesentliche Bedingnisse des lyrischen Gedichts. — Die Theorie der lyrischen Poesie ist noch lange nicht vollendet. Dies zeigen schon die bis jetzt versuchten höchst unvollkommenen Eintheilungen derselben. Gewöhnlich macht man die Stärke des Gefühls zum Eintheilungsgrunde und zählt nun als Arten der lyrischen Gattung Ode, Lied, Elegie, Cantate rc. auf. Allein der Maßstab der Stärke paßt nur auf die beiden ersten, keineswegs auf die übrigen. Besser legt man daher vielleicht die drei Gemüthsvermögen, von denen alle innere Thätigkeit ausgeht, zum Grunde, und theilt die ganze Gattung in folgende 3 Unterarten ein: 1) lyrische Gedichte im engern Sinn, welche den unmittelbaren Erguß eines lebhaft angeregten Gefühls enthalten (Ode, Hymne, Dithyrambus, Cantate); 2) lyrisch-elegische, welche die Sehnsucht nach einem entschwundenen oder künftig möglichen Gute ausdrücken; und 3) lyrisch-didaktische, welche den Begriff in seiner Beziehung auf das Gefühl darstellen (s. **Lehrgedicht**). Das Sonett, Triolet, Rondeau, Madrigal, die Sestinen und Stanzen sind nur prosodische Formen, die bald einen rein-lyrischen, bald einen lyrisch-elegischen, bald einen lyrisch-didaktischen, oft sogar einen epischen Charakter haben, und daher nicht, wie zuweilen geschieht, als selbstständige lyrische Unterarten aufgeführt werden können. Ueber die genannten lyrischen Unterarten vergleiche die ihnen gewidmeten Artikel.

Lysander, der berühmte lacedämonische Feldherr, welcher den peloponnesischen Krieg durch die Eroberung Athens endigte. Er stammte nach Plutarch zwar nicht eigentlich aus königlichem Geblüte, aber doch aus dem herkulischen Geschlechte ab. In seiner Jugend wurde er ganz den lykurgischen Gesetzen gemäß erzogen, und die ihm eingeprägten Grundsätze schienen auch wirklich so fest zu haften, daß er unter unzähligen verführerischen Veranlassungen und an dem prächtigen Hofe des jüngern Cyrus, bei dem er sich eine Zeitlang aufhielt, und in den üppigen Städten Joniens eben so arm, nüchtern und

mäßig blieb, als es Aristides gewesen war. Mit der Verschmitztheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringenden Scharfsinn des Themistokles vereinigte er die Biegsamkeit und das einschmeichelnde Wesen des Alkibiades; nur hatte er vor diesem noch den Vorzug, daß er die Gunst der Großen und Mächtigen eben so leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Volkes. Ohne Bedenken opferte er das Wohl des Vaterlandes seinem Ehrgeize auf; wer sein Freund war, den suchte er durch Aufbieten aller seiner Kräfte zu heben, so wie er auf der andern Seite auch nichts sparte, um seinen Feind zu stürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten und ohne Scheu verletzt werden konnten, wenn sie anfingen, schädlich zu werden. Gesetze, Verträge und die heiligsten Eide wurden von ihm verlacht und zertreten, wenn es sein Vortheil erheischte; und sein Lieblingsspruch war, daß man Kinder mit Würfelspiel, Männer mit Eiden hintergehen müsse. Daher entsprangen alle Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, seine Gewaltthätigkeiten, Ränke und Verstellungen und seine, allen Umständen sich anschmiegende, Biegsamkeit. Um diesen Zweck zu erreichen, benutzte er alle ihm zu Gebot stehende Mittel, und es gelang ihm, eine Flotte zusammenzubringen, mit welcher er den atheniensischen Feldherrn Antiochius schlug und 50 feindl. Schiffe nahm. Als daher sein Nachfolger Kallikratidas die unglückliche Schlacht bei Arginusä gegen Konon verloren hatte und selbst getödtet worden war, wurde dem Lysander gegen ein lacedämonisches Gesetz, nach welchem dieselbe Person nicht mehrmale die oberste Befehlshaberstelle der Seemacht haben durfte, von neuem das Kommando übergeben. Nachdem er die spartanische Flotte durch viele neue Schiffe verstärkt hatte, schiffte er nach dem Hellespont, und belagerte, eroberte und plünderte Lampsakus. Die ihm überlegene atheniensische Flotte folgte ihm nach und ankerte Lampsakus gegenüber bei Aegos Potamos, wo der Hellespont nur 15 Stadien Breite hat. Hier fiel er mit seiner ganzen Macht über die feindliche Flotte her, als sie gerade durch die Sorglosigkeit der Athener fast ganz von Menschen entblößt war. Außer dem paralischen Schiffe, welches die erste Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, konnte sich nur Konon allein mit 8 Schiffen retten, mit denen er zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die ganze übrige Flotte fiel fast ohne Schwertschlag in die Hände der Spartaner, und Lysander segelte mit ihr triumphirend in den Hafen von Lampsakus ein. Alle Gefangene, welche sich auf 3000 Mann beliefen, und ihre Feldherren ließ er erwürgen, weil sie die Mannschaft von 2 korinthischen Schiffen von einem Felsen gestürzt und den Beschluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponnesiern die rechte Hand abzuhauen. Nach dieser entscheidenden Niederlage fiel Alles, was Athen unterthan, oder mit ihm verbunden gewesen war, zu den Spartanern ab, und Lysander schaffte in allen wiedergewonnenen Städten und Inseln die Demokratie ab und führte eine Oligarchie ein, so daß er unter seinen und Sparta's eifrigsten Freunden 10 Männer aussuchte, welche er an die Spitze der Regierung stellte, und denen er einen vornehmen Spartaner, unter dem Titel Harmostes, vorsetzte. Nachdem er so das griechische Asien und die Inseln umgeformt hatte, rückte er mit seiner Flotte von 180 Schiffen vor Athen und sperrte es von der Seeseite, während Agis und Pausanias es zu Lande mit einem mächtigen Heere einschlossen. Als die Hungersnoth in Athen am höchsten gestiegen war, mußte es sich ergeben und verlor nun die Unabhängigkeit und seine Verfassung. Durch die Einsetzung von 30 Männern an der Spitze aller Geschäfte ward die Oligarchie und die abscheulichste Tyrannei in Athen eingeführt. Lysander kehrte nun nach Endigung des so langen, als blutigen Krieges nach Lacedämon zurück. Obgleich man seine bisherige Verfahrungsart und seinen Charakter hier recht gut kannte, so mußte doch der

Staat Alles mit Stillschweigen ertragen; denn wegen der Strenge seiner Sitten, wegen seines anscheinenden Gehorsams gegen die Magistrate und die Gesetze und wegen des Glanzes seiner Siege hatte er nicht nur viele Anhänger in Sparta; sondern seine außerordentliche Freigebigkeit und der Schrecken, den er Allen vor sich eingeflößt hatte, verschafften ihm einen noch größern Anhang unter den fremden Völkern. Kurz, er war in der That, obgleich nicht dem Namen nach, nun der Oberherr von Griechenland. Einen unersetzlichen Schaden fügte er der Reinheit der spartanischen Sitten dadurch zu, daß er von seinen Feldzügen eine ungeheuere Menge Kostbarkeiten von Sachen und baarem Gelde nach Sparta brachte. Sparta's Tugenden gingen von jetzt an zu Grabe und allen Arten von Lastern wurden die Thore geöffnet. Endlich beschloß er, den schon längst gefaßten Entschluß, die Verfassung seines Vaterlandes umzustürzen, ins Werk zu richten. Sein Plan war folgender: Mehrere vornehme Geschlechter in Sparta stammten von den Herakliden ab; aber nur zwei derselben hatten Anspruch auf die königl. Würde. Zu einem der übrigen gehörte Lysander. Da ihn also die lykurgische Verfassung ganz von der Regierung ausschloß, so wollte er die Reichsfolge an alle Herakliden, ja an alle eingeborne Spartaner bringen, und alsdann hoffte er, daß er der Erste seyn würde, welcher die Früchte von dieser Revolution genießen müßte. Durch offene Gewalt konnte dieser Zweck nicht erreicht werden, er nahm also seine Zuflucht zum Betruge. Apollo selbst sollte erklären: Die Spartaner sollten künftig nur die Tugendhaftesten unter ihren Mitbürgern zu Königen wählen. Aber in dem Augenblick trat eine der Hauptpersonen, aus Furcht vor den Folgen, zurück, und der ganze Entwurf scheiterte, ob er gleich nicht eher, als nach Lysanders Tode entdeckt wurde. Bald nachher blieb er im böotischen Kriege in einem Gefechte. Sein Andenken wurde in Sparta mit Ehre gekrönt, denn, blind gegen seine Verbrechen, hielt man ihn bloß deswegen für einen tugendhaften Spartaner, weil er sich selbst nie bereichert und immer in strenger Armuth gelebt hatte. Agesilaus fand nachher in seinem Hause den schriftlichen Entwurf zu der obigen Staatsumwälzung, aber er ließ sich bewegen, ihn zu unterdrücken, und seine Bekanntwerdung zu hindern.

Lysias, ein Redner in Athen um Ol. 80 bis 100. Sein Vater war der Redner Cephalus, eben der Greis, von dem Plato im Anfange seiner Republik eine so herrliche Beschreibung macht. Kurz nach seines Vaters Tode kam er in seinem 15. Jahre mit seinen Brüdern nach Thurium in Großgriechenland und ließ sich von zwei Syrakusanern, dem Nicias u. Tisias, in der Beredsamkeit und Philosophie unterrichten. Darauf bauete er sich ein Haus und wurde als ein wohlhabender und angesehener Mann durchs Loos mit zur Republik gezogen, aber in seinem 47. Jahre, nach der von den Atheniensern in Sizilien erlittnen Niederlage, mit andern Athenern verwiesen. Er ging also nach Athen zurück, mußte aber bald darauf vor den 30 Tyrannen, welche sich der Herrschaft bemächtigt, sein Haus geplündert und seinen Bruder Polemarchus ermordet hatten, nach Megara entfliehen, worauf man alle seine Güter konfiscirte und ihn auf 7 Jahre verwies. Bei Wiederherstellung der Freiheit in Athen bewies er sich sehr thätig und gab selbst aus seinem Privatvermögen 2000 Drachmen und 200 Schilde her, miethete 300, oder nach dem Justinus 500 Gehülfen, und bewog den Thrasydatos von Elis, seinen Gastfreund, ihm 2 Talente zu diesem Zwecke zu geben. Dafür suchte ihm Thrasybulus das Bürgerrecht zu verschaffen, welches das Volk ihm auch zuerkannte. Weil aber das Dekret, wider die gesetzliche Form, ohne vorläufige Deliberation des Senats zum Vortrag gebracht worden war, so wurde es auf Antrag des Archinos vernichtet, und Lysias blieb des Bürgerrechts verlustig. Er beschloß endlich sein Leben Olympiade 98 oder 99, nach Einigen auch 100,

im 73. oder 76., oder nach Einigen im 80. oder 84. Jahre seines Alters. Anfangs gab Lysias in den Grundsätzen der Redekunst Unterricht; weil jedoch Theodorus in diesem Fache geschickter, in den Reden selbst aber dürftiger war, als er, so gab er seinen Unterricht auf und fing an, Reden zu schreiben. Er war in diesem Geschäfte sehr fleißig und schrieb sehr viele, größtentheils (mehr als 200) gerichtliche Reden für Einzelne. Man legt ihn überhaupt 425 Reden bei, unter denen die Kritiker 223 für echt hielten. Nach Cic. Brut. 9. war er selbst in Rechtshändeln nicht bewandert, aber ein äußerst scharfsinniger und geübter Schriftsteller, den man beinahe schon einen vollkommnen Redner nennen dürfe. Er verdunkelte alle Redner seiner Zeit, erwarb sich in allen Arten der Beredsamkeit Ruhm und konnte nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Insbesondere ist seine scheinbare Leichtigkeit fast unnachahmlich. Dionysius rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit seines Ausdrucks; seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung; seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten; vor Allem aber seine unbeschreibliche und unnachahmliche Anmuth. Nach eben demselben war er in den gerichtlichen Reden am glücklichsten und auch in diesen geschickter, das Kleine, Seltsame und Arme schön, als das Erhabene, Große und Reiche kräftig zu sagen. Auch preisen die alten Kritiker die Magerkeit seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks als ein vollendetes Urbild des nüchternen attischen Styls in der Beredsamkeit. Jene attische Nüchternheit hatte nämlich damals viele blinde Anbeter; man glaubte, wer rauh und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede attisch. Cicero tadelt diesen Geschmack mit Recht. Nicht das, sagt er, sey attisch im Lysias, daß er mager und arm sey, sondern daß sich nichts Abweichendes und Ungeschicktes in ihm finde; denn es wäre nichts Unbedeutendes und nichts Gesuchtes in ihm; man könnte kein Wort aus seinen Reden nehmen, ohne den Sinn zu ändern. Wer mit Salz und Nüchternheit rede, der rede echt attisch. Die Kleinheit der Gegenstände, welche Lysias, der mit unter so kraftvoll seyn könne, wie nur irgend Jemand meistentheils behandelt habe, sey der Grund, warum er sich selbst herabgestimmt. Indessen verdient doch die magere Schreibart des Lysias nicht geradezu Tadel, weil sie seinen Gegenständen angemessen war. Der gesunde Geschmack der Athener verbannte mit Recht alle unnütze Pracht und allen unzweckmäßigen Schwulst. Auch der dürftigste Stoff giebt dem Redner Gelegenheit genug, die größte Kunst durch eben jene scheinbar kunstlosen Vorzüge, die man am Lysias bewundert, zu beweisen. Hierin liegt eigentlich sein Verdienst. In den panegyrischen Reden ist Lysias nach dem Urtheil des Dionysius ungleich schwächer. Seine Absicht, erhaben und prächtig zu reden, will ihm hier nicht recht glücken. Wir können indessen nicht so ganz davon urtheilen, da wir von diesen Reden nur ein einziges Werk noch übrig haben, den sogenannten Epiraphios, der uns sehr interessante Beweise seines republikanischen Eifers liefert.

Lysimachus, der Sohn des Agathokles, eines vornehmen Macedoniers von Pella, einer von den Feldherren und Freunden Alexanders. Nach des Letztern Tode bekam er bei der Vertheilung der eroberten Länder die Statthalterschaft von Thracien, so viel als davon die macedonische Herrschaft anerkannte; aber es waren mehrere Jahre nöthig, ehe er zum ruhigen Besitz dieser Provinz gelangen konnte. Während der Zeit erbauete er die Stadt Lysimachia auf dem thracischen Chersones. Nach dem außerordentlichen Siege des Demetrius über den Ptolemäus folgte er auch dem Beispiele der übrigen Satrapen und nahm den königlichen Titel an. Bald darauf nahm er lebhaften Antheil an dem Bunde, welchen alle übrige Könige gegen den mächtigen Anti-

gonus geschlossen hatten, und von jetzt fängt er erst an, an den, Alexanders Nachfolger betreffenden Begebenheiten, Theil zu nehmen. Lysimachus vereinigte sich mit dem übrigen Heere, und er und Seleukus fochten persönlich in der siegreichen Schlacht bei Ipsus in Phrygien, welche dem Antigonus das Leben und seine Länder kostete. Diese letztern wurden nun zwischen dem Seleukus und Lysimachus getheilt, oder jeder besetzte vielmehr, was ihm am nächsten lag. Seleukus nahm bei weitem den größten Theil, und Lysimachus besetzte ganz Kleinasien, das eigentliche Kappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lagen. Während er mit der Einrichtung seiner neuen Provinzen sich beschäftigte, fiel ihn Demetrius mit seiner Flotte zur See an und plünderte und verheerte alle Küsten. Lysimachus mußte dies ruhig mit ansehen, weil er keine hinlängliche Flotte hatte. Die übrigen Könige versagten ihm nicht nur ihren Beistand, sondern sahen sogar sein Unglück gern, weil sie ihn wegen seiner Herrschsucht nicht weniger, als vorher den Antigonus, fürchteten. Vorzüglich hielt ihn Seleukus für einen gefährlichen Nachbar, da er sich von seiner bisher so geliebten Gemahlin Amastris, der Besitzerin von Heraklea am Pontus, geschieden und aus Staatsabsichten Arsinoe, die Tochter des Ptolemäus, geheirathet hatte, deren Halbschwester Lysandra schon vorher die Gemahlin seines Sohnes Agathokles geworden war. Indessen brachen doch jetzt noch keine Feindseligkeiten zwischen ihm und dem Seleukus aus. Es wurde vielmehr ein neues Bündniß zwischen ihm, dem Seleukus, Ptolemäus und Pyrrhus gegen den jungen Demetrius geschlossen, welcher wieder mächtig zu werden anfing und sich Macedoniens bemächtigt hatte. Pyrrhus und Lysimachus griffen ihn zu Lande in Macedonien an, und die Treulosigkeit seiner Unterthanen selbst machte, daß sie es ohn Schwertstreich in die Hände bekamen und es unter sich theilten. Demetrius fiel darauf in die asiatischen Provinzen des Lysimachus ein und eroberte Karien und Lydien, bis endlich Agathokles, der Sohn des Lysimachus, ihn in die Enge trieb, und ihn in die verzweiflungsvolle Lage brachte, welche ihm seine Freiheit und sein Leben kostete. Vor diesem Kriege des Lysimachus und Demetrius hatte ersterer noch einen andern sehr gefährlichen Krieg mit dem Könige der Geten, Dromichätes, welcher in die ersten Jahre der macedonischen Regierung des Demetrius um die 122ste Olympiade fällt. Nachdem er nämlich die Odrysier in ihre Gebirge zurückgetrieben hatte, fing er auch nun an, die an Thracien gränzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder seine Provinz zu erweitern. Mit einigen glückte es, z. B. mit dem Könige der Päonier; aber ein ganz anderes Schicksal hatte er, als er die jenseits des Isters wohnenden Geten und ihren König bekriegte. Im Anfange bemächtigte er sich zwar zum Theil ihres Landes, aber bald verlor er in allen Treffen, und mußte seinen Sohn und endlich sich selbst in Gefangenschaft sehen. Denn ein Befehlshaber der Barbaren kam als Ueberläufer zum Heere des Lysimachus und führte dasselbe als Wegweiser in Wüsteneien, wo Mangel an Lebensmitteln und Wasser die Soldaten muthlos machte und die Geten ihn von allen Seiten einschlossen. Lysimachus mußte sich mit seinem ganzen Heere ergeben und seinen Tod erwarten, zu welchem die Barbaren mit lärmendem Geschrei ihren König aufforderten. Aber Dromichätes handelte besser, als er es hoffen durfte. Er besänftigte seine Soldaten durch die Vorstellung, daß vielleicht ein noch gefährlicherer Feind König von Thracien werden könnte. Nun gab er die vornehmsten von des Lysimachus Staatsbedienten ihm zur Gesellschaft und lud ihn zu einem Gastmahl ein, bei dem er mit seinem eignen kostbaren Hausgeräth prächtig bewirthet wurde, der Gete aber mit seinen Freunden ganz schlechte Speisen aus irdnen und hölzernen Gefäßen verzehrte. Nach geendigter Tafel fragte er den gefangenen

König, welche Mahlzeit ihm lieber wäre, und da dieser die seinige vorzog, so ermahnte er ihn zum Frieden gegen ein Volk, bei dem so wenig zu gewinnen wäre, gab ihm seine Rechte, nannte ihn seinen Freund und entließ ihn ohne Lösegeld. Lysimachus trat nun an den Dromichätes die eroberten Ländereien jenseits des Isters wieder ab, schloß einen Frieden mit ihm und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Von der Zeit an ward die Macht des Lysimachus immer größer, indem er noch die Hälfte von Macedonien dazu eroberte, wie wir oben gesehen haben, und hernach auch den Pyrrhus aus der andern Hälfte herausjagte. Er würde seine Staaten vielleicht bis an seinen Tod in Ruhe besessen haben, wenn nicht seine eigene Familienverhältnisse Verwirrung in sein Reich gebracht hätten. Seine zweite Gemahlin Arsinoe ward bald unumschränkte Gebieterin seines Geistes, verleitete ihn zu mancherlei Thorheiten und endlich gar zur Ermordung seines geliebten Sohnes Agathokles, eines blühenden, tapfern und hoffnungsvollen Jünglings, um ihren eigenen Kindern den Thron zu verschaffen. An seinem Hofe gab es jetzt zwei Partheien: die schwächere, der Anhang der Arsinoe, war jetzt die mächtigere; die weit zahlreichere aber, dem Agathokles ergeben, war die unterdrückte. Ein großer Theil derselben floh zum Seleukus und die Befehlshaber in den asiatischen Provinzen fielen theils schon jetzt vom Lysimachus ab, theils erwarteten sie nur den Seleukus, um das Nämliche mit mehr Sicherheit thun zu können. Seleukus eroberte deshalben fast ohne Schwertstreich ganz Kleinasien. Bei Korupedion in Phrygien kam es zwischen ihm und Lysimachus zur Hauptschlacht, in welcher dieser eine völlige Niederlage erlitt und selbst nach tapferm Widerstande sein Leben verlor. Sein Sohn Alexander begrub ihn bei Lysimachia und errichtete ihm ein herrliches Grabmal. Eine Beschreibung seines Lebens besitzen wir von Plutarch.

Lysippus, ein berühmter Bildhauer von Sikyon, lebte um das J. 330 v. Chr., also ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, von dem er so geschätzt wurde, daß er seine Bildsäule nur allein von ihm wollte verfertigen lassen, so wie nur Apelles ihn malen sollte. Er war anfangs ein Kupferschmidt, und widmete sich nachher erst der Kunst. Der Maler Eupompus, den er fragte, welche Meister er zu seinen Vorbilden wählen sollte, wies ihn auf die Natur, der er auch unter allen Künstlern am nächsten kam. Man kann in der That von ihm sagen, daß er die Bildnerkunst auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht habe. Seine Werke waren mit viel mehr Eleganz gearbeitet, als die seiner Vorgänger, der Körper schlanker, der Kopf kleiner, das Haar flüchtiger, natürlicher und feiner; auch vermied er alles Eckige und Scharfe und suchte den Theilen mehr Rundung und Weichheit zu geben. Auch gab er seinen Bildern viel Geist und Leben. Er sagte von sich, er bilde die Menschen, wie sie ihm zu seyn schienen, sein Vorgänger aber, wie sie wirklich wären. Auch die kleinsten Theile arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus. Ob er in Marmor gearbeitet hat, ist nicht bekannt; aber sehr viel eherne Werke waren von ihm vorhanden. Nach Plinius belief sich die Anzahl seiner gegossenen Werke auf 610. Man soll die Zahl derselben deswegen so genau wissen können, weil er jedesmal, so oft eins fertig war, ein Goldstück bei Seite legte. In dem Verzeichniß, das Plinius von seinen Werken anführt, sind folgende die vorzüglichsten: 1) Aporyomenos oder einer, der sich im Bade frottirt. 2) Ein Alexander, oder vielmehr mehrere Abbildungen von Alexander, indem er diesen Fürsten von seiner Kindheit an unter verschiedenen Situationen vorgestellt hatte. 3) Eine Gruppe von Satyrn, welche sich zu Athen befand. 4) Eine Anzahl von Bildsäulen, welche Alexander und seine Freunde vorstellten, und mit den Originalen die größte Aehnlichkeit gehabt haben sollen. 5) Ein Jupiter zu Tarent von kolossalischer Größe, 40 Kubitus

hoch. Das Gleichgewicht dieser Statue war so vollkommen getroffen, daß man sie mit einer Hand bewegen konnte, und der größte Sturm nicht im Stande war, sie umzustoßen.

Lyttelton (George, Lord), geb. zu Hagley in Worcestershire 1709, zeigte schon in seiner Jugend große Talente und ward der gelehrten Welt früh durch seine poetischen Briefe und einige Gedichte bekannt. Nachdem er Frankreich und Italien bereist, kam er ins Parlament und zeigte sich als eifriger Anhänger der Opposition. 1744 wurde er Lord-Schatzmeister und diente nun dem Hof und dem Ministerium mit großer Ergebenheit. Er starb den 22. August 1773. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus die Lebensgeschichte des Königs Heinrich II., London 1767, 3 Bde. 4.; worauf er 20 Jahre seines Lebens verwendete; ferner: Todtengespräche, die großen Beifall erhielten, und Bemerkungen über die Bekehrung und das Apostelthum des St. Paulus, London 1747. Sämmtliche Werke, London 1747, und seine Gedichte, Nürnberg 1791 von J. G. Weigel, englisch und deutsch. — 2) Adam Lyttelton, Philolog, geb. zu Haleswen 1627, bekleidete mehrere geistliche Aemter und starb zu Chelsea 1694, vorzüglich berühmt durch ein lateinisch-englisches Wörterbuch, 1685. 4. (beste Ausgabe 1755), welches in England in großem Ansehn steht.

M.

M, der 13. Buchstabe des deutschen Abc, welcher durch eine leichte Ausstoßung des Hauches, wobei man die Lippen schließt, hervorgebracht wird. Er ist ein Lippenbuchstabe und der zweite der sogenannten Halblauter.

Mäander (jetzt Meinder), einer der ansehnlichsten Flüsse Asiens, entspringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt dann zwischen Carien und Lydien, wo er die Gränze macht, hindurch, und stürzt sich zwischen Priene und Miletus ins ägäische Meer. Dieser Fluß war besonders durch seine vielen Krümmungen und Wendungen bei den Alten berühmt, und sie benannten nach ihm die künstlich in einander verschlungenen Purpureinfassungen an den Gewändern und Mänteln, auch auf Urnen und Gefäßen. S. Böttigers Vasengemälde 1. Bd. — Mäandrische Wege, mäandrische Worte, bedeutet soviel als künstliche Wege und Umschweife.

Maas, franz. la Meuse, ein großer schiffbarer Fluß, der für die Niederlande von besonderer Wichtigkeit ist, hat seine Quelle beim Dorfe Meuse unweit Langres in der Champagne (Dep. Obermarne), wird bald schiffbar, bei Namur durch die Sambre, bei Lüttich durch die Ourthe und bei Roermonde durch die Roer zu einem starken Strome, fließt beim Schloß Löwenstein mit der Waal zusammen und wird nun die Merwe genannt; sie theilt sich bei Dortrecht in 2 Arme und erhält bei Rotterdam ihren alten Namen wieder. Beide Arme vereinigt fließen bei Vlaardingen zusammen und sie ergießt sich dann unweit Briel mit großer Gewalt in das deutsche Meer.

Maaß (Maß) wird diejenige bekannte Größe genannt, nach welcher man die Ausdehnung oder Menge einer unbekannten Größe bestimmt, wozu aber erfodert wird, daß beide, sowohl das Maß als das Auszumessende von einerlei Art sind. Längen können daher nur durch Längen; Flächen durch Flächen, und Körper durch Körper ausgemessen werden. Man hat daher Längenmaß, Flächenmaß und Körpermaß. Das Längenmaß zerfällt in Fußmaß beim Bauwesen, Feldmessen und bei der Artillerie, in Ellenmaß, beim Waarenverkaufe, in Bergwerksmaß, wobei in Deutschland die Einheit Lachter heißt, das in Schuhe, Lachterzolle u. s. w. eingetheilt wird, und in Meilenmaß zu Bestimmung der Entfernungen, wobei 1 geogr. Meile, deren 15 auf einem Meridiangrad gehen, der Maßstab ist. Die Eintheilung des Längenmaßes sind Ruthen, Klaftern, Ellen, Fuße, Zolle, Linien, Punkte oder Quarten. Bei der Vergleichung der verschiedenen Fuß- und Ellenmaße legt man den alten par. Fuß und die alte franz. Linie zum Grunde. Die Einheit des Flächenmaßes heißt in Deutschland Acker, Morgen, Tagewerk, Juchart oder Joch, und wird bei Vergleichungen gewöhnlich nach Brandenburger Quadratruthen (zu 10 Fuß) bestimmt. Im franz. Maßsystem ist die Einheit das Are, ein Quadrat, dessen Seite 10 Metres hat (705 Brandenb. Ruthen), in England das Acre. Das Körpermaß, besonders bei Holz-, Erd- und Steinmassen üblich, hat Klafter oder Faden zur Einheit, und der Inhalt wird nach Kubikfußen berechnet. Das Kubikmaß oder Hohlmaß dient theils zur Messung trockner Waaren (Getreide, Mehl, Salz), wo die Einheit gewöhnlich Scheffel heißt,

theils bei flüssigen Gegenständen, wo der Maßstab Kanne, Eimer, Ohm genannt wird. Bei der Vergleichung verschiedener Hohlmaße legt man gewöhnlich französische Kubikzolle zum Grunde. Das Bedürfniß eines einzigen Maß-Gewicht- und Münzsystems in einem Staate oder mehreren, nach einer festen gesetzlichen Grundbestimmung, hat scharfsinnige Untersuchungen über ein Urmaß veranlaßt. Das allgemeine französische Längenmaß Meter entspricht (vergl. Beigel's, Benzenberg's u. A. Abhandlungen über diesen Gegenstand) der Strenge der Theorie auf keine Weise. Der Meter ist nur dann der 10millionste Theil des Erdquadranten (=443.296 Linien), wenn er auf dem Eispunkte steht. Auf dieses Maß wurde das franz. Maßsystem bei Längen, Flächen und Körpern, so wie das Gewichtssystem gegründet (s. Messen). Ueber Maß- und Gewichtssystem s. m. Streiter: Das wahrscheinlich der deutschen Nation angehörende Urmaß. Aschaffenburg, 1811. Heinrich: Bestimmung der Maße und Gewichte des Fürstenthum Regensburg. Reg. 1808, und Eytelwein's Vergleich. der gegenwärtig und vormals in den königl. preuß. Staaten eingeführten Maße und Gewichte, mit Rücksicht auf die vorzüglichsten Maße und Gewicht in Europa. Berlin 1810. 2te Auflagen. Vergl. d. Art. Feldmessen, Fuß, Höhe, Gewicht, Messen und Münze.

Maßstab, ein Stab, der mit einer üblichen Eintheilung versehen ist, womit Größen und Flächen überschlagen und ausgemessen werden; er ist meist viereckig, von gutem festen Holze mit dem Landesfuße auf der einen, dem rheinländischen auf der andern und dem Dezimalmaße auf der dritten Seite; einer dieser Fuße ist in seine Zolle getheilt. Verjüngter Maßstab, ein Längenmaß, welches die Linien nach einer kleinern Figur eben so genau abmisset, als wenn es die große Figur wäre; meist verjüngt man die Füße in Zolle, die Zolle in Linien.

Mabillon (Jean), einer der gelehrtesten Benediktiner der Kongregation von St. Maur, Mitglied der Akademie der Inschriften, geb. 1631 zu St. Pierremont in der Rheimser Diözese, trat 1753 in den Orden und erhielt von seinen Obern 1663 den Auftrag, in St. Denis den Schatz und die alten Denkmäler dieser berühmten Abtei den Fremden zu erklären und zu zeigen. Seinem gelehrten Ordensgenossen d'Achery half er an dessen Specilegium, welches aus einer Sammlung wichtiger, noch ungedruckter Urkunden und Nachrichten besteht, wobei Mabillon zuerst seinen Fleiß und Forschungsgeist der literarischen Welt kund that. Dann gab er, aus Auftrag seiner Kongregation, 1667 die Werke des heil. Bernard heraus, worin er einige vorhin ungedruckte Stücke bekannt machte, den Text kritisch verbesserte, die unechten Stücke absonderte und so viel Kenntniß, Scharfsinn und Urtheilskraft zeigte, daß Kenner sogleich einen großen Gelehrten in ihm ahneten. Bald nachher bearbeitete er die Akten der Heiligen des Benediktinerordens, ein sehr wichtiges, kritisch bearbeitetes, bei dem Studium der Kirchengeschichte unentbehrliches Werk in 9 Folianten. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit drang indeß zu dem alle Wissenschaften befördernden Colbert; dieser bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; aber dieselbe ausschlagend, erbat der bescheidene Mabillon nur des Ministers Schutz für seinen Orden. Colbert schätzte ihn jetzt um so höher. Den meisten Ruhm erwarb sich Mabillon durch seine Diplomatik (de re diplomatica, 2 Bücher, 1681, Fol.), worin er zum Erstaunen viel leistete und für die kirchlichen Forschungen ein neues wichtiges Hülfsmittel lieferte. Diese Wissenschaft verdankt ihm ihren Glanz, und mit großem Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit stellte er sichere diplomatische Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urkunden auf. Im Jahre 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um hier in Archiven und Bibliotheken Ma-

terialien zur Geschichte Frankreichs zu sammeln. Das Ergebniß seiner Reise hat er in seinem Tagebuch bekannt gemacht, wodurch mehrere merkwürdige Dokumente und Urkunden der Vergessenheit entrissen wurden. Unter dem rauschendsten Beifall kehrte er zurück und 1683 schickte der König ihn nach Italien, wo dem bewunderten Gelehrten alle Archive und Bibliotheken geöffnet wurden; was er Wichtiges sammelte, übergab er im Museum Italicum der Publizität. In Rom waren vorzüglich die Catakomben der Gegenstand seiner Untersuchungen. Mit 3000 Bdn. seltner Bücher und Manuskripte kehrte er nach Paris zurück; und bereicherte mit denselben die königl. Bibliothek. Indeß ward er durch seine Schriften in verschiedene Streitigkeiten verwickelt. Der Stifter und Abt von la Trappe, Ranze, verbot in seinem Buche von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes seinen Mönchen alle eigentliche Beschäftigung mit den Wissenschaften; Mabillon schrieb dagegen sein merkwürdiges Buch von den Mönchsstudien (Paris 1691), worin er mit einer einfachen, aber kräftigen Beredsamkeit den Mönchen eifriges und gründliches Studium der Bibel empfiehlt und sie zu grammatischen, philologischen und rhetorischen Kenntnissen anweißt. Die Widersprüche, welche einige Jesuiten in seiner Diplomatik fanden, widerlegte er durch die Supplementa zu jenem Werke. Er starb zu Paris 1707, als Mensch den Ruf eines friedfertigen und bescheidenen Mannes hinterlassend.

Mably (Gabr. Bonnet de), Abbe, ward den 14. März 1709 zu Grenoble geboren. Seine ersten Studien machte er unter Leitung der Jesuiten zu Lyon und betrat darauf die geistliche Laufbahn, die ihn, da der Kardinal de Tencin sein Verwandter war, zu glänzenden Belohnungen zu führen versprach. Der junge Abbe ward indessen bald seiner Lage überdrüssig, die seinen emporstrebenden Geist fesselte und zog als die Beschäftigung mit den Wissenschaften allen verführerischen Versprechungen des Glücks vor. Auch blieb er diesem einmal gefaßten Vorsatz getreu und begnügte sich seine ganze Lebenszeit hindurch mit sehr mäßigen Einkünften, die er nicht einmal durch seine schriftstellerischen Arbeiten vorzüglich zu vermehren bemüht war. Der Hof entschädigte ihn einigermaßen dafür durch Ertheilung einer Pension von 2800 Livr., um die sich einer seiner Freunde ohne sein Wissen für ihn beworben hatte. Sein Leben ist übrigens an bedeutenden Ereignissen nicht reich; nur das weiß man, daß man ihm zuweilen die Instruktion und Depeschen der Gesandten mittheilte, so wie auch, daß er 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris unterhandelte und den Traktat ausarbeitete, den Voltaire dem Könige Friedrich II. überbrachte. Dieser Monarch, welchem dies nicht unbekannt war, schätzte seit der Zeit den Abbe Mably sehr. Er starb den 23. April 1785. Seine vorzüglichsten Schriften, historisch-politischen Inhalts, sind: 1) Paralléle des Romains et des Français, die der Verfasser, ungeachtet des glänzenden Beifalls, den sie schon bei ihrem ersten Erscheinen fand, später gänzlich umarbeitete; 2) Droit public de l'Europe, wodurch Mably sich einen Rang unter den ersten Publizisten Europa's erwarb; 3) Observations sur les Grecs, worin er vorzüglich die Ursachen des Glückes und des Falles in Griechenland historisch untersuchte; 4) Observations sur les Romains; 5) Principes des négociations, eigentlich eine Einleitung zu seinem Droit public de l'Europe; 6) Entretiens Phocion, worin er diesen sich mit seinen Freunden über die Uebel unterhalten läßt, unter den sein Vaterland litt, und welche die Mittel aufsuchen, denselben abzuhelfen; 7) Observations sur l'histoire de France; 8) Entretjens sur l'histoire; 9) de la manière d'écrire l'histoire. Mably gehört unstreitig unter die achtungswerthesten neuern französ. Schriftsteller. Seine Schreibart ist lichtvoll und korrekt, nur zuweilen frostig. Vor dem

ersten Theile seiner sämmtlichen Werke, die 1794—95 zu Paris in 25 Oktavbänden herausgekommen sind, steht eine lesenswürdige Lobrede auf ihn vom Abbe Brizard.

Mabuse (Jean de), Maler, geb. zu Maubeuge 1499, st. 1562, durchreiste Italien und bildete sich daselbst. Man hat vorzüglich Geschichtsstücke von ihm, von denen sich mehrere zu Amsterdam befinden. Er erfand ein Mittel, die Leinwand so geschmeidig zu machen, daß man seine Gemälde vor- und rückwärts biegen kann, ohne daß sie darunter leiden. Im Alter ergab er sich der Trunkenheit, und um diese Leidenschaft zu befriedigen, erlaubte er sich dann und wann einige Spitzbübereien. Der Marquis de Verens, in dessen Dienste er stand, kleidete seine Bedienten in weißen Damast, als Karl V. bei ihm seine Wohnung aufschlagen wollte. Mabuse verkaufte den Damast und vertrank das Geld. Um vor dem Kaiser erscheinen zu können, verfertigte er sich ein Kleid von weißem Papier und malte große Blumen darauf, deren Glanz den Kaiser bewog, ihn näher heran treten zu lassen, der nun über diesen Einfall herzlich lachte. Zu seinen vorzüglichsten Gemälden gehört eine Abnahme vom Kreuz zu Middelburg; ein Adam und Eva und eine Enthauptung von Johannes dem Täufer zu Amsterdam; eine Kreuzigung; die h. Jungfrau, nach der Rückkehr aus Rom gemalt, und an alle Herrlichkeit italienischer Kunst erinnernd, und der Erzengel Michael, gleichfalls aus der spätern Zeit des Meisters. Diese 3 Gemälde befinden sich in der berühmten Boiseree'schen Sammlung. Ferner eine Madonna in der Obrist Rühle von Lilienstern'schen Sammlung, die von allen Kunstkennern als eins der trefflichsten Werke altdeutscher Malerei bewundert wird. Alles ist mit gediegenem Fleiße behandelt; die Widerscheine und Transparente der Farbengebung, so wie der Einklang des Ganzen sind von einer Vollendung, wie man sie nur in den Werken eines Leonardo da Vinci und Holbein findet. S. Joh. van Eyk u. s. Zeitgenossen v. Johanna Schoppenhauer II., 24.

Mac. Dieses Wort, welches vielen schottischen Namen vorgesetzt wird, heißt so viel als dieses oder jenes Sohn. Z. B. Mac Donald, der Sohn Donalds. Viele Familien haben diese Gewohnheit angenommen, das Andenken eines berühmten Ahnen zu erhalten und an ihre ehrenvolle Abkunft von demselben zu erinnern. M' ist das abgekürzte Mac, wird auch wie dieses ausgesprochen; nie aber wird diese Sylbe, sondern die folgende betont. Z. B. Mac Pherson. Vrgl. d. Art. Ben und Fitz.

Macartney (George, Graf von), berühmter Diplomatiker, geb. 1737 zu Lissanoure bei Belfast in Irland, ging nach vollendeten akademischen Studien zu Dublin 1757 nach London und erhielt wegen seiner Talente bald eine Anstellung. Mit Burke, Dodwell, Bacon u. a. berühmten Männern schloß er vertraute Freundschaft. Um sich mit mehr Kenntnissen zu bereichern, durchreiste er in den Jahren 1760 und 61 die vorzüglichsten Länder Europens. Nach seiner Rückkehr ward er Parlaments-Mitglied und 1764 schickte ihn das Ministerium als außerordentlichen Gesandten nach Petersburg; er schloß daselbst, nach höchst schwierigen Unterhandlungen, einen für England vortheilhaften Handelstraktat. Die Kaiserin Catharina entließ ihn mit Zeichen besonderer Hochachtung und der König Stanislaus von Polen übersandte ihm für geleistete Dienste am Petersburger Hofe aus Dankbarkeit den weißen Adlerorden. Er verehelichte sich jetzt mit der Tochter des Grafen Bute, und wurde 1769 Sekretär des Vicekönigs von Irland. Der König machte ihn nicht lange darauf 1772 zum Ritter des Bathordens und 1774 zum Statthalter der Inseln Grenada und Tabago, wo er bis 1779 blieb; als die Franzosen sich dieser Inseln bemächtigten und ihn gefangen

nahmen. Doch schon im folgenden Jahre ging er als Gouverneur nach Madras und zwar zu einer Zeit, wo Tippo Saib den Engländern viel zu schaffen machte. Weil er hier viel Entschlossenheit und Umsicht bewies, beschloß der König, ihm 1785 das Generalgouvernement von Bengalen zu geben, was er ablehnte. Bei seiner Rückkehr nach England 1776 setzte ihm die ostindische Compagnie als Belohnung seiner Verdienste eine jährliche Pension von 1500 Pfund Sterlingen aus. 1792 erhielt er den Auftrag, an der Spitze einer großen Gesandtschaft mit den Chinesen einen Handelstraktat zu schließen; allein er erreichte seinen Zweck nur höchst unvollkommen. Nach seiner Rückkehr 1794 lebte er ruhig in London bis 1796, beschäftigt, seine Reisebeschreibung, die sein Sekretär George Leonard Staunton schrieb, durchzusehen. 1799 wurde er Gouverneur vom Vorgebirge der guten Hoffnung und starb zu London 1806. Man hat von ihm in englischer Sprache: Zustand von Rußland 1767; Zustand von Irland 1773; Gesandtschaftsreise nach China 1793—94, anfangs von Staunton herausgegeben und von Barrow beendigt.

Macbeth, einer der berühmtesten schottischen Könige, der Reihe nach der 85ste. Als Duncan, ein zwar friedliebender und sanftmüthiger, aber charakterloser und befangener König, in Schottland regierte, entspann sich unter der Leitung eines gewissen Macdonald eine Verschwörung unter dem Volke von Lochaber gegen ihn. Zahlreiche Mannschaft aus den westlichen Inseln stieß zu ihm; die Galloglassen und Kernen aus Irland thaten dasselbe; und so geschah es denn, daß er die Armee des Königs schlug. Macbeth erbot sich jetzt, die Empörer zu züchtigen; Duncan säumte nicht, diesen Vorschlag einzugehen, und Macbeth griff die Aufwiegler an. Der Schreck, welcher seinem gefürchteten Namen vorherging, hatte schon mehrere Offiziere von Macdonalds Heer entfernt und solches dergestallt entmuthigt, daß Macbeth einen vollständigen Sieg erfocht. Während der Dämpfung dieser Unruhen hatte sich Sueno, König von Norwegen, mit einer großen Kriegsmacht erhoben, um Schottland zu erobern. Als Duncan Nachricht erhielt, daß dieser neue Feind bereits zu Fife ans Land gestiegen sey, raffte er sich aus seinem unwürdigen Schlummer auf; er griff zu dem Schwert und rückte als gemeinschaftlicher Anführer mit Macbeth und Banquo den Angreifenden entgegen. Er ward aber geschlagen und flüchtete nach Bertha. Indeß er hier Friedensunterhandlungen pflog, schickte er Macbeth gegen die Dänen aus, welche sich, wie er wußte, in sorgloser Ruhe der Schwelgerei überlassen hatten. Eben als sie sich nach einem berauschenden Mahle im tiefsten Schlafe befanden, stürmte Macbeth mit Blitzesschnelle über sie her und richtete ein solches Gemetzel unter ihnen an, daß Sueno bloß in Begleitung von zehn Mann entkam. Sein Bruder Kanut, König der Dänen, hatte nicht sobald Kunde von dieser Niederlage erhalten, als er eine neue Flotte gegen Schottland absendete. Aber auch diese Mannschaft ward, da sie auf dem schottischem Boden bereits plünderte, von Macbeth und Banquo entscheidend geschlagen. Einige Zeit darauf hatte Macbeth einen Traum, worin ihm drei Zauberschwestern den Thron verhießen. Andere Chronikenschreiber erzählen, daß ihm wirklich die Zauberinnen auf einer Heide erschienen seyen. Kurz nach diesem Vorfall begab es sich, daß der Than von Lander als Hochverräther zum Tode verdammt wurde und der König dessen Stellen und Besitzungen dem Macbeth, seiner außerordentlichen Verdienste wegen, zusprach. Jetzt erst fing dieser an, auf die Verheißungen jener Weiber einiges Gewicht zu legen; und herrschsüchtig, wie er war, ging er, nachdem der eine Theil der Prophezeihung sich erfüllt hatte, damit um, auch die übrigen zu ver wirklichen. Er entdeckte sich seinem vertrauten Banquo; und wiewohl

er in seinem hochverrätherischen Plan noch schwankte, so bestimmte ihn doch endlich seine eitle und ausgeartete Gemahlin, ihn zu vollführen. Er tödtete den König zu Inverneß 1040 und ließ sich zu Stone krönen. Im festen Besitze der höchsten Macht, schaffte er zuerst die Mißbräuche ab, welche sich unter dem schwachen Regiment Duncans eingeschlichen hatten, verbesserte dann die Gesetze, gab neue, und herrschte zehn Jahre hindurch mit einer Gerechtigkeit und Milde, die seinen vertrauten Freunden ein unauflösliches Räthsel war. Doch länger nicht konnte Macbeth seinen natürlichen Tyrannensinn unterdrücken; denn da er nun in der Liebe des Volkes sich fest glauben konnte, überließ er sich allen Arten von Willkühr und Grausamkeit. Um sich durch Gründung einer festen Macht zu sichern, rottete er einen großen Theil des reichen Adels aus, zog dessen Güter an sich, und legte auf Kosten des Reichs ein festes Schloß auf einem ungeheuern Berge an, Dunsinan geheißen. Diesen Bau zu beschleunigen, mußten alle Than mitwirken und selbst erscheinen; einer derselben aber, Macduff v. Fife, weigerte sich, und reizte dadurch des Königs Zorn. Mittlerweile begab sich Macduff, theils aus Furcht für sein Leben, theils aus Rachsucht gegen Macbeth nach England, um Duncans ältern Sohn Malcolm, der sich daselbst aufhielt, zu bewegen, seine Ansprüche geltend zu machen. Der König von England gab dem Prinzen ein Hülfscorps von 10.000 Mann unter dem Seyward von Northumberland. In Schottland trat der größte Theil des Adels zu des Prinzen Fahnen; Macbeth wurde geschlagen und von Macduff 1057 getödtet. Er hatte 17 Jahre regiert. Macbeths Geschichte gab dem Shakespeare den Stoff zu einer seiner besten Tragödien her.

Maccaroni, s. Nudeln.

Maccabäer, ein berühmtes jüdisches Geschlecht, dessen Stammvater Mattathias Hasmonäus war, der um 160 v. Chr. lebte. Hohepriester und Heerführer zur Zeit der syrischen Verfolgung stammten von ihm und gaben der Nation neuen Glanz. Vorzüglich zeichneten sich aus: Judas, der dritte Sohn des Priesters Mattathias, der sich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet, und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden gesammelt hatte. Mit dieser schlug er die Syrer, eroberte Jerusalem und stellte den mosaischen Cultus (165 v. Chr.) wieder her. Die drei Brüder, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom syrischen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürsten erhob, hinterließ 135 v. Chr. seinem Sohne Johannes Hyrkanus ein unabhängiges und durch Bündnisse mit den Römern gesichertes Reich, das dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte, und durch die Einsetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befestigte. Bedeutende Fortschritte der Bildung und des Wohlstandes bezeichnen Hyrkans Regierung, auch entstanden unter ihm die Sekten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Sein Sohn Judas Aristobolus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an. Alexander Jannäus, Aristobouls Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten eroberte Gaza. Aber jene Sekten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Faktionen. Die Krone ward nach dem Tode der, nur von Pharisaern regierten, Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrkanus und Aristobolus streitig; ein Bruderkrieg rief fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwohl vom Aristobul beschenkt, eroberte 63 v. Chr. Judäa nach römischer Politik für den schwachen Hyrkan. Durch diesen Ausgang des Streites fiel das Gebäude der neuen jüdischen Freiheit zusammen. Jerusalem verlor seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte) den königlichen Titel. Hyrkan ward Hohepriester und

Ethnarch, und jeder Jude den Römern zinsbar. Vergl. d. Art. Hyrkan und Herodes der Große.

Maccaronische Verse nennt man solche, in welchen man zweierlei Sprachen mit einander vermischt, indem man entweder eine Sprache nach den Regeln der andern beuget, oder bald aus der einen, bald aus der andern Worte oder Zeilen mit einander abwechseln läßt. Der Italiener Theophilus Folengi (s. d. Art.), welcher von 1494 bis 1544 lebte, ist der Erfinder dieser scherzhaften Dichtart. Zu ihr gehört z. B. das bekannte: Mondus scheinet ab Himmelo, gassatim laufunt Schnurri ꝛc. Wir Deutschen besitzen ebenfalls ein Gedicht dieser Art, welches den Titel führt: Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis quae omnes fere Minchos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis Schaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia. Anno 1593, 4.; neue Aufl. 1822, 8. Hamm bei Schulz und Wundermann. In den Zwischenspielen zu Moliere's Malade imaginaire finden wir französisch-maccaronische Verse. Indeß hat diese possierliche Dichtungsart Wenige gefunden, welche sich ihrer bedient haben.

Machiavelli (Niccolo). Dieser berühmte italienische Staatsmann und Schriftsteller ward 1467 geboren. Er stammte aus einer adlichen Familie, die in ihrer Vaterstadt, der Republik Florenz, die ersten Aemter bekleidete. Von seiner Jugendgeschichte ist nichts weiter bekannt, als daß Marcellus Virgilius sein Lehrer war. Durch seine Talente und Kenntnisse erhob er sich bald zum Cancelliere der Republik und nicht lange nachher ward er Staatssekretär. Während den politischen Unruhen, worin Florenz durch die Vertreibung der Mediceer und die Eroberungssucht Carls VIII. verwickelt wurde, übertrugen ihm seine Mitbürger die Würde eines Botschafters der Republik bei dem franz. Hofe, dem päpstlichen Stuhle und selbst beim Kaiser Maximilian. Seinen Rath brauchte der Staat vorzüglich, um die Empörung der Bewohner von Val di Chiana zu dämpfen. Seine Briefe, die er an den Senat über die Beilegung dieser Unruhen und über andere Staatsangelegenheiten schrieb, enthalten so menschliche, gerechte und weise Maximen, daß man zweifelt, ob der Principe und sie einen und denselben Verfasser gehabt haben. Auch in militärischer Rücksicht bediente sich der Staat seiner Rathschläge und errichtete nach seinem Plane eine toskanische Legion, die sich später durch Tapferkeit auszeichnete. Als der Papst Julius II. gegen die Franzosen ein Bündniß unter den italienischen Fürsten und Staaten zu schließen suchte, und Ludwig XII. von den Florentinern verlangte, sie sollten Pisa zum Sitze einer Kirchenversammlung, auf der er den Papst Julius seiner Würde entsetzen lassen wollte, hergeben; drang Machiavelli, der die Macht des Papstes fürchtete und die nachtheiligen Folgen, die aus einem Kampfe mit ihm für die Republik entstehen würden, richtig erkannte, darauf, dem Könige es zu weigern. Gegen seinen Rath geschah es doch, und die Folge davon war, daß der erzürnte Julius die vertriebenen Mediceer wieder zurückführte. Machiavelli, welcher sich stets als ein eifriger Freund der republikanischen Verfassung gezeigt hatte, wurde nun von dem Mediceer Lorenzo, welcher die Diktatur übernommen hatte, von allen Aemtern entsetzt. Bei der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Kardinal Giovanni dei Medici ward er der Theilnahme beschuldigt und der Tortur unterworfen. Mit großer Standhaftigkeit erduldete er sie, ohne das Geringste sich entreißen zu lassen. Hierauf wurde er verbannt. Als der Kardinal den päpstlichen Stuhl bestieg, erhielt er die Erlaubniß, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Hier schrieb er seine Discorsi und il Principe. Bald darauf kam er wieder in die Gnade der Mediceer und ihm wurden wichtige Aufträge anvertraut; doch bei einer

neuen Verschwörung gerieth er ebenfalls in Verdacht; er hatte aber für ihn nicht die gefährlichen Folgen des ersteren: die Mediceer entzogen ihm bloß ihr Vertrauen und Machiavelli trat ins dunkle Privatleben zurück. Nur einige Zeit dauerte seine Unthätigkeit; Julius, der Mediceer, bestieg unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl und Machiavelli kam wieder in Gunst; er erhielt den Auftrag, mit zur Vertheidigung Toskana's durch die vereinigten Truppen des Papstes und der Florentiner gegen Carl V. zu wirken. Das Zutrauen, welches ihm die Familie der Mediceer schenkte, hatte die Liebe der Florentiner gegen ihn erkaltet. Von der Zeit an lebte er in thatenloser, dunkler Zurückgezogenheit und starb 1527. Ueber seine Schriften s. die Art. Geschichte (Geschichte der) und Italienisches Theater. Vollständig gesammelt erschienen sie: Mailand 1805, 10 Bde. 8.

Macedonien, der nördliche Theil der von den Griechen bewohnten Halbinsel in Europa, der lange Zeit als ein Theil von Thracien betrachtet wurde, ward von mehreren kleinen Völkerschaften vom illyrischen oder päonischen Stamme bewohnt, von deren eigenthümlichen Sprache noch Reste in der walachischen und arnautischen übrig sind. Um 724 vor Christus ließen sich drei griechische Fürsten von Argos, Abkömmlinge von Herkules durch den Temenus, in Niedermacedonien mit griechischen Colonisten nieder, und stifteten einen griechischen Staat, deren erster König Perdiccas war, der sich von den benachbarten griechischen Monarchien darin unterschied, daß er nie einer andern Regierungsform hat weichen müssen und aus welchem in der Folge das welterschütternde Macedonien hervorging. Früh bildete sich in diesem Reich ein Adel, der im Krieg und Frieden mit den Königen bei allem an der Spitze stand, und mit ihnen gemeinschaftlich Regierung und Gefahren theilte. Jahrhunderte hindurch hatten die Könige jener Gegend mit den wilden und kriegerischen Horden zu kämpfen, wovon sie umgeben waren, und blieben dadurch den griechischen Angelegenheiten fremd; ob sich gleich in ihrem Volke ein kriegerischer Sinn und treffliche Kriegseinrichtungen, namentlich die lange Zeit unüberwindliche Phalanx ausbildeten, welche einst den Griechen, welche die Macedonier als Barbaren verachteten, nur allzu furchtbar werden sollte. So schwach waren indessen noch die macedonischen Könige zur Zeit der Perserkriege, daß Darius auf seinem Zuge gegen die Skythen sie zinsbar machte und sie auch bei der großen Unternehmung des Xerxes diesem als Unterthanen folgen mußten. Von der Zeit an wurden sie den Griechen bekannter. Die Athener legten mehrere Pflanzstädte an der Küste an. Macedonier nahmen schon Theil an dem peloponnesischen Kriege gegen Athen. Die spätere Geschichte Macedoniens ist als die Fortsetzung und Erweiterung der griechischen im Art. Griechenland vorgekommen. Macedonien, welches in verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene Ausdehnung hatte, umfaßte unter Philipp und Alexander (vergl. d. A.) mehrere Gegenden, welche ehemals zu Thracien gehörten, so wie westlich einen Theil des den Griechen beinahe ganz unbekannten, von rohen Stämmen bevölkerten Illyriens. Seine Gränzen waren also südlich Epirus, Thessalien und das ägäische Meer, östlich Thracien, so daß der Fluß Nestos die Gränze machte; nördlich und westlich waren die Gränzen sehr unbestimmt; das unbekannte Mösien und Dardanien wurde durch das Gebirge Orbelos von Macedonien geschieden, und der See Lychnites wurde als die Gränze von Illyrien betrachtet. An der thessalischen Gränze lag der Olymp und die cambunischen Gebirge; an der thracischen der Pangäus, welcher reiche Goldbergwerke enthielt; das Gebirge des Athos bildet im südlichen Theile Macedoniens drei weit in das Meer sich erstreckende Halbinseln und Vorgebirge, wovon das östliche der eigentliche Athos ist. Auch das Innere des Landes war gebirgig und waldig. Die Hauptflüsse sind: der Axios, jetzt Wardari

welcher von Norden nach Süden das Land beinahe in 2 gleiche Theile theilt; der Strymon, lange Zeit Gränzfluß gegen Thracien; der Nestos oder Nessos, jetzt Mesto, machte in späterer Zeit die thracische Gränze. Die Römer theilten das Land in vier Striche: den östlichen am Strymon und Nestus, Hauptstadt Amphipolis; die Halbinsel, Hauptstadt Thessalonica; den südlichen über Thessalonien, Hauptstadt Pella; und den nördlichen, Hauptstadt Pelagonia. Illyrien trennten sie davon. Die wichtigsten Städte s. im Art. Griechenland. Jetzt gehört Macedonien — bei den Türken Filiba Wila Jeti — zur europ. Türkei und ist eine der fruchtbarsten und bevölkertesten Provinzen, deren Hauptprodukte in Wein, Baumwolle und Taback bestehen. Das Innere dieser Provinz, meist von Griechen bewohnt, ist von Europäern wenig besucht und daher noch sehr wenig bekannt. Die Hauptstadt ist Saloniki, das alte Thessalonich.

Macedonius I., Patriarch von Constantinopel von 341—360, stand an der Spitze einer Ketzerpartei, die gewöhnlich halbe Arianer oder auch Pneumatomacher heißen, weil sie die Gottheit des heiligen Geistes leugneten. Diese Lehre verursachte große Unordnung in der Stadt und er wurde 360 durch die Eumonianer seines Amtes entsetzt. Er starb im Elend. Obgleich auch die Kirchenversammlung zu Alexandrien 362 und zu Rom 367 die Lehre der Macedonianer für eine Ketzerlehre erklärten, erhielt sie sich doch nach seinem Tode in Constantinopel, Thracien, Bithynien und andern Orten, bis endlich Kaiser Theodosius sie mit Gewalt verfolgte. In neuern Zeiten haben besonders Socinianer, Clarke, Whiston und Andere diese Lehre von Neuem aufgebracht.

Mäcenas (C. Cilnius), der bekannte Günstling des Kaisers Augustus und Gönner des Horaz und Virgil. Er stammte aus einem vornehmen etrurischen Geschlechte, das seine Abkunft sogar von den alten etrurischen Königen oder Lukumonen herleitete. Ehe Augustus seine Herrschaft noch vollkommen befestigt hatte, theilte er mit dem berühmten Agrippa das unumschränkteste Vertrauen des jungen Cäsars; bei allen entscheidenden Gelegenheiten war er ihm zur Seite, und August fühlte die Unentbehrlichkeit desselben so stark, daß er einige Jahre nach dessen Tode im Verdruß über die Folgen seiner heftigen Maaßregeln gegen seine Tochter Julia, schmerzlich ausrief: das alles wäre mir nicht begegnet, wenn Mäcenas noch lebte! — Dies alles that aber Mäcen nicht als Staatsmann oder Minister, sondern bloß als warmer inniger Freund des Oktavius. Nie bekleidete er ein öffentliches Amt, denn die Praefectura urbis et Italiae, welche ihm Oktavian nach dem Siege bei Aktium auf einige Zeit anvertraute, war eine bloße Privatkommission, keine öffentliche Staatsbedienung; sondern er lebte immer im Privatstande, zufrieden mit dem Ansehen, daß ihm sein persönliches Verhältniß zu Augustus gab. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art (wenn sie gute Gesellschafter waren) an seinen Tisch zog, ihren Umgang suchte, und sie gelegentlich dem August empfahl: das hatte erstlich einen politischen Grund; er erwarb dadurch dem August selbst Freunde und verbreitete dessen Ruhm; außerdem aber, was that er mehr, als was noch jetzt beinahe jeder Mann von Stande und Vermögen thut, dessen Charakter und Laune ihn für einen solchen Umgang empfänglich macht? — Es ist ferner wahr, daß er dem Horaz ein Landgütchen schenkte, diesem beim Augustus Verzeihung und Freiheit auswirkte und Virgiln wieder zur Erlangung des Seinigen verhalf; aber für einen Mann, den Augustus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geschenk an Horaz eine Kleinigkeit, und was Virgil ihm zu danken hatte, war gerade nur Gerechtigkeit. Was hatte Mäcen überhaupt hierbei mehr gethan, als was von hundert Großen vor und nach ihm auch geschehen ist? Nachdem die Unruhen der Bürger-

kriege geendigt waren, und er den Zweck aller seiner Bemühungen erreicht und den jungen Oktavius in den Besitz der Alleinherrschaft gesetzt hatte; so überließ er sich von dem Jahr 727 an, in einem Alter von ungefähr 40 Jahren, ganz seinem Hang zur Ruhe, zum Vergnügen und zu den Künsten. Sein Haus war der Sammelplatz aller witzigen Köpfe, Virtuosen, Baladins, fröhlichen Brüder und angenehmen Müßiggänger von Rom; Alles athmete Freude, Scherz und Wohlleben. Sein philosophisches System war dieser Lebensart anpassend, es war das epikurische. Ueppigkeit und Frivolität bezeichnen am besten den Charakter seiner liebsten Ergötzungen und Zeitvertreibe. Unter allen Schauspielen liebte er am meisten die pantomimischen Tänze, welche er zuerst in Rom einführte. Der wegen seiner Kunst und Schönheit berühmte Bathyllus war sein Liebling. Die durch seinen wollüstigen Müßiggang ihm natürlich gewordene Schlaffheit seines Geistes zeigte sich nicht nur in seiner Kleidung, seinem Gange, im Tragen seines Körpers, sondern auch in seiner Schreibart. Er machte zum Zeitvertreib Prose und Verse; aber seine Art zu schreiben war wenig durch den Umgang mit den besten Schriftstellern seiner Zeit gebildet worden. Der Weichling zeigte sich auch hier in seinem Geschmacke, seinem Style, seinem Hange zu ungewöhnlichen, seltsamen, veralteten Ausdrücken, oder neu geschmiedeten Wörtern. Wenn man also dem Mäcen mit seinen Verehrern auch nicht einen großen Geist zuschreiben kann, so war er doch unstreitig ein Mann, der alle Eigenschaften besaß, welche ihm das Herz seiner Freunde gewinnen konnten. Horaz rühmt ihn nie anders, als wegen der Eigenschaften seines Geistes und Herzens, wegen der Offenheit und Munterkeit seines Geistes, wegen seiner Bekanntschaft mit der griechischen und römischen Literatur. Er war Freund und Gönner der Gelehrten, aber nicht als Kenner, sondern mehr als Liebhaber. Er war überhaupt mehr Weltmann als Philosoph, zu gelehrt in der Kenntniß der Edelsteine, um für geistige Schönheiten einen vorzüglichen Sinn haben zu können. Ein Mann, der die Pyladen und Bathyllen so außerordentlich liebte, konne schwerlich den ganzen Werth eines Varius fühlen. Eitelkeit, Bedürfniß sich selbst zu unterhalten, und politische Rücksichten auf die Vortheile, welche Augusten daraus erwachsen mußten, wenn die besten Köpfe der damaligen Zeit, vorzüglich die Dichter und Geschichtschreiber, gut behandelt wurden, hatten eben so viel Antheil an seiner Freundschaft für diesen, als seine wirkliche Theilnahme an ihrer Person und sein Geschmack an ihren Werken. Horaz scheint allein hievon eine Ausnahme gemacht zu haben. Zu ihm trug Mäcen auch eine besondere persönliche Zuneigung. Gegen seine letzten Lebensjahre ward Augustus etwas kaltsinnig gegen ihn, weil er, wie Einige vermuthen, den Umgang des Kaisers mit seiner Gemahlin Terentilla nicht gern gesehen habe. Sein Tod versöhnte den Augustus wieder, und rief alle ehemalige Liebe gegen ihn zurück. Er starb, nach Einigen, kurze Zeit vor, nach Andern, einige Monate nach Horaz im Jahr 745. Man schreibt ihm zu eine Geschichte der Thiere, ein Tagebuch vom Leben des Augusts, eine Abhandlung von den Abbreviaturen im Schreiben, von denen er auch einige erfunden haben soll; eine Abhandlung von den Edelgesteinen, und zwei Trauerspiele, Oktavia und Prometheus.

Macpherson (James), Esq., geb. 1733 zu Ruthren in der Grafschaft Inverneß, stammte aus einer alten nordschottischen Familie, widmete sich der Theologie, wurde Hauslehrer und bereiste dann, durch eine Subskription unterstützt, die schottischen Hochlande, um die alten Volksgesänge zu sammeln. 1764 nahm ihn der Gouverneuer Johnson nach Pensocala in Florida als Sekretär mit, von wo aus er Westindien und einige nordamerikanische Provinzen besuchte. Nach seiner Rückkehr gab er 1771 Introduction to the

History of Great Britain and Ireland heraus. Indeß hatte auch seine Sammlung altschottischer Balladen und Gesänge Ossians, die er auf Homes Verlangen übersetzte, großen Beifall gefunden und ihn bewogen, Homers Ilias in Prosa zu übersetzen (London 1773, 2 Bde. 4.), die sich aber nicht gleichen Beifalls rühmen konnte. Er wandte sich deßhalb wieder zu historischen und politischen Gegenständen, und so erschien 1775 die History of Great Britain from the Restoration to the Accession of the House of Hannover, 2 Bde. 4. und einige Abhandlungen gegen die Amerikaner, die ihm den Posten eines Agenten des Nabobs von Arcot verschafften. Von 1780—90 war er mehrmals Parlamentsmitglied; wegen geschwächter Gesundheit kehrte er auf seinen Landsitz Bellevue in Inverneß zurück, wo er 1796 starb. In seiner Jugend, als Student zu Edinburgh, erschien von ihm auch ein Gedicht: The Hihglander, dem es jedoch an Geschmack fehlt. Vergl. d. Art. Fingal und Ossian.

Madagaskar, früher von den Portugiesen St. Lorenzinsel, von den Franzosen Dauphinsinsel genannt, bei den Eingebornen Madekasse (Mondsinsel), ist die größte der afrikanischen Inseln. Sie liegt in der Richtung von N. nach S., zwischen dem 12° und 25° S. B. und dem 62° bis 68° O. L. Die ganze Insel, deren Inneres aber noch ganz unbekannt, scheint von einem hohen waldigen Gebirge in der Richtung ihrer Länge durchzogen, aus welchen sich im N. der Vigagora und im S. der Bostimeni über 10.000 F. hoch erheben; die Ostküste ist flach und seicht, die Westküste hat mehrere gute Häfen. Die Insel ist außerordentlich gut bewässert, die Flüsse wimmeln aber von Krokodilen. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, besonders im nördlichen Theile. Das Klima ist gemäßigt, aber an vielen Stellen der Küste den Europäern höchst verderblich. Die Einwohner, Madegassen, scheinen aus mehreren Völkerstämmen zu bestehen, unter welchen man deutlich Neger und arabische Abkömmlinge unterscheidet, und hierauf beruht auch eine Art von Kastenunterschied, welcher hier herrscht und in welchem die Schwarzen die niedrigsten Stufen einnehmen. Im Ganzen ist das Volk gut gebaut, fröhlich, gastfrei und gutmüthig; der Sklavenhandel ist erst durch die Nachfrage der Europäer hier entstanden. Die Madegassen sind die freiesten Menschen, jede Dorfschaft ist unabhängig und hat ein eignes Oberhaupt mit sehr beschränkter Macht. Nur im nordwestlichen Theile der Insel scheinen größere Verbindungen zu bestehen, welche unter gemeinsamen Anführern verheerende Einfälle auf die Komoroinseln und die Küsten des festen Landes machen. Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden geschätzt, von Einigen auf 4, von Benjowski auf 2½, von Andern auf 1 Million, in jedem Fall wenig für einen Flächenraum von mehr als 10.000 Q. M. Im nördl. Theile der Westküste scheinen die Araber einst mächtig gewesen zu seyn; auch findet sich noch Spuren des Islams mit Heidenthum vermischt, und die arabische Sprache ist ziemlich gewöhnlich. Auf der Nordostseite lebt gar ein Volk, das von jüdischer Abkunft ist und die Beschneidung so wie die Feier des Sabbaths beobachtet. Das unbekannte Innere der Insel enthält unermeßliche Waldungen: alle Arten Palmen, Ebenholz, Bambus und schönes Holz zum Schiffbau sind überflüssig vorhanden. In den Gebirgen findet man gutes Eisen, welches die Eingebornen geschickt zu bearbeiten wissen, Spuren von Zinn, und einige Edelsteine, wie Granaten, Rubine, Smaragde, Sapphire und sehr große Bergkryställe. Alle tropische Gewächse würden hier herrlich gedeihen und finden sich zum Theil schon im wilden Zustande vor. Den Europäern sind Ansiedelungen auf dieser Insel nie sonderlich gelungen. Schon die Portugiesen, welche hier 1506 zuerst landeten (doch erwähnt ihrer Marco Polo im 13 Jahrh.), und nach ihnen die Holländer, haben die Insel häufig besucht, ohne Niederlassungen zu gründen. Auch die Franzosen haben es in

verschiedenen Zeiten, zuerst unter Colbert 1665 und dann in der Mitte des 18. Jahrh. versucht; doch die Erbitterung der Einw. ließ dieselben nie recht aufblühen. Tamatavi auf der Ostküste ist der Hauptsitz der franz. Faktoreien. Neulich haben die Britten auf der Nordküste von einem einheimischen Fürsten den Hafen Louquez erhalten.

Madame hieß in Frankreich des Königs Bruders Gemahlin, des Königs Vaters oder Mutter Schwester, die Tochter des Königs oder des, bei jenes Leben verstorbenen, Dauphins. In der mehrern Zahl verstand man hierunter die Töchter des Königs. — Mademoiselle war in Frankreich der Titel, welcher den Töchtern des Königs Bruders, des Königs Vaters oder Mutter Bruder gegeben wurde. Nach einer Verordnung vom J. 1734 erhielt ihn nur die erste Prinzessin von Geblüte.

Madera, Madeira, eine den Portugiesen gehörige Inselgruppe, westlich von dem Festlande Afrika's, nördlich von den kanarischen Inseln, besteht aus den beiden Inseln Madeira und Porto Santo und den unbewohnten südlicher liegenden Selvages (die Wilden). Madeira unter 1° O. L. und 32° 40′ N. B. mag etwa 25 □M. mit 100.000 Einw. umfassen. Die ganze Insel besteht aus einem ausgebrannten 5000 F. hohen Vulkan, dessen schroffe Abgänge von Gießbächen zerfurcht sind. Bei der Entdeckung 1420 fanden die Portugiesen die Insel unbewohnt und ganz mit Cederngehölz bedeckt, daher ihr Name (Madeira, Holz). Dies wurde aber zum Behuf des Anbaues so sinnlos verbrannt, daß jetzt kein Waldbaum mehr auf der Insel ist; sieben Jahre soll, nach den Berichten der Portugiesen, das Niederbrennen gedauert haben. Die herrlichsten Südfrüchte haben die Stelle des Holzes eingenommen; vor allem aber ist die Insel dem Weinbau günstig, welcher hier so stark getrieben wird, daß man jährlich 30.000 Faß zu 240 Maaß gewinnt. Der Madeira-Malvasier ist die beste Sorte. Er wird in fünf Arten, je nach dem Markte, für welchen man ihn bestimmt, eingetheilt. Die vorzüglichste Art heißt London partikular. Der für den londner Markt bestimmte folgt ihm zunächst. Wieder von geringerer Güte ist der für den indischen Markt bestimmte. Der nach Amerika gehende hat den vierten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den vom fünften Range. Die Engländer holen von diesem Wein jährlich mehr als siebentausend, die Amerikaner der vereinigten Staaten ungefähr dreitausend Pipen. Außerdem werden alle edle Obstsorten und Zuckerrohr angebaut; nur an Getreide ist Mangel, weil der Boden keine Ebenen darbietet. Schädliche Thiere und Insekten kennt man hier nicht; das Klima ist außerordentlich schön und die Einwohner des Landes sind stark und gesund, die der Städte weniger, weil sie eine zu träge Lebensweise führen. Bei allem Reichthum der Insel sind die Einwohner arm, mit Ausnahme einiger Weinhändler. Das Staatseinkommen beträgt ½ Mill. Piaster. Die Hauptstadt Funchal liegt an einer schönen, durch vorspringende Felsen trefflich geschützten Bai, und ist ein viel besuchter Erfrischungsort für alle Ostindienfahrer; die Stadt selbst ist schmutzig, eng und schlecht gebaut, sie hat viel Kirchen und Klöster und etwa 15.000 Einwohner; ein schöner öffentlicher Spatziergang, mit Orangerie bepflanzt, befindet sich bei der Wohnung des portugiesischen Gouverneurs. — Porto Santo, mit 1200 Einw., bringt ebenfalls viel Wein hervor.

Madonna heißt in Italien 1) soviel als das französische Madame; 2) bedeutet es besonders die heilige Jungfrau, in welchem Sinne auch der Ausdruck: Madonnengesicht gilt, worunter man ein Gesicht versteht, das mit Schönheit den Ausdruck von Frömmigkeit und Unschuld verbindet. Vergl. Maria.

Madras, Präsidentschaft der englisch-ostindischen Compagnie, begreift den östlichen Theil der Halbinsel diesseits des Ganges vom Cap Comorin bis Balasore (8° — 22 N. Br.) und führt die Aufsicht über die mittelbaren oder Vasallenstaaten Dekans. Der Umfang ihres unmittelbaren Gebiets beträgt über 8000 Q.-M. Diese Präsidentschaft hat mittelbar über zwanzig Millionen Landeseingeborner zu gebieten, allein die ihr unmittelbar Unterworfenen betragen nicht über zwölf Millionen, denn es stehen mehrere dem Namen nach unabhängige Regentschaften unter ihr, wie die von Mysore, Travancore und Cochin. Die Einkünfte belaufen sich auf fünf Millionen Pfund Sterling jährlich, welche beinahe ganz zur Unterhaltung der nothwendigen öffentlichen Anstalten verwendet werden. Das Heer beträgt über 50.000 Mann, wovon 1400 Offiziere. Wenn man die Präsidentschaft von Seiten ihres Handels in Anschlag bringt, so steht sie jener von Bombay nach. Ihre Ausfuhr besteht hauptsächlich in Stückergut (Manufakturwaaren) und der ganze Betrag ihrer Aus- und Einfuhr zur See beläuft sich nicht über fünf Millionen Pfund Sterling. Die Justiz wird nach demselben Plane wie in Calcutta (s. d. Art.) verwaltet; in Madras ist der oberste Gerichtshof. Das Land hat 9 Provinzen. — In Carnatik liegt die Hauptstadt Madras auf der Küste von Coromandel am Pallier und dem kleinen Fl. Meleapur, über den eine Brücke mit 29 Bogen führt, Hauptetablissement der Britten im östlichen Theile der ghatischen Halbinsel. Die Küste, worauf Madras erbaut ist, wird von den tosenden Wogen einer tobenden Brandung gepeitscht. Die über ihr liegende Stadt nimmt sich sehr vortheilhaft aus, und die zahlreichen Palmen in ihrer Nähe bieten dem Auge ein zauberisches Grün dar. Madras ist der Sitz eines brittischen Gouverneurs und hat 150.000 Einwohner. Sie besteht aus dem sehr festen Fort St. George, der Pettah oder schwarzen Stadt (in der breite Straßen und enge Gassen, die schönsten Palläste und die elendsten Hütten abwechseln, und die von Armeniern, Bengalen, Chinesen, Peguanern, schwarzen Juden, Arabern und Europäern bewohnt wird) und Neumadras, wo regelmäßige Gassen und schöne Hauser sind. Nach St. Croix begreift man unter Madras alles, was zwischen dem Fluß St. Thomas und dem Graben der schwarzen Stadt liegt; in dieser leben 800.000 Malabaren, deren verschiedene Kasten ihre eigene Quartiere haben, mit vielen Bazars und Pagoden für die verschiedenen Sekten; in der Stadt und Fort St. Georg leben 5000 Weiße, 7000 Mestizen, die von Europäern abstammen und sich selten mit ihnen vermischen, und an 500 Armenier. In der Festung sind 4500 Mann Besatzung, wovon 1100 Europäer, die übrigen Cipayen. Madras hat die schönste Kirche Asiens von seltener Pracht, die auf 18 ionischen Säulen aus einem marmorähnlichen Stein ruht, auf einem 6 Acres großen Felde, und mit einem Palmenhain umgeben ist. Baumwollen- und Glaswaaren zum Putz für Hindusfrauen werden hier gemacht; Töpferwerkstätte, Ziegelbrennereien und Seesalzsiedereien. Wichtige Handelsgeschäfte nach China, Ceylon, Birma, Insel Frankreich, Australien, Europa ꝛc. Die Stadt hat nur eine Rhede, und auf der Insel Hordry vor derselben einen mit Gas erleuchteten Leuchtthurm. Außer einer Sternwarte und Buchdruckerei, literarischen Gesellschaft, ein Collegium (in dem Landeseingeborne, Christen und Braminen, die indischen Sprachen gründlich erlernen) und eine luth. Missionsanstalt in Wöperi, in Verbindung mit der trankebarischen Mission. Der Berg Pondamala oder Montgrand, mit Festungswerken und botanischen Garten. Egmore Bells berühmte Schule, Asylum oder Madrasschule, wo Schüler zugleich Lehrer sind.

Madrid, die Hauptstadt Spaniens, Residenz des Königs und Sitz der obersten Staatsbehörden, liegt im Mittelpunkte desselben, in dem Königreiche

Neu-Castilien, auf einem unebnen, mit Hügeln umgebnen Boden, an den Ufern des Manzanares, über den 2 schöne marmorne Brücken erbaut sind. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, von einer schwachen aber hohen Erdmauer umgeben und mag eine Bevölkerung von 180 bis 200.000 Seelen enthalten. Da Madrid Mangel an gutem Quellwasser leidet und auch der oft trockne Manzanares nicht immer Flußwasser genug liefert, so hat man einige Quellen aus dem Guadarama-Gebirge nach der Stadt geleitet und das Wasser in 32 Brunnen getheilt. Madrid scheint in einer unabsehbaren Wüste zu liegen. Das Innere der Stadt kann bei dieser Lage nur durch die Größe und Pracht der Gebäude den unangenehmen Eindruck ihrer Umgebung verlöschen. Im Ganzen genommen gehört Madrid jetzt zu den wohlgebautesten Städten, obgleich der ausgezeichneten Werke der Baukunst nur wenige sind. Der ältere, östliche Theil der Stadt hat enge und krumme Gassen, der neuere, bei weitem größere, mehrere schöne, gerade und breite Straßen und Häuser von 4 bis 5 Stockwerk, während sie dort gewöhnlich nur 3 Stockwerk haben. Ganz Madrid ist gut gepflastert, mit schönen Seitenwegen für Fußgänger und vortrefflich erleuchtet; dabei ist die Reinlichkeit der Straßen jetzt eben so auffallend, als es ehemals das Gegentheil war. Unter den öffentlichen Plätzen sind zu erwähnen: die Pl. Mayor, ein ziemlich regelmäßiger viereckiger Platz von ansehnlichen Häusern und Bogengängen umgeben, aber da er ein Marktplatz ist, von vielen Buden entstellt. Ehemals wurden hier Autos-de-fe und Stiergefechte gegeben. Puerta del sol, im Mittelpunkt der Stadt, wo mehrere der schönsten Straßen zusammenstoßen; an der einen Seite liegt das Posthaus, eines der schönsten und größten Gebäude in ganz Madrid. Puerta del sol ist der gewöhnlichste und glänzendste Sammelplatz der Spaziergänger aus allen Ständen. Zu den schönsten Gebäuden in Madrid gehört noch die Aduanastraße, das Zollhaus, und das danebenstehende Gebäude, das Museum für die Naturgeschichte, in der Straße de Alkala; auch die darin befindlichen Sammlungen sind bedeutend. Man zählt 77 Kirchen in Madrid, wovon jedoch keine einzige durch Größe oder Schönheit auffällt, alle aber sind reich an vortrefflichen Gemälden von spanischen, italienischen und niederländischen Malern, auch viele Klöster und reiche Privatleute besitzen ansehnliche Sammlungen dieser Art. Die beiden königl. Schlösser liegen schon außerhalb der eigentlichen Stadt. Auf der östlichen Seite wird die Stadt von einem schönen, aus mehrern Reihen Bäumen bestehenden Spaziergang, El-prado, umgeben, welcher alle Abend von Tausenden von Kutschen, Pferden und Fußgängern besucht wird. An der Seite des Prado liegt das alte Schloß **Buen Retiro** (s. d. Art.). Auf derselben Seite der Stadt, etwas nördlich, befindet sich das Amphitheater, worin die Stiergefechte gegeben werden. An der westlichen Seite der Stadt, wo der Manzanares nahe an ihr vorüberfließt, liegt das neue königliche Schloß, von Philipp V. 1737 erbaut; ein ungeheures, ein längliches Viereck bildendes Gebäude, worin besonders die herrlichen Gemälde, die 180.000 Bde. starke Bibliothek und viele andere Kunstwerke Aufmerksamkeit verdienen. An wissenschaftlichen Anstalten ist Madrid dem Namen nach sehr reich: man zählt an 13 Akademien und 7 andere gelehrte Institute und Schulen, mehrere öffentliche Bibliotheken, Kunstsammlungen rc.; indessen ist Spanien an wissenschaftlicher Bildung gegen andere Länder sehr zurückgeblieben. Madrid hat 1 Opernhaus und 2 Theater, viele vortreffliche Hospitäler, 1 Findelhaus u. s. w., eine Börse, St. Karls-Bank; deren Fonds ist 150.000 Aktien, jede zu 2000 Realen de Vellon. Sie verlieren jetzt 40—60 Przt. Ferner hat Madrid viele Fabriken, Manufakturen von Gobelin und persischen Decken, Salpetersiedereien und Assekuranzgesellschaften. Die Hauptvergnügungen der Einwohner bestehen im Spazierengehen oder Fahren, an den schon genannten Orten, in Tertullas, Abend-

gesellschaften, worin man sich mit Spiel, Gespräch, Tanz und Musik unterhält und wobei allerlei Erfrischungen, Dulces (Zuckergebacknes), Chokolade u. s. w. gereicht wird.; in Tanz, Theater und Stiergefechte. In der Nähe von Madrid befinden sich einige wenig besuchte und unbedeutende königliche Lustschlösser, wie Casa del Campo, dicht bei der Stadt am Manzanares, El Pardo und La Florida. Wichtiger in jeder Hinsicht sind die unter dem Namen Sitios bekannten Schlösser San Ildefonso, Eskorial und Aranjuez (vergl. diese Art.); der Hof hielt sich ehemals in bestimmten Jahrszeiten daselbst auf; vom Mai bis September zu San Ildefonso, vom September bis Dezember im Eskorial und im Winter und Frühling zu Aranjuez. In der Geschichte unserer Tage ist Madrid hauptsächlich dadurch berühmt geworden, daß hier zuerst das Volk am 2. Mai 1808 durch einen wüthenden Aufstand gegen die Franzosen, welche der damalige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte, ein Beispiel gab, welches bald die gesammte spanische Nation mit eben so vielem Muthe als Beharrlichkeit nachahmte, und sich dadurch unvergänglichen Ruhm erwarb. Vergl. Spanien.

Madrigale, das. In seiner ältern ursprünglichen Gestalt, in der es von den Provenzalen, unter denen es wahrscheinlich zuerst bearbeitet wurde, zu den Italienern und in die spätere französische Dichtkunst überging, ein kürzeres lyrisches Gedicht von bestimmtem Umfange, meist nicht unter 6 und nie über 12 Zeilen lang, mit völlig willkührlicher Reimverschlingung, fast immer im Charakter der Idylle. Daher vermuthlich auch der Name, von dem Provenzalischen Mandre, ein Schäfer. Später hieß so jedes kleinere Gedicht von idyllischem oder auch epigrammatischem Inhalte, in einer oder mehrern Strophen, mit kürzern oder längern Versen und freier Reimverschlingung. Madrigaldichter: Italiener: Petrarka, Tasso, Lemene; Franzosen: Montreuil, Moncrif, Lainez u. A.; Deutsche: Hagedorn, Götz, J. G. Jakobi, Göthe, Voß, Manso u. A.

Maffei, ein berühmtes Geschlecht, stammt ursprünglich aus Verona, verbreitete sich aber später in verschiedene Zweige durch mehrere Gegenden Italiens, und hat mehrere in der Literärgeschichte ausgezeichnete Männer hervorgebracht, von denen wir folgende anführen: 1) Alexander (Marchese), geb. zu Verona 1662, trat sehr früh in baiersche Dienste, war 1696 schon Obrister, später Feldmarschall und Statthalter von Namur und hatte großen Antheil an dem 1717 über die Türken erfochtenen Siege bei Belgrad. Er starb zu München 1730, Memoiren hinterlassend (Verona 1737; franz., Haag 1740, 2 Bde. 12.) die sehr wichtig für die damalige Zeitgeschichte sind. Das italienische Original ist von seinem Bruder Scipione. 2) Bernardino, geb. zu Rom, erhielt in Padua seine wissenschaftliche Bildung, ward 1549 Kardinal, und starb 1554, gefeiert von seinen gelehrten Zeitgenossen. Er besaß eine große Münzsammlung, die einer seiner Vorfahren angelegt hatte. Seine Geschichte nach den Münzen ist verloren gegangen; einige andere seiner Werke blieben unvollendet, und wir besitzen nur wenige in Sammlungen zerstreute Briefe von ihm. 3) Franzesko Scipione, Alexanders Bruder, geb. zu Verona 1675, wissenschaftlich gebildet bei den Jesuiten zu Parma, reiste 1698 nach Rom, wo er wegen seines Talents zur Dichtkunst Mitglied der arkadischen Akademie wurde. Später entsagte er diesem ruhigen Leben, und diente eine Zeitlang während des span. Successionskrieges in Italien und Deutschland mit Auszeichnung, verließ aber die Bahn des Ruhmes, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom, wo er in einer gelehrten Schrift bewies, daß das Duell der Religion, der gesunden Vernunft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens widerstreite, begab er sich nach Verona, und tief betrübt über den Verfall der Wissenschaften in seinem Vaterlande, entschloß er sich in Verein mit Apostolo Zeno und

Vallisnieri eine kritisch-literarische Zeitschrift herauszugeben, die für Emporbringung der Literatur von reichem Erfolge war. Dem Theater widmete er nicht weniger seine Aufmerksamkeit, sammelte die besten Tragödien und Lustspiele der Italiener (Theatro Italiano 1723, 3 Voll.), und dichtete selbst ein Trauerspiel, Merope, welches mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen wurde. S. Italienisches Theater. Sein Lustspiel La Ceremonia erfreute sich ebenfalls einer günstigen Aufnahme. 1725 stiftete er zu Verona eine gelehrte Gesellschaft, welche aus den geschicktesten Männern bestand, und zur Beförderung des Studiums der griech. Sprache vortheilhaft wirkte. Maffei's Ruhm stieg, als er sich einem neuen Zweige der Wissenschaften, der Diplomatik, widmete, die er durch Entdeckung wichtiger Handschriften in der veroneser Dombibliothek, so wie durch mehrere gehaltvolle Schriften bereicherte. 1732 begab er sich nach Frankreich, wo er die glänzendste Aufnahme fand und 4 Jahre verweilte. Hierauf durchreiste er England, Holland und Deutschland, ward in Wien vom Kaiser Carl VI. auf das huldvollste empfangen, und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo ihn der Tod 1755 den Wissenschaften und der Poesie entriß. Seine dankbaren Mitbürger errichteten ihm ein Denkmal. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir noch: Rime e Prose (Venedig 1719); Istoria diplomatica; Musaeum Veronese; Verona illustrata; Degli Anfiteatri e singolarmente de Veronese. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Venedig 1790 in 21 Bde. 8. — 4) Joh. Peter, berühmter Jesuit und einer der vorzüglichsten Schriftsteller dieses Ordens, geb. zu Bergamo 1535, studirte zu Rom, wo er mit den gelehrtesten Männern in freundschaftliche Verbindung trat. Später folgte Maffei einem Rufe nach Genua, wo er Rhetorik lehrte und Sekretär der Republik wurde. Er legte nach 2 Jahren diese Stelle nieder, wandte sich wieder nach Rom und trat in den Jesuitenorden, der ihm den Lehrstuhl der Beredsamkeit anvertraute. 1750 gab seine durch schönen Styl ausgezeichnete lateinische Uebersetzung von Akosta's Geschichte Indiens Veranlassung, daß ihn der Kardinal Heinrich von Portugal nach Lissabon einlud, eine allgemeine Geschichte Indiens zu schreiben, wozu er ihm die Urkunden aus den Archiven sammeln ließ. Sie erschien unter dem Titel: Hist. ind. libri XVI. 1588 Florenz; bessere Ausg. Köln 1593, empfiehlt sich aber mehr von Seiten der Schreibart als gründlicher Kritik. Seiner tiefen Gelehrsamkeit wegen stand er bei König Philipp II. in großem Ansehn. Maffei verließ deßungeachtet 1581 die pyrenäische Halbinsel, und lebte abwechselnd in Rom und Siena, mit der Ausfeilung seiner Werke beschäftigt, bis er den 20. Okt. 1603 zu Tivoli starb. Von seinen vielen Schriften erwähnen wir noch: De Vita et Moribus St. Ignatii (Venedig 1585, 8.). — 5) Paul Alexander, Alterthumsforscher und Ritter vom Orden St. Stephan, zu Volterra 1653 geb., brachte die größte Zeit seines Lebens in Rom zu, wo er Hauptmann unter der päpstlichen Garde war. Dabei beschäftigte er sich aufs Eifrigste mit Erforschung römischer Alterthümer, in welchen er die ausgebreitetsten Kenntnisse besaß, wie seine Werke beweisen: 1) Raccolta di Statue antiche e moderne (Rom 1704), 163 Abbildungen alter Denkmäler enthaltend, die in Roms Pallästen, Gärten und Sammlungen aufbewahrt wurden; 2) seine neue Ausgabe (1707, 4 Bde. 4.) der Gemme antichi figurate colle sposizioni des Lionardo Agostini, die dieser 1657 in 2 Quartbänden herausgab, und durch schöne Kupferabdrücke ausgezeichnet ist, aber durch Maffei's Zusätze und Anmerkungen neuen Werth erhielt. Doch zieht der Bibliograph die ältere Ausgabe, die sehr selten ist, vor. — 6) Raphael, Volteranus genannt, weil er zu Volterra im Toskanischen 1450 geb. war. Er übersetzte ins Lat. mehrere Schriften Xenophons, den vandalischen Krieg von Prokopius, die 10 Reden von St. Basilius u. a. m. und starb 1521. Seine Schriften erschienen

gesammelt, Rom 1506, Fol., geographische und biographische Abhandlungen, so wie eine encyklopädische Uebersicht aller damals verbreiteten Kenntnisse enthaltend. Einer seiner Brüder, Antonio, war in der Verschwörung der Pazzi gegen Lorenz von Medici verwickelt, entging aber durch den Beistand des Volks den Händen der Gerechtigkeit.

Magdalena oder Maria von Magdala, einer Stadt in Galiläa, eine Schwester des Lazarus und der Martha, welches aber von vielen, besonders protestantischen Theologen bestritten wird, indem sie die Sünderin Luk. 7. und Maria als zwei Personen betrachten. Ihre Legende ist in Kurzem diese: Sie habe sich von ihren beiden Geschwistern, die fromm mit einander lebten, entfernt; ein leicht bewegliches Gefühl, herrschende Neigungen zum sinnlichen Vergnügen und die das Herz so leicht bethörende Eitelkeit machte, daß sie zu einer in der Stadt verschrienen Sünderin herabsank. Aber als Jesus, den die beiden Geschwister inständigst um die Bekehrung ihrer verirrten, tief gefallenen Schwester baten, seine Bergpredigt hielt: da ergriff sein Wort: „Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen," begleitet von einem seelendurchdringenden Blick auf die Sünderin, ihr trotz der Verirrungen noch edles Herz, und lenkte es allmählig wieder dem Himmel zu. Im Hause des Pharisäers Simon salbte sie und benetzte mit Reuethränen dem Heiland die Füße; der ihr dann huldvoll die Vergebung ihrer Sünden versicherte. Von jetzt an war Maria die beständige Begleiterin Jesu, der nun sogar Hausfreund der drei frommen Geschwister wurde. Er erfreute sie mit einem Besuche, wobei Martha sich sehr ämsig zeigte, Maria den bessern Theil erwählte. Sie weinte unter seinem Kreuze, war höchst sorgfältig für die würdige Bestattung ihres himmlischen Freundes, und Wonne erfüllte sie, als der Auferstandene im Garten ihr zuerst erschien. Später begab sie sich, nach einer glaubwürdigen Sage, mit dem Apostel Johannes nach Ephesus, wo sie denn auch starb. S. Magdalena, v. J. H. Freih. v. Wessemberg, Konstanz 1824. Seitdem die Kirche mit den Künsten sich verbunden hat, gehört das Sujet dieser tief gefallenen Sünderin und großen Büßerin zu den anziehendsten Bildern, den Frommen rührend, gefallenen Mädchen und Frauen aber ungemein tröstlich. Der Orden der Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, anfangs nur gefallene Mädchen und Buhlerinnen aufnehmend, bestand schon im Anfang des 13. Jahrh., verbreitete sich in Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien u. a. Länder, selbst bis in beide Indien erstreckten sich seine Zweige. Sie lebten nach der Regel des h. Augustinus, trugen nach den verschiedenen Congregationen graue, weiße oder schwarze Kleidung, nahmen in spätern Zeiten auch ehrbare Frauen und Jungfrauen auf. Nur daß sie in unsrer Zeit anfingen, sich der Krankenpflege zu widmen, hat ihnen noch einige Klöster erhalten.

Magdeburg, Hauptstadt des ehemaligen Erzbisthums, jetzt des gleichen Regierungs-Bezirks der preuß. Provinz Sachsen, eine große Festung vom ersten Range, und ein alter seit Carl dem Großen bestehender Handelsplatz. Die Elbe theilt sich hier in zwei Hauptarme, die alte und neue Elbe, zwischen welchen noch ein dritter kleinerer Arm fließt. Die Stadt liegt am linken Ufer der westlich fließenden neuen Elbe, und hat an der Landseite eine doppelte Umfassung von Wällen und Graben, die äußerste seit 1731. Auf der Südseite vor dem Sudenburger Thore sind zwei Außenwerke, die Sternschanze vom Major Wallrame vor dem siebenjährigen Kriege angelegt (merkwürdig wegen ihrer vielen Gallerien und Minen), und die neue Schanze Scharnhorst seit 1813. Auf der Ostseite sind die drei Elbarme, die starke Citadelle mit fünf Bollwerken, ganz kasemattirt, zwischen der neuen Elbe, dem mittlern Arm der Schleuse (hier befindet sich ein großes Proviant- und Zeughaus und die kathol. Garnisonkirche) und ein großer starker Brückenkopf,

die Thurmschanze genannt, am rechten Ufer der alten Elbe, des östlichen Armes. Magdeburg hat 5 Thore, 2 öffentliche Plätze mit den Vorstädten Neustadt und Sudenberg außer den Werken 3000 Häuser und über 34.000 Einwohner. Man findet hier 9 lutherische, 3 reformirte und 1 katholische Kirche. Unter den öffentlichen Plätzen sind der Domplatz und der alte Markt, mit der Bildsäule Kaiser Otto des Großen, besonders merkwürdig. Die Bauart der Stadt ist der altmodisch. Sehenswerth ist die Wasserkunst. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: die in gothischem Styl erbaute, prächtige lutherische Domkirche mit zwei Thürmen von Quadersteinen, einem Hochaltar von Jaspis, 45 kleineren Altären, einer Kanzel aus weißem Marmor und einem Taufsteine aus einem Stücke Porphyr. Das Domkapitel bestand aus einem Probst, 16 wirklichen Domherren und 9 Expektanten. Andere schöne Gebäude sind: das große Rathhaus, das Fürsten-, Landschaftshaus, die Domprobstei; die große, an die Stelle des 1811 abgebrannten Zeughauses am Domplatz neuerbaute Caserne mit ins Kreuz gewölbten Ställen für 600 Pferde ꝛc. Magdeburg ist die Residenz des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, der Regierung, des Oberlandesgerichts; hat eine Domschule und eine Kunstschule; eine Kriegs- und Handlungsschule; das zum Armen-, Kranken- und Waisenhaus umgeschaffene ehemalige Augustinerkloster; sodann sehr wichtige Fabriken in Seide, Band, Sammet, Leinwand, Baumwolle, Flanell, Kattun, Mousselin, Barchent, Spitzen, Steingut, Zucker, grüner Seife, Hüten, Handschuhen, Pfropfen, Taback, Scheidewasser, Ofenstatüen, Thonwaaren, Cichorien, Weinessig, Salmiack ꝛc., welche alle jährlich für mehr als 1.300.000 Rthlr. Waaren liefern. Der Handel mit eigenen Produkten und der Speditionshandel auf der Elbe sind blühend und werden durch vortheilhafte Privilegien und 2 Messen sehr begünstigt. Hier erfand Otto von Guericke, Bürgermeister zu Anfang des 17ten Jahrh., die Luftpumpe. Die Stadt ist merkwürdig durch die Belagerung 1631, wo sie den 20. Mai von Tilly barbarisch zerstört wurde, und 1806, wo sie nach kurzer Belagerung den 11. November sich unter dem altersschwachen Commandanten General von Kleist den Franzosen ergab, von denen sie erst am 21. Mai 1814 befreit wurde. Nahe bei der Stadt liegt das ehemalige Kloster Kloster-Berge.

Magellan, eigentlich **Magelhaens** (Fernando), berühmter Seefahrer, stammte von einer adlichen Familie Portugals ab, befehligte unter dem berühmten Albuquerque ein Schiff, machte sich sowohl durch seine Tapferkeit, als durch die genaue Kenntniß der ostindischen Küste einen Namen. In Portugal angekommen, glaubte er einer Belohnung des Königs Emanuel entgegen sehen zu können. Da er sich hierin getäuscht sah, ging er nach Spanien, bot Carl V. seine Dienste an und erhielt den Oberbefehl über eine Flotte von 5 Schiffen, die 1519 Spaniens Küsten verließ um westwärts die Molucken aufzusuchen, von denen die Spanier glaubten, daß sie nach der Theilungsbulle von Papst Alexander VI. (1493) ihnen zugehörten. Mit großer Geistesgegenwart stillte Magellan einen Aufruhr auf seiner Flotte, überwinterte dann unter dem 52° S. Br. und entdeckte 1520 die nach ihm benannte Straße. Von hier erreichte er das stille Meer, entdeckte die Ladronen oder Mariannen- und Philippineninseln, die er im Namen der Krone Spanien in Besitz nahm, und wurde auf einer der letzten 1521 erschlagen. Von seiner Flotte kam unter Sebastian del Cano nur ein Schiff mit 18 Mann zurück, welche 1522, nach einer Reise von 3 Jahren und 14 Tagen im Hafen von San Lucar landeten. Magellan war der erste Seefahrer, der die Reise um die Welt machte. 2) **Johann Hyacinth von Magellan**, des Vorigen Urenkel, geb. zu Lissabon 1723, trat in den Augustinerorden; doch Vorliebe für physikalische Kenntnisse und Reisen bewogen ihn

1764 nach England zu gehen, wo er die kathol. Religion verließ und da einige vornehme junge Leute auf Reisen begleitete. Am meisten leistete er in der Physik, übersetzte mehrere gelehrte Werke und wurde durch seine Methode, das Wasser mit fixer Luft zu schwängern und künstliche Mineralwasser zu verfertigen, auch in Deutschland bekannt. Er starb 1790 zu Islington bei London als Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst.

Magen ist derjenige sackförmig erweiterte Theil des Verdauungskanales, welcher zwischen der Speiseröhre und dem Zwölffingerdarm sich befindet. Den Ort, welchen er in der Unterleibshöhle zwischen dem Zwergfelle, der Leber, der Milz und den andern dünnen und dicken Gedärmen einnimmt, bezeichnet man außen mit der Gegend der Herzgrube, doch ist seine Lage im leeren Zustande von der im gefüllten verschieden, da der volle Magen sich mehr nach oben und vor erhebt. Er besteht aus einer vierfachen Lage von Häuten, aus der äußern, der Muskelnhaut, der Gefäßhaut und der innern Haut, welche letztere eine Menge sammetartige hervorragende Gefäßenden hat, aus deren Mündungen der zur Verdauung nöthige Magensaft abgesondert wird. Dieser ist seiner Beschaffenheit nach in verschiedenen Thieren verschieden. Nach Kaminati ist er bei den wiederkäuenden alkalisch, bei andern Thieren mit freier Säure vermischt, doch wollen die Beobachtungen von Spallanzani und Marquart damit nicht übereinstimmen. Der Vereinigungspunkt der Speiseröhre mit dem Magen in der linken Seite heißt Magenmund, Cardia, die zweite Oeffnung, wodurch derselbe in der rechten Seite mit dem Zwölffingerdarm sich verbindet, wird durch häutige Falten klappenförmig verschlossen und Pförtner, Pylorus, genannt.

Magie, Zauberkunst, die Wissenschaft allerlei die natürlichen Kräfte der Dinge übersteigende Wirkungen hervorzubringen, sich in die genaueste Verbindung mit höhern Geistern, ja mit der Gottheit selbst zu setzen, und dadurch die reinsten Genüsse von Glückseligkeit sich zu verschaffen. Um diese Zwecke zu erreichen, rühmt sich der Zauberer entweder des Besitzes geheimer und höherer Kräfte, die er durch Kasteiungen des Körpers, Reinigungen und gewisse Ceremonien erlangt hat, oder des Beistandes von Geistern. Dadurch zerfällt die Magie in zwei Arten, welche man aber nicht durch besondere Namen unterscheidet. Da man mit dem Worte Magie den Begriff verbinden muß, daß sie als Kunst erlernt und Andern gelehrt werden kann, und daß die Mittel, welche sie anwendet, schlechterdings übernatürlich sind: so gehört jene Art derselben, welche verborgene und höhere himmlische Kräfte zu Erreichung ihrer Zwecke anwendet, eigentlich nicht zu ihr. Denn die Eingeweihten behaupten, daß jene himmlischen Kräfte sich freiwillig dem Geiste eines Sterblichen mittheilen, daß sie nicht durch Kunst dazu genöthigt werden können, daß es nur wenige auserwählte Sterbliche gebe, die dieses Glücks theilhaftig werden könnten, wenn sie nämlich sich seiner durch Reinheit und Strenge des Lebenswandels würdig zu machen wüßten, und daß auch ein solches Theilhaftigwerden höherer himmlischer Kräfte gar nicht über und gegen die Gesetze der Natur sey. Beispiele solcher für höhere Sterbliche geachteten Magier wären unter andern Apollonius von Tyana, Plotinus und andere theosophische und neuplatonische Schwärmer. Die eigentliche Magie fände sich also nur in der zweiten Art; wo man des Beistandes geistiger Naturen zur Erreichung seines Zwecks gebraucht. Diese zerfällt wieder in zwei Unterarten, je nachdem die Geister, deren sich der Magus bedient, gut oder böse sind. Jene nannten die Griechen im eigentlichsten Sinn μαγεια, diese γοητεια; doch unterschieden sie beide Wörter nicht immer. Bei vielen Völkern wurden beide Arten, ohne Rücksicht auf den Charakter der Geister zu nehmen, bloß nach dem Charakter des Magus selbst unterschieden. Wer seine Kunst zum Nutzen Anderer anwandte, war

ein Magus, wer Andern damit schadete, ein Prästigator oder Venefikus. Der Orient, das Vaterland alles Aberglaubens, war auch die Wiege der Magie. Die Hitze des Klima und die von Natur größere Stärke der Imagination der dortigen Bewohner sind die Ursachen dieser Erscheinung. Wir wollen daher in der Geschichte der Magie von den Völkern dieses Himmelsstrichs ausgehen. Zuerst stoßen wir hier auf die Chaldäer, oder Babylonier. Von diesem merkwürdigen Volke haben wir überhaupt und auch insbesondere von seinen magischen Künsten wenig zuverläßige Nachrichten aus den ältesten Zeiten, und nur einige aus der Periode der neuplatonischen Philosophie, die wenig Glauben verdienen. So viel ist gewiß, daß ihr mythologisches System einer Wissenschaft, wie die Magie, günstig war. Sie glaubten, daß die Götter mit den Menschen in Umgang träten, und behaupteten Dämonen und Geister, die sie wahrscheinlich auch in böse und gute unterschieden. Ueber die Magie der Chaldäer hat Moses Maimon in seinem More Nevochim die genauesten Untersuchungen angestellt. Nach ihm beschäftigten sie sich erstlich mit der Untersuchung, was für Thiere, Pflanzen und Metalle bei magischen Operationen zu brauchen wären; zweitens mit Bestimmung der Zeit, d. h. der dazu erforderlichen Constellation der Gestirne; drittens mit den dabei vorzunehmenden Ceremonien, z. B. Tanzen, Händewaschen, Ausrufungen, Lachen, Niederfallen zur Erde, Verbrennung gewisser Dinge, Räucherungen, Aussprechen gewisser, bald verständlicher, bald unverständlicher Worte u. s. w., wodurch die Zauberkraft herabgeleitet werden konnte. Nach den Chaldäern sind die Perser in der Magie berühmt geworden. Außer ihren Hauptgottheiten, dem Oromazes und Ariman, nahmen sie nach Plutarch viele, theils böse, theils gute Dämonen an, welche von jenen gezeugt worden waren. Ihre Religion war aber nicht astrologisch, wie die chaldäische, denn sie verehrten nur die Sonne, nicht als Himmelskörper, sondern als das reinste Feuer; aber keins der übrigen Gestirne. Hieraus erhellet schon, daß die Magie bei ihnen auch einen ganz andern Charakter gehabt haben müsse, als bei den Chaldäern. Sie war übrigens bei den Persern so zu Hause, daß auch der Name bei ihnen entstanden und von andern Völkern angenommen worden ist. Die Magier, von denen der Name Magia hergeleitet wird, waren bei den Persern Priester. Also war bei ihnen die Magie eine Art von Gottesdienst. Die persischen Magier rühmten sich nicht nur, die Kenntniß der bei den Opfern und Gebeten üblichen Ceremonien allein zu besitzen, sondern auch noch andere Dinge von höherer Art zu verstehen. Nach Clitarchus erhörten nur dann die Götter Gebete, wenn sie von ihnen vorgetragen wurden; sie waren es auch allein, welche die Natur der Götter kannten, und Andere darin unterrichten konnten; Sotion fügt hinzu, daß sie sich rühmten, der Erscheinung der Götter gewürdigt zu werden. Plutarch geht noch weiter, und sagt, daß sie ein Geschlecht von Dämonen annähmen, welche als Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen ständen, und welche die Menschen mit den Göttern verbänden. Durch die Hülfe der Götter und Dämonen nun übten sie die Wahrsagekunst aus, wie Cicero und Sotion bezeugt. Um sich des Umgangs mit den Göttern und Dämonen würdiger zu machen, führten die Magier auch eine besondere Lebensart bei sich ein, indem sie sich des Weins, des Fleisches und der Liebe enthielten. Von der Magie der Indier haben wir nur sehr wenige Nachrichten, doch erhellt daraus, daß sie sich auch darauf gelegt haben. Insbesondere weiß man, daß sie die Wahrsagekunst trieben, sich aber ihrer nicht bei Privat- sondern öffentlichen Angelegenheiten bedienten, und daraus läßt sich nicht mit Unrecht der Schluß auch auf andere magische Operationen machen. Origines hat daher wahrscheinlich Recht, wenn er sagt, daß die Braminen durch Hülfe gewisser Worte mancherlei Wunder gewirkt haben. Philostratus, der Bio-

graph des Apollonius, erzählt viele Fabeln von den Zaubereien der indischen Braminen. Sie hätten, sagt er, zwei Fässer, aus deren einem sie nach Willkühr Regen, aus dem andern Wind hervorschicken könnten; sie könnten sich über die Erde erheben und in der Luft wandeln, sich in einen Nebel hüllen, und so gegen den Regen und die Sonne schützen, in ihren Händen trügen sie einen Stock und an den Fingern einen Ring, womit sie Alles bewirken könnten. Endlich schreibt man ihnen auch die Ausübung der Astrologie und der Wahrsagung aus den Gestirnen zu. Wir kommen nun von den orientalischen Völkern auf die Aegypter, welche schon in den frühesten Zeiten wegen ihrer magischen Künste berühmt waren. Was Moses davon erzählt, ist bekannt genug; man sieht aber daraus, daß die Aegypter schon in jenen frühen Zeiten glaubten, daß man durch magische Worte auch die Natur der Dinge verändern könne, welchen Glauben man weder bei den Chaldäern noch Persern findet; auch scheint derselbe ein Beweis von dem weit höhern Alterthum der Magie bei den Aegyptern, als bei jenen Völkern, zu seyn, weil es in der That schon eine sehr große Bekanntschaft mit magischen Operationen voraussetzt, wenn man auf den Gedanken kommen soll, daß man irgend einem Dinge dadurch eine andere Gestalt geben könne. Aelian sagt von den ägyptischen Zauberern, daß sie durch ihre Beschwörungen Vögel aus der Luft herabstürzen und Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln hervorziehen könnten. Nach dem Zeugniß des Herodot glaubten die Aegypter durch Zauberei einen Mann zur Liebe untüchtig machen und Krankheiten aller Art sowohl heilen, als verursachen zu können. Von dem religiösen Glauben der Aegypter, in sofern er auf die Magie Bezug hat, ist zu merken, daß sie außer den Gottheiten viele Dämonen annahmen, unter denen sich auch ein böser, Namens Typhon, befand, von dem alles Uebel herrührte. Mit diesen Dämonen könne der Mensch Umgang haben und sie auch wider ihren Willen herbeirufen, wenn man gewisse Worte richtig ausspräche und gewisse Ceremonien sorgfältig beobachtete. Alle Krankheiten würden durch Dämonen verursacht, und könnten auch nur durch Hülfe derselben geheilt werden. Wir wenden uns zu dem berühmtesten Volke der alten Welt, zu den Griechen. So aufgeklärt und philosophisch diese auf einer Seite waren, so abergläubisch waren sie doch auch auf der andern, besonders der sogenannte Pöbel. Schon Homer nennt bei ihnen einige Arten von magischen Prozessen, unter andern vorzüglich die Nekromantie in der Odyssee, wo er erzählt, daß Ulysses sich von der Insel der Circe nach einer Gegend Italiens begeben habe, um den Geist des thebanischen Wahrsagers Tiresias aus der Unterwelt herauf zu rufen. In dem Zeitraum vom persischen Kriege bis zu den Ptolemäern wurde bei den Griechen ohne Zweifel zuerst das Wort Magia aus der persischen in die griechische Sprache eingeführt, und zwar vermuthlich in der Zeit des Einfalles der Perser in Griechenland unter Darius und Xerxes. Die Schriftsteller vor diesem Zeitraume, Homer und Hesiodus und Andere, kennen es noch nicht, dagegen es bei Aeschylus, Hippokrates, Pindar und Andern vorkommt. Im persischen Kriege wurden die Griechen zuerst mit der ausländischen Magie bekannt, und Plinius sagt sogar ausdrücklich, daß Osthanes, der den Xerxes nach Griechenland begleitete, die Magie daselbst zuerst weiter verbreitet habe; indessen scheint schon während des Krieges unter Darius die fremde Magie in Griechenland bekannt geworden zu seyn; denn sonst würde Osthanes gewiß nicht bei den Griechen das Aufsehen gemacht haben, noch würden diese nach den magischen Künsten so begierig gewesen seyn, wie Plinius sagt, wenn er die Gemüther nicht schon vorbereitet gefunden hätte. In Griechenland selbst breitete sich die Magie bald nach ihrem Anfange so aus, daß sie allenthalben ihre Anhänger und Beschützer fand. Zu ihren vorzüglichsten Vertheidigern und Lehrern rechnet Plinius den Demokrit, aus dessen

Schriften er viele magische Kunststücke anführt. In dem genannten Zeitraume entstand auch aus den Mysterien eine neue Art der Magie, wodurch man zu dem genauern Umgang mit den Göttern und Geistern gelangen konnte. Wir verweisen hierüber auf den Artikel Mysterien. Der Gebrauch der Amulete wurde zuerst im Zeitalter des Perikles Mode. Die Schutzgöttin aller griechischen Zauberer und Zauberinnen war Hecate (s. d. Art.), die sie bei allen Arten von Zauberwerken anzurufen pflegten. Nach Plato glaubten auch die Griechen, durch Beschwörungen alle Arten von wilden und schädlichen Thieren, z. B. Schlangen, Scorpionen, Spinnen u. s. w. unschädlich machen zu können. Aber eine andere mehr philosophische Art von Magie fing noch vor Alexander an, sich in Griechenland auszubreiten. Denn als der Genius des Sokrates die Aufmerksamkeit der Philosophen auf sich zog, und man in den Lehren des Pythagoras und in den Mysterien etwas ähnliches fand, so fing man an, mehr über die Dämonen zu philosophiren. Vorzüglich gehört Plato zu den Männern, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, nicht nur wegen seiner Lehre von den Dämonen, sondern vornehmlich wegen des neuen Charakters seiner Philosophie, der so sehr die Schwärmerei und das Streben nach dem Umgange mit göttlichen Wesen beförderte. Er suchte zuerst das bis jetzt vom Pöbel ohne Beweis angenommene Daseyn der Geister auf philosophische Art, wenigstens bis zur Wahrscheinlichkeit, zu beweisen, und lockte dadurch auch Philosophen an, seine neue Lehre zu untersuchen. Er erklärte die Geister und Dämonen für Mittelwesen zwischen der unendlich über uns erhabenen Gottheit und den Sterblichen, und schrieb ihnen eine vollkommnere Natur zu als diesen, aber eine geringere als jenen. Sie waren auch die Mittler zwischen Gott und den Menschen, welche die Gebete und Opfer der letztern vor den Unendlichen brächten, und die Befehle desselben vollzögen, die Beweise seiner vergeltenden Güte zu den Menschen gelangen ließen, und so alle Theile des Weltalls zu einem Ganzen mit der Gottheit verbänden. Durch ihre Hülfe würden alle Arten von Wahrsagungen, heiligen Wissenschaften, Einweihungen und magischen Künsten erlernt und vollzogen. Es gäbe ihrer eine große Menge und von unendlicher Verschiedenheit. Auch jene göttliche Begeisterung, welche, indem sie die Seele eines Sterblichen erfülle, Götteraussprüche ihm entlocke, entstehe, wenn die Seele durch einen Dämon gleichsam aus dem Körper entrückt werde. In diesem Zustande befand sich also die Magie gegen die Zeiten Alexanders, wo man anfing, mit der gemeinen Magie auch die philosophische zu vereinigen, und den Glauben an Dämonen in die Systeme der Weltweisen aufzunehmen. Um die Zeit als Alexander den Krieg gegen Persien führte, fand sich bei seiner Armee ein zweiter Osthanes ein, der, als er die Griechen so begierig nach seinen Zauberstücken sah, selbst nach Griechenland kam, und dort allgemeinen Beifall fand. Man weiß aber von ihm weiter nichts, als daß vermuthlich in einigen magischen Versen bei Eusebius von ihm die Rede ist, in welchen die Art der Verehrung, welche die Götter verlangen, gelehrt wird. Um eben diese Zeit brachte Berosus die chaldäische Magie nach Griechenland, insbesondere die astrologische. Das Ansehen, welches er erlangte, war nicht geringer, als das des Osthanes, wie daraus erhellet, daß die Athenienser ihm eine Statüe setzen ließen. Dem immer mehr einreißenden Strome der Magie setzte sich jetzt Aristoteles entgegen, der die Dämonen und mit ihnen alle Magie leugnete; eben so auch sein Schüler Theophrastus, obgleich nicht so bestimmt und deutlich, und Epikur, welcher schon vermöge seiner philosophischen Grundsätze sie leugnen mußte. Aber aus der Schule des Plato ward Xenokrates wieder ein Vertheidiger der Magie. In dem nun folgenden Zeitraum von den Ptolemäern bis zum Kaiser Augustus erhielt die Magie bei den Griechen manchen Zuwachs, da

während der Kriege unter Alexanders Nachfolgern so vielerlei Völker mit einander bekannt wurden, und ihren Aberglauben einander mittheilen konnten, und da das Licht, welches eine reinere Philosophie bisher angezündet hatte, unter den Unruhen des Krieges keine Nahrung fand, und die Vernunft nur wenig gegen der reißenden Strom des Aberglaubens unterstützen konnte. Spuren von der Magie findet man bei den Römern gleich beim Anfange ihrer Staats. Livius und Plinius erzählen vom Numa und Tullus Hostilius, daß sie durch gewisse magische Opfer den Jupiter vom Himmel herab gerufen hätten; letzterer habe aber dabei etwas versehen und sey vom Blitz getroffen worden. Woher Numa seine magischen Künste genommen habe, kann aus keinem alten Schriftsteller ausgemacht werden; vielleicht erhielt er sie von den Sabinern oder Etruskern. Was diese letztern betrifft, so erzählt Afranius, daß sie gewissen Tönen die Kraft zugeschrieben hätten, das Böse abzuhalten, und daß sie die Worte: arse, verse an die Thüren ihrer Häuser geschrieben hätten, um das Feuer abzuwenden. Auch die Marsen in Italien wurden von den ältesten Zeiten an für erfahren in der Zauberei gehalten, wie Plinius an demselben Orte bezeugt, indem er sagt, daß die Schlangen bei den Zaubersprüchen der Marser sich aus ihren nächtlichen Ruhorten zu versammeln pflegten. Als die Römer mit den Griechen bekannt wurden, lernten sie auch die Magie der Ausländer kennen. Ennius, den zu den Zeiten der Ptolemäer lebte, erwähnt ausdrücklich der chaldäischen Astrologen und der ägyptischen Wahrsager. Nach den Zeiten des Ennius kamen noch mehr Arten fremder Zauberkünste durch einen gewissen Grammatiker Attalus nach Rom. Dieser ist wahrscheinlich der nämliche, der nach Plinius gelehrt haben soll, einen Scorpion durch Aussprechung des Worts Duo zu bannen und unschädlich zu machen. Auch die thessalischen Zaubereien wurden jetzt in Rom bekannt, unter andern die Mittel, Jemand verrückt zu machen. Wie sehr die ausländische Magie zu dieser Zeit in Rom getrieben wurde, sieht man auch daraus, daß durch mehrere Edikte die fremden Magiker aus Rom vertrieben werden mußten. Die Wirkung derselben dauerte aber nur sehr kurze Zeit; denn der Diktator Sulla gab schon wieder ein Gesetz, welches die Todesstrafe auf die schädlichen Zauberkünste setzte. Um diese Zeit kamen sogar neue Arten von Zauberei nach Rom, unter andern die Hydromantie, wovon man beim Varro Beispiele findet. Den Zustand der Magie bei den Römern lernen wir ferner aus den Dichtern kennen, welche in ihren Beschreibungen magischer Prozesse gewiß das wirkliche Verfahren der damaligen Zauberer mit vor Augen hatten, und nicht alles aus ihrer Phantasie nahmen. Hierher gehört besonders Virgil, der in seinen Eklogen ein ähnliches Zauberkunststück, wie man im Theokrit findet, beschreibt. Unter der Regierung des Augustus fingen die Zauberer an, sich gewisser Theile des menschlichen Körpers zu ihren Operationen zu bedienen. So sollte die Leber und das Mark eines Menschen vorzüglich geschickt seyn, Liebe zu erregen. Daher vergruben die Zauberinnen Knaben lebendig in die Erde, und bedienten sich nachher ihrer Eingeweide. Aus früheren Zeiten findet man kein Beispiel von solchen Abscheulichkeiten aufgezeichnet. Sie pflegten auch aus den Gräbern die Knochen der Todten und die daselbst wachsenden Kräuter zu holen, denen sie vielleicht deswegen vorzügliche Kräfte zuschrieben, weil sie die Manen dadurch in ihr Interesse zu ziehen hofften. Um der ungeheuren Ausbreitung der Magie wenigstens einigermaßen Einhalt zu thun, gaben Augustus und seine Nachfolger mehrere Edikte dagegen, und vertrieben ihre Anhänger aus Rom; aber das Uebel konnte dadurch nicht ausgerottet werden und hob immer wieder sein Haupt empor. Bei jeder Anklage fast kamen Beschuldigungen der Zauberei vor. Auch der Kaiser Tiberius, der übrigens gegen die Anhänger der Magie aufs strengste verfuhr, glaubte an

die Wirksamkeit dieser Kunst, und seinem Beispiele folgten mehrere der angesehendsten Männer. Unter Nero bekamen die magischen Künste einen neuen Schwung, da dieser Fürst selbst sie studirte, um die Geister der von ihm Gemordeten und die Qualen seines Gewissens von sich zu entfernen; aber wie Plinius sagt, alle seine Mühe war vergeblich. Unter der Regierung des Trajans entstanden die Sekten der Basilidianer und Carpokratianer, von ihren Stiftern so genannt, nachher aber unter dem gemeinschaftlichen Namen der Gnostiker, bekannt. Wir führen hier bloß von ihnen an, daß durch ihre mystische Philosophie der magische Aberglaube nicht wenig befördert wurde. Vorzüglich legten sich die Carpokratianer auf magische Operationen. Zur Zeit des M. Aurelius machte sich Julianus, mit dem Beinamen Theurgus, einen großen Namen unter den Magiern; auch schrieb er mehrere Bücher magischen Inhalts. Einige von den folgenden Kaisern waren auch, wo nicht selbst Anhänger, doch Beschützer der Magie. Der Kaiser Severus hatte einen Arzt, Serenus Sammonikus, der mehrere Krankheiten, insbesondere Fieber, durch Amulete und Zauberworte heilte, und dennoch wurde er von diesem Kaiser außerordentlich geschätzt. Der Kaiser Caracalla verfolgte zwar die Anhänger der Magie, aber das geschah nur aus Furcht vor ihrer Macht; daß er von der Wahrheit dieser Wissenschaft ganz überzeugt war, ist daraus offenbar, daß er die Magier wegen seines Todes befragte und die Seele seines Vaters, des Commodus und Anderer, beschwören ließ, um von den Geistern der von ihm Ermordeten befreit zu werden; auch verehrte er den Apollonius von Tyana so sehr, daß er ihm eine Kapelle bauen, ließ. Mit dem Anfang des 3. Jahrh. entstand die neuplatonische oder elektische Philosophie, wodurch die Magie eine neue Stütze bekam, und mit einer Publicität und einem Eifer getrieben wurde, als bisher noch nie geschehen war. Plotinus, einer der vorzüglichsten elektischen Philosophen, war selbst ein großer Anhänger und Vertheidiger der Magie. Gegen das 4. Jahrh. fingen die Römer endlich gar an, sich magischer Hülfe gegen ihre Feinde im Kriege zu bedienen, wie Vopiskus vom Kaiser Aurelian erzählt, der auf den Rath der sibyllinischen Bücher gewisse magische Opfer gegen die Markomannen verrichten ließ, deren Uebermacht er sonst nicht besiegen zu können glaubte. Noch gar kurz wollen wir in dieser Darstellung der magischen Wissenschaften bei den vornehmsten Völkern des Alterthums auch die Gallier, Britannier und Germanen berühren. Von den Britten schreibt Plinius, daß sie vor allen gallischen und deutschen Völkern sich mit dem größten Eifer der Magie beflissen hätten. Die Druiden der Gallier schrieben den Kräutern magische Kräfte zu, und glaubten, daß vornehmlich der Mond zur Vermehrung derselben beitrage. Sie halten, sagt Plinius, nichts für heiliger, als die Eichenmistel und den Baum, worauf sie wächst; sie schreiben ihr die wunderbarsten Kräfte zu, und holen sie unter allerlei religiösen Ceremonien von dem Baume herunter. Noch sonderbarer ist die Nachricht, welche uns Plinius von dem Schlangenei der Gallier erzählt. Das Ei ward nämlich aus dem Schaum einer ungeheuren Menge von Schlangen gebildet, die sich in einander geschlungen hatten. Sobald sie zu zischen anfingen, hob sich das Ei in die Luft und mußte aufgefangen werden, ehe es den Boden erreichte. Wer es auffing, mußte sich augenblicklich auf ein schnelles Pferd schwingen und davon jagen, weil die Schlangen ihn mit der erbittersten Wuth verfolgten, und nicht eher abließen, als bis ein Strom sie aufhielt. Dies Ei hatte die Eigenschaft, daß es mit einem goldenen Reifen umgeben, auf dem Wasser schwamm. Die Tugenden desselben waren fast unzählig, und wer es besaß, war immer glücklich, blieb Sieger im Kampfe und bei Prozessen. Kaiser Claudius ließ, wie Plinius versichert, einen gallischen Ritter bloß deßwegen hinrichten, um sich eines solchen Eies zu bemächtigen, das er im Busen

bei sich trug, um einen Prozeß, worin er verwickelt war, zu gewinnen. — Was die Deutschen betrifft, so haben uns die Römer und Griechen, wahrscheinlich aus Mangel der gehörigen Kenntniß, wenig Nachrichten von ihren magischen Wissenschaften hinterlassen. Was hier und da vorkommt, von dem ist es zweifelhaft, ob man es auf ihre Religion, oder auf ihre Zauberkunst beziehen soll. Da indessen bei barbarischen Völkern Magie und Religion wenig von einander verschieden sind, so können wir folgende Bemerkungen auch recht gut als Beweise ihrer Beschäftigung mit Zauberei ansehen. Wenn die Cimbrer in den Krieg gingen, so folgten alle Weiber, welche die Wahrsagekunst verstanden, in weißen Kleidern, mit einem ehernen Gurt und nackten Füßen, dem Heere nach. Diese schleppten die Gefangenen zu einem hohen ehernen Kessel, der 20 Amphora faßte, und über welchen sich ein Tritt erhob, den die Wahrsagerin bestieg, und nun von jenen Unglücklichen einen nach dem andern über den Kessel hob, ihm die Kehle durchschnitt, und das Blut in den Kessel laufen ließ, woraus sie dann wahrsagten. Die übrigen Wahrsagerinnen schnitten die Körper der Getödteten auf, besahen ihre Eingeweide, und weissagten daraus der Armee den Sieg. Ueberhaupt schrieben die Deutschen fast allen Weibern die Gabe der Weissagung zu. Auch hielten sie viel auf die Wahrsagung durch Zeichen und Loose. Ueber die Magie der neuern Zeit, s. Hexerei und Zauberei.

Magie (natürliche), eine Sammlung von Kenntnissen in der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Mechanik, die im Stand ist, Resultate hervorzubringen, den Wenigstunterrichteten zu überraschen. Sie beruht auf einer die gewöhnliche übersteigende Bekanntschaft mit der Natur, ihren bewunderungswürdigen Geheimnissen und den unschätzbaren Vortheilen, welche das Studium der Natur und ihrer Kräfte allen Künsten und Wissenschaften gebracht hat. Diese an sich sehr lobenswerthe Magie wurde im Alterthume weit getrieben, und ihre Lehre in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, um den Eingeweihten eine einflußreiche Gewalt auf die Ungebildeten zu verschaffen. Es scheint selbst, daß, nach einigen Autoren, die uns Beschreibung mehrerer solcher sonderbaren mechanischen und chemischen Leistungen überliefert haben, zu urtheilen, die Alten uns in dieser Art die Magie bei weitem übertrafen; doch durch den Einbruch der nordischen Völker wurde auch diese Wissenschaft mit den andern in jene dunkle Nacht der Barbarei gestürzt; selbst viele Jahrh. nach der Erfindung der Glassphäre des Archimedes, der fliegenden hölzernen Taube des Architras, der goldenen Vögel des Kaisers Leo, die sangen, der ehernen des Boethius, die sangen und flogen, und der Schlangen aus demselben Stoffe, die zischten, war man in Europa noch so weit in der Kenntniß der Naturkräfte und ihrer Wirkungen zurück, daß man im Begriffe stand, Brioché und seine Marionetten zu verbrennen. Ein franz. Ritter, der einen Esel zu allerhand Künsten abgerichtet hatte, und sein Brot damit verdiente, gerieth in Spanien in Gefahr, sammt seinem Thiere von der Inquisition zu Verbündeten des Teufels erklärt und getödtet zu werden. In den letzten Zeiten, wo die naturhistorischen Kenntnisse einen größern Kreis gewannen, die Gebiete der Wissenschaften immer mehr ausdehnt, und bei dem Lichte der Philosophie stets größere und überraschendere Entdeckungen gemacht wurden, verringerten sich in gleichem Verhältnisse die Geheimnisse der natürlichen Magie, und ohne ihr Ueberraschendes, Auffallendes für den Unkundigen, einzubüßen, verloren sie doch das Wunderbare im Glauben des Volkes. Wiegleb, Funk, Eberhard, Rosenthal, Halle, Hellmuth, haben den Liebhabern solcher ökonomischen, naturhistorischen, chemischen, mechanischen Kunststücke manches Interessante in ihren Schriften übergeben. Magie der Natur nennt man die auffallenden nicht zu erklärenden Einflüsse, welche Naturkörper, organische und unorganische, auf einander ausüben. Z. B.

der Blick der Klapperschlange auf die kleineren Vögel, der Blick des Menschen auf Thiere, die Anziehungskraft desselben auf Hausthiere; die Wirkungen der Pflanzen und Pflanzenstoffe auf den thierischen Organismus; die Neigung der beiden Geschlechter zu einander, das Mittönen einer Saite, wenn in ihrer Nähe die gleichlautende und verwandte angeschlagen wird. Die angeborne Furcht der grasfressenden und andern Thiere vor Raubthieren, so wie der Vögel vor ihren Feinden, und tausend derartige Erscheinungen, die sich auf einer natürlichen Sym= und Antipathie gründen.

Magier, Magi, ein ursprünglich medischer Volksstamm, dem, der Sitte des Orients zufolge, die Erhaltung der wissenschaftlichen Kenntnisse und die Ausübung der heiligen Gebräuche der Religion überlassen war, nachher im speciellen Sinn die Priesterkaste der Meder und Perser. Der Name kommt aus dem Pehlvi; Mag oder Mog heißt in dieser Sprache überhaupt ein Priester. Als eigner Stamm der Meder werden sie ausdrücklich von Herodot erwähnt. Zoroaster war nicht der Stifter, sondern nur der Reformator der Magier oder vielmehr ihrer Lehrsätze. Daher widersetzten sich die zu seiner Zeit vorhandenen Magier Anfangs seinen Neuerungen, und werden von ihm verflucht. Nachdem sie seine Verbesserungen angenommen hatten, organisirte er auch ihre innere Einrichtung, und theilte sie in Lehrlinge, Meister und vollendete Meister. Ihr Studium und ihre Wissenschaft bestand in der Beobachtung der heiligen Gebräuche, in der Kenntniß der heiligen Gebetformeln oder Liturgien, mit denen Ormuzd verehrt wurde, und der bei Gebeten und Opfern gewöhnlichen Ceremonien. Nur durch sie konnte man Gebete und Opfer der Gottheit darbringen; nur sie waren die Mittelspersonen zwischen der Gottheit und den Menschen; nur ihnen offenbarte jene ihren Willen; nur sie blickten in die Zukunft, und enthüllten sie dem, der bei ihnen darnach forschte. Später hat man Magier überhaupt Zauber, Wunderthäter, Goldmacher und dergl. genannt. (S. Magie.)

Magische Quadrate sind Quadrate, deren Seiten in gleiche Theile getheilt, die Theilpunkte durch Horizontal= und Verticallinien verbunden, und die dadurch gebildeten kleinen Quadrate (beim Schachbrete Felder genannt) mit den Zahlen der natürlichen Zahlenreihe oder irgend einer arithmetischen Progression so ausgefüllt sind, daß die Horizontal= und Vertikalreihen, nach Befinden auch die Diagonalen, gleiche Summen geben. Ueber dieses interessante und schwierige Kunstspiel haben viele Mathematiker, wie Franklin, Kircher, Euler, Vieth und Mollweide (de quadratis magicis commensatio. Leipzig 1816) Untersuchungen angestellt.

Magister. Dieses Wort, mit welchem unser deutsches Meister übereinkommt, war in ältern Zeiten der Name verschiedener Beamten, Vorsteher und Aufseher, welche sämmtlich hier aufzuführen zu weitläuftig wäre. Jetzt kommt er nur noch in Ungarn vor, wo der königl. Schatzmeister den Titel Magister Tavernicorum hat. Im übrigen Europa wird er, außer auf Akademien, wo ihn die Lehrer im Zeichnen, Tanzen und Reiten erhalten, wenn man ihre Titel lateinisch ausdrückt, nur denjenigen Personen gegeben, welche in der philosophischen Fakultät die höchste Würde erlangt und den Magisterhut erhalten haben; doch lassen sie sich jetzt, besonders außer Sachsen, lieber Doktoren der Philosophie nennen. Das Jahr ihrer Entstehung läßt sich nicht bestimmen, aber schon im 12. und 13. Jahrh. stand sie in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehendsten Männer sich um dieselbe bewarben. Seit jener Zeit ist sie theils durch Einführung der Fakultätsverhältnisse, theils durch die große Vermehrung der Universitäten, theils auch durch manche dabei eingerissene Mißbräuche in ihrem frühern Ansehn gesunken.

Magister equitum, der Befehlshaber der Reiterei, eine zu den höhern, außerordentlichen obrigkeitl. Aemtern des alten Roms gehörige Magistratsperson, welcher vom Diktator, unmittelbar nach seiner Wahl, zum Gehülfen gewählt wurde. Es wurde gewöhnlich dazu ein Mann von konsularischem oder prätorischem Range genommen. Sein Amt war, die Reiterei bei der Armee zu kommandiren und die Befehle des Diktators zu vollziehen. Bisweilen wurde der Magister equitum vom Senate oder Volke dem Diktator zugegeben. Der Magister equitum mußte dem Diktator pünktlich gehorchen, und dieser konnte ihn seines Amtes entsetzen und einen Andern an seine Stelle wählen; doch findet man, daß das Volk einmal dem Befehlshaber der Reiterei, Minucius, ein gleiches Kommando mit dem Diktator Fabius Maximus übertragen hat. Der Befehlshaber der Reiterei hatte wahrscheinlich fast eben die Ehrenzeichen, welche dem Diktator zukamen, nämlich sechs Liktoren, die Prätexta rc. und gleichen Rang mit dem Prätor. Er durfte sich auch in der Stadt eines Pferdes zum Reiten bedienen, welches der Diktator ohne Erlaubniß des Volks nicht thun durfte.

Magister Matheseos, s. **Pythagoras**.

Magistratus, **Magistrat**, bedeutet theils ein öffentliches Amt, z. B. Consulat, Prätur rc., theils diejenige Person, welche ein solches verwaltet. Von den obrigkeitlichen Personen bei den Griechen und Römern ist überhaupt folgendes zu merken. Athen hatte vom Cekrops bis auf den Codrus Könige; vom Medon bis auf den Alkmäon, dreizehn immerwährende; vom Charops bis auf den Eryxias zehnjährige, von da an nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikanische Verfassung von Athen gegründet, aber noch nicht so fest, daß keine Unterbrechungen erfolgt wären. Um 509 vor Chr. verwandelte Pisistratus die vom Solon erst eben auf festen Grundsätzen errichtete Demokratie wieder in eine Alleinherrschaft, und vererbte sie auf seine Söhne Hippias und Hipparchus. Aber bald wurde die vorige Demokratie wieder eingerichtet, welche bis auf den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges fortblühte, durch die Regierung der 30 Tyrannen nur auf Ein Jahr und durch die Tyrannei der Zehnmänner nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den macedonischen Königen behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur noch eine Scheinfreiheit, so auch unter den Römern. Antipater verordnete, daß neuntausend der vornehmsten Bürger die Regierung verwalten sollten, und Cassander setzte den Demetrius Phalereus zum Präfekt der Stadt ein. Zu den obrigkeitlichen Personen in Lacedämon gehörten die Könige, der Senat, die Ephoren u. s. w. Sie wurden durch Stimmenmehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine bestimmte Zeit lang. — Bei den Römern gab es zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Magistrate. Zuerst regierten Könige; nach Vertreibung des Tarquinius Superbus (im J. der Stadt 244) zwei Consuln, welche jährlich gewählt wurden. In gefahrvollen Zeiten wählte man einen Diktator mit unumschränkter Gewalt, und wenn keine Magistrate vorhanden waren, einen Interrex. Diese Einrichtung währte mit einigen Unterbrechungen bis zum Jahr der Stadt 672, wo Sulla sich als immerwährender Diktator einer unumschränkten Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren seiner Herrschaft freiwillig entsagt hatte, dauerte die konsularische Regierung fort bis auf den Julius Cäsar, der im Jahr 706 auch zum immerwährenden Diktator sich ernennen ließ. Von dieser Zeit an wurde die konsularische Gewalt nie wieder vollkommen hergestellt. Die Ermordung Cäsars half dazu nichts, weil bald hernach die Triumviren Oktavius, Antonius und Lepidus sich einer noch unumschränkteren Gewalt anmaßten, endlich aber Oktavius unter dem Titel Princeps oder Imperator,

Beherrscher des römischen Reichs wurde. Nur zum Schein behielt Augustus die republikanischen Magistratswürden bei. Im Anfange der Republik scheinen die Consuln die einzigen beständigen Magistrate gewesen zu seyn; wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei der Armee nothwendig machten, so daß sie die eigentlichen Staatsgeschäfte nicht besorgen konnten, wurden nach und nach noch verschiedene andere Magistrate erwählt, z. B. Prätoren, Censoren, Aedilen, Volkstribunen u. s. w. Unter den Kaisern kamen auch verschiedene neue Magistrate auf. Die römischen Magistrate wurden verschiedentlich eingetheilt: in ordentliche und außerordentliche, höhere und niedere, kurulische und nicht kurulische, patricische und plebejische, städtische und Provinzialmagistrate. Der Unterschied in patricische und plebejische Magistrate kam erst im J. Roms 260 auf; der in städtische und Provinzialmagistrate erst, als die Römer ihre Eroberungen über die Gränzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magistrate zerfielen in höhere und niedere; zu ersteren gehörten die Consuln, Prätoren und Censoren, zu letztern die Volkstribunen, Aedilen, Quästoren u. s. w. (s. diese Art.). Die wichtigsten außerordentlichen Magistrate waren der Diktator mit seinem Magister equitum und der Interrex. Der Unterschied zwischen kurulischen und nicht kurulischen Magistraten beruhte auf dem Rechte, sich der Sella kurulis bedienen zu dürfen, welches nur der Diktator, die Consuln, Prätoren, Censoren und kurulischen Aedilen hatten. Die Wahlen der Magistrate geschahen zur Zeit der Republik in den Komitien, insbesondere in den Centuriatis und Tributis; in erstern die Wahlen der ordentlichen höhern Magistrate; in letzteren der ordentlichen niedern. Unter den Kaisern ist die eigentliche Beschaffenheit der Magistratswahlen ungewiß.

Magliabecchi, lat. Magliabequius (Anton), gelehrter Bibliothekar, geb. zu Florenz 1638, ward von seiner Mutter bestimmt, ein Goldarbeiter zu werden; allein ihr Tod bewog ihn, sich dem Studium der Sprachen und der schönen Wissenschaften zu widmen, worin er bei seinem starken Gedächtnisse in kurzer Zeit es so weit brachte, daß ihm der Großherzog Cosmus III. von Toskana die Aufsicht über die von ihm gestiftete Bibliothek anvertraute. Die größten Gelehrten Europens wandten sich bei ihren Arbeiten an ihn und erhielten Rath und Auskunft. Sein Testament bestimmte seine zahlreiche Bibliothek und einen bedeutenden Fond dem öffentlichen Gebrauch. Er starb 1714. Die von ihm hinterlassene, unter dem Namen der Magliabecchischen bekannte Bibliothek, in deren Lokal die Florentiner Akademie der Wissenschaften ihre Sitzungen hält, ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt, wovon ein Catalog zu Florenz 1793 erschienen ist. Ob er gleich nichts eigenes geschrieben, so hat er doch theils mehrere seltene Werke, ohne seinen Namen zu nennen, wieder drucken lassen, theils zu vielen Büchern z. B. den Actis sanctorum, die wichtigsten Beiträge geliefert. Von seinem ausgebreiteten Ruhme zeugen die zahlreichen an ihn geschriebene Briefe, von denen Joh. Targioni zu Florenz 1745 mehrere Bände herausgegeben hat.

Magna Charta, s. Charta magna.

Magnaten, d. i. die Großen, sind in Polen und Ungarn die angesehensten Reichsstände, die an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel. In Ungarn versteht man darunter die Reichsbarone, nämlich die größern, als den Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeister, die höchsten Hofbeamten; und die kleinen, oder Grafen und Freiherren; aber den Prälaten, niedern Edelleuten und königl. Freistädten kommt diese Benennung nicht zu.

Magne, f. Nordische Mythologie.

Magnesia, Maganese, f. Erden.

Magnet. Der Magnet ist ein sehr reichhaltiges Eisenerz, das sich in großen abgesonderten Klumpen findet. Er ist dunkel eisengrau und spielt oft ins bräunliche oder röthliche; auf dem Bruche gleicht er etwas dem gemeinen Schmergel, doch ist er weniger funkelnd. Er ist sehr schwer und beträchtlich hart; sein Bau fest, aber gewöhnlich mit kleinen unregelmäßigen Zwischenräumen versehen. Er findet sich in England und an allen Orten, wo man Eisen bricht. — Der künstliche Magnet besteht aus einer Stange von Stahl, der man die Kraft des Magnets mitgetheilt hat, so daß er statt des natürlichen Magnets gebraucht werden kann. Der Magnet zeichnet sich nämlich durch die merkwürdige Eigenschaft aus, seines Gleichen anzuziehen und abzustoßen. Diese Anziehung und Abstoßung bemerkt man am Magnet nur in zwei sich entgegengesetzten Punkten, welche Pole genannt werden. Ein Magnet an einem Faden in seinem Schwerpunkte aufgehangen, stellt sich von selbst mit einem Pole nach Süden und mit dem zweiten nach Norden; daher jener der Südpol, dieser der Nordpol, und die Eigenschaft, sich so zu stellen, Polarität heißt. Die ungleichnamigen, freundschaftlichen Pole zweier Magnete ziehen sich an, die gleichnamigen, feindlichen stoßen sich ab. Diese Wirkung hat der Magnet auch auf Eisen, Kobalt und Nikkel. Ein verhältnißmäßiges Stück Eisen bleibt an ihm hängen und diese Kraft des Magnets wird noch verstärkt, wenn man seine Pole glatt abschleift und mit dünnen eisernen Platten, welche in viereckige Füße auslaufen, belegt, d. i. armirt. Ein solcher armirter Magnet trägt mittelst des Ankers nicht nur mehr als vorher, sondern man verstärkt seine Kraft sogar durch die stufenweise Vermehrung seiner Last, wie man sie im entgegengesetzten Falle vermindern kann. Die Polarität des Magnetes erklärt man sich dadurch, daß die Erde selbst als ein großer Magnet angenommen wird, welcher in den nördlichen Theilen südliche und in den südlichen Theilen nördliche Polarität hat. Halley, Euler und Tobias Mayer haben die Meinung zuerst aufgestellt. Es findet sich nämlich aus den Beobachtungen an verschiedenen Orten im nördlichen Europa, Asien und Amerika, daß auf der nördlichen Hälfte der Erde 4 Linien vorhanden sind, wo die Abweichung Null ist; eine Linie ist gegenwärtig an der Westküste der Hudsonsbay, die 2te am Ural, die 3te östlich von Irkutsk, die 4te zwischen Jesso und Kamtschatka. Auf der südlichen Hälfte finden sich, den Beobachtungen der Seefahrer zu Folge, nur zwei solcher Linien, wovon die eine ungefähr unter dem 8ten °L. von Ferro, die 2te zwischen 260 — 261° L., d. i. bei Neuholland gegenwärtig sich zeigt. Zwischen beiden hat nur östliche Abweichung statt, während sie auf der Nordhälfte der Erde zwischen 1 und 2 westlich, zwischen 2 und 3 östlich, zwischen 3 und 4 westlich und zwischen 4 und 1 nochmals östlich ist. Diese Linien sind als Axen von den magnetischen Polen der Erde anzusehen; doch haben sie eine von dem astronomischen Meridian abweichende Richtung; auch rücken sie mit der Zeit fort und scheinen ihre regelmäßigen, aber jede eine andere, Umlaufszeiten zu haben; daher denn jede Magnetnadel auf der Erdoberfläche, wenn sie nicht in einer solchen Axe stehen kann, sich nach dem nächsten freundschaftlichen Pole hin neigt und Abweichung zeigt. Die Erde zeigt diese magnetische Beschaffenheit auch dadurch schon sehr auffallend, daß sie einem Eisenstabe, der im magnetischen Meridiane und in der Richtung der Inklination gestellt oder gestoßen wird, Magnetismus mittheilt, während das nicht geschieht, sobald der Stab in einer Linie steht, welche den magnetischen Meridian rechtwinklich schneidet. Nach Morichini in Rom und Babini in Florenz soll das violette prismatische Licht eine aufgehangene Nadel ebenfalls magnetisiren. Da sich aber ihre Beobachtung nicht bestätigen will,

so beruht der überkommene Magnetismus wahrscheinlich auf der Richtung der Nadel, welche sie ihr während der Bestrahlung im magnetischen Meridiane gegeben hatten. Der Magnet theilt seine eigenthümliche Eigenschaft, ohne selbst etwas davon zu verlieren, dem Eisen mit, was eine Zeit lang an ihm gehangen hat; schneller und stärker nimmt aber das Eisen Polarität an, wenn es mit den Polen des armirten Magnets gestrichen wird. Dies geschieht durch den einfachen Strich, wo man den Eisenstab von der Mitte aus mehrere Male nach der einen Seite mit dem einen und nach der andern mit dem andern Pole streicht, und wodurch die geriebene Seite des Eisens zu dem entgegengesetzten des reibenden Poles wird; beim Doppelstrich wird der armirte Magnet mit beiden Polen in die Mitte des Eisens gesetzt und so mehrere Male von einem Ende zum andern gestrichen und in der Mitte endlich abgehoben. Sonst nimmt auch Eisen dadurch Polarität an, daß man es auf einer eisernen Unterlage mit einem Eisenblock streicht. S. Brugmann's philosophische Versuche über die magnetische Materie rc. übersetzt v. Eschenbach. Leipzig 1784. Desgl. Beobachtungen über die Verwandtschaften des Magnets; übersetzt von demselben. Leipzig 1781.

Magnetismus, thierischer oder animalischer oder auch Lebensmagnetismus. Unter diesem Namen begreift man eine bisher ihrem Wesen nach gänzlich unbekannte Kraft des menschlichen Organismus, die entweder durch Manipulationen von einem Andern mittelbar oder unmittelbar mitgetheilt, oder durch die Einwirkung eines Andern in dem Organismus erregt und in Thätigkeit gesetzt wird, und dann Erscheinungen hervorbringt, die, nach einem Plane hervorgerufen und zweckmäßig geleitet, zu einem wirksamen Heilmittel werden können. Man hat eine Menge Hypothesen über dies neu entdeckte Agens aufgestellt; doch keine giebt eine genügende Erklärung seiner Phänomene. Mesmer, sein Finder, legte ihm, durch falsche Analogien verleitet, den Namen Magnetismus bei, indem er Aehnlichkeit zwischen dem Lebensmagnetismus und dem mineralischen in ihren beiderseitigen Wirkungen zu sehen glaubte. Eine bessere Erfahrung hat ihn hinlänglich widerlegt. Einige Aerzte halten den animalischen Magnetismus für analog mit der Elektrizität und dem Galvanismus, und legen seinen Erscheinungen einen animalischen, galvanoelektrischen Prozeß zum Grunde; mehrere neuerdings von Nasse angestellte Versuche scheinen indeß dagegen zu sprechen. Die Erscheinungen bei dem Magnitiseur sowohl als dem Magnitisirten sind folgende: 1) Bei dem Magnetiseur. Der Wirkende oder Magnetiseur ist gewöhnlich nur in sofern eines positiven Wirkens fähig, als er gegen den Magnetisirten ein Uebermaß an Energie und Lebenskraft besitzt. Der Mann wirkt dagegen im Allgemeinen kräftiger, als das Weib. Ist der Magnetiseur hingegen der schwächere Theil, so findet entweder gar keine in die Augen fallende Wirkung statt, oder sie erfolgt wohl gar im umgekehrten Verhältnisse, d. h. es zeigen sich dann bei ihm die positiven und bei dem Magnetisirten die negativen Wirkungen. Unternimmt der Magnetiseur die Behandlung bei einem empfänglichen Subjekte, so empfindet er jedesmal eine Wärme und ein gelindes Ausströmen in seiner flachen Hand und vorzüglich in den Fingerspitzen. Bedeckt er seine Hände mit seidenen Handschuhen, oder andern elektrischen Körpern, so empfindet er kein Ausströmen, und seine Behandlung ist ohne Wirkung; dagegen hemmen leinene oder lederne Handschuhe die Wirkung nicht. Nach einer wirksamen Behandlung fühlt der Magnetiseur allgemeines Mißbehagen, Schwäche im Verdauungssysteme, und überhaupt einen Kraftverlust, der sowohl mit dem Grade der Empfänglichkeit des behandelten Subjektes, als auch mit der Dauer der Operation und ihrer öftern Wiederholung in gleichem Verhältnisse steht. Ist der Magnetiseur während des Wirkens mit dem zu behandelnden Subjekte durch elektrische Körper isolirt, so ist sein Kraftverlust nicht nur geringer,

sondern sein Wirken ist auch intensiv stärker. 2. Erscheinungen bei dem Magnetisirten. Die Erscheinungen, welche in dem magnetisch behandelten Subjekte durch ein positives Wirken hervorgebracht werden, sind von doppelter Art: entweder beziehen sie sich auf den ganzen Körperzustand, sind dann nicht periodisch, sondern während der ganzen Kur andauernd, und können füglich als allgemeine Wirkungen des animalischen Magnetismus betrachtet werden, oder sie betreffen bloß einzelne Verrichtungen des Organismus. Allgemeine Wirkungen. 1) Allgemeine Erweckung und Verstärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung; sowohl in dem Nerven-, Muskel-, Gefäß- und Verdauungssysteme, als auch in den Ab- und Aussonderungsorganen. 2) Sanfte Reizung und allgemeine Verbreitung derselben über die ganze Oberfläche des Körpers, wodurch jede Disharmonie und daher entstehende abnorme, lokale Reaktion aufgehoben und das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. 3) Ableitung der erhöhten Lebensthätigkeit von leidenden Organen und Hinleitung derselben auf andere Organe. 4) Verminderung und völlige Entfernung jenes, die krankhafte Thätigkeit des Nervensystems hervorbringenden Reizes. Daß beim Magnetiseur in physischer Hinsicht ein Uebergewicht an Energie, in Beziehung auf den Kranken, die erste Bedingung ist, läßt sich aus den schon angeführten Erfahrungen sehr leicht entnehmen. Der Magnetiseur bedarf aber nicht bloß eines starken, sondern auch eines vollkommen gesunden Körpers. Er muß zwar über die Zeit der Entwickelungsperiode hinaus seyn, sich aber doch noch in den Jahren eines regen und thätigen Lebens befinden. Was den Körper betraf, wird auch in physischer Hinsicht erfordert: eine gesunde und starke Seele. Ein starker Geist wird erfordert, um Charakterfestigkeit zu haben und seine Affekte und Leidenschaften zu beherrschen. Endlich gehört auch Stärke der Seele dazu, um lebendigen Glauben und festen Willen zu haben, und so erst die vollkommene Herrschergewalt, sowohl über dies Heilmittel, als auch über den Kranken, zu erlangen. Die besonderen Erscheinungen hat man in 6 Grade getheilt. Treten während der magnetischen Behandlung die Erscheinungen des ersten Grades ein, so sind es gewöhnlich folgende: zunächst ein Gefühl eines starken Durchströmens vom Kopfe nach den Extremitäten, hierauf ein allgemein erhöhter Wärmegrad, der sehr leicht durchs Thermometer bemerkbar wird, mehr Röthe der Haut, mit verstärkter Ausdünstung derselben, und ein Gefühl von Leichtigkeit und Wohlbehagen im ganzen Körper, wobei aber die Sinnlichkeit durchaus unversehrt bleibt. Im zweiten Grade nimmt die Wärme mehr zu und verbreitet sich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus, wie von einem Centralpunkte, über den ganzen Körper. Der Puls wird gewöhnlich voller und lebhafter und das Athemholen leichter und tiefer. Der Kranke empfindet eine Schwere in den Augenlidern und einen unwiderstehlichen Drang, sie zu schließen. Erfolgt letzteres, so scheinen sie ihm wie aneinander geleimt, und es ist ihm nun während der ganzen magnetischen Einwirkung völlig unmöglich, sie von selbst wieder zu öffnen. Durch die übrigen Sinne, die sogar bisweilen erhöht sind, ist indeß der Kranke mit der Außenwelt noch fortwährend in Verbindung, und weiß demnach Alles, was um ihn vorgeht, wenn er gleich, wie dies bisweilen geschieht, nicht immer zu sprechen und sich zu äußern im Stande ist. Beim Nachlassen der magnetischen Behandlung öffnet er aber von selbst, oder durch Beihülfe seines Magnetiseurs, die Augen, und fühlt sich nach diesem meistentheils gestärkt und wohl. Nächst diesen bemerkt der Kranke bisweilen eine Helligkeit vor den Augen, oder lichte Scheine, die einem öfteren Blitzen gleichen, ein Stechen in den Spitzen der Finger und Zehen, abwechselnd eine Schwere und Kälte in den Extremitäten, die ihm wie mit Blei angefüllt zu seyn scheinen, eine Weheseyn um die Magengegend, Uebelkeiten, heftiges Schaudern, Reiz zum

Husten, vorzüglich bei Berührung der Herzgrube u. dgl. m. Zu den besondern, den 3. Grad oft begleitenden Erscheinungen gehören vorzüglich Ohnmachten, allgemeines, konvulsivisches Zittern, wirkliche Krämpfe, kataleptische und selbst apoplektische Zustände. Dieser Zustand fängt gewöhnlich mit allen Zeichen einer eintretenden Schläfrigkeit an. Ein öfteres Gähnen, Dehnen und Recken des Körpers, Schwererwerden der obern Augenlider, Unvermögen, dieselben aufgeschlossen zu erhalten, kündigen denselben an. Nun erfolgt mehreren theils ein tiefer Seufzer; nach diesem schließen sich die Augen gänzlich, und es entsteht ein schlafähnlicher Zustand, in welchem der Kranke aller Empfindung und alles Bewußtseyns beraubt zu seyn scheint. Der im 4. Grade zwar nicht aus seinem Schlafe, sondern nur in sich selbst, erwachte Kranke gelangt nun wieder zu seinem vorigen Bewußtseyn; er findet und erkennt sich wieder, aber in einem abgeänderten Verhältnisse zu den Umgebungen. Die äußern Sinne, die gewohnten Zugänge für die Außenwelt, sind entweder gänzlich geschlossen, oder doch unter einer andern Form hervorgetreten, und nur der innere Sinn ist noch derselbe. Der in sich vollkommen erwachte Somnambul unterscheidet mit den Augen nichts als höchstens Licht und Finsterniß, und wenn die Augenlider auch, wie dies nur in wenigen Fällen geschieht, geöffnet sind. Der Augapfel ist dann entweder krampfhaft in die Höhe gezogen, oder starr, und die Pupille erweitert und unempfindlich. Zunächst metamorphosirt sich das Getaste zum vollkommenen Gesichtssinne, so, daß der Somnambul durch dasselbe die feinsten Gesichtsgegenstände, sowohl ihren Umrissen, als Farben nach, auf das deutlichste unterscheiden kann. Außer diesem Vikariat durchs Getaste wird die Magengegend der Sammelplatz aller Sinnesempfindungen, und hauptsächlich geschieht durch sie die vorzüglichste Vermittelung des Gesichtssinnes. Der Somnambul erkennt daher so gut, wie durchs Getaste, den Stand der Zeiger auf einer dicht gegen seine Herzgrube gehaltenen Uhr. Durch öfteres Ueben zeigt sich dies Vermögen immer vollkommener, und Dinge, die dem Kranken anfänglich nur wie in Nebel gehüllt erschienen, sieht er in der Folge ganz klar und deutlich. Weit deutlicher, als die Nähe lebloser Dinge, unterscheidet der Somnambul die Gegenwart in der Nähe befindlicher Personen. Wie durch die Herzgrube die Vermittelung des Gesichtssinnes geschahe, so wird sie auf gleiche Weise auch die Stellvertreterin des Hörorgans. Die niedern Sinne sind während des magnetischen Schlafes gleichfalls verändert und mehr oder weniger erhöht. Der Geruch erreicht bisweilen eine solche Intensicn, das die Somnambulen nicht nur mit ganzer Fülle Wohlgerüche empfinden, sondern auch bei zusammengesetzten Gerüchen die einzelnen Riechstoffe auf das bestimmteste unterscheiden. Dinge, die sie im wachenden Zustande nicht afficiren, wirken daher im magnetischen Schlafe oft sehr heftig auf sie ein. Die Nähe lebendiger Wesen, welche der Somnambul während seines magn. Schlafes schon in einer Entfernung von 10 bis 15 Schritten empfindet, ist ihm in der Regel widrig. Wird der Somnambul von einer fremden Person, aber von einer solchen, die ihm widrig ist, berührt, so erfolgen darnach mehr oder weniger Lähmungen oder Krämpfe mit Blässe und Kälte in dem berührten Theile. Unter den leblosen Dingen wirken Metalle am widrigsten auf das erhöhte Gefühl des magnetisch Schlafenden. Gegen den mineralischen Magnet ist der Somnambul noch weit empfindlicher, als gegen die Metalle. Von alle dem, was während des magnetischen Schlafes mit dem Kranken vorgenommen worden ist, und was er in dieser Zeit wahrgenommen, gedacht, gesagt und gethan hat, besitzt er im Wachen entweder nur eine sehr dunkele, oder gar keine Rückerinnerung; kommt er aber wieder in diesen Zustand, so erinnert er sich alles dessen sehr genau. Der Kranke gelangt dann im 5. Gr. durch sein verstärktes Gemeingefühl und erhöhtes Bewußtseyn zu jener innern Selbstbeschauung, mittelst welcher er seinen Körper in den kleinsten

Theilen zu durchspähen vermag. Vermöge dieser genauen Kenntniß seines innern Körpers bestimmt der Clairvoyant nicht nur sehr treffend den Sitz und die Beschaffenheit seiner Krankheit, sondern es entwickelt sich auch zugleich in ihm ein Instinkt, welcher ihn die zu seiner Wiederherstellung nöthigen Heilmittel wissen läßt. Außer dieser Angabe der Heilmittel bestimmt der Clairvoyant auch die seinen jedesmaligen Zuständen angemessene Art und Weise des Magnetisirens und leitet somit die ganze Kur. Dies tiefe Insichhineingehen beschränkt sich nicht bloß auf die eigenen Zustände des Clairvoyants, sondern erstreckt sich auch auf die durch magnetischen Rapport mit ihm verbundenen Personen, deren Empfindungen ihm jedesmal mit übertragen werden. Zwischen dem Magnetiseur und Clairvoyant ist diese Sympathie am allerstärksten und auffallendsten. Sehr oft wird dem Patienten nicht bloß das jedesmalige Krankheitsgefühl des Magnetiseurs mitgetheilt, sondern die Krankheit selbst mit übertragen, welche dann auch für den wachenden Zustand andauern kann. Auch Gemüthsaffekte des Magnetiseurs können während der magnetischen Behandlung auf den Kranken übergehen. Bisweilen erreicht die Sympathie zwischen dem Magnetiseur und seinem Kranken eine solche Höhe, daß sie auch selbst dann statt hat, wenn beide von einander entfernt sind. Wird jenes sympathische Verhältniß noch inniger, so vermag der Clairvoyant dann die innern Körperzustände der mit ihm in Rapport gesetzten Personen mit eben der Deutlichkeit, wie seine eigenen, zu durchschauen, die jedesmalige Krankheit derselben genau zu erkennen, ihren Verlauf und alle künftig erfolgende Zufälle im Voraus pünktlich zu bestimmen, und einen auf dieser Ansicht zu beruhenden, zweckmäßigen Heilplan zu entwerfen. Er behauptet, die Krankheitszustände Anderer eben so wie seine eigenen durch den Magen zu empfinden. Seine Sprache ist nicht mehr die, mit welcher er sonst redet; in einer höhern Sprechart drückt er sich aus, und seine Rede enthält Feuer, Geist und Präcision. Sein Vorstellen ist lebhafter und stärker, sein Denken freier und tiefer, und sein Urtheilen schneller und schärfer. Er empfindet nicht bloß die Gegenwart und den Einfluß äußerer Verhältnisse viel ferner als sonst, sondern bringt mittelst der Erinnerung auch in die entfernteste Vergangenheit. Eben so unverkennbar ist die Zuneigung der Patienten unter einander, wenn sie von demselben Magnetiseur behandelt werden, und vorzüglich dann, wenn sie sich gleichzeitig im magnetischen Schlafe befinden. Der, mittelst des fünften Grades, zur innern Klarheit gelangte Kranke durchbricht beim sechsten Grade die Hülle äußerer Dunkelheit, und tritt in eine höhere Beschauung der gesammten Natur. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er oft das Verborgene in der Vergangenheit, das Ferne und Unbekannte in der Gegenwart, und das in seinen Keimen noch schlummernde Zukünftige. Hat dieses Wissen einen geringern Grad der Deutlichkeit, so tritt es dann, gesucht oder ungesucht, nur als Ahnungsgefühl hervor, drängt sich aber dabei dem Kranken dennoch mit einer solchen Lebhaftigkeit auf, daß er von der Verwirklichung dieser seiner Ahnung auf das festeste überzeugt ist. Fragt man ihn, wie er zu diesem Wissen gelange, so antwortet er gewöhnlich, es wäre, als sage es ihm Jemand, oder auch, er empfände es mittelst der Herzgrube. In Betreff der Wahl der, dem jedesmaligen Krankheitzustande angemessenen Heilmittel, ist der Clairvoyant weniger als zuvor beschränkt und schon mehr in die Außenwelt übergehend. Hatte im vorhergehenden Grade der Clairvoyant noch Zwischenkörper nöthig, um mit einem entfernten Kranken in Rapport gesetzt zu werden, so bedarf er dieser Zwischenkörper nicht mehr, sondern tritt auch dann mit dem Entfernten in magnetische Verbindung, sobald er ihn entweder selbst kennt und sich sehr für denselben interessirt, oder sobald auch nur der Magnetiseur — oder eine andere, gegenwärtig mit dem Clairvoyant durch

wirkliche Berührung in Rapport stehende Person — ihn kennt und sich denselben lebhaft denkt. Eben so, wie des Clairvoyants innererer Blick für andere in die Vergangenheit reicht, schweift er auch für sie in die Zukunft, und giebt ihm von den künftigen Krankheitsereignissen der mit ihm in Verbindung stehenden Personen Kunde. In dem Zustande dieses sechsten Grades lebt der Mensch ein kräftigeres und gehaltvolleres Leben als sonst. Der Körper scheint dem Geiste aufs innigste angeeignet und mit ihm zur reinsten Harmonie verschmolzen zu seyn. Allem Gröbern, Sinnlichen ist er entrückt und in den Zustand einer ruhigen, ernsten und höhern Selbstbetrachtung versetzt. Das Gefühl des höchsten Wohlbefindens und der Reinheit des Gemüths schafft ihm einen schönen Frieden der Seele, welcher durch den ganzen Körper sich ausspricht und dem Menschen das Ansehen eines verklärten Wesens giebt. In diesem Zustande, der nach Aussage der Clairvoyants an Seligkeit gränzen soll, sind sie keiner Unlauterkeit fähig, und selbst der schon Gesunkene gelangt in ihm zum Tugendgefühle. Es würde zu weitläufig seyn, die verschiedenen Manipulationen und Behandlungsmethoden, wodurch der Kranke in den magnetischen Zustand versetzt wird, aufzuzählen; man sehe hierüber Kluge's Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus; welches Werk auch hier zum Leidfaden diente.

Magnetnadel, s. Compaß und Magnet.

Magnifikat, der Lobgesang der h. Jungfrau Maria, welcher mit den Worten: „Meine Seele erhebt den Herrn" anfängt, von dem ersten Worte der lateinischen Uebersetzung. Verschiedene Componisten haben ihre Kunst an demselben geübt, und man braucht ihn noch jetzt als Kirchengesang.

Magnificenz, Pracht, Herrlichkeit, Hoheit; 2) der Titel der Rektoren und Kanzler auf Universitäten, der Kanzler in kleinen Ländern, der regierenden Bürgermeister einiger Reichsstädte und in einigen Gegenden, auch der Doktoren. Ist auf einer Akademie ein Fürst oder Graf Rektor, so bekommt er den Titel: Magnificentissimus.

Magus, s. Magie.

Magyaren oder Madscharen ist der Urname der heutigen Ungarn, deren älteste Geschichte in tiefes Dunkel gehüllt ist. Es bleibt ungewiß, ob die Magyaren von kalmykischer oder finnischer Abkunft sind. Sie wohnten als Nomaden in der Gegend des kaspischen Meeres, am Fuße des Uralgebirges. Nachdem sie Asien in verschiedenen Richtungen durchzogen hatten, wanderten sie zu Ende des 7. Jahrh. in Europa ein, und schlugen ihre Wohnsitze in der heutigen Ukräne zwischen dem Dnepr und Don auf, wo sie über zwei Jahrh. ruhig wohnten, bis sie von den Petschenegern verdrängt wurden. Sie überstiegen nun ums Jahr 889 die Karpathen und eroberten vereinigt mit andern Horden innerhalb eines Jahrzehends das ganze Land von den Karpathen bis zur Save, und von der Morawa bis zur Gränze der heutigen Moldau. Ihre Anführer theilten unter sich das Land und Arpad, ihr erster Feldherr, nahm für sich mehr als die Hälfte; jeder Anführer theilte dann wieder mit seinem Pulke, und die alten Einwohner, theils Slaven, theils Avaren oder Altrömer, wurden Sklaven: eine Erklärung, wenn auch nicht Rechtfertigung des heutigen Zustandes. Die Magyaren waren an ein kriegerisches Nomadenleben gewöhnt und setzten ihre alles verheerenden Streifzüge durch Deutschland, Frankreich und Italien und bis vor die Thore von Constantinopel bis zu Ende des 10. Jahrh. fort. Kaiser Heinrich I. schloß, nach ihrem ersten Einfalle in Deutschland, 922, mit ihnen einen neunjährigen Waffenstillstand, und griff sie dann 933 bei ihren neuen Streifereien mit solchem Nachdruck an, daß er ihnen eine völlige Niederlage beibrachte und ihr ganzes reiches Lager erbeutete. Durch

diesen Verlust gewitzigt, blieb Deutschland lange Zeit von ihren Streifereien frei. Im J. 954 wälzten sie sich wieder wie ein ausgetretener Strom über Baiern, und bei Worms über den Rhein und durch Lothringen, Frankreich und Italien zurück; im Jahr 955 aufs Neue bis an den Schwarzwald, und von da bis Augsburg. Otto d. Gr. strengte diesmal alle seine Kraft gegen diese wilden Schwärme an und erkämpfte über sie einen so vollkommenen und allgemeinen Sieg, daß sie sich nicht wieder gegen Deutschland kehrten. Vergl. d. Art. Ungarn.

Mahagony, Mahoni, Mahogani. Bis jetzt sind erst drei Gattungen dieses kostbaren Holzes bekannt; unter den der gemeine die vorzüglichste ist. Er wächst in Jamaika, Cuba, Espannola und Domingo. Im Handel kommen mehrere Sorten vor, gewässertes, marmorirtes, gemasertes und glattes. Seine Farbe ist anfangs braunröthlich, wird später braun und zuletzt ganz schwarz. Ein zu starkes Bohnen mit Wachs oder das Bestreichen mit Oel befördert diese Verwandlungen. Seine schätzbaren Eigenschaften, als ungemeine Härte, die leichte Annahme einer schönen Politur, das schöne Ansehen und die Eigenheit, daß es nicht fleckt und die Würmer nicht hineinkommen, machen es sehr brauchbar zu Meubeln und andern Hauszierrathen. Das Madeiraholz, oder das falsche Mahagoni, hält die Farbe besser, steht ihm aber an Güte weit nach. — Ehemals bediente man sich der Rinde als eines Mittels gegen Wechselfieber; sie ist aber jetzt außer Gebrauch.

Mahomed, eigentlich Abul Kasem Muhamed, geb. 569, gest. 632. Er stammte aus einer edlen arabischen Familie, die in der Stadt Mekka die Regierung führte. Dennoch hinterließ sein Vater, den er früh verlor, der Mutter nichts als fünf Kameele und einen äthiopischen Sklaven; und dieser geringe Nachlaß vererbte sich bald auf den Knaben, als derselbe in seinem achten Jahre auch die Mutter verlor. Da nahm ihn ein Oheim zu sich, der ihn früh zu Handelsgeschäften erzog und ihn mit seinen Karavanen weithin, nach Syrien, Mesopotamien und Palästina sandte. Muhamed hatte von seiner trefflichen Mutter herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredsamkeit, von seinem Vater die vollkommenste männliche Schönheit geerbt. Wer ihn sah, liebte ihn; wer ihn hörte, mußte ihn achten. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen blitzte und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that; eine kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen ründete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die seinem Gesicht eine edle Milde gaben; zarte Augenbraunen, eine Adlernase, ein wohlgebildeter Mund mit schönen Zähnen; ein nervigter Bau, nicht allzugroß — das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf. Aber nicht mit dieser stillen Herrschaft wollte er sich begnügen; sein kühner Geist strebte zu einer glänzenderen Gewalt auf. Sein erster Schritt, sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, war die Heirath einer alten reichen Wittwe, deren große Handelsgeschäfte er schon als Faktor geführt hatte. Anfangs machte er noch einige große Reisen, dann zog er sich allmählig in ein beschauliches Leben zurück, und sein feierliches, geheimnißvolles Wesen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen. In dieser Seelenstimmung brütete er über dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde, und den Menschen würdige Begriffe gewährte von Welt und Zukunft und von dem, was sie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und thun müßten. In Arabien fand er in diesem Punkte nichts als abgeschmackter Aberglauben; der jüdische Glaube war so feindselig und engherzig, und die

christliche Sekten richteten in den griechischen Staaten soviel Streit und Unfug an, daß die Heiden das Christenthum selbst als eine Quelle alles Bösen verabscheuten. Das in diesen Religionen Gemüthansprechende in ein neues Bild zu vereinigen und der Phantasie des Morgenländers gefällig darzustellen, war das lange, stille Dichten des tiefsinnigen Mannes, der wie alle Begeisterte seiner Art allmählig von den Schöpfungen seiner Dichtungskraft so hingerissen ward, daß er nicht mehr sein eignes Ich, sondern die Gottheit selbst in seinem Innern wirkend fühlte. Daher wir gar nicht zweifeln dürfen an den Wundern, mit denen der feurige Araber sich überall umringt gesehen haben soll. In seiner langen Einsamkeit boten sich nämlich seiner aufgeregten Phantasie die seltsamsten Erscheinungen dar, die er bei seiner Rückkehr nach der Stadt seinen Hausgenossen wieder erzählte, welche er dadurch mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte. Was er selbst gesagt hat, kann nicht mehr ausgemittelt werden; nach seinem Tode aber wurden, wie gewöhnlich, so viel Wunderdinge von ihm erzählt, daß seine ganze Lebensgeschichte dadurch in das abgeschmackteste Mährchen verwandelt worden ist. Muhamed hatte das Loos aller Propheten, er galt nichts in seinem Vaterlande. Als er zuerst erzählte, Gott habe ihn zu seinem Gesandten erwählt, und sende noch allnächtlich den Engel Gabriel mit Aufträgen zu ihm hernieder, lachten ihn Alle aus, und konnten nicht begreifen, wie sich der kluge Mann so verändert habe. Als aber seine näheren Verwandten, und besonders sein sehr geachteter Schwiegervater Abu Bekr, mit hohem Ernste von seiner göttlichen Sendung sprachen, da ward doch Einer nach dem Andern aufmerksam, und drängte sich, die neuen Lehren zu hören. Da das die Lacher sahen, wurden sie besorgt, Muhamed möchte sich durch seinen Anhang wohl über sie erheben wollen, und diese Eifersucht schwoll bald zum grimmigsten Hasse an. Er mußte sich mehrmals aus Mekka entfernen, und als bei seiner Wiederkehr sein Zulauf sich vermehrte, als man ihn schon an der Spitze einer beträchtlichen Religionsgesellschaft sah, die er durch einen Eid an sich knüpfte, und aus der er nach Christus Beispiel zwölf Apostel in die umliegenden Gegenden aussandte, da hielt der herrschende Stamm Koreisch, zu dem er selbst gehörte, sich für berechtigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Seine Feinde verschworen sich sogar, daß aus jeder Familie Einer die Pflicht auf sich nehmen wolle, ihn, wo er ihn träfe, zu ermorden. Mit vieler Mühe entging Muhamed dieser allgemeinen Nachstellung durch eine schnelle Flucht aus seiner Vaterstadt. Er floh nach Medina, wohin der Ruf seiner Offenbarungen längst gedrungen war, und wurde schon deswegen hier willig aufgenommen, weil die Einwohner mit dem Stamme Koreisch in alter Feindschaft lebten. Er führte sie alsbald in kriegerischen Zügen gegen seine Feinde an, und erscheint also nun bereits als Feldherr eines kleinen Heeres, das aus Achtung für seine Tapferkeit seinen Lehren und Predigten, mit denen er immer fortfuhr, ein desto geneigteres Ohr lieh. Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) ist also die eigentliche Epoche seiner Religionsstiftung, und deßhalb haben seine Anhänger dieses Jahr für würdig gehalten, eine neue Zeitrechnung zu eröffnen. Noch jetzt rechnen die Türken nach Jahren der Flucht (arabisch Hegira, vergleiche diesen Artikel) wie wir nach Jahren nach Christi Geburt. Sobald die neue Glaubensgenossenheit die Gestalt eines herumziehenden Kriegerhaufens angenommen hatte, stieß ein arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Kameelen und Pferden dazu. Völker dieser Art finden nichts lustiger, als plündernd herumzustreifen, wenn nur der Anführer ein tüchtiger Mann ist. Und das war Muhamed gewiß. Er theilte redlich sein Eigenthum wie seine Beute, übte Ordnung und Gerechtigkeit, war dabei leutselig, erlaubte Vielweiberei (wie er denn selber fünf-

zehn Frauen hatte) und versicherte das Volk, Gott habe an der Tödtung derer, die seine Religion anfeindeten, solches Wohlgefallen, daß ein Tropfen Bluts für Gottes Sache vergossen, oder eine Nacht in Waffen zugebracht, verdienstlicher sey, als zwei Monate lang zu fasten und zu beten; wer im Treffen falle, erlange im Himmel die höchsten Freuden des Paradieses, und jede seiner Wunden werde am Tage des Weltgerichts wie Bisam duften und wie ein Leuchtkäfer glänzen; 72 der schönsten Jungfrauen (s. d. A. Houris), deren Jugend nie verblühe, würden dort oben jedem Anhänger dieser Religion zu Theil, und auf die Allerfrömmsten warte außerdem noch ein unbekanntes Glück, das keine sterbliche Zunge aussprechen könne. Man denke sich solche Verheißungen von einem feurigen Manne ausgesprochen, auf dessen würdevollem Antlitze die Wahrheit selbst zu ruhen schien, und dessen Lippen von der zauberischsten Beredsamkeit überflossen. Er mußte seine Schaaren mit seiner Begeisterung anstecken; sein Glaube verschmolz so innig mit jeder Lieblingsneigung eines kriegerischen Haufens, daß Jeder, der nur davon hörte, ihn lieb gewinnen mußte. Daher die raschen Eroberungen, die Muhamed jetzt vollbrachte. Mekka fiel unter seinen Streichen, und alle Bezwungene folgten als Freunde seinem Heere. Ganz Arabien ward durchzogen und erobert, und schon im siebenten Jahre nach der Flucht rückte er mit dreißigtausend Mann in Syrien ein, machte sich dem persischen Könige furchtbar, und lud selbst den Kaiser Heraklius ein, seinen allein seligmachenden Glauben anzunehmen. Der Tod rief ihn in seinem 63. Jahre ab. Man sagt, eine Jüdin habe ihn mit einem Hammelbraten vergiftet. Sein Sarg wird noch in der Moschee von Medina gezeigt, und von vielen gläubigen Pilgern besucht.

Mahomed II. oder Mohammed, türkischer Sultan, mit dem Beinamen Bouyouk, der Große, ward den 24. März 1430 zu Adrianopel geb. und folgte seinem Vater Amurat II. 1451. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er den Plan zur Unterjochung Griechenlands und Eroberung Konstantinopels entwarf. In den ersten Tagen des Aprils 1453 begann er den Feldzug, und schloß am 6. die Stadt zu Lande mit einem Heere von 300.000 Streitern, und zur See mit 300 Galeeren und 100 kleinern Fahrzeuge ein. Seine Flotte vermochte nicht in den Hafen, der durch starke Ketten gesperrt und mit Vortheil vertheidigt wurde, zu dringen. Mahomed ließ einen 2 Stunden langen Weg mit Brettern belegen, welche mit Seife und Fett beschmiert waren, und zog durch Hülfe mechanischer Werkzeuge 80 Galeeren und 70 andere Schiffe in den Hafen. In wenigen Tagen war das Riesenwerk vollendet. Im Hafen wurde rasch eine Schiffbrücke geschlagen und mit Kanonen besetzt. Die Griechen vertheidigten sich mit Muth; doch ihr Kaiser fiel und ohne Widerstand zu finden, drangen die Türken in die Stadt. Während der Schrecken der Plünderung führte ein Pascha eine junge Fürstin, Namens Irene, deren unschuldige Reize sie vom Tode gerettet hatte, zum Mahomed. Ihre Schönheit entflammte den rohen Krieger so sehr, daß er 3 Tage hindurch in ihren Armen Alles vergaß. Einige Janitscharen, murrten über die unkriegerische Thatenlosigkeit ihres Herrschers. Sein Vezier wagte es, die Stimmung des Heeres vor ihn zu bringen. Mahomed ließ alsbald die schöne Gefangene in den Kreis seiner Offiziere führen, ergriff sie bei den Haaren und hieb ihr den Kopf mit den Worten ab: „So verfährt Mahomed mit der Liebe." Drei Tage darauf hielt er seinen triumphirenden Einzug in Konstantinopel, vertheilte reichliche Geschenke an die Sieger und Besiegten, verstattete freie Uebung der Religion, setzte selbst einen Patriarchen ein, und machte Konstantinopel zur Hauptstadt seines Reiches. Nach der Erstürmung der Hauptstadt des griechischen Kaiserreiches sandte Mahomed ein Heer gegen Scandenberg, König von Albanien, das aber mehrere Niederlagen erlitt; eine andere Armee

unter der eignen Anführung Mahomeds drang bis zur Donau, und begann die Belagerung von Belgrad; doch Johann Hunyad nöthigte ihn, sie aufzuheben. Der Tod dieses großen Mannes weckte des Sultans Muth wieder. 1458 nahm er Korinth ein und machte den Pelopones sich zinsbar. Er eilte von Eroberung zu Eroberung, vergrößerte sein Reich durch die Einnahme von Sinopol und Trapezunt und die Eroberung des Theils von Kappadocien, was zum griechischen Kaiserreiche gehörte. (Trapezunt war seit 1204 der Sitz eines Reiches, was die Komnenen gründeten.) Der türkische Eroberer drang bis zum schwarzen Meere und nahm Kaffa weg; nur die Venetianer wagten ihm Trotz zu bieten; hierüber erzürnt, schwur der Sultan Venedig den Untergang. Zuerst griff er 1470 die Insel Negropont an, bemächtigte sich ihrer Hauptstadt Chalcis und ließ sie plündern. 10 Jahre darauf sandte er eine gewaltige Flotte, Rhodus zu erobern. Der muthige Widerstand der Johanniter-Ritter und die heldenmüthige Tapferkeit ihres Großmeisters Pierre d'Aubusson schlugen die Türken mit beträchlichem Verluste in die Flucht. Mahomed rächte diese Niederlage durch die Einnahme von Otranto in Kalabrien, dessen Einwohner er über die Klinge springen ließ. Ganz Italien zitterte, und Mahomed zog eben eine Armee gegen die Christenheit zusammen, während auf der andern Seite er seine Waffen gegen die Sultane der Mammelucken wendete, als der Tod die Welt von diesem mahomedanischen Timurienk befreite. Er starb den 3. Mai 1481 nach einer 31jährigen Regierung zu Nikomedien. Er hatte zwei Kaiserreiche zertrümmert, zwölf Königreiche erobert und über 200 Städte den Christen abgenommen. Auf seinen Grabstein ließ er die Worte aushauen: „Ich wollte Rhodus nehmen und Italien erobern"; wahrscheinlich wollte er hierdurch seinen Nachfolgern ihre Pflicht in Erinnerung bringen. Wenn glückliche Eigenschaften, großer Ehrgeiz, Muth und glänzende Erfolge den großen Fürsten bezeichnen; wenn aber unmenschliche Grausamkeit, Treulosigkeit und Verachtung aller Gesetze den bösen Menschen machen: so ist Mahomed das Eine wie das Andere gewesen. Er sprach griechisch, arabisch und persisch, verstand Latein, zeichnete und besaß für seine Zeit große Kenntnisse in der Geographie und Mathematik; er hatte die Geschichte der großen Männer des Alterthums studirt; er achtete die Malerkunst, ließ aus Italien den Bellini kommen und überhäufte ihn mit Wohlthaten und Liebkosungen. Er verachtete alle Religionen und nannte den Gründer der seinigen einen Banditenchef. Die Politik hielt manchmal die stürmende Heftigkeit seines Gemüths und die Barbarei seines Charakters im Zügel, doch nur zu oft überließ er sich denselben. Mit einem Worte, Mahomed würde unter die großen Menschen zu zählen seyn, wenn seine Grausamkeit seinen Ruhm nicht befleckt hätte. Merkwürdig ist, daß seine besten Minister oder Generale christliche Renegaten waren.

Mahomed IV. oder **Mohammed**, geb. 1643, den 17. August 1649 als Kaiser der Türken nach dem tragischen Tode seines Vaters Ibrahim I. der von den Janitscharen erdrosselt wurde, anerkannt. Während seiner Minderjährigkeit führte seine herrschsüchtige Mutter einige Zeit die Regierung, ward aber durch eine Revolution im Innern des Serails umgebracht, und der große Mohammed Kuperli oder Kuprili trat als Großvezier an die Spitze der Verwaltung. Er wendete seine größte Sorgfalt auf die Beruhigung des Reiches, die er nur durch ein schreckliches Blutvergießen erreichen konnte. Bei der Thronbesteigung des Mohammed war die Türkei mit Venedig in Krieg begriffen. Der Großvezier wurde zwar bei Raab von dem bekannten Montecuculi geschlagen, suchte aber den Flecken an seiner und der Ottomanen Ehre durch die Eroberung Candia's zu vertilgen; doch die Unruhen im Serail und der Einbruch der Türken in Ungarn schläferte einige Jahre hindurch dies Unternehmen ein, ohne darum unterbrochen zu werden. Endlich 1669 wurde

die Belagerung von Candia durch den Achmet Kuperli, einer der größten Feldherren der Türken, mit verdoppeltem Eifer begonnen. Morosini, der General der venetianischen Seetruppen, und Montbrand, ein Franzose und Feldherr der Landmacht, vertheidigten es heldenmüthig. Die Belagerten, den Ludwig XIV. unter Anführung der Herzöge von Beaufort und Noailles ein Hülfskorps von 7000 Mann überschickte, schlugen beinahe 2 Jahre die Anstrengungen der Belagerer zurück. Doch endlich mußten sie am 27. Sept. 1669 kapituliren. Der Herzog von Beaufort ward in einem Ausfalle getödtet, Candia lag in Asche und der Sieger hatte 100.000 Mann eingebüßt. Nach der Einnahme Candia's wälzte sich die ottomannische Macht gegen Polen; Mohammed führte die Armee in Person 1672, nahm den Polen die Ukräne, Podolien, Volhynien und die Stadt Kaminiek, und gab ihnen nur den Frieden unter der Bedingung eines jährlichen Tributs von 20.000 Thlrn. Johann Sobieski wollte den Frieden nicht ratificiren, rächte seine Nation durch eine vollständige Niederlage der Feinde bei Choczim und zwang ihnen einen ehrenvollen Frieden ab, 1676. Einige Jahre darauf empörte der Graf Tekeli Ungarn gegen den deutschen Kaiser; der Sultan begünstigte ihn. Mit einem Heere von 140.000 Mann überschwemmte der Großvezier Kara-Mustapha Ungarn und belagerte Wien, 1683. Seine geringe Energie ließ Sobieski Zeit, der bedrängten Kaiserstadt zu Hülfe zu eilen; er griff das Lager des Mustapha an, hieb die Türken nieder, und nöthigte ihn, mit Zurücklassung der Artillerie und des Gepäcks, sein Heil in schmählicher Flucht zu suchen. Der Großvezier wurde auf Befehl des Sultans erdrosselt. Seit dieser Epoche gerieth die türkische Macht immer mehr in Verfall. Die Kosacken in Verbindung mit den Polen vernichteten bald darauf eine türkische Armee. 1684 ward ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Pforte zwischen dem Kaiser, dem Könige von Polen und den Venetianern geschlossen. Der Prinz Carl von Lothringen, Feldherr der kaiserlichen Armee, schlug die Türken 1687 bei Mohacz gänzlich aufs Haupt, und der venetianische General Morosini nahm ihnen den Peloponnes weg. Die Janitscharen schrieben die wiederholten Unfälle der Unthätigkeit des Sultans zu, und raubten ihm den 8. Okt. 1687 den Thron, auf den sie seinen Bruder Soliman III. erhoben. Mohammed ward in den Kerker geworfen, wo er den 22 Juni 1691 starb. Es fehlte diesem Fürsten weder an Muth noch an Geist; er besaß aber einen unstäten Charakter. Weniger als seine Vorgänger der Wollust ergeben, war seine Hauptleidenschaft die Jagd. Uebrigens war er weder argwöhnisch noch grausam.

Mahometismus, Molesmismus, Islamismus. Das Buch, welches die Dogmen und Lehrer des Mahometismus enthält, heißt Koran. die verschiedenen Theile desselben wurden von den Schülern des Propheten (denn er selbst konnte weder lesen noch schreiben), so wie sie ihm aus dem Munde flossen, auf Palmblätter oder Knochenplatten geschrieben, und ohne Ordnung in einen Kasten gelegt, welches der Obhut einer seiner Frauen anvertraut war. Zwei Jahre nach dem Tode des Propheten sammelte Abu-Bekr, sein Schwiegervater und Nachfolger unter dem Namen Kalif, Stellvertreter, die Bruchstücke, und bildete daraus ein Ganzes. Es wurde von Ottman, dem 3ten Kalifen und ehemaligen Sekretär des Mahomet, revidirt. Der Koran ist eine Rhapsodie von 6000 Versen ohne Ordnung, Verbindung und Kunst; sie wimmeln von Widersprüchen, Abgeschmacktheiten und Anachronismen. Sein Styl ist schwülstig, im orientalischen Geschmacke; nichts destoweniger sind manche Stellen rührend und erhaben. Er besteht aus 4 Theilen, und jeder Theil aus mehrern Capiteln, die durch sonderbare Namen von einander unterschieden werden; z. B. die Fliege, die Spinne, die Kuhe. Die ganze Theologie des arabischen Gesetzgebers läßt sich auf folgende 3 Punkte zurückführen; 1) auf die Lehre des Daseyns

und der absoluten Einheit Gottes; 2) auf den Glauben, daß Gott der unermeßliche und allmächtige Schöpfer, auch allgegenwärtig ist, das Laster straft und die Tugend belohnt, nicht nur in diesem Leben, sondern auch nach dem Tode; 3) auf den Glauben, daß Gott auf die in Abgötterei gesunkenen Menschen einen Blick der Erbarmung warf und seinen Propheten Mahomet erweckte, sie die Mittel kennen zu lehren, um die Belohnungen der Guten zu gewinnen und den Bestrafungen der Bösen zu entgehen. Wie man sieht, nahm er mehrere Grundwahrheiten des Christenthums als Pfeiler seines Glaubens an: er behauptete auch, daß seine Religion nicht neu sey, sondern von Abraham und Ismael herstamme und folglich ein höheres Alter als der Judaismus und Christianismus besitze. Außer den Propheten des alten Testaments erkannte er auch Christus, der Sohn der Jungfrau Maria, als den Messias, Wort und Geist Gottes, aber nicht als den Sohn Gottes an. Dies hieße die Einfachheit des göttlichen Wesens aufheben, meinte er. Obgleich er vieles aus der jüdischen und christlichen Religion schöpfte, haßte er doch beide; die Juden, weil sie sich für das erste Volk der Welt hielten, alle andere Nationen haßten und Wucher trieben; die Christen, weil sie stets in religiösem Zwiespalt lebten, ohngeachtet ihnen Jesus Friede und Einigkeit anempfohlen hatte. Beide beschuldigte er der Verfälschung der Schrift des alten und neuen Testaments. Die Beschneidung, Waschungen, das fünfmalige tägliche Gebet, die Enthaltung des Weines, der Liquöre des Blutes und des Fleisches der Schweine, die Heiligung des Freitags bildeten den äußern Cultus seiner Religion. Zur Belohnung der Gläubigen schuf er, nach dem Charakter seines sinnlichen Volkes, ein Paradies, wo die Seele alle geistigen Vergnügungen und der wieder aufgeweckte Körper jegliche sinnliche Wollust genießen werde. Keine Religion und keine politische Verfassung ist dem weiblichen Geschlechte weniger günstig, als der Mahometismus. Der Koran erlaubt den Männern mehrere Frauen zu halten, sie, Vergehungen wegen, körperlich zu züchtigen und sie zu verstoßen, wenn sie ihm nicht mehr gefallen; doch steht es den Frauen nicht frei, einen verhaßten Mann zu verlassen, wenn er nicht einwilligt. Eine verstoßene Frau darf sich nur zweimal verheirathen; bei der dritten Scheidung muß sie ledig bleiben, wenn der erste Mann sie nicht wieder nimmt. Die Moslemin hegen eine heilige Ehrfurcht vor dem Koran, und ihr Vertrauen zu seiner Göttlichkeit geht so weit, daß sie häufig einen aufgeschriebenen Spruch daraus als einen Talisman auf dem bloßen Leibe tragen, oder in Gefahren als eine Zauberformel zwischen den Zähnen murmeln. Ein Jude oder Christ, der ihn berührt, muß den Frevel entweder mit dem Tode oder mit dem Uebertritt zum Islam büßen, selbst der Molem, welcher mit ungewaschenen Händen ihn angreift, wird nicht weniger strenge bestraft. Nicht lange nach dem Tode des Propheten waren schon 200 verschiedene Commentare über den Koran vorhanden. Mahovia, Kalif von Babylon, berief die Lehrer des Gesetzes zu einer Versammlung, um so viele verschiedene Meinungen zu vereinen. Ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß konnte nicht zu Stande kommen; der Kalif beauftragte sechs der geschicktesten Mahomedaner, alle Meinungen zu prüfen und die ihnen für die richtigere erscheinende aufzuzeichnen. Die sechs Werke wurden mit Sorgfalt zusammengetragen, alle andere wurden durchs Feuer zerstört und unter furchtbaren Strafen verboten, gegen die Autorität dieser Composition zu schreiben oder zu sprechen.

Mährchen, s. Feen.

Mähren (die Markgrafschaft), nebst dem österr. Schlesien eine deutsche Provinz des österr. Kaiserstaats. Seinen Namen verdankt Mähren seinem Hauptflusse, der Morawa oder March. Es wird von 3 Seiten von Gebirgen

umgeben; die Sudeten trennen es von Schlesien, das mährische Gebirge von Böhmen und die Karpathen von Ungarn, und Zweige dieser Gebirge durchziehen das ganze Land, so daß nur die südlicheren Gegenden einige beträchtliche Ebenen haben. Der Hauptfluß, die Morawa oder March, entspringt an der Gränze von Böhmen, nimmt den zweiten Hauptfluß die Taya an der österreichischen Gränze auf und bildet nun die ungrische Gränze bis zur Donau. Die Taya oder Diga entsteht aus der deutschen und der mährischen Taya und nimmt die Igla, Schwarza und Zwittawa auf. Die Oder und die Weichsel, die hier entspringen, verlassen Mähren sehr bald. Dies Land ist reich an Mineralquellen, doch hat noch keine eine große Berühmtheit erworben. Das Klima ist für die Lage mild, vorzüglich in den mittleren und südlichen Gegenden, wo viel Obst und selbst Wein, wenn auch kein ausgezeichneter, gezogen wird. In Hinsicht auf Fruchtbarkeit und Produkte steht Mähren fast in allen Stücken Böhmen (s. d. Art.) zur Seite; nur hat es nicht dessen Metallreichthum; der Bergbau geht bloß auf Eisen und Steinkohlen. Dafür aber ist die Fabrikation in Mähren höchst bedeutend; den ersten Rang nimmt hier die Leinenwebereien ein, wozu das Land trefflichen Flachs liefert; nach dieser ist die Tuchmacherei das bedeutendste Gewerbe und wird hier am stärksten in der ganzen Monarchie betrieben. Außerdem werden Leder, Eisenwaaren, Papier, Potasche, Glas, Salpeter rc. verfertigt. Zur Ausfuhr kommen: Butter, Schmalz, Leder, Wolle, Pelzwaaren, Flachs, rohe Garne, Leinwand, Baumwoll- und Wollwaaren, Eisen, Obst, Senf, Süßholz rc. Die Einwohner, über 1.700.000, wovon 3435 auf die Q. M. kommen, bestehen zu 3/4 aus Slaven, zu 1/4 aus Deutschen und etwa 28.000 Juden. Die Slaven unterscheiden sich in vier Stämme: die Hanaken, die Slawaken, die Howaken und die Podzulaken. Hier hatten die Lehren Hussens einst tiefe Wurzel geschlagen, und aus den Ueberbleibseln seiner Anhänger, den mährischen Brüdern, sind in Deutschland die Herrnhuter entstanden. Man zählt jetzt etwa 54.000 Lutheraner und 14.000 Reformirte. Mähren war einst das Hauptland eines ausgedehnten Reiches. Das Land der alten Quaden, das nach deren Abzug nach Spanien die Skyren, Rugier, Heruler und bis 548 die Langobarden eingenommen hatten, wurde endlich von einer Kolonie donauischer Slavonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben wurden, und vom Fluß Morawa den Namen Morawer bekamen, neu bevölkert. Bei dem nachmaligen Verfall des avarischen Staats breiteten sich die mährischen Slaven weiter aus und errichteten nach und nach ein Königreich, das unter dem Namen Großmähren einen größern Umfang hatte, als das heutige Mähren. Karl der Große überwand die Bewohner, und nöthigte ihren König Samoslav, sich taufen zu lassen, obgleich erst um 856 der heilige Cyrillus, der Philosoph und der Erfinder der nach ihm benannten Buchstaben, und der heilige Methodius die Apostel der Mährer wurden. Ludwig der Fromme machte den König Megomir zinsbar, und Arnulf vergrößerte zwar anfangs den mährischen Staat, indem er dem Swiatopluk (Zuatoplik) Böhmen und andere Länder von der Oder bis zum Gran gab; als sich aber Swiatopluk empörte, griff ihn Arnulf mit Hülfe der Ungarn und Böhmen so glücklich an, daß das mährische Reich sehr geschwächt und unter Swiatopluks Sohne Swiatobog 908 vernichtet wurde. Seitdem war es ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen, erhielt 1056 ungefähr den heutigen Umfang und ward böhmisch. 1085 bekam es den Titel einer Markgrafschaft, und wurde seit dem bis auf Mathias um 1611 von den böhmischen Königen von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben. Das Land wird in 8 Kreise getheilt: Olmütz, Brün, Iglau, Znaim, Hradisch, Prerau, Teschen, Troppau, wovon die beiden letzten das österreichische Schlesien bilden. Die Hauptstadt ist Olmütz.

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder und Brüdergemeinde.

Maifeld, s. März- und Maifeld.

Mailand, Milano, Mediolanum, unter 45° 28′ N. B., die Hauptstadt des lombard. Gouvernements der östern. Staaten in Italien, an der unbedeutenden Olona, aber durch schiffbare Kanäle mit dem Ticino und der Adda verbunden, in einer großen herrlichen Ebene, mit Wällen umgeben und durch eine starke Citadelle geschützt. In den letzten Zeiten des römischen Reichs war Mailand oft die Residenz der Kaiser. Im Mittelalter gehörte sie zu den mächtigsten Städten der Lombardei, ward zwar 1162 von Friedrich I. (s. d. Art.) bis auf den Grund zerstört, erhob sich aber schnell wieder aus der Asche. Seit dem 14. Jahrh. 1313, erhob sich hier die mächtige Familie der Visconti (s. d. Art.), welcher später die Sforza (s. d. Art.) in der Herrschaft folgten, bis das Herzogthum Mailand nach manchen in der Geschichte Italiens erwähnten Kriegen an das Haus Oestreich oder vielmehr Spanien kam. Sie gehört zu den größten und prächtigsten Städten Italiens und mag gegenwärtig an 130.000 Einwohner zählen. Die meisten Straßen sind indeß weder breit noch gerade, nur der Corso macht eine Ausnahme; dies ist eine breite schöne Straße, an welche ein schöner öffentlicher Spaziergang stößt, und in welcher, wie dies in ganz Italien Sitte ist, die vornehme Welt sich gegen Abend versammelt und spazieren fährt, reitet oder geht. Unter den 67 Kirchen nimmt der berühmte ganz von Marmor erbaute und mit mehr als 4000 Statuen in- und auswendig verzierte Dom, der an Größe nur der Peterskirche in Rom weicht, unstreitig den ersten Rang ein. Er liegt im Mittelpunkte der Stadt auf dem Hügel, an einem schönen Platze, auf welchem auch der erzbischöfliche Pallast steht; seine Länge beträgt 449 F., seine Breite im Schiff 180, am Kreuze 238. Er ward unter Joh. Galeazzo Visconti 1386 angefangen, blieb lange unvollendet und ist erst durch Napoleon mit ungeheuern Kosten beinahe ganz fertig geworden. Viele Baumeister, unter andern auch Brunelleschi, haben daran gearbeitet, wodurch eine unangenehme Verschiedenheit des Styls an diesem herrlichen Gebäude entstanden ist. Wenn von Außen der helle Glanz des Marmors, die gothischen Verzierungen und Statuen den Beschauer blenden und überraschen, so wird er dagegen im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeilern stützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume gewiß lebendig ergriffen werden. Unter den übrigen Kirchen verdienen noch Erwähnung die von St. Lorenzo, ein ehemaliger Herkulestempel, an dessen Eingang noch 6 antike Säulen, die einzigen Ueberreste der Art in Mailand, stehen; die sehr alte Kirche des heiligen Ambrosius, in welcher ehemals die deutschen Kaiser die eiserne Krone des lombardischen Königreichs empfingen. Das ehemalige Jesuiten-Kollegium, ein äußerst prächtiges und durch seine Sternwarte merkwürdiges Gebäude, enthält jetzt mehrere Institute für Künste und Wissenschaften, namentlich eine sehr schöne Gemäldegallerie und eine Bibliothek. Die erste ist besonders reich an Werken lombardischer und bologneser Meister, die andere sehr ansehnlich und unter andern im Besitz des hallerschen Büchernachlasses. In dem ehemaligen Cisterzienser-Kloster des h. Ambrosius befindet sich die durch ihre herrlichen Manuscripte ausgezeichnete Bibliothek, aus welcher noch in der neuesten Zeit durch ihren Direktor Abbate A. Majo mehrere schätzbare Ueberreste alter Schriftsteller hervorgegangen sind (s. d. A. Ambrosianische Bibliothek). Das aufgehobene Dominikaner-Kloster ist wegen des herrlichen Wandgemäldes von Leonardo da Vinci (s. d. Art.), die Einsetzung des heil. Abendmahls, berühmt; es befindet sich in dem ehemaligen Refektorium. Von den übrigen Gebäuden erwähnen wir noch die 4 Theater, worunter das prächtige Th. Della Scala, das größte in

Italien nach dem von St. Carlo in Neapel; es zählt in 6 Reihen über 400 Logen. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch die Bequemlichkeiten aus, die es enthält. Die Opern und Balette daselbst dürften in Italien an Glanz und Vollkommenheit der Darstellung nicht übertroffen werden. Außerdem bestehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano u. m. a. Das Hospital für 3998 Kranke, ein wahres Prachtgebäude, und das ebenfalls ausgezeichnete Waisenhaus. Künste und Wissenschaften genießen eifrige Verehrung, wie überhaupt Bildung, Feinheit und Herzlichkeit den Charakter des Mailänders bezeichnet. Mailand hat viele wissenschaftliche Anstalten, unter andern ein Conservatorio oder Musikschule. Die Fabriken und Manufakturen sind bedeutender, als irgendwo in Italien, und beschäftigen sich vorzüglich mit Seide, Baumwolle, Tabak, Tuch, Papier, Chokolade, Glas und Edelsteinen. Der Handel mit diesen Fabrikaten so wie mit Getreide, Reiß, Seide und trefflichem Käse ist höchst wichtig. In der Nähe sind viele und schöne Landhäuser.

Maimon (Salomon), ein ausgezeichneter jüdischer Philosoph, geboren zu Neschwitz in Litthauen 1753, der Sohn eines armen Rabbiners, zeigte großen Eifer zu den Wissenschaften, wurde in Berlin von Mendelssohn unterstützt, erlernte die Apothekerkunst, hielt sich an verschiedenen Orten in Holland und Deutschland auf und starb 1800 zu Niedersiegersdorf bei Freistadt in Schlesien, wo ihm der Graf von Kalkreuth ruhigen Aufenthalt gestattet hatte. Man hat von ihm: Versuch über die Transcendentalphilosophie, Berlin 1790, 8.; Ueber die Progressen der Philosophie, ebend. 1793, 8.; Philosophisches Wörterbuch, 1. St., ebend. 1791, 8.; Streifereien im Gebiete der Philosophie, ebend. 1793, 8.; Die Kategorien des Aristoteles erläutert, ebend. 1794, 8.; Versuch einer Logik, ebend. 1794, 8. und seine Lebensgeschichte, herausgegeben von K. P. Moritz, ebend. 1792, 2 Th. 8. In seinen Schriften sind die Lehren der kritischen Philosophie mit großem Scharfsinn entwickelt und bestimmt.

Maimonides oder Mose Ben Maimon, zusammengezogen Rambam, ohnstreitig der berühmteste jüdische Polyhistor, geb. zu Kordova 1139, war ein Schüler von Averroes, Abu Djaffar, Ibn Tophail und legte unter ihnen einen guten Grund zu den Sprachen und Wissenschaften. Von seinen Glaubensgenossen verfolgt, flüchtete er nach Aegypten, wurde Leibarzt des Sultan Saladin, stiftete eine Schule zu Alexandrien und starb zu Kairo 1209. Das Morgenland nannte ihn nur den großen Adler, den Ruhm des Morgen- und das Licht des Abendlandes, und er verdiente diese Benennung durch die Art und Weise, wie er bei Erklärung der Bibel (vergl. d. Art.) zu Werke ging. Man hat von ihm: Kommentar zur Mischna, Neapel 1492, Fol.; die starke Hand (Jad Chazakha) in 4 Bde., Auszug aus dem Talmud, Venedig 1490, 4 Bde. 4.; Amsterdam 1702, 6 Bde; Moreh Nevochim, Lehrer der Verwirrten oder Wankenden, 1480. 1625. 4.; Sepher Hammisoth, das Buch der Lehren, Amsterdam 1640. 4.; De tuenda valetudine, lat. Florenz, Augsburg 1518. 4. und 25 Bücher Aphorismen nach Galen, lat. Bologna 1489. Fol.

Main, der kleinste von den 6 Hauptflüssen Deutschlands, entsteht aus dem weißen Main, der auf dem Fichtelgebirge beim Fichtelsee, und dem rothen Main, der beim Dorfe Lindenhart aus dem Fichtelgebirge entspringt. Beide vereinen sich bei Steinhausen, unterhalb Kulmbach im baier. Obermainkreise, und der Main fließt von hier aus in großen und vielen bogenförmigen Wendungen, weßhalb er die dennoch bedeutende Handelsschifffahrt nicht sehr begünstigt. Von der Rednitzmündung bei Bamberg an, wo er schiffbar wird, fließt er langsam immer in Einem Arm ohne Insel und ohne Fall, versandet nie, hat nirgends Klippen und Untiefen, und trägt schon bei

Kinzig Schiffe von 800 Centner. Beim Eintreten in den baierischen Untermainkreis nimmt er bei Gemünden die fränk. Saale, bei Werthheim im Badischen die Tauber, bei Hanau in Hessen die Kinzig, bei Höchst im Nassauischen die Nidda auf. Bei Frankfurt tritt er ins obere Rheinthal, und ergießt sich nach einem Laufe von 60 Meilen, Mainz gegenüber, in einer Breite von 400 Schritten in den Rhein. Er trägt hier Schiffe von 1500—2000 Ctnr. Ladung. Die Schifffahrt auf dem Main betreiben 288 Schiffer, deren Fahrzeuge in 43 Häfen vertheilt sind. Der Handel wird sich sehr beträchtlich heben, wenn die sechs Uferstaaten (Baiern, Baden, Churhessen, Großherzogthum Hessen, Frankfurt und Nassau), welche den Strom theilen, der Wiener Convention gemäß, über gemeinschaftliches Schifffahrtsreglement, die Schiffsahrtsfreiheit, Verminderung der Zölle, Unterlassung jeder neuen Schifffahrtsauflage ꝛc. gemeinschaftliche Maßregeln ergreifen. Baierns 1819 veranlaßter Zusammentritt der Commissäre der Mainuferstaaten zu Mainz, um eine Mainschifffahrtsconvention zu Stande zu bringen, führte zu keinem Resultat, da Baden aus der Ursache nicht beitrat, weil das Rheinschifffahrtsreglement noch nicht abgeschlossen sey. Der Main ist bei einer guten Schifffahrtseinrichtung geeignet, alle Güter von und nach Holland für Sachsen, Baiern, einen Theil Italiens, die österr. Staaten, so wie die böhm. Produkte für Frankreich und die Schweiz zu liefern. Besonders stark wird auf dem Main auch die Holzflößung betrieben. Der Handel würde sich außerordentlich heben, wenn der schon von Carl dem Großen (793) gefaßte, und neuerdings in Schriften sowohl als auf dem baierischen Reichstage angeregte Plan einer Verbindung des Mains mit der Donau zu Stande käme.

Maina (der Taygetus der Alten), ein Vorgebirge in Morea, welches östlich den Busen von Koron begränzt und von dem von Kolokythia trennt, ist das Land der Mainotten; ein wildes Gebirge, welches sowohl nach der See als nach dem Lande schroff abfällt und beinahe nur auf Fußsteigen zugänglich ist. Die Mainotten halten sich selbst für Abkömmlinge der Spartaner, sind aber ein Gemisch von Griechen und Slaven. Tapfer, im hohen Grade Freiheit liebend, gastfreundlich, mäßig und stark, haben sie von jeher der Macht der Türken widerstanden und sind bei einem Schatten von Unterwürfigkeit ihre unversöhnlichsten Feinde geblieben. Von Jugend an in den Waffen geübt, welche selbst die Weiber zu handhaben wissen, sind sie eben so gefürchtet zu Wasser wie zu Lande; auch unter sich in ewigen Fehden der Rachsucht verwickelt, nur gegen den gemeinsamen Feind, die Türken, verbunden. Sie theilen sich in viele Kantone, nach den Thälern, an der Spitze eines jeden der Kapitän und über alle ein Bey, den zwar die Pforte ernennt, der aber eben deßhalb wenig Einfluß hat. Sie zahlen und zwar sehr unregelmäßig ein gewisses Schutzgeld an die Pforte. Seit dem Aufstand der Griechen gegen die Türken hat sich dies aber geändert. Ihre Zahl mag etwa 60.000 Seelen betragen. Ihr Land soll noch viele herrliche Alterthümer enthalten. Die Bewohner der Hauptstadt sind Kaufleute und handeln auch mit Europäern, deren Schiffe in den Hafen frei einlaufen.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), Geliebte Ludwigs XIV. und Enkelin von Theodor Agrippa d'Aubigné, wurde 1635 im Gefängniß zu Niort, wo ihr Vater, Constant d'Aubigné, eingeschlossen war, geboren. Nachdem ihre Eltern frei geworden, wurde sie von denselben als dreijähriges Kind nach Amerika geführt und wäre fast durch die Nachläßigkeit ihrer Wärterin, Raub einer Schlange geworden. Im 12. Jahre verlor sie ihren Vater, kehrte mit der Mutter nach Frankreich zurück, wurde aber von Madame de Neuillant, einer Verwandten, mit vieler Härte behandelt und war daher froh, als der Dichter Scarron ihr seine Hand anbot

(1651). Sein Alter und körperliche Gebrechen machten sie indeß nur zu seiner Freundin. Da das Haus Scarrons der Sammelplatz der besten Köpfe Frankreichs in damaliger Zeit war, erwarb sie sich durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch Bescheidenheit und Geist allgemeine Liebe und Achtung. Der Tod Scarrons (den 27. Jan. 1660) versetzte sie wieder in die drückendste Armuth und sie stand schon im Begriff, nach Portugal zu gehen, um dort die Erziehung einiger Kinder zu übernehmen, als Frau von Montespan, Geliebte Ludwig XIV., ihr eine Pension auswirkte und ihr später die Erziehung ihrer beiden mit dem König erzeugten Kinder, des Duc de Maine und Grafen von Toulouse, antrug. Eine unerklärliche Abneigung des Königs, der sie für eine Scheinheilige hielt, verwandelte sich bei näherer Kenntniß bald in Hochachtung, welche bei dem herrschsüchtigen Charakter der Frau von Montespan kurz darauf in eine innige Neigung überging. Das herannahende Alter des Königs machte ihm bei dem Druck der Geschäfte eine treue Freundin nöthig und er fand sie in der Scarron. 1685 ließ sich Ludwig XIV. sogar mit ihr durch unauflösliche Bande vereinen; dennoch hatte diese Erhebung nur wenig Einfluß auf ihren Charakter; sie blieb nach wie vor abgeschieden von der Welt. Bei ihrem Einfluß auf den König konnte es jedoch nicht fehlen, daß alle wichtigen Geschäfte durch ihre Hände gingen, so wie ihr selbst Schuld gegeben wird, die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 bewirkt zu haben. Während des spanischen Successionskriegs entfernte sie Vendome und Catinat von der Armee; Marsin wurde Befehlshaber in Deutschland 1703 und Chamillart Minister. Auch hatte sie an der Andächtelei des Königs großen Antheil. Uebrigens war sie wohlthätig und eine Beschützerin der Künste und Wissenschaften. Nach des Königs Tode begab sie sich in die von ihr gestiftete Abtei St. Cyr (s. d. Art.), und starb daselbst den 15. April 1719. Man hat von ihr: Lettres et Mémoires de Mad. de Maintenon, Haag 1757, 15 Th. 12.; 1778, 16 Bde. 12.; 1807, 6 Bde. 12.; deutsch, Leipzig 1757, 3 Bde. 8. Sie sind mit Geist geschrieben, aber auch mit so vieler Zurückhaltung, als hätte sie das Bekanntwerden derselben vorausgesehen. Ihre trockene, präcise und strenge Schreibart ist ein Bild ihres Charakters. Dennoch sind diese Briefe sehr interessant. Die neueste Schilderung der Maintenon lieferte Bredow in dem Taschenbuche Minerva a. d. J. 1814 und 15. Die Biographieen der Maintenon von Regnault-Warin und der Madame Genlis sind Romane.

Mainz (lat. Moguntia, Moguntiacum), die alte ehemalige Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Erzstiftes und Churfürstenthums, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hessischen Rheinprovinz und deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am Rhein, wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels, und in einer langen Strecke am Ufer des Stromes hingebaut. Eine 766 Schritte lange, auf 56 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb der sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den ansehnlichen Rheinstrom nach dem am rechten Ufer liegenden Städtchen Kassel, welches jetzt als Festung mit Mainz verbunden ist. Sie ist eine der ältesten Städte Deutschlands, und ward vom römischen Feldherrn Drusus (13 v. Chr.) angelegt und Moguntiacum genannt. In dem Kampfe der Deutschen mit den Römern litt Mainz auf mannichfaltige Weise, und wurde zuletzt von den Alemannen gänzlich zerstört. Es lag in Trümmern bis zur Herrschaft der fränkischen Könige. Mit Carl dem Großen und Bonifaz begann für Mainz eine neue, glänzende Epoche. Im Mittelalter (1255) war sie das Haupt des großen Bundes rheinischer Städte zur Sicherung des Handels. In der zweiten Hälfte des 13. und 14. Jahrh. hatte Mainz seine glänzendste Periode, und mit dem Wohlstand erblühten auch Kunst und Wissenschaft. Die Minnesänger hat-

ten hier einen ihrer Hauptsitze, und von ihnen hat sich besonders das Andenken an Heinrich Frauenlob (vergl. d. Art.) erhalten. Das 15. Jahrh. wurde für Mainz glorreich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Guttenberg, welche Straßburg und Harlem sich umsonst anzueignen strebten. Im dreißigjährigen Kriege wurde Mainz 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzosen eingenommen, welche es im westphälischen Frieden wieder zurückgeben mußten. 1688 besetzten es die Franzosen, und 1689 wurde es ihnen wieder abgenommen. 1792 begann für Mainz die unglückliche Zeit. Custine bemächtigte sich der Stadt und republikanisirte sie. Das Jahr 1797 brachte den ganzen deutschen Unterrhein unter französische Herrschaft; Mainz wurde die Hauptstadt des Donnersberg-Departements und erst 1814 wieder ein Theil von Deutschland; es fiel durch die Entscheidungen des Wiener Kongresses, nebst einem Theile jenes vormaligen Departements, an den Großherzog von Hessen, jedoch so, daß Mainz in militärischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibt, und daher auch jetzt von östreich. preuß. und hessischen Truppen besetzt ist. Mainz gehört zu den stärksten Festungen und ist eine Vormauer Deutschlands gegen Frankreich. Der Umfang der Festungswerke, welche besonders von den Franzosen sehr erweitert worden sind, beträgt mit Einschluß der Weißenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerechnet, 2½ Stunden. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Aussicht in die schönsten und reichsten Gegenden, und der Hauptstein, ein vor allen übrigen stark vorspringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das durch die Schiffbrücke mit Mainz als ein Außenwerk verbundene Städtchen Kassel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst nach einer ganz neuen Art angelegte Festungswerke. Sie bestehen aus den vier Forts Kassel, Mars, Montebello und dem Petersauer. Sie haben, wenn man die befestigte Insel Petersaue dazu rechnet, zusammengenommen eine noch größere Ausdehnung als die Festungswerke von Mainz. Obgleich Mainz viel schöne Gebäude hat, so ist es doch mit Ausnahme der 3 Bleichen und der Thiermarktsstraße eng und winklich gebaut. Unter den Plätzen zeichnet sich nur der Paradeplatz, am ehemaligen Schlosse, aus. Mainz zählt 25.600 Einw., worunter sich über 1300 zur evangel., die übrigen zur kathol. Kirche bekennen. Unter den Gebäuden sind merkwürdig: der Dom, welcher bei der Belagerung 1793 sehr gelitten. Erzbischof Willisgis fing im 10. Jahrh. den Bau an, der erst im 11. zur Vollendung kam. Hier sind die Grabmäler mehrerer Churfürsten und anderer hohen Personen, auch Frauenlobs. Die Ignatiuskirche, von einfacher, schöner Architektur, mit trefflichen Deckengemälden. Die Collegiatkirche zum h. Stephani hat eine freundliche Lage, und von ihrem Thurme genießt man der herrlichsten Aussicht. Einige Altarblätter aus der altdeutschen Schule sind treffliche Kunstwerke. Die Pfarrkirche zum heiligen Emmeran, deren Hochaltar ein schönes Altarbild von Maulperch hat, ohne Zweifel das vorzüglichste Kirchenbild zu Mainz. Die St. Peterskirche, neu und schön, mit zwei mächtigen Thürmen und einem herrlichen Geläute. Das prächtige ehemalige Gebäude des deutschen Ordens, worin der Kaiser Napoleon residirte, wenn er nach Mainz kam, jetzt das großherzogliche Schloß. Das Zeughaus, welches, so wie das deutsche Ordenshaus, der Stadt von der Rheinseite ein vortreffliches Ansehen giebt. Die ehemaligen churfürstlichen Schlösser, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide sonst zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind verschwunden. Der Eichelstein ist der innere Guß (die äußern Quadern wurden ein Raub der Zeit) eines dem Drusus errichteten Denkmals. Eichelstein heißt es seit dem 16. Jahrh., eigentlich Adlerstein, wegen des Adlers, womit das Monument geschmückt war: das merkwürdigste unter allen Ueberresten

der Römerherrschaft zu Mainz. Ferner die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer röm. Wasserleitung, angeblich ein Werk des Drusus. Die 1477 gestiftete Universität ward 1794 aufgehoben. Mainz ist jetzt der Sitz einer Provinzial-Regierung, eines Ober- und Kreisgerichts, eines Handelsgerichts, eines Bischofs mit einem Domkapitel und einer theologischen Pflanzschule, eines Gymnasiums, eines Medicinal-Collegiums, einer Entbindungs- und Impfanstalt. An öffentlichen Sammlungen finden sich in dem Bibliothek-Gebäude vereinigt: das Münzkabinet, vorzüglich reich an Mainzer Münzen und Römischen; das Naturalienkabinet, das sehr schöne Krystallisationen und Versteinerungen besitzt; die physikalische und mechanische Instrumenten-Sammlung; das Museum römischer Denkmäler, unstreitig die größte Sammlung von Lokal-Monumenten, welche eine Stadt außer Italien besitzt; sie besteht aus 27 Altären und Votivsteinen, und aus mehr als 60 Legionsteinen, die alle bei Mainz gefunden wurden; die Bildergallerie mit vorzüglichen Gemälden aus verschiedenen Schulen; die Bibliothek der Stadt, welche beiläufig aus 80.000 Bänden besteht, worunter viele vorzügliche Werke; besonders reich ist sie an Inkunabeln. Von der Stadt hatte einst den Namen das Erzstift Mainz im niederrheinischen Kreise Deutschlands. Der Erzbischof von Mainz war zugleich einer der 3 geistlichen Churfürsten und des heil. römischen Reichs Erzkanzler in Deutschland, und hatte als solcher das Reichssiegel und Archiv in seine Verwahrung; auch hingen die Reichskanzlei, die mainzische Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei von ihm ab. Er hatte das Direktorium auf dem Reichstag, im Churfürstencollegium und bei dem Wahlgeschäfte, er visitirte die Reichsgerichte, schrieb Deputations- und Fürstentage aus, und setzte den Reichsvicekanzler und alle zur Reichshofkanzlei gehörigen Personen ein. Vergl. über die letzten Schicksale des Erzstifts den Art. **Dalberg.**

Mainzer Central-Untersuchungs-Commission, s. **Central-Untersuchungs-Commission.**

Maistre (Joseph, Graf von), berühmt als politischer und religiöser Schriftsteller, geb. zu Chambery 1753, widmete sich den Rechten und ward Mitglied des Senats zu Chambery beim Einbruch der Franzosen 1793. Als treuer Anhänger seines Königs folgte er demselben 1799 nach Sardinien, wurde daselbst Großkanzler und 1803 Gesandter zu St. Petersburg, wo er bis 1817 blieb. Während dieser Zeit war er wirksam beflissen, seinem Monarchen den Wiederbesitz seiner alten Staaten und die Erwerbung des Herzogthums Genua zu verschaffen. Nach seiner Rückkehr und einem kurzen Aufenthalte in Paris, erhielt er die Stelle eines Staatsministers und starb zu Turin den 25. Februar 1821. Maistre besaß große Kenntnisse in der griechischen und römischen Literatur, so wie in mehreren Wissenschaften; er war ein denkender Sprachforscher, geistreicher und gemüthvoller Schriftsteller und ein eifriger Verfechter der Lehren des Katholizismus. Er schrieb in französischer Sprache. Unter seinen Werken sind die ausgezeichnetsten und berühmtesten: sein Eloge auf Viktor Amadeus III. (Lyon 1775); Betrachtungen über Frankreich, welche in mehreren Auflagen zu Paris, zuletzt 1814, erschienen; über politische Constitutionen (neue Auflage, Paris 1814, verdeutscht mit Anmerk. v. A. v. Haza, Naumb. 1823), in welchem Werke er zu beweisen sucht, daß alle Herrschaft auf Erden von Gott ausgehe; Abendstunden zu St. Petersburg, oder Gespräche über das Walten der göttl. Vorsicht in zeitl. Dingen rc. (Paris 1822, 3 Bde.; verdeutscht v. M. Lieber, mit Beil. v. Dr. C. J. H. Windischmann, Frankf. 3 Th. 1824—26), in welchen er jene Ansicht noch genauer entwickelt; vom Papst (Paris 1819 ff. 3 Bde., verdeutscht v. M. Lieber, Frankf. 1822, 2 Th.). Dieses letzte Werk, voll tiefer Mystik, sucht zu zeigen, wie Gott durch den Papst der Un-

sittlichkeit und Unchristlichkeit der letzten Jahrh. entgegen gewirkt habe. Von der gallikanischen Kirche in ihrem Verhältniß zu dem Kirchen-Oberhaupte, Forts. d. W. v. Papst, Frankf. 1823, übersetzt a. d. Franz. v. M. Lieber. Eine treffliche Rezension dieser politisch-religiösen Schriften lieferte v. Genz in der Wiener Quartalschrift 1822.

Maittaire (Michel), berühmter Literator und Bibliograph, geb. 1668 in Frankreich, verließ der Religion wegen sein Vaterland, kam 1684 nach Oxford und starb als Lehrer bei der Westminsterschule zu London 1747. Er hat viel für die alten Schriftsteller und für die Literatur geleistet, und war ein äußerst fleißiger, unermüdeter Schriftsteller. Die gelehrte Welt dankt ihm die bekannten Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664. Dieses schätzbare Werk hat Panzer in einer neuen Gestalt (Nürnb. 1793—97, 5 Bde.) herausgegeben, ohne es jedoch durch seine Bearbeitung überflüssig zu machen; denn mehr als die Hälfte desselben besteht aus Abhandlungen und Anmerkungen, von denen Panzer keinen Gebrauch gemacht hat. 1789 erschien von Denis ein Supplement zum Maittaire, worin über 6000 im 15. Jahrh. gedruckte Bücher nachgetragen sind. Unter den übrigen Werken Maittaire's sind Historia Stephanorum, Historia typographorum aliquot Parisiensium, Graecae linguae Dialecti, Marmora Oxoni. und mehrere Ausgaben von alten Schriftstellern.

Maja, die älteste Tochter des Atlas und der Plejone, mit welcher Jupiter in der Höhle Cyllene in Arkadien den Merkur erzeugte. Jupiter setzte sie dann nebst ihren 6 Schwestern in das Gestirn der Plejaden. Man hat sie oft mit der römischen Maja, die auch Majesta hieß, vermengt; die Lateiner verehrten unter letzterm Namen die fruchtbare Erde.—Majus war der höchste Gott der Tuskulaner und wahrscheinlich die männliche Vorstellung der vergötterten Erde. S. d. Art. Magie.

Majestät (lat. Majestas) bedeutet die höchste Würde und Gewalt im Staate, a) eigentlich, wo allen souveränen Staaten, sie mögen eine Regierungsverfassung haben, welche sie wollen, die Majestät zukömmt. Daher, die Majestät beleidigen, auf eine grobe Art wider diese höchste Gewalt handeln (s. Majestätsverbrecher). Welche Rechte aus dieser höchsten Gewalt entspringen, s. im Art. Majestätsrechte. b) Figürlich, der äußere Glanz, die äußere Würde dieser höchsten Gewalt, z. B. der König zeigt sich in seiner Majestät. Der Name Majestät wurde schon im republikanischen Rom als Bezeichnung der höchsten Macht und Würde gebraucht, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturz der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der Majestät auf die Kaiser über. Von der Zeit an brauchten die Monarchen Roms den Majestätstitel, und von ihnen ging er wieder auf die Kaiser des westlichen Europa's über. Den Königen wurde er erst viel später zugestanden. Im Friedensvertrage von Cambrai 1529 ward nur Carl V. damit beehrt; 1544 beim Frieden zu Crespi hieß Carl V. kaiserl. und Franz I. königl. Majestät; und im Frieden zu Chateau-Cambresis finden wir zum erstenmal die allerchristl. und kathol. Majestät gebraucht. Unter den englischen Königen legte sich zuerst Heinrich VIII. den Titel Majestät bei.

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majestätsrechte, das der Majestät oder höchsten obrigkeitlichen Gewalt anklebende Recht, ein mit der höchsten Gewalt wesentlich verbundenes Recht. Diese Rechte haben im Grunde bei allen souveränen Staaten, sie mögen von einem einzelnen Oberhaupte, oder von einer Versammlung mehrerer regiert werden, einen gleichen Umfang, indem sie aus der Pflicht der Staatsregierung entspringen, sowohl die äußere als innere Ruhe und Sicherheit zu erhalten, und einen jeden bei dem Seinigen gegen Gewalt und

Störung zu schützen, dabei für Anstalten zu sorgen, wodurch den Einwohnern Mittel und Gelegenheit verschafft werden, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden und dieselben zur Beförderung ihres Wohlstandes anzuwenden. In dem preußischen Staate gehören zu den Majestätsrechten folgende: Die Vertheidigung des Staats gegen auswärtige Feinde anzuordnen; Kriege zu führen; Frieden zu schließen; Bündnisse und Verträge mit fremden Staaten zu errichten; Gesetze und allgemeine Polizeiverordnungen zu geben, dieselben wieder aufzuheben, und Erklärungen darüber mit gesetzlicher Kraft zu ertheilen; Privilegia, als Ausnahmen von dergleichen Gesetzen, zu bewilligen, Standeserhöhungen, Staatsämter und Würden zu verleihen; Todesurtheilen, ingleichen solchen, die eine 10jährige Gefängniß- oder noch längere oder härtere Strafe festsetzen, durch die Bestätigung Gültigkeit zu geben; aus erheblichen Gründen Verbrechen zu verzeihen; Untersuchungen nieder zu schlagen; Verbrecher ganz oder zum Theil zu begnadigen; Zucht-haus-, Festungs- oder andere härtere Leibesstrafen in gelindere zu verwandeln, falls das Oberhaupt dieses Recht, für gewisse Arten von Verbrechen oder Strafen nicht einer ihm untergeordneten Behörde ausdrücklich übertragen hat. (Durch dergleichen Aufhebung eines Verbrechens, oder durch die erfolgende Begnadigung des Verbrechens, sollen aber die aus der That selbst wohl erworbene Privatrechte eines Dritten niemals gekränkt werden. Vielmehr bleibt diesem, wenn auch die peinliche Untersuchung gegen den Angeschuldigten niedergeschlagen worden, dennoch frei, die Richtigkeit der Thatsache, so weit es zu Begründung seines Rechts erforderlich ist, im Wege des Civilprozesses nachzuweisen). Das Recht, Münzen, Maaß und Gewicht zu bestimmen; alle im Staate vorhandene und entstehende Gesellschaften z. B. die kirchlichen und öffentlichen Anstalten in Aufsicht zu haben, und sie nach dem Zwecke der allgemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu leiten; zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse das Privatvermögen, die Personen, ihre Gewerbe, Produkte oder Konsumtion mit Abgaben zu belegen.

Majestätsverbrecher, eine Person, welche die höchste Gewalt, oder die damit bekleidete Person auf die gröbste Art beleidiget. Das Verbrechen selbst wird gewöhnlich ein Verbrechen der beleidigten Majestät, auch ein Majestätsverbrechen genannt, welcher letztere Ausdruck indeß einen Mißverstand veranlassen kann. Wenn man die Sache im weitern Sinne nimmt, so rechnet man zuweilen alle Unternehmungen, die die Ruhe und Sicherheit des Staats bedrohen, zu den Verbrechen der beleidigten Majestät; genauer betrachtet versteht man unter Verbrechen der beleidigten Majestät aber die Verletzungen der Ehrfurcht gegen das Oberhaupt des Staats, dessen Familie, und gegen die Bedienten des Staats in ihrem Amte, und die übrigen Unternehmungen gegen die Ruhe und Sicherheit des Landes werden, je nachdem sie beschaffen sind, zu der Landesverrätherei oder zu den Staatsverbrechen überhaupt gerechnet (s. Staatsverbrechen). In den preußischen Gesetzen ist folgendes über Majestätsverbrechen bestimmt: Wer das Oberhaupt des Staats in seiner Würde persönlich beleidigt, ohne daß dabei eine hoch- oder landesverrätherische Absicht erhellte, der begeht das Verbrechen der beleidigten Majestät. Thätige Beleidigungen dieser Art, wenn sie auch dem Leben oder der Freiheit des Regenten nicht gefährlich gewesen wären, ziehen dennoch die Strafe des Schwertes nach sich. Bei dergleichen minder wichtigen Vergehungen, oder bei hinzukommenden mildernden Umständen, kann die Todes- in lebenswierige oder auch in sechs bis zehnjährige Festungsstrafe verwandelt werden. Wer sich des Verbrechens der beleidigten Majestät durch ehrenrührige Schmähungen des Oberhaupts im Staate, mit Worten, Schriften oder andern sinnlichen Darstellungen, schuldig macht, der hat zwei- bis vierjährige

Zuchthaus- oder Festungsstrafe verwirkt. Auch schon andere dergleichen boshafte, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzende Aeußerungen, über die Person und Handlungen desselben, sollen mit Gefängniß- oder Festungsstrafe auf sechs Monate bis zu einem Jahre geahndet werden.

Majolika, s. Fayence.

Major, der dritte Staabsoffizier bei einem Regiment, welcher die Parole empfängt und austheilt, die Wachen, Bedeckungen und alle Commando's bestimmt und abfertigt, das Bataillon, welches er kommandirt, stellt und in Marsch setzt. Das deutsche Wort Oberstwachtmeister ist dafür gewöhnlich nur bei der Reiterei üblich. S. Syllogismus.

Major domus war bei den ältern fränkischen Königen ursprünglich der oberste Haushofmeister; unter schwachen Regenten gelangten aber diese Beamten zu einer Gewalt, welche den Königen selbst nichts weiter als den Schatten der Herrschaft übrig ließ. (S. Pipin und Frankreich.) Vergl. Pertz treffl. Gesch. der merov. Hausmeier, Hannover 1819.

Majorano (Gaetano), genannt Caffarelli, ein berühmter italienischer Sänger und Kastrat, geb. in der neapolitanischen Provinz Bari 1707, war der Sohn eines armen Bauern, erlangte aber durch seinen Gesang nächst Farinelli allgemeine Bewunderung und so große Reichthümer, daß er 1760 ein Herzogthum kaufen konnte, wovon er den Titel Duca di Santo dorato annahm. Bei seinem Tode zu Neapel 1783 hinterließ er seinem Neffen ein jährliches Einkommen von 12.000 Dukaten.

Majorat, diejenige Ordnung der Erbfolge, nach welcher unter mehren gleich Nahen des nächsten Grades der an Jahren Aeltere allein Erbe ist. Majoratsherr, der Besitzer eines Majoratsguts, das vorzugsweise dem nächsten ältesten Erben hinterlassen werden muß, und daher weder veräußert, noch verpfändet werden kann. Ist unter mehrern gleich Nahen des nächsten Grades der an Jahren Jüngere allein Erbe, so heißt diese Ordnung der Erbfolge Minorat. Das Seniorat ertheilt die ausschließende Erbfolge dem Aeltesten in der ganzen Familie, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft. Die Primogenitur, oder das Erstgeburtsrecht, gibt vorzugsweise die Erbfolge dem Aeltesten der ältesten Linie.

Majorennität, s. Minorennität.

Majorka ist die größte unter den der Krone Spanien gehörigen balearischen Inseln im Mittelmeer; ihr Flächeninhalt beträgt 63 □ M., auf denen sich 140.800 Menschen befinden. Die Senkung des Landes geht beträchtlich von Norden nach Süden. Das Land hat viele Bäche, aber keinen Strom. Von Nordosten nach Südwesten wird es durch eine hohe, aus Kalk und Sandstein bestehende Bergkette in 2 Hälften getheilt. Fast alle Höhen sind mit den herrlichsten Oelpflanzungen bedeckt. Ohne Pflege gedeihen die Baumwollenstaude, der Kapernstrauch, der Oliven- und Algarrabosbaum, die Palme und der Platanus. Die Einwohner treiben Ackerbau und Viehzucht. Der warme Kalkboden gehörig gedüngt und bewässert, ist fruchtbar. Eifrig ist die Cultur von Wein, vorzügliche Sorgfalt wird auf die Mandeln, Feigen, Citronen und den Orangenbaum gewendet. Unweit Campos sind schlecht eingerichtete königliche Salzwerke. Die Insel hat auch Marmorbrüche. Das Rindvieh auf Majorka ist klein und mager, stärker dagegen das Maulthier, das man auch häufiger gebraucht, als die schwachen Pferde. Die Schafe sind stärker, ihre Wolle und ihre Käse werden, so wie der Ziegenkäse, geschätzt. Die Schweine zeichnen sich durch ihre Größe aus. Eine Plage für die Einw. ist das gelbe Fieber. Die Hauptstadt Palma liegt in einer reizenden Gegend an der Südwestküste und einem Golf, den die Vorgebirge Calafiguera und Blanco bilden. Sie zählt 30.000 Einw., ist gut befestiget, hat einen Bischof, eine hohe Schule, eine Gesell-

schaft der zeichnenden Künste, massive gebaute Häuser, eine prächtige Börse rc. Palma ist die Residenz des spanischen Generalkapitäns über die balearischen und pityusischen Inseln (Königreich Mallorka). S. Balearen.

Makao, chinesische Halbinsel im Meerbusen von Canton, welche seit dem 16ten Jahrh. den Portugiesen, wegen geleisteter Hülfe gegen die Seeräuber, eingeräumt worden; sie müssen aber jährlich 450.000 Gulden dafür entrichten und sind durch eine Mauer von dem Verkehr mit den Eingebornen abgeschlossen. Der Raum, welcher den Portugiesen gehört, beträgt etwa 4 ½ □M. und wird von 33.000 Menschen bewohnt, worunter aber höchstens 2—3000 Portugiesen. Auf der südlichen Spitze liegt die Stadt Makao; sie ist stark befestigt, hat aber nur 3 — 400 Mann Besatzung. Die Häuser sind meist auf europäische Weise gebaut; der Pallast des Gouverneurs, der von Goa abhängt, und mehrere Kirchen sind bedeutende Gebäude. Sie ist der Sitz eines kathol. Bischofs. Die Polizei in der Stadt wird von einem chinesischen Mandarin verwaltet. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 12.000; die Rhede ist vortrefflich, allein die Stadt leidet im Sommer an unerträglicher Hitze. Ehemals war der Handel von Makao weit blühender; noch jetzt kommen jährlich 30 große Schiffe aus Lissabon und Ostindien an, welche vorzüglich Opium ein- und Thee ausführen.

Makler, s. Sensal.

Makrobiotik, s. Lebensverlängerungskunst u. Diätetik.

Makrele, Scomber, le maquereau, the mackrel, ein Seefisch, zum Thunfisch unter die thoracici Linn. gehörig, der sich im atlantischen Ozean, in der Nordsee, auch im Mittelmeer aufhält. Er wird oft zwei Fuß lang, hat die Gestalt eines Härings, sehr kleine Schuppen, einen schwarzen Rücken und silberfarbnen Bauch, in den Kiefern und Gaumen eine Reihe spitziger, abwechselnder Zähne, glatte Zunge und doppelte Nasenlöcher. Ein Pfund seines Roggens soll bis zu ½ Million Eier enthalten. Die Makrele ist räuberisch, sie verfolgt und vertreibt die Häringe von den norwegischen Küsten, und packt sogar Menschen an. Sie leuchtet stark bald nach dem Tode. Der Fang der Makrele ist für viele Gegenden von Wichtigkeit, da sie gutes Fleisch, was aber schnell gegessen werden muß, liefert, doch salzt man sie auch ein. Das Garum der Alten, als Gewürz und Medizin gleich bekannt, ward von der Makrele bereitet.

Makuba heißt 1) ein Bezirk des nördlichen Theils der Insel Martinique und 2) eine Art Schnupftabak, der einen angenehmen Veilchengeruch besitzt, welcher ihm durch Befeuchtung mit Wasser, in welchem roher Zucker aufgelöst ist, und durch eine geringe Gährung mitgetheilt werden soll.

Makulatur (vom latein. Macula, der Fleck, oder Flecken), überhaupt bedrucktes oder anderes, zum Einpacken oder Zerreißen bestimmtes Papier; besonders aber mit einem Schwamme angefeuchtetes graues Papier, welches bei dem Abdrucken der Kupferplatten zwischen das weiße Blatt Papier, das bedruckt werden soll, und die Windeln gelegt wird, auf welche die Rollen der Presse, wenn sie gedreht wird, drücken.

Malabar, bei den Eingeb. Malayalam, d. i. Bergland, auch von dem vorzügl. Produkt Pfefferland, der Theil der Westküste von Vorderindien vom Cap Dilly bis zu jenem von Comorin, 8° 6′—12° 27′ N. Br. 5400 □M. groß. Malabar ist ein liebliches Land, voller Hügel und Thäler. Auf einer Seite erhebt sich sein prächtiger Horizont bis an die Wolken, auf der andern hat er die blaue Woge. Die Ströme sind zahlreich, da sie aber nur von den Ghaats ausgehen, so sind sie als schiffbare Ströme von geringer Bedeutung. Es bietet dieses Land eine, in andern Gegenden Indiens nicht gefundene Mannigfaltigkeit dar; denn die Einwohner leben in einzeln zerstreut liegenden Häusern, die anmuthsvoll unter dem Grün der Kokosnuß, Pfeffer-

und Weinpflanzungen, und den Pisangwäldchen hervorblicken. Malabar gehört in politischer Hinsicht den Engländern ganz, obgleich ein kleiner Theil im Besitze des Rajahs von Travankore geblieben ist, der über ihn die Rechte eines unabhängigen Souveräns ausübt; er ist aber in seiner Macht nach Außen gänzlich beschränkt. Der Tribut, den er der Compagnie bezahlt, ist beträchtlich. In Travankore leben ohngefähr 90.000 Christen, und 30.000 Juden, und in ganz Malabar völlige 300.000 Christen aller Art; die Masse der Einwohner besteht aber aus lauter Hindus, die ihre eigenen Sitten und Gebräuche haben, obgleich auch Muhamedaner und Parser sehr zahlreich längs der Seeküste sind. In keinem Theile Indiens ist der Kastenstolz der Braminen oder Nairen vorherrschender als hier. Es giebt bei 30 verschiedene Sekten von Nairen; viele darunter essen Fleischspeisen, und durchgängig lieben sie berauschende Getränke. Sie sind von königlich malabarischem Geblüte und die zweiten im Rang nach den Braminen, und unter ihnen stehen noch mehrere andere Stämme, Freie und Sklaven. Sterndeuter werden auf Malabar noch immer in großen Ehren gehalten. Die malabarische Sprache gehört zu den wohlklingendsten unter den Hinduspracher, und wird am liebsten und meisten von Europäern in Ostindien erlernt. Die Ausfuhr aus Malabar besteht hauptsächlich in Kokosnüssen, schönem Zimmerholz zum Schiffsbau, so in den Ghaats wächst, und von einer Gattung Eiche ist, die man dort Tick (Teak) nennt, Reis, Ghi, oder geschmolzner Butter, getrocknetem Ingwer, Stückergut, Kardamomen, Pfeffer, Sandel- und Sapanholz, Kurkuma, Pfeilwurz (arrow root), Betelnüsse und Eisen. Die britt. Provinz Malabar gehört zu der Präsidentschaft Bombai.

Malachias oder Maleachi, ist als letzter in die Zahl der hebräischen Propheten geordnet worden, und weissagte wahrscheinlich zur Zeit Nehemias, um 440 v. Chr. Seine kleine Schrift enthält heilige Sittenlehre und große Blicke in die Zeiten des neuen Bundes; und auf eine ihm zwar ausschließend eigenthümliche, doch besondere Weise erhebt er sich von rührender Klage über das Böse zur entzückenden Aussicht des nahenden Heiles. Er wirft seinen Zeitgenossen vor, daß sie mangelhafte Opfer brächten und dadurch die Ehrfurcht verletzten, welche sie dem schuldig wären, dem das Opfer gebracht würde; dann verkündet er, wie einst dem Namen des Herrn an allen Orten ein reines Speisopfer dargebracht werden würde (s. **Messe**). Er wirft dann seinen Glaubensbrüdern die Lieblosigkeit vor, mit welcher einige von ihnen ihre Weiber behandelten. Auch sieht er im Geiste die Ankunft des Messias und seines Vorläufers Johannes und beschließt mit Drohungen des göttlichen Gerichtes.

Malaga, eine berühmte Handelsstadt in der span. Provinz Granada, liegt am Fuße eines Berges in einer herrlichen Gegend am Mittelmeer, mit Mauern umgeben, und durch eine auf der Höhe eines Felsens sich erhebende Citadelle beschützt. Sie hat nach den neuerlichen Verwüstungen des gelben Fiebers nur 42.000 Einwohner in 5500 Häusern, welche meistens sehr hoch, so wie die Straßen schmal und schmutzig sind. Das merkwürdigste Gebäude ist die große Cathedralkirche mit einer marmornen Façade. Malaga hat viele Fabriken, besonders in Seide, Wolle und Papier 2c., so wie einen ausgebreiteten Handel, vorzüglich mit den vortrefflichen feurigen Malaga-Weinen (s. **Wein**), die in 30 Sorten auf 7000 Weinbergen in der Umgegend wachsen, welche jährlich an 90.000 Ohm Wein liefern; Rosinen, Südfrüchten, Oel (wird in der Umgegend aus 700 Pressen gewonnen) und andern Produkten. Der treffliche, sichere Hafen, den ein großer, 12.000 Fuß langer Mola einfaßt, kann 400 Kauffahrteischiffe und 20 Linienschiffe aufnehmen, und jährlich wird er von mehr als 3000 Schiffen besucht. Der

den Schiffern leuchtende Pharus hat bis zur Flamme eine Höhe von 182 Fuß.

Malagrida (Gabrielo), ein schwärmerisch-frommer Jesuit, aus Turin gebürtig, erwarb sich als Missionär in Lissabon allgemeine Achtung und Liebe. Vorzüglich zeigte er seinen Amtseifer bei Gelegenheit des furchtbaren Erdbebens, welches 1755 diese Stadt heimsuchte, das Volk zur Buße und Besserung zu ermahnen, so daß selbst der König Joseph den Wunsch äußerte, unter seiner Leitung sich 8 Tage in eine geistliche, ganz der Meditation gewidmete Einsamkeit zurückzuziehen. Dies wußte aber Pombal, der als Minister den König wie das Reich zu beherrschen suchte, zu vereiteln, und warf daher seinen ganzen Haß auf den Missionär, dessen Orden er nebstdem zu unterdrücken gedachte. Als am 4. Sept. 1758 der König, heimkehrend von einem Liebesabenteuer, von Meuchelmördern verwundet wurde, und Pombal daraus eine Verschwörung des Herzogs von Aveiro, des Hauses Tavora so wie der Jesuiten zusammensetzte, wurde Malagrida als Theilnehmer derselben eingezogen. Dieser hatte freilich dem König — der gern die Reize der Sinnlichkeit befriedigte — kurz zuvor bezeugt, daß wenn er sich nicht bessere, ihm ein Unglück bevorstehe; da man ihn aber keines Antheils an der angeblichen Verschwörung zeihen konnte, und er deßungeachtet zum Opfer bestimmt war, so wurde er nach mehreren Jahren von der, dem despotischen Minister folgsamen, Inquisition wegen einiger überspannten Ideen in seinen aszetischen Schriften als Ketzer verurtheilt, und der unglückliche, fast kindische Greis von 73 Jahren wurde unter Bezeugung seiner Unschuld und einer frommen Resignation den 21. Sept. 1761 mit allem Gepränge eines Auto-da-fe zu Lissabon erdrosselt und darauf sein Körper verbrannt und die Asche in den Tago geworfen. Vergl. **Pombal**.

Malaien, s. **Malakka**.

Malakka, eine größtentheils schmale, vom Meerbusen von Siam in Nordosten und von der Meerenge von Malakka (zwischen Hinterindien und der Insel Sumatra mit vielen Inseln angefüllt) gebildete Halbinsel, welche den südl. Theil der ind. Halbinsel diesseit des Ganges ausmacht und sich von 1°—11° nörd. Br. erstreckt. Ihre Gränze gegen N., wo sie an Birma und Siam stößt, ist unbekannt; daher läßt sich auch der Flächenraum nicht bestimmen, er mag indeß an 3000 Q. M. betragen. In ihrer ganzen Länge wird sie von einem höchstens 7000 Fuß hohen, mit den dichtesten Waldungen bedeckten Gebirge durchzogen, welches viele, aber unbedeutende Flüsse und Bäche nach beiden Meeren sendet. Das Klima ist im Verhältniß zur Lage nicht allzu heiß, doch den Europäern gefährlich. Alle Produkte Indiens gedeihen hier ganz vorzüglich; besonders rühmt man die hiesige Ananas und den Mangustan-Apfel, der von der Größe eines kleinen Apfels unter einer bittern Schale ein überaus wohlschmeckendes Fleisch enthält. Der Anbau des Landes aber ist im höchsten Grade elend. Viele Flüsse führen Goldkörner mit sich; das Hauptmetall ist aber hier das Zinn, welches fast an der Oberfläche des Erdbodens gefunden wird. Jährlich werden von den Niederländern mehr als 40.000 Centner desselben ausgeführt, davon sie den größten Theil nach China verhandeln Die Halbinsel Malakka wird von unterschiedlichen Menschengattungen bewohnt, besonders aber von Malaien und Samangs. Die Samangs sind die orientalischen Neger, die man für die Ureinwohner hält. Diese leben in den Wildnissen der Gebirge im Innern; die Malaien aber, bewohnen die Seeküsten, sind ein unternehmendes, handeltreibendes Volk leben unter einer Feudalherrschaft und haben einige Fortschritte in Künsten und Civilisirung gemacht. Ihr eigentliches Stammland soll das Königreich Palembang auf der Insel Sumatra gewesen seyn, von woher sie sich durch Kolonisirung und Eroberung über viele Küstenländer verbreiteten. Im 13.

Jahrh. siedelten sie sich auf Malakka an, gründeten hier 1252 die Stadt gleichen Namens und ohngefähr 40 Jahre nachher, unter der Regierung ihres ersten Sultans, erstreckte sich die malaische Herrschaft über die ganze Halbinsel und die Inseln Lingun, Bintang, Junkseylon und einen Theil von Sumatra; nach und nach setzten sie sich auch auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen, den Molukken und in einigen Inselgruppen Australiens fest, in welchen Gegenden man noch malaische Stämme findet, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung Aehnlichkeit mit den Malaien in Malakka haben. Sie bildeten damals eine ansehnliche Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte. Sie trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen und schickten Kolonisten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindostan und Siam belebte die Häfen der Malaien in Malakka. Die Malaien sind ein wohlgebautes kräftiges Volk, etwas kleiner jedoch als die Europäer, mit schönen schwarzen lockigen Haaren. Der Mund ist etwas groß, das Auge klein, schwarz und feurig, die Nase klein und kurz, die untere Kinnlade steht etwas vor. Der Charakter der Malaien wird von allen Europäern mit den schwärzesten Farben geschildert. Stolz, Kühnheit, Eifersucht und blutige Rachsucht machen die Hauptzüge desselben aus. Der Malaie rechnet sich den Mord, auch den hinterlistigsten, zur Ehre an und mordet nicht selten ohne alle Veranlassung in einem Anfall blinder Wuth. Diesem Charakter gemäß verschmäht er die weite Tracht der Orientalen, liebt enge Kleider und geht bewaffnet. Außer Lanze und Wurfspieß ist seine Hauptwaffe der furchtbare Krit, ein Dolch, dessen Griff so lang und hohl, daß die hineingesteckte Hand und der Vorderarm dadurch geschützt werden. Nicht selten bedient sich der Malaie auch vergifteter Bolzen, die er aus Blasröhren auf seinen Feind sendet. Er verschmäht jedes andere Geschäft außer Krieg, Raub und Jagd, höchstens treibt er noch die Fischerei: alles Uebrige ist den Frauen überlassen. Spiel und Hahnengefechte sind die Lieblingsbelustigungen der Malaien. Diesem unüberwindlichen Hange opfern sie Glück, Leben und Charakter auf. Die malaischen Stämme auf den Inseln Australiens sind größtentheils sanft, gutmüthig, gesellig, offen und redlich. Die asiatischen Malaien, wohin die Eidahan's und Darat in Borneo, die Biadschuh's (einer der wildesten Malaienstämme) und die Makassen in Celebes, die Harasoren, auf den Molukken, die Subano's in Magindanao, die Tagalen und Pampango's in Manila, die Bissaier auf den kleinern Philippinen gehören, haben alle große Uebereinstimmung in ihrer körperlichen Bildung. Die rasende Wuth der Malaien hat die Europäer zu dem Gesetze genöthigt, welches jedem Schiffskapitän verbietet, einen Malaien als Matrosen zu nehmen. Malaische Schiffe mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können. Die Religion ist der Koran. Die malaische Sprache soll eine zierliche Zusammensetzung der Sanskritsprache, des Arabischen, wie aller Sprachen des Ostens seyn; man findet selbst portugiesische Worte in ihr. Sie wird auf allen Inseln von Madagaskar an Afrikas Ostküste bis zur Osterinsel an der Westküste Amerikas 200 Grade hindurch gesprochen. Man hat in der malaischen Sprache Uebersetzungen von fast allen populären Werken Indiens, Arabiens und Persiens; auch manche Werke historischen und biographischen Inhalts, nebst Commentaren über den Koran, und unter ihren poetischen Erzeugnissen ist ein episches Gedicht: „Hikarat Malakka“ genannt, welches die Gründung dieser Stadt, und den Krieg der Malaien und Portugiesen unter Albuquerque schildert. Ehe die Araber Suhni Muhamedaner wurden, bekannten sich die Malaien zum braminischen Glauben. Die Vielweiberei ist auf Malakka gewöhnlich; dennoch gehen die Frauen unverschleiert. Sie

lieben den Putz und schmücken sich gern mit goldenen Ketten, Armbänden und Edelsteinen; der Mann geht fast ganz nackt. Die Häuser sind wie die der Birmanen, und höchst unreinlich. Die Nahrung besteht fast nur aus Vegetabilien und Fischen; geistige Getränke sind verboten, daher der Gebrauch des Opiums sehr beliebt. Die Halbinsel bildet nicht Einen Staat, sondern eine Menge kleine Herrschaften, deren Sultane in ewigen Fehden unter einander leben und ihre Lehnsträger und das geringere Volk mit voller Willkühr beherrschen; der bürgerliche Zustand ist daher kaum anderswo trauriger und unsicherer, als hier. Von den kleinen Residenzen der Häuptlinge verdient keine erwähnt zu werden. Die einzige, wenigstens ehemals bedeutende Stadt ist Malakka, welche mit einem Gebiet von 4 Q. M. seit 1641 von den Holländern den Portugiesen, die sie 1508 unter Albuquerque erobert hatten, entrissen wurde und 1824 an England abgetreten worden ist. Sie liegt unter 2° 12′ N. B. an der Straße von Sinkapura, und besteht aus einem Fort, der Stadt selbst und einigen Vorstädten. Die Zahl der Einwohner mag 12.000 betragen, worunter 6000 Malaien und 5000 Chinesen. Sie hat nur eine sichere Rhede. Seitdem die Engländer sich auf der Prinz-Wales-Insel niedergelassen, ist der sonst bedeutende Handel von Malakka sehr gesunken.

Maleachi, s. Malachias.

Malebranche (Nikolas) wurde den 6. August 1638 zu Paris geboren, trat 1660 in die Congregation des Oratoriums und widmete sich ganz dem Studium der Kirchengeschichte und der gelehrten Sprachen. Die Schriften des Cartesius, die ihm zufällig in die Hände fielen, erweckten in ihm den philosophischen Geist. Zehn Jahre verwandte er auf das Studium der Cartesianischen Philosophie und gab endlich sein berühmtes Werk de la Recherche de la Vérité heraus, in welchem er ein Muster des Vortrags in metaphysischen Untersuchungen aufstellte. Die erste Ausgabe erschien Paris 1673, 12., wiederholt ebendaselbst 1700, 3 Bde. 12. 1712, 2 Bde. 4. und 4 Bde. 12. lateinisch von Lenfant, Genf 1753, 2 Bde. 4, deutsch, Altenburg 1776—86. 4 Bde. 8. mit Anmerkungen. Außerdem schrieb er noch: Traité de la Nature et de la Grace, Rotterd. 1634: Traité de Morale, ebendaselbst 1684, 12. u. s. w.; Oeuvres, Paris 1712. 11 Bde. in 12. Er war übrigens ein Mann von dem edelsten Charakter und von einer fast überspannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften geworden war, starb er 1715 zu Paris in seinem 77. Jahre.

Malerei, diejenige Kunst, welche lehrt, die Umrisse von Gegenständen auf einer glatten Fläche auszufüllen, und ihnen durch Schatten und Farbe einen täuschenden Schein der Wirklichkeit zu geben. Sie ist die späteste und höchste Blüthe der bildenden Kunstform, die lebendigste Darstellerin des Göttlichen im Menschlichen, der Idee. Ist die Skulptur das männliche Princip der bildenden Kunst, so ist die Malerei das weibliche. — Hauptregeln der Malerei sind: 1) Der Gegenstand muß gut erfunden und, wo möglich, durch den Künstler noch veredelt oder idealisirt seyn. Der Maler muß zugleich Geschichtskenner, Dichter und Philosoph seyn, als Maler aber alle Vorzüge seiner Kunst zu benutzen und ihre Mängel zu verhüllen wissen. 2) Der Ausdruck muß zu dem Gegenstande und zu dem Charakter der dargestellten Personen passen, und so sprechend seyn, daß er vollkommen und leicht begriffen wird. Daher muß jeder Theil des Gemäldes zu diesem Zwecke mitwirken: die Farben, Drapperien, Nebensachen, der Hintergrund und besonders die Stellungen, das Haar und die Züge der Figuren. 3) Es muß ein Hauptlicht seyn; dies, und die untergeordneten sowohl, als die helldunkeln Stellen und die Schlagschatten, müssen zu einer reinen Harmonie verschmolzen seyn, und

größere Massen bilden; die einzelnen Theile müssen sich ungeachtet ihrer Gegensätze zur Einheit gestalten, damit das Ganze für das Auge werde, was ein treffliches musikalisches Tonstück für das Ohr ist. Dies nennt man Haltung (s. d. Art.); durch sie gewinnt das Gemälde nicht allein höhere Schönheit, sondern auch vollkommene Deutlichkeit. 4) Die Zeichnung muß richtig seyn; nichts darf darin unregelmäßig erscheinen; der Umriß sey bestimmt und rein, ohne hart oder ängstlich steif zu werden; die angenommenen Verhältnisse müssen übereinstimmen mit dem Charakter des darzustellenden Gegenstandes. 5) Das Colorit (s. d. Art.) muß wahr, natürlich, schön, rein und dem Auge wohlgefällig seyn, sowohl in den Schattenpartien, als in den Lichtern und Mitteltinten. Die Abstufungen des Farbenspiels nennt man nämlich Tinten, von dem Italien. tinto und tingere, gefärbt und färben. Dagegen versteht man unter dem Farbentone eines Bildes, ob es in Hinsicht der Farbe im Ganzen hell und freundlich, oder düster und ernst, frisch glänzend oder sanft verschmolzen, glühend oder zart gehalten ist. Jeder Ton ist schön, wenn er charakteristisch gewählt und gehörig ausgeführt ist. Ein Gemälde kann also nur einen Ton, aber mannigfaltige Tinten haben. Uebrigens erkennt man an der Art der Behandlung der Farben, sie mögen nun stark aufgetragen oder fein ausgeführt und zart verarbeitet seyn, die leichte und sichere Art des Künstlers. 6) Natur und Wahrheit müssen den Grund eines Kunstwerks bilden; aber die Natur kann veredelt und verschönert werden, nicht allein, indem das Seltnere in ihr lieblicher sich darstellt, als das Gemeine, Alltägliche, sondern in einem weit höhern Grade, durch das Ideal, welches der Phantasie des Künstlers vorschwebt. Wird das Ideal rein und übereinstimmend dargestellt, so ist höhere Wahrheit in dem Kunstwerk, als die bloße Nachahmung der Natur jemals erreichen kann. In Ansehung der Veredlung der Natur kommt Alles auf eine sinnige Auswahl des Nachzuahmenden an. Hierzu gehört ein gebildeter Geschmack. Die Schönheit der Natur an sich kann durch die Hände des Künstlers nie verbessert, ja nicht einmal ganz treu wiedergegeben werden; aber der denkende und fühlende Künstler kann die Schönheiten der einzelnen Theile in ihr auswählen, und sie zu einem tadellosen Ganzen vereinen; er kann das Vergängliche von ihnen abstreifen, und sie in ihrer ursprünglichen, reinen Blüthe darstellen; er kann den höchsten und bedeutendsten Moment des Ausdrucks wählen, und seine Gestalten in das vortheilhafteste Licht stellen; er kann alle Umgebungen so günstig anordnen, daß dadurch eine zauberische Wirkung erreicht wird, wie sie in der Wirklichkeit fast nie, oder wenigstens nur schnell vorübergehend erscheint. Diese Auswahl ist bei der Anordnung um so wichtiger, weil in der Nachahmung allemal ein großer Theil des lebendigen Reizes und der Naturkraft verloren geht. Die Eintheilungen der Malerei sind nach verschiedenen Beziehungen verschieden. Zuerst nach Verschiedenheit der sichtbaren Gegenstände, welche in dem Gemälde die herrschenden sind, kann man die Gemälde eintheilen in Menschenbarstellungen, Thierstücke und Darstellungen der leblosen Natur. Ersteren pflegt man gewöhnlich den Namen der historischen Gemälde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geschichte entlehnt ist, und man rechnet zur Historienmalerei eben sowohl allegorische und mythologische, als eigentlich geschichtliche (historische) Darstellungen, ja selbst Schlachtenstücke, Conversationsstücke, Charakterbilder und Portraits. Die umfassendste Gattung der Malerei ist die Historienmalerei (s. d. Art.). Der Historienmalerei stehen, dem Umfange und der Würde nach, am nächsten die malerischen Darstellungen der Naturgegenden, oder die Landschaftsmalerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtprospekte und Seestücke gerechnet werden, nur sollen diese nicht prosaische Nachbildungen der Natur seyn. Die Landschaftsmalerei wurde in neuerer Zeit sehr vervollkommnet. Man unter=

scheidet 2 Hauptgattungen: 1) Landschaften, welche eine bestimmte Gegend treu abbilden, und deren größtes Verdienst in Genauigkeit und Wahrheit, im glücklichen Auffassen des günstigen Standpunktes und in der Wahl der passendsten Beleuchtung, Jahres- und Tageszeit besteht. 2) Ideale Landschaften, bei welchen es darauf ankommt, bestimmte Empfindungen durch charakteristisch angeordnete Naturscenen zu erwecken. Man theilt sie daher in historische, romantische und idyllische Landschaften ein. Sie müssen sämmtlich der Wahrheit, aber einer höhern, huldigen, und dafür Alles zusammenstellen, was den Eindruck erhöhen und eine größere Harmonie bewirken kann, als die Wirklichkeit darbietet, Hierbei ist es Hauptsache, daß die Landschaft ein Ganzes sey; nichts Einzelnes darf die Einheit unterbrechen. Wahl der Gegend, Farbeton, Beleuchtung, Staffage rc. Alles müssen übereinstimmen. Strenges Studium der Perspektive und der Natur, um diese täuschend nachzubilden, sind dem Landschaftsmaler unentbehrlich. Die dritte Hauptgattung der Malerei ist die Thiermalerei, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd (durch Zusammenstellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menschen) mit sprechender Treue und Mannichfaltigkeit darstellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menschlichen Analog darstellt. Die Malerei ist in eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart verschieden, und zwar enkaustische oder eingebrannte Malerei (auch Enkaustik), die, wie sie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwohl die neuere Wachsmalerei, oder Enkaustik ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmalerei, nebst Glas- und Porzellanmalerei, Mosaik oder musivische Malerei (musivische Kunst, musivische Arbeit) verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial ist sie Wassermalerei (wozu die Freskomalerei oder die Malerei mit Wasserfarben auf nassem Kalkgrunde und die Miniaturmalerei gehört); Pastellmalerei und Oelmalerei. Ferner in Beziehung auf Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, ist sie Tapeten- oder Wandmalerei, Glas- und Porzellanmalerei rc; in Beziehung auf den Ort und die Bestimmung der Gemälde, Decken- oder Plafondmalerei, ferner Stubenmalerei rc. Vergl. d. einzelnen Art. Die Geschichte der Malerei zerfällt in die alte oder antike und die neue oder christliche Kunst. Sowohl die vornehmste Grundlage, als die ursprüngliche Veranlassung der Malerei ist die Zeichnungskunst, oder die bildliche Darstellung der Gegenstände auf einer Fläche durch bloße Züge und Umrisse, deren Wachsthum an Richtigkeit, Würde und Schönheit zugleich auch den Fortgang der Malerei befördern half. Ob sie gleich Hülfskunst aller übrigen bildenden Künste ist, entstand sie doch wahrscheinlich später, als diese. So war auch die Kunst, Farben aufzutragen, oder die Färberei, gewiß weit frühern Ursprungs, als die eigentliche Malerei, oder die Füllung der gezeichneten Umrisse mit gehörig gewählten und behandelten Farben; denn von jener findet man sowohl bei den biblischen als andern Schriftstellern die ältesten Spuren. Indeß fällt auch der Ursprung der Zeichenkunst und der eigentlichen Malerei unstreitig in die frühern Zeiten des Alterthums, ob sich gleich weder die eigentliche Zeit ihrer Erfindung, noch die Nation, unter welcher sie erfunden wurde, mit Gewißheit angeben läßt. Selbst die Frage ist noch streitig, ob sie schon zu der Zeit des trojanischen Krieges in Griechenland bekannt gewesen sey; und man verneint sie mit großer Wahrscheinlichkeit, wenn sich gleich daraus auf ihr Daseyn in andern Ländern nichts Vereinendes folgern läßt. So waren unstreitig die Egypter früher als die Griechen, obgleich nicht so lange vorher, als sie nach dem Plinius vorgaben, mit dieser

Kunst bekannt, und die Zeichnung scheint bei ihnen sehr früh eine gewisse Allgemeinheit erhalten zu haben. Selbst ihre hieroglyphischen Charaktere sind davon ein Beweis. Aber unvollkommen blieb diese Kunst unter ihnen, wie die Bildnerei überhaupt; und die Farben wurden von ihren Malern ganz flach, ohne alle Berechnung, Gegensatz und Schattirung, aufgetragen Einige bessere in Egypten aufgefundene Gemälde scheinen hievon eine Ausnahme zu machen; sie sind aber vermuthlich zur Zeit der Ptolemäer von griechischen Künstlern verfertigt. Das Ausführlichere über die ägyptische Malerei, welche späterhin zur Verzierung in Rom wieder Mode ward, siehe in C. A. Böttiger's Ideen zur Archäologie der Malerei (1. Th. Dresden 1811). Daß auch den Chaldäern die Malerei, oder doch wenigstens die Färbekunst, frühzeitig bekannt gewesen sey, beweist die biblische Stelle, Ezech. 23. 14. Der gewöhnlichen Sage des Alterthums nach, die auch durch die Natur der Sache viele Wahrscheinlichkeit erhält, war die erste Veranlassung zur Erfindung der eigentlichen Malerei, oder vielmehr der Zeichnungskunst, die Bemerkung des Schattens an der Wand und die Umziehung seines Umrisses mit Kohlen oder Röthel. Ardikes aus Korinth und Telephon aus Sikyon, sollen die Ersten gewesen seyn, die durch Schraffirung der innern Theile mehr als den bloßen Umriß darstellten und Schatten und Licht andeuteten. Daher wurden auch die ersten griechischen Gemälde nur mit einer Farbe verfertigt, und hießen deswegen μονοχρώματα, zu welchen man sich vorzüglich der rothen Farbe bediente, vielleicht weil sie der Fleischfarbe des menschlichen Körpers am nächsten kam. Den Gebrauch mehrerer Farben soll Bularchus zuerst eingeführt haben, der etwa 730 Jahre vor Chr. Geb. zur Zeit des lydischen Königs Kandaules lebte. Die folgenden griechischen Maler brauchten nur 4 Hauptfarben, weiß, gelb, roth und schwarz, die vom Plinius Melinum, Attikum, Sinopis Pontika und Atramentum genannt werden. Man weiß indeß von der eigentlichen Beschaffenheit dieser Farben, von ihrer Mischung, und von den Hülfsmitteln zu ihrer Erhaltung nichts Gewisses. Oelfarben scheinen den Alten gar nicht bekannt gewesen zu seyn; sondern sie brauchten überall die Wasserfarben, denen zuweilen, besonders der schwarzen, Essig beigemischt wurde. Auch bedienten sie sich, vornehmlich bei Gemälden auf Kalk, eines Wachsfirnisses, um den Glanz und die Dauer der Farben dadurch zu vermehren. Beides bewirkte Apelles durch einen sehr dünnen schwarzen Firniß, den ihm keiner nachmachen konnte. Die einzelnen eigentlichen Gemälde wurden auf Holz gemalt, und hießen daher bei den Römern Tabulae. Am liebsten wählte man das Holz vom Lerchenbaum dazu, weil es dauerhafter war, und sich nicht leicht warf. Seltner malte man auf Leinewand; von dieser Art war das kolossalische Gemälde des Nero, dessen Plinius erwähnt. Am gewöhnlichsten war die Malerei auf Kalk, die wir jetzt Freskomalerei zu nennen pflegen, auf nassem Grunde sowohl, als vornehmlich auf trocknem. Ungewöhnlicher waren die Gemälde auf Marmor und auf Elfenbein. Eine dem Alterthum besonders eigne Kunst war die sogenannte Enkaustik, oder enkaustische Malerei. Ueberhaupt kennen wir die Verdienste der Alten um die Malerei mehr aus den einstimmigen Lobsprüchen ihrer Schriftsteller, und schließen sie mehr aus der durch den Augenschein bestätigten Vollkommenheit, die sie in den übrigen mit dieser Kunst verwandten, und, gleich ihr, auf Zeichnung gegründeten bildenden Künsten erreichten, als daß wir sie aus den wenigen, zum Theil unvollkommenen, zum Theil schlecht erhaltenen Ueberresten anschaulich erkennen oder darthun könnten. Daher bleiben manche Fragen, welche einzelne Umstände ihrer Malerei betreffen, immer noch zweifelhaft und unentschieden, wohin z. B. die von ihrer Kenntniß der Perspektiv gehört. Ihr vornehmstes Augenmerk scheinen sie immer auf die Farbengebung gerichtet zu haben; denn darauf beziehen sich jene Lobsprüche

größtentheils. Gleich der Bildhauerkunst, hatte auch die griechische Malerei 4 berühmte Schulen, zu Sikyon, Korinth, Rhodus und Athen. Daher auch der verschiedne Geschmack in der Malerei, der asiatische und hellenische, ionische, sikyonische und attische, wovon die 3 letztern Arten Abänderungen der zweiten waren. Vornehmlich wurde Sikyon als das Vaterland und die vornehmste Pflanzschule der besten Maler angesehen. Auch diese Kunst hatte gegen die Zeit Alexanders des Großen ihre blühendste Epoche. Um diese Zeit lebten ihre berühmtesten Meister: Zeuxis, Timanthes, Eupompus Parrhasius, Apelles, Protogenes, Pamphilus und Polygnotus (vergl. d. Art.). In Italien wurde die Malerei schon frühzeitig ausgeübt, besonders auf den so schön gearbeiteten Gefäßen, die man sonst den Hetruriern beilegte, die aber wahrscheinlicher die Arbeiten griechischer Künstler sind. Vergl. d. Art. Etrusk. Kunst. Viele dieser Malereien sind von größern Gemälden der besten griechischen Meister kopirt. Auch in Rom waren schon in den ersten Zeiten verschiedne Gemälde, deren Werth und Anzahl aber in der Folge, nach Eroberung und Beraubung der griechischen Länder, ungemein zunahm; wiewohl die Römer sich auch um diese Kunst kein vorzügliches Originalverdienst zu erwerben suchten, sondern sich mit dem Besitz der schönsten Arbeiten griechischer Künstler begnügten, deren einige, besonders unter den ersten Kaisern zu Rom lebten. Von einheimischen Malern der Römer nennt Plinius unter andern den Pakuvius, Fabius, Turpilius und Quintus Pedius. Bald aber gerieth auch die Malerei, gleich den ihr verschwisterten Künsten, in merkiche Abnahme, und zuletzt in völligen Verfall, der durch mehrerlei Ursachen, durch die Einbrüche barbarischer Völker, durch die Uebermacht der Gothen und Longobarden, durch die Bilderstürmerei im 8. Jahrh., durch das allgemeine Verderbniß des Geschmacks, und den eben so allgemeinen Mangel an gelehrten und schönen Kenntnissen, immer mehr befördert würde. Ganz verlor sich auch in diesen Zeiten die Malerei zwar nicht; aber die schlechte Beschaffenheit ihrer Ausübung trug doch mehr zur Entstellung und Vernachlässigung dieser Kunst, als zu ihrer Aufnahme und Empfehlung bei. Seitdem man, nach Wiederherstellung der schönen Künste, auf die Denkmäler der alten Malerei aufmerksamer geworden ist, hat man viele derselben, die entweder in verschütteten Gebäuden, Gräbern und Städten verborgen, oder doch verkannt und vernachlässigt waren, sorgfältig aufgesucht, und durch die davon gelieferten Abbildungen auch entferntern Liebhabern der Kunst zu ihrer nähern Kenntniß verholfen. Dahin gehören die zu Rom an der Pyramide des C. Sestius gefundenen Gemälde, aus August's Zeitalter; einige Ueberreste alter Gemälde an den Wänden des Pallastes und in den Bädern des Kaisers Titus, deren einige jetzt zu Madrid im Eskorial aufbehalen werden; einige antike Malereien in den Pallästen Farnese, Massimi, Barberini, besonders die sogenannte Aldrovanische Hochzeit, im Pallast Aldrovandi zu Rom, u. a. m. Am merkwürdigsten aber sind die in der Gruft der Nasonen im J. 1675 entdeckten Gemälde, die Bartoli und Bellori, mit andern ähnlichen, in Kupfer gestochen, herausgegeben haben. Eine andre schätzbare, aber sehr seltne Sammlung von Abbildungen antiker Gemälde besorgte Graf Caylus. Sehr ansehnlich ist der Vorrath der noch übrigen Gemälde des Alterthums durch diejenigen vermehrt worden, die man in den verschüttet gewesenen Städten Herkulanum, Pompeji und Stabiä entdeckt hat, und die gegenwärtig in dem antiquarischen Museum zu Portici befindlich sind. Es sind ihrer über tausend, die meisten auf trocknem Kalk gemalt, einige wenige auf nassem Grunde, oder eigentliche Freskogemälde. Manche darunter haben zwar, da sie an die Luft kamen, ihr Colorit sehr verloren; andre wurden durch unschickliche Lostrennung von den Mauern beschädigt und zersprengt, bis man Beides durch behutsamere Behandlung verhüten lernte. — Größere Vollendung

erreichte dagegen die Malerei in der neuern, christlichen Zeit, ja sie erlangte sogar über die Plastik die Oberherrschaft, welche man, wie der Geist der neuern Poesie und Kunst überhaupt, im Gegentheil der antiken, oft pittoresk genannt hat. „Als sich," sagt Jakobs in seiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken, „die Kunst an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte sie sich in neue Gesetze fügen. Ihr Streben mußte zunächst auf Bedeutsamkeit gehen, und da diese in der Malerei leichter zu erreichen war, so stieg die Kunst schon darum über die Plastik hinauf." In den christlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrschende Richtung nach innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr seine Empfindung abgespiegelt sehen wollte, wurde daher die Malerei, die sich unendlich mehr dem Ausdruck der Empfindung eignet, als der Plastik, mit der größten Liebe gepflegt, und zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Seitdem im 15. und 16. Jahrh. die Kunst der Malerei wieder aufblühte, stifteten große Meister in verschiedenen Ländern eigne Malerschulen. Ihr Kunststyl, auch wohl ihre Manier, wurde von ihren Schülern befolgt; so entstanden aus der Verschiedenheit des Kunstsinnes sowohl, als aus der Nationalverschiedenheit überhaupt, die italienischen Schulen (vergl. d. Art. Italienische Kunst), die deutsche, französische, niederländische, spanische und englische Schule (vergl. d. A. Deutsche, Französische, Niederländische Malerkunst und Engl. Malerschule). Ueb. d. Gesch. d. Malerei in Italien, Frankreich, Spanien und Großbrit. s. Fiorillo's Gesch. der zeichnenden Künste. 5 Bde. 1808. Ueberhaupt: Füßli's allgemeines Künstlerlexikon. Ueber die Theorie der Malerei vergl. Leonardo da Vinci's und Mengs Werke; Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardson, Reynold, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing (in s. Laokoon), Winkelmann Füßli, Fiorillo, Falk (in seinen kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend, Weimar 1803), Fernow, Göthe (in seinen Propyläen, und besonders in seinem Winkelmann und dessen Kunst-Jahrhundert, Tüb. 1805) haben Manches hierin vorgearbeitet.

Malerfarben, sowohl die Erden und Mineralstoffe, deren sich der Maler bedient, als die Tinten und Farbentöne, welche durch sie hervorgebracht werden. Oelfarben sind also diejenigen Farbestoffe, deren man sich zum Oelmalen bedient. Die vorzüglichsten Farben zu den Fleischtinten, und aus denen man alle Farbentöne mischt, sind: Kremnitzer Weiß oder Silberweiß; Elfenbeinschwarz; Kernschwarz, gewöhnlich aus Pfirsich- oder Kirschkernen zubereitet, gibt einen schönen ins Graue spielenden Schattenton; Ultramarin, das schönste Blau auf der Welt, aber sehr kostbar; Berliner Blau, eine schöne Farbe; Mineralblau, noch weit reiner, zuverläßiger; lichter Ocher, eine sich freundlich mischende Farbe, zu den Fleischtönen anwendbar; Hellroth, oder gebrannter lichter Ocher; mittler Ocher, eine feurig gelbe Farbe; dunkler Ocher, den Schattentönen unentbehrlich; echt chinesischer Zinnober, eine reine, blendend rothe Farbe; Karmin, oder Münchner Lack, das schönste Purpur; dauerhafter und sicherer ist der Krapplack, ein sanftes, wohlthuendes Roth; Englisch-Roth, eine schöne, aber etwas kalte, ins Violet spielende Farbe; Asphalt, eine herrliche Farbe zum Lasiren, die aber mit größter Sorgfalt angewendet werden muß; gebrannter Umbra, eine schöne, warme, braune Farbe. Haupttinten, die man zum Malen des Fleisches braucht, werden folgendermaßen gemischt: Hellroth aus lichtem gebrannten Ocher und Weiß, die lieblichste Tinte für den allgemeinen Fleischton; Vermillontinte, das reinste Blaßroth, aus Zinnober und Weiß gemischt; Karmintinte, Karminlack und Weiß zu einer Mitteltinte gemischt, das blühendste Roth für Wangen und Lippen; Rosentinte, aus Krapplack und Weiß, eine der reinsten, zartesten und

sichersten Fleischtinten; gelbe Tinte, aus Neapelgelb und Weiß gemischt, folgt auf die hellrothen Töne, und muß sie mit den blauen verschmelzen; blaue Tinte, aus Ultramarin und Weiß zu einem hellen Azur gemischt, gibt eine liebliche Farbe, welche die Abstufungen von Schatten und Licht sanft verschmelzt, mit Gelb gemischt, bildete grüne, mit Roth violette Farbentöne; Bleitinte, aus Kernschwarz und Weiß gemischt, ein sanfter Farbenton; grüne Tinte, aus hellem Ocher, Weiß und Berlinerblau gemischt, wendet man nicht gern im Fleisch an; Schattentinte, aus Englisch-Roth, Schwarz und Ocher gemischt, ist rein und lieblich; rothe Schattentinte, aus Lack und gebranntem Ocher gemischt, erwärmt und vertieft die andern Schattentöne; warme Schattentinte, aus Lack und böhmischer gebrannter Erde, oder Asphalt gemischt, gibt einen tiefen glühenden Ton, der sehr kräftig wirkt; dunkelste Schattentinte, aus Elfenbeinschwarz und ein wenig Roth gemischt, lasirt sehr gut und mischt sich dämpfend mit den Mitteltinten. — Alle lichten Tinten, welche nur aus zwei, höchstens drei Farben gemischt sind, nennt man ganze Töne, die Schattentinten aber, zu denen mehrere Farben kommen, halbe oder gebrochene Farbentöne. Wenn die Tinten auf der Palette gemischt sind, nennt man die Farben temperirt. — Die Hauptfarben bei der Landschaftsmalerei sind: 1) Kremnitzer Weiß, 2) Schieferweiß, 3) lichter Ocher, 4) Mittelocher, 5) dunkler Ocher, 6) Umbra, 7) Beinschwarz, 8) Mineralblau und Berlinerblau, 9) Ultramarin, 10) grüne Erde, 11) Lack, 12) Englisch-Roth, 13) gebrannter Ocher, 14) Neapelgelb und gelber Lack. Um den Himmel und die Wolken zu malen nimmt man Kremnitzer Weiß, Ultramarin oder zubereiteter Kobalt, Mineralblau, lichten Ocher, Englisch-Roth und Kernschwarz. Alle oben genannte Farben gebraucht man auch zu Hintergründen bei Portraits sowohl, als historischen Gemälden; nur müssen da alle Töne recht gedämpft und gebrochen werden, damit sie zurückweichen und den Hauptpartien nicht schaden; ein gut berechneter Hintergrund ist äußerst vortheilhaft für ein Gemälde, und das Sprichwort der Franzosen: „les fonds font et défont les tableaux“ ist treffend wahr. Bei der Porzellan- und Glasmalerei sind nur metallische Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün, Blau giebt Kobalt, Schwarz wird vom Eisen und Braunstein, eben so Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. Die Wasserfarben werden mit Gummiwasser aufgetragen; die, welche harzig sind, vermischen sich nicht mit Oel.

Malergold, s. **Musivgold**.

Malesherbes, s. **Lamoignon**.

Malfilatre (Jacques Charles Louis de Clinchamp de), geb. zu St. Jean de Caen 1733, st. zu Paris 1767 in großer Dürftigkeit. Sein Gedicht Narcisse dans l'île de Vénus, Paris 1769, 8. mit Kupf. 1795, empfiehlt sich durch Harmonie, Eleganz und Reinheit der Sprache. Gleiches gilt auch von seinen Oden und von einer Uebersetzung von Ovids Metamorphosen. Auger besorgte 1805 eine vollständige Ausgabe seiner Werke.

Malherbe (François de), geb. zu Caen um 1555, begab sich nach der Provence zum damaligen Statthalter dieser Provinz, dem Herzog Heinrich von Angouleme, natürlichem Sohne Heinrich II. und heirathete daselbst die Wittwe eines Raths, mit der er mehrere Kinder zeugte, die aber alle vor ihm starben. Heinrich IV. gab ihm eine Hofstelle, so wie er nach Heinrichs IV. Tode auch eine Pension von der Königin Marie von Medicis genoß. Er starb zu Paris 1602. Mit Recht hält man ihn für den Vater der franz. Dichtkunst. Er hinterließ Oden, Sonette, Epigramme u. a. m. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langsamkeit, und pflegte zu sagen,

daß man nach einem Gedichte von hundert Versen oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhen müsse. Die meisten seiner Poesien sind elegante Gelegenheitsgedichte, in denen der Stoff den Dichter, nicht dieser den Stoff beherrscht. Nur über die Sprache war Malherbe Herr. Er hat es zuerst versucht, die französische Sprache zur Majestät der Ode zu erheben. Man erkennt in allen seinen Werken den Mann von Verstande, der gute und ungesuchte Gedanken in einer nicht gemeinen, und doch natürlichen und nicht prunkenden Sprache ausdrückt, durch seine Wendungen zuweilen überrascht, und das richtige Verhältniß des Ausdrucks zum Gegenstande nicht leicht verfehlt. Er verstand die Kunst, durch rhetorische Amplifikation eine gute Gedankenreihe zu bilden, und das Gewöhnliche durch Würde des Vortrags zu heben. Die Sprache sanfterer Gefühle redete er nur selten; aber dann nicht ohne Wahrheit und Anmuth. Auch einige seiner leichten Lieder treffen den rechten Ton der poetischen Heiterkeit. Bleibende Verdienste hat er um die Reinheit, den Wohlklang und die Versifikation der franz. Sprache. Die besten Ausgaben seiner Gedichte besorgten Menage und Chevreau, Paris 1728, 8 Bde. 12; St. Marc, ebd. 1757, 8. und Mennier de Querlon, mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers, ebd. 1764, 12.

Mallet du Pan (Jacques), geb. zu Genf 1749, erhielt durch Voltaire eine Anstellung als Professor der schönen Wissenschaften zu Cassel, legte aber diese Stelle nach einigen Jahren nieder und lebte zu Paris als Journalist. Er setzte daselbst Linguets Annalen bis zum 15. Februar 1733 fort. Auch lieferte er die meisten politischen Artikel des Mercure de France, die wegen ihrer Unpartheilichkeit und Scharfsicht vor der Revolution allgemeinen Beifall fanden. Im Verdacht des Royalismus verließ er Frankreich 1792, begab sich nach Bern, mußte aber auch hier 1797 entfliehen, ging hierauf nach London und schrieb daselbst den Mercure britannique, der, weil er alle Partheien versöhnen sollte, allen mißfiel und doch häufig gelesen wurde. Denn selbst diejenigen, die ihm Unparteilichkeit absprachen, gestanden ihm wenigstens große historische und politische Kenntnisse und einen Styl zu, der bei mancher Inkorrektheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig sey. Er starb zu Richmond 1800 bei seinem Freunde Lally-Tolendal.

Malmaison, ein kleines Lustschloß, 2½ St. westlich von Paris, der Lieblingsaufenthalt Napoleons, dann seiner Gemahlin Josephine, die hier 1814 starb, seitdem es ihrem Sohne Eugen, Herzog von Leuchtenberg († 1824), und dessen Erben gehört; es ist eine der reizendsten Anlagen in der Nähe der großen Hauptstadt. 1815 ward es größtentheils von rohen Kriegern der verbündeten Heere zerstört. Der prächtige Kunstschatz ist nach Petersburg gewandert; auch die Menagerie ist zerstört (die Kräutergewächse sind jetzt in München) so wie der botanische Garten, der unter Josephine zur höchsten Blüthe gelangt war. Redoutel hat bekanntlich Abbildungen der dortigen Pflanzen geliefert. Malmaison war einst ein einfacher Maierhof, mal domus genannt, weil es auf einem der Plätze stand, wo die Normannen im 9. Jahrhundert ihre Landungen machten.

Malpighi (Marello), berühmter Arzt und Anatom, verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern; geb. 1628 zu Crevalcuore bei Bologna, lehrte in letzterer Stadt seit 1656 die Arzneikunst, wurde kurz darauf von dem Großherzog von Toskana nach Pisa berufen, kehrte aber dennoch nach Bologna zurück und blieb daselbst bis 1691, wo ihn der Papst Innocenz VIII. als Leibarzt nach Rom berief. Er starb daselbst den 29. Nov. 1694. Seine Verdienste um Anatomie und Botanik sind sehr groß. Mit großer Genauigkeit ward von ihm Lunge, Gehirn, Zunge, Netz u. s. w. untersucht, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen in Schriften bekannt gemacht; er setzte das Daseyn der Nervenwarzen außer Zweifel, erfand das

Corpus reticuläre, den Sitz der Mohrenfarbe, dehnte aber die Drüsentheorie weiter aus, als es eigentlich ist. Als Praktiker ist Malpighi nicht ausgezeichnet, da er den chemischen Theorien seiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlassens bei den damals in Italien herrschenden Epidemien gezeigt zu haben. Die Werke Malpighi's sind zahlreich. Außer der Schrift über die Lunge gab er noch Abhandlungen heraus, über das Tastorgan, die Struktur der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. s. w.; ferner über den Seidenwurm und die Bildung des Jungen im Ei. Auch schrieb er über die Anatomie der Pflanzen und theilte darüber viele feine und lehrreiche Beobachtungen mit. Wiewohl er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, so trug er doch viel zur Vervollkommnung der neuern Physiologie bei.

Malplaquet (Schlacht bei) den 4. Sept. 1709, die blutigste Schlacht im spanischen Erbfolgekriege, in welcher die beiden großen Heerführer der Verbündeten, Marlborough und Eugen, einen Sieg über die Franzosen unter Villars erfochten. Da die Verbündeten, ungefähr 80.000 Mann stark, auf Mons vorrückten, um diese Hauptstadt von Hennegau einzuschließen, zog ihnen Villars mit seinem 70.000 Mann starken Heere, um dies zu verhindern, entgegen, und die feindlichen Armeen stießen bei den Dörfern Blengies und Malplaquet aufeinander. Der linke Flügel der Verbündeten unter Tilly und dem Grafen Nassau ward zwar in die Flucht geschlagen; doch widerstand der unter Marlborough kämpfende rechte Flügel den mehrmals erneuerten Angriffen der Feinde. Noch schwankte der Sieg; da entblößte Villars den Mittelpunkt seines Heeres, um dem Angriffe auf dem rechten Flügel des Feindes mehr Nachdruck zu geben, und Eugen, der den Mittelpunkt des verbündeten Heeres befehligte, benutzte diese Gelegenheit, drang vor, nahm die Verschanzung, die den feindlichen Mittelpunkt schützte, mit Sturm und schlug die Garden zurück. Villars eilte herbei; aber es war zu spät; er selbst ward verwundet, sein Mittelpunkt durchbrochen und die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war für die Franzosen verloren. Der Sieg kostete die Verbündeten 20.000 Mann, dagegen die Franzosen kaum 10.000 Mann verloren hatten. Die Frucht dieses Sieges war die Eroberung von Mons.

Malsburg (E. F. G. O. Freiherr von), der Sprößling einer der ältesten Geschlechter Deutschlands, dessen Stammschloß, die Burg Malsburg, in Niederhessen liegt, war 1786 zu Hanau geboren. Klassisch gebildet, wählte er die diplomatische Laufbahn, ward kurhess. Justizrath, seit 1816 kurhess. Legationsrath und Geschäftsträger zu Dresden, auch Kammerherr und Ritter des goldenen Löwenordens. 1822 führte er einen außerordentlichen Auftrag seines Churfürsten am berliner Hofe zu beiderseitigen Zufriedenheit aus. Eine Entzündungskrankheit entriß ihn plötzlich der Bahn des Ruhmes zu Kassel am 23. Sept. 1824. Malsburg ist einer der ausgezeichnetsten deutschen Dichter der neuern Schule; alle seine poetischen Erzeugnisse erinnern an spanische und italienische Dichtkunst. Eine Sammlung seiner Poesien erschien zu Kassel 1811; n. Aufl. Leipz. 1821. Auch hat er eine treffliche Uebersetzung der Schauspiele des Calderon (Lpz. 1818—23, 5 Bde.) herausgegeben, an deren Vollendung ihn aber der Tod hinderte. Eins seiner letzten Werke ist die Verdeutschung von Lope de Vegas: Stern, Scepter und Blume, Dresden 1824. Außerdem lieferte er Beiträge zu mehreren Zeitschriften und Almanachen so wie auch zum leipz. Conversations-Lexikon.

Malta, im Süden der Südspitze von Sicilien, liegt unter dem 36°, eine Inselgruppe, welche die 3 jetzt den Engländern gehörenden Inseln, Malta, Gozzo und Comino umfaßt. Diese Inseln wurde 818 den griechischen Kaisern von den Sarazenen entrissen und 1090 von den Normannen erobert.

1530 trat Carl V. sie dem eben aus Rhodus vertriebenen Johanniter-Orden ab, welcher seitdem hier seinen Hauptsitz aufschlug; 1798 gingen diese Inseln ohne Gegenwehr durch Verrätherei an die eben nach Aegypten segelnde Flotte unter Buonaparte (s. d. Art.) über, und die Engländer konnten Malta erst 1800 nach einer langen Blokade durch Aushungern einnehmen. Im Frieden von Amiens 1802 war zwar die Rückgabe der Inseln an den Orden unter neutraler Garantie versprochen; allein die Engländer trugen Bedenken, diese Bedingungen zu erfüllen. Im pariser Frieden 1814 erhielt Großbritannien diesen Schlüssel zum östlichen Theil des mittelländischen Meeres. Es bestätigte den Einwohnern ihre Rechte und Freiheiten. Die Einwohner wählen sich selbst ihre Obrigkeiten und Rechtsbehörden, und alle Rechtssachen werden nach Gewohnheits- und römischen Rechten behandelt. England unterhält hier einen Gouverneur, einen Commandanten und eine Besatzung von 4000 Mann. Die Inseln trugen 1816 114.426 Pf. Sterl. ein, und die Besoldungen und Pensionen allein kosteten 61.119 Pf. Sterl. Die englische Regierung hat 1818 für die Malteser einen neuen Ritterorden, den St. Georg- und S. Michaelorden gestiftet, dessen Großmeister der Gouverneur ist; am 16. Dec. 1818 ward das Ordensfest gefeiert. Die Hauptinsel Malta, im Alterthum Melita, die südliche der Gruppe, enthält auf 6 Q. M. 90.000 Einw. Sie hat südlich hohe und steile, nördlich niedrigere Küsten. Die südwestliche Küste ist zwei M. lang mit Klippen umgeben und ganz unzugänglich; an den andern Seiten hat die Insel 10 meist befestigte Häfen, und außerdem eine Menge befestigter Thürme und Schanzen an den Küsten, welche in wenigen Minuten Alles, was auf irgend einem Punkte vorfällt, signalisiren. Malta besteht, wie die beiden andern Inseln, ursprünglich aus einem dürren, nur hin und wieder mit einer dünnen Erdschicht bedeckten Kalkfelsen, welchen aber der große Fleiß der Einwohner in einen wahren Garten verwandelt hat. Sie haben Erde von Sicilien geholt und ihre Felsen damit bedeckt, und verstehen meisterhaft ihren undankbaren Boden vermittelst der wenigen Quellen und vieler Cisternen zu bewässern. Das Klima ist heiß, aber die Luft durch Seewinde gekühlt, nur wenn der Sirocco weht, ist die Hitze unerträglich; von Schnee weiß man hier nichts und man muß dies unentbehrliche Abkühlungsmittel der Getränke aus Sicilien holen. Auch der Regen ist selten, dagegen der Thau sehr stark. Der Fleiß der Einwohner erzieht hier etwas Getreide, welches jedoch für die große Bevölkerung unzureichend ist, etwas Wein und Oel, vorzüglich aber viel treffliche Baumwolle, den Hauptreichthum der Insel. Alle Südfrüchte, die man indeß aus Mangel an Damm-Erde nur in künstlichen Gärten zieht, erreichen hier eine selbst in Italien unbekannte Vollkommenheit, und die Rosen waren schon im Alterthum wegen ihres ungewöhnlichen Duftes berühmt. Es soll keine giftige Thiere auf der Insel geben. Das Meer ist hier sehr reich an Fischen. Malta ist ein Niederlagungsort der brittischen und Colonialwaaren, die im mittelländischen Meere abgesetzt werden, und führt Baumwolle, Oranien und Früchte aus. Die Einwohner verrathen schon in ihrer Körperbildung ihren afrikanischen Ursprung; dabei sind sie aber kräftig, unverdrossen und gelten für die besten Matrosen des mittelländischen Meeres; ihre Sprache ist ein verdorbenes Gemisch des Arabischen, Italienischen, Griechischen und beinahe aller europäischen Sprachen, welche durch die Ritter aus verschiedenen Nationen hier bekannt geworden. Die Hauptstadt ist Valetta (s. d. Art.). Bei der ehemaligen Hauptstadt in der Mitte der Insel, Civita Vecchia, befinden sich sehr weitläuftige Katakomben, ähnlich den von Syrakus. Im westlichen Theile der Insel, welcher die wenigste Dammerde hat, findet man den Hügel Bengemmo, mit merkwürdigen von Menschenhänden angelegten Höhlenwohnungen. Die

Insel Gozzo, im Alterthum Gaulos, die nördlichste der Gruppe, hat eine der Insel Malta ganz ähnliche Beschaffenheit. Sie enthält auf $1^4/_5$ Q. M. 24.000 Einw., welche die Malteser wo möglich noch an Fleiß übertreffen; sie bauen und verarbeiten viel Baumwolle und etwas Zuckerrohr. Die Insel ist ebenfalls befestigt und hat treffliche Landungsplätze. Die kleine unbedeutende, nicht viel über $^1/_{10}$ Q. M. große, zwischen den beiden andern gelegene Insel Comino, enthält doch über 600 Einw., und hat ein Fort.

Malteser oder Johanniter-Orden, ein geistlicher Ritter-Orden, gestiftet von Raymund du Puy, dem Ordensmeister der Johanniter-Brüder, eines Mönchs-Ordens, dessen Kloster in Jerusalem Kaufleute aus Amalfi 1048 zur Pflege der armen u. kranken Pilgrimme gegründet hatten. Die von Calixtus II. 1120 bestätigten Johanniter-Ritter gelobten Gehorsam, Keuschheit, Armuth und Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen. Sie erwarben große Besitzungen in den meisten europäischen Ländern. Nachdem sie 1291 den letzten festen Platz in Palästina, Acre, im Kriege mit dem Sultan von Aegypten verloren hatten, wandten sie sich nach Cypern, wurden jetzt eine den Muhammedanern furchtbare Seemacht und eroberten 1309 Rhodus; daher ihr Name Rhodiser-Ritter. Als aber Suleiman II. Rhodus im J. 1522 mit Capitulation genommen, überließ ihnen Karl V. 1530 Malta, das ihr Großmeister Johann de la Valette 1565 tapfer gegen die Osmanen vertheitigte. Sie hießen seitdem Malteser-Ritter. Der König von Sicilien war ihr Schutzherr, und ihre Pflicht war, im mittelländischen Meere gegen die Feinde der Christenheit zu kreuzen. Der Orden theilte sich in 8 Zungen oder Nationen (3 franz., 2 span., 1 ital., 1 engl. und 1 deutsche). An die Stelle der englischen, welche im 16ten Jahrhundert eingegangen war, trat im 18ten Jahrhundert die baiersche, vom Kurfürst Karl Theodor gestiftet. Der Verfall des Ordens beginnt mit der Zeit, da Buonaparte, als Baron Hompesch Großmeister war, Malta eroberte, den 12. Juni 1798. Nun ließ sich Paul I., Kaiser von Rußland, welcher aus dem 1773 für poln. und litth. Edelleute gestifteten Großpriorate eine russische Zunge gebildet hatte, den 24. Nov. 1798 zum Großmeister ernennen, konnte aber den Besitz von Malta, welches die Engländer den 6. Sept. 1800 (s. Italien) eroberten, nicht erlangen. Nach Paul's Tode ernannte Pius VII. (den 9. Febr. 1803) einen neuen Großmeister. Allein schon waren die Ordensgüter in Frankeich, Baiern, Baden, wo der Johanniter-Meister in Deutschland zu Heitersheim im Breisgau, ein deutscher Reichsfürst, seinen Sitz gehabt hatte, und in mehreren andern Ländern eingezogen; auch in Preußen wurde das Heermeisterthum der Johanniter-Orden Ballei Brandenburg zu Sonnenburg in Neumark, welches allemal einem königlichen Prinzen gehörte, aufgehoben, und mit der Krone vereinigt, indem der König von Preußen sich zum beständigen Großmeister dieses preußischen, nunmehr ganz für sich bestehenden, weltlichen Johanniter-Ordens erklärte. Vergebens suchte der geistliche Joh. Ritter-Orden seine Wiederherstellung auf dem Congresse zu Wien zu erlangen; und noch im Jahr 1816 haben die Vorsteher desselben von Paris aus der Nachricht widersprochen, als ob der Orden aussterben solle, und man die durch den Tod der einzelnen Commenthure erledigten Güter desselben in den Ländern, wo sie noch vorhanden wären, einziehen wolle. Der brittische Admiral Sir Sidney Smith in Paris hat in seinem Verein gegen die Seeräuber des Mittelmeeres, die Idee eines christlichen Ritterordens dem Zeitbedürfniß gemäß am richtigsten aufgefaßt. S. Sicilien.

Malter, ein an verschiedenen Orten in Deutschland, Polen, Preußen, Elsaß rc. übliches Getreidemaß, in Obersachsen, Thüringen und Brandenburg die Hälfte von einem Wispel, oder 12 Scheffel; in Würtemberg und Hannover hält 1 Malter 3 Scheffel, am Rhein 4 Scheffel; in Polen und

und Preußen 16 Scheffel; in Hammerwerken und Kohlenbrennerei ein Holzmaß von 48—80 Kubikfuß.

Malz, Getreide, meist Gerste und Haber, welches durch Keimen und Dörren eine Vorbereitung zum Behuf des Bierbrauens und Branntweinbrennens erhalten hat; es gibt Darr- und Luftmalz; ersteres zum braunen, letzteres zum weißen Bier; ferner englisches langes und kurzes. Viele Seestädte (Danzig, Stralsund, Königsberg) treiben mit Malz starken Handel, und in Stralsund bilden die Malzarbeiter sogar ein eigenes Gewerbe. Vergl. Bier.

Mameluken (Memalik, d. i. gekaufter Knecht) waren seit dem 13. Jahrh. ein Corps von anfänglich 12.000 Mann, welches der Sultan Nodschmadin aus georgischen, cirkassischen, mingrelischen, meistens aber türkischen Sklaven, die er von dem großen Verheerer Asiens Dschingischan gekauft hatte, bildete, und welches sich nachher immer durch Ankauf neuer Sklaven ergänzte, die erst frei wurden, wenn sie sich auszeichneten und eine höhere Stelle erhielten. Sie bildeten eine für die orientalische Kriegskunst furchtbare Reiterschaar und mischte sich bald in Regierungsangelegenheiten. Ja als Ludwig IX. 1248 an der Spitze eines Kreuzheeres Damiette eroberte, und bald nachher von Mansura umringt und gefangen genommen, gegen Lösegeld freien Abzug erhielt, empörte sich diese Miliz des letzten Sultans Turan Schah, 1250, machte sich zu Herren des Landes, und erhoben 1254 einen aus ihrer Mitte, den Mamelucken Ibegh zum Sultan. So herrschten sie unter selbst gewählten Anführern über 250 Jahre, und unter diesen furchtbaren Despoten verschwand in Aegypten auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Bildung. 1517 eroberten die Türken unter Selim I. Aegypten und ließen es durch einen Pascha regieren, wobei aber die Mamelucken unter ihren 24 Beys die wahren Beherrscher des Landes blieben, bis ihre Macht durch den Feldzug der Franzosen 1799 unter Buonaparte (vergl. d. Art.) zuerst gebrochen wurde. Der jetzige Pascha von Aegypten, Mohammed Ali, zwang die Mamelucken-Beys gänzlich zur Unterwerfung, und ließ sie treulos, ihnen geheime Ränke schuldgebend, im März 1811 bei einer feierlichen Veranlassung 470 an der Zahl ermorden. Die Uebrigen wurden enthauptet, und nur die franz. Mamelucken blieben verschont.

Mammuth, s. Organische Ueberreste.

Mandschu, Mandschuren oder Bogdier, s. Tongusien.

Mänaden, die Priesterinnen des Bachus (s. d. Art.).

Mancando, in der Abbreviatur mani, ein technischer Ausdruck der Tonkunst, bezeichnet, daß das Zeitmaß langsamer und der Ton allmählig abnehmen und ausgehen soll.

Manchester, eine der wichtigsten Fabrik- und Manufakturplätze Englands in Lancastershire mit 112.000 Einw., liegt in einer hügeligen Gegend am schiffbaren Irwell, über welchen eine schöne steinerne, und eine eiserne Brücke führt nach der Vorstadt Salford. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut; der ältere Theil derselben, wo die große Fabrikgebäuden sind, ist von alter, der neuere aber von freundlicher Bauart; am schönsten ist der Crescent, eine prächtige Häuserreihe am Flusse in der Form eines Halbmonds. Merkwürdig ist die schöne Collegiatkirche, im gothischen Styl erbaut; der neuere Theil derselben ist höchst geschmackvoll verziert. Manchester ist der Sitz einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft, welche mehrere gemeinnützige Abhandlungen herausgeben; es hat eine öffentliche Bibliothek von 18.000 Bänden, in einem eigenen schönen Gebäude aufgestellt; eine große, nach Lancasters System eingerichtete Freischule, eine Börse, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, und ist der Mittelpunkt der englischen Baumwol-

len-Fabriken; ferner trifft man hier viele Fabriken in Sammet, Manchester (der von dieser Stadt den Namen hat), Plüsch, Pique, Hüten und Papier; Eisengießereien und Dampfmaschinen-Fabrik. Der Handel mit Fabrikate ist sehr wichtig und wird von 200 Handelshäuser betrieben. Die Nähe von Bergwerken und Steinkohlen, und besonders der Bridgewatersche Canal tragen viel zum Flor des Handels bei.

Mandarin, die vornehmen Beamten in China, vergl. d. Art.

Mandat, Mandator, s. Vollmacht.

Mandaten, Territorial-Mandaten, ein Papiergeld, welches die französische Republik schuf, um die Assignaten, nachdem sie fast allen Werth verloren hatten, damit zu vertilgen. Diese fielen durch die ungeheure Menge, in welcher sie verfertigt worden waren, nach dem Sturze Robespierres, der dieselben durch Zwang in Cours erhalten hatte, so tief, daß der Louisd'or, welcher eigentlich nur 24 Livres gelten sollte, gegen Ausgang des Jahres 1795 3000 galt, bis in den Februar 1796 bis über 6000 und bald nachher bis auf 20.000 Livres stieg. Jetzt erfand die Regierung die Mandaten, oder Anweisungen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüter, welche vor den Assignaten (s. d. Art.) wesentliche Vorzüge hatten. Diese waren nur im Allgemeinen Anweisungen auf die Nationalgüter, jene hingegen hatten eine ganz spezielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgezählte Güter, und konnten jeden Augenblick in Grundeigenthum verwandelt werden, weil ihre Besitzer in jedes auf der Unterpfandstafel bezeichnete Gut, so wie sie sich deshalb melden und den vierten Theil des Preises niederlegen würden, ohne Weigerung eingesetzt werden sollten. In einer Zeit von ungefähr 7 Monaten waren von den 2400 Millionen, welche überhaupt in Mandaten ausgegeben worden waren, bereits 1300 Millionen vernichtet, und die noch coursirenden auf 18 pro Cent herabgesunken, und sie fielen nach und nach immer tiefer, so daß sie zuletzt nur noch den hundertsten Theil ihres Nennwerthes galten. Durch die Erschaffung dieses Papiergeldes befreite sich Frankreich von einer ungeheuren Schuldenlast, so daß, weil die Assignaten mit einem Verluste von 70 pro Cent durch Mandaten eingelöst wurden, und diese endlich selbst 99 pro Cent verloren, zuletzt eine Million hinreichte, um deren 400 zu bezahlen. Bei dieser, für den Staat sehr glücklichen, Operation büßte das Publikum gleichwohl verhältnißmäßig sehr wenig ein, weil beide Arten des Papiergeldes den Werth allmählig verloren und die letzten Inhaber desselben es beinahe für nichts erhalten hatten.

Mandeln sind die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaumes; Amigdalus Linn. Man hat zwei Arten, süße, die ein mildes Oel enthalten und als Nahrungsmittel und Arznei gebraucht werden; bittere, die Blausäure enthalten und giftige Wirkungen, in großen Quantiäten genossen, auf Thiere und selbst Menschen äußern. Der Mandelbaum kam aus dem südwestlichen Asien und Nordamerika; ist aber jetzt auch im mittäglichen Europa einheimisch; in Deutschland, wo man ihn seiner schönen rothen Blüthe wegen in Gärten zieht, bringt er die Frucht nicht zur Reife. Die besten Mandeln sind die länglichen aus Malaga. Die aus Valenzia und die italienischen Ambrosiamandeln stehen ihr nicht nach. Die bitteren Mandeln kommen aus der Türkei. Krachmandeln sind die Mandeln mit der Schaale. Mandeln (consillae) nennt man auch zwei große Drüsen, oben am Schlunde zu beiden Seiten des untern Theils der Zunge. Sie sind locker und schwammig; sie entzünden sich leicht, schwellen dann an und bilden leicht eine anhaltende Intumycenz.

Mandoline (italienisch Madola, Mandora), ein Instrument, das die Form einer Laute hat, und gewöhnlich mit Saiten überzogen ist; doch giebt es welche mit mehreren Saiten, sie heißen Mandores luthées.

Manes, s. Manichaer.

Manen. So nannten die Römer die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen; das Wort hat also eben die Bedeutung, wie Lemures. Wenn sie wohlthuend waren, nannte man sie Laren, waren sie aber schädlich, Larvä oder Maniä. Einige halten sie auch für die bösen und guten Genien der Menschen, welche diese bei ihrem Leben begleiteten. Auch sie wurden nach dem Tode des Menschen zu Laren oder Larven, je nachdem sie gut oder böse gewesen waren. Den Namen Manen bekamen sie nach Einigen von einem alten Worte Manus, gut; man nannte sie aber die guten Geister in eben dem Sinne, wie die Furien von den Griechen Eumeniden genannt wurden. Man zählte die Manen mit zu den unterirdischen Göttern, glaubte aber, daß sie bisweilen auf der Erde erschienen, und als Gespenster sichtbar würden. Insbesondere sollten sie an drei Tagen des Jahres, den 30. August, 4. Oktober und 7. November die Oberwelt besuchen; daher diese Tage für sehr unglücklich bei den Römern gehalten wurden. Den Manen pflegten die Römer ihre Gräber zu widmen, daher über dieselben gewöhnlich die Buchstaben D. M. S. d. i. Diis Manibus Sacrum gesetzt wurden. Bei mißlichen Umständen einer Schlacht pflegten sich ihnen auch die römischen Feldherren zu weihen. Wenn man glaubte, daß sie erzürnt wären, so mußte der Pontifex Maximus Mittel, sie wieder zu versöhnen, angeben.

Manichäer. Von dem Stifter dieser merkwürdigen Sekte, hat die Geschichte 2 verschiedene Nachrichten; doch zuverlässiger, als die arabische aus dem 10 Jahrh., die ihn zu einem vornehmen Magier, kunstreichen Maler und christlichen Priester macht, übrigens aber nichts merkwürdiges neues von ihm sagt, scheint die viel ältere, in den christlichen Kirchenschriftstellern aufbehaltene Erzählung zu seyn. Nach dieser kam er im Knabenalter als Sklav unter dem Namen Kubrikus zu einer begüterten Wittwe in Persien, bei der er die 4 Bücher des Skythianus, eines sonst nicht bekannten ägyptischen Schwärmers, dessen Schüler Terebinthus oder Buddas sie ihr hinterlassen hatte, unter den Titeln Geheimnisse, Hauptstücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand. Die Wittwe nahm ihn als Sohn an, und ließ ihn in der Philosophie und Religion der Magier unterrichten. Fünf Jahre nachher starb sie; ihr Tod setzte den 12jährigen Knaben in den Besitz ihres Reichthums und der, wahrscheinlich durch Zusätze des Buddas vermehrten, skythianischen Schriften. Er hatte schnellen Begriff, glühende Lernbegierde, phantastischen Geistesschwung, welcher, sowohl wie sein Stolz, durch die Erlernung vermeinter erhabner Geheimnisse sich immer höher hob. So entfaltete sich immer mehr im fähigen, aber aufgeblasenen, Schwärmer der künftige Stifter einer merkwürdigen Sekte. Das Andenken seiner Knechtschaft zu vertilgen, gab er sich den Namen Mani, welcher auf chaldäisch ein Gefäß, auf persisch Rede bedeuten soll. Die Griechen nannten ihn Manes. Bei allen Bestrebungen seiner Eitelkeit gelang ihm gleichwohl nicht, während seines Lebens die neue Lehre weit zu verbreiten. Man spricht nur von etlichen und 20 seiner Anhängern, unter denen er 7 Auserkorne soll gehabt haben, deren meist begünstigte 3 waren, Thomas, Addas und Hermas. Einen größern Schauplatz zu finden, begab er sich nach Ktesiphon, der Haupstadt und dem Königssitze des neupersischen Reiches. Hier dolmetschte er die Bücher des Skythianus und des Terebinthus in's Persische und sandte zwei seiner vertrautesten Jünger, Thomas und Addas, jenen nach Aegypten, diesen nach Skythien, um mit seiner Weisheit diese Völker zu erleuchten. Nun ward der Sohn des Königs Sapor krank. Schwindelnd von Hoffnung, in seinen geheimen Wissenschaften unfehlbare, sey es natürliche, sey es übernatürliche, Heilmittel zu finden, meldete sich Manes und verhieß, den königlichen Knaben gesund zu machen. Der König hatte eine Unterredung mit ihm und ward von ihm ein-

genommen, die Aerzte mußten den jungen Fürsten verlassen, dem Manes Mittel reichte, worauf ihm bald der Kranke unter den Händen starb. Zürnend ließ Sapor den Manes in Bande legen, in denen er lange schmachtete. Indessen kamen seine ausgesandten beiden Jünger wieder heim, fanden Mittel, ihn im Kerker zu besuchen, erzählten, wie sie seine Lehre hätten verbreiten wollen, aber keinen Erfolg gehabt, woran vor allen die Christen Schuld wären. Sie baten ihn, seiner Philosophie zu entsagen, welche überall gehöhnet und verworfen würde. Aufmerksam gemacht auf die Christen, verschaffte er sich unsere göttlichen Schriften, und als er darin fand, daß Christus verheißen hätte, einen andern Paraklet (Tröster, Erinnerer) nach seinem Hingange zum Vater zu senden, wandte er, vielleicht selbst durch Eitelkeit bethört, diese Verheißungen auf sich an und fügte Zusätze aus dem Christenthum, wie es ihm gut däuchte, zu seiner, schon ohnehin aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Lehre. Nachdem er sich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Veste an den Gränzen Mesopotamiens, neue Jünger gesammelt hatte, suchte er unter dem Namen eines Apostels Jesu Christi, nach der arabischen Erzählung auch begünstigt von Sapors Nachfolger Hormisdes (Hormuz) (272 n. Chr.), die Christen in jenen Gegenden zu seiner Lehre zu bekehren. Bei diesen Bemühungen soll er von Archelaus, einem christlichen Bischofe zu Kaskar (Charrä) in Mesopotamien, in 2 Disputationen überwunden, bald auch wieder am persischen Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Befehl des Königs Varacces (Baharam) hingerichtet (die christliche Nachricht sagt geschunden) worden seyn. Obgleich die Zeugnisse der Alten von der Lehre der Manichäer manchmal nicht ganz übereinstimmen, haben wir dennoch von dieser Häresie sehr sichere und vollständige Kunde, da der heilige Augustin sie in verschiedenen Schriften bekämpfet hat, nachdem er selbst ihr in der Jugend angehangen. Manes nahm 2 Grundwesen an, ein Gutes (Licht) und ein Böses (Finsterniß), welches dem erstern in allen Stücken entgegentritt; jedes von unzähligen aus ihm ausgeflossenen gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in 5 Elementen, oder, wie Stockwerke über einander gethürmten Sphären wohnen; im Reiche des Guten gehen Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Aether; im Reiche des Bösen aber Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch hervor, aus denen dann wieder ihnen ähnliche Kreaturen entspringen. Beide Grundwesen waren lange in Streit mit einander und während desselben erblickten die bösen Kräfte das ihnen vorher ganz unbekannte Lichtreich. Dies zu erobern machte das böse Prinzip, Hyle oder Teufel genannt, Friede unter den Seinigen; das Gute hingegen erzeugte die Mutter des Lebens und aus dieser den ersten Menschen, um den Seinigen einen Anführer in ihm zu geben. Dieser suchte die Kräfte der Finsterniß durch List und Liebe zu bezwingen; allein viele Lichtseelen und selbst sein eigner Sohn, der leidensfähige Jesus, wurde vom Teufel und seinen Aeonen verschlungen. Hierauf sandte Gott den heil. Geist zu Hülfe, der die Feinde fesselte und das Weltgebäude schuf. Der Teufel aber, um das Böse in die Welt zu bringen, erzeugte den Menschen, dessen Körper und sinnliche Seele seinem Reiche angehören, dessen vernünftige Seele aber von dem, in jenem Kampfe von dem Teufel verschlungenen Lichtstoffe ist. Deßhalb sehnen sich auch die Menschen zu dem Lichte zurück und zu ihren Gunsten sandte Gott seinen Sohn Christus (vom leidensfähigen Jesus verschieden) in die Welt, der aber nicht Mensch wurde, sondern was das Evangelium erzählt, ist bloß Schein, sein Leiden, Tod und Auferstehung sind nur Sinnbilder der menschlichen Läuterung durch Entsagung, Tod und neues Leben. Ehe er seine sichtbare Gegenwart den Menschen entzog, verhieß er ihnen den Paraklet (Tröster, Ermahner), der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Und dieser war nun gekommen; er war

kein anderer als Manes. Durch Befolgung der Lehre Christi werden die Menschen fähig, wieder in's Lichtreich zurückzukehren, ihr heimisches Gefilde. Das verschiedene Verhalten der Menschen hienieden bestimmt deren verschiedenes Schicksal nach dem Tode auf dreifache Weise. Diejenigen, welche den Vorschriften Christi vollkommene Genüge geleistet haben, müssen gleichwohl noch eine Reinigung ausstehen. Seelen, welche nicht so vollkommen, wie jene, nach der Lehre Christi gewandelt haben, sind der Seelenwanderung unterworfen. Je nach verschiedenem Verdienste müssen sie in verschiedene Leiber anderer Menschen, oder Thiere, auch in Pflanzen übergehen, ehe sie zur Seligkeit erhoben werden. Welche aber entweder die Wahrheit nicht erkannten oder freventlich sündigten, die werden zur Hölle verdammt; einige gleich nach dem Tode, andere nach Durchwanderung mehrerer Körper. Das Höllenfeuer, obschon bestehend aus einem Elemente des Nachtreichs, hat dennoch Kraft zur Läuterung bis auf einen gewissen Grad. Ist dieser erreicht worden, so gehen die Seelen in andere Leiber über. Bessern sie sich nicht, so werden sie wieder in die Hölle gestürzt, wo sie bleiben bis an's Ende der Welt. Die Leiber stehen nicht wieder auf. Sie wurden gebildet aus Elementen des Reichs der Finsterniß, und sind nur Gefängnisse der Seelen. Ein großes Feuer wird die Welt verzehren. Dann werden die Seelen, welche nicht würdig befunden worden, in's Lichtreich einzugehen, das Amt bekommen, Wache zu halten zwischen diesem und dem Reiche der Finsterniß, auf daß das böse Grundwesen nichts Neues unternehmen könne. Mit diesem Religionssystem, das in den Büchern des Skytheanus und Manes eignen Zusätzen, Briefen und apokryphischen Schriften enthalten war, aber nur noch in Bruchstücken, welche man in alten Streitschriften, besonders des heil. Augustinus gegen die Manichäer findet, vorhanden ist, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Die Manichäer verwarfen alle göttlichen Schriften des alten Bundes. Nur die 10 Gebote hielten sie für gültig, doch nur als lange vor Moses Zeit bekannt gewesene Gesetze. Die Manichäer hatten zwar die Taufe, ließen aber nur die Auserwählten dazu gelangen, und selbst unter diesen nur diejenigen, welche es verlangten. Sie behaupteten, die Eucharistie zu haben, hatten aber nichts, was unserm Abendmahl ähnlich war; und da sie sich den Genuß des Weins untersagten, können sie auch darum nicht den gesegneten Kelch gehabt haben. So wie Manes das geistliche Oberhaupt seiner Anhänger gewesen war, wurden auch nach ihm Andere dazu gewählt. Unter dem Oberhaupte standen 12 Lehrer, unter diesen 72 Bischöfe. Jene sollten die 12 Apostel, diese die 70 oder 72 Jünger des Sohnes Gottes vorstellen. Unter diesen standen Priester, Diakonen und sogenannte Glaubensboten, welche Gemeinden zu gründen, oder die gegründeten zu befestigen, ausgesandt wurden. Diese ganze Geistlichkeit ward aus den sogenannten Auserwählten erkoren, welche das priesterliche Geschlecht genannt wurden. Aber nicht alle Auserwählte waren dem Gottesdienste gewidmet. Sie hatten auch Jungfrauen, welche sich beständiger Enthaltung widmeten. Die Manichäer hatten weder Tempel, noch Altäre, noch Opfer, noch Bilder, noch Rauchwerk. Den Sonntag hielten sie, fasteten aber an diesem Tage, weil sie sagten, die Welt werde am Sonntage untergehen. Kein Fest, welches Beziehung hat auf die Menschwerdung des Sohnes Gottes, ward von ihnen gefeiert, wohl aber der Todestag Christi; ob der Tag seiner Auferstehung? das ist zweifelhaft. Der Todestag des Manes wurde am feierlichsten von ihnen begangen. Sie errichteten ihm zur Ehre einen, über 5 Stufen stehenden, Lehrstuhl, behingen ihn mit Teppichen und warfen sich vor ihm nieder. Ihr Gottesdienst bestand in Vorlesungen und in Gesang. Sie hatten eigne Lieder. Wahrscheinlich predigten sie auch. Sie theilten sich in 2 Ordnungen, deren geringere aus Zuhörern bestand; die höhere aus Auserwählten. Letztere waren zu einer außerordentlich strengen Lebensweise

verpflichtet. Sie sollten sich des Weines, des Fleisches und aller animalischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten und ihr Leben der frommen Contemplation widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommeren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Sie wollten für Christen gehalten seyn, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden, als andre Häretiker. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell genug aus Persien, ihrem Vaterlande, durch den ganzen Orient, bis nach Indien und China hin verbreitet, auch in Aegypten, in der Provinz Afrika, in Italien, Gallien u. Spanien. Doch scheint nirgends die Zahl der Manichäer im gleichen Verhältnisse mit ihrer Ausbreitung gestanden zu haben. Der sogenannten Auserwählten mögen wahrscheinlich allenthalben nur wenige gewesen seyn. In Nordafrika, wo sie viele, obwohl nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. Jahrh. von den Vandalen, im römischen Reiche, besonders in Italien, ausgerottet. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem Anfange des 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück und traten in späteren Jahrh. nur unter andern Namen, Priscillianisten, Paulicianer und Katharer wieder auf.

Manier ist überhaupt die eigenthümliche, und in Vergleichung mit andern sich auszeichnende Art und Weise eines Menschen, zu handeln. Man sagt z. B. Jener hat eine so einnehmende Manier, Einem die Wahrheit zu sagen, daß man ihm darüber nicht gram seyn kann. In den schönen Künsten ist es besonders die eigenthümliche Art, wie der Künstler seinen Gegenstand im Ganzen behandelt, und seine Kunstmittel dazu gebraucht hat. Die Manier zeigt sich bald in der Zeichnung und dem Colorit, bald in der Wahl der Materie, in der Zusammenstellung, Anordnung, Verhältnissen. Die Figuren des einen Malers sind alle schlank und hager, des andern kurz und gedrungen. Dieser hat ein heiteres, gefälliges; jener ein finsteres Colorit. Dieses Künstlers Arbeit zeigt eine leichte, jenes eine flüchtige Hand. So wie die Hände der Schreiber verschieden sind: so verschieden sind die Manieren der Künstler, daran Kenner sie bald erkennen. Eigentlich ist die Manier für den Künstler ein Fehler. Die Manier seiner Arbeit darf nicht subjektiv, sondern muß objektiv, d. i. gerade diejenige seyn, die der Gegenstand fordert. Besonders tadelt man das Manierirte in Kunstwerken, wenn es den eigenthümlichen Geschmack des Künstlers zu sehr verräth, das Egoistische, Pedantische, das Gesuchte, das Gedehnte, das Streben nach Originalität, ohne das Talent, musterhaft zu seyn, die ängstliche Feile, worüber der Eindruck des Ganzen verloren geht. Von der Manier ist der Styl unterschieden. Vergl. d. Art. Styl.

Manifest, Manifestum, eine öffentliche Schrift, wodurch ein Fürst oder souverainer Staat sein Recht oder Vorhaben, und die Ursachen desselben bekannt macht. Die gemeinsten Manifeste sind, worin die bewegenden Ursachen eines erhobenen Krieges vorgestellt werden, in welchem Falle es mit der Kriegserklärung überein kommt, sonst aber davon unterschieden ist, indem diese nur an Feinde, die Manifeste aber an Freunde und Feinde ergehen. In Handelssachen heißt Manifest auch die Urkunde, welche besonders zur Kriegszeit der Schiffer, außer den Verladescheinen, mitbekommt;

nämlich ein Verzeichniß von allen Verladern und deren Frachtgütern nach ihren Nummern und Zeichen, desgleichen auch von den Abnehmern der Ladungsstücke, und wo sie wohnen. Ein solches Dokument wird entweder vom Schiffsmakler, der die Ladung besorgt hat, oder von einem Korrespondenten ausgefertigt. Durch Vorzeigung desselben kann sich alsdann der Schiffer gehörig legitimiren. In Kriegszeiten ist dies ein wichtiges Certifikat; wenn nämlich der Schiffer keine andere als neutrale Güter, und besonders keine Waaren, welche Kontrebande sind, hat laden sollen, so wird nach der Aussage, das Manifest durch die Obrigkeit bekräftigt, damit der Schiffer, wenn er angehalten werden sollte, desto leichter die Beschaffenheit seiner Ladung verificiren könne.

Manilius (Markus), latein. Dichter, blühte unter August und Tiberius, hinterließ ein Gedicht Astronomicon, in 5 Büchern, was mehr Werth hinsichtlich der Astronomie als der Dichtung hat, obwohl einzelne Stellen, vorzüglich der Anfang eines jeden Buches, und im 2. Buche die Beschreibung der Milchstraße sehr schön sind. Ausgaben von Bentley, London 1739. 4.; Burton, ebend. 1783. 8.; Stöber, Straßburg 1767. 8.

Manipel (Manipulus), s. Legion.

Manipulation, Magnetische, s. Magnetismus.

Manko-Kapak, s. Peru.

Manlius (Markus), mit dem Beinamen Capitolinus, ein tapferer, aber auch sehr ehrgeiziger und ränkesüchtiger römischer Patrizier und Consular. Als die Gallier unter Brennus im J. der Stadt 364 Rom eroberten, gehörte Manlius mit zu denen, welche das Kapitol vertheidigten. Hier hatte er Gelegenheit, sich um den Staat sehr verdient zu machen. Denn als die Gallier des Nachts den Versuch machten, das Kapitol zu ersteigen, so wurde Manlius zuerst durch das Geschrei der Gänse erweckt, und machte Lärm. Er war auch der Erste auf der Mauer, wo er schon zwei Gallier antraf. Dem einen, der mit der Streitaxt nach ihm ausholte, hieb er die rechte Hand ab, und dem andern gab er einen solchen Stoß mit dem Schilde, daß er rückwärts von der Mauer den Felsen herunter stürzte und im Fallen viele Gallier mit sich fortriß; während der Zeit kamen die Römer herbei, und verjagten die Gallier vollends. Das Kapitol war gerettet, und die Tapferkeit des Manlius ward belohnt durch den ehrenvollen Zunamen Capitolinus. Ein späterhin von ihm gethaner Gesetzvorschlag, dem Volke die Steuern abzunehmen, brachte den Senat wider ihn auf, und er ward als ein Unruhestifter verhaftet, mußte aber auf die einmüthige Forderung des Volkes, das ihn als seinen Wohlthäter verehrte, wieder frei gelassen werden. In seinem Hause versammelten sich seine Anhänger öffentlich, und er verhielt seine Absichten so wenig, daß er das Volk geradezu ermahnte, die Diktaturen und die Konsulate abzuschaffen, eine vollkommene Gleichheit unter allen Bürgern einzuführen, und dann ein Oberhaupt zu erwählen, welches die Patrizier und das Volk in Furcht zu erhalten im Stande sey. Er schlug sich sogar selbst zu diesem Oberhaupte vor. Der Senat, welcher Nachricht von diesen Berathschlagungen erhalten hatte, gab nun den Kriegstribunen, unter denen sich auch der große Kamillus befand, vollkommene Gewalt, in dieser Sache Alles zu thun, was das Beste des Staats erforderte. Die Tribunen selbst traten diesmal auf die Seite des Senats. Er ward zum Tode verdammt und (J. R. 371) von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt.

Manlius (Titus) Torquatus, der Sohn des L. Manlius Imperiosus, ein edler Römer, der schon durch seine kindliche Liebe gegen seinen harten Vater und nachher noch mehr durch seine Tapferkeit sich auszeichnete. Den Beinamen Torquatus erhielt er bei folgender Gelegenheit. In einem Kriege mit den Galliern diente Manlius unter dem Diktator T. Quinctius Pennus-

Eines Tages trat ein riesenhafter Gallier auf die Brücke über dem Anio, und forderte mit lauter Stimme einen Römer zum Zweikampfe heraus. Lange fand sich Niemand, der die Ausforderung annehmen wollte; endlich aber bat Manlius den Diktator um die Erlaubniß, mit dem Gallier fechten zu dürfen. Diese wurde ihm mit Freuden ertheilt. Der Kampf fiel sehr glücklich für den Manlius aus. Er hieb ihm den Kopf ab, und nahm die goldene Kette von seinem Halse, wovon er den Beinamen Torquatus erhielt, den er auf seine Nachkommen fortpflanzte. Der Sieg des Manlius machte die Gallier so muthlos, daß sie in der Nacht ihr Lager verließen, und sich nach Kampanien zurückzogen. Bald darauf hatte dieser tapfere Römer die Ehre, zum Diktator erwählt zu werden, ob er gleich er noch nicht Konsul gewesen war. Die nämliche Ehre hatte er zum zweitenmale, als die Wahl der neuen Konsuln zu einer Zeit fiel, wo die alten gegen den Feind im Felde standen. Das Jahr darauf wurde er zum erstenmal mit dem C. Plautius Hypsäus zum Konsul gewählt. Da aber Rom jetzt gerade Frieden hatte, so suchten sie durch verschiedene Verordnungen zum Besten der Schuldner die Wohlfahrt des Staats zu befördern. Zum zweitenmale ward er Konsul mit dem berühmten Decius Mus im ersten samnitischen Kriege. In Kampanien, am Fuße des Vesuv, lagerten sich die beiden Armeen einander gegenüber. Manlius hatte den Befehl gegeben, daß kein Römer ohne ausdrücklichen Befehl und außer seinem Gliede sich mit dem Feinde in ein Gefecht einlassen sollte. Diesen Befehl übertrat der Sohn des Konsuls selbst. Der Zweikampf fiel glücklich für den jungen Manlius aus, und stolz auf seinen Sieg ritt er zum Heere zurück, und legte die Beute des Feindes seinem Vater zu Füßen. Aber dieser, statt seinen Muth zu loben, kehrte ihm den Rücken zu, und gab ihm nachher in Gegenwart des Heeres einen harten Verweis, daß er durch seinen Ungehorsam der Armee ein so übles Beispiel gegeben hätte. Deine That verdient zwar alles Lob, sagte er, aber dein Verbrechen muß bestraft werden. Du wirst dich selbst freiwillig der gesetzten Strafe unterwerfen, wenn nur ein Tropfen vom Blute der Manlier in deinen Adern fließt. Nun krönte er ihn erst als Ueberwinder, und befahl dann dem Liktor, ihn an einen Pfahl zu binden, und mit dem Schwerte hinzurichten. Manlius hatte durch diese Strenge, die ihm freilich theuer zu stehen kam, doch den pünktlichsten Gehorsam bei seiner Armee sich verschafft, welches nicht wenig zu dem einige Tage darauf erfochtenen Siege beitrug. Manlius schlug bald darauf die Lateiner nochmals bei Sinuessa, und eroberte ihr Land. Er erhielt nach so vielen glänzenden Thaten unstreitig die Ehre eines Triumphs, obgleich Livius ganz davon still schweigt. Bald darauf fiel er in eine Krankheit, so daß er seinem Kommando nicht mehr vorstehen konnte, weswegen er den L. Papirius zum Diktator ernannte. Er lebte noch einige Zeit als Privatmann, und erhielt auch noch zum drittenmale die Diktatur, doch ist unbekannt, bei welcher Veranlassung.

Mann, s. **Weiblichkeit**.

Manna, ein honigähnlicher Saft aus Calabrien und Sizilien, der bald in kleinen Körnern, oder Tropfen von unregelmäßiger Gestalt, rundlich, oder länglich, bald gekrümmt, oder gedreht zu uns kommt. Er sollte ausgesucht weißlich seyn, oder höchstens einen schwachen Anstrich von Gelb haben, nicht zu schwer seyn, in regelmäßigen, trocknen Körnern, oder mäßig langen Flecken, von angenehmen Geschmack, und im Munde sich ganz auflösen. Man erhält ihn von verschiedenen Bäumen, besonders von Eschen. Die feinste Sorte quillt von sich selbst aus den Blättern; die schlechtere erhält man durch Einschnitte in den Stamm und in die Aeste des Baumes. Man könnte eine ähnliche Substanz aus verschiedenen andern Gewächsen z. B. aus den Runkelrüben gewinnen. Das Manna, welches die Israeliten

von Cameelstauden (arab. Charti Schatet) in der arabischen Wüste sammelten und zur Speise bereiteten, sieht wie Coriandersamen aus, schmeckt süß wie Hönig und heißt jetzt bei den Perser Terengabina. Ueberhaupt aber kennt man noch nicht die manchfaltigen Mannagewächse, deren es auch in Amerika giebt. Die Manna wird mit dem Harz aus Lerchenbäumen (Manna von Briançon) verfälscht; die veraltete gelbe, wurmstichige muß für den Arzneigebrauch verworfen werden.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Manngericht, Mannengericht, s. Mannrecht.

Mannheim, ehemals die Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt die zweite Residenz des Großherzogs von Baden und die Hauptstadt des Neckarkreises des Großherzogthums Baden, liegt beinahe in der Mitte der Ebene zwischen den dies- und jenseitigen Rheingebirgen, am linken Ufer des hier in den Rhein fließenden Neckar, mit 18.000 Einwohnern. Ueber beide Flüsse führen Schiffbrücken. Sie gehört zu den regelmäßigsten, aber auch neuesten Städten Deutschlands. Erst 1606 legte hier Kurfürst Friedrich IV. ein festes Schloß an, um welches die Stadt, vorzüglich durch Flüchtlinge aus den Niederlanden, entstand. Der 30jährige Krieg brachte sie sehr herunter, und kaum hatte sie sich etwas erholt, als die Franzosen 1688 sie gänzlich vernichteten. Sie erhob sich indeß aus ihren Trümmern und ward seit 1720 die Residenz der pfälzischen Kurfürsten. Dadurch ward sie zu einer der blühendsten Städte Deutschlands, bis 1777 der Kurfürst nach München zog. Auch im französischen Kriege litt Mannheim durch Belagerung. Jetzt sind ihre Werke abgetragen und in Gärten verwandelt. Sie hat schöne Straßen, herrliche Plätze. Die schönsten Plätze sind: der Paradeplatz, mit einem trefflichen Brunnen von Crepello gegossen; der Marktplatz mit einer allegorischen Gruppe, auf die Lage von Mannheim am Rhein und Neckar deutend, von van der Branden. Unter den vielen und schönen öffentlichen Gebäuden sind die bedeutendsten: das sehr weitläuftige und prächtige 755 Fuß lange Schloß, wovon aber ein Theil abgebrannt ist, und worin sich noch schöne Sammlungen von Gemälden, Antiken und Gypsabgüssen befinden. Die prächtige ehemalige Jesuitenkirche. Der mit Säulen vom feinsten pfälzischen Marmor gezierte hohe Altar ist äußerst geschmackvoll und die in Fresco gemahlte Decke eine von den schönsten in Deutschland. Diese Kirche hat zwei Thürme, zwischen welchen die hohe Kuppel emporragt. Die Höhe der Kuppel soll vom Boden an 250 Fuß betragen; von den 250 Fuß ihrer Länge nimmt das Schiff der Kirche allein 200 ein. Das auf 72 Bogen ruhende, 160 Schritt lange Kaufhaus, mit einem schönen Thurme; das ganz neue, in einem edlen Style erbaute, 92 Fuß hohe, 400 Fuß lange und 118 Fuß breite Zeughaus; das Theatergebäude mit kunstvoller Bildnerarbeit; die schöne, sehr wohl eingerichtetete Sternwarte. Man findet in Mannheim 1 Lyceum, 1 Handlungsinstitut, 1 Bibliothek, 1 botanischer Garten. Auch sind: 1 Kanonengießerei, 1 Münze, 6 Tabaks-, Krapp-, Leinewand-, Tapeten-, Semilor-, Wollen- und andere Fabriken vorhanden. Der Handel und die Schifffahrt ist ansehnlich. Die Stadt ist mit schönen Gärten und Anlagen umgeben, wovon die Insel Mühlau zwischen dem Rhein und Neckar und einem Arme, welcher diese verbindet, besonders hübsch ist. Reinliche, reiche und große Dörfer mit schönen Kirchen und Schlössern in dieser Gegend sind häufig, und gehören zu den vorzüglichsten in Deutschland.

Mannlich (Christian v.), Direktor der königl. baierschen Gemäldegallerie, geb. 1745 zu Straßburg, erhielt von seinem Vater Konrad den ersten Unterricht in der Malerkunst. Dieser besaß eine große Kunstfertigkeit, und hinterließ der münchner Gallerie mehrere schätzbare Gemälde. Die väterliche Werkstätte verlassend, bildete der talentvolle Mannlich sich auf der Akademie zu Mann-

heim, zu Paris, unter Van Loo und Boucher, und zu Rom unter dem Direktor der franz. Akademie, Natoire, und neigte sich in seinen selbstständigen Arbeiten zu dem modernen franz. Style hin. Nach seiner Rückkehr verweilte er einige Zeit in Zweibrücken, und folgte 1799 einem Rufe nach München, wo er als Direktor des durch die Gallerien von Düsseldorf und Mannheim vermehrten Kunstschatzes, über denselben 1805 einen zweckmäßig geordneten Katalog in 2 Bdn. herausgab. Nicht mindere Verdienste erwarb sich Mannlich um die Anordnung der Gemäldesammlung zu Schleißheim. 1808 ertheilte ihm der König Maximilian Joseph den Orden der baierschen Krone; auch wurde er in diesem Jahre Mitglied der Akademie der Künste. Mannlich genoß der allgemeinen Hochachtung seiner Verdienste, und starb zu frühe für die Kunst am 1. Jan. 1822. Die Gallerie besitzt von ihm eine büßende Magdalena (Portrait seiner Frau), einen heil. Hieronymus, Koriska, einen Satyr und Silvio. Außerdem hinterließ er noch mehrere Darstellungen aus dem alten Mythus und christlicher Gegenstände.

Mannrecht, so viel wie Lehnsrecht, nach welchem adelige Vasallen gerichtet wurden. Unter Mann- oder Mannengericht verstand man das aus Vasallen eines Lehnsherrn bestehende Gericht, vor welchem über Streitigkeiten, die zwischen dem Lehnsherrn und den Vasallen sich erhoben, abgeurtheilt wurde. Die Bedeutung eines Mannrichters, Mannboten, Manntages ꝛc., ist demnach leicht zu erklären.

Manoel (Don Franzesko), einer der ausgezeichnetsten lyrischen Dichter der neuern portugiesischen Literatur, geb. zu Lissabon 1734, ward von seinen Eltern der Tonkunst bestimmt, in der er auch ansehnliche Fortschritte machte. Aber die Lesung einiger trefflicher Gedichte des Camoens und Ferreira entzündete in ihm das Feuer der Nacheiferung, und sobald er sich des Talents zur Poesie bewußt ward, entströmten seiner Phantasie die herrlichsten Gedichte. Nicht minder thätig war er im Gebiete der Literatur; aber sein Name ward erst seit dem Erdbeben von Lissabon 1755 berühmt, wo er die Fremden erklärend und belehrend durch die Trümmer seiner Vaterstadt führte. Sein Hymnus an die Tugend begründete auf immer seinen dichterischen Ruf. Aber der Neid rastete nicht, ihn von seiner Höhe zu stürzen und ihm die Achtung des Publikums zu entziehen; man schilderte ihn bald als einen Religionspötter, und wirklich gab er zu den nachtheiligen Aeußerungen über seinen Charakter durch seine Uebersetzung von Moliere's Scheinheiligen selbst der Vorwand. Er ward deßhalb vor die Inquisition gefordert, aber den Diener des heil. Gerichts, der ihn arretiren sollte, entwaffnete er am 4. Juli 1758 glücklich, und flüchtete sich nach Paris, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, vom portug. Gesandten, dem edlen Marquis de Marialva, mit ansehnlichen Geldsummen zu seinem Lebensunterhalt unterstützt. Manoel erreichte ein Alter von 84 Jahren und starb zu Paris 1819. Seine Gedichte (Versos de Filinto Elysio) sind in mehreren Bänden gesammelt erschienen; vorzüglich sind seine Oden, welche ihm eine bleibende Stelle auf dem portug. Parnaß sichern. Auch übersetzte er meisterhaft den Oberon von Wieland und Lafontaine's Fabeln.

Mannus, ein Sohn Thuiskons, einer der berühmtesten Helden bei den alten Deutschen, der, wie Tacitus erzählt, nach seinem Tode als Schutzgott verehrt wurde. Sein Bild, in der Riesengestalt eines altdeutschen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, einem Schild an der Seite und unter einer Eiche stehend, wurde lange Zeit bei den Rugiern verehrt. Kritiker haben ihn bald für den Adam, bald für den Noah in der bibl. Geschichte gehalten. Von ihm bedeutet das Wort Mann einen mit Kraft und Muth ausgerüsteten Menschen.

Manöver, Manoevre. Dieses franz. Wort hat in der Schifffahrt verschiedene Bedeutungen: 1) heißt es, die stehenden und laufenden Wände, wie auch alles Tauwerk, womit die Masten fest in ihrem Stande erhalten und

die Raen, Segel u. Anker regiert werden. 2) Das Betauen der Schiffe, oder das Anbringen alles Tauwerks, sowohl des stehenden als laufenden, und was dazu gehört. 3) Die Arbeit der Mattrosen an denselben selbst, oder das Bewegen und Regieren desselben, so wie die Kunst, das Schiff durch Steuer und Segel zu regieren, oder die Steuerarbeit. Wenn man aber von dem Manöver einer Flotte spricht, so versteht man darunter die Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um sich in diese oder jene Ordnung zu stellen, oder im Segeln irgend eine besondere Wendung zu machen, um eine vorgesetzte Richtung anzunehmen und den bestimmten Punkt zu erreichen. Diese Bewegungen werden nach verschiedenen Anordnungen ausgeführt, indem die Schiffe sie entweder zugleich oder nacheinander machen; sie legen nämlich zugleich oder eins nach dem andern in einem bestimmten Punkte um ꝛc. Bei den Landtruppen versteht man unter Manöver die mancherlei Handgriffe, Wendungen, Bewegungen und Evolutionen der Soldaten, sowohl bei dem Exerciren als im Felde. Vergl. d. Art. Waffenübungen.

Manometer oder Dasymeter, ein Werkzeug, wodurch man die Dichtigkeit der Luftschichten abmessen kann, von Otto von Guerike erfunden (daher auch manometrum Guerickianum), von Fouchy und Gerstner verbessert. Es ist eine, gewöhnlich luftleere Kugel von Glas oder dünnem Blech, welche an einem Wagebalken befestigt, und durch ein Gegengewicht im Gleichgewicht erhalten wird. Die Kugel muß möglichst groß, das Gewicht möglichst klein gemacht werden. Wird die Luft schwerer, d. h. dichter, so wird sich die Kugel etwas in die Höhe heben, weil diese nunmehr im Verhältniß zur Luft leichter geworden; wird die Luft leichter, d. h. dünner, so sinkt die Kugel aus dem umgekehrten Grunde.

Mansard (Franziskus), ein berühmter französischer Architekt, geboren zu Paris 1598. Die herrlichen Gebäude, zu denen er den Plan entworfen, beweisen sein großes Genie und seine Talente für die Baukunst. Er hatte edle und erhabene Ideen, einen freien Geschmack in Ausschmückungen und eine tiefe Kenntniß aller einzelnen Theile seiner Kunst. Seine Arbeiten zieren nicht nur Paris und seine Umgegend, sondern auch mehrere Provinzen. Die hauptsächlichsten sind: das Schloß zu Blois, Maisons, Berg, die schöne Kapelle zu Fresnoi, nebst dem allda befindliche Saal, in Paris das Portal des Minimenklosters, das Portal der Fevillantiner, die Kirche der Nonnen de la visitation, die Kapelle und das Thor des Contischen Pallastes, die Palläste de la Vrilliron, de Jari, d'Aumont, de Carmavelec und viele andern. Von ihm haben die gebrochenen Dächer, die er zuerst angab, den Namen Mansarden. Er starb im Sept. 1666 im 63. Jahr seines Alters. Sein Neffe, Jules Hardouin Mansard, geboren zu Paris 1645, starb 1708, ist ebenfalls als Baumeister berühmt und führte die meisten Gebäude Ludwig XIV. auf.

Mansfeld, eine der berühmtesten und ältesten gräflichen Familien Deutschlands, die von den edeln Herren von Querfurt abstammte und vom Schlosse Mansfeld in Thüringen den Namen führt. Sie war in mehrere Linien getheilt. Unter den alten mansfeldischen Grafen zeichnete sich Hoyer aus, der 1115 unter Kaiser Heinrich V. im Treffen beim Welphsholze blieb. — 2) (Albrecht, Graf von) war ein eifriger Anhänger Luthers, zwang 1547 den Herzog Heinrich von Braunschweig, die Belagerung von Bremen aufzuheben und starb 1510, 80 Jahr alt. Sein fünfter Sohn, Volrath, befand sich im Treffen von Montcontour, rettete durch seinen schönen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei und starb 1578. — 3) (Peter Ernst,

Graf von) übernahm nach dem Treffen von Montcontour den Oberbefehl über die Deutschen, wurde aber 1552 in Yvoy gefangen darauf; als Statthalter von Luxemburg, sorgte er für die Ruhe dieser Provinz, indeß in den übrigen Theilen der Niederlande der Aufruhr in lichten Flammen ausbrach. Philipp II. von Spanien vertraute ihm hierauf auch den Oberbefehl über die spanischen Truppen in den Niederlanden an. Er starb 1604 im 87. Jahre, mit dem Titel eines Fürsten des römischen Reichs. — Sein Sohn Karl, Fürst von Mansfeld, zeichnete sich in den flandrischen und ungarischen Kriegen aus, schlug die Türken, welche Gran entsetzen wollten, und starb 1595, ohne Nachkommen zu hinterlassen. — 4) (Ernst von Mansfeld) des letztern natürlicher Bruder, von seinem Taufpathen, Erzherzog Ernst v. Oestreich, in der Lehre der römischen Kirche erzogen, wurde von Kaiser Rudolph II. wegen seiner dem Hause Oestreich geleisteten Dienste in den Niederlanden und in Ungarn legitimirt. Da man ihm aber die väterlichen Güter vorenthielt, trat er mißvergnügt 1610 zu den protestantischen Fürsten und zur reform. Kirche über und wurde ein heftiger Gegner des östreich. Hauses. Seit 1618 focht er an der Spitze der aufrührerischen Böhmen und dann am Rhein für den geächteten Churfürsten Friedrich von der Pfalz, meistens siegreich, warb 1625, von den Britten und Franzosen mit Geld unterstützt, ein Heer, welches in die Erbländer des Kaisers einzudringen bestimmt war. 1626 schlug ihn Wallenstein bei Dessau; demungeachtet marschirte Mansfeld auf Ungarn los, wo er sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen zu vereinigen gedachte. Letzterer aber änderte seine Gesinnung, wodurch Mansfeld genöthigt war, seine Soldaten zu verabschieden. Er hatte beschlossen, mit einem kleinen Gefolge sich in Venedig nach England einzuschiffen, als er unterwegs bei Zara erkrankte, 1626, 40 J. alt, starb und zu Spalatro begraben wurde. Mansfeld war ein außerordentlicher Mensch und großer Feldherr, kühn trotzend allen Gefahren und Beschwerden, und aus seinen oft erlittenen Niederlagen immer furchtbarer hervorgehend. Seinen großen Verstand zeigte er besonders in Unterhandlungen; seine Beredsamkeit war hinreißend und seine List unerschöpflich. Da er seine Truppen durch Raub und Plünderung nährte, so hat man ihn nicht mit Unrecht mit Attila verglichen. Von den beiden Linien des Hauses Mansfeld starb die eislebische oder lutherische 1710 aus. — 5) (Heinrich Franz, Graf von) zeichnete sich im spanischen Erbfolgekriege aus und starb zu Wien den 8. Juni 1715 im 74. Jahre als Fürst des römischen Reichs und von Fondi, Grand von Spanien und kaiserlicher Feldmarschall. Sein Erbe Heinrich Paul Franz verkaufte Fondi, und mit ihm erlosch 1780 der männliche Stamm des mansfeldischen Hauses. Seine Allodialgüter brachte seine einzige Tochter durch Heirath an das fürstliche Haus Colloredo; seitdem führt dasselbe den Namen: Colloredo-Mansfeld.

Mansfield (Wilhelm Murray, Graf von), Lordoberrichter von England, geb. zu Perth in Schottland 1705, wurde zu Oxford erzogen, durchreiste dann Frankreich und Italien, und erlangte nach seiner Rückkehr, als Redner vor Gericht, bald ein großes Ansehen. Als Lordoberrichter der Kingsbench (1756) versetzte ihn der König auch in den geheimen Rath, und in jeder Art von Geschäften zeigte er Klarheit und Bestimmtheit, so daß man sich unbedingt seinen Aussprüchen unterwarf. 1788 legte er das Amt eines Oberrichters nieder und starb 1793 auf seinem Landsitze bei Kenn-Wood unweit Hampstead.

Manso (Joh. Casp. Friedr.), geb. zu Blasienzell am 26. Mai 1759, erhielt im elterlichen Hause seine erste wissenschaftliche Bildung und machte frühe im Studium der Klassiker Roms und Griechenlands ansehnliche

Fortschritte. 1776 bezog er das Gymnasium zu Gotha, ging dann, um sich der Theologie zu widmen, nach Jena, war hier einige Jahre Hauslehrer beim berühmten Rechtsgelehrten Hellfeld, vertauschte aber bald das Studium der Theologie mit dem der philosophischen und philologischen Wissenschaften. Nach Gotha zurückgekehrt, übernahm er hier eine Erzieherstelle, wurde 1783 Gymnasial-Lehrer daselbst, folgte aber 1790 einem Rufe als Prorektor des Magdalenengymnasiums nach Breslau, an welcher Anstalt er seit 1793 als Rektor segensreich wirkte. Er lebte hier in der engsten Freundschaft mit Garve, wie früher mit J. Fr. Schmidt, dem bekannten Uebersetzer des Horaz, in Gotha. Manso war im Leben ein schlichter und einfacher Mann. Im Aeußern zeigte er noch ganz die Sitte der Zeit, die ihn hatte aufwachsen sehen. Sein Herz schlug warm für alles Große und Schöne alter und neuer Zeit; und dies war er auch bemüht auf seine Schüler überzutragen, bei denen sein Andenken in Liebe und Segen bleiben wird. Er wollte sie nicht bloß belehren, er wollte sie auch zu guten und echten Christen bilden. Gläubig und fromm sah der treue, redliche Mann seiner Zukunft entgegen und ging so vom Glauben zum Schauen ein am neunten Junius 1826 zu Breslau im 67sten Jahre seines Lebens. Manso war ein vielseitig gebildeter Mann, im Fache der Geschichte und Philologie ein besonders ausgezeichneter Gelehrter. Seine Jugend fiel in die schöne Zeit unserer Literatur, wo sich der Dichtergeist wieder in Deutschland regte und die Gedichte eines Haller, Wieland und Uz, späterhin eines Bürger, der Grafen Stolberg, Hölty's und Anderer, in vielen Herzen wiederklangen. Auch Manso versuchte sich mit Glück in eignen Gedichten und Uebersetzungen altklassischer Dichterwerke; von den letztern nennen wir seine Uebersetzung der Georgica des Virgilius (Gotha 1783) und des Bion und Moschus (ebend. 1784); des Königs Oedipus des Sophokles und das befreite Jerusalem; letzteres unvollendet. Wenn auch diesen Uebersetzungen das Verdienst der Treue nicht beigelegt werden kann, so sind doch in denselben gelehrte Kenntnisse und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen. Seine eigene Gedichte stehen meistens in seinen vermischten Schriften (2 Thle. Leipz. 1799. 8.). Unter ihnen ist seine Kunst zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern, das bedeutendste, die Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften ist als philosophisches Gedicht nicht ohne Verdienst. Auch in den zwei Bänden seiner vermischten Schriften finden sich unter dem Namen, poetische Wälder, zwei Bücher vermischter Gedichte. Es sind didaktische und lyrische Stücke, Elegien, Madrigale und Epigramme, theils Originale, theils freie Nachbildungen, unter denen Manches durch Zartheit und Innigkeit anspricht. Seine ästhetischen Untersuchungen in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie der schönen Wissenschaften werden von Kennern fortwährend geachtet; so wie seine historischen Arbeiten über Sparta (Leipz. 1800, ff. 3 Thle. 8.). Aber am höchsten ist Manso's Ruhm in den letzten zehn Jahren durch seine historische Werke gestiegen. Wir nennen hier sein Leben Constantin des Großen; die Geschichte des preußischen Staats seit dem Hubertsburger Frieden bis zur zweiten Pariser Uebereinkunft (Frankf. a. M. 3 Bde, 1820, ff. 8.) ist durch fleißiges Quellenstudium, durch richtigere Würdigung der Charaktere und handelnden Personen, und durch eine ausnehmend reine und geglättete Schreibart ausgezeichnet. Manche Gründe bewogen den Verfasser, seinen Namen nicht auf den Titel zu setzen, aber dessenungeachtet wird dieses Buch fortwährend zu den ersten geschichtlichen Werken unsers Vaterlandes gerechnet werden. Nicht minderes Lob gebührt seiner Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien (Breslau 1824, gr. 8.), das von den ersten Historikern mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen ist. Andere kleine, gehalt-

volle Aufsätze und Programme übergehen wir, die sich meist in der zweiten Sammlung seiner vermischten Abhandlungen und Aufsätze (Breslau 1821) finden.

Mantegna (Andreas), einer der berühmtesten italien. Maler, geb. zu Padua 1431. In der Jugend soll er die Schaafe gehütet, jedoch schon Neigung und Anlage zum Zeichnen gezeigt haben, weßhalb man ihn dem Jac. Squarcione zu unterrichten übergab, den seine großen Talente, sein liebenswürdiger Charakter bewogen, ihn an Kindesstatt anzunehmen und zu seinem Erben einzusetzen. In kurzer Zeit übertraf er seinen Lehrer schon, und noch nicht 17 Jahre alt, malte er ein großes Altarblatt in der Sophienkirche zu Padua. Von dort begab er sich nach Mantua, wo er für den Marchese Ludoviko Gonzaga seinen Triumph des Cäsars malte; es ist dieses das Hauptwerk dieses Künstlers. Der Marchese erhob ihn zur Belohnung zum Ritter. Hierauf ward er vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um in Belvedere zu malen. Hier verfertigte er viele vortreffliche Gemälde, unter denen die Madonna della Vittoria eines der vorzüglichsten ist. Er starb zu Mantua 1517. Dieser Künstler hat auch eine Schule, die er zuerst in Mantua eröffnet, gestiftet, zu welcher Correggio gehören soll. Mantegna's Sohn Franzesko war ebenfalls ein Maler.

Mantinea, eine der ältesten und ansehnlichsten Städte in Arkadien. Vor der leuktrischen Schlacht wurde die Stadt von den Lacedämoniern fast gänzlich zerstört; doch erhob sie sich bald darauf wieder mit neuem Glanze aus ihren Trümmern, indem sie nach der Schlacht bei Leuktra von den Thebanern wieder erbaut wurde. Darauf verband sie sich mit Lacedämon gegen Theben. Sie ward besonders berühmt durch den Sieg, welchen **Epaminondas** (s. d. Art.) über die Spartaner hier erfocht.

Mantua, Mantova, Provinz des österreichischen Gouvernements Mailand im lombardisch-venezianischen Königreich, die auf 41 ½ Q. M. 233.000 Einwohner hat. Es war ein ehemaliges Herzogthum, zu dem auch die kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino gehörten, und hatte als ein kaiserlichen Reichslehn seine eigenen Herzoge aus dem Hause Gonzaga. Der letzte Herzog Carl IV. wurde, weil er im spanischen Erbfolgekriege die französische Partei gehalten, 1708 vom Kaiser in die Reichsacht erklärt, und starb bald hernach zu Padua ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Oesterreich im Besitz des Landes, das 1785 ganz mit den mailändischen Landschaften vereinigt wurde und mit ihnen die österreichische Lombardei bildete. Im Jahr 1797 ward das Land von Buonaparte mit zur cisalpinischen Republik gezogen, und machte hierauf den größten Theil des Departements Mincio im Königreich Italien aus, bis es 1814 wieder an Oesterreich kam. Die Hauptstadt Mantua, durch Natur und Kunst eine der starksten Festungen in ganz Italien, liegt an einem See, durch welchen der Mincio fließt. Sie ist überall von weitläuftigen Morästen umgeben, daher nur auf schmalen Dämmen zugänglich, aber auch im Sommer höchst ungesund. Die beiden Dämme werden von eben soviel Forts und anderen Werken bestrichen; die Stadt selbst ist mit einer starken Mauer umgeben und durch eine Citadelle gedeckt. Die Stadt ist in ihrem Innern geräumig, hat schöne Palläste, luftige Straßen und weite Plätze. Unter letzteren bemerkt man die Piazza di Virgilio mit einer ehernen Bildsäule Virgils, welcher in dem nahe gelegenen Dorfe Pietola, im Alterthum Andes, geboren wurde. Außerhalb der Stadt liegt der berühmte Pallast del T (von seiner Gestalt also benannt), welcher nach dem Plane des Julio Romano erbaut und von ihm mit vielen Wandgemälden geschmückt worden. Mantua zählt etwa 24.000 Einwohner. Mehrere ihrer Vorstädte liegen auf der anderen Seite des Sees, worüber 2 Brücken führen. Der ehemals herzogliche Pal-

last (il Corte, Palazzo vecchio) auf dem großen St. Petersplatze ist im Innern vielleicht einer der größten und geräumigsten, den man sehen kann. Von seiner vormaligen Pracht und Herrlichkeit sind aber kaum noch einige Spuren zu sehen; so eilt er seinem Verfalle mehr und mehr entgegen, aber leider auch die noch übrigen Fresco-Gemälde von Julio Romano. Bei der Belagerung und Einnahme der Stadt 1630 durch den kaiserlichen General Colalto, und die folgenden Kriege, hat dieser Pallast unersetzlichen Schaden genommen. Ferner sind noch merkwürdig die Kirche und Bibliothek der Franziskaner, die ehemalige Jesuitenkirche mit dem zur Sternwarte eingerichteten Thurme, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughaus, die Synagoge, die Mühle der 12 Apostel unter einer bedeckten Gallerie, die Alterthümer- und Gemäldegallerie, die Akademie der Wissenschaften und Künste und die damit vereinigte Akademie der Malerei und Baukunst; Theater, Lyceum, Gymnasium, öffentliche Bibliothek von 70.000 Bänden; Seiden- und Tuchweberei, Gerberei, Handel meistens in den Händen der Juden. Mantua ging durch Capitulation an die Franzosen unter Buonaparte über den 2. Febr. 1797. Die Oesterreicher suchten diese Festung vergebens zu entsetzen durch anhaltende blutige Kämpfe, unter welchen sich auszeichnen: die Schlachten bei Lonato; den 3. August 1796; bei Castiglione den 5. Aug.; bei Arcole den 17. Nov.; bei Rivoli am rechten Ufer der Etsch den 14. Jan. 1797. Die Oesterreicher in den beiden ersteren Schlachten unter Wurmser, in den letzteren unter Alvinzy, wurden von den Franzosen unter Napoleon Buonaparte geschlagen. 1799 ward sie den Franzosen von den Oesterreichern unter Kray wieder entrissen, aber 1801, in Folge der nach der Schlacht bei Marengo geschlossenen Waffenruhe, wieder übergeben, die sie 1814 nach dem Pariser Frieden ohne Belagerung räumten.

Manufakturen, s. Fabriken.

Manumission hieß bei den Römern der feierliche Akt, wodurch ein Sklave seine Freiheit erhielt. S. Freigelassene.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manuzio oder Manuzzio, Vater, Sohn und Enkel, 3 berühmte Buchdrucker, denen die Welt nicht allein schätzbare Ausgaben mancher alten Klassiker, die sie entweder zuerst entdeckten, oder in verbesserter Gestalt auflegen ließen, sondern auch manches wichtige Werk ihrer Zeitgenossen zu danken hat, welches ohne ihre beispiellose Betriebsamkeit nicht auf unsere Tage gekommen seyn würde. Der Vater, Aldus Manutius, Romanus auch Aldus der Aeltere genannt, war geb. 1446 zu Castano, studirte daselbst und in Ferrara, ward Erzieher des Fürsten Alb. Pius zu Carpi, der ihm den Beinamen Pius ertheilte, und studirte später unter Guarini zu Verona das Griechische. 1488 faßte er den Entschluß, zur Emporbringung der alten Studien eine Druckerei anzulegen, wobei ihn seine beiden reichen Freunde A. Pius v. Carpi und Picus v. Mirandola unterstützten. Ob nun gleich die Ausgaben griechischer Klassiker sein Lieblingsgeschäft gewesen zu seyn scheint und beständig seine Aufmerksamkeit auf sich zog, so verbreitete sich doch sein Fleiß auch über andere Sprachen und über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Der Wohnplatz, den er sich mit besonderer Hinsicht auf seine Unternehmen wählte, war Venedig, wo der Kunstfleiß blühete, und Alles, was zu seinen Druckereien erforderlich war, leichter herbeigeschafft werden konnte. In den Vorbereitungsanstalten, seine Pressen in Bewegung zu setzen, war er unermüdet; noch eifriger aber strebte er nach Erfindung eines Mittels, seine Ausgaben sorgfältiger, als bisher von Jemand geschehen war, vor Druckfehler zu bewahren. Zu diesem Ende bat und bewog er durch sein und seiner Freunde Zureden, oder durch Anerbietung reichlicher Belohnungen viele Sprachgelehrte, ihren Wohnsitz in Venedig zu

nehmen. Um sie noch mehr an diese Stadt zu binden und unter einander selbst enger zu verknüpfen, schlug er die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft oder Akademie vor, deren Hauptbeschäftigung seyn sollte, die alten Autoren nach der richtigsten Lesart herzustellen, um demnächst möglichst fehlerfreie Ausgaben davon liefern zu können. Gern hätte Aldus, um dieser Anstalt noch mehr Festigkeit zu geben, ihr einen kaiserlichen Freibrief ausgewirkt; aber diesen konnte er nicht erlangen. Das erste Probestück der aldinischen Presse, Hero und Leander von Musäus, erschien 1494; und in den nächsten zwanzig Jahren darauf erschienen fast alle griechische und lateinische alte Schriftsteller in vermehrten Ausgaben, und nebenbei noch manche italienische. Aldus sparte weder Mühe noch Kosten, um sich die besten Handschriften und älteren Drucke der Klassiker zu verschaffen, und Erasmus, der ihm bei ihrer Durchsicht gelegentlich Hülfe leistete, hatte von seinem Fleiß und Verstande eine außerordentliche Meinung. Wir mögen uns darüber wundern, wie ein einzelner Mann so vieles leisten konnte, zumal, da Aldus dabei noch Professor und Lehrer der griechischen Sprache war, die Sitzungen der Akademie fleißig besuchte, nach allen Gegenden hin einen ausgebreiteten Briefwechsel unterhielt, vielen Werken Vorreden und Zuschriften beifügte, zu manchen Ausgaben kritische Bemerkungen lieferte, und Bücher druckte, die er selbst geschrieben hatte, z. B. seine lateinische Grammatik vom J. 1507. Aldus der Aeltere führte die Antiqua- und Cursivschrift ein, und das Kolon und Semikolon, indem er die leider jezt wieder Mode werdende Mönchsschrift verbannte. Von griechischen Typen, mit welchen vor ihm noch Niemand so viel und so schön gedruckt hatte, ließ er nach und nach 9 verschiedene Arten fertigen, so wie von den lateinischen 14 Arten. Von letztern ist die Antiqua, mit welcher Bembus de Aetna 1495 gedruckt ist, ein wahres Meisterstück. Selbst von hebräischen Schriften besaß er 3 verschiedene Arten. Von anderweitigen Verzierungen der Anfangsbuchstaben, Röschen, Vignetten und andern drgl. Zierrathen war er kein Freund und bediente sich ihrer nie, und die hypnerotomachis Poliphili von 1499 ist sein einziger, mit einigen Verzierungen dieser Art, und mit Holzschnitten versehener Druck. Sein Papier ist durchgängig stark und weiß, und er war der erste Drucker, welcher einige Exemplare auf besseres, feineres oder stärkeres Papier abzog (zuerst die Epistolae graecae von 1499). Auch war er der Erfinder von Exemplaren auf Großpapier (im Gegensatze zu Kleinpapier, denn von ältern, z. B. Jensonschen, Drucken auf Großpapier war die ganze Auflage auf demselben), deren erstes sein Philostratus von 1501 ist. Auch lieferte er die ersten Drucke auf blau Papier; die ersten sind einige Exemplare von den libris de re rustica und Quintilianus, beide von 1514. Pergamentdrucke gelangen ihm unübertrefflich schön. Auch seine Druckerschwärze ist von vorzüglicher Güte. Dabei waren seine Preise billig. Sein Aristoteles in 5 Foliobänden kostete nur 11 Dukaten oder nach damaligem Kurse 23 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. 1516 wurde dieser Gelehrte ermordet, man sagt auf Anstiften Anderer, die ihm den erworbenen Ruhm und das erworbene Vermögen beneideten. Ihm folgte im Gewerbsbetrieb und in den Studien zugleich, sein Sohn Paulus (geb. 1512 † 1574), der seinen Vater in der gründlichen Kenntniß der latein. Sprache weit übertraf. Er führte die Aufsicht über die Ausgabe der Kirchenväter in der apostolischen Druckerei Rom und wirkte auf die Bildung der St. Markusbibliothek. In der Folge besorgte er seines Vaters berühmte Buchdruckerei, und lieferte viele treffliche, höchst geschätzte Ausgaben griech. und röm. Autoren, worunter besonders seine Edition von Cicero's Werken sich auszeichnet. Er lieferte auch gelehrte Anmerkungen zu verschiedenen lat. Klassikern, und die mehrmals aufgelegten Epistolae et Praelectiones sind unter seinen eignen Schriften am berühmtesten. Sein Sohn Manutius der Jüngere, geb. 1547 schrieb 14 Jahre alt

schon eine Abhandlung über die latein. Orthographie. Er lehrte die alten Sprachen in Venedig, Bologna, Pisa und Rom. Lange setzte er die großväterliche Druckerei nicht fort, die er verkaufen mußte, weil vermuthlich die Manutier, so wie sie gelehrter wurden, das Kaufmännische ihres Gewerbes unglücklicher Weise selbst zu inspiciren aufgaben und von ihren Bevollmächtigten nachläßig oder untreu bedient wurden. Dadurch verhindert freilich von der andern Seite die waltende Vorsehung, daß es keinem Reichthume und keinem Verstande auf die Länge gelingt, in ihrem Blute die Glücksgüter so wie große Naturgaben fest zu halten. Aldus der Jüngere starb 1597 höchst arm in Rom. Er hinterließ Anmerkungen zum Paterkulus, Horaz, Salust, Cäsar, Lukrez und Abhandlungen über röm. Alterthümer, die sich in Grävius und Sallemgre's Thes. antiq. befinden, u. s. w. Als die Druckerei nach mehr als hundertjähriger Dauer und nachdem sie 908 Drucke geliefert hatte, 1597 aufhörte, zeichnete sie sich in nichts mehr vor andern Druckereien ihres Landes aus. Die Drucke dieser Officine (Aldinen) vorzüglich aus der ältern Periode derselben, sind seit sehr früher Zeit mit großem Eifer gesucht worden, aber vorzüglich hat sie die neuere Zeit zu einem Hauptgesichtspunkte für die kunstgerechten Sammler erhoben. Besonders selten und gesucht sind die Horae b. virg. von 1497 (kürzlich mit 100 Dukaten bezahlt), der Virgilius von 1501 und die Rhetores graeci, um der höchst seltenen Drucke aus den Jahren 1494 — 97 nicht zu erwähnen. Viele von ihnen sind die ersten Ausgaben griechischer und römischer Klassiker und zum Theil solcher, welche seitdem nicht wieder gedruckt worden sind (z. B. Rhetores graeci, Alexander Aphrodisiensis); andre enthalten einen aus Manuscripten kritisch berichtigten Text sowohl klassischer, als neuerer Schriftsteller (Petrarka, Dante, Boccaccio u. A.), und alle zeichnen sich in der Regel durch eine besondre Korrektheit des Druckes aus, wiewohl in dieser Hinsicht die griechischen Drucke den lateinischen und italienischen etwas nachstehen. Das Zeichen der von der Manutiern gedruckten Werke ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Inschrift sudavit et alsit. Die vollständigsten Sammlungen von Aldinen besitzen der pariser Buchhändler und Bibliograph Renouard und der Großherzog von Toskana. Zu des ersten treffliche Monographie über diese Officin erschien 1812 ein Supplementband.

Mäonide, s. Homer.

Mappiren, Mappirungskunst, s. Landkarten.

Maranhon, s. Amazonenfluß.

Marat (Jean Paul), ein berüchtigter Demagog während der franz. Revolution, geb. 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neufchatel, von reformirten Eltern, verließ heimlich seine Familie, ging nach Paris und studirte daselbst die Anfangsgründe der Medizin und Chirurgie. Kaum glaubte er sie begriffen zu haben, so verkaufte er als Quacksalber für vieles Geld Heilmittel; da jedoch die Leichtgläubigkeit des Volks bald abnahm, täuscht er durch Schriften, in denen er sonderbare medizinische und physikalische Sätze behauptete, und gab vor, durch ein Werk es dahin zu bringen, daß man die Schriften Newtons ins Feuer werfen könne. In London, wohin er sich zunächst begab, knüpfte er mit dem Herzog von Orleans eine Verbindung an, die beim Ausbruch der französischen Revolution fortdauerte. Durch seinen Publiciste parisien, worauf der Ami du peuple folgte, trieb er die Gährung der Volksparthei immer höher und eine Menge Greuelthaten waren die nächste Folge davon. Mehrmals angeklagt, entging er den Untersuchungen bald durch Flucht, bald durch Unverschämtheit. Am 1. August 1790 übergab er dem Nationalconvent einen Plan zu einem Criminalgesetz, reizte aber dadurch die Gironde immer mehr, die ihn zu stürzen sich bemühte. Das Haus des Fleischers Le Gendre und die unterirdischen Gewölbe der

Franziskanerkirche dienten ihm nach und nach zum Zufluchtsort, und er fuhr von dort aus fort, seine wüthenden Pamphlets in die Welt zu schleudern. Danton nahm sich indeß seiner an und dadurch wurde er nach dem 10. August 1792 Mitglied der nach diesem Tage benannten Munizipalität und Präsident jenes schrecklichen Ausschusses, der sich bald aller Gewalt bemächtigte. Die Greuelscenen des zweiten und dritten Septembers waren sein Werk und unmittelbar darauf wurde er zum Deputirten von Paris beim Nationalconvente ernannt. Seine Blutgier überstieg nun alle Gränzen, und was ihm sich entgegen zu setzen wagte, konnte der Hinrichtung sicher seyn. Aus Haß und Abscheu wegen seiner Greuelthaten, fiel er den 14. Juli 1793 unter Charlotte Cordays (s. d. A.) Hand, obwohl seine Ausschweifungen ihn schon dem Grabe nahe gebracht hatten. Die Demagogen feierten seine Apotheose, indem sie ihn im Pantheon beisetzten und sein Herz in die kostbarste Vase des königl. Gardemeuble verschlossen, und um seinen Schatten zu versöhnen — so sagte man — fielen zahllose Opfer unter dem Beile der Guillotine. Aber als am 9. Thermidor die Schreckensregierung gefallen, wurde Marats Leichnam aus dem Pantheon weggeschafft, die ihn vorstellende Büste zerschlagen und eine ihn vorstellende Puppe, unter tausend Verwünschungen auf ihn, verbrannt, die Asche in ein Nachtgeschirr gesammelt und in eine Cloake geworfen.

Marathon, s. Griechenland und Miltiades.

Maratten, Mahratten, einer der herrschenden Volksstämme in Hindostan, auf der Halbinsel diesseit des Ganges. Sie haben Grundsätze, Sitten und Gewohnheiten der Hindus angenommen, obgleich behauptet wird, sie seyen ursprünglich persische Auswandrer. Dies ist jedoch sehr in Dunkelheit gehüllt, denn die Meinungen über den Ursprung dieses Volkes sind getheilt. Die Maratten sind tapfere Krieger, voll Vaterlandsliebe und Haß gegen die Engländer. Von Jugend auf üben sie sich, ihren Körper behend und stark zu machen, so daß sie allen Beschwerden im Kriege Trotz bieten. Viele haben in den verschiedenen gymnastischen Uebungen eine außerordentliche Fertigkeit erlangt, so daß man wohl sagen kann, daß die Maratten diejenige Nation sind, welche die Turnkunst bisher auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht haben. Sie werden in zwei Klassen getheilt: die erste besteht aus Braminen, die zweite umfaßt alle untern Klassen der Hindus, besonders die Ahirs (Schäfer) und Konmihs (Landbauern). Bis zur Regierung Aurengzebes ist die Geschichte der Maratten in große Dunkelheit gehüllt. Sevajee (Siwätschih), ein kriegerischer Abentheurer, der unter dem mächtigen Könige von Bejapur gedient und in großem Ansehen gestanden hatte, war der erste, der die entzweiten Häuptlinge vereinigte. Er war 1626 geboren und starb 1680. Während seines Lebens wurde der Grund zu einem mächtigen Reiche gelegt; und eine starke Bergfeste, Sattara genannt, gab ihm Namen und Sicherheit. Nach dem Falle der Moguln war dasselbe bis 1761 in stetem Wachsthum begriffen gewesen, erhielt aber damals durch Ahmed Schah, Abdalli, König von Cabul, einen empfindlichen Stoß, indem derselbe am 7. Januar desselben Jahres die berühmte Schlacht von Panipot gewann, worin Ballajeehrow, das Haupt des Marattenstaates, gänzlich geschlagen wurde. Er war der Sohn von Badjeerow (Bädschirow) des ersten Ministers oder Peishwas vom Rajah von Sattara, dem legitimen Nachfolger von Sewätschi, und hatte in Gemeinschaft mit Ragajee (Rägätschih), der General-Zahlmeister oder Buckschih war, die Gewalt dieses Fürsten an sich gerissen, den er in die Veste Sattara einsperrte, während er selbst den Sitz der Regierung nach Punah verlegte und Rägätschih erlaubte, sich zu Nägpur niederzulassen. Eine der Haupteinnahmen war die Goonagarree oder das Strafgeld der Braminen, welche die vorzüglichsten Staatsämter be-

kleiden, von unersättlicher Habsucht sind, und daher den Fürsten leicht bereichern, der unter irgend einem Vorwand sie nöthigt, ihre Reichthümer herauszugeben, die ohnehin eingezogen werden, wenn die Braminen während ihrer Amtsführung sterben. Diese Usurpation legte den Grund zu andern, und der Staat der Maratten wurde endlich unter fünf Oberhäupter vertheilt; dem Peishwa, Scindia, dem Rajah von Nâgpur, Holkar und Guickwar. Da diese unabhängige Fürsten von keinem mächtigen Oberhaupte zusammen gehalten wurden, so bekriegten sie sich einander öfters. Waren sie im Friedenszustande, dann wurde die Lage der britt. Regierung in Bombay mit gespannter Aufmerksamkeit von ihnen beobachtet. Bei einem großen Theil ihrer Armee waren englische und französische Abentheurer als Offiziere angestellt, und mehrere ihrer Nationalregimenter, gleich den Seapoys in Dienst der britt. Compagnie, disciplinirt. Das Mißtrauen, welches sie in die ehrgeizigen Absichten Sultans Tippo gesetzt hatten, hatte sie abgehalten, ihm thätigen Beistand zu leisten. Da sie aber zuletzt eine furchtbare Stellung annahm und sich im Besitze aller Streitkräfte des Hofes von Delhi befanden, dessen Kaiser von Scindia gleichsam als Staatsgefangner behandelt wurde, so ward es nothwendig, ihren ferneren gefährlichen Umtrieben Einhalt zu thun. Dowlut Row Scindia hatte 1795 ein solches Uebergewicht erlangt, daß er nach dem Absterben des jungen Peishwa's den größten Theil der Gewalt an sich riß. Seine Armee wurde jedoch im Oktober 1802 bei Punah, durch Jeswunt Row Holkar geschlagen, und Badjeerow, der Peishwa, genöthiget, nach Bassein zu fliehen, wo er einen ewigen Freundschaftsvertrag mit der brittischen Regierung abschloß und in die Aufnahme von Hülfstruppen in seine Besitzungen einwilligte. Er wurde demnach 1803 durch eine brittische Armee unter dem jetzigen Herzog von Wellington, dem damaligen General Sir Arthur Wellesley, in den Besitz seiner Macht wieder eingesetzt. Lord Lake schlug das Herr von Dowlut Row Scindia, im September 1803 in der Nähe von Delhi, während die, wenige Tage darauf von Sir Arthur Wellesley gewonnene Schlacht, seinen Ruhm und jenen des brittischen Namens aufs Höchste verherrlichte. Diesem folgte im Monat November der bei Argaum errungene Sieg, wo der Rajah von Berar eine völlige Niederlage erlitt und gezwungen wurde, sich den Bedingungen zu unterwerfen, welche Sir Arthur ihm anzubieten ermächtigt war. Der kriegerische Holkar ward nach einem hartnäckigen Kampfe bei Digh von Lord Lake gänzlich geschlagen, und sah sich genöthig, sich mit den zerstreuten Ueberresten seiner Armee in die starke Veste Bhurtpor zu werfen, aus welcher er in der Folge ebenfalls vertrieben wurde, nachdem zuvor die brittische Armee, in verschiedenen mißglückten Stürmen auf den Platz, einen größeren Verlust an Todten und Verwundeten erlitten hatte, als je in einer der drei in Indien geschlagenen Hauptschlachten. Im Anfange des Jahrs 1805 war der listige Holkar genöthigt, den Frieden unter jeder Bedingung nachzusuchen; im Frieden vom 24. Dezember 1805 verlor Holkar seine Küsten. Im späteren Frieden von 1807 erhielt er seine Küstenprovinzen im Norden des Flusses Taplee zurück. Im Kriege mit den Pindarées 1817 ergriffen er und Amner Khan die Waffen für die Pindarées wider die Britten. Die Sachen standen gut, bis die brittische Politik dem Peishwa und andern Marattenfürsten einleuchtend machte, daß ihr Dynastieinteresse mit dem Vortheile der ostindischen Handelsgesellschaft verbunden sey, und daß für Ostindiens Ruhe die Unterdrückung der Feinde des brittisch orientalischen Reichs höchst nöthig sey. Amner Khan wurde zuerst gezwungen, Tributfürst der Handelsgesellschaft zu werden. Nun setzte Holkar den Krieg allein fort und das Resultat war, daß er im endlichen Frieden zwei Drittel seiner Staaten abtreten mußte. Uebrigens muß er ein englisches Truppenkorps in seiner Staaten (dasselbe ist auch der Fall

bei den übrigen Marattenfürsten) unterhalten, eine Festung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in seine Dienste nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Row-Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geschlecht der Fürsten Holkar). Nach diesem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peishwah kann man den marattischen Fürstenbund als aufgelös't ansehen. In den Staaten der Maratten hat Alles ein kriegerisches Ansehen. Die Anhöhen der Hügel und Berge sind stark befestigt; die Städte, Festungen; und alle Einwohner gehen bewaffnet. So lange dieses ehrgeizige Volk einer politischen Unabhängigkeit genoß, konnte Civilisation und Frieden nicht wohl gedeihen und lange bestehen, denn ersterer wirkten ihre Raubzüge zerstörend entgegen und ließen dem Frieden keine Sicherheit gewähren, welche der große Zweck aller geselligen Verbindungen ist. Der einzige noch unabhängige Marattenfürst ist der Scindia. Sein Land liegt in den Provinzen Agra, Khandesch und Malwah, und enthält auf 1860 ½ QM. 4 Mill. Einw., theils Maratten, Dschatten, Grassias und andre Hindustämme, theils Mongolen, unter denen sich die Sekte Bora gebildet hat. Das Land ist ein Stufenland des Ganges, der es im N. O., so wie die Nerbudda im S. berührt; es wird vom Khumbul durchflossen, hat ein gemäßigteres Klima als Bengalen und fast dieselben Produkte. Der Scindia, seit 1783 Dowlet Row Sindia führt den Titel eines Maha Raja und regiert despotisch; die Verfassung ist, wie einst in den andern Marattenstaaten, Lehnsverfassung. Seine Einkünfte betragen 10 Mill. Fl.; das stehende Heer 20.000 M., doch kann er im Kriege 60.000 Reiter, 20.000 Infanteristen, 10.000 Nazibs aufstellen, und hat eine gut bediente Artillerie. Sein Land begreift: 1) den östlichen Theil von Malwah mit der Haupt- und Residenz Udschim, Oojein an der Sepra, 150.000 Einw.; Wallfahrtsort der Braminen, die 84 Tempel und eine Sternwarte haben; in der Nähe die Höle Rana Birtheri und der unterirdische Pallast; 2) einen Theil von Agra mit der Festung Narwar. Gohud am Besly; Gwalior, das indische Gibraltar, auf einem 342 Fuß hohen Felsen, wohin nur ein Zugang führt; darunter die Pettah an der Sunrica, 30.000 Einw., Baumwollweberei; 3) in Khandesch die St. Hindiah an der Nerbudda; Buschampur am Tepti, stark befestigt, Sitz des Mufti der Sekte Bora.

Maratti (Carlo), ein berühmter Maler und Kupferstecher, geb. 1625 zu Camerino in der Mark Ankona, zeigte schon als Knabe viele Anlagen zur Kunst, indem er die Mauer des väterlichen Hauses mit Figuren bemalte, und wurde deßhalb im 11. Jahre nach Rom geschickt, um sich unter Andreas Sacchi weiter auszubilden. Das Studium der Gemälde Raphaels, Caracci's und Guido's führte ihn zu einer eigenen Manier, die ihn bald allgemein bekannt machte. Clemens XI. bewilligte ihm einen Jahrgehalt und ernannte ihn zum Ritter des Christordens; Ludwig XIV. machte ihn zu seinem Hofmaler. Er starb zu Rom den 15. Dez. 1713. Mit Recht hält man ihn für den letzten Maler der römischen Schule. Der in seinen Gemälden herrschende Ausdruck ist entzückend, seine Gedanken sind glücklich gewählt und erhaben, und nichts übertrifft sein Colorit. Geschichte und Allegorie wurden auf gleiche Weise von ihm behandelt; und auch mehrere Kupferstiche (300 an der Zahl) nach den besten Meistern.

Marbod, s. Markomannen.

Marburg, die Hauptstadt in Oberhessen, liegt in einer romantisch schönen Gegend an der Lahn am Abhange eines steilen Berges, auf welchem ein ehemals festes Schloß prangt, mit 6000 Einwohnern. Die Universität, die erste nach der Reformation gegründete, ward 1527 vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen gestiftet. Unmittelbar nach ihrer Stiftung trat

ihre glänzendste Epoche ein; sie wurde von Jünglingen fast aller europäischen Nationen besucht. Als aber im 17. Jahrh. die luther. Lehre abgeschafft und die reformirte eingeführt wurde, und Gießen (s. d. Art.) als Revale auftrat, sank Marburgs Ruf. Als 1607 und 1611 die Pest dort wüthete, wurde sie nach Frankenberg, von da nach Treyßa verlegt, 1624 mit Gießen vereinigt, später wieder davon getrennt, und vom Landgraf Wilhelm VI. 1653 wieder gehoben. Im 18. Jahrh. lehrten hier der aus Halle vertriebene Chr. Wolf, Cramer, Vultejus, Selchow, Baldinger, Jung, Tiedemann, Michaelis u. A., welche auf den Ruf der Hochschule wohlthätig wirkten. Sie hat unter der Regierung Churfürst Wilhelm I. ansehnliche Unterstützungen erhalten, und ein jährliches Einkommen von circa 72.000 Fl. Sie hat unter andern eine 1789 gestiftetes staatswirthschaftliches Institut (wo der berühmte Lips lehrt), ein 1808 gegründetes medicinisch- und chirurgisch-ambulatorisches Clinicum, ein anatomisches Theater mit einer Sammlung auserlesener Präparate, ein physikalisch-mathematisches Institut, ein zoologisches und ein chemisches Laboratorium, eine Entbindungsanstalt, Thierarzneischule, ein philologisches Seminarium, eine der stärksten und schönsten Bibliotheken Deutschlands, so wie einen sehr schönen und vollständigen botanischen Garten. Dagegen mangelt ihr eine Sternwarte; auch wäre ihr eine kameralistische Fakultät zu wünschen, so wie eine Vermehrung des Bibliothekfonds. Die Anzahl der Studirenden beträgt über 300; diejenige der Professoren 35, worunter 5 außerordentliche. Als treffliche Lehrer und Schriftsteller zeichnen sich unter ihnen aus Justi, Robert, Busch, Wurzer, Bartels, Herold, Kühne, Wagner, Rehm u. m. A. Die akademischen Disciplin handhabt eine aus dem Senate gewählte Deputation. Die Elisabethkirche enthält unter andern Merkwürdigkeiten ein schönes Denkmal der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, welche hier in einem von ihr gestifteten Hospitale 1231 starb. Es ist während der westphälischen Zeit sehr beschädigt worden. Marburg hat einige Manufakturen. Hier ward auch 1529 das berühmte Gespräch zwischen Luther und Zwingli und ihren Freunden, jedoch ohne den gehofften Erfolg, gehalten. Im siebenjährigen Kriege wurde das Schloß zweimal von den Franzosen erobert.

Marc Aurel, s. Antoninus.

Marcard (Heinrich Mathias), ein deutscher Arzt, ausgezeichnet durch vielseitige Bildung, gründliche und umfassende Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geschmack und ungewöhnliche Geschicklichkeit in der Uebung seiner Kunst. Geb. 1747 zu Walsrode im Lüneburgischen, studirte er von 1769—71 in Göttingen, bereiste dann England, Frankreich und Italien, ward 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, 1778 Hofmedicus in Hannover, 1786 Brunnenarzt in Pyrmont und 1788 oldenburgischer Leibarzt, zog sich nach 21 Jahren in sein Vaterland zurück, wo er 1816 starb. Durch seine medicinische Schriften hat er sich als einen scharf beobachtenden Kenner seiner Wissenschaft beurkundet; aber auch seine andern Werke, besonders seine Beschreibung von Pyrmont und seine Reise durch die französische Schweiz und durch Italien, seine politische Schriften: Preußens Neutralitätssystem, dessen Ursachen und wahrscheinliche Folgen (1799); Was haben die Mächte von Buonaparte zu erwarten? (1801); Reverien eines deutschen Patrioten (1806); Der Franzosenspiegel (1815) so wie viele Beiträge, die er zu deutschen Zeitschriften lieferte, zeigen ihn als einen Mann von hoher allgemeiner Cultur und großer Welt- und Menschenkenntniß.

Marcasit, 1) s. Wismuth; 2) eine unbestimmte Benennung mehrerer Arten von Mineralien. Am häufigsten ist es ein krystallisch gebildeter Schwefelkies, welcher aus einem mit Eisen gesättigten Schwefel besteht;

besonders die würfeligen, glänzenden gelben Arten desselben. Er enthält zuweilen auch Gold, Silber, Arsenik rc., und ist so hart, daß er am Stahl Funken giebt. In den tyrolischen Bergwerken heißt jeder goldfarbige Kies, so wie bei den Alchymisten alle unreifen Metalle, Marcasit.

Marcellinus (Ammianus), s. Ammianus Marcellinus.

Marcello (Benedetto), Kirchenkomponist und Dichter, geboren zu Venedig 1686, bekleidete daselbst das Amt eines Richters unter den Vierzigen, wurde dann Proveditore zu Pola und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1729 oder 1732 starb. Er hinterließ Motetten, Cantaten, Psalme und Musitstücke für Kirche und Theater; doch erfordern fast alle Stimmen vom weitesten Umfange. Unter seinen Gedichten zeichnen sich aus die Sonette, Venedig 1708.

Marcellus (M. Claudius), ein berühmter römischer Feldherr, der im zweiten punischen Kriege zuerst mit Glück gegen Hannibal focht. Zuerst ward er während des insubrischen Krieges mit dem Cn. Cornelius Scipio (J. R. 53) Consul und gab dabei die größten Proben von Muth und Tapferkeit. Der Anführer der Gallier nämlich, Viridomarus, forderte ihn zum Zweikampf heraus; Marcellus nahm ihn an, besiegte seinen Gegner, und benahm dadurch den Galliern den Muth so sehr, daß sie dem wüthenden Anfall der Römer nicht widerstehen konnten, und völlig in die Flucht geschlagen wurden. Die Folge dieses Sieges war die gänzliche Bezwingung von Oberitalien. Marcellus erhielt zu Rom einen außerordentlichen Triumph, weil er die Insubrier und Germanier (so lautete der Senatsbeschluß) bezwungen habe. Dies ist das erstemal, daß der Germanier in der römischen Geschichte gedacht wird. Bei dem Triumphe widmete er die dritten und letzten Spolia opima dem Jupiter Feretrius, weil nach der Zeit die Zweikämpfe zwischen den Feldherren abkamen. In dem bald darauf ausbrechenden punischen Kriege trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen Hannibal auf. Denn man übergab ihm, als Prätor, das Commando der übrig gebliebenen Truppen zu Canusium an statt des unglücklichen Terentius Varro. Hier blieb er, bis er auf die Nachricht, daß Hannibal sich gegen Nola zu wenden im Begriff wäre, mit unglaublicher Schnelligkeit dahin eilte, und sich in diese Stadt warf, um sie zu vertheidigen. Hannibal erschien nun vor Nola, aber die Römer thaten einen so muthigen und unerwarteten Ausfall, daß die Carthager mit großem Verluste wieder abziehen mußten. Seine indeß erfolgte Wahl zum Consul wurde auf Anstiften der Patrizier von den Auguren für ungültig erklärt. Er blieb also mit seiner Armee zu Nola, welches aufs neue von Hannibal mit aller Macht angegriffen und mit der größten Heftigkeit bestürmt wurde. Marcellus hielt es für mißlich, sich in der Stadt länger zu vertheidigen, da die Mauer an vielen Orten schon gesprengt waren, und er beschloß daher, eine Hauptschlacht im Freien zu wagen, obgleich seine Armee viel schwächer war; sie hatte aber den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, sich in sein Lager zurückzuziehn. Endlich wurde er im Jahre Roms 539 zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunktator zum Consulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Versuch Hannibals auf Nola und bot demselben eine Schlacht an, die dieser nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf eine Zeit seine Thätigkeit. Nachdem er genesen war, ging er in seine Provinz Sizilien, wo er mehrere tapfere Thaten verichtete, unter denen die Belagerung von Syrakus die merkwürdigste ist. Nachdem er vergebens seit 540 Alles versucht hatte, sich dieser Stadt, welche Archimedes (s. d. Art.) durch seine kunstreichen Maschinen mit siegendem Erfolge vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beschränkte er sich auf die Blokade, vereitelte alle Versuche der Carthaginienser, sie zu entsetzen, und

war so glücklich, sich ihrer nach und nach theils durch List, theils durch die Waffen zu bemächtigen (542). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern, doch befahl er, keinen Syrakusaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter diesen auch Archimedes. Marcellus bedauerte sehr den Tod desselben, verlieh seinen Anverwandten große Vorrechte und ließ ihn feierlich bestatten. Er eroberte nun die Stadt Engyum, und die übrigen Städte Siziliens ergaben sich ihm meistens freiwillig, bis auf Agrigentum. Nachdem er noch einen vollkommnen Sieg über die Karthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Er wurde nun aufs neue im Jahr Roms 543 mit dem M. Valerius Lävinus zum Konsulat erhoben, und sollte wieder das Kommando in Sizilien bekommen. Als dieses hier bekannt ward, schickten die Syrakuser Abgeordnete nach Rom, um sich über die Härte und Grausamkeit des Marcellus zu beklagen, und um einen andern Feldherrn zu bitten: Marcellus vertheidigte sich aber mit Muth und Entschlossenheit gegen diese ungerechten Vorwürfe und wurde losgesprochen. Doch tauschte er freiwillig in Rücksicht der Provinzen mit dem Lävinus, und blieb in Italien. Als dies später die Syrakusaner bereuten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, sondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und sie als Bundesgenossen Roms angesehn wurden Jene erklärten sich aus Dankbarkeit für Clienten des Marcellischen Hauses. Marcellus führte nun wieder den Krieg gegen Hannibal in Italien. Nachdem er Salapia in Apulien und mehrere Städte in Samnium erobert hatte, ging er auf den karthagischen Feldherrn selbst los, der mittlerweile den Römern wieder eine harte Niederlage beigebracht hatte. Bei Numistrum in Bruttium kam es zu einer blutigen Schlacht, welche aber unentschieden blieb. Im folgenden Jahre kam es zwischen Hannibal bei Canusium zu einer neuen Schlacht, in welcher Marcellus weichen mußte; aber sich schnell wieder ermannend, sammelte er die Flüchtlinge, neuen Muth in ihm einhauchend, und griff am andern Morgen die Karthager mit solchem Nachdruck an, daß er endlich den Sieg mit großem Verluste erkaufte. Er wurde bald darauf im J. R. 545 zum fünftenmale mit dem T. Quinctius Crispinus zum Konsul erwählt. Die beiden Konsuln vereinigten ihre Armee, und boten dem Hannibal am Flusse Liris eine Schlacht an; dieser lehnte sie aber ab. Die Römer waren im Begriff, einen kleinen Berg zur bequemen Lagerstätte zu besetzen, als sie sich plötzlich von Feinden umringt sahen. Dennoch würden sich die Römer vielleicht durchgeschlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, aus denen der größte Theil der Reiterei bestand, sich zu Gefangenen ergeben hätten. Marcellus selbst blieb im Gefechte; sein Sohn aber und der andere Konsul schlugen sich mit der noch übrigen kleinen Bedeckung durch und erreichten ihr Lager wieder. So starb der berühmte Marcellus, welcher mit eben dem Rechte das Schwert Roms genannt wurde, mit welchem man den Fabius das Schild desselben nannte. Er war der einzige Feldherr, den Hannibal fürchtete und der fast niemals von ihm besiegt wurde. Als Hannibal die Nachricht von seinem Tode erfuhr, eilte er augenblicklich an den Ort, wo der Leichnam lag. Er schien Mitleiden zu fühlen, daß ein so berühmter Mann auf eine solche Art sein Leben hatte verlieren müssen. Nachdem er die edle Gestalt des Konsuls eine Zeitlang bewundert hatte, zog er ihm den Ring vom Finger; den Leichnam aber ließ er feierlich verbrennen, und die Asche in einer kostbaren Urne dem Sohn überbringen. Marcellus war der erste seines Geschlechts, der sich in der Geschichte so rühmlich auszeichnete; seine Familie blühete aber noch lange fort, und zählte mehrere konsularische Männer unter sich, bis sie endlich mit dem Sohne der Oktavia, des Kaisers Augustus Schwester, und des C. Marcellus, ausstarb.

Marchena, ein spanischer Geistlicher, welcher sich in der franz. Revolution als Terrorist einen berüchtigten Namen erwarb. Er war geb. 1770 im Andalusischen, ward früh mit dem Geiste der franz. Encyklopädisten vertraut und sollte seinen Grundsätzen so wie seines ärgerlichen Lebenswandels wegen der Inquisition überliefert werden, als es ihm gelang, nach Frankreich zu flüchten. Hier war damals Alles in dumpfer Gährung, und sein feuriger Geist nahm die Maximen der wilden Staatsumwälzer mit Begeisterung an. Als Brissots Freund, ward er nach dessen Sturz ins Gefängniß gesetzt, wo er mehrere, wilde Anarchie und Mordlust athmende, Flugschriften verfaßte. Mit dem 9. Thermidor (1793) erhielt er seine Freiheit wieder, ward Mitredakteur am Gesetzesfreund, und im Sekretariat des Heilausschusses angestellt. Aber seine Schriften, aller Mäßigung ermangelnd, zogen ihm jetzt, wo ruhigere Zeiten einzutreten schienen, die Verbannung zu, aus welcher das Conseil der 500 ihn wieder zurückrief. Unter dem ersten Consul (1800) wurde er bei der Verwaltung der Rheinarmee angestellt; er erlernte jetzt die deutsche Sprache, und schrieb eine Statistik Deutschlands zum Gebrauch für die franz. Feldherren. Moreau ernannte ihn zu seinem Sekretär, welche Stelle er bis 1804 bekleidete. Mit den Franzosen ging er hierauf nach Madrid, erhielt vom König Joseph eine Anstellung im Ministerium des Innern, übersetzte Molieres Misanthrope und Tartuffe, Rousseaus Emil und mehrerers Andere ins Spanische, verließ dann mit den Franzosen Spanien, und lebte bis 1820 zu Nieme's, in welchem Jahre er bei der neuen Ordnung der Dinge mit den übrigen Josephinos nach Madrid zurückkehrte. Er starb 1821. Marchena war ein Mann von großen Talenten, von denen er aber den unwürdigsten Gebrauch machte, Religion und Sittlichkeit verachtend, und so den Blüthenstaub der Wissenschaften nur zu Gift in sich verarbeitend.

Marchesi (Luigi), auch Marchesini genannt, einer der berühmtesten Sopranisten, geboren um das Jahr 1755 zu Mailand, ging nach Bergamo, wo er sich der Operation unterwarf, hierauf nach München, und kehrte dann in sein Vaterland wieder zurück. Allenthalben ward ihm die glänzendste Anerkennung seiner seltenen Talente zu Theil. In Turin, wo ihn der Kaiser von Rußland hörte, bot dieser ihm 5000 Dukaten Gehalt, wenn er in seine Dienste treten wollte; doch folgte er diesem Rufe erst 1786, nachdem er sich vorher zu Rom, Lukka und Wien hören lassen, wo seine überaus reine und helle Stimme Erstaunen und Entzücken erregte. Den Winter des J. 1788 brachte er in London zu, und erhielt von den Unternehmern der ital. Oper für sein Auftreten während desselben 1500 Pf. Sterl., ein Benefizvorstellung und freie Station. Er starb 1792 zu Mailand.

Marcion, s. Gnostiker.

Marcolini (Camillo, Graf von), königlich sächsischer Kabinetsminister und Oberstallmeister, geb. zu Fano im Kirchenstaate den 2. April 1739, stammte aus einer alten italienischen Familie, wurde als der jüngste seiner Familie als Page in Dresden erzogen und kam in der Folge zu dem Hofstaate des Churprinzen, jetzigen Königs Friedrich August von Sachsen, der ihn lieb gewann und mit mehrern Hofämtern beehrte. Die wissenschaftlichen und Kunstgallerien standen unter seiner Leitung. 1799 wurde er Oberstallmeister und 1809 Kabinetsminister, ohne jedoch deßhalb besondere Einkünfte zu ziehen und ohne Theilnahme an den Geschäften. In einem hohen Grade besaß er die Achtung und das Vertrauen des Königs nach Gutschmids Tode, der seinen Rath gern hörte und beachtete. Von Gesuchen aller Art bestürmt, wollte und vermochte er wohl auch nicht alle zufrieden zu stellen; deßhalb traf ihn Neid und Haß, der jedoch ziemlich ungegründet war und gegen das Ende seines Lebens fast ganz verschwand. Er starb, vom Fürsten Repnin verbannt, zu Prag den 10. Juli 1814, aufrichtig aber betrauert von den Armen in Dresden, die in ihm einen Wohlthäter verloren.

Marcus, der Evangelist, heißt nach der Apostelgeschichte Joannes Marcus, und war Schüler von Petrus und Paulus, und sein Haus zu Jerusalem war die gewöhnliche Herberge der Apostel. Um das Jahr 43 soll er zu Rom sein Evangelium für die aus dem Heidenthum übergetretenen Christen geschrieben haben; deßhalb übergeht er auch Alles, was für die Judenchristen Interesse hatte, mit Stillschweigen. Er hat das Evangelium in Cyrene, Nubien, Aegypten und Aethiopien geprediget, und ist der erste Bischof zu Alexandrien gewesen. Sein Tod wird ins Jahr 68 gesetzt. Man sagt, er sey zwei Tage hintereinander auf zackigten Steinen am Gestade des Meers geschleift worden, bis er seinen Geist aufgegeben. Noch schreibt man ihm eine Liturgie und eine Lebensbeschreibung des Barnabas zu.

Marcus (Adalbert Friedrich), fürstlich bambergischer und seit 1795 fürstlich würzburgischer Hofrath und Leibarzt, geb. 1753 zu Arolsen in Westphalen von jüdischen Eltern, trat 1778 zur katholischen Kirche, wurde Leibarzt des Fürst-Bischofs Franz Ludwig von Erthal und bewog denselben, das berühmte Krankenhaus in Bamberg anzulegen. Er starb 1816. Als Arzt gehört er zu den Begründern des Brownschen Systems in Deutschland, so wie er auch in Verbindung mit Steffens und Andern die Medicin nach naturphilosophischen Ansichten umzugestalten suchte. Vorzügliche Schriften: Prüfung des Brownschen Systems der Heilkunde durch Erfahrungen am Krankenbette, Magazin für specielle Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde nach den Grundsätzen der Erregungstheorie. Beiträge zur Erkenntniß und Behandlung des gelben Fiebers; Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft betrachtet, von Schelling und Marcus; über die Natur und Behandlung der häutigen Bräune; Entwurf einer speciellen Therapie, 3 Bde.; Ephemeriden der Heilkunde, 7 Bde.; Ueber den jetzt (1813) herrschenden Typhus; der Keichhusten.

Marcusplatz, s. Venedig.

Mardonius, s. Platää und Xerxes.

Maremmen, s. Toskana.

Marengo, ein Flecken südöstl. von Alessandria in einer Ebene, im königl. sardinischen Herzogthume Montferrat, unweit des rechten Ufers der Bormida, merkwürdig durch eine hier am 14. Juni vorgefallene Schlacht, wo 30.000 Franzosen unter Napoleon Buonaparte 40.000 Oestreicher unter Melas besiegten. Buonaparte's Operationen vor dieser Schlacht haben wir schon in seiner Biographie dargestellt. Die Franzosen standen in der weiten Ebene von Marengo über Kastel Ceriolo bis gegen Sale in schräger Schlachtordnung gegen die Oestreicher, welche am frühen Morgen über die Bormida gingen, den linken Flügel und die Mitte der Franzosen mit Erfolg angriffen und sie, unter Lannes und Viktor, bis St. Giulian und hinter Kastel Ceriolo zurückwarfen. Kellermann mit seiner Kavalleriebrigade deckte die Retirade. Die östr. Artillerie bedeckte sich mit Ruhm. Ihre tapfere Reiterei war bereits auf dem Punkte, das franz. Heer auf beiden Flanken zu umgehen. Buonapart selbst gab die Schlacht bereits verloren. Nur zwei Grenadier-Bataillons von der konsularischen Garde und das 45. Regiment hielten mitten in der Ebene, gegen die Donner des feindlichen Geschützes, gegen alle Angriffe der Reiterei, mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Sie gewannen der rückwärts stehenden Reserve Zeit, stufenweise herbeizurücken; aber noch immer blieben die Oestreicher auf der rechten Flanke der Franzosen verlängert und eben so auch im Begriffe, ihre Linie im Centrum noch einmal zu durchbrechen, wo sie schon auf die Höhen von Casina Grossa vorgedrungen waren. Indessen gewann die geschlagene franz. Armee Zeit, sich hinter dem Corps von Desaix wieder zu ordnen, und eine neue Stellung von St. Giu-

liano für Kastel Ceriolo zu nehmen, als Kellermann mit seiner Kavalleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des Gen. Desaix zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem 8stündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3—4000 Mann stark seyn. Letzterer, der Liebling der Soldaten, längst „der republikanische Bayard," warf sich an der Spitze der neunten leichten Halbbrigade mitten in den Feind, der, im raschen Vordringen etwas aufgelöst, stutzte und sich langsam seiner zweiten Linie näherte, indeß der heldenmüthige Desaix, von einer tödtlichen Flintenkugel getroffen, vom Pferde stürzte. Seine kleine aber tapfere Schaar fing an zu wanken und ergriff endlich die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungrische Grenadiere unter Zach im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, die bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten. Die Franzosen, hierdurch von Neuem ermuthigt, griffen auf allen Punkten an. Von nun an war Verwirrung auf der Schlachtlinie der Oestreicher. Nach 13stündigem wüthendem Kampfe, der ihnen über 6000 M. kostete (fast alle ihre Generale waren verwundet) wichen sie auf Alessandria. Napoleon, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Todten ertrug, als den der Lebenden, schrieb dem Gen. Desaix die Entscheidung des Sieges zu. Allein dieses Verdienst gebührt unbestritten dem General Kellermann. Massena und Suchet nahten indeß mit ihren Schaaren; Melas Kommunikation und Rückzug waren schon bedroht und er schloß am 16. Juni einen Waffenstillstand, in welchem den Franzosen fast ganz Oberitalien mit seinen Festungen eingeräumt ward. Dem Helden Desaix wurde an der Stelle, wo er gefallen war, ein Monument errichtet.

Marforio, s. Pasquino.

Margarethe, Königs Waldemar III. von Dänemark Tochter und Gemahlin Hakos VIII. von Norwegen, gewöhnlich die nordische Semiramis genannt, bestieg 1387, nach dem Tode ihres Sohnes Olaus, den Thron von Dänemark und Norwegen. Nach einem siebenjährigen Kriege und der Gefangennehmung des Königs Albrecht von Schweden, vereinte sie 1394 auch dieses Reich mit dem ihrigen und hielt sich nun vom Schicksal für berufen, eine Vereinigung der drei nordischen Reiche zu Stande zu bringen, was 1397 durch die von dänischen, norwegischen und schwedischen Ständen verfaßte Calmarische Union zu Stande kam. Nach derselben sollte nämlich der König durch Wahl aller drei Reiche anerkannt werden, wechselseitig seine Residenz in den drei Hauptstädten seines Landes haben und jedem Reiche sein Senat, seine Gesetze und Freiheiten bleiben. So vortheilhaft auch diese Verfassung für die Reiche schien, wurde sie doch eine Quelle von einer Menge Uebeln, die den Norden Europas in Verwirrung und Bürgerkrieg versetzte. Selbst noch bei Lebzeiten Margarethens fing die Unordnung an, und nicht zu leugnen ist es, daß die Klagen der Schweden gegründet waren. Sie starb 1412, 59 Jahr alt, im Hafen von Flensburg am Bord eines Schiffes, welches sie bestiegen, um sich gegen eine ansteckende Krankheit zu sichern. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Oesterreich, geb. zu Gent 1480, war einzige Tochter Kaisers Maximilian I. und Mariens von Burgund, und wurde nach dem Tode ihrer Mutter als Verlobte des Dauphins, nachmaligen Königs Carl VIII., nach Frankreich geschickt, um mit den Kindern Ludwigs XI. erzogen zu werden. Dennoch vermählte sich Carl VIII. 1491 mit der Erbin von Bretagne, Anna, und sandte sie ihrem Vater zurück. Im Jahre 1497 wünschten Ferdinand und Isabelle von Spanien sie für ihren einzigen Sohn

zur Gemahlin zu erhalten. Auf der Ueberfahrt wäre sie fast durch einen Sturm ums Leben gekommen; sie gelangte indeß glücklich in Spanien an; der Tod raubte ihr aber kurz darauf ihren Gemahl, und gleiches Geschick traf sie, zum zweiten Mal mit Philibert dem Schönen von Savoyen vermählt, drei Jahre später. In der Folge wurde sie Statthalterin der Niederlande und erlangte daselbst die öffentliche Achtung. Sie starb zu Mecheln den 1. Sept. 1530 und hinterließ, außer einer Beschreibung ihrer Unglücksfälle, Gedichte, die den Reichthum ihres Geistes zeigen.

Margarethe von Anjou, Tochter des Titularkönigs Renatus des Guten von Sicilien, geb. 1423, vermählte sich 1443 mit dem schwachen Könige Heinrich VI. von England, aus dem Hause Lancaster, und beherrschte ihn ganz, was ihr bei ihrem männlichen Charakter und vielen kriegerischen Tugenden leicht wurde. Kaum auf dem Throne befestigt, verband sie sich auf das Engste mit der Partei, der sie die Erhebung verdankte, war unversöhnliche Feindin des Herzogs von Glocester, und nicht ungerecht ist der Verdacht, daß sie um die Ermordung desselben 1447 gewußt habe. Nach einer geheimen Bedingung im Heirathscontrakte war nämlich versprochen worden, daß ihr Oheim, Carl von Anjou, in den Besitz der Grafschaft Maine, die sich damals in den Händen der Engländer befand, gesetzt werden sollte, und unmittelbar nach der Ermordung des Herzogs von Glocester erfolgte dieses auch. Zwei Jahre darauf bemächtigten sich die Franzosen, denen durch den Besitz der Grafschaft Maine die Eroberung leicht geworden war, der Normandie; die Engländer schrieben diesen Verlust der Schwäche des Königs und der Herrschaft, die Margarethe unter seinem Namen führte, zu. Der Herzog von Suffolk, Margarethens Günstling und Unterhändler der Heirath, wurde des Hochverraths angeklagt, verbannt und, noch ehe er England verlassen, ermordet. Dennoch hörten die Unruhen nicht auf; der Herzog von York, der Rechte auf die Krone hatte, reizte im Geheim die Unzufriedenen und erhielt 1454, in einer Zeit, wo Heinrichs Geistesschwäche durch einen Krieg mit Frankreich noch vermehrt ward, die Zügel der Regierung, die er auch behauptete, ohnerachtet im folgenden Jahre der König seine Vollmacht widerrief; denn die Gefangennehmung des Königs nach mehrern glücklichen Treffen gegen seine Truppen, vergrößerte die Rechte seiner Geburt und gab Gelegenheit zu den Kriegen, die zwischen den Häusern Lancaster und York lange Zeit fortdauerten und Englands Wohlstand zu Grunde richteten. Wenn auch 1456 der König auf kurze Zeit die Freiheit wieder erhielt, so lieferte ihn 1460 die Schlacht bei Northampton wiederum in die Hände des Herzogs von York. Margarethe flüchtete vor dem Sieger in das nördliche England, ihr Unglück söhnte sie mit dem Adel aus, der in kurzer Zeit 20.000 Mann zusammenbrachte, mit denen sie den Herzog von York zu Wakefield schlug und tödtete. Eben so glücklich endete 1461 die Schlacht bei St. Albans; der Graf Warwick wurde geschlagen und ihr Gemahl befreit. Ihre rachsüchtige Handlungsweise raubte ihr jedoch die Früchte des Siegs; die Gegenpartei rief Eduard IV., ältesten Sohn des Herzogs von York, zu London zum König aus und Margarethe floh nach dem nördlichen England; die Erlaubniß, Zügellosigkeiten aller Arten ungestraft zu begehen, vermehrte ihr Heer bis auf 60.000 Mann; dennoch wurde dasselbe bei Towtown vernichtet. Umsonst suchten Margarethe und ihr Gemahl in Schottland Zuflucht; sie eilte deßhalb nach Frankreich; gegen die Ueberlieferung von Calais überließ ihr Ludwig XI. ein Hilfscorps von 20.000 Mann, welches in Schottland landete und einigen Anhang fand. Die Schlacht bei Exham (1464) zerstörte indeß ihre Hoffnung, und nur ihrer Geistesgegenwart gelang es, sich und ihren Sohn nach Flandern zu retten; der in Eduard IV. Hände gefallene König Heinrich VI. wurde in den Tower gesetzt. Da indeß Eduard durch

seine Vermählung mit Elisabeth Gray die allgemeine Unzufriedenheit erregt hatte, empörten sich der Graf von Warwick und der Herzog von Clarence 1470, und obwohl Eduard sie zur Flucht nach Frankreich nöthigte, kehrten sie von dort, von Ludwig XI. unterstützt, mit Margarethen ausgesöhnt, zurück und nöthigten Eduard IV. zur Flucht nach Holland. Heinrich VI. bestieg von neuem den Thron. Doch nur sechs Monate dauerte sein Glück; Eduard, von Herzog Carl dem Kühnen von Burgund unterstützt, bemächtigte sich des Königs und der Stadt London. Warwick blieb bei Barnet an demselben Tage, wo Margarethe und ihr achtzehnjähriger Sohn zu Weymouth landete; bei Tewksbury geschlagen, fiel sie mit ihrem Sohne in Eduards Hände; letzterer wurde fast unter ihren Augen von Eduards Brüdern ermordet; sie selbst in den Tower gesetzt und ihr Gemahl kurz darauf durch Meuchelmörder umgebracht. Vier Jahre darauf erhielt für 50.000 Thaler durch den Traktat von Pecquigny, welchen Ludwig XI. mit Eduard schloß, Margarethe ihre Freiheit wieder. Dieses außerordentliche Weib starb in dunkler Zurückgezogenheit an dem Ufer der Loire, unweit Naumure am 24. August 1482, nachdem sie ihr großes Unglück als Königin, Gattin und Mutter mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte.

Margarethe von Frankreich, Tochter Heinrichs II., geb. den 14. Mai 1552 vermählte sich 1572 mit dem Prinzen von Bearn, nachmaligem König Heinrich IV. Unter den dieser Vermählung wegen in Paris angestellten Lustbarkeiten, wurden die Greuel der Bartholomäusnacht verübt. Margaretha stand damals in der Blüthe der Jugend und Schönheit; ihr Herz gehörte aber nicht Heinrich IV., sondern dem Herzoge von Guise. Heinrich, statt das ihrige zu gewinnen, schenkte seine Neigung verschiedenen Geliebten, und hierdurch glaubte sich Margarethe berechtigt zu gleichen Freiheiten. Ihr Bruder Carl IX., mißbilligte ihre Aufführung, doch dies half nur auf kurze Zeit, und als Sixtus V. ihren Gemahl mit dem Banne belegte, hieß sie dies für einen guten Vorwand, sich nach Agen zu begeben und sich frei und ungestört ihren Ausschweifungen zu überlassen. Gezwungen, sich nach Auvergne zu retten, änderte dies nichts in ihrer Lebensart, bis sie auf dem Schlosse Usson festgesetzt wurde, dessen sie sich jedoch bemächtigte, nachdem sie das Herz des Marquis von Canillac sich unterworfen, der sie daselbst in Gewahrsam hielt. Als Heinrich IV. König geworden und keine Kinder von ihr hatte, ließ er ihr aus Staatsgründen eine Scheidung antragen; sie weigerte sich aber standhaft, so lange Gabriele d'Estrées das Herz Heinrichs IV. besaß, und willigte erst nach dem Tode der Herzogin v. Beaufort ein. Die Scheidung erfolgte 1599 nach dem Versprechen, daß ihre ziemlich ansehnlichen Schulden bezahlt und ihr selbst ein starkes Jahrgehalt ausgesetzt wurde. Sie verließ hierauf 1605 das Schloß Usson und verlebte ihre letzten Lebenstage zu Paris im Umgange mit Gelehrten und religiösen Uebungen, wo sie den 27. März 1615 starb. Man hat von ihr Gedichte und Memoiren von 1565—82, herausgegeben von Auger de Mauléon, Paris 1628.

Margarethe von Valois, anfänglich Margarethe von Angoulème genannt, Königin von Navarra, Schwester Franz I. und Tochter Karls von Orleans, Herzogs von Angouleme und Louisens von Savoyen, geb. zu Angouleme den 11. April 1492, vermählte sich 1509 mit dem letzten Herzog, Karl von Alençon, der zu Lyon, nach Eroberung der Stadt Pavia, starb. Margarethe, tief betrübt über den Tod ihres Gemahls und die Gefangennehmung ihres zärtlich geliebten Bruders, reiste nach Madrid, um ihm während seiner Gefangenschaft Erleichterung zu verschaffen. Durch ihre feste Entschlossenheit bewog sie Karl V. und seine Minister, den König von Frankreich anständiger zu behandeln. Franz I. erkannte dies und pflegte sie nach der Rückkehr nach Frankreich gewöhnlich

seine Mignonné la Marguerite des marguerites zu nennen, und bewilligte ihr große Vortheile, als sie sich mit dem Könige von Navarra, Henri d'Albret, vermählte. Aus dieser Ehe entsproß Johanne d'Albret, Mutter Heinrich IV.; dabei vergaß sie aber nicht auf dem Throne, neben den Pflichten der Gattin auch die hohen Pflichten einer Fürstin zu erfüllen; der Ackerbau und die Künste erhoben sich von neuem, Gelehrte freuten sich ihrer Gunst und viele Städte erhielten Gebäude und Festungswerke. Protestantischen Lehrgrundsätzen war sie nicht abgeneigt, und legte ihre Grundsätze 1533 in einer besondern Schrift: Miroir de l'ame pécheresse nieder. Auf ihre Vorstellungen begünstigte Franz I. mehrere Gelehrte, die wegen ihrer kirchlichen Meinungen dem französischen Parlamente verdächtig geworden waren. Zu Ende ihres Lebens scheint sie aber den Grundsätzen der katholischen Kirche allein gehuldigt zu haben. Sie starb 1549 auf dem Schlosse Odos in Bigorre. Diese schöne, lebhafte und galante Königin welche den Beinamen der zehnten Muse und der vierten Grazie erhielt, wußte den romantischen Leichtsinn ihres Charakters mit einer Religiösität zu vereinigen, die sich in ihren poetischen Werken abwechselnd mit jenem Leichtsinne darstellen mußte. Keines ihrer Werke ist bekannter als ihre hundert Novellen in der Manier des Boccaz. Man hat es kaum glauben wollen, daß eine Frau der weiblichen Delikatesse in diesem Grade entsagt habe, solche Novellen zu schreiben; aber dies stimmte mit den damaligen Sitten überein, und darf keineswegs zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten. Wenn dafür die Königin Margarethe ernsthaft zu dichten anfing, übertraf sie an moralischer Feierlichkeit und religiösem Enthusiasmus alle französischen Dichter ihrer Zeit. Die geistlichen Comödien dieser Fürstin folgen in der Composition und Ausführung ganz dem Geist und Style der alten französischen Mysterien. Nur die Sprache ist eleganter. Eine allegorisch-mythische Erzählung: Die Satyrn und Nymphen der Diana, gehört zu ihren vorzüglicheren unter den weltlichen Gedichten. Sie schrieb auch Lustspiele oder Farcen nicht ganz ohne Naivetät.

Marggraf (Andreas Sigismund), berühmter Chemiker, geb. zu Berlin 1709, war der Sohn des Hofapothekers daselbst und widmete sich der Chemie und Medicin in Straßburg und Halle, und der Metallurgie in Freiberg, und kam in diesen Wissenschaften vollkommen ausgebildet 1735 nach Berlin zurück. 1760 wurde er Direktor der physikalischen Classe der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften daselbst und starb 1782 mit dem Ruhme eines der größten Chemiker seiner Zeit. Er lieferte zuerst eine vollständige Analyse der harten Steine, bereicherte die Mineralogie mit der Entdeckung des Braunsteins und schrieb mehrere Abhandlungen in den Memoiren der Berliner Akademie, von denen die meisten unter dem Titel: Chemische Schriften, Berlin 1762—68, 2 Bde. 8. übersetzt erschienen.

Maria, die Mutter Jesu, das verkörperte christliche Ideal der Weiblichkeit. Ueber ihr Leben gibt die heilige Schrift nur geringe Auskunft. Sie war die Erbtochter des verarmten und in tiefe Dunkelheit versunkenen Hauses David und lebte in stiller Verborgenheit in Nazareth, einem Städtchen in Galiläa. Hier mit einem Zimmermann, Namens Joseph, verlobt, erschien ihr der Engel des Herrn, und grüßte sie als künftige Mutter des Höchsten. Schamhaft erschrickt die Jungfrau, und in ihrer Antwort drückt sich nicht das Erstaunen über die Erscheinung des himmlischen Boten und über die hohe Verheißung, sondern die Reinheit der keuschen Weiblichkeit aus: Wie soll das zugehen, sprach sie, da ich von keinem Manne weiß? Auf die Antwort des Engels, daß der göttliche Geist sie befruchten werde, weicht die überraschte Sittsamkeit einem höheren Gefühle. Unschuld und jungfräuliche Schaam war die erste Regung ihres Herzens, und die zweite

Demuth und unbedingte Hingebung in den Willen des Höchsten: Ich bin des Herrn Magd: mir geschehe nach deinem Worte. Denselben gottergebenen Sinn, dieselbe Demuth und Anspruchlosigkeit zeigt sie bei dem Besuch ihrer Freundin Elisabeth; mit einem feierlichen Gruße empfängt diese die Gebenedeite, und Maria wendet ihre ganze Seele zum Quelle aller Gnade, und ergießt ihre Dankbarkeit, ihr begeistertes Herz, das voll heiliger Ahnung ihrer hohen Bestimmung ist, in den bekannten Lobgesang aus. In der Folge ging sie mit ihrem Manne nach Bethlehem, wo ihre Familie ursprünglich herstammte, um sich nach einem Befehle des Kaisers Augustus in die bürgerlichen Listen eintragen zu lassen. Der Zulauf der Menge war zu groß, als daß sie die Stadt fassen konnte. Maria fand einen Zufluchtsort in einem Stalle. Hier kam sie nieder und der Himmel feierte durch glänzende Erscheinungen die Geburt des göttlichen Mittlers. Vierzig Tage nach der Niederkunft brachte sie den Knaben in den Tempel, befolgte was das Gesetz für die Reinigung der Frauen vorschrieb, und hörte des alten Priesters Simeon Segen mit freudigem Erstaunen, wenn gleich des Sehers Auge in eine für sie schmerzhafte Zukunft schaute. Ohne die Verbürgung der heiligen Schrift ist es wahrscheinlich, daß der Idumäer Herodes, der, ein Fremdling und dabei aus einem den Juden verhaßten Volke, auf Israels Throne saß, die Nachkommen des Davidschen Geschlechts, aus dem das Volk mit Zuversicht seinen politischen Erretter und Wiederhersteller hoffte, verfolgt habe. Seinen Nachstellungen zu entgehen, entfloh Joseph mit Maria und dem Kinde nach Egypten. Als Herodes gestorben, kehrte die kleine Familie nach Nazareth zurück. Der Sitte gemäß gingen Joseph und Maria jährlich nach Jerusalem, das hohe Fest der Ostern zu feiern. Hier verlor sich einst der 12jährige Jesu von ihnen, und nach langem Suchen fanden sie ihn im Tempel wieder. Maria's kleiner Vorwurf verdeutlicht uns ihr ganzes Erziehungssystem; zarte Milde, Liebe, Gewinnung des Herzens sind seine Grundsätze, und nicht Strenge und Härte: ein „warum hast du uns das gethan?" mit wehmüthiger Liebe ausgesprochen, muß mehr wirken, als alle Strenge. Auf der Hochzeit zu Kana schied der zum Mann herangereifte Sohn von der Mutter, und trat aus dem stillen häuslichen Kreise in sein thaten- und segenreiches öffentliches Leben. Von jetzt weicht sie zurück, wohl wissend, daß den höheren Ansprüchen, welche das Glück der Menschheit an ihrem Sohne macht, die ihrigen nachstehen müssen. Erst als die Menschen den Göttlichen von sich stießen, und Bosheit, Neid, Eigennutz und Tücke das Urtheil über den Gerechten gesprochen hatten, tritt sie wieder aus dem Dunkel hervor, und den sie armselig gebar, sieht sie schmählich sterben. Der Knabe und Jüngling Jesu gehörte ihrer Mutterpflege; den Mann überließ sie der Welt und seiner großen Bestimmung; doch den Sterbenden nimmt sie wieder in Anspruch, und wie sie ganz Mutter, so ist auch er in den letzten Augenblicken seines Lebens wieder ganz Sohn; von seiner Marterhöhe gab er ihr einen anderen Sohn. Und wer kann zweifeln, daß nicht Johannes diesem heiligen Vermächtniß sein Leben geweiht habe, wenn gleich von jetzt an Maria aus der Geschichte verschwindet? Von ihren ferneren Schicksalen giebt uns die Schrift keine Kunde, selbst ihre Himmelfahrt beruht nur auf Tradition und Legenden. Das Andenken dieser hochbegabten, heiligen Frau war von jeher der katholischen Kirche ehrwürdig; sie feierte es durch Einsetzung mehrerer Feste; sie war ihr das höchste Ideal der Weiblichkeit, der Unschuld, Frömmigkeit und christlichen Demuth, und alle schöne Künste wetteiferten, es würdig darzustellen.

Maria I., Königin von England, geb. den 11. Feb. 1515, war die Tochter Heinrichs VIII. und Katharinens von Aragon, und lebte als Tochter einer verfolgten Königin, in früher Jugend aller der Rechte beraubt, die ihr

als Königstochter gebührten, so lange nämlich ihr Vater und Bruder den Thron Englands besaßen. Da ihre Mutter, Katharine von Aragon, eifrige Anhängerin des römischen Kultus blieb, nahm Maria gleiche Grundsätze an und haßte die Religion ihrer Verfolger. Ihres Vaters düsterer, argwöhnischer Charakter schien sich auf sie vererbt zu haben. Nach dem Tode ihres Bruders Eduard, in einem Alter von 37 Jahren, bestieg sie unter schwierigen Umständen einen Thron, worauf noch ihre Schwester Elisabeth, Johanne Gray und Maria Stuart, weil beide letztere von Heinrich VII. abstammten, Ansprüche machten. Weil Mariens Ansprüche gerechter erschienen, erhielt sie den Vorzug, mußte sich aber sogleich verbindlich machen, die protestantische Lehre ungekränkt zu lassen. Kurz nach der Thronbesteigung ließ sie aus Mißtrauen ihre Schwester Elisabeth einkerkern und die unglückliche Johanne Gray hinrichten. Der römische Kultus wurde allenthalben eingeführt, viele als Ketzer verbrannt und noch mehr mit Gewalt bekehrt. Noch größer wurde der Haß, als sie König Philipp II. von Spanien die Hand reichte, den seine Unduldsamkeit nirgends beliebt machte. Um seinetwillen erschöpfte sie die Kräfte des Reichs, legte neue Steuern auf und sandte das erpreßte Geld nach Flandern, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war, nachdem er nur 1 Jahr mit ihr verlebt hatte. Sie starb 1558, ohne Kinder zu hinterlassen, nachdem kurz zuvor Calais durch den Herzog von Guise England entrissen worden war.

Maria Stuart, die Tochter Jakobs V., Königs von Schottland und der Maria von Lothringen, erbte den Thron ihres Vaters 8 Tage nach ihrer Geburt 1542. Heinrich VIII. von England wollte sie mit seinem Sohne, dem Prinzen Eduard, vermählen, um die beiden Königreiche England und Schottland zu vereinigen. Die Abneigung, die man gegen diese Verbindung in Schottland hatte, machte, daß Maria erst fünf Jahre alt nach Frankreich geschickt wurde, wo sie erzogen und 1559 dem Dauphin Franz zur Gemahlin gegeben wurde. Dieser starb aber schon 1560, und sein minderjähriger Bruder Carl IX. folgte ihm in der Regierung unter der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter Catharina von Medicis. Maria erkannte nun bald die Nothwendigkeit, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Traurig hatte sie auf der ganzen Fahrt das Gesicht nach der Gegend hingewendet, wo ihr geliebtes Jugendland lag, das sie nun verlassen hatte, und hätten nicht ihre jüngern Oheime sie begleitet, sie hätte sich nicht zu fassen gewußt. Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat sie das Land, das sie regieren sollte. Das Jubelgeschrei der Edinburger, unter welchem sie eingezogen war, verstummte bald, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzosen, ihr freieres Betragen und ihren Hang zu französischen Hoflustbarkeiten sah, dergleichen in dem rohen Schottland bisher unerhört gewesen waren, und die von den reformirten Predigern als höllische, sündhafte Gaukelspiele verflucht wurden. Da sie von ihren Unterthanen gedrängt wurde, sich zu verheirathen, so vermählte sie sich 1565 mit dem jungen Grafen Darnley. Dieser zeigte sich bald als einen rohen Menschen. Er war nur liebenswürdig, wenn er schwieg und ruhte; in seinem Gespräch und seinen Handlungen war er der ungezogenste und roheste Mensch, ohne alle zarte Empfindung, und brutal in seinen Vergnügungen wie in seinen Sitten. So vertrauensvoll sich Maria ihm ergeben hatte, so schlecht lohnte er ihre Liebe, und nach mancherlei Kränkungen trennten sie sich stillschweigend von einander. Sie schenkte darauf ihre Neigung einem jungen Italiener, Namens Rizzio, der zuerst als Musikus in ihren Dienst gekommen, dann ihr Sekretär geworden war, und sich ihr so nothwendig gemacht hatte, daß er alles bei Hofe galt. Diese Begünstigung eines so gemeinen Mannes und noch dazu eines Fremden, erregte die ganze Eifersucht des schottischen Adels und

viele von Darnleys Anhängern lockten diesem die Einwilligung zu seiner Ermordung ab. Eines Abends zog dieser mit einigen Bewaffneten in das Zimmer, wo Maria mit dem Musikus und der Gräfin Angyle speiste; und Rizzio, der sich vergebens zu den Füßen der Königin flüchtete, wurde ermordet. Die Königin von Schottland fuhr darauf mit dem ihr eigenen französischen Leichtsinn fort, sich für den Mangel eines guten ehelichen Verhältnisses durch gefälligere Lieblinge zu entschädigen. An Rizzio's Stelle war der Graf von Bothwell getreten, eine eben so unglückliche Wahl als Darnley, denn auch er war ein roher Wollüstling und empfahl sich nur durch seinen wohlgebauten Körper. Man glaubte, er habe sich ihr dadurch werth gemacht, daß er sich erboten habe, sie von dem ihr so tödtlich verhaßten Gemahl zu befreien, der zu Edinburg in einem einzeln stehenden Hause durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt wurde. Gleich darauf vermählte sich die Leichtsinnige mit ihrem Liebhaber Bothwell, der allgemein für den Mörder des Königs gehalten wurde. Aber schwerer hat wohl selten ein Weib solchen Leichtsinn gebüßt, als die unglückliche Maria. Die schottischen Stände nöthigten sie, die Regierung niederzulegen. So wurde sie also förmlich abgesetzt und ihr kleiner Sohn, unter dem Namen Jakob VI. zum König ausgerufen. Muthig, wie sie war, wollte sie noch einmal ihr Glück versuchen. Sie rief ihre Freunde zu ihrem Beistande auf und versammelte dadurch wirklich einen Haufen Edelleute um sich her. Aber die Conföderirten gehen rasch auf diesen noch unentschlossenen Haufen los und zerstreuen ihn. Maria weiß nun keinen andern Zufluchtsort mehr, als England. Elisabeths angebotene freundschaftliche Vermittelung nahm die arme Maria für Ernst und baute darauf ihre Hoffnungen. Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fischerkahne geflohen war (16. Mai 1568), schrieb sie der lieben Schwester einen rührenden Brief. Sie erhielt zur Antwort, die Königin könne sie nicht eher sehen, als bis sie sich von dem Verdacht eines geheimen Antheils an ihres Gemahls Ermordung hinlänglich gereinigt hätte. Das sey sie ihrer Ehre schuldig: sie wolle daher selber die Untersuchung anstellen lassen, Maria könne aber darauf rechnen, daß sie dabei auf das möglichste geschont werden solle. Die Arme weinte und ließ es sich gefallen. Sie ward darauf von Carlisle auf das Schloß Bolton in Yorkshire gebracht, damit man sich ihrer mehr versichern könnte und die Untersuchungen, zu denen eine Commission von englischen Lords festgesetzt war, nahmen ihren Anfang. Bald aber hielt man auch Yorkshire noch nicht für sicher genug und brachte sie nach Tutbury in Staffordshire. Daß sie in ihrem Unglücke theilnehmende Freunde hatte, vermehrte ihr Unglück. Alle Anschläge zu ihrer Befreiung wurden entdeckt und hatten nur zur Folge, daß sie noch strenger bewacht wurde. Als der freigelassene Norfolk 1572 noch einen Versuch machte, Marien zu befreien und in demselben Jahre die schreckliche Kunde von der pariser Bluthochzeit nach England kam, die nicht nur als Beispiel von der Wuth der kathol. Liguisten, sondern auch von der Macht der Guisen, Elisabeths Besorgniß ungemein vergrößerte, war es bei ihr beschlossen, ihre Feindin nie wieder los zu lassen. Norfolks Angriffe gaben ihr einen Vorwand her, sie noch enger einzuschließen und ihr unglücklicher Retter selbst mußte mit dem Leben büßen. So vergingen 15 Jahre; Maria, vom Kummer tief gebeugt, gab endlich selber jeden Wunsch nach Glanz und Größe auf, versprach ihrem Sohne gern die Regierung zu überlassen und selbst in einer Art von Aufsicht in England leben zu wollen und bat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängnisses und um einen anständigen Wittwensitz. Umsonst. Je älter Elisabeth wurde, desto mißtrauischer blickte sie auf ihre Thronerbin hin. Zum Unglück für

Marien hatten die Katholiken in England schon mehrmals fanatische Menschen ausgesandt, um Elisabeth zu ermorden. Immer waren diese Versuche mißlungen, aber jeder derselben hatte die leidenschaftliche Monarchin in ihrem Abscheu gegen die Katholiken, mithin auch gegen die arme Maria, bestärkt. Endlich wurde ein großes Gericht über Marien in ihrem Gefängnisse zu Fotheringhay gehalten, gegen welches sie vergebens protestirte. Man zeigte Briefe vor, die sie ihren Sekretären diktirt haben sollte, und aus denen ihr Mitwissen um den Mord ihres Gemahls hervorging; aber sie läugnete standhaft diese Briefe zu kennen und verlangte, daß man ihr die Sekretäre vorstellen solle, welches aber weislich abgeschlagen ward. Endlich (25. Okt. 1586) erfolgte das Urtheil: die Königin von Schottland habe als Königsmörderin und Hochverrätherin den Tod verdient. Das Parlament bestätigte dasselbe und ließ es der Elisabeth zur Unterschrift vorlegen. Vergebens verwandte sich Jakob VI. für seine Mutter. Am 7. Febr. 1587 kündigten die Grafen Shrewsbury und Kent der unglücklichen Gefangenen an, sich zu morgen um 8 Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das schrecklich Wort mehr mit Erstaunen als mit Entsetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend und ließ dann ihre sämmtliche Dienerschaft hereintreten. Weinend erscheint eine treue Seele nach der andern, sie knieen nieder und bitten sie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen sie unwissend beleidigt habe. Sie giebt ihnen die Bitte zurück, versichert ihnen, daß sie allen wohlgewollt habe, giebt ihnen Empfehlungsschreiben an ihre Verwandte in Frankreich mit, theilt den kleinen Ueberrest ihrer Güter unter sie aus und nimmt den zärtlichsten Abschied von ihnen. Dann schlief sie einige Stunden und brachte den Rest der Nacht im Gebete zu. Der Beistand eines katholischen Geistlichen, um den sie gebeten hatte, war ihr versagt worden; dafür wollte man ihr einen reformirten Eiferer aufdringen, der, wie es hieß, ihre Seele retten sollte. Am Morgen des traurigen Tages genoß sie mit kindlicher Andacht eine Hostie vom Papste Pius V. geweiht, die sie längst zu diesem entscheidenden Augenblicke aufgespart hatte. Dann zog sie ein reiches seidenes Kleid an und putzte sich mit Sorgfalt, um recht als Königin zu sterben. Als sie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafschaft in ihr Zimmer und sagte ihr, es sey Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Gesichte, gestützt auf die Schultern zweier Soldaten, denn eine Krankheit hatte sie sehr abgemattet. Vor ihrer Thür fand sie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeister Andreas Melvil, und dieser unerwartete Freund hätte sie doch fast aus der Fassung gebracht. Er warf sich schluchzend ihr zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides und rang trostlos die Hände bei dem jämmerlichen Anblick. Sie entließ den ehrlichen Diener mit dem sanftesten und frömmsten Zuspruch, küßte ihn, wollte ihn trösten und weinte selbst. Beim Eintritt in die schwarz ausgeschlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Mariens Diener zurückbleiben. Auf vieles Bitten erhielt sie endlich für einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes seyn zu dürfen. Bitterer als alles übrige war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten, den man aus der nahen Stadt Peterborow geholt hatte, um sie, wo möglich, noch vor ihrem Tode zum wahren Glauben überzuführen. Er selber rühmte die große Gnade, die ihr Elisabeth dadurch erweise, daß sie ihn zu ihr schicke, denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob sie in den Himmel oder in die Hölle kommen wolle. Vergebens bat sie in den sanftesten Ausdrücken, ihr nicht durch sein quälendes Geschwätz die letzten Augenblicke zu verbittern, erst die Grafen mußten ihm Schweigen gebieten; aber auch nicht aus Menschengefühl, sondern aus Aerger; denn als sie nachher für sich betete und dabei das Kruzifix in die Höhe hielt, schalt einer von ihnen mit harten und

höhnischen Reden dies „papistische Gaukelspiel." Sie betete für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn und zuletzt auch für Elisabeth, der sie Alles verzieh. Dann ließ sie sich von ihren Frauen den Hals entblößen. Bei diesem Geschäfte griff einer der Henkersknechte mit zu und jagte der verschämten Königin eine flüchtige Röthe ab, wobei sie lächelnd sagte, solcher Diener sey sie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr schluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf sie niederkniete und selber ihr Haupt auf den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe fiel es herunter. So starb Maria Stuart im 46. Jahre ihres Alters und im 19. ihrer Gefangenschaft. Ueber die dramatische Benutzung dieses Stoffes, namentlich von Schiller, s. die Kupfererklärungen zum Taschenbuch Minerva J. 1813.

Maria von Medicis, Tochter Franz II., Großherzogs Toskana, geb. zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV. verheirathet, nachdem derselbe sich hatte von Margarethe von Valois scheiden lassen, und übernahm nach dem Tode ihres Gemahls (1610) die Regentschaft des Reichs, da ihr Sohn, Ludwig XIII., noch minderjährig war, wobei sich der Herzog von Epernon besonders thätig bezeigte. Auf eine unbesonnene Weise verschwendete jedoch Maria die von Heinrich IV. aufgehäuften Schätze, Frankreich verlor seine Achtung nach Außen und wurde im Innern durch einen verderblichen Bürgerkrieg verwüstet. Umsonst versuchte sie durch einen Vertrag (1614) den Unruhen ein Ende zu machen; denn ihr Günstling, der Marschall von Ankre, reizte durch sein übermüthiges Betragen zu neuen Empörungen, und erst die Ermordung desselben, auf Ludwigs XIII. Befehl, erstickte diese. Maria wurde nach Blois verwiesen, entwich aber durch Hilfe des Herzogs von Epernon in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1619 nach Angouleme, und Richelieu, damals noch Bischof von Lucon, brachte noch in demselben Jahre eine Aussöhnung mit dem Könige zu Stande. Doch kurz darauf erregte Maria, unzufrieden, daß nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt worden waren, einen neuen Krieg, wurde aber bald zur Unterwerfung gezwungen. Nach dem Tode ihres unversöhnlichen Verfolgers, des Connetable de Luynes, trat sie an die Spitze der Regierung, und um ihr Ansehn zu vermehren, berief sie den Kardinal Richelieu in den Rath, der bis dahin ihr viel Anhänglichkeit gezeigt hatte. Dennoch vergaß er bald, was er der Königin schuldig war, und suchte sich der Zügel der Regierung zu bemächtigen, was ihm nur zu sehr gelang. Während des Kriegs in Italien 1629 zeigte sich zuerst die Entzweigung beider, und Richelieu nahm seine Maßregeln so gut, daß die Königin allen Einfluß verlor. Alle Anschläge von ihrer Seite, den Kardinal zu stürzen, scheiterten an der Unentschlossenheit des Königs, der sogar den 23. Feb. 1631 den Befehl gab, seine Mutter auf das Schloß zu Compiegne gefangen zu setzen, von wo sie jedoch noch in demselben Jahre nach Brüssel entwich. Nie sah sie Paris und ihren Sohn wieder. Seit dem 28. Febr. lebte sie zu Köln in Rubens Hause, wo sie am 3. Juni nämlichen Jahrs in Dürftigkeit starb. Wallraf (s. d. Art.) hat ihrem Andenken zu Ehren an diesem Hause ein einfaches Denkmal mit einer schönen Inschrift errichten lassen. Ihre Eingeweide liegen vor dem Mausoleum der h. Weisen im Dom. Ihr eifersüchtiger, hartnäckiger und ehrgeiziger Charakter war die Quelle ihres Mißgeschicks. Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, schöne Wasserleitungen und die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. 1774 erschien zu Paris ihre Lebensgeschichte in 3 Bänden.

Maria Theresia, s. Theresia (Maria).

Maria Antoinette, s. Antoinette (Maria).

Mariana (Juan), ein berühmter spanischer Geschichtschreiber, geboren zu Talavera 1536, trat früh in den geistlichen Stand und ward Jesuit. Nach Vollendung seiner Studien auf der damals so berühmten Universität

zu Alkala zog er auf Reisen und trug mit Erfolg in Rom, Sizilien und Paris die Theologie vor. Nachdem er 13 Jahre seines Lebens dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte, kehrte er 1574 in sein Vaterland zurück, und nahm seine Wohnung im Jesuitenkollegium zu Toledo. Hier starb er 1623 in einem Alter von 73 Jahren. Er hatte die allgemeine spanische Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Ferdinand des Katholischen Tode, nicht aus den Quellen selbst, sondern aus den Materialien, die schon von frühern Geschichtschreibern zusammengetragen waren, nach dem Muster des Kardinals Bembo zuerst in lateinischer Sprache, dann umgearbeitet in eine spanische Uebersetzung und geschickt verbunden mit rhetorischer Anschaulichkeit und in einer klassisch-eleganten Sprache dargestellt. An höhere Zwecke des Pragmatismus hatte er gar nicht gedacht, und doch entging er mit genauer Noth der Strenge der Inquisition, die ihn als rebellischer und verdächtiger Grundsätze verdächtig eingezogen hatte. Vergl. d. Art. Jesuiten.

Marie Louise Königin von Spanien, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geb. den 9. Dezemb. 1751. Sie ward mit Carl IV. wider dessen Willen am 4. Septemb. 1765 verheirathet. Bald gelangte sie durch ihre Klugheit, Gewandtheit und geistige Ueberlegenheit zu einer Herrschaft über ihren Gemahl, der sie haßte und anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausgebrochen war. Nach der Thronbesteigung Carls IV. gewann sie den bedeutendsten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten und sie nebst ihrem Günstling Don Manuel Godoy, dem sie durch ihre Schlauheit ihres Gemahles Gunst zu verschaffen gewußt hatte und den sie von einem Leibgardisten 1795 zum Fürsten de la Paz erhob, regierten mit unbeschränkter Macht ganz Spanien. Beide strebten darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand, gegen den Marie Louise einen unnatürlichen Haß hegte, beim alten König verdächtig zu machen, der ohne Zweifel auf ihre Veranlassung den 29. Oktob. 1807 an den Kaiser Napoleon schrieb, sein Sohn habe ihn entthronen und seiner Mutter nach dem Leben trachten wollen, er sey daher mit dem Verlust der Thronfolge zu bestrafen. Doch da Marie Louise und ihr Günstling des Volkes Stimmung fürchteten, so veranlaßte dieser den Prinzen, seinen Vater und seine Mutter schriftlich um Verzeihung zu bitten. Dies that er den 5. Novemb. 1807, worauf der König durch ein Dekret erklärte, daß er auf des Prinzen Reue dessen strafbare Verirrungen verziehen habe. Doch bald darauf den 18. März 1808 brach ein Aufruhr des Volkes in Aranjuez aus, der Carl IV. so in Angst setzte, daß er die Krone zu Gunsten seines Sohnes niederlegte. Da Godoy verhaftet und der Wuth des Volkes preis gegeben war, so hatte Marie Louise jetzt kein anderer Rückweg, als sich in den Schutz des Kaisers Napoleon und seines Oberfeldherrn Joachim Murat, der Madrid auf die erste Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez besetzt hatte, zu begeben. Ihren Gemahl bewog sie, seine Abtretung in einer geheimen Erklärung vom 21. März, die er Murat zustellen ließ, zu widerrufen. Dieser rettete auf die inständige Bitte der Königin Godoy mit Gewalt aus den Händen seiner Feinde. Carl IV., Marie Luise und Godoy von französischen Truppen eskortirt, erschienen sämmtlich zu Bayonne vor Napoleon, und der gegen seinen Sohn höchst aufgebrachte Carl IV. wurde durch die Königin, welche von Napoleon sogar verlangte, daß er ihren Sohn auf das Blutgerüst schicken sollte, und durch ihren Günstling leicht dahin gebracht, seinen Sohn und seine ganze Familie zugleich mit der Krone von Spanien gegen einen Jahrgehalt den Planen Napoleons aufzuopfern. Carl IV., Marie Louise und Godoy begaben sich nach Compiegne und nach mehrerm Ortswechsel endlich nach Rom, wo Marie Louise zu Anfang des Jahres 1819 starb.

Marienbad, berühmte Mineralquelle in der Prämonstratenser Reichsherrschaft Tepl unweit Karlsbad, in dem waldigen Engthale, zu dessen Emporbringung und Verschönerung seit 1781 vom Abte des Stiftes viel geschehen ist. Aus dem Kreuzbrunnen, dessen Wasser dem kalten karlsbader Sprudelwasser ähnlich ist, wurden 1819 über 200.000 Krüge versendet. 200 Schritte vom Kreuzbrunnen sind die Quellen der Stahlbrunnen, deren Mischung der des pyrmonter und driburger Wassers gleich ist. Nicht weit davon ist der Ambrosianerbrunnen und in dessen Nähe quillt an manchen Stellen aus sumpfigem Torfgrunde das eigentliche Marienbad; kleine Thiere, welche sich seinem Behältniße zu sehr nähern, werden schnell von dem aufsteigenden Gase getödtet. Das Badehaus an diesem Orte hat 17 wohleingerichtete Zimmer. In der Marienkapelle findet man eine Menge Krücken der hier Genesenden. Heidler hat diese Quelle nach eignen Beobachtungen und ärztlich dargestellt, Wien 1822 in 2 Oktavbänden.

Marienburg, Kreisstadt im preußisch. Reg. Bezirk Danzig in Westpreußen auf einem Hügel am rechten Ufer der Nogat, über welche eine Schiffbrücke führt, mit 5000 Einw. Sie nimmt Theil am polnischen Handel. Ihre Hauptmerkwürdigkeit besteht indeß in den herrlichen Ueberbleibseln des ehemaligen Schlosses der Hochmeister. Die Stadt selbst wurde von dem Orden 1276 gegründet und eine Burg daselbst erbaut. Im 14. Jahrh. war sie die Residenz der Hochmeister und das Schloß ward mehrere Male erweitert, und eine schöne Kirche (am östl. Giebel mit einem kolossalen Muttergottesbilde geziert, die nebst der Nische, in der sich diese befindet, aus Mosaik gearbeitet ist) und die St. Annengruft, wo die Hochmeister beigesetzt wurden, hinzugefügt. Der unbekannte Baumeister war unstreitig, nach Büsching und Fiorillo, ein Deutscher. Im Ganzen ist in den kühnen Spitzbogen, in den schlanken Pfeilern der Styl der schönen altdeutschen Baukunst sichtbar, und keine Spur von der sächsischen Bauweise. Alles hat den Schein gen Himmel strebender Leichtigkeit. Die Prunkgemächer waren mit Bildnissen und zum Theil noch lesbaren, deutschen Reimen geschmückt. Im Nebenwerk, z. B. in der Mosaik (meist Rautenform und Zickzackwinkel), erkennt man italienische Bauart. Die Verzierungen innerhalb und außerhalb der Kirche (die nebst der Annenkapelle vollständig erhalten ist) sind, wie beim kölner Dome, alle aus der Pflanzenwelt entlehnt; nur hin und wieder sind sie von wunderlichen Thiergestalten unterbrochen, doch gehen sie nirgend über in das unbestimmte Feld willkührlicher Schnörkeleien. Dieses schönste Denkmal der Baukunst in Preußen ward lange vernachläßigt; die Zeit zerstörte den größten Theil desselben und die noch erhaltenen Theile wurden zu Kasernen und einer Baumwollenspinnerei verwendet, so daß die herrlichsten Säle durch elende Zwischenmauern verunstaltet wurden. Seit 1818 hat dieser barbarische Unfug aufgehört, und was noch zu retten ist, soll wieder hergestellt und erhalten werden. Schinkels Ideen zur Wiederherstellung der Trümmer hat Gropius in seinen Ansichten des Schlosses dargestellt. Superintendent Häbler zu Marienburg wird seine Forschungen über die Geschichte dieses classischen Orts, und Direktor Breisig seine Zeichnungen herausgeben. Besonders bewundert man zwei Säle, wovon der eine auf einer einzigen höchst schlanken Granitsäule ruht. Aus urkundlichen Quellen, die über den Haushalt auf der Burg und das innere Leben des Ritterstaats wiel Licht verbreiten, bearbeitete Prof. Voigt zu Königsberg seine „Geschichte Marienburg's" mit einigen Ansichten des Ordenshauses (Königsberg 1824, 8.), die durch geistreiche Darstellung und Genauigkeit der Angaben jenen großen Trümmern ein neues geschichtliches Leben gibt. Die Gegend bei Marienburg, die Niederung zwischen Nogat, der Weichsel und der Werder, zwischen der Stadt und dem Drausensee, gehört zu den fruchtbarsten in Preußen.

Mariette (Jean), Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker, geb. zu Paris 1654, legte sich unter Jean Baptiste Corneille mit großem Fleiß auf die Malerkunst, wählte aber später, auf Le Bruns Rath, die Kupferstecherkunst, worin er sich vorzüglich auszeichnete. Er starb 1742. — 2) (Pierre Jean) Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1694, legte sich, nach dem Beispiele seines Vaters, auf die Kupferstecherkunst, vervollkommnete sich auf Reisen durch Deutschland und Italien. 1750 verkaufte er seinen Bücherverlag, erkaufte damit das Amt eines königlichen Sekretärs und Kanzleikontrolleurs und beschäftigte sich von dieser Zeit an fast nur mit Vervollkommnung seiner Kupferstichsammlung. Er starb zu Paris 1774. Er besaß große Talente und hatte einen liebenswürdigen Charakter. Man hat von ihm: Traité du cabinet du roi, voll trefflichen Untersuchungen, Paris 1750, 2 Bde. Fol.; Lettres à M. de Caylus; Lettre sur la fontaine de la rue de Grenelle; Description sommaire des statues, figures, vases u. s. w. Paris 1750, 8.; Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles, ib. 1755. Fol. u. a. m.

Marine, s. Seewesen.

Marino (Giambattista), ein italienischer Dichter, war 1769 zu Neapel geboren. Er wurde von seinem Vater verstoßen, weil er sich der Jurisprudenz nicht widmen wollte, fand er zuerst zu Neapel und darauf zu Rom Unterstützung, an letzterem Orte besonders durch den Cardinal Aldobrandini, der ihn mit sich nach Turin nahm, wo seine Poesie ihn zu hohen Ehren, zur Stelle eines Staatssekretärs und zu einem Ordensband brachte. Von seinem Mitsekretär Murtola, auch einem Dichter, aber von der alten Manier, in den Verdacht gebracht, als ob eines seiner Gedichte eine Satyre auf den Herzog Carl Immanuel enthielte, kam er bis zur Beendigung der Untersuchung ins Gefängniß. Seine Unschuld ward erwiesen, und er bekam zwar alle Genugthuung; aber dennoch verließ er Turin und lebte von nun an zu Paris, geehrt von der Königin Maria und der franz. Nation. Auf einer Vergnügensreise nach Italien starb er zu Neapel 1625. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er die edle Einfachheit der früheren Dichter verlassen, und seine Schreibart durch Schwulst, falschen Pathos und leeres Wortgepränge entstellt habe. Er fand mit seinem Aftergeschmack einen so leichten Eingang, daß er bald das Haupt einer excentrischen Parthei ward, die sich bis zum Abenteuerlichen verirrte und alle klassische Correktheit verachtete. Sein berühmtestes Werk ist sein heroisches Gedicht Adonis in 20 Gesängen; es hat aber so wenig Episches, daß vielmehr der alte Mythus nichts als eine unbedeutende Einfassung zu einer Gallerie von Bildern und Spielen einer üppigen Einbildungskraft ist, in denen die alte Welt und das neuere Ritterthum mit Verletzung alles Costums bunt durcheinander steht. So geschmacklos wie dieses romantisch-mythologische Gedicht ist nun zwar der bethlehemitische Kindermord nicht; aber doch voll Schwulst und bizarrer Stellen, für welche aber doch wieder einzelne schöne Stellen entschädigen. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen seine Sonette, unter welchen einige zu den bessern der italienischen Literatur gezählt werden müssen.

Marino (San). Dieser kleinste Freistaat in Europa liegt unter 43° 56′ N. B. und 30° 17′ O. L., auf dem nördlichen Abhange des Apennin, mitten im Kirchenstaate, zwischen Rimini und Urbino. Das ganze Gebiet, etwa 1 ½ □M., besteht aus einem bedeutend hohen Berge und einigen Hügeln und zählt in 1 Stadt und 4 Dörfern ungefähr 7000 Einw. Der Sage nach soll ein frommer Einsiedler Marinus sich im 6ten Jahrhundert auf diesem Berge niedergelassen und der Ruf seiner Heiligkeit viele Menschen herbeigezogen haben, welche er zu einem kleinen Staate ordnete. So ent-

stand diese Republik, die es wohl nur ihrer Unbedeutsamkeit verdankt, daß sie sich durch alle Stürme und allen Wechsel der Zeiten hindurch unangefochten erhalten hat, und jetzt mit ihrer benahe 1300jährigen Existenz unleugbar der älteste Staat in Europa ist. Die höchste Gewalt ist in den Händen eines Raths von 300 und eines engern Raths von 12 Gliedern, an deren Spitze ein Capitano steht, der aber alle 3 Monate wechselt. Nur der rühmliche Fleiß der Einwohner konnte dem dürren und steinigen Boden das Nöthige zum Lebensunterhalt abgewinnen. Die Stadt selbst liegt auf dem schmalen Rücken eines sehr steilen Berges und wird durch 3 Castelle geschützt; sie hat kein andres Wasser als Regenwasser. Nur ein einziger Fußsteig führt zu ihr hinauf. Kirchen und Gebäude tragen alle das Gepräge nicht sowohl der Armuth als der Einfachheit; in einer Wand der Hauptkirche zeigt man die in den Felsen gehauene Höhle, welche der Einsiedler Marinus sich zur Schlafstätte bereitet hatte. Am Fuß des Berges liegt die viel lebhaftere Vorstadt Borgo. Beide zusammen mögen etwa 5500 Einw. haben.

Marionettenspiel ist eine Art von Schauspiel, wozu aber anstatt lebendiger Personen gewisse Arten von Puppen, welche man Marionetten nennt, von verschiedener Größe und Gestalt gebraucht werden, die aber so künstlich zusammengesetzt sind, daß sie beinahe alle Bewegungen des menschlichen Körpers nachmachen, wenn sie durch gewisse verborgene Drähte oder Schnüre gezogen und gelenkt werden. Und damit sie zugleich alles dasjenige, was sie eigentlich vorstellen sollen, gewissermaßen um so natürlicher abbilden: so pflegen die hinter den Tapeten verborgenen, und die Marionetten so oder so bewegenden und richtenden Personen statt ihrer mit veränderter Stimme zu reden, was sie sonst nach Beschaffenheit dieser oder jener gemachten Bewegung sagen sollen, aber natürlich nicht sagen können. Wenn das Marionettenspiel mit Witz und guter Laune aufgeführt wird, und man die Schranken der Sittlichkeit dabei nicht übertritt, kann es allerdings zu einer unschuldigen Belustigung dienen. So wie es sehr häufig aber von nichtswürdigen Landstreichern behandelt wird, die durch allerlei unanständige Zweideutigkeiten, ja durch recht grobe Zoten den Beifall des großen Haufens zu erhalten suchen, trägt es offenbar sehr viel zur Verschlimmerung des Charakters des Volks bei, weshalb weise Landesregierungen gegen diesen Unfug die nöthigen Vorkehrungen zu treffen pflegen. In den preuß. Staaten ist es durch ein Cirkulare vom 3. Juni 1794 allen Kammern aufgegeben, die nicht koncessionirten Kunst- und Marionettenspieler wegzuschaffen, und es fehlt auch anderwärts an ähnlichen Verordnungen nicht. Die Erfindung der Marionetten ist uralt. Die Griechen hatten sie schon, und von ihnen kamen sie zu den Römern. Sie hießen Neurospasta, und wurden vornehmlich in den Schauspielen gebraucht. Aristoteles erwähnt solcher, welche Kopf, Augen, Hände und mehrere Gliedmaßen natürlich bewegten. Eben so deutlich sind die Erwähnungen des Galen, des Xenophon, des Antonius, des Horaz, des Gellius und Anderer. Dahin gehören auch die Phali, welche bei den Festen des Osiris und des Bacchus herum getragen wurden, woran jedoch nur das Glied, was eigentlich gemein war, und oft fast die Größe der ganzen Puppe hatte, mit Faden angezogen winkte. S. **Flögels** Geschichte des Groteske-komischen.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin de Beaune, ward 1666 Mitglied der französ. Akademie und starb den 1. Mai 1684. Er hatte eine Menge Schriften herausgegeben, die jetzt noch geschätzt werden. Dieser Gelehrte hatte ein ganz besonderes Talent zum Experimentiren; er wiederholte die Versuche Paskals über die Schwere und machte Beobachtungen, die jenem großen Genie entgangen waren. Er bereicherte die Hydraulik mit einer großen Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abgang der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter. Dann stellte er Unter-

suchungen an über die Leitung des Wassers und über die Stärke, welche die Röhren haben müssen, um dem Drucke zu widerstehen. Seine Werke sind bekannter, als die Geschichte seines Lebens. Sie erschienen 1717 in 2 Bdn. 8.

Marius (Cajus). Dieser berühmte Römer stammte von ganz geringen Eltern aus Arpinum im Gebiete der Volsker, und verlebte seine Jugend unter harten Landarbeiten. Er verband mit einer martialischen Gesichtsbildung eine außerordentliche Länge und große Leibesstärke; dabei besaß er bei allem Mangel an Ausbildung seines Geistes viel natürlichen Verstand, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist; sein Charakter war wild und roh, unbiegsam und ehrgeizig. Mit diesen Eigenschaften wählte er die kriegerische Laufbahn, und legte die ersten Proben seines Muthes bei der Belagerung von Numantia unter Scipio Afrikanus ab. Dieser ahnete in ihm schon den großen künftigen Feldherrn. Er ging alle Stufen bei der Armee durch, und erstieg nur dann eine höhere, wann er für eine tapfere That belohnt werden sollte. Unter dem Konsulat des C. Metellus und L. Aurelius Cotta, im J. R. 684 bewarb er sich um das Tribunat. In diesem Amte zeigt er schon, was man sich von ihm zu versprechen haben würde. Wegen der Mißbräuche beim Votiren in den Komitien schlug er ein Gesetz vor, daß der Weg zu dem Stimmungsplatze verengert werden sollte, damit die hinaufgehenden Bürger vor dem lästigen Zudringen der Kandidaten und ihrer Freunde gesichert seyn möchten. Die Patricier glaubten sich dadurch beeinträchtigt, und der Konsul Cotta ließ den Marius vor dem Senat fordern, um Rechenschaft von seinem Unternehmen zu geben. Der Tribun erschien unerschrocken, und drohte seine Amtsgewalt zu beweisen, wenn man den Widerspruch gegen seinen Vorschlag nicht aufgäbe. Metellus selbst erklärte sich darauf für seinen Mitkonsul und den Senat, aber Marius, ohne Rücksicht, daß er diesem Manne seine neue Würde zu danken hatte, befahl dem Liktor, den Metellus ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte. Das Volk verehrte ihn von nun an als seinen Beschützer, und die Patricier fürchteten in ihm einen neuen Feind ihres Ansehns. Doch bald darauf erwarb er sich auch die Achtung der letztern, als er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Besten der Staatskasse, den Vorschlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getreides an die armen Bürger milderte. Er bewarb sich darauf vergeblich um die Aedilwürde, erhielt jedoch im J. R. 638 die Prätur. Von der Beschuldigung, daß er sich der Bestechung dabei bedient habe, ward er frei gesprochen. Er verwaltete sein Amt ziemlich zur allgemeinen Zufriedenheit, weil sein natürlicher Verstand ihm dabei den Mangel an gelehrter Kenntniß ersetzte. Auch bekam er im folgenden Jahre die Proprätur von Spanien, wo er sich ebenfalls großen Beifall erwarb, besonders dadurch, daß er Spanien von Straßenräubern säuberte, und die noch wilden Einwohner zu einem gesitteten Leben zu bringen suchte. Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder den Staatsangelegenheiten, und verband sich, indem er Julia, eine Tante Julius Cäsars, heirathete, mit dem angesehendsten Geschlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn eröffnet wurde. Der Konsul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den jugurthischen Krieg mit. Seine Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beschwerden, worin er sich dem gemeinsten Soldaten gleich stellte, erwarb ihm eben so sehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metellus Ursache, seine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, ihn zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwischen beiden stieg immer höher. Marius bat endlich den Metellus, ihn nach Rom zurückkehren zu lassen, wo er sich um das Konsulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott griff dieser seine hochstrebenden Plane an und verweigerte ihm die Erlaubniß. Jener aber setzte dem Widerstande Ausdauer entgegen und ließ nicht ab, bis er noch

wenige Tage vor der neuen Konsulswahl, jenem die Erlaubniß zur Abreise abgedrungen hatte. Marius reisete mit solcher Schnelligkeit nach Rom, daß er den langen Weg vom Lager bis ans Meer in 2 Tagen zurücklegte, und von da bis nach Italien in 4 Tagen schiffte. Das gemeine Volk empfing ihn mit Jubelgeschrei, ein Tribun führte ihn auf die Rednerbühne, und hier verläumdete er den braven Metellus, und wurde in seiner Unverschämtheit von dem Volke so kräftig unterstützt, daß man ihn zum Konsul wählte, und ihm an Metellus Stelle die Führung des Kriegs übertrug (im J. d. St. 646). Sein Mitkonsul war L. Cassius Longinus. Marius begegnete nun den Patriciern und dem Senat mit dem unerträglichsten Uebermuthe; seine Reden an das Volk waren mit den heftigsten Anzüglichkeiten an das Volk erfüllt, welches ihm Beifall jauchzte. Da die Reichen sich weigerten, unter ihm zu dienen, so hob er zuerst 2 Legionen aus der Hefe des Volkes, dadurch den ersten Grund zur Entartung der römischen Heere legend, und erschien mit Blitzes Schnelle bei Uttika, und der Feldzug begann. Noch immer war der numidische Krieg nicht seinem Ende nahe; vielmehr hatte Jugurtha an dem Könige von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bundesgenossen bekommen. Sie standen mit 2 Heeren den Römern entgegen. Marius vermied im ersten Sommer eine Hauptschlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Dann drang er auf einmal durch die numidischen Wüsten gegen Kapsa, die Hauptstadt des Landes, vor, erstürmte und zerstörte sie. Erschreckt durch dieses Beispiel barbarischer Strenge, unterwarf sich ihm Alles, wohin er kam; was widerstand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Während Marius diesen Krieg fortsetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quästor mit der Reiterei zur Verstärkung an, und erwarb sich schnell durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und strenge Lebensweise die Freundschaft des Oberfeldherrn, der anfangs über seine Erscheinung mißvergnügt gewesen war. Nach der Eroberung von Molucha zog sich dieser an die Seeküste zurück, um seine Truppen in die Winterquartiere zu legen. Auf diesem Rückzuge wurden die Römer von Bocchus und Jugurtha überfallen; aber durch die Tapferkeit ihres Feldherrn und vorzüglich des Sylla wurde die Absicht der Feinde vernichtet, und Marius zog sich mit Anbruch der Nacht auf 2 Berge zurück, wo er sich verschanzte. Die Feinde umringten die Berge, und in der gewissen Hoffnung, die Römer jetzt ganz zu vertilgen, überließen sie sich in voller Sicherheit dem Ausbruche ihrer wilden Freude. Aber als sie eben, von Tanzen und Schmausen ermüdet, sich dem Schlafe zu überlassen begannen, überfiel sie Marius, und richtete eine so große Niederlage unter ihnen an, daß fast das ganze Heer aufgerieben wurde. Auf diese Niederlage versöhnte sich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha aus; Marius aber theilte einige Länder desselben unter Bocchus, Hiempsal II. oder Mandrestal und machte die andern zur römischen Provinz. Noch nicht nach Rom zurückgekehrt, ward er mit der freudigen Nachricht überrascht, daß er zum zweitenmale zum Konsul erwählt sey. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geschreckt, hatte diese Wahl gegen die Gesetze durchgesetzt. Marius eilte nach Rom, wo er triumphirend einzog. Marius ging hierauf zu seinem Kommando nach Gallien jenseits der Alpen ab, und sein Mitkonsul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehen, nach Gallien und Spanien gegangen waren, so begnügte er sich, seine Truppen an eine strenge Kriegszucht zu gewöhnen, und sie zu tapfern Soldaten zu bilden. Das Lob, das er sich dadurch erwarb, und die noch immer fortdauernde Furcht vor den Cimbern machte, daß er 650 zum dritten= und im folgenden Jahre zum viertenmale mit dem Luktatius Katulus zum Konsul erwählt wurde. Nur nach einer scheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber

waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von 2 Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit seinem Heere eine Stellung am Zusammenfluß der Rhone und Isere, während sein Mitkonsul, Luktatius Katulus, am Fuße der nordischen Alpen dasselbe thun sollte. Da die Mündung der Rhone die Passage der Schiffe nicht erlaubte, so legte er einen Kanal — die bekannte Fossa Mariana — an, durch den er das Wasser der Rhone leitete, so daß er nun genug Lebensmittel vom Meere aus bekommen konnte. Kaum war er mit dieser Arbeit fertig, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Ambronen erschien, und den Römern sich gegenüber lagerte. Diese brannten vor Begierde, sich mit den Feinden zu messen; aber Marius wollte sie erst an den Anblick derselben gewöhnen, und bei der weit überlegenen Macht der Feinde nicht eher eine Schlacht wagen, als bis er des Sieges gewiß wäre. Auch hoffte er, durch Abschneidung der Lebensmittel die Barbaren so in Noth zu bringen, daß sie nachher desto leichter geschlagen werden könnten. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüssig, beschlossen, ihren Marsch, ohne des römischen Heers zu achten, fortzusetzen. Marius folgte ihnen und holte sie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerst die Ambronen, und 2 Tage nachher die Teutonen an, deren er 200.000 erschlug und 90.000 zu Gefangnen machte. Auf die Nachricht von diesem glänzenden Siege überbrachten ihm Gesandte aus Rom die Botschaft von seiner fünften Erhebung zum Konsulat und von der Bewilligung eines Triumphs. Letztern wollte er aber nicht eher annehmen, als bis er durch die Besiegung der Cimbern vollkommen sich desselben würdig gemacht hätte. Letztere drangen indeß von der Ostseite her in Italien ein, und forderten durch eine Gesandtschaft an den Marius, der mit Luktatius vereinigt gegen sie im Anzug war, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweisen solle, wenn die Römer nicht das Gewicht ihrer Waffen fühlen wollten. Marius ertheilte ihnen die Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenossen. Statt aber bei diesem Anblick den Muth sinken zu lassen, wurden sie noch mehr erbittert, und ihr König Bojorix forderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entscheidenden Schlacht zu bestimmen. Dieser wählte eine Ebne, Campi Raudii genannt, unweit Verona, die dem cimbrischen Heere, das aus 300.000 Mann Fußvolk und 15.000 Reitern bestand, nicht erlaubte, sich gehörig auszubreiten, und bestimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52.000 Mann stark. Marius wünschte den Luktatius, unter welchem Sylla kommandirte, um die Ehre des Sieges zu bringen, und gab ihn daher eine unvortheilhafte Stellung, indem er sich selbst den Hauptangriff vorbehielt. Aber eine Wendung der Feinde und die Staubwolken, welche entstanden, führten ihn irre, und machten, daß Luktatius und Sylla eigentlich allein den Sieg erfochten. Die Niederlage der Barbaren war vollkommen, 150.000 blieben auf dem Schlachtfelde, 60.000 ergaben sich, und die übrigen nebst Weibern und Kindern entgingen durch einen freiwilligen Tod der Sklaverei. Marius und Luktatius erhielten in Rom einen gemeinschaftlichen Triumph, und ersterer, dem das Volk (wiewohl mit Unrecht) den Sieg fast ganz allein zuschrieb, wurde fast vergöttert. Er erbaute zu Ehren dieses Sieges der Tapferkeit und Ehre einen Tempel. Marius wandte jetzt Alles an, zum 6. Konsulat zu gelangen, und erreichte sein Ziel auch glücklich, obgleich der große Metellus Numidikus sein Nebenbuhler war. Um sich eine ihm ergebene Partei zu machen, begünstigte er den vorjährigen Tribun, Apulejus Saturnius, bei seinem Gesuch um das 2. Tribunat. Außerdem verband sich noch ein gewisser Prätor, Serpilius Glaucius, mit dem Marius, und diese 3 suchten alle Mittel hervor, das Volk auf ihre Seite zu ziehen, und die Patricier ihrer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dieses letztere geschah besonders durch ein Gesetz, welches dahin ging, daß jede Volksverordnung 5

Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat bestätigt werden. Die Senatoren sahen sich gezwungen, das Gesetz zu beschwören, den einzigen Metellus ausgenommen, der für seine Weigerung ins Exil wandern mußte. Marius machte sich dadurch bei den Patriciern noch mehr verhaßt, und ward durch seine Zweizüngigkeit, indem er in Gesellschaft von Patriciern auf die Seite derselben zu seyn schien, bei dem Volke und seinen beiden Gehülfen verdächtig, so daß er bei der neuen Konsulwahl übergangen wurde. Aus Verdruß, daß Metellus unter den neuen Konsuln wieder war zurückberufen worden, verließ Marius Rom, und ging nach Asien, unter dem Vorwande, der Kybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzettelung eines neuen Kriegs wieder Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr sich fast vergessen und den Sylla in hohem Ansehn beim Volke. Dies entflammte seinen Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Konsuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf entstand der Bundesgenossenkrieg, in welchem Marius als Unterfeldherr kommandirte. Er erfocht zwar einige Siege über die Feinde, erntete aber im Ganzen nicht so viel Ruhm ein, als man wohl hätte erwarten sollen. Sein Alter — den er war jetzt schon 65 Jahre alt — hatte den Muth und das Feuer seiner Jugend gedämpft, und Kränklichkeit machte ihn untauglich, die Strapazen eines Feldzuges, so wie sonst, auszuhalten. Er legte daher auch noch vor Endigung des Krieges seine Feldherrnstelle nieder. Kaum war dieser gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla begann. Beide bewarben sich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Konsuln sich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, sie mit bewaffneter Hand, und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius das Kommando, und benachrichtete davon durch Abgeordnete das Heer. Dieses aber dem Sylla anhängend, setzte sich unter Anführung desselben nach Rom in Marsch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerstand zu finden, zog Sylla in Rom ein. Marius floh nun mit seinem Sohne aus Rom, und beide wurden von dem Sylla in die Acht erklärt. Marius hatte auf seiner Flucht mit tausend Widerwärtigkeiten zu kämpfen; von seinem Sohne getrennt, irrte er an der Küste Italiens, von allem entblößt, umher, und war mehrmals seinen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Reiter ihn aus einem Sumpfe hervorzog, in welchem er sich vor ihnen zu verbergen gehofft hatte. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magistrat nach einigem Bedenken beschloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehorchen. Aber als der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war, in das Gemach kam, wo sich Marius befand, und ihn niederstoßen wollte, wurde er durch den imposanten Anblick dieses Mannes und die mit Stärke ausgesprochenen Worte: „Halt, Elender! Wagst du es, den C. Marius zu tödten?" so in Bestürzung gesetzt, daß er sein Schwert wegwarf, und mit den Worten floh: Ich kann den C. Marius nicht tödten. Dies bewog die Minturner zum Mitleiden, sie widerriefen ihr Urtheil, und brachen ihn an die Seeküste, wo er ein Schiff bestieg, und nach Afrika absegelte. Er landete in dem Hafen des zerstörten Karthago. Hier vereinigte er sich wieder mit seinem Sohne, der vergebens an dem numidischen Hofe Hülfe gesucht hatte, und begab sich mit ihm auf die Insel Cercina, wo sie den Winter zubrachten. Als sie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna die marianische Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe, eilte er dahin zurück, lehnte die ihm angetragnen Ehren ab, und vereinigte sich mit Cinna und Sertorius. Sie beschlossen einen Angriff auf Rom, welches Oktavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot sich der Senat gegen das Versprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, die Thor

zu öffnen. Dies geschah. Marius wollte nicht in die Stadt hineingehen, weil ihm dieses, als einem Geächteten, nicht erlaubt wäre. Cinna berief nun das Volk, um die Aufhebung seines Exils zu bewirken; aber kaum hatten einige Bürger votirt, als der Blutgier des Marius doch die Zeit zu lang ward, und er widerrechtlich mit seinem zügellosen Anhange in die Stadt eindrang. Marius ertheilte sogleich den Befehl, Alle zu ermorden, deren Begrüßungen er nicht mit gleicher Höflichkeit erwiedern würde. Der schreckliche Befehl wurde nicht nur pünktlich vollzogen, sondern auch noch nach Gutdünken überschritten, so daß ein fürchterliches Blutbad in Rom angerichtet wurde, bis endlich Cinna und Sertorius selbst dieses Mordgesindel überfallen und hinrichten ließen. Marius ward von Tage zu Tage in seiner Blutgier immer unersättlicher; alle Senatoren, die sich der Partei des Volks widersetzt hatten, wurden ermordet, und ihr Vermögen wurde konfiscirt; nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als das Konsulat des Cinna beinahe verflossen war, ernannte er sich selbst und den Marius eigenmächtig znm Konsul, so daß dieser diese Würde nun zum siebentenmal bekleidete. Das ganze Gefühl seiner Schuld ergriff ihn bei der Nachricht, daß Sylla mit seinem siegreichen Heere aus Rom nach Italien zurückkehrte; mit Furcht und Angst sah er dem nahenden Sylla entgegen, und um das Bewußtseyn seines Zustandes in sich zu übertäuben, nahm er zum unmäßigsten Trunke seine Zuflucht, dessen Folge ein schleuniger Tod war, welcher ihn noch zu rechter Zeit der feindlichen Rache entriß (13. Jan. 86 v. Chr.). Er hinterließ seinem Sohne ein Vermögen, welches, wie Plutarch sagt, für viele Könige hinreichend gewesen wäre.

Marivaux (Pierre Charles de Chamblain de), geb. zu Paris 1688, erhielt in der Jugend von seinen wohlhabenden Eltern eine vortreffliche Erziehung. Zuerst und vor Allem zog ihn das Theater an; aber wähnend, daß der Stoff der Charakterstücke erschöpft sey, wandte er seine Thätigkeit auf Intriguenstücke. In diesem Felde brach er sich einen neuen Weg, indem er die geheimsten Wirkungen des menschlichen Herzens analysirte, und mit Empfindung und epigrammatischem Witze der Metaphysik verband. Die gute Aufnahme seiner Stücke und anderer Werke öffnete ihm den Eintritt in die französische Akademie. Im Umgange war er, wie er in seinen Schriften erscheint. Begabt mit einem ruhigen Charakter, mit einem lebhaften, empfindsamen und ungemein empfänglichen Gemüthe, besaß er Alles, was den Umgang sicher und angenehm macht; hohe Redlichkeit, edler Uneigennutz, liebenswürdige Offenheit, Wohlwollen und Bescheidenheit, ohne Schminke und Anmaßung, zeichneten ihn aus. Seine Schriften waren der Abdruck seiner Unterredungen; in beiden herrschte ein philosophischer Geist, unter dem Schleier der Empfindung und des Witzes verborgen, der stets einen guten Zweck im Auge hatte. Reichthümer achtete er wenig, und seine Wohlthätigkeit ging oft so weit, daß er sich des Nothdürftigsten entblößte, um Anderen hülfreich zu seyn. Er starb den 11. Februar 1763 zu Paris. Seine vorzüglichsten Schriften sind: 1) seine Theaterstücke; einige derselben erhalten sich noch auf der Bühne. 2) L'Homère travesti, ein Werk, was dem Geschmacke des Verfassers wenig Ehre macht. 3) Le spectateur français, 2 Bde.; im Style bleibt er tief unter seinem englischen Muster, doch enthält er manches Gute und Scharfgedachte. 4) Le Philosophe indigent; ein heiterer Sinn mit Philosophie gepaart. 5) Vie de Marianne, einer der besten französischen Romane in Bezug auf anziehende Situationen, Wahrheit der Zeichnungen und Zartheit der Gefühle, doch die Heldin schwazt zu viel, und die Eindrücke greifen meist nicht tief. 6) Le paysan parvenu enthält mehr Geist und Feinheit, aber weniger Gefühl und Reflexionen als der vorige Roman. Beide hat er selbst nicht vollendet. Seine Romane haben ein größeres Verdienst als seine Lustspiele;

in beiden ist aber die Schreibart nicht selten kostbar und mit Witzeleien überladen.

Mark, das, im Plur. ungebräuchlich; ein Wort, welches die lockere, mürbe, weiche Beschaffenheit in dem Innern mancher Körper bedeutet, im Gegensatze der äußern harten und dichtern. Eigentlich in den thierischen Körpern ist das Mark die ölige Fettigkeit in den Höhlen der Knochen. In dem Holze und an den Gewächsen ist es der innere weiche lockere Theil in der Mitte des Holzes und der Stängel, welcher aus lauter kleinen Bläschen besteht, und von dem Holze und Wesen der Stängel umgeben wird. Es ist, wie das Fleisch, aus Zellengewebe zusammengesetzt, unterscheidet sich aber gemeiniglich von dem gewöhnlichen Zellengewebe durch ein blendendes Weiß, durch freiere, kleinere und gedrängtere Zellen, woher sein schwammartiges Wesen kommt. Linné hielt das Mark aller Gewächse für den eigentlichen Sitz des Lebens, und glaubte, daß bloß durch dasselbe Alles gebildet würde; aber neuere Untersuchungen und Erfahrungen bestätigen das Gegentheil. Sein einziger Nutzen im Stängel und in andern Theilen ist, die in seinen Zellen abgesetzte Feuchtigkeit durch Ruhe und Wärme in den eigentlichen Pflanzensaft umzuwandeln und den jungen Stamm bei eintretender Dürre mit Säften zum fernern Wachsthume versehen zu können. Es erhält die umhergelegenen Theile weich, hat aber nach allen Beobachtungen weiter keinen Einfluß auf die Vegetation. Man hat Sträucher und Bäume dieses Theils beraubt und dennoch gesehen, daß sie gut gewachsen sind. Wie oft findet man nicht, daß bei alten Bäumen, z. B. Weiden, Eichen rc., der Mittelpunkt ganz ausgehölt ist, und dennoch wachsen sie, ohne krank zu seyn, fort, und bringen, wie andere, Blätter, Blüthen und Samen hervor. Selbst Sträucher, welche eine starke Markröhre haben, die sich nie verliert, wie der Hollunder, wachsen, wenn sie ihnen fehlt, sehr gut fort. Verletzt man aber den Bast rund um den Stamm, so werden die Pflanzen, wenn ihr Mark auch noch so gesund ist, nicht weiter wachsen können. Noch einen stärkeren Beweis, daß das Mark bloß zur Aufbewahrung der Feuchtigkeiten diene, um bei einer eintretenden Dürre die Pflanzen zu ernähren, geben die Wasserpflanzen; diese haben fast alle keine Markröhre. Sie können sie auch füglich entbehren, weil ihr Standort sie den Mangel an Feuchtigkeit nie empfinden läßt. Die eigentlichen Wurzeln der Pflanzen haben keinen Mark, wie es Medikus aus Vergleichung mehrerer Pflanzenarten gefunden hat. Diejenigen Wurzeln, welche Mark enthalten, sind eigentlich keine Wurzeln, sondern Anfänge des Stammes selbst, und diese zeichnen sich durch ihre senkrechte Richtung aus, indeß die wahren Wurzeln seitwärts gehen. Auch an manchen Früchten, z. B. an den Citronen, Pomeranzen, Weintrauben rc., pflegt man den innern saftigen oder fleischigen Theil, welcher sonst auch das Fleisch heißt, das Mark zu nennen, im Gegensatze der härtern Schale oder Hülse. — Mark, die, ein sehr altes und weit ausgebreitetes Wort, welches nach Adelungs Auseinandersetzung überhaupt sowohl ein Zeichen, als auch die damit bezeichnete Sache bedeutet. In ersterer Hinsicht, in der allgemeinsten Bedeutung, ein jedes sichtbare und körperliche Erinnerungszeichen, wie das verwandte Mahl; in engerer Bedeutung, die Gränze eines Landes oder eines Bezirks. Ehedem brauchte man es im Deutschen von den Gränzen aller Art, selbst großer Reiche und Länder, da es denn auch wohl das Gemerk, das Bemerk, und die Markung lautete. Jetzt ist es nur noch von den Gränzen kleinerer Gebiete, besonders der Gerichtsbezirke, Dorffluren und Gemeindegüter üblich. Die Feldmark, die Gränze eines Feldes, die Dorfmark, eines Dorfes, die Holzmark, eines Gehölzes. Zweitens bezeichnet man mit diesem Worte die mit Gränzzeichen bemerkte Fläche, ein in seinen Marken oder Gränzen eingeschloßner Bezirk, eine Bedeutung, welche ehedem von weitem Umfange war,

und es zum Theil noch ist. Es wurde daher nicht nur von ganzen Ländern gebraucht, wovon noch die eigenthümlichen Namen, Dänemark, Finnmark, Lappmark zeugen, sondern auch von Provinzen, und zwar in Deutschland besonders von solchen, welche zur Sicherheit des Reichs an den Gränzen gegen unruhige Nachbaren, vorzüglich gegen die Slaven und Wenden errichtet und angelegt wurden, welche daher Marken, und so fern sie gewissen Mark- oder Gränzgrafen zur Aufsicht und Vertheidigung anvertrauet wurden, Markgrafschaften hießen. Die Mark Brandenburg, Meißen, die Lausitz, Mähren, Steiermark ꝛc. waren ehedem solche Marken oder Markgrafschaften, und haben diesen Namen noch bis jetzt behalten. — Mark nennt man auch eine uralte deutsche Rechnungsmünze, die sich von Deutschland aus über Dänemark, Schweden, Preußen und Polen verbreitet hat. Anfangs war sie ein Münzgewicht und entstand aus dem bis auf 2/3 verringerten römischen Pfund (16 Loth), dessen weitere Schmälerung man dadurch verhüten wollte, daß man die Gewichte mit einem Zeichen (einer Marke) versah; daher der Name. Da damals das Geld nicht gezählt, sondern gewogen wurde, so nannte man nachher so viel silberne Schillinge und Pfennige, als zusammen 8 Unzen oder 16 Loth wogen, eine Mark. Als man in der Folge die Silbermünze mit Kupfer versetzte, so unterschied man Mark fein, d. i. 16 Loth reines Gold oder Silber, und Mark löthig 16 Loth versetztes Gold oder Silber, was wir jetzt die rauhe Mark nennen. Da man den Gold- und Silbermünzen ein festes bestimmtes Schrot und Korn gab, um sie nicht immer wiegen zu müssen, sondern durch Abzählen eine Summe machen zu können, unterschied man nochmals Markwichte, gewogene Mark und Markwährung, gezählte Mark; die letztere war für den Handel weit bequemer, und verdrängte die erste ganz; aber eben darum blieb sie sich nicht gleich, sobald man nicht mehr wog. Die Schillinge und Pfennige, deren man gewöhnlich 15 und 192 auf eine Mark zählte, wurden immer kleiner, wodurch die Mark als Rechnungsmünze immer tiefer sank. Durch diese Ausartung entstanden über 20 verschiedene Marken, als die lübische oder lübeck'sche in 16 Schilling, die seit 1616 im kleinen Curant 4 und im groben Courant (Reichsmark) 5 Gr. Conv. beträgt; die schwedische, die in Silbergeld 4 Gr., in Kupfer 1 Gr. 7 Pf. werth ist; die englische zu 13 Schill. 4 Pences, die 2/3 Pf. Sterling oder 4 Thlr. beträgt; die preuß. 5 Gr. 4 Pf.; die polnische 2 Gr. 8 Pf. Conv.; die rigaische 9 2/5 Pf., die aachensche 4 4/9 Pf. ꝛc. Auch führte diesen Namen eine ehemalige schottische Silbermünze, die dem franz. Livre gleich kam, und 6 Gr. betrug.

Markbriefe, die Vollmacht von der Admiralität an die Befehlshaber der Schiffe, feindliche Schiffe und Fahrzeuge zu kapern oder wegzunehmen. S. von Martens Versuch über die Kaper.

Marketerie, s. **Marqueterie**.

Markgraf (Marchio), ein Gränzbefehlshaber im alten deutschen Reiche, unter dem in Kriegssachen die übrigen Grafen des Gränzlandes standen. Mit diesem Amte, das Heinrich I. in der ersten Hälfte des 10ten Jahrh. gegen die Slaven, Polen und Normänner in Meißen, Nordsachsen und Schleswig gründete, waren die Einkünfte eines Landstrichs verbunden, dessen Besitz im 12ten Jahrh. erblich und mit den übrigen Besitzungen des damit beliehenen gräflichen Geschlechts vereinigt, Markgrafschaft (Marchionatus) genannt wurde. Mit diesem hohen Reichsamte waren Landesregierungsrechte und fürstlicher Rang verbunden.

Markig, im Franz. moëlleux, nennt man in der Malerei das Fließende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolznen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken; im Gegensatz des Harten, Trocknen. Einen markigen Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremias), Mitglied des Kollegiums St. Peter zu Cambridge und zuletzt dessen Senior, einer der gelehrtesten englischen Kritiker, geb. 1683. Von seinem Privatleben weiß man nicht viel mehr, als daß er seinen Unterricht zu Cambridge erhielt, dort ein Amt bekleidete, und den 7. Juli 1776, nachdem er lange an der Gicht gelitten, in einem Alter von 83 Jahren gestorben ist. 1728 gab er den Statius heraus, worin er gegen 500 Stellen durch scharfsinnige Conjekturen herstellte. Seine übrigen Schriften sind: Lysiae Orat. 1763. 4.; Max. Tyrii Dissertat. 1740. 4.; Epistola critica ad Franc Hare, in qua Horatii loca aliquot et aliorum veterum ememdantur 1723 8.; de Graecorum quinta declinatione etc.; Remarks ou the Epistles of Cicero te Brutus. 1745. 8., mit einer angehängten Dissertation über die dem Cicero zugeschriebenen Reden, deren Echtheit er mit vielem Scharfsinn angreift. Außerdem gab er sehr schätzbare Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Euripides; ferner nahm er Antheil an der Ausgabe des Lysias und Demosthenes von Taylor, der des Hippolyt von Musgrave und der des Sophokles von Bowyer.

Markomannen, eine der ansehnlichsten deutschen Völkerschaften, die seit Cäsars Tode zwischen der Donau und dem Rhein ihre Niederlassungen hatten, bis die Römer nach Norikums und Pannoniens Eroberung ihre Nachbaren wurden, worauf sie unter ihrem Könige, dem berühmten Marobodus das einst so mächtige Reich der Bojer im heutigen Böhmen angriffen. Unter Marobodus, der viele benachbarte Völker, theils durch Ueberredung, theils mit Gewalt in seinen Bund zog, erhoben sich die Markomannen in Kurzem zum mächtigsten deutschen Volke, das mit seinen Bundesgenossen ein wohl disciplinirtes Heer von 70.000 Mann ins Feld stellen konnte. Die Römer, denen dieses furchtbare Heer höchst gefährlich war, entschlossen sich noch unter Augustus Regierung, die Markomannen anzugreifen; aber ein Aufstand der Pannonier hielt sie in ihrer Anrückung auf. Tiberius schloß (6 n. Chr.) mit ihnen einen Vergleich. Endlich unterlag dieses mächtige Reich der Eifersucht anderer deutschen Stämme. Die Cherusker unter Hermann griffen den Marobodus an (19 n. Chr.), und schlugen ihn so, daß er sein altes Ansehen bei seinen Bundesverwandten verlor, und zwei Jahre darauf durch die Seinen vom Throne gestürzt wurde. Eben das Schicksal hatte der Gothe Catualda, welcher den Marobodus vertrieben hatte und nach ihm König geworden war. Beide nahmen zu den Römern ihre Zuflucht, welche ihnen in Ravenna und Aquileja ihren Aufenthalt anwiesen, ihre Begleiter aber in Ober-Ungarn unter dem Quadru Vannius sich ansiedelten. Anverwandte des Marobodus beherrschten die Markomannen, die sich bis auf Domitian aller Feindseligkeiten gegen die Römer enthielten, obgleich dieselben von Augusta Vindelicorum bis Carnuntum keine Festungen hatten. Seitdem wagten sie Einfälle in das römische Gebiet. Trajan und Hadrian hielten sie in Schranken; unter Aurelius brachen sie gegen Pannonien ein, und nur nach einem langen Kampfe wichen sie über die Donau zurück und schlossen Frieden. So lange die Jahrgelder von den Römern richtig bezahlt wurden, oder diese ein thätiges Oberhaupt hatten, hielten die Deutschen Friede; fand sich aber Gelegenheit, so brachen sie in Norikum und Rhätien ein, raubten, so viel sie konnten, drangen über die Alpenpässe in Italien ein, und setzten dieses unter Aurelians Regierung in Schrecken. Ihre Einfälle dauerten das 3te und 4te Jahrhundert hindurch bald stärker, bald schwächer fort; mit dem 5ten Jahrhundert aber hörten sie nicht bloß auf, sondern auch der Name des Volks verliert sich gänzlich. Die nun angehende Völkerwanderung, an der vielleicht auch einzelne Haufen von Markomannen Theil nahmen, sich aber unter die Menge der übrigen Völker verloren, und die verwüstenden Einfälle des Attila brachten noch mehr Dunkelheit und Verwirrung in die Kenntniß

dieser Völker. Erst nach der Zerstörung des hunnischen Reichs erfährt man — zwar nichts vom Schicksale der Markomannen, aber doch — von andern Bewohnern ihres bisherigen Landes, z. B. den Rugiern, Herulern, Skyern Turciligern. Dagegen finden wir ein mächtiges Volk, die Bojoarier, in den Bergen von Norikum und Rhätien, welches Mannert aus sehr triftigen Gründen mit den Markomannen, die von Rugiern, Longobarden u. s. w. gedrängt, hier einwanderten, für einerlei hält. Die Bojoarier oder Markomannen, die jetzigen Baiern, zeigten sich bald als ein mächtiges Volk, das mit dem ostgothischen König Theodorich in Bündniß stand, seine Herrschaft aber nicht anerkannte, ob sich diese gleich tief in Pannonien hinein erstreckte. Sie hatten eigene Fürsten, welche den Titel Könige führten. Endlich aber mußten sie sich der Uebermacht der fränkischen Könige unterwerfen; ihre Fürsten wurden Vasallen derselben, und hießen nun nicht mehr Könige, sondern Herzoge. Der letzte derselben mußte seine Herrschaft mit der Mönchskutte vertauschen, und die Baiern wurden dem fränkischen Reiche einverleibt.

Markscheiden heißen bei den Bergleuten gewisse Bezeichnungen der Oerter in den Gruben, nach denen man ihre Gänge, Streichen, Steigen und Fallen derselben (Sohle, Seigerteufe und Fläche) messen und in einen Riß bringen kann. Man nennt dieses Geschäft die Markscheidekunst, oder die unterirdische Geometrie. Sie beruhet ganz auf geometrischen und trigonometrischen Prinzipien, und die Ausübung derselben kann dem, der die Geometrie gründlich versteht, nicht schwer werden. Sie verdankt ihre Entstehung den Deutschen. In Gg. Agrikola's Werk über den Bergbau, 1556 wird diese Kunst, wie die Bergwerkkunde überhaupt, zuerst abgehandelt. 1686 erschien über sie ein vollständiges Werk v. J. Voigtel. Seitdem ist sie sehr ausgebildet und vervollkommnet worden.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), geb. 1650 zu Ash in Devonshire, war einer der größten brittischen Feldherren und Staatsmänner. Wenig Neigung zu den Studien verspürend, nahm er schon in früher Jugend Kriegsdienste bei den französischen Truppen und wohnte in den Jahren 1672 und 1673 da die Engländer Frankreichs Alliirte gegen Holland waren, einigen Feldzügen des Marschalls von Türenne bei, dessen Achtung er sich durch seine Tapferkeit in einem hohen Grade erwarb. Nach Türenne's Tode begab er sich wieder an den englischen Hof, wo er vorzüglich die Gunst des Herzogs von York gewann. Als dieser unter dem Namen Jakob II. den Thron von England bestieg, beehrte er ihn mit der Stelle eines General-Lieutenants und schickte ihn als Botschafter an den franz. Hof. Dessen ungeachtet verließ er, als die Plane dieses Regenten die Freiheit seines Vaterlandes in Gefahr brachten, die Partei desselben, ging gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien zu diesem über, und bewog auch Jakobs II. Tochter, die nachmalige Königin Anna, dazu, über die er schon damals durch seine Gemahlin Sara viele Gewalt hatte. Wilhelm III. erhob ihn, zur Anerkennung seiner großen Fähigkeiten und seines Diensteifers, am Tage seiner Krönung zum Grafen von Marlborough und ernannte ihn zum dritten Kommandanten der königl. Leibwache und zum Mitgliede des geheimen Rathkollegiums. Im J. 1690 nahm er als Befehlshaber der irländischen Armee Cork ein und zwang die darin befindliche Besatzung von 5000 Mann, sich als Kriegsgefangene zu ergeben. Doch durch seine Thaten erregte er Neid, und Wilhelm ward so sehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihn, als eines Staatsverbrechens verdächtig, in den Tower setzen ließ. Doch da sich dieser Verdacht als ungegründet erwies, so gab der König ihm die Freiheit wieder, wendete ihm nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Maria seine Gunst und sein Vertrauen ganz wieder zu, das Marlborough, von nun an bis zu des Königs Tode, im Jahr 1702, genoß. Er ward an den Hof zurückberufen,

1698 zum Gouverneur des Kronprinzen, Herzogs Wilhelm von Glocester, hierauf zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der englischen Macht in Holland und zum außerordentlichen Gesandten im Haag ernannt. Als nach Wilhelms Tode 1702 Anna den Thron von England bestieg, gelangte er zu noch höherem Ansehen. Er und seine Gemahlin beherrschten ganz und gar die Königin, und mit ihnen verbanden sich ihre Schwiegersöhne, der Großschatzmeister Lord Godolphin und der Staatssekretär Lord Sunderland. Marlborough erfreute sich schon damals einer so allgemeinen Anerkennung seiner Verdienste, daß alle Verbündete sich seinem Befehle unterordneten. Im Feldzuge von 1702 wichen die seit einem Jahrh. immer siegreichen Franzosen allenthalben vor ihm zurück und mußten ihm ihre Festungen überlassen. Nach seiner Zurückkunft in London ward er von der Königin zum Herzog erhoben. 1703 marschirte er nach Deutschland, um den Kurfürsten von Baiern zu verhindern, sich auf den Kaiserthron zu setzen. In Verbindung mit den Oestreichern erfochte er die Siege bei Donauwerth und bei Hochstädt (s. Blenheim). Hierdurch ward das deutsche Reich, das seinem Untergange nahe war, gerettet und Baiern erobert. Der Kaiser Leopold bezeugte ihm seine Dankbarkeit durch Erhebung in den Reichsfürstenstand und durch Verleihung des Fürstenthums Mindelheim. Auf seiner Rückreise nach England legte er in Berlin durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei. 1705 eilte er wieder zurück und führte in Holland mehrere wichtige Unternehmungen gegen die Franzosen aus. Im J. 1706 erfochte er die wichtigen Siege bei Ramillies und 1707 bei Malplaquet (s. d. A.). Unterdessen hatte seine Gemahlin Sara durch ihren unerträglichen Stolz die Gunst der Königin verloren, und seine Gegenpartei, die Torys, gewannen täglich mehr Einfluß. Da sie allein zu dem neuen Ministerium gewählt wurden durch die Gunst des Volkes, so ward es ihnen leicht, Marlborough und seine Partei, die Wighs, zu stürzen. Marlborough ward aller seiner Würden beraubt, wählte ein freiwilliges Exil, und begab sich nach seinem Fürstenthum Mindelheim. Erst 1714 nach Annens Tode kehrte er in sein Vaterland zurück, und gelangte unter der neuen Regierung Georgs I., der ihn in alle seine Aemter wieder einsetzte, zu seinem vorigen Ansehn, das er bis an seinen Tod (1722) genoß. Graf Chesterfield sagt treffend über Marlborough: Er glänzte nicht in blendendem Witz und überspannten Ideen; aber an gesundem Urtheil und eindringendem Scharfsinn übertraf ihn Niemand. Mit der glücklichsten Gesichtsbildung vereinigte er in Allem, was er that, eine unwiderstehliche Anmuth. Mit dieser Unterhandlungskunst gelang es ihm, alle Mächte in dem großen Bunde für den Hauptzweck zu gewinnen, so verschieden übrigens ihre besondern Zwecke und so mißtrauisch ihre eignen Ansichten waren. Wurde ein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck, so wußte Marlborough ihn sogleich durch seine Persönlichkeit und Ueberredungskraft zurückzubringen. In seiner Staatskunst leitete ihn ganz die Liebe zu seinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geschwächt werden mußte, und der eigne Ruhm. Die engl. Nation ließ ihm in dem, ihm wegen seines Sieges bei Blenheim geschenkten, Flecken Woodstock den Pallast Blenheim-House erbauen. Auf der Ebene daselbst steht ein Obelisk mit einer Bildsäule des Herzogs. Die besten Nachrichten über sein Leben hat Cove aus Familienpapieren und andern Quellen herausgegeben. London, 1818. 4. 1 Fol. mit Kupf. und Karten.

Marly, Flecken und Hauptort eines Cantons im franzöf. Departement Seine und Oise, 1 ½ Stunde von Versailles, an der Seine, mit 1200 Einwohnern. Ludwig XIV. erbaute hier ein prächtiges Lustschloß, welches nebst dem schönen Pallast in der Revolution zerstört wurde. Erwähnung

verdient jetzt nur die berühmte Wassermaschine die Versailles mit Wasser versieht. Da das künstliche Werk während der Revolution fast gänzlich zerfiel, so ist es durch eine weniger zusammengesetzte Maschinerie wieder in brauchbaren Stand gesetzt worden.

Marmontel (Jean François), Sekretär der franz. Akademie, geb. zu Port in Limousin 1723, wo sein Vater Schneider war, wuchs, von Naturschönheiten umgeben, auf, die er dadurch lieben lernte, und bewog durch seine glücklichen Anlagen seine Eltern, ihn den Wissenschaften zu widmen. Nachdem der Jugendunterricht beendigt war, begab er sich nach Touleuse, in der Absicht, Jesuit zu werden, allein dies Vorhaben kam nicht zur Ausführung. 1745 ging er, durch Voltaire dahin berufen, nach Paris und schrieb daselbst einige Trauerspiele, Opern und Operetten, bis ihm die Pompadour eine Stelle bei dem Bauwesen zu Versailles mit 1500 Livres Gehalt verschaffte. Zugleich erhielt er auch das Privilegium des Merkur und erwarb in zwei Jahren dadurch 40.000 Livres. Die Parodie einer Scene aus dem Cinna, wodurch der Herzog von Aumont angegriffen war und die ihm fälschlich zugeschrieben wurde, raubte ihm dies Privilegium und führte ihn sogar, wiewohl nur auf 11 Tage, in die Bastille. Eigentlichen Ruf erlangte er aber erst durch seine Contes moraux. Nach Duclos Tode erhielt er die Stelle eines Historiographen von Frankreich, und ward 1783 an d'Alembert's Stelle Sekretär der Akademie. Bei dem Ausbruch der Revolution verlor er seine Stellen, und zog sich deßhalb auf's Land, einige Stunden von Paris, zurück und ließ hier die Stürme vorüberbrausen, die Frankreichs Grundvesten erschütterten. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbé Morellet linderte einigermaßen seine Leiden, und gewährte ihm Trost in der Abgeschiedenheit. Doch ernannte man ihn 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinstituts. Im Mai 1797 wurde er von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt, und entging glücklich den damit verbundenen Gefahren, obwohl man ihn 1798 in St. Aubain, aber nur aus Irrthum in der Person, auf kurze Zeit verhaftete. Nach dem 18. Fructidor des Jahres V. wurde seine Wahl kassirt; er zog sich nach Abbeville im Departement der untern Seine zurück, und starb daselbst 1799. Marmontel hat ein bedeutendes schriftstellerisches Talent in seinen zahlreichen Werken entwickelt, welche in 32 Bänden (in 8. und 12.) erschienen sind. Vornehmlich erwarben ihm die vielen anerkannten Schönheiten seiner Contes moraux, von denen Hofrath Schütz in Jena eine meisterhafte Uebersetzung geliefert hat, einen vorzüglichen Rang unter den neuern Erzählern. Ohne großen Aufwand an Erfindung und Entwicklung gefallen sie allgemein durch ihre geschmackvolle und interessante Behandlung. Ihr Ton ist ungemein leicht und doch nichts weniger als nachläßig oder weitschweifig; die Schreibart ist vielmehr äußerst gebildet und korrekt und die Sittenschilderung meisterhaft. Eben so unterhaltend und lehrreich ist sein Roman: Les Incas, ou la destruction du royaume de Peru, von Bode vortrefflich verdeutscht, worin die liebenswürdige Einfalt der Wilden mit den angenehmsten Farben geschildert und die Grausamkeit und Bekehrungswuth der spanischen Abentheurer sehr wahr und erschütternd dargestellt wird. Im Belisaire wollte er hauptsächlich den Fürsten einige Belehrungen mittheilen; allein die Einförmigkeit der Erzählung macht die Lektüre dieses Buchs etwas trocken und erweckt wenig Interesse für die handelnden Personen. Seine Operetten (la Bergere des Alpes; le Huron; Lucile; Annette et Lubin; Silvain; Zemire et Azor; l'Ami de la maison) zeichnen sich durch die Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks sehr vortheilhaft aus. Und auch seine abhandelnde Schreibart, besonders in der Poetique françoise, hat sehr entschiedene Vorzüge von Seiten der Korrekt-

heit und Eleganz, obgleich dieses Werk an Gründlichkeit und tiefem Eindrange in die theoretischen Grundsätze der Dichtkunst minder empfehlungswürdig ist.

Marmor, die feineren Sorte des Kalksteins, von den mannigfaltigsten Farben und Zeichnungen. Es giebt zwei Hauptarten: a) Körniger Kalkstein, salinischer oder Glanzmarmor, theils blendend weiß, theils blaß- aber immer einfarbig. Dahin gehört der berühmte parische Marmor, der vor Zeiten auf der Insel Paros gebrochen wurde, halb durchsichtig und wachsgelb, ferner der jetzt nicht weniger berühmte weiße carrarische (von Carrara in Italien), und der graulich- oder gelblichweiße Sandmarmor am Vesuv rc. vorzüglich am St. Gotthardt, wo er das Muttergestein des Tremolits, und in nicht zu starken Tafeln biegsam ist. Im Finstern geschlagen phosphorescirt er. Weiße Marmorbrüche giebt es auch in Würtemberg, Böhmen und Sachsen. b) Dichter Kalkstein und Marmor, als gemeiner Kalkstein gewöhnlichgrau, als Marmor nicht nur fast von allen einfachen Farben, sondern auch vom mannigfaltigsten und schönsten Farbengemisch, marmorit, geadert, gefleckt, gestreift, wolkicht. Schwarzen Marmor findet man in Schlesien, Sachsen rc.; grünen auf dem Vorgebirge Tänarus, auch im Blankenburgischen. Unter den bunten Sorten giebt es den dentritischen, den Bilder- oder florentinischen Ruinenmarmor, den Muschelmarmor mit Versteinerungen, u. a. m. Die von den Alten verarbeiteten Marmorarten heißen antike, die in neueren Zeiten gebrochenen moderne. Der Marmor bildet große durch alle Welttheile verbreitete Flötzgebirge. Eine Spielart ist der Rogenstein, ein aus gleichgroßen Körnern verbundener Kalkstein, vortrefflich zum Bauen. Der mannigfache Gebrauch des Marmors in der edlern Baukunst und in der Bildhauerkunst, ferner zu Tischblättern, Schüsseln, Leuchtern u. dgl. ist bekannt. Beträchtlich ist der Handel mit den marmornen Spiel- oder Schnellkugeln, welche als Ballast mit nach Indien genommen und dort theuer verkauft werden. Man verfertigt sie auf eigenen Mühlen in mehreren Gegenden Deutschlands. Den künstlichen Marmor, womit man Gyps-Figuren oder ganze Wände zu überziehen pflegt, bereitet man aus feinem Gypsmehl, von Marienglas gebrannt, und Hornbein; vermischt die Masse mit mineralischen Farben, macht jedoch von jeder Farbe einen Teig besonders, und knetet dann die gefärbten Massen in beliebigem Verhältniß unter einander. Wenn dieser Gypsmarmor aufgetragen ist, wird er mit Sandstein, feinem Bimsstein und endlich mit Blutstein geschaffen und polirt.

Marmorchronik (arundelsche oder parische), s. Arundel.

Maro, s. Virgil.

Marokko, eine große Landschaft, oder seit 1670 sogenanntes Kaiserthum, nach den beiden vorzüglichsten Provinzen, die dazu gehören, das Reich Fez und Marokko genannt, umfaßt die nordwestliche Ecke von Afrika; nördlich wird es vom mittelländischen Meere und der Straße von Gibraltar, westlich vom atlantischen Ocean, östlich von Algier begränzt; im S. ist die Gränze unbestimmbar; die Fürsten von Marokko nehmen den Wady Nun etwa unter 28° N. B., als die Gränze ihres Gebiets an, doch reicht ihre wirklich Macht nicht über den 30° oder den Fluß Sus hinaus. Der große Atlas, auch Tedla genannt, streicht parallel mit der Westküste von S. W. nach N. O. und bildet die östliche Gränze; was darüber hinaus nach O. liegt, ist meist unfruchtbare Thon- und Sandsteppe; die höchsten Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, müssen also an 11.000 F. hoch seyn; der nördliche Theil des Landes am mittelländischen Meere ist felsig und gebirgig, eben so der südliche, wo ein Arm des Atlas bei Cap Geer das Meer erreicht, dazwischen liegt am atlantischen Meere eine weite und so fruchtbare Ebene, daß dreißigfältige Ernten des Weizens nur für mittelmäßig gelten. Weiter östlich am Atlas

sind herrliche Thäler. Außer dem Atlasgebirge sind der Berg Abyla, dem Berge Calpe oder Gibraltar gegenüber, und das C. Spartel am atlantischen Meere. Viele Flüsse durchströmen das Land, besonders der Sebu, der Mulukan, Gränzfl. gegen Algier, Morbese, Baragrag, Omurabih, Gränzfl. zwischen Fez und Marokko rc. Das Klima ist sehr angenehm, da hier fast ein ewiger Frühling herrscht. Der Winter besteht aus Regen, und endigt sich mit einiger Abweichung nach der Lage der Gegenden im März; Reif und Schnee werden ihrer Seltenheit wegen als Phänomene betrachtet. Vom April bis Oktober regnet es fast gar nicht. Die Pest wüthet oft; furchtbar waren ihre Verheerungen 1799, wo 124.500 Menschen an dieser Krankheit starben. Der Boden ist fast durchgehends fruchtbar; das Getreide vermehrt sich 30 bis 100fältig. Die Produkte sind dieselben, wie in der Barbarei, zu der man dieses Reich gewöhnlich rechnet; vorzüglich Kupfer, Eisen, Salz, Tabak, Oel, Gummi, Mandeln, Getreide, besonders schönen Weizen, Wein, Rosinen, Obst, Südfrüchte, Hanf, Flachs, Baumwolle, Tabak, Bienen, Kameele, treffliche Pferde, Löwen, Panther, Affen, Gazellen, wilde Schweine, Büffel, Dromedare, Elephanten, Rind- und Federvieh, Schaafe, Strauße, Perlhühner rc. Die Zahl der Einw. beträgt nach Einigen 4, nach Andern 7 Mill.; nach Jackson 14.886.000 Einw., wovon 900.000 in den Städten, 10.300.000 in Marokko und Fez westlich vom Atlas, und 3.665.000 in Sedshelmesse, Tafilet rc. wohnen. Man findet unter ihnen Mauren, größtentheils nomadisirende Araber, fast ganz unabhängige Berbern (in den Thälern und Höhlen des Atlas, wo jedes Dorf unter einem Scheikh steht, den es sich selbst wählt), Neger, die Sklaven oder frei sind, europäische Christen, entweder Kaufleute oder Sklaven, Juden, hier besonders Goldschmiede. Die kais. Verfügung vom 16. Febr. 1818 gestattet allen Europäern, sich in Marokko nieder zu lassen, und befiehlt den Gouverneuren, die Europäer bei allen Handelsverhältnissen mit den Eingebornen aufs kräftigste zu beschützen. Hauptsprachen sind die maurische, arabische, spanische und kabilische. Landesreligion ist die muhamedanische; aber andere werden geduldet. Die Manufakturen liefern Saffi, Korduan, Teppiche, Pulver, Flinten, Tuch, Leinwand, Pulmmatten, Seife, seidne und baumwollne Zeuge, Papier, Gold- und Silberarbeiten, Metall- und Töpferwaaren, rothgefärbte Mützen, Haiks rc. Die Seekaperei ist nicht mehr so einträglich, da der Sultan mit den meisten christlichen Mächten in Frieden lebt und von ihnen Tribut empfängt, z. B. von Schweden jährlich 25.000 Piaster. Gelehrsamkeit ist wenig geschätzt, doch werden Hippokrates, Galen rc. in arabischen Uebersetzungen gelesen. Der Handel ist ansehnlich; mit Europa geht der Hauptverkehr über Mogador nach Marokko; nach Sudan, vorzüglich nach Timbuktu, gehen regelmäßig Karavanen, welche von daher Gold, Gummi und Sklaven bringen. Das Land gehört in alten Zeiten zu Mauretanien, ward unter Kaiser Claudius der römischen Herrschaft unterworfen, kam in der Folge unter die Vandalen, die aus Spanien hinüber zogen, ward endlich von muhamedanischen Arabern eingenommen, und bildete einen Theil der arabischen Besitzungen der Kalifen. Um 1551 kam es in die Gewalt der Sherifs oder angeblichen Nachkommen Muhameds. Das Reich war in mehrere kleine Staaten getheilt, deren Beherrscher alle aus dem Hause der Merinen stammten. Während die Regierung des Hauses Saadi von 1551 bis 1654 ward das Land fast ununterbrochen durch innere Kriege verwüstet, bis der Sherif Mulei Ali aus Janbo unweit Median der Stifter der alidischen Sherife ward, die noch bis auf unsre Zeiten regieren. Die meisten dieser Regenten waren grausame Despoten; der wildeste von allen, das Ungeheuer Mulei Ismael, starb nach einer langen Regierung 1727. Die unzähligen, oft von ihm selbst vollzogenen Hinrichtungen erregen Schaudern. Seine Söhne, die gegen das Ende seiner Re-

gierung sich wider ihn empört hatten, stritten lange um den Thron, welchen zuletzt Mulei Abdallah behauptete. Diesem folgte 1757 sein Sohn Mulei Sidi Mohammed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte, aber mit andern Mächten Verträge schloß. Er regierte nicht so despotisch wie seine Vorgänger, war wißbegierig und haushälterisch, und starb 1790. Nach seinem Tode entstanden wegen der Thronfolge neue Kriege unter seinen Söhnen. Mulei Soliman folgte 1797 seinem ältern Bruder Jezid in der Regierung, und behauptete sich dabei gegen seine übrigen Brüder, die, nach der Gewohnheit des Landes, Statthalter in verschiedenen Provinzen waren. In dem Kriege, den die Türken in Aegypten gegen die Franzosen führten, gab er zu dem Heere der ersten ein Kontingent, schickte aber später (1807) einen Gesandten an den kaiserlich französischen Hof; mit der Regierung der Bourbons hat er keine Mißverständnisse gehabt. 1822 starb er und sein Sohn Mulei Abderrahman Ben Hischam folgte ihm. Das Reich Marokko ist ein unumschränkte Despotie; der Fürst nennt sich Chalifat Allah, Statthalter Gottes, auch wohl Emir Elmumenim, Fürst der Gläubigen; die Mauren nennen ihn Sultan. Das Reich soll zwar auf den ältesten Sohn vererben, allein fast immer entscheiden nur Bürgerkriege unter den Brüdern. Zweimal die Woche giebt der Sultan Jedermann Audienz und entscheidet augenblicklich die ihm vorgetragenen Rechtshändel, wo es denn an Willkühr und Grausamkeit nicht fehlt; überhaupt herrscht die größte Unsicherheit des Besitzthums im Lande, da jeder Beamte ohne Besoldung und auf Erpressungen angewiesen ist. Die Kriegsmacht ist unbedeutend, sie beträgt höchstens 10.000 M., größtentheils Kavallerie, die aus Negern und Mauren besteht. Alle Raubschiffe gehören dem Sultan, welcher daher auch den größten Theil der Beute und alle Sklaven erhält; Uebrigens sind die Marokkaner schlechte Seeleute. Der ganze Staat besteht aus 4 Theilen: 1. Das Reich Fez oder Feß, von Algiers Gränze bis zum Fluß Omurabih; die gleichnamige Hauptstadt ist die reichste Handelsstadt des Reichs. Die St. Mekines, Residenz des Sultans, hat nach Jackson 110.000 Einwohner, zahlreiche Moscheen, ein Franziskanerkloster, dessen Mönche sich für die Befreiung der Christensklaven verwenden, schöne Palläste, prächtige Bäder. 2. Das Reich Marokko mit der Hst. Marokko oder Merakſch, unter 31° 37′ N. B. und 10° O. L., in einer überaus fruchtbaren, Obst aller Art und Blumen in größter Fülle hervorbringenden Ebene. Man sieht von hier aus die schneebedeckten Gipfel des Atlas, welcher den Ort gegen die Winde aus der Wüste schützt. Die Stadt ist 1052 erbaut, hat aber sehr von ihrer ehemaligen Pracht verloren, die Stadtmauern von Erde schließen viele Ruinen, Gärten und verödete Plätze ein. Die meisten Straßen sind verfallen. Der Pallast des Sultans liegt an der Ostseite der Stadt, eben da auch viele Lusthäuser, wo er den Sommer zubringt. An Gebäuden hat die Stadt mehrere große Moscheen und die Kasseria oder das Kaufhaus, ein mit Buden umgebenes Gebäude, wo der Verkehr am lebhaftesten ist. 3. Das Reich Sus, fruchtbar an Weizen, Gerste, Mais, Datteln, Feigen rc., mit 1 Million Einwohner, mit Einschluß der weißen und schwarzen Sklaven. Nur ein Theil bis Agader steht unter der Oberherrschaft des Kaisers von Marokko; der übrige Theil ist unabhängig. Hier sind die Stadt Tarudant, deren Einw. meistens Mauren, feine Haiks, gute Kupferarbeit und Flintenläufe verfertigen. 4. Die Reiche Tremesen (1687½ □M.), mit der Stadt Nasilat am gleichnamigen Fluße, ist der Aufenthalt der an der Regierung nicht theilnehmenden Mitglieder des kais. Hauses und vieler Sherifs und Hauptsammelplatz der Karavanen, die aus dem Marokkanischen nach Nigritien gehen. Vrgl. d. Art. **Barbarei**, **Fez**, **Mauren**, **Mauretanien**.

Maroniten. So nennt man eine christliche Religionspartei im Orient, welche von den Monotheleten herstammt, und deren Hauptsitz der Libanon in Syrien ist. Schon im 6. Jahrhundert, im Zeitalter der heftigsten religiösen Streitigkeiten im oströmischen Reiche, wurde der Libanon die Zuflucht der wegen politischer oder religiöser Meinungen Verfolgten, welche hier in unzugänglichen Gebirgsgegenden ihre Freiheit behaupteten; ein heilig geachteter Mönch, Maruk, soll im 7. Jahrh. jenen Flüchtlingen den Namen Maroniten gegeben haben. Ihre Lage setzte sie in den Stand, sowohl den Kaisern als den andringenden Arabern zu trotzen; letzteren unterwarfen sie sich nur in so fern, daß sie ihnen einen mäßigen Tribut zahlten, wie jetzt den Türken; übrigens leben sie vollkommen frei, nach ihren eignen Gesetzen. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griechischen Kirche. Seit dem 12. Jahrh. haben sie sich mehrmale dem Papste unterworfen und an die römische Kirche angeschlossen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß sie bei einer in ihrem Stammkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltnen Synode die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung annahmen. Ihr Oberhaupt nennt sich Patriarch von Antiochien, ob er gleich im Kloster Kanobin auf dem Libanon residirt, und legt dem Papste allemal nach 10 Jahren Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Kleriker, die in 7 Graden aufsteigen. Ihre Priester sind, wie die griechischen, verheirathet, und das Abendmahl wird unter beiden Gestalten ausgetheilt. Die Messe wird in alt syrischer Sprache gefeiert, die Niemand versteht, das Evangelium aber arabisch gelesen. Die Bischöfe besitzen zwar großes Ansehen, haben aber wenig Einkünfte; auch giebt es bei ihnen zahlreiche Klöster, die der strengen Regel des h. Antonius folgen. Zur Bildung der Kleriker besteht seit 1548 ein maronitisches Kollegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt, noch durch die Sendung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der römischen Kirche ganz einzuflößen, und sowohl die in Kesruan, als auch die zahlreiche in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben. Das ganze Volk zerfällt in Scheiks oder Edle und Bauern, welche aber in der Lebensweise sich wenig von einander unterscheiden und völlig gleiche Rechte genießen. Alle bauen das Land; Seide, Baumwolle, Tabak und Wein sind die Haupterzeugnisse; alle gehen stets bewaffnet und sind zur Vertheidigung ihres Eigenthums bereit; dabei aber sind sie gastfrei, und es herrscht bei ihnen eine in den übrigen türkischen Provinzen unbekannte Sicherheit des Eigenthums. Ihre ganze Volksmenge mag etwa 100.000 betragen.

Maroquin, maroquinisches Leder, s. Saffian.

Marot (Clement), ein französischer Lyriker, geb. zu Cahors 1495, kam frühe nach Paris. Seine Talente entwickelten sich schnell, und er erwarb sich Kenntnisse mit Leichtigkeit. Leichtsinnig, jovialisch sinnlich fühlte er sich schon als Jüngling am franz. Hofe ganz in seinen Elemente. Es gelang ihm durch seine naive Anmuth, in Versen ausgedrückt, bei den schönsten und geistreichsten Frauen am galanten Hofe Franz I. mit seltener Huld aufgenommen zu werden. Kaum 18 Jahre alt wurde er Kammerdiener bei der Prinzessin Margarethe, Schwester des Königs. Nach einigen Jahren verließ er den Hof, und begleitete den König Franz auf seinem Feldzuge in die Niederlande. Sein unruhiger Geist führte ihn bald nach Paris zurück, und jetzt entspann sich die galante Verbindung zwischen ihnen und der schönen **Diana von Poitiers** (s. d. Art.). 1525 begleitete er den König auf dem unglücklichen Feldzuge nach Italien, ward in der Schlacht bei Pavia verwundet und gefangen. Nach Paris zurückgekehrt kam er in den Ruf eines geheimen

Lutheraners, wurde seiner Papiere beraubt und ins Gefängniß gesetzt, aus dem ihn eine an den König gerichtete komische Epistel rettete. Er ward jetzt Freund der Königin Margarethe, an die er in Elegien seine zärtliche Neigung zu ihr aussprach. Aber von neuem wegen protestantischer Grundsätze zur Verantwortung gezogen, verließ er Frankreich, floh nach Genf, wo Calvin, dessen persönliche Bekanntschaft er machte, an ihm einen erklärten Proselyten gewann. Aus Genf wegen seines ärgerlichen Lebenswandels verwiesen, sehnte er sich nach seinem Vaterland zurück, schwor den Protestantismus wieder ab, und starb zu Turin 1544, um seiner Talente willen von vielen geliebt, aber von keinem geachtet. Man hat von ihm Episteln, durch geistreiche Tändeleien und Leichtigkeit ausgezeichnet; Elegien, zu langweilig aber voll Zärtlichkeiten; meisterhaft witzige, naive und lieblichtändelnde Chansons und Rondeaux; Sonette, die ersten Versuche, die franz. Sprache an die Form eines regelmäßigen Sonetts zu gewöhnen; und Epigramme, wovon die jovialischen besser als die kaustischen sind, weil da, wo er bitter seyn will, fast immer derb und ungezogen wird. Sein mit Beza gemeinschaftlich verfertigte Uebersetzung der Psalmen in franz. Verse wurde lange in den reformirten Kirchen Frankreichs gebraucht. Er hat das große Verdienst, der erste französische Dichter zu seyn, der nach klassischen Mustern des Alterthums und der italienischen Poesie seine poetische Diktion bildete, ohne weder den Geist und Styl der französisch-romantischen Poesie zu entstellen, noch seiner individuellen Sinnesart durch pedantische Nachahmung der Alten Gewalt anzuthun. Sein Styl bildet unter dem Namen Style Marotique eine eigene Gattung der poetischen Schreibart bei den Franzosen. Seine Poesien erschienen nebst den seines Vaters Jean, Kammerdiener König Franz I., und seines Sohnes Michel zusammen 1731 zu Lahaye in 3 Quart- und 6 Duodezbänden.

Marpurg (Friedr. Wilh.), Kriegsrath und Direktor der königlichen Lotterie zu Berlin, einer der gründlichsten Theoretiker in der Tonkunst, geboren zu Seehausen in der Altmark 1720. Von Jugend auf hatte er eine große Vorliebe für Musik und hielt sich ums Jahr 1746 eine geraume Zeit in Paris auf, um sich durch den Umgang mit den größten Tonkünstlern dieser Nation zu bilden. Dann kam er nach Berlin zurück, wo er seit dem Jahre 1749 bis 1763 mit unermüdetem Fleiße und von einem seltenen Scharfsinn unterstützt, einen Theil der musikalischen Wissenschaften nach dem andern durch die Herausgabe seiner zahlreichen Schriften und unter solchen besonders die Lehre von der Harmonie mit dem glücklichsten Erfolge aufzuklären suchte. Auch dann noch, als ihm der König um 1763 das oben angezeigte Amt mit den damit verbundenen weitläuftigen Geschäften übergab, bearbeitete er noch die musikalische Theorie in mehrern Schriften, bis er am 22. Mai 1795 sein Leben schloß. Folgende Schriften haben ihn als einen der ersten und gründlichsten Theoretiker in der Tonkunst bekannt gemacht. Anleitung zum Clavierspielen zwei Bände; Abhandlung von der Fuge; historisch kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik; Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition; Anfangsgründe der theoretischen Musik; Anleitung zur Singcomposition; kritische Einleitung in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuen Musik; kritische Briefe über die Tonkunst; Versuch über die musikalische Temperatur; Geschichte der Orgel (blieb unvollendet).

Marqueterie, eine Gattung der Mosaikkunst, die aus Hölzern, welche entweder von der Natur oder durch künstliche Bereitung verschiedene Farben erhalten haben und aus verschiedenfarbigen Gläsern, Metallen und Steinen, Blumen, Gemälde u. a. Zierrathen zusammensetzt, und damit Möbeln belegt. Man hat drei Arten der Marqueterie: die Künstler der 1. Gattung bilden ihre Gemälde aus Hölzern; man nennt sie Ebenisten; weil Ebenholz

ihnen vorzugsweise zum Materiale dient: die der 2. arbeiten mit Emaill und Glas; sie heißen Ema-lleurs und die der 3. mit Steinen und Marmor; es sind die eigentlichen Mosaikarbeiter (s. d. Art.). Die Marqueterie-Kunst ist alt, sie blühte zuerst im Orient, wo die Römer sie kennen lernten; in den barbarischen Zeiten ging sie verloren, ward aber im 14. bis 15. Jahrh. von Filippo Brunelleschi und Giuliano da Majano wieder hergestellt. Letzterer verfertigte in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeiten, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominikus di Mariotto unterstützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, gest. 1498) übertraf darin alle Künstler seiner Zeit. Am weitesten bildete sie aber Giovanni da Verona, ein Schüler des Brunelleschi (geb. 1469, gest. 1537) aus. Er war ein Zeitgenosse des Raphael und selbst ein geschickter Maler; er erfand zuerst die Methode, die Hölzern zu beitzen, und ihnen durch siedendes Oel, das sie durchdrang, allerhand Schattirungen zu geben; und wußte Häuser, Menschen, Perspektive täuschend nachzuahmen. Seine Nachfolger bereicherten durch neue Verfahrungsarten die Kunst, die Hölzer zu beitzen; eben so vermehrte sich auch durch die Entdeckung Amerika's die Anzahl färbiger Hölzer. In der neuen Zeit ist die Kunst auf einen hohen Gipfel der Ausbildung gehoben worden; so ließ der Prinz Carl von Lothringen Holztapeten, die den Raub der Sabinerinnen darstellten, verfertigen.

Marquis, in Frankreich Adliche, zwischen dem hohen und niedern Adel mitten inne stehende Besitzer eines Marquisats oder eines etwas größern Gebietes. Sie hatten den Rang nach dem Grafen, in England aber, wo diese Würde ebenfalls gebräuchlich ist, überdenselben. Dies Wort durch Markgraf zu übersetzen ist falsch, weil mit letzterem der Begriff von Unmittelbarkeit und einer höhern Würde verbunden ist, als ein Marquis in England oder Frankreich hat.

Mars, bei den Griechen Ares, wurde von Einigen für den Sohn Jupiters und der Juno angegeben. Nach Andern brachte ihn Juno ohne jenen Gott hervor, nachdem sie an eine ihr von der Flora überreichte Blume gerochen hatte. Das eigentliche Vaterland des Mars und sein vorzüglicher Sitz war Thracien. Dieses Land und seine Bewohner waren eben so rauh, als der Gott selbst, und auf dasselbe gehen in dem Mythus seine meisten Beziehungen. So ist er Vater der einheimischen Flüsse Tmolus, Strymon, Hebrus, der thracischen Völkerstämme unter dem Namen eines Helden, des Biston, Sithon u. s. w. des Olynthus, Erbauers der gleichnamigen Stadt. Ihm fiel dies Land zu, als die Götter sich in die Herrschaft der Welt theilten. Seinen Pallast am Hämus schildert Statius. Nach Andern ward er in Griechenland entweder von einer gewissen Thero, deren Namen Wildheit bedeutet, oder von dem Dactyler Priapus erzogen. Als Theilhaber an dem Kriege der Götter gegen die Giganten machte er (beim Claudian) den Angriff und erlegt den Pelorus und Mimas. Vor dem Typhoeus floh er nebst andern Göttern nach Aegypten und verwandelte sich in einen Fisch. Bekannter ist sein Gefecht mit den beiden Aloiden, Otus und Ephialtes, die ihn gefangen nahmen und gefesselt in ein ehernes Behältniß legten, wo er dreizehn Monate schmachten mußte. Er würde darin umgekommen seyn, wenn ihn nicht Merkur erlöset hätte. Einen andern Unfall, den er sich durch seine Buhlerei mit der Venus zuzog, erzählt Homer. Sol verrieth dem Vulkan eine Umarmung, die eben Mars bei der Venus genoß; in der Geschwindigkeit verfertigte Vulkan ein ehernes Netz, welches er so künstlich über die verliebte Gruppe herzog, daß beide kein Glied rühren konnten, und sich also den Göttern zur Schau mußten ausstellen lassen. Ihre nachherige Beschämung und den Verweis, welchen sie im Götterrathe erhielten, bildet ein altes Kunstwerk ab, das Winkelmann

liefert. So traf auch Mars mit dem Herkules zusammen, und zwar, wie die Alten erzählen, in einem doppelten Kampfe, den Herkules mit seinen Söhnen, den beiden Cicnis, hatte. Der erste war der Sohn des Mars und der Cyrene. Herkules griff ihn an, weil er alle Reisende überfiel. Mars wollte diesem Sohne beistehen. Es kam zu einem Gefechte zwischen Herkules und dem Gotte, das aber Jupiter mit dem Blitzstrahl trennte. Der andere Cycnus war des Mars und der Pelopia Sohn. Das Gefecht ereignete sich bei Itone. Auch hier ließ sich Mars mit dem Helden ein und ward von ihm verwundet (s. Cycnus). Außerdem hinwiederum erschlug Mars den Halirrhothius, des Neptun Sohn, weil er seiner und der Aglaurus Tochter, der Alcippe, hatte Gewalt anthun wollen. Neptun verklagte darum den gewaltthätigen Vater bei den Göttern. Mars wurde dafür von den Göttern auf dem davon benannten Platze Areopagus in Athen gerichtet, aber losgesprochen. Vor Troja war Mars von der Partei der Trojaner und stand dem Hektor zur Seite. Als Diomed unsterblichen Ruhm erfechten sollte, lockte ihn Minerva aus dem Treffen und führte ihn an den Scamander. Hier begegnete dem Mars die verwundete Venus, und erbat sich, um nach dem Olymp zurückzufahren, seinen Wagen. Mars eilte dann ins Treffen, ermunterte die Trojaner in der Gestalt des Acamas zum Gefechte und erlegte eine Menge Helden. Indem er den von ihm niedergemachten Periphas plündern wollte, eilte Diomed herzu. Mars warf seinen Speer gegen ihn, allein Minerva lenkte den Spieß des Diomed, daß er in des Mars Unterleib fuhr. Mars verwundet brüllte, wie zehntausend Krieger, und eilte, in eine dunkle Wolke gehüllt, in seinem Wagen nach dem Olymp, wo er dem Jupiter seine Wunde zeigte, dafür aber einen Verweis bekam. Hebe wusch die Wunde aus und Päon heilte sie. In dem Göttergefechte kämpfte er gegen die Minerva. Da man aber auf Neptuns Vorschlag einen Stillstand machte, saß er nebst den übrigen seiner Partei an dem Hügel Callicone und berathschlagte mit ihnen. Dann als der wirkliche Streit begann, warf Mars seinen Speer in die Aegide der Minerva. Diese aber ergriff einen Stein und warf ihn dem Gott in den Nacken, daß er in die Knie sank. Venus wollte ihm helfen, und führte ihn aus dem Treffen, sie wurde aber von der Minerva zu Boden geschlagen. Er zeugte mit der Venus den Schrecken und die Furcht, die seinen Kriegeswagen anspannen und in der Schlacht regieren. Venus gebar ihm zugleich die Harmonia, nachherige Gemahlin des Cadmus. Mit der Astyoche, der Tochter des Actor, zeugte er den Ascalaphus und Jalmenus. Außerdem waren noch Oenomaus von der Asterope oder Sterope der Plejade, Lycus von der Celano, von der Cyrene Diomedes, der seine Pferde mit Menschenfleisch fütterte, ferner Tereus, der Gemahl der Progne, Oxylus von der Protogenia, der Tochter Calydons, Evenus, Mulus und Thestius von der Demonice, Phlegyas von der Chyse, Parthenopäus von der Atalanta, seine Kinder; wie er denn auch selbst für den Vater des Meleager und des Drachen, den Cadmus umbrachte, ausgegeben wurde. Mars ward allerdings bei den Griechen, besonders aber bei den Scythen und Thraciern verehrt. Die erstern verehrten ihn in der Gestalt eines Säbels, den sie auf einem Haufen Reißholz aufsteckten. Sie opferten ihm Pferde, auch gefangene Feinde. In Griechenland scheint seine Verehrung nicht sehr verbreitet gewesen zu seyn. Tempel waren ihm zu Halicarnaß und Tegea geweiht. In Italien ward er als eine der alten pelasgischen Nationalgottheiten frühzeitig verehrt. Die Römer, die ihn von der Ilia oder Rhea Sylvia für den Vater ihres Romulus erkannten, erbaueten dem Mars frühzeitig Tempel. Numa weihete ihm unter andern den Priesterorden der Salier, welche alljährlich, mit gewissen Schilden bewaffnet, tanzend

und singend eine feierliche Procession durch die Stadt hielten. In Rücksicht der Abbildungen von dieser Gottheit müssen wir die dichterischen Schilderungen, die Tempel-Vorstellungen und die Werke der Kunst von einander unterscheiden. Die Kunst stellte in dem Mars ein Ideal eines jugendlichen, aber reifen Helden vor, in dem sich körperliche Tapferkeit, also Stärke mit Geschmeidigkeit verbunden zeigt. Alle Zeichen der Stärke eines Herkules und der Geschmeidigkeit des Merkur vereinigen sich also in ihm.

Marsch, ein kurzes Tonstück von ernsthaftem und feierlichem Charakter, in einer geraden Taktart und einem gemäßigten Zeitmaße, welches vorzüglich zu militärischen Aufzügen bestimmt ist; er hat die Absicht den Aufzug feierlicher zu machen und die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern.

Marschall (Marschalk), bei den alten Deutschen ein Stallmeister, unter dessen Aufsicht Pferde oder Reiter standen; dann ein Aufseher über sämmtliche zum Hof- oder Kriegsstaate gehörige Pferde; jetzt eine der höchsten Kriegs- und Hofwürden. Es gibt General-Feldmarschälle, Reichs- auch Hofmarschälle. Endlich werden bei öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen Marschälle gewählt, um voran zu gehen und auf Ordnung zu halten. In Frankreich gehören die Marschälle unter die Kronwürden des Reichs. In dem deutschen Reiche war der Reichserzmarschall ein hoher Reichs-Würdenträger (der Kurfürst von Sachsen), der bei Reichstagen, Kaiserwahlen u. a. feierlichen Gelegenheiten für Ordnung und Polizei sorgen, auch gewisse Gebräuche verrichten mußte, dies Amt aber gewöhnlich durch den Reichserbmarschall (den damit beliehenen Senior der Grafen zu Pappenheim) verwalten ließ.

Marschland nennt man das tiefliegende morastige an dem Meere oder großen Flüssen gelegene Land, im Gegensatz des höher liegenden oder Geestlandes, welches aber durch Wasserleitung, Dämme u. s. w. urbar und zum fettesten und fruchtbarsten Boden gemacht worden ist. Mehrere sehr interessante Nachricht von dem Anbau, der Beschaffenheit und Ergiebigkeit des Marschlandes, wovon sich manches auch in andern Gegenden anwenden läßt, findet man in H. C. P. Kiesewetter, praktisch-ökonomische Bemerkungen auf einer Reise durch Holstein, Schleswig, Dithmarsen u. s. w. Hof 1807.

Marseille, die Hauptstadt des franz. Dep. Rhonemündungen, am Fuße steiler felsiger Berge, eine der größten und bedeutendsten Seehandels- und Fabrikstädte in Europa, an einem Busen des Mittelmeeres, liegt hufeisenförmig um ihren großen Hafen, hat 102.000 Einwohner. Sie ist die älteste Stadt in Frankreich. Etwa 500 Jahre vor Christo gründeten hier die Phokäer aus Kleinasien eine griechische Colonie, welche bald durch Handel und Schifffahrt blühend ward. Damals hieß sie Massalia oder Massilia. Im Bunde mit den Römern waren die Massilier frei und mächtig, bis ihre Stadt in den Bürgerkriegen Roms vom Cäsar erobert ward und ihre Freiheit verlor. Obgleich sie durch das römische Joch und die wechselnde Herrschaft barbarischer Völker im Mittelalter sehr gelitten, erhielt sie doch durch Betriebsamkeit und Handel ihren Wohlstand. Marseille besteht aus der Alt- und Neustadt, erstere, welche den größten Theil der Stadt ausmacht, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, ist der volkreichste Theil, hat aber enge und krumme Gassen und meistens unansehnliche Häuser; die auf der Ost- und Südseite liegende Neustadt dehnt sich um den Hafen herum, ist schön gebaut; beide Theile sind durch die prächtige, mit Alleen, zwei Springbrunnen und schönen Gebäuden verzierte Straße le Cours verbunden, welche unwidersprechlich die schönste Straße in ganz Frankreich, vielleicht in Europa ist. Unter den 37 öffentlichen Plätzen zeichnen sich der neue Platz mit 4 Fontänen, der Michaels-Platz, und der Sanabieres aus. Letzterer ist mit schönen Häusern begränzt und mit 12 Baum-

reihen bepflanzt. Andere Plätze sind mit Fontänen, Granitsäulen oder Obelisken geschmückt. Die Stadt ist nicht mehr fest; denn die Rembarts sind zerstört, und an ihre Stelle prächtige Boulevards gesetzt, die für alle Stadtquartiere angenehme Promenaden bilden. Zu den vornehmsten Gebäuden der Stadt gehören: die alte Cathedrale, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, ist die älteste Kirche in Gallien und hat einige schöne Granitsäulen von hohem Alterthum; das Stadt- oder Rathhaus, am meisten sich auszeichnend unter Marseille's Gebäuden, liegt am Hafen, ist ein Werk des berühmten Puget; seine Façade ist mit schönen Reliefs von weißem Marmor geschmückt; die Börse, das neue Theater, ganz isolirt auf einem großen Platz stehend, nach Art des Pariser Odeons gebaut, mit einer durch Säulen verschönerten Façade; das alte und neue Zeughaus; das Lazareth, das größte und schönste in ganz Europa. Vorzüglich sehenswerth in Marseille ist das Museum im alten Bernhardinerkloster; der Haupttheil des Gebäudes mit seinen schönen hohen und weiten Gärten ist dem Lyceum gewidmet; der übrige Theil ist für das Museum, die Zeichenschule, die öffentliche Bibliothek von mehr als 70.000 Bänden, für das Cabinet der Naturgeschichte und für die Versammlungen der Akademien der Wissenschaften, der Maler- und Bildhauerkunst und der Musik, bestimmt. Die Akademie von Marseille war einst die Nebenbuhlerin von der in Athen; Plinius nennt sie die Königin der Wissenschaften. Das Museum enthält eine Menge Statuen, Sarkophage, Grabmäler, Münzen aus der grauen Heldenzeit und mehrere schöne Gemälde. Die Schifffahrtsschule ist musterhaft zu nennen. Der botanische Garten enthält eine zahlreiche Sammlung seltener und merkwürdiger Pflanzen aus Neuholland, die hier einer schönen Vegetation genießen. Die Sternwarte, einst im Besitz der Jesuiten, 129 Fuß über dem Meere, ist ein einfaches bewunderungswürdiges Gebäude. Der Hafen, für den Handel seit 1818 ein Freihafen, ist ein Meisterwerk der Natur und Kunst, zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt, und bildet ein länglichtes Viereck, das 1/4 Stunde in die Stadt eindringt. Der Eingang ist beengt und die Tiefe nicht mehr als 16—20 Fuß; er ist gegen alle Winde geschützt, und soll 1000 Schiffe fassen können, ist aber für Kriegsschiffe nicht tief genug. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St. Jean, welches dreifache über einander liegende, mit starkem Geschütz besetzte Festungswerke hat; an der linken Seite liegt das Fort Louis auf einem hohen Felsen. Von beiden Seiten des Hafens läuft eine Felsenkette tief ins Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken versehen ist. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer Felsen aus dem Meere hervor, welcher gleichfalls mit Festungswerken besetzt ist. An und bei dem Hafen befinden sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerften. Der Kunst- und Gewerbfleiß ist hier sehr blühend, und die Zahl der Fabriken beträchtlich. Am wichtigsten sind die Korallenfabriken, Wachsbleichen, Zuckerraffinerien, Leim-, Alaun- und Essigsiedereien, Schwefel- und Sumakbereitung, phelloplastische Fabrik, die besonders die zahlreichen Denkmäler des mittägigen Frankreichs nachgebildet hat; Faience-, Seife- (75, die an 270.000 Millerolles Oel verbrauchen), Damascener Klingen-, Porzellan-, Glas-, Baumwoll-, Safian-, Gold- und Silberstoff-, Liqueurs-, wohlriechende Wasser-, Tapeten-, Seide-, Wollenzeug-, Hut-, gemalte Leinwand-, Türkisch Rothgarn-, Segeltuch-, Espartowaaren-, Vitriol-, Baisalz-, Weinsteinrahm-, Glas- und Schmelztiegelfabriken, Fischerei, besonders von Sardellen und Thunfischen. Sehr wichtiger Land- und Seehandel, besonders nach der Levante, Spanien, Afrika und Italien; Stapelort für die südfranzösischen Weine, Oel und trockene Früchte; große Bankgeschäfte. Wichtiges Lazareth für die aus der Levante kommenden Schiffe und Waaren, mit musterhaften Quarantäneanstalten in

der 5 Meilen von der Stadt entfernten Insel Pomegues. Hier lehrte der Mathematiker, Astronom und Philosoph Pytheas 240 Jahre vor Christus. Ihm, so wie dem Gesetzgeber der Stadt, Eutymenes, ist auf dem Zollhausplatz ein Denkmal in Janusform als Termen auf der Spitze eines Brunnens errichtet worden. — Das Trinkwasser muß größtentheils durch Wasserleitungen herbeigeschafft werden. Wegen des Handels, des schönen Clima's und der angenehmen Gegend halten sich immer viele Fremde hier auf, und finden hier alle Arten von Vergnügungen; auch sind die Einwohner fröhliche, gesellige, gastfreie und das Vergnügen liebende Menschen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liegen mehrere tausend blendend weiße Landhäuser (Bastiden) zwischen blaßgrünen Oel- und Mandelpflanzungen. Sie sind meist sehr einfach und alle weiß angestrichen und dienen dem reichen wie dem unbemittelten Bewohner von Marseille zum Erholungsaufenthalt in der heißen Jahreszeit, da er außerdem die schönste Erquickung, die kühlende Seeluft, die nicht bis in die Stadt dringt, ganz entbehren würde. Die Heerstraße von Aix bis Marseille, eine der schönsten in Frankreich, führt über eine kleine Bergkette, welche sich durch ein 5 Stunden langes Thal erstreckt: eine paradiesische Gegend, mit immer blühenden Rosen, die wie der hier wildwachsende Rosmarin, Lavendel, Salbei und Melisse mit ihrem balsamischen Dufte die Luft erfüllen. Wie ein prächtiger Damm läuft die, oft weite Strecken 6—15 Fuß in die Höhe gemauerte Straße durch die grüne Landschaft hin; nahe und ferne erblickt man eine Menge reizender Landhäuser mit den schönsten Belaubungen von Myrten und Lorbeern, Citronen- und Pomeranzenbäumen.

Marser, 1) eins der berühmtesten Völker Mittelitaliens, zeichneten sich besonders im Bundesgenossen-Krieg — der nach ihnen auch der marsische heißt — durch Tapferkeit aus. Als Zauberer waren sie berühmt, und hatten unter sich den Dienst einer gewissen Schlangenbeschwörerin, die man später zu einer Schwester der Circe machte. — 2) Ein deutsches Volk vom Stamme der Istavonen, das nach der Niederlage des Varus die von den Römern bis dahin besetzten Länder der Sikambrer am Rheine und den Ufer der Lippe einnahm. Als die Römer unter Germanikus wieder vordrangen, mußten sie weichen, und zogen abermals in das Innere Germaniens zurück; seitdem der Name Marser für immer verschwindet. Wahrscheinlich waren sie nur ein Zweig der Cherusker, welcher so lange als eignes Volk bekannt war, als sie von dem Hauptstamme abgesondert wohnten.

Marsfeld, Campus Martius Major, in Rom. Nach Einigen wurde dies Feld schon von Romulus dem Mars geweiht; nach Andern widmete das Volk nach Vertreibung des Tarquinius Superbus dies Feld, was ein Eigenthum des Königs war, dem Kriegesgotte. Anfangs war es nur eine Wiese, worauf sich die römische Jugend in der Gymnastik übte und Pferde weideten; in der Folge hielt das Volk dort seine Comitien ab und machte es zu einem öffentlichen Platze, den später die herrlichsten Werke der Bau- und Bildhauerkunst schmückten. Der Campus Martius dehnte sich vom flaminischen Thore bis zur Tiber aus und umfaßte die jetzige Place Borghese, das Pantheon, die Plätze von Farnese, Ponti, Navone, Nicosea, mit der langen Straße Scrofa. Er lag außerhalb der Stadt; Julius Cäsar hatte den Plan, ihn mit der Stadtmauer zu umschließen, den erst Aurelian ausführte.

Marsigli (Aloys Ferdinand, Graf von), kaiserlicher General, geb. zu Bologna den 20. Jul. 1658, zeichnete sich in seiner Jugend schon durch Kenntnisse in fast allen Wissenschaften aus, die er im Umgange mit den berühmtesten Gelehrten bedeutend vermehrte, und unternahm 1679 mit dem venetianischen Gesandten eine Reise nach Konstantinopel. Er wandte

die Zeit seines Aufenthalts insbesondere dazu an, sich vom Zustande der osmannischen Kriegsmacht zu unterrichten. Nach seiner Rückkehr gab er seine Beobachtungen in besonderen Werken heraus. Da der Kaiser um jene Zeit in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, trat er in dessen Dienste, wurde beim Uebergange bei Raab von den Türken gefangen und erhielt erst im folgenden Jahre seine Freiheit wieder. Nach dem Karlowitzer Frieden 1699 wurde er zur Gränzbestimmung gebraucht und beim Anfange des spanischen Successionskriegs erhielt er die Unterkommandantenstelle in der Festung Breisach, worin Graf Arco Gouverneur war. Da sich diese Stadt aber nach einer kurzen Belagerung den 6. Septemb. 1703 an die Franzosen ergab, wurden beide vor ein Kriegsgericht gestellt und dem Grafen Marsigli der Degen zerbrochen, so wie er aller seiner Würden entsetzt wurde. In einer spätern Vertheidigungsschrift bewies er seine Unschuld. Er beschäftigte sich hierauf mit den Wissenschaften, durchreiste die Schweiz und das südliche Frankreich in naturhistorischer Hinsicht, bis ihn Papst Clemens XI. 1709 nach Rom berief, um ihm den Oberbefehl über ein kleines Heer zu ertheilen, welches gegen Kaiser Joseph I. bestimmt war. Ein Vergleich kam jedoch zu Stande und unterdrückte den Krieg, worauf er sich nach Bologna begab. Im Begriff, sein Leben in der Provence zu beschließen, wohin er sich 1728 begeben hatte, riefen ihn häusliche Angelegenheiten nach Bologna und er starb daselbst 1730. Um seine Vaterstadt hat sich Marsigli große Verdienste erworben durch die Errichtung eines Instituts, wozu er den Grund durch seine eignen beträchtlichen Sammlungen legte. Der Senat gab das Gebäude her. Eine ansehnliche Bibliothek, ein physikalisches- und Antiquitäten-Kabinet, ein chemisches Laboratorium wurden angelegt und Lehrer der Physik, Mathematik, Chemie ꝛc. angestellt. In neuerer Zeit ist diese Akademie gesunken, indem sie sich von dem ursprünglichen Zwecke ihres Stifters entfernt hat. Unter seinen Schriften zeichnet sich aus: Danubius Pannonico-Moesicus, observationibus geographicis, astronomici hydrographicis, physicis perlustratus (Haag und Amst. 1726. 6 Bde. Fol.); ein prächtiges und theures Werk, mit 288 Kupf. geziert, worin er die Donau von dem Kalenberg in Oesterreich bis zur Vereinigung mit der Jantra in der Bulgarei beschreibt. Außerdem ist noch bemerkenswerth: Histoire physiques de la mer, Amsterdam 1725. Fol. m. 52 Kupf.; Stato militare dell' imperio Ottomanne, Haag 1726, 4 Thl. Fol. m. Kpfrn.

Marsyas, des Olympus, oder des Oeagrus, oder Hyagnis Sohn. Die Mythe erzählt von ihm: Er fand die Flöte, welche Minerva zwar erfunden, aber wieder hinweggeworfen hatte, da sie ihr die Backen verunstaltete, und sie darüber von den Göttinnen verhöhnt wurde. Marsyas übte sich auf diesem Instrumente dermaßen, daß er bald für einen großen Meister gehalten wurde, und daher den Apollo zu einem Wettstreite darauf herausforderte. Die Musen waren bei demselben die Richterinnen. Sie konnten auch anfangs dem Marsyas den Preis nicht absprechen. Allein Apollo kehrte seine Cither um, und da ihm dieses Marsyas nicht nachthun konnte, wurde er für überwunden erklärt. Apollo ließ ihn also an einen Baum hängen, und da von einem Skythen gliederweise zerschneiden, worauf er den zerstückten Körper seinem Schüler Olympus zu begraben übergab. Aus seinem Blute läßt Hygin den Fluß Marsias entstehen, der nach Ovid aus den Thränen der Nymphen und Satyren über ihn entstand. Böttiger hat diesen Mythos auf den Vorzug bezogen, den in gewissen Zeitaltern und unter gewissen griechischen Volksstämmen, woher diese Mythen kamen, die Citharödik, oder die Kunst, zur Lyra zu singen, vor der Kunst, die Flöte zu spielen, oder der Auletik, bekam. S. Wielands att. Mus. Bd. I. S. 279 fgg. Man

schrieb diesem Marsyas die Erfindung der phrygischen Tonart zu; und die Stadt Kelänä rühmte ihm nach, daß er durch sein Pfeifen die Gallier von ihr abgetrieben. Von vielen Künstlern der alten und neuen Zeit besitzen wir Darstellungen des Wettkampfs, wie der Strafe des Marsyas.

Martha (Anne Bigut, bekannter unter dem Namen Schwester), ein Muster christlicher Liebe, geb. 1749, ward Nonne, und lebte nach Aufhebung der Klöster zu Besançon von ihrer Pension, in Verein mit einer Freundin der Pflege hülfbedürftiger Menschen, vorzüglich Kriegsgefangener, sich widmend. Mit der Zahl der Armen und Kranken wuchs auch der Eifer und die Thätigkeit der 62jährigen Schwester Martha, besonders als 1809 ein starker Trupp gefangener Spanier nach Besançon kam; mit gleicher Liebe war sie gegen die gefangenen und kranken Engländer beseelt: „Alle Unglückliche, sagte sie einst, sind meine Freunde.“ Sie besorgte in eigener Person die Krankenlager, Küche und häusliche Ordnung und suchte dabei durch fromme Fürbitte beim Kommandanten das Schicksal der Gefangenen auf alle mögliche Weise zu lindern. 1814 übernahm sie mit verdoppeltem Eifer die Verpflegung verwundeter franz. sowohl als feindl. Soldaten, und wie diese ihre Verdienste anerkannten, bezeugt der Herzog von Reggio, der die verwundeten Krieger öfter ausrufen gehört: „Ach! wäre Schwester Martha hier, wir würden weniger unglücklich seyn!“ Mit Bewunderung sprach man in den französischen wie in den alliirten Heeren von der ehrwürdigen Frau; der Kaiser Alexander gab ihr eine große Denkmünze mit seinem Portrait; der Kaiser Franz das Civilverdienstordenskreuz und 2000 Fr; der König von Preußen eine goldene Medaille, und der König von Spanien ein prächtiges Kreuz. Ludwig XVIII. ernannte sie bei einer Audienz zur Oberpriorin aller frommen Vereine der barmherzigen Schwestern. So gleichsam die allgemeine Achtung von ganz Europa genießend, starb sie zu Besançon am 29. März 1824. Nie nach irdischem Lohne strebend, war es ihre höchste Wonne, die empfangenen Gaben zur Unterstützung der Unglücklichen verwenden zu können. Ihr Portrait, mit franz. und fremden Orden, ist in Kupferstich erschienen. Eine anziehende Geschichte ihres thatenvollen Lebens enthält die Schrift: Schwester Martha ꝛc. Luzern, 1825.

Martens (Georg Friedrich von), geb. 1756 zu Hamburg, wurde 1784 zum Professor der Rechte in Göttingen ernannt und 1789 in den Adelstand erhoben, bekleidete von 1808—1813 die Stelle eines Staatsraths, und auch, vom Okt. 1810 an, die eines Präsidenten der Finanzsektion des königl. westphälischen Staatsraths, war seit 1814 königl. hannöv. geheimer Kabinetsrath und seit 1816 Bundestagsgesandter zu Frankfurt und starb daselbst den 21. Febr. 1821. Er hat dem Staats- und positiven Völkerrecht zuerst eine wissenschaftliche Form gegeben und durch Sammlungen wie durch eigene gediegene Schriften, beide Wissenschaften gleich verdienstlich gefördert. Von seinen Schriften verdienen vorzüglich Erwähnung: Recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761, Gött. 1790—1818, 8. 14 Bde. Einleitung in das positive europäische Völkerrecht, Gött. 1796, 8. Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europ. Völkerrechts, Gött. 1800, II. 4. Cours diplomatique ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe, Berlin 1801, III. 8. Grundriß einer dipl. Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem 15. Jahrh., Berlin 1807, 8. Versuch über Kaper, Gött. 1795. Grundriß des Handelsrechts ꝛc., Gött. 1805.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteste römische Epigrammendichter, war zu Bilboa in Celtiberien (dem heutigen Bubiera in Aragonien) 40 Jahre nach Chr. geboren. In seinen 23. Jahre kam er nach Rom, und machte sich hier unter der Regierung des Titus und Domitian

berühmt. Vom letztern erhielt er durch seine Schmeicheleien das Tribunat; dafür machte er zum Dank nach dem Tode desselben Satyren auf ihn. Unter Trajan kehrte er im 58. Jahre nach Bilboa zurück. Sein Freund, der jüngere Plinius, gab ihm das Geld zu dieser Reise; nachher aber verbesserte er seine Umstände durch eine Heirath. Er starb im J. 101 nach Chr. Wir haben von ihm 14 Bücher Epigrammen; auch legt man ihm ein Buch von den Schauspielen bei, das in Epigrammen abgefaßt, von ihm aus Andern gesammelt und unter seinem Namen bekannt gemacht ist. Die meisten seiner Sinngedichte sind ungemein scharfsinnig und treffend; viele aber auch, in denen er die Laster seiner Zeit bespottet, nach unsern Begriffen höchst unzüchtig und schamlos. Ihre Menge und verhältnißmäßige Güte giebt uns einen hohen Begriff von dem fast unerschöpflichen und immer lebhaften Witz dieses Dichters. Eine Auswahl Martialischer Epigramme hat Ramler in's Deutsche übersetzt und mit dem latein. Text herausgegeben 1787—93, in 5 Theilen. Hauptausgaben sind v. Schrovel (1670) und Rader (1627).

Martin (St.), Bischof von Tours, gebor. um 316 zu Sabaria in Pannonien, war der Sohn eines römischen Soldaten, der ihn dazu zwang, die Waffen zu ergreifen. Nach dreiundzwanzigjährigem Kriegsdienste begab er sich nach Poitiers in Gallien zum St. Hilarius, wurde 375 Bischof von Tours und starb 400. Die katholische Kirche erzählt viele Wunder von ihm und feiert zu seinem Andenken den 11. Novemb. noch ein Fest. Weil bei einem Gastmahle der Kaiser Maximinus ihm den Becher zuerst reichte und nach ihm trank, verehren ihn die Trinker als Schutzpatron. Die ihm beigelegte Professio fidei de Trinitate ist untergeschoben.

Martin. Unter den fünf Päpsten dieses Namens sind folgende die wichtigsten: **Martin I.** (St.), geb. zu Todi in Toskana, erhielt eine treffliche Bildung, bestieg den römischen Stuhl nach Theodor 649 und berief sogleich eine Kirchenversammlung zu Rom, auf welcher die Monotheliten, die Ecthesis des Heraklius und der Typus Constantini II. verdammt wurden. Der hierüber erbitterte Kaiser Constantin ließ ihn gefangen nehmen, nach Konstantinopel führen und zum Tode verdammen, welche Strafe aber in Verweisung nach Chersones gemildert wurde, wo er 655 starb. Man hat von ihm 18 Briefe in der Conciliensammlung von Labbe, die jedoch sehr wenig Interesse haben. Später wurde er unter die Heiligen versetzt. — **Martin V.**, hieß zuvor Otho Colonna und war ein Sprößling dieses berühmten Hauses. Er erhielt die päpstliche Würde nach der Abdankung Gregor XII. und Absetzung Benedikt VIII. auf der Kirchenversammlung zu Costnitz den 11. Nov. 1417. Sein erstes Geschäft war, eine Bulle gegen die Hussiten zu erlassen. 1418 endete er das Concilium, ohne daß die Streitigkeiten beendigt worden waren, die mehr als 70 Jahre die katholische Kirche getrennt hatten. Deßhalb wählte auch nach Benedikt VIII. Tode eine Gegenpartei 1424 einen Gegenpapst, der den Namen Clemens VIII. annahm und erst 1429 seinen Ansprüchen entsagte, nachdem er zur Entschädigung das Erzbisthum Majorka erhalten hatte. Erst hierdurch wurde das Schisma in der abendländischen Kirche aufgehoben. Das von ihm nach Pavia zusammenberufene Concilium, was von da nach Siena verlegt wurde, stellte die Klagen keineswegs ab, die rechtliche Leute gegen das Leben der Geistlichkeit erhoben. Um diesen Zweck zu erreichen, schrieb er ein Concilium zu Basel aus; allein er starb den 20. Febr. 1431, im 63. Lebensjahre, ohne den Anfang desselben zu erleben.

Martin (Louis Claude St.), ein edler franz. Mystiker, stammte aus einem Marquisgeschlechte, und war 1743 zu Amboise in Touraine geboren. In einem Alter von 18 Jahren trat er unters Heer, seine Ruhezeit im Studium alter und neuern Sprachen, den geistreichen religiösen Schriften

von Kempis und Sales, so wie der Musik und Natur hinbringend. Um seine Kenntnisse zu erweitern, verließ er den Kriegsdienst und unternahm eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, England und Italien, wegen seines liebenswürdigen Charakters überall mit Achtung aufgenommen. 1775 erschien zu Lyon sein berühmtes mystisches Werk: des erreurs et de la vérité, welches Claudius verdeutscht (Hamb. 1782) herausgab. 1782 erfreute er seine Geistesverwandten mit dem Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers (Edinb. 2 Bde.). Während der Revolution stand er unter den Fahnen der Nationalgarde, ward dann zum Deputirten der ersten Wahlversammlung seines Departements erwählt; aber dem demüthigen und bescheidenen St. Martin ward bald das damals so unruhige Geschäftsleben so verleidet, daß er sich in die Einsamkeit zurückzog, frommen Betrachtungen, der Verfassung religiöser Erbauungsschriften und stiller Wohlthätigkeit sich widmend bis an seinen 1803 zu Anfray bei Chatillion erfolgten Tod. St. Martins mystische Schriften tragen sämmtlich das Gepräge eines tiefen religiösen Sinnes; sein genialer Geist beleuchtet mit frommem Blicke die schwersten Gegenstände der Naturlehre und Metaphysik; dabei stimmen seine Ansichten mit den wissenschaftlichen Forschungen der neuen Philosophie auf eine wunderbare Weise überein. Die Seltenheit eines solchen begeisterten Mannes, in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft seiner Werke, die jedoch von einigen überspannten Ideen nicht frei sind, erwarben ihm eine Menge Verehrer in Frankreich sowohl als in Deutschland, welches letztere sich von seinen Schriften besonders angezogen fühlt. Von seinen Werken, größtentheils Fragmente, nennen wir noch: vom Geist und Wesen der Dinge oder philosophische Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daseyns, wobei der Mensch überall als die Lösung des Räthsels betrachtet wird, aus d. Franz. von Dr. C. G. Schubert, 2 Thle. Leipz. 1811, 8.); Ecce homo; le nouvel homme, 1796, 8.; Ministère de l'homme d'esprit, 1802, 8.; l'homme de désir, nouv. édit. Metz, Vol. II, 1802, 8. (des Menschen Sehnen und Ahnen übersetzt von Ad. Wagner, 1813); le Crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme epico-magique en CII. chants, 1800, 8.; de Dieu et de la nature; titre rouge etc. Außerdem übersetzte er auch J. Böhme's Morgenröthe.

Martin (Vincenzo), italienischer Tonkünstler, zeichnete sich schon um 1782 durch Opern und Balletkompositionen aus, kam dann nach Wien, wo er seinen Barbero schrieb, und von da 1783 als Capellmeister nach Petersburg ging, wurde 1798 Hofrath daselbst und starb 1816. Man hat von ihm: XII. Canoni per Cembalo; XII Ariette italiane con. accomp. di cemb.; il Sogno; la Capricciosa correcta; Arbore di Diana und Cosarara.

Martini (Giam Battista), ein berühmter Componist und gelehrter Musiker, geb. zu Bologna 1706, trat schon in seiner Jugend in den Franziskanerorden, besuchte mehrere Länder von Europa und selbst Asien, widmete sich nach seiner Rückkehr unter dem berühmten Ant. Perti der Musik. Er machte die schnellsten Fortschritte in der Composition, so daß er schon 1725 zum Capellaristen des Franziskanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod 1784 verwaltete. Seine musikalische Schule, aus welcher eine beträchtliche Anzahl großer Componisten hervorging, war die gelehrteste in Italien. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duetten und Canons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen Saggio fondamentale pratico di contrapunto

und seine Storia della Musica, 2 Bd., für welche er eine musikalische Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geschriebnen Werken gesammelt, wobei Farinelli ihn sehr freigebig unterstützt hatte.

Martinique, antillische Insel zwischen 14—15°, an 24 □M. groß, ist seit 1635 in den Händen der Franzosen und ihre wichtigste Besitzung in Westindien. Die ganze Insel scheint vulkanischen Ursprungs, ihre Berge sind äußerst steil und wild, ihre Küsten tief eingeschnitten und zerrissen, aber der Boden ist fruchtbar und von vielen Bächen bewässert. Das Klima ist ungesund. Die Produkte sind: Chinarinde, Palmbäume, Färbehölzer, indische Feigen, Roucou, Tabak, Aloe, Baumwolle (627 Ct.), Piment, Indigo (10 Ct.), Kakao (1½ Mill. Bäume mit 4495 Ct.), Zucker (in 371 Pflanzungen, mit 30.806 auf denselben arbeitenden Sklaven, 178 Wasser-, 199 Roß-, 20 Wind- und 10 Dampfmühlen, die 580.590 Ct. Rohzucker und 2,699.588 Gallonen Sirup, jede zu 4 Pinten, lieferten), Kaffee (8 Million Bäume, mit einer Ernte von 13.700 Centner Bohnen), Maniok (in vielen Gruben), Yams und Pataten (auf 406 Quadraten), Pisang (3.509.048 Stämme), Cassia, Bananas, Melonen, Ananas, Pfeffer, Orangenbäume ꝛc. Die Zahl der Einw. beträgt an 100.000, worunter 77.000 Sklaven. St. Pierre, an der Westküste, obgleich ohne Hafen, ist eine durch Handel blühende Stadt von 30.000 Einwohnern. Der beste Hafen ist Portroyal, wo auch der Gouverneur residirt, aber die Gegend ist ungesund.

Märtyrer, Zeugen, von dem Griech. μαρτυρ, Zeuge, nennt die christl. Kirche diejenigen ihrer Mitglieder, welche zu Zeiten der Verfolgungen ihren Glauben an Gott und Christus standhaft bekannt, und dies Bekenntniß mit Darangebung aller zeitlichen Güter so wie des Lebens besiegelt haben. Vorzüglich reich ist das Urchristenthum an solchen Heroen, und die Kirchengeschichte liefert die schönsten Beispiele des Heldenmuths und der Aufopferung für den Glauben. Vergl. d. Art. Beatifikation, Canonisation, Heilige, Legende, Reliquien und Wallfahrten. Mit dem großmüthigen Tode für die erkannte Wahrheit der Lehre Christi hat gleichen Werth der stille oder öffentliche Tod für jede Tugend, in sofern dieses Opfer in dem freien Willen des Menschen und in der Ehrfurcht für Gott und Gotteswillen gegründet ist.

Martyrologium oder Märtyrerbuch enthält nach den Tagen des Jahrs das Leben, das Leiden und den Tod der Märtyrer. Das römische blieb unter den vielen nach und nach verfaßten Märtyrergeschichten immer das berühmteste.

Märzfeld nannte man in den ersten Zeiten der französischen Monarchie die Generalversammlung der Nation, welche der König jährlich berief, um neue Gesetze zu geben, die Klagen der Unterthanen zu vernehmen, die Streitigkeiten der Großen zu schlichten und die Reichstruppen zu besichtigen. Sie wurde im Monate März gehalten, daher ihr Name. Pipin, Vater Carl des Großen, verlegte sie in den Mai, wo sie dann Maifeld hieß. Zwar erschien anfangs auch das Volk auf dem Märzfeld, in der Folge mußten die weiten Reisen ihm wahrscheinlich zu lästig fallen; es blieb aus und verlor dadurch das Recht, Theil an der Nationalversammlung zu nehmen, oder sich bei derselben repräsentiren zu lassen. Aus dieser Volksversammlung entwickelten sich später die Generalstände und Parlamente. In der neuern Zeit hieß in Paris Champ de Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die französ. Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w. Selbst Ludwig XVI. und

seine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeste 1790 hier Zubereitungen traf. 1816 hoffte Napoleon durch die Wiedereinführung der Märzfelder die Nation zu gewinnen, indem er auf dem Platze vor dem Volke seine konstitutionellen Gesinnungen mit großem Pompe kund that. Zu der Constitutionsakte Ludwigs XVIII. hatte er in Form der alten Capitularien eine Zusatz-Verfassungsurkunde entworfen und wollte sie hier den Vertretern der Nation, um so seiner Occupation den Schein der Legitimität zu geben, zur Bestätigung vorlegen. Obgleich die Deputirten v. 40 Dep. nicht erschienen, so rief doch der Waffenherold aus, daß die Nation dem Gesetzbeschlusse zu den Grundkonstitutionen des Reichs, welcher vom Erzkanzler an den Stufen des Thrones laut vorgelesen wurde, ihre Zustimmung ertheilt habe. Hierauf beschwor Napoleon die Reichskonstitution und etwa 20.000 Personen schworen denselben Eid. Die Feierlichkeit ward mit einem Te Deum, mit Austheilung von Adlern an die Nationalgarden und andere Truppen beschlossen.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello, geb. zu Amalfi 1622, nährte sich als Fischer und Fisch- und Obsthändler zu Neapel, erregte 1647 einen Aufruhr gegen die spanische Regierung, was ihm um so leichter wurde, weil das Volk schon lange über die harten Auflagen heimlich und öffentlich gemurrt hatte. Als nämlich die Einnehmer von einem nach der Stadt gebrachten Korbe Früchte die Abgaben verlangten, warf er sich zur Erde und rief das Volk um Hülfe an. Augenblicklich umringte ihn dasselbe; mit dem Geschrei: Es lebe der König, weg mit den Abgaben; drang es auf das Accisen-Bureau. Von hier eilte es zum Vicekönig, dem Herzog von Arcos und forderte von ihm, daß er Masaniello zu seinem Gehilfen annähme. Der Erzbischof versuchte umsonst die Ruhe wieder herzustellen und selbst die Annäherung von Juan d'Austria, natürlicher Sohn Philipps II., mit 22 Galeeren vermochte nicht, den Auflauf zu stillen. Masaniello ließ hierauf 60 der ansehnlichsten Palläste einäschern, viele hinrichten und alle Zeichen des Königthums vernichten. 7 Tage lang dauerte der Aufruhr, nach Verlauf derselben legte Masaniello, auf das Versprechen, daß die Abgaben auf das Obst abgeschafft würden, seine Waffen nieder. Kaum war aber dies geschehen, so ließ ihm der Vicekönig Gift beibringen, welches ihn rasend machte. In der Wuth erschoß er mehrere seiner Freunde; das Volk wurde gegen ihn aufgebracht, begehrte seinen Tod und er wurde den 16. Juli 1647 in einem Karmeliterkloster ermordet. Sein Tod stillte jedoch den Aufruhr in Neapel keineswegs, er dauerte noch lange unter Gennaro Annese, der früher Soldat gewesen war, fort. Masaniello's Leichnam wurde mit den größten Feierlichkeiten zur Erde bestattet. Annese, nachdem er später den Herzog Heinrich II. von Guise, der mit ihm die Herrschaft getheilt hatte, den Spaniern in die Hände geliefert, wurde auf Befehl des Vicekönigs ermordet.

Mascheroni (Lorenzo), ein verdienstvoller Mathematiker aus Bergamo, wo er 1750 geboren war, machte sich frühe durch italienische und lateinische Gedichte bekannt. Schon in einem Alter von 18 Jahren lehrte er die griechische Sprache im Collegium zu Bergamo und nachher zu Pavia. Erst in seinem 27. Jahre veranlaßte ihn das Lesen eines mathematischen Buchs zum ernsten Studium der Mathematik; und er wurde bald darauf Professor der Geometrie. Als solcher entwarf er den Plan zur Geometrie des Zirkels, ein originales Werk, das in Frankreich unbekannt blieb, bis Buonaparte von der Eroberung Italiens zurückkehrte, da es dann bald ins Französische übersetzt wurde. Schon vorher waren von ihm mehrere mathematische Schriften bekannt, unter andern Nuove Ricerche sul l'Epuilibrio delle Volte Bergamo 1785, 4. und Bemerkungen über Eulers Differentialrechnung; andere hinterließ er handschriftlich, z. B. eine über die Pyramidometrie.

Auch hatte er vielen Antheil an den zu Bologna angestellten Versuchen, die Bewegung der Erde durch den Fall der Körper zu beweisen. Bei der Errichtung der cisalpinischen Republik wurde er zum Mitgliede des gesetzgebenden Korps ernannt und bald darauf als Deputirter zur Bestimmung der neuen Maße nach Paris gesendet; ein Geschäft, dem er sich mit Eifer und Einsicht widmete. Die Kriegsereignisse erlaubten ihm nicht, nach seinem Vaterlande zurück zu kehren; und da diese zuletzt die Wendung nahmen, daß er als Mitglied der Konsulta zu Mailand dahin zurückkehren sollte, war er bereits dem Tode so nahe, daß er nur noch ein Danksagungsschreiben für diese Ehre unterzeichnen konnte. Er starb zu Paris am 13 Julius 1800.

Maschine bedeutet eigentlich jedes künstlich zusammengesetzte Ding ohne Leben oder eigene Bewegung; in engerer Bedeutung, ein solches zusammengesetztes Ding, eine Absicht durch dasselbe zu erreichen, ein Werkzeug, z. B. die Tabaks-Maschine, zum Tabakrauchen, wo der Rauch, ehe man ihn in den Mund bekommt, erst durch reines Wasser geht; die Theemaschine rc. In einer andern Einschränkung ist die Maschine ein künstlich zusammengesetztes und mit einer, obgleich nicht eigenen Bewegung versehenes Ding. Das Weltgebäude, eine Uhr u. s. f. sind dergleichen Maschinen. In der engsten Bedeutung ist es ein zusammengesetztes Werkzeug, eine Bewegung hervor zu bringen oder zu erleichtern, zum Unterschiede von einem bloßen Werkzeuge oder Instrumente, welches auch einfach seyn kann. Große Maschinen, schwere Lasten zu heben oder zu bewegen, werden Rüstzeuge genannt. In allen diesen Fällen ist Maschine der allgemeine Ausdruck, welcher bloß entweder die Zusammensetzung oder die künstliche in der Zusammensetzung gegründete Bewegung ausdrückt, welcher in den meisten einzelnen Fällen durch eigene Namen verdrängt wird. Figürlich bedeutet Maschine ein lebendiges Wesen, welches nur durch mechanische, oder fremde, von außenher empfangene Ursachen wirkt, nicht nach eigenen vernünftigen Ursachen handelt. So nennt man einen Menschen eine Maschine, welcher bloß nach fremdem Antriebe ohne eigene Prüfung, Wahl und Einsicht wirkt und handelt. Durch vieljährige und allgemeine Erfahrungen wird übrigens der Satz bestätiget, daß zur Vervollkommnung der Fabriken und Manufakturen nichts so viel beträgt, als die Erfindung und Anwendung nützlicher Maschinen, durch deren Gebrauch der Fabrikant theils viel an Zeit, theils viel an Arbeitslohn und Kostenaufwand erspart. Man durchgehe alle Länder, wo bedeutende Manufakturen und Fabriken sich fixirt und ihre Kunstprodukte zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, und forsche mit scharfem Blicke nach den Ursachen ihrer schnellen Vervollkommnung und der sogleich ins Auge fallenden Vorzüge, welche sie gegenwärtig vor andern Manufakturen und Fabriken besitzen: so wird man finden, daß das dabei gebrauchte Maschinenwesen überhaupt, und vorzüglich die Anwendung von Zeit und Kosten ersparenden Maschinen dieselben größtentheils zum gegenwärtigen Flor erhob. Keine unter allen Nationen hat es unstreitig so weit in Fabrikgeheimnissen und Maschinenwerken gebracht, als die brittische, und man muß gestehen, daß fast alle ihre Fabrikate und Manufakturate, fast alle ihre Kunstprodukte, die sie auf fremdem Markte feil bieten, nahe an das Endlichvollkommene nach jetzigen Begriffen gränzen. Ob der Engländer ohne den Gebrauch der Maschinen diese Vollkommenheit seinen Fabrikaten hätte geben und so großen Vertrieb im Auslande hätte finden können, läßt sich billig bezweifeln. Durch die Einführung der Maschinen (pflegt man sehr dreist gewöhnlich zu behaupten) wird die Anzahl der Dürftigen größer, eine Menge Menschenhände wird außer Thätigkeit gesetzt, die Quellen ihres dürftigen Lebensunterhalts werden verstopft, Tausende seufzen nach dem fehlenden dürftigen Bissen Brots, das Resultat

hiervon ist Verzweiflung und dem Staate drohet dringende Gefahr, wenn er den gefährlichen Folgen derselben durch wirksame Maßregeln nicht schleunig vorzubeugen sich bemüht. Diese Gründe können dann nur einigen Schein von Wahrheit für sich haben, wenn sie bloß nur einseitig beurtheilt werden. Wenn durch Anwendung nützlicher Maschinen vielleicht jemals mehrere tausend Menschenhände außer Thätigkeit gesetzt wurden: so war wohl niemals dies mit großem Nachtheile für den Staat verknüpft; gewöhnlich entsprangen hieraus die glücklichsten Folgen, und man behauptet schwerlich zu viel, wenn man in solchen kleinen Fabrik-Revolutionen die Grundlage vieler andern Manufakturen und Fabriken findet, die vielleicht außerdem sich noch bis jetzt nicht fixirt haben würden. Durch Einführung nützlicher Maschinen gewinnt folglich der Staat ungemein viel: denn der Feldbau gewinnt durch sie in eben dem Grade, in welchem Manufakturen und Fabriken durch sie gewinnen. Die Hände, welche Manufakturen durch ein wohl eingerichtetes Maschinenwerk ersparen, senden sie dem Feldbaue zu, und hinwiedrum diejenigen, welche der Feldbau durch Maschinenwerke erspart, sendet er auf sehr verschiedenen Wegen den Manufakturen und Fabriken zu. Die Ländereien liefern reichlichere Renten, denn der Anbau der für Fabriken und Manufakturen nöthigen Produkte wird häufiger betrieben, wodurch dem Vaterlande, welches ehedem dieselben aus dem fernen Auslande zog, große Summen erspart und gewonnen werden. Eben so heilsam ist der Einfluß solcher Ereignisse auf Manufakturen und Fabriken. Indem sie mehrere Menschenhände gewinnen, werden sie in größere Thätigkeit gesetzt, die Gränzen ihres wohlthätigen Wirkungskreises werden erweitert, eine ungleich größere Menge von Kunstprodukten wird erzielt, die Vervollkommnung der Fabriken wird befördert, die Concurrenz mit ausländischen Fabrikaten wird nach und nach errungen, der so schädliche Einfuhrhandel ausländischer Kunstprodukte wird unvermerkt in einen wohlthätigen Ausfuhrhandel umgeschaffen, mit jedem Tage eröffnen sich mehrere Quellen des Erwerbs und sichtbar wird ein blühender Wohlstand durch alle Volksklassen. Alles stufenweise glückliche Wirkungen einer wirklich allgemein nützlichen Erfindung oder zweckmäßigen Anwendung der Maschinenwerke.

Maschinen (poetische). Dies Wort bezeichnet irgend ein hyperphysisches Wesen, durch dessen Einwirkung in einem dramatischen oder epischen Gedichte der Knoten der Begebenheit entweder geschürzt oder gelöst wird. Sie sollten dazu dienen, das Wunderbare eines Epos oder Drama zu erhöhen, oder es erst hervorzubringen. Solche hyperphysische Wesen, als Götter, Genien, Furien, Zauberer und Geister, ließen die Alten gewöhnlich in Flugmaschinen erscheinen; daher ihr Name. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob der dramatische Dichter solche Maschinen in sein Gedicht verpflechten dürfe. Wenn gleich Horaz durch sein Gesetz: ein Gott trete nur dann ein, wenn die Lösung des Knoten seiner würdig ist, zum Theil zu behaupten scheint, daß in einem dramatischen Gedichte durch ein solches übernatürliches Wesen die Entknotung herbeigeführt werden dürfe, so möchte es doch zu schwer seyn, das Hyperphysische als eine Maschine so darzustellen, daß dem Zuschauer nicht der Gedanke sich aufdringe, es sey eine bloße Aefferei, wodurch alle Illusion, der Hauptzweck eines Drama's verloren gehen würde. Eine größere Wirkung haben sie allerdings im Epos; denn die Erzählung einer wunderbaren Begebenheit erwirbt sich eher Glauben, wenn auch nur den der Täuschung, als die sinnliche Anschauung eines Gegenstandes, der sich für übernatürlich ausgiebt, und doch in der Erscheinung ganz irdisch seyn muß. Ein dramatischer Gott oder Geist oder Genius ist immer ein menschlicher, und anstatt Glauben an seiner hyperphysischen Natur zu erwecken, wird er nur Lachen erregen. S. Heldengedicht.

Mascov (Joh. Jak.), ein ausgezeichneter Publizist und Historiker seiner Zeit, geb. zu Danzig 1699, studirte zu Leipzig, erhielt nach einigen Reisen 1714 das Collegiat des kleinen Fürstenkollegiums daselbst, 1718 die juristische Doktorwürde in Halle und wurde 1719 außerordentlicher Professor der Rechte und Rathsherr zu Leipzig. Einige Jahre später bestieg er den Lehrstuhl der Geschichte und wurde ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft; seine Vorlesungen zu hören, zogen viele Jünglinge aus höhern Ständen nach Leipzig. So erlangte er bald einen ausgebreiteten Ruhm, erhielt vom Kurfürsten von Sachsen das Diplom eines Hofraths, wurde von der Stadt Leipzig zum Prokonsul erhoben, und endlich noch zum Dechant des Stifts Zeitz befördert. Er starb 1761. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Principia juris publici R. G. 1729; fünfte Aufl. 1769, welche ihrer Vorzüge wegen lange Zeit auf den meisten Hochschulen als Lehrbuch gebraucht wurden; Abriß einer vollständigen Historie des deutschen Reichs (Leipz. 1722 - 30. 4.); Einleitung zu der Geschichte des römisch-deutschen Reichs (Leipz. 1752. 4.); Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie (Leipz. 1726) 2 Thl. 4.; 1737. 4.), unvollendet, aber in mehrere Sprachen übersetzt. Bisher hatte man nur Reichs- und Kaisergeschichten; aber Mascov war der Erste unter den deuschen Historikern der eine Geschichee der Nation schrieb; er that allen billigen Forderungen, die man in jenen Zeiten an einen deutschen Geschichtschreiber thun konnte, Genüge; man vermißt weder genaue Erforschung des historisch Wahren, noch Plan und die Kunst der Stellung, noch einen männlichen historischen Styl; nur die Sprache ist noch nicht ganz rein und den Betrachtungen fehlt noch die Tiefe des politischen Blicks. Als Fortsetzung zu dem letzten Werke gehören noch 3 Commentare: de rebus imp. rom. germ. (Leipz. 1748, 49 und 53).

Masern (von Maser, Flecken, Mahl), eine Krankheit, die in einem Fieber besteht, bei welchem am vierten Tage oder gegen denselben kleine rothe Flecken ausschlagen, welche sich aber in keine Blasen zusammenziehen, und gegen den achten Tag wieder abtrocknen, ohne einige Narben zu hinterlassen. Die Masern sind hauptsächlich eine Kinderkrankheit, und selbst Kinder im Mutterleibe sind nicht davon verschont. Wenige Menschen entgehen den Masern, doch wahrscheinlich mehrere, als den Pocken, wiewohl dies noch nicht genau berechnet ist. Sie sind eben so ansteckend, als die Pocken, haben aber ihr eigenes Miasma, das besonders auf das lymphatische System wirkt, und dessen Feuchtigkeiten eine sehr merkbare Schärfe mittheilt. Die Ansteckung scheint bei den Masern etwas früher, als bei den Pocken zu geschehen. Die Masern machen in gewissen Zeiten und Perioden Epidemieen, und breiten sich dann von einer Gegend in die andere aus. Aber sie entstehen auch hier und da an verschiedenen Orten. In beiden Fällen können sie bös- und gutartig seyn. Die Masern sind ein eigener von allen anderen unterschiedener Ausschlag. Es sind kleine rothe Flecken, wie Flohstiche, die, wenn sie zuerst im Gesichte vorkommen, anfangs etwas über der Haut hervorstehen, auch zuweilen etwas zugespitzt sind, so daß sie den Pocken ähnlich sehen, allmählig aber mit der Haut ebener und breiter werden. Die charakteristischen Zufälle sind katarrhalischer Art: trockener Husten, dessen Ton etwas Eigenes hat; Nießen und Fließen der Nase, Drucken über und in den Augen, Thränen, Hitze, Brennen, Röthe, Empfindlichkeit, wässericht-gläsernes Aussehen der Augen, doch mehrentheils so, daß die Augen desto weniger leiden, je stärker der Husten ist, und je mehr die Nase fließt, und umgekehrt; Schwere des Kopfs, Anschwellen der Augenlider, so daß die Augen davon mehr oder weniger verschlossen werden; Schläfrigkeit, beengte Brust mit kurzem Athem und öfteren Seuf-

zen, rauher Hals, Trägheit des Körpers und Geistes, mürrische Laune, milchichter trüber Urin, Nasenbluten, Jucken und Brennen in der Haut, beschwerliches Schlingen; weiße feuchte Zunge; Mangel der Eßlust. Hierzu kommen noch nicht selten, und wenn die Krankheit ernsthafter ist, Ekel und Erbrechen auf jeden Genuß, empfindliche Hals-, Rücken-, Magen- und Gliederschmerzen, großer Durst, Durchfall, der nicht selten gallicht, und, in eingeschränkter Maße, heilsam ist, das Brechen stillt u. s. w.; heiße brennende Haut, viele Beklemmung, convulsivischer Husten, starke Schweiße u. s. w. Nach und unter diesen Zufällen erfolgt bald ein Fieber, anfangs mit abwechselndem Froste und allmählig steigender, bleibender Hitze, in welchem gewöhnlich am Ende des dritten Tages, zuweilen unter etwas convulsivischen Bewegungen, Zittern der Hände, aufgelaufenem rothen Gesichte und Brennen der Augen, der Ausschlag nach und nach, erst im Gesichte und dann auch an dem übrigen Körper hervortritt. Nach geschehenem Ausbruche lassen doch oft die heftigsten Zufälle, zumal die Beängstigung, das Brechen, etwas nach.

Mases de Latude (Henri), geb. zu Montagnac in Languedoc 1725, wurde unter Ludwig XV. bei einem Alter von 20 Jahren in die Bastille gesetzt, weil er der Pompadour lebhafte Besorgniß für ihr Leben eingeflößt hatte, indem er ein Pulver unter der Adresse der Marquise durch die Post hatte abgehen lassen und zugleich sich nach Versailles begeben hatte, um dieselbe gegen den Anschlag zu warnen. Die List wurde entdeckt und er brachte 35 Jahre im Gefängniß zu. Zweimal entwischt, wurde er wieder in seinen Kerker zurückgebracht, dessen Thüren sich erst 1784 öffneten. 1793 verurtheilte der National-Convent die Erben Amelot und Pompadour zu einer Strafe von 60.000 Franken als Schadloshaltung, wovon er jedoch nur ein Sechstel erhielt, denn er starb kurz darauf. Die unter seinem Namen verbreiteten Mémoires de Latude, die jedoch größtentheils erdichtet sind und zur Zeit der Revolution viel gelesen wurden, waren in den Händen der Jakobiner eine sehr starke Waffe gegen den Hof.

Masinissa, König von Numidien, war der Sohn von Gala, der in Massylia, einer kleinen Landschaft Afrika's herrschte, und ergriff anfangs die Partei der Karthager gegen die Römer, schlug auch 213 v. Chr. zwei Mal den Bundesgenossen derselben, den König Syphax von Numidien. Als aber Scipio nach Besiegung des Karthagers Asdrubal Masinissas Neffen ohne Lösegeld zurückschickte, trat er auf römische Seite und leistete ihnen in den Kriegen gegen die Karthager und Syphax große Dienste. Hierauf vermählte er sich mit Sophonisbe, der Gemahlin des Königs Syphax, die er jedoch, weil Scipio mit dieser Verheirathung unzufrieden war und er sie selbst nicht in seine Hände fallen lassen wollte, vergiften ließ. Der römische Senat fügte zu seinem kleinen Reiche Numidien, wie es Syphax besessen hatte, und er herrschte über dieses Land bis 149 v. Chr., wo er, 90 Jahre alt, starb, den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürsten hinterlassend, der sein Volk auf einer höhere Stufe der Bildung erhoben hat. Bei seinem Tode trug er dem jüngern Scipio auf, das Reich unter seine 3 rechtmäßigen Söhne, Micipsa, Gulussa und Mastanabal zu theilen, wovon jedoch bald der erstere alleiniger Herr wurde.

Maske (der Mann mit der eisernen). Unter diesem Namen versteht man einen unbekannten Gefangenen, der im Jahr 1667 auf eine sehr geheimnißvolle Art auf das Schloß zu Pignerol und von da auf die Insel St. Marguerite gebracht wurde. Er war ein Mann von mehr als gewöhnlichem Wuchse, seine Haut gebräunt, aber sehr weich und er trug sehr große Sorgfalt, um sie so zu erhalten. Auch spielte er Guitarre, schien eine treffliche Erziehung gehabt zu haben und nahm schon durch den Ton

seiner Stimme für sich ein. Wenn er in einer Krankheit eines Arztes nöthig hatte, oder sich auf der Reise von einem Kerker zum andern befand, trug er eine Maske von Sammet, die ihm jedoch die Freiheit zum Essen und Trinken gestattete. Sobald er sich allein befand, hatte er die Erlaubniß, sie abzulegen. In Pignerol blieb er, bis der Kommandant dieses Schlosses St. Mars Befehlshaber von den Lerinsinseln wurde und begleitete ihn von dort auch nach der Bastille. Der Zustand des Gefangenen war übrigens so leidlich, als es in einem Gefängnisse möglich ist. Sein Anzug war reich, seine Tafel gut besetzt und immer zeigte das Betragen des Statthalters der Bastille und anderer Personen, die ihn im Auftrage des Königs besuchten, daß er ein Mann von Stande gewesen seyn muß. Umsonst hat man sich in Vermuthungen erschöpft, wer er gewesen; man hat ihn für den Herzog von Beaufort, den Grafen von Vermandois, Sohn Ludwigs XIV. und der Herzogin La Vallière, für den Finanzminister Fouquet, den Herzog von Montmuth, natürlichen Sohn Karls II. von England und für einen Sekretär des Herzogs von Mantua gehalten; doch das wahrscheinlichste ist, daß er Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen und daß er aus Staatsklugheit, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, ein so trauriges Loos hatte. Er starb den 19. Nov. 1703 in der Bastille, und um auch im Tode noch jede Entdeckung zu verhindern, wurde sein Körper verstümmelt, seine Sachen verbrannt und die Wohnung neu zugerichtet.

Maskeline (Nevil), berühmter englischer Gelehrter und Astronom, geb. 1731 zu London, wurde, nachdem er schon früher sich als geschickter Mathematiker und Astronom gezeigt hatte, nach Barbados geschickt, um Harrissons Marine-Zeitmesser zu prüfen und 1765 zum königl. Astronomen ernannt. Er starb 1811 und hinterließ: The British Mariner's Guide, 1763; astronomische und logarithmische Tabellen, u. a. m.

Masken oder Larven wurden bei Processionen, Einweihungen in die Orgien des Bacchus und insbesondere auf dem Theater gebraucht. Daß sie aber nicht allein im letztern Falle gebraucht wurden, lehren die Gemälde auf den alten griechischen Vasen, die man sonst irrig etruskisch nannte. In den Einweihungen in die Orgien gab es drei Grade: den Grad der Satyrn, der Silenen und des bösartigen Bacchus, oder Hebon selbst. Alle drei Grade hatten ihre charakteristischen, wesentlich von einander verschiedenen Masken, die auf den alten Vasen häufiger als andere Gegenstände abgebildet sind. Der Ursprung der Masken fällt mit dem des Theaters in einerlei Zeit. Aus dem im Gesicht mit Weinhefen übermalten bäuerischen Possenreißer bei den ländlichen Ernte- und Weinlesefesten der ältesten Bewohner Griechenlands und Italiens trat nach und nach der künstlich verlarvte Schauspieler hervor. Bei den alten ländlichen Bacchusfesten fand noch eine besondere abergläubische Gewohnheit statt. Man hüllte sich in scheußliche Larven von ausgehöhlter Rinde, und an Fichten hängete man schwebende Bilder (mollia oscilla). Mit der steigenden Kunst wurden auch die scheußlichen Maskenbilder verschönert, und so entstanden endlich daraus die gefälligern Silenen- und Satyrenmasken und manche muthwillige Spiele der Künstlerphantasien, aus denen sich nach und nach die Grotesken und Arabesken entwickelten. Aus diesen Larven entstanden später die theatralischen Masken. Als das dramatische Gedicht seine vollständige Ausbildung gewonnen hatte, sahen sich die Schauspieler in die Nothwendigkeit versetzt, Personen verschiedenen Geschlechts, Alters und Standes darzustellen, um daher jene Umwandlung genau nach dem Charakter ihrer Rollen bewerkstelligen zu können, führten sie die Masken aus den bacchischen Spielen veredelt auf die Bühne. Zweifelhaft ist es, wer sie zuerst zu diesem Zwecke gebrauchte;

denn Aristoteles sagt bestimmt: man kenne den Erfinder der theatralischen Masken nicht. Ursprünglich bestanden sie aus Baumrinde, in der Folge wurden sie aus Leder und selbst aus Holz bereitet. Es gab deren drei Hauptarten: komische, tragische und satyrische. Die erstern zeichnen sich durch ein furchtbares Ansehen und einen weit aufgerissenen Mund, der die Zuschauer zu verschlingen drohte, aus; die letzteren durch eine lächerliche Miene und komische Gebärde. Eine andere Art Masken war die orchestrischen, für die Tänzer bestimmt; sie unterschieden sich von den vorhergehenden durch Feinheit und Regelmäßigkeit der Züge; man findet sie häufig auf alten Denkmälern abgebildet. Außer diesen Theatermasken besaßen die Griechen noch drei andere Gattungen; sie hießen Prosopeion, Momolykeion und Gorgoneion; die erstern stellten die Personen der Natur nach dar; es waren menschliche Masken und stimmten genau mit dem Bilde der dramatischen Wesen, wie entweder das Volk sie sich dachte, oder der Dichter ihr Aeußeres angab, überein. Die zweiten personisicirten Schatten und andre Wesen, und da diese in der Tragödie einen Schrecken einflößen sollten, so hatten sie ein furchtbares Ansehen, was auch ihre Benennung veranlaßte. Die letztern endlich dienten zur Darstellung der Furien und Gorgonen. Fast alle Masken, die orchestrischen ausgenommen, hatten große Mundöffnungen, inwendig mit Stangen von Metall oder sonstigen tönenden Körpern versehen. Die außerordentliche Größe der alten Theater machte diese Einrichtung nothwendig, indem die menschliche Stimme für sich allein nicht Kraft genug hatte, verständlich durch den ganzen Raum zu schallen. Die Alten glaubten, daß eine bestimmte, charakteristische Physiognomie in der darzustellenden Rolle so nothwendig sey, daß, um ein richtiges, vollständiges Bild des Charakters zu entwerfen, auch das Aeußere damit im Einklange stehen müße; sie gaben daher bei jeder Person des Drama's die Zeichnung der Maske an. So erschien Niobe in der Tragödie mit dem Ausdrucke der Traurigkeit und des tiefen Leidens aus dem Gesichte; Medea kündete ihren unmenschlichen Charakter schon durch ihre trotzige, abschreckende Physiognomie an; Energie und das Bewußtseyn der Heldenkraft lag auf dem Gesichte des Herkules. In der Comödie hatten die Masken der Sklaven, der Parasyten, des Kaufmanns, der Freudenmädchen rc. ihren nur diesen Charakteren eigenthümlichen Ausdruck. Wahrscheinlich ist es, das der Schauspieler, der in einer Scene zwei Affekte darstellen mußte und keine Zeit hatte, seine Maske zu wechseln, eine Maske trug, auf deren einen Seite diese und auf der andern jene Gemüthsstimmung dargestellt war, so daß er, je nachdem die Rolle es verlangte, den Zuschauern bald dies, bald jenes Profil zeigte. So muß, sagt Pollux, die Maske eines Greisen, der der in einem gewissen Lustspiele die Hauptrolle hatte, auf der einen Seite Mißmuth und auf der andern Heiterkeit ausdrücken. Der Gebrauch der Masken wurde bei den Alten auch dadurch nothwendig, daß keine Frauen bei ihnen die Bühne betraten und auch ihre schwächere Stimme wohl die kolossalen Gebäude nicht ausfüllen konnte. Die übermäßig starken und furchtbaren Züge der Masken waren wahrscheinlich eben so auf die weite Entfernung, in welcher die Zuschauer von der Bühne saßen, berechnet. Die kolossale Statue des Zeus von Phidias erschreckte, zu nahe betrachtet, durch das Gigantische ihrer Physiognomie; in der gehörigen Ferne erst bekam sie jene Majestät und Würde, vor der ganz Griechenland kniete. Dieselbe Bewandtniß hatte es mit den Masken der Alten. Bei den neuern Völkern haben die theatralischen Masken nur bei den Italienern einen bleibenden Eingang sich erwerben können. Die sogenannten Commedie erudite des Machiavelli, Ariosto, die Schäferspiele des Pasco und des Guarini, durch die sie die Masken von der Bühne zu verbannen strebten, waren wenig geeig-

net ein nationales Interesse zu erwecken. Dagegen belustigte sich das Volk an der sogenannten Commedia dell' arte, in welcher nach einem leicht hingeworfenen Plane der Dialog von den Schauspielern improvisirt wurde und die Masken mit ihrem feststehenden Charakter und Kleidung die Hauptpersonen ausmachten. Vielleicht als ein Erbstück aus dem Alterthum, in welchem bekanntlich die Schauspieler nie ohne Masken auftraten, wahrscheinlicher noch als Frucht der glücklichen Gabe des italienischen Volks, das Lächerliche jeder Art zu erkennen und aufzufassen, besitzt Italien eine ganze Menge solcher komischer, in Namen, Tracht und Charakter sich stets gleichbleibender Personen. Sie stellen theils das Lächerliche gewisser Provinzen und Städte dar. So ist der Pantalone ein gutmüthiger, sich weise dünkender, stets verliebter und daher immer geprellter Kaufmann von Venedig; ein lustiger Philister; der bolognesische Dottore, ein alberner, langweiliger Pedant; der Arlechino (Harlekin), ein tölpelhafter, verliebter, naschhafter und schalkischer Bediente; eben das, nur pfiffiger, ist der Scapino; Brighella ist ein gemeiner großmäuliger militärischer Spießbürger aus Brescia; Tartaglia, ein lächerlicher, sich in Alles mischender und dabei stammelnder Narr; der Pulcinella endlich, der Liebling der Neapolitaner, ist ein nur etwas modifizirter Arlecchino. Außer diesen giebt es noch eine Unzahl weniger bekannter; jede Stadt hat beinahe ihre eigenthümlichen Masken, und jede dieser Masken spricht, zur Verstärkung der komischen Wirkung, in ihrem vaterländischen Dialekt. Von dieser echt nationalen Belustigung hatten sich die sogenannten Gebildeten schon längst mit vornehmer Verachtung zurückgezogen, und wurden daher billig gegen das Ende des 18. Jahrh. mit den ziemlich langweiligen bürgerlichen Komödien des Goldoni und Chiari gepeinigt. Der geistvolle Graf Carlo Gozzi, geb. 1718, konnte den Beifall, den jene nüchternen Alltagsstücke fanden, nicht ohne Unwillen mit ansehen und versuchte, um einen recht entschiedenen Gegensatz zu bilden, einige bekannte Kinder- und Feenmährchen aufs Theater zu bringen. Er wußte die Masken glücklich darin zu verweben, indem er meistens die Ausführung der komischen Parthien den Schauspielern überließ.

Mason (William), ein englischer Dichter und Kanonikus zu York und Driessield, geb. zu Hull 1716, studirte zu Cambridge, erhielt die akademischen Würden, ward 1757 Kaplan des Königs und auch Präkantor an der Yorker Domkirche. Als ein eifriger Sprecher für die Freiheit zeigte er sich während des amerikanischen Krieges; änderte aber seine Grundsätze, wie er die Gräuel der französ. Revolution erlebte. Er starb 1797. Unter seinen poetischen Werken zeichnen sich aus: der englische Garten, ein Lehrgedicht, deutsch von Weiße, Leipz. 1773—83; Elegien und Oden; zwei dramatische Gedichte, Elfrida, deutsch von Bertuch, und Karaktus; historisch-kritischer Versuch über die englische Kirchenmusik, für die er die größte Einfachheit empfiehlt. Masons Poesien zeichnen sich durch Lebhaftigkeit, Eleganz und ein vorzüglich reine Moral aus. Ein Epitaph in der Westminster-Abtei verewigt sein Andenken.

Masora, s. Bibel und Hebräische Literatur.

Massageten, ein berühmtes skythisches Volk, gegen welches Cyrus den unglücklichen Kriegszug unternahm, bei welchem er umkam. Herodot beschrieb sie als ein großes und kriegerisches Volk, das an der Ostseite des kaspischen Meeres, jenseits des Flusses Araxes, den Issedonen gegenüber, in einer unabsehbaren Ebene wohnte. Sie werden nie als tributäres Volk, noch als persische Söldner angeführt. In ihrem Lande wohnen jetzt die Turkestaner und Karakalpaken.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse, in der Naturlehre die Menge der Materie, die einen Körper bildet. Sie beträgt weniger bei einem lockern, mehr bei einem dichten Körper; die Masse unterscheidet sich vom Inbegriff oder Volumen des Körpers. Dieser ist die Größe des Raums, den ein Körper einnimmt.

Massena (Andreas), Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen und Marschall von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten franz. Feldherren unserer Zeit, geb. 1755 zu Nizza von armen Eltern, nahm Kriegsdienste unter den sardinischen Truppen und wurde Unteroffizier. Beim Eindringen der franz. Truppen in Piemont nahm er franz. Dienste, zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten durch Tapferkeit und Einsichten aus und befehligte schon 1793 eine Brigade. 1795 befehligte er den rechten Flügel der italienischen Armee und trug zu den Siegen Buonaparte's, der ihm immer die gefährlichsten Posten anvertraute, sehr Vieles bei. Die Schlachten bei Montenotte, Millesimo, Lodi (1796), Arkole und endlich bei Rivoli (1799) waren Zeugen seiner seltenen Tapferkeit. 1799 erhielt er den Oberbefehl über die helvetische Armee; er rückte vor, bis Jourdans Niederlage ihn zum Rückzuge zwang; nach erhaltener Verstärkung drang er indeß von Neuem in der Schweiz vor und schlug die Russen unter Korsakoff bei Zürich und war dadurch Ursache, daß Rußland sich von der Koalition gegen Frankreich trennte. Noch im Dezember desselben Jahres übernahm er den Oberfehl über die italienische Armee und hemmte, obwohl mit geringern Streitkräften, die siegreichen Fortschritte der Oestreicher unter Melas. Da er jedoch endlich von ihnen allenthalben bedrängt wurde, versuchte er Genua den Franzosen zu erhalten, welches die Oestreicher zu Lande und die Engländer zur See alsbald belagerten. Nach der glorreichsten Vertheidigung schrieb er selbst die Bedingungen der Kapitulation vor und erhielt die Genehmigung derselben. Nach der Schlacht von Marengo den 14. Juni 1800, als Buonaparte nach Paris zurückeilte, übernahm er den Oberbefehl und behauptete denselben bis zum Frieden. Als der erste Konsul hierauf die Kaiserwürde annahm, wurde ihm der Titel Reichsmarschall zu Theil; im östreichischen Kriege erlitt er zwar einigen Verlust bei Kaldiero, allein die entscheidende Schlacht bei Ulm nöthigte den Erzherzog Karl zum Rückzug. Massena folgte ihm, vereinte sich mit der großen Armee und trug das Seinige zum Siege bei **Austerlitz** (vergl. d. Art.) bei (den 2. Dez. 1805), so wie er auch nach dem preßburger Frieden für Joseph Buonaparte Neapel eroberte und im preußisch-russischen Kriege das fünfte Armeekorps bis zum tilsiter Frieden befehligte. Das Jahr 1808 sah ihn als Herzog von Rivoli in Spanien, wo er bis zum Ausbruche des Krieges mit Oestreich blieb. Auf den Schlachtfeldern von Eckmühl, Aspern, Eßlingen und Wagram sammelte er sich neue Lorbeern, erhielt den Fürstentitel von Eßlingen und ging unmittelbar nach dem Frieden wieder nach Spanien. Siegreich drang er in Portugal ein, nahm Coimbra und rückte bis in die Nähe von Lissabon vor. An Wellingtons fester Stellen scheiterte indessen sein Glück; er sah sich zum Rückzuge genöthigt und verlor auf demselben einen Theil seiner Truppen. Der franz. Kaiser, über sein Unglück erbittert, ließ ihn während des russischen Feldzugs ohne Anstellung. Endlich erhielt er 1814 den Oberbefehl in Toulon, wo er sich indeß bald darauf für Ludwig XVIII. erklärte. Bei Napoleons Rückkehr von Elba ging er von Neuem zu ihm über, wurde Pair des Reichs und Kommandant der Nationalgarde, mit der er für die Sicherheit der Hauptstadt sorgte. Da er von Ludwig XVIII. nicht wieder angestellt wurde, stand er eben im Begriff, nach Amerika zu gehen, als ihn der Tod im April 1817 überraschte.

Massillon (Johann Baptist), Sohn eines Notars, wurde 1651 zu Hieres in der Provence geboren. Im Jahr 1681 trat er in die Congregation des Oratoriums. Die Annehmlichkeiten seines Geistes, seine offene Miene und seine ausgezeichneten Talente erwarben ihm die Herzen Aller,

nur nicht seiner Ordensbrüder, die den Beifall, den er überall einerntete, mit neidischen Augen ansahen und daher seine Obern veranlaßten, ihn unter einem nichtigen Vorwande in eine ihrer Anstalten in der Diöces von Meaux zu schicken. Seine ersten Versuche in der Kanzelberedsamkeit machte er zu Vienne, und die Leichenrede, die er auf den Erzbischof dieser Stadt, Heinrich von Villars, hielt, erwarb ihm so vielen Beifall, daß seine Obern mehr Achtung für ein Mitglied zu haben anfingen, welches ihnen so nützlich werden konnte. Eine Folge davon war, daß ihn der Pater von la Tour, damaliger General der Congregation, nach Paris berief, um seinen Talenten einen ausgebreitetern Wirkungskreis zu geben. Hier glänzten damals neben einigen minder vorzüglichen Kanzelrednern Bossuet und Bourdaloue (s. d. Art.). Massillon bewunderte diese großen Redner; allein er war zu sehr Genie, um sich ganz nach ihnen zu bilden und sich nicht einen eigenen Weg zu bahnen. Er predigte 20 Jahr mit immer gleichem Beifall vor dem Hofe. Ludwig XIV., der ihn oft hörte, sagte ihm einst die schmeichelhaften Worte: „Mein Vater, wenn ich andere Prediger höre, bin ich sehr zufrieden mit Ihnen: so oft ich Sie höre, bin ich unzufrieden mit mir." Zu dem lebhaften Eindruck, den seine Reden auf das Herz seiner Zuhörer machten, trug nicht bloß die rührende Einfalt seines Vortrags, sondern auch seine bescheidene Miene, sein ungekünstelt frommer Blick, seine anspruchslose und natürliche Aktion und die Herzlichkeit seines ganzen Wesens sehr viel bei. 1717 erhielt er von dem Regenten das Bisthum Clermont. Im folgenden Jahre wurde er befehligt, vor dem neunjährigen Könige Ludwig XV. die Fastenpredigten zu halten, und er arbeitete zu dem Ende jene 10 Reden aus, die unter dem Namen le petit carème bekannt sind und für seine Meisterstücke gehalten werden. Sie handeln sämmtlich von der Bestimmung und den Pflichten der Großen und sind ganz in dem Tone abgefaßt, in welchem allenfalls die ernste Kanzelberedsamkeit im Stande ist, eine Seite in dem Herzen eines neunjährigen Kindes zu rühren. 1719 wurde Massillon zum Mitgliede der französischen Akademie erwählt. Die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans 1723 ist die letzte Rede, die er zu Paris hielt. Seitdem verließ er seine Diöcese nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe und Verehrung gewannen. Massillon ist einer der größten französ. Kanzelredner; mit dem weisesten Gebrauch der heiligen Schrift und der Väter und mit bündiger Entwickelung der Begriffe und Beweise, vereinigte er Kraft und Anmuth, Würde und Grazie, Ernst und Salbung, einen Reiz der Elokution, einen Zauber der Harmonie, eine Wahl der Worte, die an das Herz sprechen und der Einbildungskraft schmeicheln. Wie ein Meister verstand er sich auf die Kunst, den Verstand zu überzeugen und in den geheimsten Winkel des Herzens zu dringen, hie und da zu erschüttern, noch lieber aber zu trösten und zu rühren. Er starb 1742. In den Jahren 1745 und 46 erschien eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 14 Bänden in 12. D'Alembert hat in der Sammlung seiner Eloges Massillon ein würdiges Denkmal gesetzt.

Massinger (Philipp), ein guter dramatischer Dichter, geb. in Salisbury 1584, studirte zu Oxford und starb zu London 1639 oder nach Andern 1640. Er zeichnete sich sowohl im Trauer- als Lustspiel aus, durch Reinheit der Sprache, sinnreiche Erfindung und weise Oekonomie. Mit Recht erhebt man ihn über Ben Jonson wegen seiner Wärme und leidenschaftlichen Stärke. Unter seinen Lustspielen zeichnet sich aus: A new way to pay old Debts, und unter den Trauerspielen The unnatural combats. Sämmtliche Werke gab W. Mason, London 1779, 6 Bde. 8. heraus.

Mastbaum, ein großer, runder, glatter Baum im Schiff, welcher bestimmt ist, die Segel zu tragen. Große Fahrzeuge haben vier Masten, den Hauptmast, auch der große oder Mitttelmast genannt, in der Mitte des Schiffs, den Fockmast auf dem Vordertheile (Bug); vor ihm noch den über dem Bug hervorragenden Boegspriet (Boog-, Bugspriet), und den Besahnmast auf dem Hintertheile des Schiffs.

Mastix, ein festes Harz, von einer blassen, gelben oder weißen Farbe, das vorzüglich von der Insel Chios in Tropfen zu uns gebracht wird, wie es in der Gestalt und Größe einer Erbse aus Bäumen schwitzt. Die ausgesuchte Sorte ist klar, durchscheinend, blaßgelblich, wohlriechend und zerreiblich. Der Mastixbaum (Pistacia Lentiscus) wird wegen seines Harzes häufig auf Chios angepflanzt; die Einwohner müssen 300.000 Pf. jährlich an den Großherrn liefern. Man braucht das Mastixharz in der Medizin, zum Räuchern, zu leichten weichen Lackfirnissen über Oelgemälde u. s. w.

Mastricht (Trajectum ad Mosam), vormals unter gemeinschaftlicher Regierung des Bischofs von Lüttich und der vereinigten Niederlande, jetzt die Hauptstadt der niederländischen Provinz Limburg, auf beiden Seiten der Maas, über welche eine schöne steinerne Brücke führt, ist ziemlich regelmäßig gebaut mit freundlichen langen Straßen und großen Gebäuden, ansehnlichen Plätzen, darunter der große Marktplatz mit dem Rathhaus und der mit Alleen besetzte Paradeplatz, 7 katholische und 4 reformirte Kirchen, 21 aufgehobene Klosterkirchen, 3000 Häuser und 18.090 Einw. Sitz des Gouverneurs, der Provinzialbehörde und der 5. Militärdivision. Mastricht hat ein reformirtes Gymnasium und auf dem Rathhaus eine öffentliche Bibliothek; Tuch-, Gewehr-, Seife-, Seesalz-, Leder- und andere Fabriken; Färberöthe, Tabak und Cichorienbau; Branntweinbrennereien ꝛc. und beträchtlichen Handel. Mastricht ist eine der stärksten Festungen in den Niederlanden und der Schlüssel zu diesem Königreich von der Maas her; durch Schleusen kann das flache Land um die Stadt unter Wasser gesetzt werden. Bei der Stadt, auf dem St. Petersberge, steht eine Citadelle, und in dem Berge ist ein bewunderungswürdiger, sehr großer Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen großen, und dann noch einen andern kleinen Eingang hat, 20.000 Wege enthalten und 12 Stunden im Umfang groß seyn soll, den man auch die Mastrichter Höhle nennt. In den Wänden der Höhle findet man viele Muscheln, Madreporen, Knochen und Zähne von Seethieren. Durch große stehengebliebene Säulen wird die Decke des Berges getragen. Der Haupteingang ist über 50 Fuß breit und über 40 Fuß hoch.

Masure, oder masurisch, ist eine Tanzmelodie der Polen, im Dreivierteltakte, die da, wo es sich thun läßt, mit liegendem Basse, oder auch mit gebrochenen Oktaven, wie die Murky, begleitet wird.

Matador heißt ursprünglich Mörder oder Todschläger. Diesen Namen erhielt eine aus 200 Mann bestehende Schaar Freiwillige, welche die Barcellonier im J. 1714, als sie wider Philipp V. stritten, errichteten. Diese Leute gingen beständig stark bewaffnet durch die Straßen und hatten Befehl, jeden mit der Regierung Unzufriedenen auf der Stelle niederzuhauen.

Matelot oder auch Horeziza ist ein Nationaltanz in der englischen Provinz Wales. Er wird eigentlich mit hölzernen Schuhen getanzt, in dem zwei gegeneinander überstehende Personen abwechseln. Man tanzt denselben nach dem Tone der Hornpfeife, die aus Holz besteht, mit gehörigen Schallöchern, und an jedem Ende mit einem Horne, deren Eins die eingeblasene Luft auffängt; aus deren anderen aber die gebildeten Töne hervorgehen, versehen ist.

Mater, Mutter, stammt aus dem Lateinischen, und bezeichnet figürlich eine Hauptkirche, in die Neben- oder Töchterkirchen, Filialkirchen, ein-

gepfarrt sind, und von der aus der Gottesdienst in den Filialkirchen besorgt wird. S. Matrize.

Materia medica, s. Arzneikunde.

Materie, 1) im metaphysischen Verstande, ist das, was der Form der äußern Anschauung zum Grunde liegt, die Körperwelt, im Gegensatz der Geisterwelt, als eines Gegenstandes des innern Sinnes. Sie kann erklärt werden a) transscendental, als äußere Erscheinung im Raume, b) physisch und zwar α) phoronomisch, als das Bewegliche im Raume, β) dynamisch, als das, was den Raum erfüllt, γ) mechanisch, was durch seine Bewegung eine bewegende Kraft auf etwas andres Bewegliches äußert, δ) phänomenologisch, was ein Gegenstand der äußern Erfahrung seyn kann. 2) Im logischen Sinne steht Materie der Form entgegen, und bedeutet das, was bestimmt wird, im Gegensatz der Bestimmung. Materie und Form sind zwei Reflexionsbegriffe, die jeder andern Reflexion, d. i. Ueberlegung, wie verschiedene Vorstellungen in einem Bewußtseyn zusammen kommen, zum Grunde liegen. Z. B. das Urtheil: das Sittengesetz ist verpflichtend. Die Materie desselben, Sittengesetz und verpflichtend, wird bestimmt durch Erklärung. Die Form wird bestimmt 1) der Quantität nach, es ist allgemein verpflichtend; 2) der Qualität nach, es ist positiv, bejahend; 3) der Relation nach, es ist die Caussalität aller freien Handlungen; 4) der Modalität nach, es ist apodiktisch. A. In der theoretischen Philosophie, und zwar α) in der Logik ist Materie der Inhalt der logischen Erkenntniß: a) bei den Begriffen, das Allgemeine, b) bei den Urtheilen, Subjekt und Prädikat, c) bei den Schlüssen, die Prämissen, d) in der Erkenntniß überhaupt, die Objekte derselben, e) in der Erfahrung, die Wahrnehmungen; β) in der Metaphysik, die Realität: a) in einem Phänomenon, die Realität der Erscheinung, b) in einem Noumenon, das Etwas, die Monas, die übrig bleibt, wenn ich alle sinnliche Bestimmungen wegdenke. B. In der praktischen Philosophie ist die Materie des Begehrungs- oder Verabscheuungsvermögens, das begehrte oder verabscheute Objekt selbst, die Lust oder Unlust die dasselbe gewährt. Die Materie eines Gesetzes ist das, worauf sich ein Gesetz bezieht. — Materiell, material, formal. Materiell ist körperlich. Material ist das, was sich auf den Inhalt einer Erkenntniß bezieht. Formal was sich auf die Art bezieht, wie ich einen Gegenstand denken soll. Materialer Gebrauch der Vernunft ist der, wodurch ich Gegenstände selbst hervorzubringen suche; formaler Gebrauch, wodurch ich die Gegenstände, welche die Erfahrung giebt, zu erkennen suche, der einzig mögliche Gebrauch der Vernunft. Ein materialer Bestimmungsgrund des Willens ist Lust und Unlust; formaler das Sittengesetz. — Materialismus ist überhaupt die Behauptung der Materialität aller Weltwesen, oder die Behauptuug, die ganze Welt bestehe aus Körperstoff: 1) kosmologischer, Alles ist in Raum und Zeit; Gott und die Welt ist eins, die Materie ist ewig; 2) psychologischer, Seele und Körper ist eins, die Wirkungen, die wir der Seele zuschreiben, sind Wirkungen der Organisation, d. i. einer höhern Potenz körperlicher Kräfte. Der Materialismus soll zweierlei leisten: 1) soll er das Denken als ein Phänomen der Natur erklären, wozu aber keine einzige körperliche Eigenschaft hinreicht; 2) soll er die Einwirkung der Denkkraft auf die materielle Welt erklären, indem er Alles nur auf den äußern Sinn einschränkt, und Alles, was nicht räumlich und körperlich ist, für Hirngespinst erklärt, eben dadurch aber alle psychologische Persönlichkeit des Ich leugnet, und auch den Vernunftglauben einer endlosen Fortdauer zerstört, oder wenn er ihn ja behauptet, nothwendig inconsequent seyn muß. Es ist eine gefährliche, die reine und über alle Erfahrungsbegriffe erhabene Natur der menschlichen Seele ganz verkennende, und für den Vernunftglauben in praktischer Hinsicht trostlose Behauptung.

Mathematik (griech.), die Kunst, Alles, was Größe ist, oder als Größe vorgestellt und bestimmt werden kann, mit Sicherheit zu bestimmen, d. i. zu messen oder zu berechnen. Der deutsche Ausdruck: Größenkunst drückt die Sache vollkommen aus, ist aber nicht in Gebrauch; sondern man sagt gewöhnlich: Größenlehre, was weniger gut ist, weil dieses Wort nur die Theorie jener Kunst, nicht aber die Kunst oder die Geschicklichkeit selbst bezeichnet. Die Theorie der Größenkunst muß mit dem griechischen Wort: Mathesis bezeichnet, und Mathesis und Mathematik müssen wie Theorie und Praxis unterschieden, folglich nicht als gleichbedeutende Ausdrücke gebraucht werden. — Jeder wirkliche und jeder eingebildete Gegenstand, an welchem in der Vorstellung weiter nichts hervorgehoben wird, als daß er aus Mannigfaltigem bestehe, oder, wie die Mathematiker sagen, des Zusetzens und Wegnehmens fähig sey, heißt eine Größe. Von jeder vorkommenden Größe nun mit Sicherheit angeben zu können, wie groß sie sey, heißt, diese Größen bestimmen, berechnen, messen. Wer dieses in Rücksicht auf Alles, was Größe ist, oder als Größe vorgestellt wird, leisten kann, der ist ein Mathematiker. Wie überhaupt Größe erkannt, und gewisse Operationen des Denkens, nämlich der Vergleichung und Verbindung oder Trennung, unterworfen werden könne, muß eine Philosophie der Mathematik zeigen; die Größe jenen Operationen wirklich zu unterwerfen, ist der Zweck der Mathematik selbst. Die oberste Eintheilung der Mathematik ist die Eintheilung in reine und angewandte Mathematik. — Die angewandte Mathematik ist die Kunst, wirklich vorhandne Gegenständen, Vorfälle, Verhältnisse und Veränderungen, oder Eigenschaften der Dinge, z. B. ihre Kräfte, ihre Bewegung, ihre Durchsichtigkeit, ihren Uebergang aus einem Zustand in einen andern, zu berechnen oder zu messen. Die reine Mathematik, welche zugleich die eigentliche Theorie der Mathematik ist, und die Mathesis genannt werden sollte, nimmt bloß willkührlich, aber doch nach Ideen, deren man sich bewußt ist, zusammengesetzte, und entweder in Zahlform oder in Raumform dargestellte Größen in Betrachtung, untersucht deren Eigenschaften, und findet in diesen Eigenschaften die Grundsätze zur Behandlung und Bestimmung dieser Größen. Die reine Mathematik besteht daher aus zwei Hauptabtheilungen, die sich aus den beiden möglichen reinen Größenformen ergeben, nämlich aus dem Theile, der von den Größen in der Zahlform handelt, und aus dem andern, der von den Größen in der Raumform handelt. Beide Abtheilungen haben die Namen, welche ihnen die Griechen, die Schöpfer dieser Wissenschaften, gaben, behalten, und die erste heißt Arithmetik, die zweite Geometrie. Beide verfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Arithmetik in allgemeine und besondere; jene wieder in Analysis des Endlichen und Analysis des Unendlichen, diese in niedere und höhere Arithmetik (s. den besondern Artikel). Die Geometrie wird ebenfalls in niedere und höhere eingetheilt. An sie schließt sich die Lehre von den Kreisfunktionen an. Einen besondern Theil der Arithmetik macht die Syntaktik, Kombinationslehre oder Ordnungslehre aus, welche die möglichen Anordnungen einer gewissen Menge von verschiedenen Dingen lehrt und worauf die Wahrscheinlichkeitsrechnung beruht. Angewandte Mathematik ist, wie bereits angegeben wurde, die Kunst, wirklich vorhandene Dinge, so wie deren nur empirisch zu erkennende, Eigenschaften, Verhältnisse, Veränderungen und dergleichen als Größen zu betrachten und zu bestimmen; oder mit andern Worten: die Kunst, mit wirklichen Dingen, welches als Größen vorgestellt werden, dasselbe zu thun, was in der reinen Mathematik mit Größen geschieht, welche willkührlich, ob zwar jederzeit nach einer Regel, gebildet worden sind. Es ist hierbei ganz vorzüglich zu bemerken, daß nicht nur die Eigenschaften, welche hier berechnet werden, sondern auch

die Verhältnisse, auf welche es dabei ankommt, dem Mathematiker jederzeit nur durch Erfahrung gegeben werden. Dieser Umstand wird übersehen, wenn man der Mathematik übertriebene Lobsprüche ertheilt, wie gewöhnlich geschieht. Sehr vieles von dem, was auf diese Art von der Mathematik gerühmt wird, gehöret nicht dieser Wissenschaft, sondern muß zur Ehre des Verstandes, des Scharfsinns, des Fleißes, der Sorgsamkeit im Versuchen und Beobachten, und der Kühnheit und Bündigkeit im Schließen, mit Einem Worte, zu Ehren des menschlichen Geistes, angeführt werden. Zur angewandten Mathematik gehören die Rechenkunst mit benannten Zahlen, die Mechanik, Optik, Astronomie, Chronologie, Gnomik, die architektonischen, nautischen und Kriegswissenschaften. In der Mechanik oder Bewegungslehre wird die Zeit betrachtet, in welcher Körper einen bestimmten Raum durchlaufen, oder die Geschwindigkeit nebst der erforderlichen Kraft. Die reine Mechanik umfaßt, als besondere Theile, Statik und Mechanik der festen Körper, Hydrostatik und Hydraulik oder Hydrodynamik und Aërometrie (s. die bes. Art.). Die Natur der Sache selbst und glaubwürdige Nachrichten lehren uns, daß der Ursprung der mathematischen Wissenschaften bis ins höchste Alterthum hinaufreichen müsse, obgleich die dahingehörigen Kenntnisse sehr lange nur fragmentarisch unter den Menschen vorhanden waren. Die praktische Anwendung dunkler mathematischer Begriffe war unstreitig schon lange bekannt, ehe man lernte, die dem Mechanischen zum Grunde liegenden theoretischen Sätze auf eine deutliche und lichthelle Art aus ihnen zu entwickeln. Den Ursprung der Arithmetik legt man gewöhnlich den Phöniziern bei. Die Geometrie entsprang bei den Aegyptern. Als alte berühmte Mathematiker bei ihnen werden Necepsus und Petosiris genannt. So wie die Griechen überhaupt in der Ausbildung aller Wissenschaften die Ausländer weit hinter sich zurückließen: so erwarben sie sich auch um die Mathematik, vorzüglich um die Geometrie, ausgezeichnete Verdienste, und entwickelten die Theorie der letztern zuerst zu dem Kunstgebäude einer Wissenschaft. Thales, Ameristus, Anaximander, Anaxagoras, Pythagoras, Architas, Empedokles, Plato, Eudoxus, Hippias, Aristoteles, Euklides, Archimedes, Eratosthenes, Apollonius, Conon, Heron; in den Zeiten nach Chr. Geb. Menelaus, Claudius Ptolemäus, Nikomachus, Diophantus, Pappus, Theon, seine Tochter Hypatia, Proklus, Isidorus, Eutocius, sind die berühmtesten Mathematiker der Griechen. Unter den Römern hat diese Wissenschaft nie sonderlichen Eingang gefunden, um so mehr aber bei den Arabern, bei welchen sie vorzüglich vom 10. bis zu Ende des 12. Jahrh. blühte, und von denen die Trigonometrie und Algebra erfunden wurde. Von hier drang sie durch die Nacht der Barbarei auch endlich nach Europa, wo sich schon im 13. Jahrh. der König Alphons von Castilien, durch die Herausgabe der Alophonsinischen Tafeln von mehrern Gelehrten, bleibende Verdienste um die Mathemathik erwarb. Im 15. Jahrh. betrieben sie zuerst in Deutschland Joh. v. Gmünden, Peurbach und Regiomontan mit Eifer. Das mathemat. Studium gewann durch Benutzung der griechischen Quellen im 16. Jahrh. eine neue Gestalt und machte rasche Fortschritte, bis gegen Ende des 17. Jahrh. die Analysis unendlicher Größen entdeckt und damit die Bahn zu Forschungen und Methoden bezeichnet wurde, welche die größten Köpfe des klassischen Alterthums kaum geahnet haben können. Dies bestimmte und entschied den eigentlichen Charakter der mathematischen Spekulation in neuerer Zeit. Alle gebildete Völker Europas haben Antheil an der Vervollkommnung der wissenschaftlichen Mathematik; die erfolgreichste Thätigkeit und Wirksamkeit ging von den gelehrten Gesellschaften in Paris, London, Berlin Bologna, St. Petersburg ꝛc. aus. Italien war im 16. Jahrh. der Hauptsitz der wiss. Mathematik und auch später sehr reich an Gelehrten, welche sich um

dieselbe bedeutende Verdienste erwarben. Wir erwähnen unter andern Tartaglia, Cardanus, de la Porta, Maurolykus, Ferrari im 16. Jahrh.; Galilei, Castelli, Torricelli, Viviana, J. D. Cassini im 17.; Manfredi, Frisi, Boscowich, Maria Gaetana Agnesi im 18.; und zu unserer Zeit Mascheroni, Venturi († 1823), Fontana, Cagnoli († 1816), Piazzi († 1826) u. v. A. In Frankreich hielt sich das durch P. la Ramée eifrig geförderte Studium der M. während des 16. Jahrh. innerhalb der Gränzen der Elementargeometrie; Franz. Vieta († 1603) führte die Buchstabenrechnung ein. Seit dem 17. Jahrh. erfolgten rasche Fortschritte in der math. Spekulation. R. des Cartes verbreitete und erörterte fremde Entdeckungen, und ordnete sie wissenschaftlich ein, wendete Algebra auf höhere Geometrie glücklich an, vereinfachte und benutzte die Grundsätze der Mechanik, und trug zur helleren Bestimmung des wahren Gesetzes der Strahlenbrechung nicht wenig bei. P. Gassendi arbeitete nach galileischen Ansichten und förderte den Anbau der Astronomie. Die Pariser Akademie der Wissenschaften belebte die eifrige Thätigkeit in der wissenschaftlichen Mathematik. Unter den ausgezeichnetesten Mathematikern Frankreichs sind, außer den erwähnten, im 17. Jahrh.: Pascal, Fermat, Mersenne, Mariotte, l'Hopital. In neueren Zeiten machen mathem. Studien, auch von der Regierung, in Hinsicht auf ihre Wichtigkeit für Kriegswesen, Gewerbfleiß und öffentliche Bauunternehmungen, vorzüglich unterstützt, einen wesentlichen Bestandtheil der gelehrten Thätigkeit und des öffentlichen Unterrichts aus, und viele französische Mathematiker gelten als Lehrer und Muster in ganz Europa. D'Alembert, Montucla, Bougainville, la Grange, Monge, Huillier, Legendre, Lacroix, Carnot, die Cassini, Bailly, Prony, Pingre, Lalande, Mechain, Delambre, la Place und sehr viele Andere. Deutsche, schon früh an Wiederherstellung der wissenschaftl. Mathematik thätig Theil nehmend, haben seit dem 16. Jahrh. zur allgemeineren Verbreitung, gründlichen Bearbeitung und vielseitigen Bereicherung dieser Studien tüchtig und mit unbestreitbar eigenthümlichem Verdienste beigetragen. Zwar wurden die Werke der Ausländer häufig übersetzt, fremde Entdeckungen fleißig benutzt und verarbeitet und, mit steter Rücksicht auf Jugendunterricht, die Ergebnisse der Forschungen in Lehrbüchern zusammengefaßt und methodisch dargestellt; daher selbst die Franzosen nicht so viele u. ausgezeichnete Lehrbegriffe, Anfangsgründe, Grundrisse und Handbücher haben. Wir nennen seit dem 16. Jahrh. unter den deutschen Mathematikern mit Ruhm: Münster, Apianus, Hommel, Stichel, Clavius, Prätorius, Kepler, Hevel, die Bernoulli's, Tobias Mayer, Lambert, Hevel, Hindenburg, Erfinder der kombinatorischen Analysis, Brandes, Flügel, Woltmann, v. Zach, Hauß, Harding u. v. A. Von Niederländern ist besonders für Geometrie, Mechanik und Optik viel geleistet worden. Berühmt sind: Ludolph van Keulen, Snell, Leuwenhoek, Huygens, Hartsocker u. A. Die Britten traten im 17. Jahrh. in die Reihe der wissenschaftl. Mathematiker und trugen seitdem durch Forschungen, Entdeckungen, Methoden, wetteifernd mit Deutschen und Franzosen, zur Umstaltung der wiss. Mathematik, besonders zur Erweiterung der Astronomie vielfach bei; eigenthümlicher Ruhm wird ihnen in Ansehung der herrlichen Werkzeuge und in freigebiger Unterstützung kostbarer Unternehmungen nicht streitig gemacht. Der gebildetere Theil des Volks hält Mathematik in großen Ehren. Napier, Hariot, Wallis, vorzüglich Newton, Halley, Taylor, Bradlay, Mason u. v. A. Von den andern Nationen ist die polnische mit vollem Rechte stolz auf ihren Niklaus Copernikus aus Thorn. Die Dänen rühmen sich ihres Tycho de Brahe. Andere Dänen und Schweden haben in Math. mit großem Erfolge gearbeitet. Was durch die St. Petersburger Akademie geleistet worden ist, gehört Aus-

ländern an. Durch die vereinten und rastlosen Bemühungen jener Männer sind die meisten einzelnen Theile der Mathemathik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt.

Mathematische Geographie ist die Wissenschaft, welche die Mathematik und Astronomie auf die Erde anwendet und ihre Oberfläche ausmißt. Aus den auf uns gekommenen Schriften ersieht man, daß die Alten schon bedeutende Fortschritte in dieser Wissenschaft gemacht hatten. Die mathematische Geographie beruht auf zwei Prinzipien: auf der Kugelform der Erde und auf der Uebereinstimmung und dem Zusammenfallen eines jeden Punktes am Himmel mit einem ähnlichen auf der Erde. (S. d. Art. Erde, Aequator, Erdachse, Pole, Zenith, Nadir, Wende-, Mittags- und Parallelkreise.)

Mathilde oder Mathildis, Markgräfin von Toskana, Tochter Bonifaz III., geb. 1046, vermählte sich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn Herzog Gottfried des Bärtigen von Lothringen. Aber sie lebten beide fast immer getrennt, denn Mathilde konnte nicht das warme Klima Italiens verlassen. Nach dem Tode ihres Gemahls 1076 unterstützte sie mit großem Eifer den Vortheil der Päpste Gregor VII. und Urban II. gegen Kaiser Heinrich IV., ihren Verwandten, und schenkte sogar nach ihrem Tode den 24. Juni 1115 ihre Güter dem päpstlichen Stuhle, woraus sich in der Folge die größten Fehden zwischen den Kaisern und Päpsten erhoben und nur dadurch ein Ende erreichten, daß ein Theil dieser Güter an die Päpste abgetreten wurde. Ihren Zeitgenossen fiel indeß dies genaue Verhältniß mit Gregor VII. sehr auf, obwohl es erwiesen ist, daß bei ihrer Denkungsart und dem Glauben, daß der Papst eine heilige Person sey, diese Vertraulichkeiten in den Gränzen des Anstandes blieben.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel heißt ein förmliches, schriftliches Verzeichniß von Personen, die zu derselben Klasse gehören. So hat jede Fakultät auf den Universitäten ihre Matrikel, worin die Studenten verzeichnet sind. Beim Militär ist es die Musterrolle; bei den Geistlichen die Liste der Eingepfarrten. Endlich hieß Reichsmatrikel das Verzeichniß der Stände des deutschen Reiches und der Angabe ihrer Beisteuer. Der Kurfürst von Mainz, als Bewahrer der Reichsarchive, hatte die Aufsicht über dieselbe. Die genaueste Reichsmatrikel ward 1512 zu Worms entworfen.

Matrize heißt bei Schrauben der gewundene Canal, in dem die Spindel geschroben wird. In der Schriftgießerei ist sie die Form, worin die Buchstaben gegossen werden. Es ist eine Kupferplatte, in welche die Buchstaben durch die Patrize geschlagen werden. In der Münze heißt der Prägestock so.

Matthäus, der Evangelist, war, ehe er Jünger Jesu wurde, ein Zöllner am galliläischen Meer, gab aber dieses Amt auf, um der Lehre seines Meisters immer mehr theilhaftig zu werden. Seine fernern Schicksale sind unbekannt; sein Evangelium, nach der gewöhnlichen Meinung um das Jahr 60 geschrieben, war ursprünglich in hebräischer oder syro-chaldäischer Sprache abgefaßt und zunächst für die Judenchristen bestimmt.

Mattheson (Johann), ein berühmter Komponist, Sänger und Klavierspieler, geb. 1631, hatte ein so großes Talent für Musik, daß er schon im 9. Jahre komponirte, im 17. seine erste Oper Plejades herausgab und sie nicht allein dirigirte, sondern auch die Hauptrolle darin sang. Er war ein Freund von Händel und wurde, nachdem er mehrere Jahre die Stelle des ersten Sängers beim hamburger Theater bekleidet hatte, 1706 Gesandtschaftssekretär beim englischen Gesandten. Ueber 40 Jahre lang wurde er in Gesandtschaftsgeschäften gebraucht und erhielt den Charakter eines großbritannischen Lega-

tionsrathes, blieb aber dabei Kapellmeister, Kanonikus und Musikdirektor in Hamburg. Er starb 1764, nachdem er zuvor sein Gehör verloren hatte, und hinterließ über 83 Schriften über Geschichte, Moral und Musik und noch mehrere im Manuscript. Unter seinen Werken zeichnet sich aus: Die große Generalbaßschule, 1731, und der Kapellmeister, 1739.

Matthias Corvinus, König von Ungarn und Böhmen, Sohn des tapfern Hunyades, wurde 1458 im 16. Lebensjahre, nach dem Tode seines Bruders Ladislaus, zum König in Ungarn gewählt. Er siegte über die Türken, unterdrückte alle innern Unruhen und zwang Kaiser Friedrich III., seine Ansprüche auf Ungarn aufzugeben. Eben so vertrieb er die Türken aus Bosnien, entriß Georg Podiebrad (1468—78) Schlesien, Mähren und die Lausitz und Kaiser Friedrich einen großen Theil von Niederöstreich und selbst Wien. Mitten im Geräusch der Waffen traf er eine Menge nützlicher Einrichtungen, beförderte Wissenschaften und Künste und legte zu Ofen eine bedeutende Bibliothek an, die aber 20 Jahre später ein Raub der Türken wurde. Sowohl seine Thaten als diese Einrichtungen verschafften ihm den den Beinamen des Großen. Er starb zu Wien 1490. Da er keinen ehelichen Sohn hinterließ, wählten die Ungarn Ladislaus VI. zu ihrem Könige.

Maubeuge, s. Mabuse.

Mauerbrecher, Sturmbock, eine Kriegsmaschine der Alten, um die Mauern der belagerten Orte einzustoßen. Ein Sturmbock bestand in einem großen, schweren Balken, an dessen Ende ein metallener Widderkopf angebracht war. Dieser Balken hing an Stricken und Ketten in einem Gerüste, so daß er, wenn er von Menschen nach hinten gezogen wurde, mittelst eigener Schwere von selbst sich vor und gegen die Mauer schwang, und diese durch wiederholte Stöße endlich einwarf.

Maulbeerbaum, dessen Anpflanzung uns mehr der Blätter, als der Früchte wegen wichtig ist, wurde aus Asien nach Europa gebracht, und insonderheit seit der Einführung des Seidenbaues in Deutschland häufig angepflanzt. Aus der Rinde und den jungen Zweigen des Papier-Maulbeerbaumes verfertigen die Bewohner der Südseeinseln Zeug zu Kleidern, und bei den Chinesen dienen sie zur Bereitung des Papiers. Das Holz des Färber-Maulbeerbaumes (gelbes Brasilienholz) dient sowohl zum Färben als zum Einlegen. Auch kann das Holz der übrigen Gattungen zu Tischler- und Drechslerarbeiten sehr gut gebraucht werden.

Maulesel, Maulthier. Wenn man Esel und Pferde sich mit einander begatten läßt, so entstehen Bastarde, die beiden ähnlich, sehr stark und dauerhaft und zuweilen (doch sehr selten) auch fruchtbar sind. Ein Eselhengst und eine Pferdestute zeugen ein Maulthier; ein Pferdehengst aber und eine Eselin den Maulesel. Dieser letztere ist seltener, aber größer und schöner, als der erstere. In Spanien legt man sich vorzüglich auf die Zucht dieser Bastarde, die auch daselbst so schön fallen, daß man das Stück zuweilen mit dreihundert Thalern bezahlt. Sie werden beschlagen und angeschirrt, und eben so, wie die schönsten Pferde zum Reiten und selbst vor königlichen Karossen gebraucht. Bei uns dienen sie häufig im Kriege statt der Packpferde. Den oriental. Chagrin bereitet man aus Maulthierhäuten.

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), Präsident der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb. zu St. Malo 1698, zeigte von Jugend auf große Neigung zur Mathematik und zu den Kriegswissenschaften, nahm deßhalb 1718 Kriegsdienste, gab sie aber nach einigen Jahren wieder auf und erhielt 1723 eine Stelle in der Akademie der Wissenschaften. Um seine Kenntnisse zu bereichern, hielt er sich eine Zeitlang in London und darauf in der Schweiz auf und erlangte bald einen so großen Ruf, daß Ludwig

XV. ihn zur Messung eines Grads der Erde auf der nördlichen Hemisphäre nach Schweden sandte. Maupertuis stand an der Spitze der Untersuchung und richtete unter den größten Beschwerden in dem unwirthbaren Lapplande seinen Auftrag glücklich aus. Nach seiner Rückkehr arbeitete er an Verbesserung der Schifffahrt und bestimmte dabei die Parallelaxe des Mondes. 1742 berief ihn König Friedrich II. von Preußen nach Berlin. Er begleitete denselben beim Ausbruche des Krieges zwischen Preußen und Oestreich nach Schlesien, fiel in der Schlacht bei Mollwitz in östreichische Gefangenschaft und wurde nach Wien geschickt, wo ihn der nachmalige Kaiser Franz I. mit Auszeichnung behandelte. Er begab sich hierauf nach Frankreich; seine Freunde schmeichelten sich, ihn dort zu behalten; dennoch folgte er der neuen Einladung Friedrich II. nach Berlin und wurde von ihm mit Wohlthaten überschüttet; aber geboren mit einer unseligen Geistesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Auch hatte er mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Professor König in Franecker und durch diesen mit Voltaire. Letzterer verlachte besonders sein Projekt, eine Stadt anzulegen, wo lateinisch gesprochen würde, die Aerzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht gesund würden, das Daseyn Gottes durch eine algebraische Formel zu beweisen, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu machen u. s. w. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn indeß zu öftern Reisen nach Frankreich, und auf einer derselben starb er zu Basel 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli. Maupertuis war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit seiner Art sich zu kleiden, ein sonderbares Aeußere gab. Er war höflich, selbst einschmeichelnd, und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Aber dieser Vorzüge ungeachtet führte er seines ungeselligen Charakters wegen ein trauriges Leben. Als Schriftsteller zeigte er sich geistreich voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und parador. „Maupertuis," sagt Condorcet, „ein Mann von vielem Verstande, ein mittelmäßiger Gelehrter und noch mittelmäßigerer Philosoph, wurde von jener Begierde nach Ruhm gequält, welche verleitet, auch kleine Mittel zu wählen, wenn die großen mangeln, und Ungereimtheiten zu sagen, wenn man nichts Pikantes findet, was wahr ist; im Allgemeinen zu sprechen, wenn man nicht zu erfinden weiß, und Paradoxen aufzutischen, wenn man keine neuen Ideen hat." Vorzügliche Schriften: La figure de la terre déterminée, Amsterdam 1738, 12., Paris 1752, 8.; Astronomie nautique, Paris 1756; Essai de Cosmologie, Amsterdam 1750, 4.; deutsch, Berlin 1751, 8. Seine sämmtlichen Schriften erschienen zu Amsterdam 1744, 3., so wie seine philosophischen Schriften zu Paris 1752, 4., Dresden 1752, 4., Lyon 1768, 4 Bde. 8.

Mauren, die Einwohner von Nordafrika bis in die Nähe der Flüsse Senegal und Joliba, die aus der Vermischung der Berbern und Araber oder ihrer Nachkommen mit der europäischen oder Neger-Rasse entstehen, von schwarzbrauner Farbe, schönen Augen und Zähnen, starken Knochen und Muskeln, aber meistens mager sind. Vorzüglich nennt man so die Bewohner der Städte, die sich nur durch ihre Ansäßigkeit von den nomadisirenden Arabern unterscheiden. Sie sind Muhamedaner, treiben Viehzucht, Handel mit Salz, Gummi rc., Räuberei. Die auf der Ostküste Afrikas wohnenden Mauren sind olivenfarbig; ihre Sprache in einem verderbten Dialekt ist die gangbarste auf der ganzen Küste, und ihre Religion der mit Fetischdienst vermischte Muhamedismus. Die frühere Geschichte s. **Mauretanien**. Als 711 die Araber Spanien eroberten, waren viele Mauren in ihrem Heere, und lebten bis zum 11. Jahrh. unter ihrer Herrschaft. Dann vertrieben sie die Araber aus ihren alten Besitzungen in Afrika, und stifteten hier das Königreich Feß und Marokko. In Spanien aber vereinigten

sie sich so fest mit den Arabern, daß sie ein Volk ausmachten, das man Mauren nannte. Künste und Wissenschaften, besonders Baukunst, Astronomie, Medizin und Philosophie, wurden von den Mauren, zum Theil nach Anleitung der Griechen, mit solchem Erfolge betrieben und ausgebildet, daß viele Wißbegierige aus dem übrigen Europa nach Cordova reisten, um dort Kenntnisse zu erwerben, die man sonst nirgend fand. Durch die Siege der Christen wurde ihre Herrschaft im 13. Jahrh. auf das Königreich Granada beschränkt, das Ferdinand der Katholische 1492 eroberte. Er zwang die Ueberwundenen, sich taufen zu lassen, oder Sklaven zu werden. Sie wählten das erste, erhielten seitdem den Namen Moriskos oder Maranen, blieben aber insgeheim dem muhamedanischen Glauben treu. Die Bedrückungen Philipps II. erregten einen Aufstand der Moriskos, nach dessen Dämpfung über 100.000 derselben verjagt wurden. Philipp III. vertrieb sie endlich 1610 gänzlich, und mit ihnen floh Industrie und Wohlstand aus den Wohnungen der Sieger.

Maurepas (Jean Frederic Phelippeaux, Graf von), Enkel des Kanzlers Grafen von Pontchartrain, geb. 1701, wurde 1715 Staatssekretär, 1723 Marine- und 1738 Staatsminister. In diesen verschiedenen Aemtern zeigte er Thätigkeit, durchdringenden Verstand und Gewandtheit, obwohl es ihm an tiefer Kenntniß und dem zu wichtigen Geschäften nöthigen Ernste fehlte. Wegen eines Gedichts auf die Pompadour wurde er 1749 nach Bourges verwiesen und benahm sich mit so viel Würde und Anstand bei dieser Gelegenheit, daß selbst diejenigen, die seinen Charakter genauer durchschaueten, diese Haltung für die Ruhe eines wahren Weisen hielten. Bald darauf erhielt er die Erlaubniß, sich auf seinem Landgute Pontchartrain in der Nähe von Versailles, wohin ihm die öffentliche Meinung nachfolgte, aufzuhalten. Ludwig XVI. übertrug ihm 1774 die Leitung der Angelegenheiten, allein er war nicht der Mann, der dieser Stelle gewachsen war; sein Alter verleitete ihn zur Bequemlichkeit und seine große Sorge ging daher dahin, daß die Ruhe seines Lebens nicht gestört würde. Weil das Volk die Zurückberufung der abgesetzten Parlamentsglieder wünschte, rief er sie zurück, allein dieser Gerichtshof betrug sich nun mit so großem Uebermuth und Trotz, daß selbst das Ansehn des Königs dadurch gefährdet wurde. Er starb 1781. Die unter seinem Namen erschienenen Memoiren (dritte Ausg., Paris 1792, 4 Bde. 8.) entstanden aus einer Sammlung von Urkunden und Anekdoten in 52 Bänden, welche Maurepas und sein Sekretär Salé während seiner Verbannung von 1749 bis 1772 zusammengetragen hatten; sie sind aber sehr nachlässig geschrieben.

Mauretania, auch Mauritanien, ehemals ein Königreich in Westafrika, dessen frühere Gränzen man nicht mit Gewißheit bestimmen kann. Zur Zeit Jugurtha's (s. d. Art. und Marius) herrschte Bochus über Mauritanien, der mit dem benachbarten Numidien ein Bündniß geschlossen hatte. Als die Römer die Selbstständigkeit Mauritaniens vernichtet, machten sie es zu einer Provinz; unter Kaiser Claudius ward es in Mauritania caesaris und tingitana eingetheilt. Als Genserich mit seinen Vandalen im Anfang des 5. Jahrh. nach Afrika hinüberzog, unterwarf er sich das ganze Land, das aber durch Belisars Siege (534) wieder unter den römischen Scepter kam. Im Anfang des 6. Jahrh. gründeten hier die Westgothen ein Reich, das bis zum Jahre 714 dauerte. Hierauf wurde Mauritanien eine Beute der Araber (im 7. Jahrh.), die nach und nach mit den Ureinwohnern in ein Volk verschmolzen (s. Mauren). Der größte Theil des alten Mauritaniens bildet jetzt die Reiche Fez und **Marokko** (vergl. d. Art.).

Maurus (Rabanus oder Rhabanus), einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit, geboren 776 zu Mainz, erhielt im Benediktinerkloster zu Fulda den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, trat so-

dann in den Orden und wurde 801 Diakonus. Sein Abt schickte ihn 802 zum Alkuin nach Tours, der ihn in die höhern Wissenschaften einweihte. 804 wurde er Vorsteher der Schule zu Fulda, wo er die gelehrtesten Männer bildete. 804 erhielt er die Priesterwürde und unternahm dann wahrscheinlich eine Wallfahrt nach Palästina, ward 822 Abt zu Fulda, welches Kloster unter seiner Leitung zur höchsten Stufe des Ansehens stieg. Doch 842 dankte er ab und begab sich auf den Petersberg bei Fulda in die Einsamkeit, aus welcher er 847 auf den erzbischöfl. Stuhl zu Mainz berufen wurde. In dieser neuen Würde zeigte er wieder seine alte Thätigkeit und hielt mehrere Synoden. Er starb 856. Rabanus war ein Gelehrter von den mannichfachsten Kenntnissen, hochverdient um die Ausbreitung der deutschen Sprache. Seine zahlreichen Schriften betreffen theils die Auslegung der h. Schrift, theils die Kirchenzucht, theils philos., mathem. und philolog. Gegenstände. Die meisten derselben, nebst seinen geistl. Gedichten, gab Couvenier (Köln 1627, 6 Bd. Fol.) heraus. Sein lateinisch-deutsches Glossarium über das alte und neue Testament, eins der ältesten Denkmäler unserer Muttersprache, ist noch jetzt für den Literator und Sprachforscher von bedeutender Wichtigkeit.

Maury (Jean Siffrein), geboren 1746 zu Vaureas in der Provence, wählte den geistlichen Stand und wurde durch seine Kenntnisse und Talente bald zu mehreren Aemtern befördert. Schon vor der Revolution war er königlicher Hofprediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada und Mitglied der franz. Akademie. 1789 war er Deputirter der Geistlichkeit von Peronne in der Versammlung der Notabeln, vertheidigte in derselben die Rechte des Thrones und widersetzte sich der Vereinigung der drei Stände zu einer Nationalversammlung aufs Lebhafteste. Da diese dennoch zu Stande kam, verließ er Versailles, wurde zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der konstituirenden Versammlung wieder freigelassen, und zeigte gleiche Thätigkeit in ihr wie zuvor. Mit Nachdruck vertheidigte er die Rechte der Geistlichkeit und die Unveräußerlichkeit ihrer Güter, entging nur durch seine Geistesgegenwart dem Tode an der Laterne, und blieb seinen Grundsätzen bis zur Auflösung dieser Versammlung 1792 getreu. Unmittelbar darauf verließ er Frankreich, begab sich nach Rom, und wurde daselbst von Pius VI. mit großer Freude aufgenommen, der ihn noch in demselben Jahre zur Krönung Franz II. nach Frankfurt sandte, und ihn darauf zum Bischof von Nicäa und 1798 zum Cardinal machte. In dem nachfolgenden Revolutionskriege verließ er Rom nie, zeigte unverholen seine Anhänglichkeit an die Bourbons, und erwarb sich durch die Festigkeit seines Charakters auch die Achtung der Feinde. Erst 1804, nachdem Napoleon Kaiser geworden war, dünkte es ihm gut, von der Strenge seiner Grundsätze etwas nachzulassen und die Bourbons aufzugeben; er unterwarf sich dem Kaiser durch einen verbindlichen Brief, assistirte bei der Kaiserkrönung, und wurde 1808 Erzbischof von Paris. Von jetzt an schien er der kriechendste Schmeichler zu seyn, und mußte daher nach Napoleons Sturz den erzbischöflichen Pallast in Paris räumen. Er begab sich nach Rom, wurde kalt empfangen, und weil er ohne Genehmigung des Papstes die bischöfliche Würde angenommen, sogar auf die Engelsburg gesetzt. Nur nach mehreren auferlegten Bußübungen wurde er wieder als Cardinal anerkannt, und starb den 10. Mai 1817. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: Eloge de Fénélon. 1771. 8.; Panégyrique de Saint-Louis. 1772. 8.; Principes de l'Eloquence pour la Chaire et le Barreau. 1782. 12.

Mäusethurm, ein fester, nun durch das Alter großen Theils verfallener Thurm, auf einem Felsen im Rhein, unterhalb Bingen, an dessen Namen sich die bekannte Volkssage knüpft, daß hier der Erzbischof Hatto

von Mainz für seine Grausamkeit gegen seine um Brot schreiende arme Leute, die er in einer Scheune verbrennen ließ, gebüßt habe, indem er 790 von den Mäusen gefressen worden. Uebrigens war der Mäusethurm ursprünglich, wie es scheint, eine Warte, wie sich in jener Gegend mehrere finden, die die besondere Bestimmung hatte, die Rheinschifffahrt zu beherrschen, und die Zölle von den Vorüberfahrenden einzuziehen, ein Mauththurm. Noch im 30jährigen Kriege bediente man sich seiner als eines festen Punktes.

Mausoleum, s. Artemisia.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jakob), Ingenieur-Oberstlieutenant und Professor in Braunschweig, geb. 1743 zu Leipzig, wo sein Vater franz. Sprachlehrer war, ging mit demselben 1758 nach Braunschweig und nahm Kriegsdienste. Im Jahr 1762 wurde er Conduktor bei dem hannöverischen Ingenieurcorps, nahm aber, nachdem er 1765 Fähndrich geworden, seinen Abschied und studirte zu Leipzig Philosophie und Literatur, wurde darauf Lehrer der französischen und italienischen Sprache zu Ihlefeld, und starb, nachdem er noch mehrere Stellen bekleidet hatte, 1794. Seine vorzüglichen Schriften sind: Sammlung von Aufsätzen über Gegenstände aus der Staatskunst, Staatswirthschaft und neuesten Staatengeschichte, Leipzig 1776, 2 Thle. 8.; Dramatische Sprüchwörter, ebend. 1785, 2 Thle. 8.; Einleitung in die sämmtlichen militärischen Wissenschaften, Braunschweig 1784. 8.; Essai sur l'influence de la poudre à canon dans la guerre moderne, Dessau 1782. 8.; Das einzig wahre System der christlichen Religion, Berlin 1787. 8.; Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig, Leipzig 1794. 2 Bände. 8.

Maxen, Pfarrdorf im königl. sächs. Kreise Meißen, mit 800 Einwohnern, Stein-, Kalk- und Marmorbrüchen, welche zum Bau der katholischen Kirche in Dresden viel Marmor lieferten. Hier wurde 1759 der preuß. General Fink (s. d. Art.) sammt seinem 11.000 Mann starken Corps von den Oestreichern unter Daun gefangen genommen. Zwei Linden bezeichnen den Schauplatz des blutigen Kampfes.

Maximilian I., römischer Kaiser deutscher Nation und Erzherzog von Oesterreich, geb. 1459, war der Sohn Kaiser Friedrich III. und Eleonorens von Portugal. Durch seine Vermählung mit Maria von Burgund, Tochter Carl des Kühnen, vergrößerte er die Besitzungen seines Hauses, wurde darauf 1486 römischer König, zeichnete sich im Kriege gegen die Franzosen aus, und bestieg nach dem Tode seines Vaters den 7. Sept. 1493 den kaiserlichen Thron. Nicht leicht hat ein römischer König unter glänzendern Aussichten seine Regierung angetreten. Der Sieg von Guinegate über die Franzosen, die Einnahme von Arras und eines großen Theils von Artois verschafften ihm einen vortheilhaften Frieden, worin er außer der Franche-Comté, Artois, Charolais und Nogent erhielt. Nach dem Tode seiner Gemahlin, Marie von Burgund, trachtete er darnach, durch Vermählung mit Anna, Erbin von Bretagne, auch dieses schöne Land an sein Haus zu bringen; französische Ränke entrissen ihm jedoch diese Aussicht; sie wurde die Gemahlin Carls VIII. von Frankreich, der früher schon mit Maximilians Tochter, Margarethe, verlobt gewesen war, diese aber ihrem Vater zurückschickte. Jeder Andere hätte diese Beleidigung auf das Fürchterlichste gerächt; auch hatte er Lust dazu, allein Mangel an Geld hemmte seine Entwürfe. Um sich dieses zu verschaffen, vermählte er sich mit der Prinzessin Blanca Maria Sforza von Mailand, und bot sogar die Hand, daß deren Oheim, Ludwig Moro, seinem eignen Schwager Mailand entriß. Krieg reihte sich bei Maximilian an Krieg; er schlug 1493 die in seine Erblande eingefallenen Türken zurück, und führte nun sein ganzes Leben hindurch

diesen Krieg fort; auch mit der Schweiz kämpfte er 1498 und 1499, allein sehr zu seinem Nachtheil; denn er mußte ruhig zusehen, wie sich dieselbe im Frieden öffentlich von Deutschland lossagte. Eben so unglücklich war er in Absicht auf Mailand; denn Ludwig XII. bemächtigte sich desselben, täuschte Kaiser Maximilian durch das nichtige Vorgeben, dessen Enkel Carl mit seiner Claudia zu vermählen, und ihm so die Aussicht auf den französischen Thron zu verschaffen; er erhielt deßhalb 1501 die Belehnung. Die kurz darauf erfolgten Kriege mit Frankreich erschöpften Deutschland ohne Nutzen. Eben so nahm er gegen Venedig Antheil an der Ligue von Cambrai, schloß aber 1500 einen Separatfrieden mit dieser Republik, kämpfte sogar für dieselbe und verkaufte ihr Verona für 200.000 Dukaten. Zu den wunderlichen Einfällen desselben gehörte auch noch der, Papst werden zu wollen; einige Cardinäle waren schon gewonnen; durch Geld sollten die andern bestochen werden, ihm im Fall des Todes von Papst Julius II. ihre Stimmen zu geben. So wenig auch durch ihn nach Außen gewirkt wurde, so viel wirkte er im Inneren für Deutschland, was seit mehr als 300 Jahren eine Beute der größten Unordnung gewesen war. Auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms 1495 machte er durch den ewigen Landfrieden (s. d. Art.) den inneren Befehdungen größtentheils ein Ende, und war unerbittlich streng gegen die Uebertreter dieses Gesetzes. Um der Mangelhaftigkeit der deutschen Gesetze abzuhelfen, bestimmte er auf eben diesem Reichstage, daß das römische und canonische Recht in Deutschland Gültigkeit erhalten sollte, und stiftete das Reichskammergericht zu Speyer. Weil er nicht hoffen durfte, die westphälischen Vehmgerichte (judicia occulta Westphaliae) abzuschaffen, verbesserte er sie wenigstens. Auch die deutsche Kreisverfassung rührt von ihm her; denn 1500 bestimmte er die Gränzen des baierschen, fränkischen, schwäbischen, westphälischen, oberrheinischen und niedersächsischen, und 1512 fügte er noch den österreichischen, burgundischen, churrheinischen und obersächsischen hinzu. Ferner führte er in Deutschland stehende Truppen unter dem Namen Landsknechte ein, legte Posten an, beförderte Künste und Wissenschaften, und diktirte selbst seinem Geheimschreiber Treitzsaurwein von Ernteitz, eine Geschichte seiner Thaten in die Feder, die erst in neueren Zeiten zu Grätz entdeckt und dem Drucke übergeben wurde, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaiser Maximilian I., von Marx Treitzsaurwein, auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten, Wien 1775. Kaiser Maximilian starb 1519 zu Welf in Oberösterreich. (S. Deutschland.)

Maximilian II., Kaiser, Sohn Kaiser Ferdinand I. und Annens, Tochter Königs Ladislaus von Böhmen und Ungarn, geb. zu Wien 1527, wurde 1562 zum römischen König erwählt, und folgte 1564 seinem Vater in der Kaiserwürde. Deutschland besaß an ihm einen thätigen, klugen und toleranten Regenten, der durch Bestätigung des Religionsfriedens 1566 offen seine Duldsamkeit aussprach. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ward er mit Soliman II. in Krieg verwickelt; die wichtige Gränzveste Sigeth und ihr braver Befehlshaber Zriny fiel den Türken in die Hände; er endigte heldenmüthig sein Leben. Solimans Tod machte jedoch dem Krieg 1567 ein Ende. Nach den Bedingungen des Friedens blieb Johann Sigismund erblicher Fürst von Siebenbürgen, und hatte 1571 Stephan Bathori zum Nachfolger. Als nach dem Tode Sigismund II. von Polen dieser Thron erledigt war (1569), erwartete er den Antrag von Seiten der Polen, weil seine Rechte auf denselben offenbar waren; diese erwarteten dagegen einen Antrag von ihm, und wählten, da dieses nicht geschah, den Herzog Heinrich von Anjou, nachmaligen König Heinrich III. von Frankreich.

Er starb 1576, nachdem kurz zuvor der Großherr Selim ihm den Krieg angekündigt hatte. Er hinterließ von Marien von Oesterreich, Tochter Carls V., 7 Söhne und 2 Töchter. Die ersteren waren, außer Rudolph, der ihm als Kaiser folgte, die Erzherzoge Ernst, Ferdinand, Mathias, Maximilian, Albert und Wenzel. Die Erzherzogin Anna vermählte sich mit Philipp II. und die jüngere Elisabeth mit König Carl IX. von Frankreich. Weil Rudolph ihm in allen seinen Ländern folgte, glaubt man, daß er das Recht der Erstgeburt in seinem Hause eingeführt habe. Der einzige Vorwurf, der ihm gemacht werden könnte, ist wohl die Härte gegen Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Sachsen, der zufolge der Grumbachischen Händel sein Gefangener geworden war. (S. Deutschland.)

Maximilian I., der Große, Kurfürst von Baiern, Sohn Herzog Wilhelm V., geboren zu Landshut 1573, war in der lateinischen, französischen und italienischen Sprache sehr bewandert, studirte zu Ingolstadt, reiste in einige Länder und übernahm noch bei Lebzeiten seines Vaters (1596) die Regierung über Ober- und Niederbaiern. Seine erste Sorge ging dahin, die alten Schulden des Landes zu tilgen, den eingerissenen Unordnungen in allen Theilen der Verwaltung ein Ende zu machen, und solche Einrichtungen zu treffen, die Baierns Glück für die Zukunft sicher stellen konnten. Sein Land vergrößerte er 1606 durch die von Kaiser Rudolph II. in die Acht erklärte und eingenommene Stadt Donauwörth. Als Kurpfalz und einige andere protestantische Fürsten die Union schlossen, setzte Maximilian dieser Verbindung eine andere aus katholischen Reichsständen bestehende, Ligue genannt, entgegen, die ihn als den einzigen weltlichen Fürsten zu ihrem Oberhaupte erwählte. Durch Hülfe derselben erhielt er ein großes Gewicht in Deutschland, und ihm verdankte Kaiser Ferdinand II., sein Jugendfreund, die Erhaltung Böhmens, welches den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu seinem Könige erwählt hatte; denn der glänzende Sieg auf dem weißen Berge bei Prag den 8. Nov. 1620 war sein Werk. Hierauf eroberte er noch die Ober- und Unterpfalz, während sein und der Ligue General, Tilly, den Krieg siegreich fortsetzte und die protestantischen Fürsten nach und nach zur Unterwerfung zwang. Für 13 Millionen aufgewandte Kriegskosten erhielt er vom Kaiser 1623 die Kurwürde und 1628 die gesammten Lande des unglücklichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Im Jahr 1632 fühlte Baiern zum ersten Mal die Geißel des Kriegs; Gustav Adolph eroberte, nach Besiegung der Baiern am Lech, fast das ganze Land, und erst die Annäherung Wallensteins nöthigte ihn zum Rückzuge. Eben so durchzog Herzog Bernhard von Weimar 1634 das Land, und behauptete sich in demselben bis zur Schlacht von Nördlingen. Am meisten aber litt Baiern in den Jahren 1646 und 47 von Franzosen und Schweden. Maximilian mußte sich zur Neutralität bequemen und geduldig zusehen, wie auch noch nachher Freunde und Feinde das Land verwüsteten. Im westphälischen Frieden erhielt er die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und die Kurwürde. Während des dreißigjährigen Kriegs baute Maximilian die Residenz, das Zeughaus und das Josephsspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, baute mehrere Jesuiten-Collegien und ließ Kaiser Ludwig IV. in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal setzen. Er starb 1651 zu Ingolstadt, worauf sein Sohn Ferdinand Marie ihm folgte.

Maximilian Marie Emanuel, Kurfürst von Baiern, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Marie, geboren 1662, erhielt nach dem Tode seines Vaters (1671) die Regierung, jedoch anfangs unter Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg. Im Jahr 1683 zog er dem von den Türken hart bedrängten Wien mit 11.000 Mann zu Hülfe, focht dann in Ungarn gegen die Türken, so wie am Rhein gegen

die Franzosen, und vermählte sich mit Kaiser Leopolds I. Tochter, Marie Antonie, deren Mutter eine spanische Prinzessin war. Deßhalb richteten auch bei dem bevorstehenden Erlöschen des spanischen Hauses die Seemächte ihre Augen auf den in dieser Ehe erzeugten Kurprinzen, um ihm die Krone Spaniens zu verschaffen. Sein Tod (1699) vereitelte dies. Beim Ausbruch des spanischen Successionskrieges war Maximilian der erste, der sich für Philipp V. erklärte. Im Geheim mit Frankreich verbunden, öffnete er den Franzosen die Thore der festen Orte in den Niederlanden, wo er Statthalter war, erklärte sich 1703 öffentlich für Frankreich, bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg, und vereinigte sich mit einer franz. Armee, die über den Rhein gegangen war. Oesterreich, von Truppen entblößt, war der größten Gefahr ausgesetzt. Statt aber diese günstigen Aussichten zu benutzen, drang Maximilian in Tyrol ein, um der französisch-italienischen Armee die Pässe nach Deutschland zu öffnen, und, mit ihr vereinigt, den Kaiser zum Frieden zu zwingen. Da flammte der alte Haß der Tyroler gegen Baiern auf; die Baiern wurden mit großem Verlust zurückgetrieben, und die Schlachten auf dem Schellenberge und bei Hochstätt 1704 vernichteten nicht nur die geträumten Hoffnungen des Kurfürsten, sondern die letzte nöthigte ihn auch, sein Land zu verlassen. Der Kaiser sprach hierauf 1706 die Acht über ihn aus, besetzte den größten Theil des Landes als eröffnetes Reichslehen, und verschenkte mehrere Theile davon. Die Kinder des Kurfürsten wurden nach Oesterreich abgeführt, und als Grafen von Wittelsbach erzogen. Im Rastadter Frieden erhielt jedoch Maximilian seine Länder zurück. Auch schickte er 1717 ein baierisches Truppenkorps unter Anführung des Kurprinzen Carl Albert, Kaiser Carl VI. gegen die Türken zu Hülfe, und 1724 endete er durch einen Vergleich mit Pfalz den langen Streit wegen des Reichsvikariats, indem beide dahin übereinkamen, dasselbe gemeinschaftlich zu führen. Er starb 1726.

Maximilian Joseph, letzter Kurfürst von Baiern von der Ludwigischen Linie, Sohn des Kurfürsten Carl Albert, geb. 1727, erhielt nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, der 1741 unter dem Namen Carl VII. den Kaiserthron bestiegen hatte, im 17. Jahre die Regierung, versuchte noch einmal das Glück der Waffen, und schloß, als der Versuch unglücklich ausgefallen war, den Frieden zu Füssen den 22. April 1745, worin er alle Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen aufgab, und dafür die Kurstaaten zurückerhielt. Von dieser Zeit an war er emsig bemüht, die Wunden des Kriegs zu heilen, die verfallenen Finanzen zu ordnen, Handel, Fabriken, Ackerbau, Künste und Wissenschaften zu heben und die besten Einrichtungen zu treffen. In dieser Absicht legte er 1749 zur Bezahlung der Schulden einen Tilgungsfond an; 1733 führte er eine neue Gerichtsordnung ein, verbesserte Schulen und Universitäten, stiftete 1760 die Akademie der Wissenschaften in München, und gestattete den Protestanten in München Religionsfreiheit. Mit Marie Anne, König August III. von Polen Tochter vermählt (seit 1747), erhielt er keine Kinder, und starb 1777. Seine Lande fielen hierauf an Kurpfalz, sulzbachischer Linie.

Maximilian Franz Xaver Joseph, letzter Kurfürst von Köln, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, Erzherzog von Oesterreich, jüngster Sohn der Kaiserin Maria Theresia und Franz I., geboren 1756, durchreiste unter der Leitung des Grafen von Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, wählte den geistlichen Stand, wurde 1769 Coadjutor seines Oheims, des Hoch- und Deutschmeisters Carl von Lothringen, 1780 Coadjutor des Erzbischofs von Köln und Bischofs von Münster, erlangte 1780 die deutschmeisterische und 1784 die kurfürstliche Würde. Köln und Münster, wo unter der Regierung des Kurfürsten

Maximilian Friedrich große Unordnungen eingerissen waren, erfreuten sich mit Recht seiner weisen Einrichtungen, und sein erster Minister von Waldenfels ging ihm dabei zur Hand. Die Anlegung einer Bibliothek in Bonn, die Verbesserung der Universität daselbst und die Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg bleiben ewige Denkmale seines reinen Willens. Zu bedauern war es, daß durch den Ausbruch des franz. Revolutionskrieges er selbst im Herbste 1794 sein Kurfürstenthum verlassen mußte. Er lebte seitdem abwechselnd zu Münster, Mergentheim und Ellingen, und starb 1801 zu Hetzendorf bei Wien.

Maximilian I. (Joseph), König von Baiern, ward am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, österreichischer Feldmarschall; seine Mutter, Franziska, Tochter Johann Carls von Sulzbach. Von Schwetzingen kam er im 6. Jahre seines Alters nach Zweibrücken, unter die Aufsicht des Herzogs Christian, seines Oheims. 1777 ward er als franz. Obrist zu Straßburg seinem Regimente vorgestellt, 1779 zum franz. General-Major erhoben und mit dem Ludwigskreuze geziert. Nach mehreren Reisen in Frankreich verweilte er, von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution (1789) in Straßburg, worauf er nach Mannheim ging. 1795 starb sein Bruder, Carl II., Herzog von Zweibrücken, und Maximilian folgte ihm in der Regierung. — Nach dem Erlöschen des pfalzsulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Carl Theodor (16. Febr. 1799), gebührte die Erbfolge in Pfalzbaiern zunächst der pfalz-zweibrückischen Linie. So trat Maximilian Joseph unter dem Namen des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbaiern an. Seine erste Sorge war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigene Kosten ließ er 1802 das sogenannte Donaumoor zwischen Ingolstadt und Neuburg, 56.000 Tagewerke groß, urbar machen, uud zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den baierischen Bauern das von Fremden gegebene Beispiel nachgeahmt. Ein Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der praktischen Landwirthschaft ist. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt u. s. w. 1805 schloß sich Baierns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichst zu ersparen, Frankreich an, und proklamirte sich den 1. Jan. 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommene Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon 1802 verbessert, erhielt eine noch zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Domänial-, Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienstpragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Raths-Collegiums durch das organische Edikt 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der General-Kreiscommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sektionen in den Ministerien. Alle drei Religionspartheien genossen freie Ausübung ihres Cultus. Die Finanzen waren ein Hauptaugenmerk seiner Thätigkeit. Es wurden das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet (1808); eine Zoll- u. Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt; Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen (1811); und um die in den früheren Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Noch größere Verdienste hat sich Maximilian durch Beförderung wahrer Volksbildung, des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste

erworben. Die aus den aufgehobenen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fond für die Besoldung der Lehrer, und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Universitäten zu Landshut, Ingolstadt und Würzburg zweckmäßig organisirt; Schullehrer-Seminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet u. s. w.; die Akademie der Wissenschaften zu München wurde 1807 vervollkommnet, und ihr jährlicher Etat auf 80.000 fl. festgesetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet, und für die Besorgung und Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigene Sektion beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Verfassungsurkunde aufgenommen, welche er den 27. Mai 1818 seinem Lande gab. Maximilian verkannte, als die Macht Napoleons auf den Eisfluren Rußlands und den Feldern Leipzigs gebrochen war, nicht das wahre Interesse der Deutschen, und sein Uebertritt zur allgemeinen Sache (Ried den 8. Okt. 1813) war von den entscheidensten Folgen. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichneten Maximilians Charakter sowohl im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend war es zu sehen, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebte, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigte, froh und jubelnd sich zu ihm drängte, und ihn als Vater liebte und verehrte. Er starb den 13. Okt. 1825 an einem Schlagflusse. (Vergleiche den Art. Baiern.)

Maximum, das Höchste oder Größte, über welches ein Größeres entweder nicht möglich oder durch die Gesetze nicht verstattet ist. Unter der Schreckensregierung in Frankreich bezeichnete dieses Wort den durch die Furcht vor der Guillotine festgesetzten höchsten Preis der Lebensmittel; ein Verfahren, welches nöthig war, den erzwungenen Werth des Papiergeldes zu erhalten.

Mayer (Tobias), einer der größten Astronomen des 18ten Jahrh., ward 1723 zu Marbach im Würtembergischen geboren. Durch Privatfleiß förderte er sich in den mathematischen Wissenschaften so weit, daß er sie lehren konnte. 1750 ernannte ihn die Universität Göttingen zum Professor, und nahm ihn bald darauf in die Societät der Wissenschaften auf. Mayer erfand mehrere Instrumente, um mit mehr Bequemlichkeit und Sicherheit die Winkel bei großen Feldmessungen zu bestimmen. Er zeigte, daß selbst die Elementar-Geometrie noch einer Erweiterung, indem man die rechtlinigten Figuren in Dreiecke umwandele, fähig sey. Bei der Bearbeitung seiner Mondtheorie fühlte er die Nothwendigkeit, den Winkel zwischen Mond und Stern auf eine halbe Minute zu messen. Er fand, daß der Mond innerhalb einer Zeitminute eine halbe Minute auf seiner Bahn fortrücke; eine Zeitminute macht aber die Länge nur um einen 1/4 Grad ungewiß, was besonders auf der See von keinem Belange ist. Die Unvollkommenheit des Spiegelsextanten bewog ihn, seine Multiplikationsmethode auf Spiegelwerkzeuge anzuwenden, durch welche allein auf der See Winkel gemessen werden konnten. Dies brachte ihn auf die Erfindung seines Spiegelkreises, den er im Modell nach London sandte. Wenn gleich das Board of Longitudes den Seeuhren des Harrison den Preis von 20.000 Pf. zuerkannte, so muß doch jeder Kenner eingestehen, daß Mayer die Aufgabe eben so gut gelöst habe. Er erhielt, oder vielmehr seine Wittwe, doch 6000 Pf. Er starb 1762. Seine Schriften sind: 1) neue allgemeine Methode, alle Probleme der Geometrie mittelst geometrischer Linien zu lösen, Eßling 1741; 2) mathematischer Atlas. Augsb. 1748; 3) mehrere geographische Karten; 4) acht Memoiren und endlich seine Tafeln der Bewegungen des Mondes und der Sonne.

Maynard (François), französischer Dichter, geb. zu Toulouse 1582, war Sekretär der Königin Margarethe und einer der ersten Mitglieder der franz. Akademie. In seiner Jugend schrieb er ein Gedicht in fünf Büchern unter dem Titel Philandre, welches von der Liebe handelte. Ohne Zweifel verfertigte er auch zu derselben Zeit seine Priapées, ein sehr leichtsinniges Gedicht, welches jedoch nicht gedruckt worden ist. Der französische Gesandte Noailles zu Rom nahm ihn 1634 mit dahin; er wurde später Präsident des Landgerichts von Aurillac in Auvergne, darauf Mitglied der Blumenspiele zu Toulouse, und starb 1646 als königlicher Staatsrath. Man hat von ihm: Epigramme, worin er am meisten leistete, Lieder, Oden und Briefe. Sie erschienen gesammelt zu Paris 1646. 4. Er führte zuerst eine regelmäßige Cäsur in die Alexandriner ein.

Mazeppa (Johann), Hetmann der Kosaken, aus Kleinrußland gebürtig, ward, nachdem er mehrere Geschäfte verrichtet, Kosak, und diese wählten ihn wegen seiner Tapferkeit, bald zu ihrem Oberhaupte. Seine erste Sorge ging dahin, die Gränzen seines Landes gegen die Tartaren zu schützen und den Czaar Peter sich zum Freunde zu machen, was ihm auch gelang. Als aber der Czaar die freie Regierungsform der Kosaken antastete, und Mazeppa selbst von sich abhängig zu machen suchte, schlug er zur Befriedigung seiner ehrgeizigen Pläne einen andern Weg ein. Er ergriff bei dem Einfall der Schweden 1708 die Partei Karls XII., verleitete denselben unter großen Vorspiegelungen in die Ukraine zu ziehen, stieß aber endlich, statt mit einer bedeutenden Armee, nur mit wenigen Truppen zu ihm. Nach der Schlacht von Pultawa rettete sich Mazeppa in die Walachei und von da nach Bender, wo er den 22 Sept. 1709, 84 Jahre alt, starb.

Mazarin (Jules), eigentlich Giulio Mazarini, ein merkwürdiger franz. Minister, geboren zu Piscina in Abruzzo 1602, studirte zu Alkala de Henares die Rechte, und nahm hierauf unter den Truppen des Papstes Kriegsdienste. 1628 wurde er zuerst Ludwig XIII. und dem Cardinal Richelieu durch dem Nuncius Bagni als ein ausgezeichneter Mann vorgestellt. Bald hatte er sich die Freundschaft des ersten Ministers und das Wohlwollen des Königs erworben, der ihn von Urban VIII. zum Cardinal erheben ließ. Nach Richelieu's Tod ernannte ihn Ludwig auf dessen Rath zum Staatsrath und zum Vollzieher seines Testaments. Als Ludwig bald darauf (14. Mai 1643) starb, übertrug ihm die Königin Anna von Oestreich als Regentin während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. die Regierung des Reiches. Doch ein Fremder auf dem höchsten Posten mußte nothwendig ein Gegenstand des Neides, des Hasses und der Ränke werden. Obschon der Cardinal Mazarin zu klug war, als daß er gleich anfangs die Pracht und den Stolz des Richelieu hätte nachahmen sollen, so gaben doch sein Glück, seine Macht und die Bedürfnisse des Staates Stoff genug zu Mißvergnügen. Ueberdies waren, seitdem die ins Unendliche vervielfältigten und langen Kriege ungeheure Geldsummen verschlangen, die Finanzen sehr vernachlässigt worden, und das Volk seufzte unter schweren Abgaben. Daher ward es dem Coadjutor des Erzbischofs zu Paris und nachmaligem Cardinal von Retz leicht, das Volk aufzuwiegeln und einen Bürgerkrieg zu entzünden. Das Parlament setzte die von Ludwig XIII. verordneten Aufseher der Provinzen ab; der Cardinal, der seine Gewalt behaupten wollte, ließ zwei der kühnsten Mitglieder des Parlaments verhaften. Dies gab Veranlassung zu den ersten Ausbrüchen der bürgerlichen Unruhen im J. 1648. Alsbald empörte sich das Volk, zog Ketten über die Gassen, schoß auf den Wagen des Kanzlers, sperrte die Straßen, tödtete einige Soldaten, und zwang die Regierung, die beiden Gefangenen wieder in Freiheit zu setzen. Die Schleuderer — so nannte man die Feinde des Hofes und des Cardinals (s. Fron=

de) — nöthigten die Regentin, mit dem Cardinal und dem jungen König nach Saint-Germain zu entweichen. Sie hatten an ihrer Spitze den Prinzen von Conti, Bruder des großen Condé, die Herzoge von Longueville, von Beaufort-Vendome, von Bouillon und Andere. Im Jahr 1649 schien es zum Vergleiche zu kommen. Man machte eine allgemeine Amnestie bekannt, und der Hof und Mazarin kehrten nach Paris zurück. Aber im folgenden Jahre ward der Prinz von Condé, der den Cardinal verachtete und übertriebene Ansprüche machte, zugleich mit dem Prinzen Conti und dem Herzoge von Longueville auf Mazarins Befehl in Verhaft genommen. Mazarin konnte keinen kühnern Schritt thun. Der Pöbel bewies seinen gewöhnlichen Leichtsinn, indem er wegen der Gefangenschaft desjenigen, den er als seinen Vater und Verfechter geehrt hatte, Freudenfeuer anzündete. Jedoch dieser Triumph des Ministers war von kurzer Dauer, weil ihn seine Klugheit verließ. Als er sich außer Gefahr glaubte, begegnete er dem Herzoge Gaston von Orleans übel, der immer geneigt war, es bald mit der einen, bald mit der andern Partei zu halten, und beleidigte die Schleuderer, die noch immer auf Empörung dachten. Das Parlament verlangte, daß die drei Prinzen in Freiheit gesetzt würden, und verbannte Mazarin auf ewig. Dieser setzte die Gefangenen selbst in Freiheit, in der Hoffnung, sie auf seine Seite zu ziehen, das ihm aber nicht gelang. Er entwich nach Lüttich und darauf nach Köln, von wo er noch immer die Regentin beherrschte, als wenn er den Hof nicht verlassen hätte. Als der Sturm sich gelegt hatte, und Ludwig XIV. nach erlangter Volljährigkeit den Thron bestieg, kehrte er im Jahr darauf wieder nach Frankreich zurück, „weniger wie ein Minister, sagt Voltaire, der seinen Posten wieder einnahm, als wie ein Herrscher, der sich wieder in Besitz seiner Staaten setzte.“ Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigene Kosten geworben hatte, begleitet. Das Parlament donnerte eine Verbannungsakte wider ihn, und setzte einen Preis von 50.000 Thlr. auf seinen Kopf. Man trieb die Thorheit so weit, daß man Magistratspersonen abschickte, welche gerichtliche Untersuchungen gegen die Armee des Ministers anstellen sollten. Der König, seine Mutter und sein Minister irrten in den Provinzen umher. Bald hätte sie Condé, mit den Spaniern im Bunde, zu Jien an der Loire aufgehoben; Turenne, der die Spanier verlassen hatte, rettete sie durch seine Geschicklichkeit. Der Hof ging in Begleitung seines Retters nach Paris. Es kam zu dem St. Antons-Gefechte in der Vorstadt dieses Namens. Die königl. Armee siegte bereits, als Mademoiselle, Tochter des Herzogs von Orleans, das Geschütz auf der Bastille wider dieselbe abbrennen ließ, und dadurch Turenne zum Rückzuge nöthigte. Weil der Haß wider den Minister unversöhnlich zu seyn schien, so willigte der König darein, denselben zu entfernen, wiewohl unter einer feierlichen Erklärung zu dessen Lobe. Nachdem die Ruhe wieder zurückgekehrt war, erschien auch Mazarin, vom Könige zurückberufen, 1653 wieder am Hofe, erhielt seine ganze Gewalt wieder, und Jedermann, sogar das Parlament unterwarf sich ihm. Dies war der merkwürdige Schluß eines Krieges, der bloß, wie sich Condé ausdrückte, in burlesken Versen beschrieben zu werden verdiente. Ein wichtiger Dienst, den er nach seiner Rückkehr Frankreich leistete, war, daß er ihm den Frieden gab. Er unterhandelte ihn selbst auf der Fasaneninsel mit dem spanischen Minister Haro, und hier war es, wo Mazarin seine ganze Geschicklichkeit zeigte. Diesem Frieden (dem sogenannten pyrenäischen) zufolge vermählte sich Ludwig mit der Infantin Maria Theresia. Mazarin brachte von seiner Reise in die Pyrenäen einen äußerst geschwächten Körper zurück, und ging von dieser Zeit an langsam seinem Tode entgegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und den König in sei-

nen Regierungsgrundsätzen recht zu befestigen. Er starb am 9. März 1661 im 59. Jahre seines Alters. Er war ein eben so unbeschränkter Beherrscher wie Richelieu; doch hat er der franz. Nation nicht so viel Gutes gethan, wie dieser. Er zeigte, wie jener, die übertriebenste Prachtliebe, nachdem er anfangs mit vieler Bescheidenheit auf den Schauplatz getreten war, und hinterließ seinen Erben unermeßliche Schätze, die er während seiner Herrschaft zum Schaden des franz. Volks an sich gerissen hatte. Er hatte sich dadurch den Haß der ganzen Nation zugezogen. Voltaire sagt: „Wenn man die Briefe des Cardinals Mazarin und die Schriften des Cardinals von Retz lieset, so sieht man bald, daß ihn Retz an Verstandesfähigkeit weit übertraf. Gleichwohl war Mazarin der Mächtigere und Retz ward unterdrückt. Um ein mächtiger Minister zu werden, dazu wird oft nichts mehr als ein mittelmäßiger Geist, ein gesunder Menschenverstand und Glück erfordert; aber um ein guter Minister zu seyn, muß man von herrschender Liebe für das öffentliche Wohl beseelt werden." Herault vergleicht Mazarin auf folgende Weise mit Richelieu: „Mazarin war eben so sanft, als der Cardinal Richelieu heftig; eines seiner größten Talente war, die Menschen genau zu erkennen. Der Charakter seiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung anderer Mittel anwenden zu müssen, und sein Verstand rüstete ihn mit dem zu den Umständen passenden Muth aus. Kühn zu Casal, ruhig und thätig zu Köln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfassenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemessenes und weniger Abweichungen. Den Einen haßte, des Andern spottete man; aber beide waren Gebieter des Staates."

Mazzoli (Francesco), oder Mazuola, Mazuoli, genannt Il Parmeagino oder Parmegianino, stammte aus einer in der Kunstgeschichte berühmten Familie zu Parma 1503. Er zeigte schon in seiner frühesten Jugend ein seltenes Talent zum Zeichnen, welches sein Vater und zwei seiner Oheime in ihm trefflich zu entwickeln suchten. Schon in seinem 16. Jahre vollendete er die Taufe Christi, ein Gemälde, welches die Bewunderung aller Kunstkenner Parma's auf sich zog. Da ums J. 1521 Correggio in Parma mehrere Werken zu verfertigen den Auftrag erhielt, so benutzte Mazzoli die Anwesenheit des großen Meisters, sich mit seinem Style vertraut zu machen. Wegen der Kriegsunruhen in seinem Vaterlande verließ er es mit seinem Bruder, nach Viadana wandernd, kehrte aber 1522 zurück. Im folgenden Jahre begab er sich nach Rom, verehrte dem Papste Clemens VII. seine Gemälde, und ward von ihm mit Wohlwollen aufgenommen. Die Bewunderung von Raphaels Werken, wie früher des Correggio, ergriff den edlen Mazzoli auf das Eindrücklichste; und er bildete sich jetzt eine Manier, die Correggios Liebreiz und Raphaels Ausdruck vereinigen sollte. Er erhielt vom Papste und mehreren Großen viele Aufträge, und rühmliche Geschenke waren der Lohn des gefeierten Künstlers. Als 1527 Rom feindlich angefallen wurde von den Horden des Connetable v. Bourbon und das Plündern und Morden in der ganzen Stadt schon allgemein war, blieb Mazzoli bei der Staffelei sitzen, im tiefsinnigen Studium begriffen. Einige deutsche Landsknechte traten in seine Kammer; er blieb ruhig; die rohen Krieger ergriff eine heilige Scheu, ihm nahe zu treten; sie besahen seine Gemälde und beschützten ihn noch gegen andre Plünderer. Aber die Deutschen hatten sich kaum entfernt, als mehrere Spanier und Franzosen in seine Wohnung einfielen, und sein ganzes Vermögen, selbst seine Gemälde, mit fortnahmen. Der

Schmerz, der er über den Verlust seiner Kunstwerke empfand, bewog ihn Rom zu verlassen; er ging nach Bologna. Als er dort den Kaiser Carl V. einigemal bei der Krönung gesehen, malte er denselben mit Oelfarbe so trefflich in Lebensgröße ab, nebst einer ihn mit Lorbeerkränzen krönenden Fama, daß es Clemens VII. nicht genug bewundern konnte. Er schickte das Gemälde nebst dem Künstler zum Kaiser, der ihn mit besonderer Achtung empfing, aber von Mazzoli das Bild nicht erhalten konnte. Indeß hatte er in Bologna das Unglück, von einem Kupferstecher mehrerer seiner schönsten Handzeichnungen beraubt zu werden, die später in Kupferstich erschienen. Er kehrte endlich in sein Vaterland zurück, wo er die neugebaute Kirche Della Stecarta mit mehreren Arbeiten ausschmückte, an deren Vollendung er jedoch durch seine immer schwächer werdende Gesundheit verhindert wurde; denn die Bauinspektoren ließen ihn, der schon eine Summe Geldes voraus erhalten hatte, da sie seine Nachläßigkeit bemerkten, gar ins Gefängniß werfen, woraus er sich aber durch Versicherung, die Arbeit schnell zu vollenden, wieder rettete. Aber entrüstet über die unwürdige Behandlung in seiner Vaterstadt, flüchtete er sich nach Casal maggiore, wo er 1540 in Armuth starb. Die größte Zeit seines Lebens hatte er auf Versuche, Gold zu machen, verwendet. Mazzola ist einer der berühmtesten Maler der lombardischen Schule. Mit tiefer Kenntniß der Anatomie verband er eine richtige Zeichnung; er strebte aber nach einer gewissen gesuchten Grazie, und man tadelte den Mißbrauch der Schlangenlinien so wie das Einwickeln der Glieder in seinen Gemälden. Aber sein Feuer, seine eigenthümliche Grazie, die Richtigkeit seiner Zeichnung, so wie die Leichtigkeit, mit welchem er seine Compositionen entwarf und mit kühnen Pinselstrichen ausführte, erhoben ihn zu den besten Malern Italiens. Von seinen Gemälden erwähnen wir als der ausgezeichnetsten: der heilige Rochus in Bologna, die Madonna della Rosa in der Dresdner Gallerie, und die heilige Margaretha im Pariser Museum. Daß er die Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu stechen, erfunden habe, ist ein Irrthum. Er hatte mehrere Schüler. Sein Bruder Girolamo war ebenfalls ein ausgezeichneter Maler.

Mazzuchelli (Giovanni Marie, Graf von), geb. zu Brescia den 28. Okt. 1707, studirte zu Bologna, stiftete in seiner Vaterstadt eine Akademie, die den Zweck hatte, den Geschmack für Wissenschaft bei seinen Mitbürgern zu erhalten und st. daselbst 1765. Den meisten Ruhm erlangte er durch sein großes Werk: Gli scrittori d'Italia, cive notice istorico-critiche intorno alla vita, et agli scritti dei letterati Italiani, Brescia 1753—63, 6 Bde. Fol. Es ist so vollständig, daß sich den von ihm gelieferten Nachrichten nur selten etwas zusetzen läßt, und so weitläufig, daß im 6 Bde. nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein räsonnirendes Verzeichniß seiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761—63. 2 Bd. Fol.), ist ein treffliches Werk. Außerdem hinterließ er noch Biographien (des Archimedes, P. Aretin, Peter de Apono Luigi Alamanni u. m. A.), die sich durch musterhafte Genauigkeit auszeichnen.

Mechain, Mitglied des Instituts von Frankreich, geb. 1744 zu Laon, widmete sich dem Geschäfte seines Vaters, der ein Baumeister war, legte sich dabei auch auf die Mathematik und erhielt durch den berühmten Astronomen La Lande 1772 die Stelle eines hydrographischen Astronomen beim Land- und Seecharten-Archiv zu Versailles. In dieser Stelle erwarb er sich durch die sorgfältigsten astronomischen Berechnungen und Beobachtungen großes Verdienst um die Berichtigung der Seecharten fast aller Gegenden der Erde. Auch hatte er großen Antheil an der Militärcharte von Deutschland von 9 Blättern, einer andern von Italien in 3 Blättern, die er auf Befehl des Herzogs von Ayen 1780 entwarf. Auch entdeckte er 1787 zwei Kometen, berichtigte in seiner besondern Abhandlung den Lauf des berühmten 1632 und 1661 erschie-

nenen Kometen, und wurde wegen dieser Arbeit Mitglied der Akademie. 1792 wurde ihm die Messung des Meridians zwischen Dünkirchen und Barcellona mit de Lambre zu Theil, er hielt sich deßhalb mehrere Jahren in letzterer Stadt auf und starb zu Valencia 1804, als er zum zweiten Mal nach Spanien gegangen war, um jenen Meridian bis zu den balearischen Inseln zu messen. Er hinterließ eine Menge trefflicher Werke über seine Wissenschaft, welche sich durch genaue Forschung und tiefe Kenntniß auszeichnen.

Mechanik, ein Zweig der angewandten Mathematik und der Naturlehre, die Kunst, die Kräfte bewegter Körper, insbesondere ihre Eigenschaften, Gesetze und Wirkungen in Maschinen zu bestimmen. Im weitern Sinne umfaßt sie auch die Lehre von dem Gleichgewicht der Körper, oder die Statik. Die Anwendung der mechanischen Lehren auf die vortheilhafteste Einrichtung der Maschinen heißt praktische Mechanik. Sie begründet das Machtgebiet des Menschen in der Natur. Newton unterschied eine rationale und eine angewandte Mechanik. Die erste handelt von der Theorie der Bewegung; die letztere von den mechanischen Kräften. Es wird dabei gezeigt, wie man, wenn die Kräfte gegeben sind, dadurch die Bewegung bestimmen könne, und umgekehrt, wenn die Bewegung gegeben ist, wie man die Kräfte derselben ausmitteln könne. Die mechanischen Kräfte sind einfache Werkzeuge, um schwere Körper auf eine leichtere und wirksamere Art zu heben, als dieß bei einer bloß natürlichen Anstrengung möglich seyn würde. Hierher gehören die sogenannten einfachen Maschinen, oder Hebezeuge: Hebel, Rolle, Rad und Welle, schiefe Fläche, Keil und Schraube. Die hebende Mechanik, oder die Kunst, Lasten aller Art in senkrechter Richtung empor zu treiben, ist durch eine Menge sinnreicher Erfindungen zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden; die weit gemeinnützlichere hingegen, die fortschaffende Mechanik, oder die Kunst, Lasten in horizontaler Richtung auf der Oberfläche der Erde von einer Stelle zur andern zu bringen, ist so unvollkommen geblieben, wie sie es immer war. Der Kanalbau hat zwar durch die Erfindung der Kammerschleußen und der schiefen Flächen beträchtliche Verbesserungen erhalten; allein ihr Bau ist sehr kostbar. Was aber das Fortschaffen auf der Achse betrifft; so haben uns die alten Römer im Baue der Straßen weit übertroffen, und in der Einrichtung des schweren Fuhrwerks haben wir seit jener Zeit fast nichts verbessert. In dieser Hinsicht ist das von Jos. v. Baader (München 1817) neu aufgestellte System der fortschaffenden Mechanik sehr beachtungswerth. Hauptwerke über die Theorie der Mechanik sind: Bezout: Principes généraux de la Méchanique précédés des principes de Calcul. N. Ed. 2 vol. Langsdorf: Grundlehre der mechan. Wissenschaft. Erlang. 1802. Dessen Handbuch der gem. und höhern mechan. fester und flüßiger Körper mit besonderer Rücksicht auf Hydrotechnik. Heidelb. 1807. Uebers. prakt. Mech. oder Maschinenlehre siehe Lempe's Lehrbegr. der Maschinenlehre m. Rücks. auf den Bergbau. 2 Bnd. Lpz. 1795 flg. Langsdorf's Handb. der Maschinenlehre für Praktiker. Altenb. 1797 flg. 2 Bnd. Poppe's Encykl. des gesammten Maschinenwesens. Lpz. 1803—8. 5 Bnd. mit Kupf.

Mechanisch, mechanische Künste, mechanische Werkzeuge oder Instrumente. Jede Bewegung, die durch eine äußere, dem bewegten Körper nicht eigenthümliche Kraft, als durch Stoß, Druck ꝛc. bewirkt wird, heißt mechanisch, und steht dem Organischen als der Quelle der innern bewegenden Kräfte entgegen. Mechanische Künste sind solche, deren Wirkungen weniger auf einer Thätigkeit der Geisteskräfte, besonders der Phantasie, als auf einer körperlichen Fertigkeit und einem Handeln nach gewissen einfachen Regeln beruhen. Ihre Hervorbringungen sind meist auf körperliche und äußere Bedürfnisse berechnet und geben keinen ästhetischen

Genuß, zum wenigsten ist er nicht ihr Hauptzweck. Die Werkzeuge, mittelst welcher die mechanischen Künste ihr Ziel erreichen, heißen mechanische Werkzeuge. Mechanismus ist die innere Einrichtung einer Maschine, die nur mitgetheilte Bewegungskräfte besitzt.

Mecheln (Malines) im ehemaligen östr. Brabant, jetzt Hauptort eines Bezirks in der niederl. Provinz Antwerpen, liegt an der Dyle, zwischen Löwen, Brüssel und Antwerpen, mit einer Bevölkerung von 2?.000 Seelen. Es ist berühmt als Sitz eines Erzbisthums, mit einem bischöflichen Seminar. Unter den Gebäuden dieser schönen Stadt zeichnen sich aus: Die große Metropolitankirche, ganz in gothischem Style, mit einem Thurm von 348 Fuß Höhe; die Kirche Nôtre-Dame; die ehemalige Jesuitenkirche; der Pallast des Erzbischofs; das Zeughaus mit der Stückgießerei; das Stadthaus; das prächtige Hotel de Pitzembourg, ehemals dem deutschen Orden gehörig, mit einem angenehmen Garten, gelegen an der Straße von Bruhl, der schönsten der Stadt. In einem großen Beguinenhaus finden 800 Personen weiblichen Geschlechts ihren Unterhalt und ihre Versorgung. Mecheln hat eine Malerakademie und ist berühmt durch die trefflichen Spitzen, welche in 10 Manufakturen gearbeitet werden, außerdem zählt sie gegen 20 kleine und größere Hutfabriken, mehrere Tuchfabriken, wollene Deckenfabriken, Bierbrauereien, Lohgärbereien. Mit Löwen steht die Stadt durch einen schönen Kanal in Verbindung.

Mecheln (Israel von), Goldschmied und einer der ältesten vorzüglichsten Kupferstecher, geb. zu Mecheln 1426, scheint ein Schüler des berühmten Van Eyk gewesen zu seyn, und soll zu Bocholt um 1503 gestorben seyn. Es ist ungewiß, ob die in mehreren Gallerien unter seinem Namen angeführten Gemälde ihm ihren Ursprung danken. Seine Kupferstiche, die sehr selten sind, ermangeln oft richtiger Zeichnung und der Perspektive, zeichnen sich aber aus durch großen Fleiß in der Behandlung.

Medaille, Schau- oder Denkmünze. In wiefern sie ein historisches Ereigniß, oder die Verdienste eines Mannes auf die Nachwelt bringen soll, gehört die Medaillenkunde zu den Quellen der Geschichte; in wiefern die Medaille an sich, in ihrer Ausführung, ein Denkmal der Kunst ist, gehört sie nebst den Münzen in die Archäologie der Kunst. S. Denkmünzen.

Medea, die berühmte Tochter des Königs von Colchis, Aeetes, und der Idyia. Doch stimmen die Alten in Rücksicht ihrer Mutter nicht durchgängig überein, die Diodor u. A. Hekate nennen. Sie war ausnehmend schön, und zwar so sehr, daß sie sogar sich darüber in einen Wettstreit mit der Thetis einließ und Idomeneus, König von Creta, zum Schiedsrichterichter aufforderte. Dabei aber war sie eine sehr große Zauberin, der alle Künste zugeschrieben werden, die nur die Alten ihren Zauberern zutrauten, als den Mond, die Sterne und Flüsse in ihrem Laufe aufzuhalten, Todte aus der Unterwelt zu bringen rc. Gleichwohl nahm sie nach Diodor an den Grausamkeiten, die ihr Vater gegen alle Fremdlinge verübte, keinen Antheil. Als die Argonauten nach Colchis kamen, wurde Jason durch die Kinder des Phrixus bei ihr eingeführt. Sie verliebte sich in ihn, und versprach ihm zu dienen. Von ihr erhielt Jason die Salbe, durch welche er sich vor dem Feuer der Opfer schützte. Nach ihrem Rath warf er Steine unter die aus der Erde aufspringenden Sparten, und mit ihrer Hilfe entführte er endlich glücklich das goldene Vlies. S. Argonauten und Jason. Medea schlachtete auch, ihren Vater in der Verfolgung aufzuhalten, ihren Bruder Absyrtus, und streuete seine Gebeine umher. In Phäacien ward sie des Jason Gemahlin. So wie sie in Creta den Talos hinrichtete, so verursachte sie auch, daß Pelias seine eigene Kinder umbrachte. Ihres Gemahls Vater Aeson aber machte

sie wieder jung. Da sie hierauf mit ihrem Gemahl vom Acastus vertrieben wurde, flüchtete sie mit ihm nach Corinth. Nach einem zehnjährigen glücklichen Leben machte hier Jason Anstalt, Medeen zu verstoßen und sich mit Glauce, der Tochter des Königs Creon, zu vermählen. Nach Andern trennt sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftmischerin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie in ihrem Herzen auf Rache. Sie überschickte der Glauce ein Gewand, darin sie nebst ihrem Vater, der ihr zu Hilfe kommen wollte, und dem ganzen Hause verbrannte. Nach Andern ließ sie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldene Krone von ihren Stiefsöhnen zum Geschenke bringen; ermordete dann ihre eigenen beiden mit Jason erzeugten Söhne, und entfloh endlich auf einem Drachenwagen. Nach Einigen begab sie sich zum Herkules, nach Andern nahm sie ihre Zuflucht nach Athen zu dem schwachen König Aegeus, mit dem sie in der größten Vertraulichkeit lebte, auch einen Sohn, Namens Medos, erzeugte. Als hierauf Theseus zu seinem Vater nach Athen kam, rieth sie diesem, den Fremdling durch Gift aus dem Wege zu räumen. Indem aber Theseus das Gift trinken sollte, erkannte Aegeus seinen Sohn. Medea entfloh mit ihrem Sohne Medos der Rache des Helden, und kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus, und wurde von den Colchiern göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genomen und es Medien genannt haben. Diese Geschichte wurde sehr oft auf die Bühne gebracht, und daher freilich in einzelnen Theilen verändert. Euripides und Seneka haben uns noch unter diesem Namen Trägödien hinterlassen. Des Aeschylus und Ovids Medea, so wie des Sophokles Colchides und was wahrscheinlich auch dasselbe Thema abhandelte, die Scythä ebendesselben, sind verloren gegangen. Auch führt ein Melodrama von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Mediateur, s. Vermittler.

Mediatisirt nennt man in Deutschland mehrere jetzt standesherrliche u. a. Geschlechter und deren ehemals reichsunmittelbare (d. h. keinem Landesherrn unterworfene oder reichsmittelbare) Besitzungen. Jene Geschlechter, wie die Reichsritterschaft und selbst mehrere landesherrliche Häuser, standen sonst für ihre Person und in Ansehung dieser Besitzungen nur unter Kaiser und Reich; jetzt sind sie Unterthanen eines deutschen Souverains und ihre Besitzungen sind Bestandtheile eines deutschen Bundesstaates. Es mediatisirte nämlich Napoleon in der Akte des Rheinbundes 1806 und späterhin auf diese Weise die regierenden altfürstlichen und gräflichen Häuser Oettingen, Fürstenberg, Leiningen, Hohenlohe u. a. m., so wie die gesammte schwäbische, rheinische und fränkische Reichsritterschaft, deren reichsunmittelbare Besitzungen zusammen (ohne die ebenfalls mediatisirten Städte Nürnberg, Frankfurt und das Fürstenthum Heitersheim) 505 Q.M. mit 1.244.000 Einw. enthielten. Die Bundesakte hat, mit Ausnahme der Stadt Frankfurt, das alte Verhältniß nicht wieder herstellen können; doch haben einzelne souveraine deutsche Fürsten, wie Preußen, Hessen und Nassau, den ehemaligen reichsunmittelbaren Geschlechtern wichtige standesherrliche Vorrechte eingeräumt; auch ist ihnen schon in mehrern landständischen Verfassungen das erbliche Stimmrecht in der ersten Classe der Stände ertheilt worden. Das Haus Hessen-Homburg ist 1817 als souverain in die Reihe der Bundesstaaten noch aufgenommen worden.

Medici oder Medicis, eine berühmte adelige Familie zu Florenz, die sich durch Handel zu Anfang des 13. Jahrh. emporhob und in den bürgerlichen Unruhen bald eine bedeutende Rolle spielte. Sie treten zuerst in

den Begebenheiten Corso-Donato's, Häuptlings der Schwarzen, gegen die Weißen auf, und erhielten sich auch nach Zurückberufung der Weißen. Eben so thätig erwiesen sie sich bei der Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, der aber dennoch 1242 Johann von Medici, weil er Lucca den Pisanern nach kurzer Belagerung übergeben hatte, enthaupten ließ. Die hierüber mißvergnügte Familie ließ sich in eine Verschwörung gegen den Herzog ein; sie wurde entdeckt und nicht bestraft, und so gelang es den Mediceern unter dem Beistande mehrerer andern Familien die Vertreibung des Herzogs zu bewirken. Als aber kurz hierauf der alte Adel sich wiederum der Stelle bemächtigte und die Plebejer-Familien verdrängte, die seit kurzem großes Ansehen erhalten hatten, erregten die Mediceer einen Volksaufstand und der alte Adel wurde vertrieben. Dieselbe Politik leitete auch diese Familie in den Streitigkeiten der Ricci und Albizzi; sie standen den schwächern Ricci bei, die auf Seiten des Volks standen und erlangten mehr als einmal in diesem Partheienkampfe den höchsten Ruhm und die höchsten Ehrenstellen. In dieser Zeit wird insbesondere Salvestro dei Medici als Gonfaloniere genannt (1378), der die Vertreibung der Albizzi durchsetzte. Dennoch kehrten sie bald wieder nach Florenz zurück und nun traf Salvestro die Verbannung nach Modena. Giovanni dei Medici war 1492, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria und 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Bei seinem Tode (1429) hinterließ er zwei Söhne, Cosimo oder Cosmo und Lorenzo, und erst mit diesen beiden beginnt der Glanz dieser berühmten Familie. — 1) (Cosmo), genannt der Aeltere, oder Vater des Vaterlandes, geb. zu Florenz im Sept. 1389, erhielt beim Tode des Vaters ein bedeutendes Vermögen, was durch den Handel sich um Vieles noch vergrößerte und ihm endlich Mittel an die Hand gab, sich an die Spitze seiner Vaterstadt zu stellen. Obgleich er nie den Titel eines Fürsten führte, und selbst den Anschein eines Oberherrn dadurch zu vermeiden strebte, daß er irgend einen bedeutenden Mann an die Spitze stellte, wie Nero Capponi, Piccio Pucci, Luca Pitti, so war er es doch ganz eigentlich, der die Zügel der Regierung nach Gutdünken lenkte. Handel und Ackerbau blühte durch seine Bemühung von neuem auf, Pisa erhielt eine Universität, Florenz ein Münzcabinet mit einer berühmten Bibliothek, unter dem Titel Laurenziana bekannt, die sich bald durch den Reichthum ihrer Manuscripte auszeichnete. Er starb 1464 und ihm folgte im Besitz der höchsten Macht sein Sohn. — 2) (Pietro I.) oder auch Pierro I., geb. 1414, der Wissenschaften und Künste liebte, aber wegen Körperschwäche ein ruhiges Privatleben vorzog. Sein Tod erfolgte 1469. — 3) (Lorenzo dei), der Prächtige und Vater der Wissenschaften genannt, geb. 1448, war Sohn des Vorigen und Bruder von Giuliano. Beide Brüder, zu Florenz als unumschränkt betrachtet, wurden vom König Ferdinand von Neapel und dem Papste Sixtus IV. mit eifersüchtigen Augen angesehen. Der Erste haßte sie, weil sein Haus durch die Mediceer von der Oberherrschaft in Florenz verdrängt; der Andere, weil sich die Familie Medici der Erhebung seines Neffen widersetzt hatte. Auf ihrer Antrieb erregten die Pazzi eine Verschwörung, die den 26. April 147[illegible] zum Ausbruch kam (s. Pazzi). Giuliano wurde in der Messe ermordet; Lorenzo, nur verwundet, wurde vom Volke unter großem Geschrei in einen Pallast zurückgebracht, die Pazzi aber zum Theil hingerichtet, zum Theil verbannt und ihre Güter eingezogen. Nach dem Beispiel seines Großvaters Cosmo trieb er den Handel nach wie vor, ohne darum die Regierung zu vernachläßigen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller meint, daß es zu bewundern gewesen, einen Mann zu sehen, der mit der einen Hand die Spezereien des levantischen Handels verkauft und mit der andern die Bürde der öffentlichen Angelegenheiten gehalten, dabei Gesandte empfangen, dem Volke Schau-

spiele gegeben, den Dürftigen Zufluchtsörter erbaut und seine Vaterstadt mit prächtigen Gebäuden geziert hätte. Seine Wohlthaten machten ihn bei den Florentinern so beliebt, daß sie ihn zum Oberhaupte ihrer Republik ernannten. Große Unglücksfälle im Handel, durch treulose Diener veranlaßt, bewogen ihn, denselben aufzugeben; mit dem Reste seines auf diese Weise erhaltenen Vermögens kaufte er mehrere weitläuftige Herrschaften und zierte sie und die Stadt Florenz mit Prachtgebäuden. Mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit zog er eine große Anzahl Gelehrte an seinen Hof und sandte den berühmten Johann Lascaris nach Griechenland, um Manuscripte aufzukaufen. Er selbst hinterließ: Gedicht, Venedig 1554, 12., London 1801, 2 Thle. 4. und mehrere gelehrte und philosophische Schriften. Uebrigens stand Lorenzo in so großem Ansehen, daß viele Fürsten ihn zum Schiedsrichter bei ihren Streitigkeiten erwählten. Auch der türkische Großherr Muhamed II. ließ, um ihm einen Beweis seiner Achtung zu geben, die nach Konstantinopel geflüchteten Mörder seines Bruders Giuliano aufgreifen und an ihn ausliefern. Er starb 1492 und hinterließ 3 Söhne, Pietro, sein Nachfolger in Florenz, Giovanni, nachher Papst unter dem Namen Leo X. (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Vergl. Roscoe's klassisches Werk: Leben Lorenz ꝛc. ꝛc. aus dem Engl. von Sprengel, Berl. 1797. — 4) (Pietro oder Pietro II. von), gelangte unmittelbar nach dem Tode seines Vaters zu den höchsten Würden der Republik Florenz, allein seine Unklugheit und Schwäche, die sich am meisten im Frieden von Serezna, zwischen Florenz, Mailand und Frankreich zeigte, ward Ursache, daß er seiner Aemter entsetzt und mit seiner ganzen Familie entsetzt wurde (d. 6. Nov. 1494). Vergeblich versuchte er sich wieder in den Besitz der alten Herrschaft zu setzen und fand endlich beim französischen Zuge nach Neapel in der Schlacht von Garigliano 1503 seinen Tod. — 5) (Giuliano II.), dritter Sohn von Lorenzo dem Prächtigen, geb. 1478, erhielt durch einen Volksaufstand des Predigers G. Savonarola (s. d. Art.) 1513 die Herrschaft über Florenz wieder, wurde vom König Franz I. von Frankreich zum Herzog von Nemours ernannt (1515) und starb 1566. — 6) (Lorenzo II.), geb. 1492, war der Sohn von Pierro II. und der Alfonsine Orsini und 11 Jahre alt, als sein Vater starb. Mit seiner Familie kehrte er nach Florenz 1573 zurück und regierte mit seinem Oheim gemeinschaftlich, obwohl der Papst Leo X. eigentlich der Herr der Republik war, weil auf seinen Befehl Alles geschah, was er wollte. Leo X. ertheilte ihm das eroberte Fürstenthum Urbino; in Florenz aber herrschte er ohne fürstlichen Titel mit ängstlicher Beibehaltung der alten republikanischen Formen. Er starb zu Florenz 1519. — 7) (Alessandro), natürlicher Sohn von Lorenzo, Herzog v. Urbino und Neffe des Papstes Clemens VII., besaß die Oberherrschaft bis 1527, wo ihn die Florentner wegen seiner Tyrannei verjagten. Er begab sich hierauf zu Kaiser Karl V., der zu seiner Hülfe mit einer Armee herbeieilte, sich der Stadt nach einer hartnäckigen Belagerung bemächtigte und ihn wieder zum Herrn derselben einsetzte. Auch gab er ihm seine natürliche Tochter Margaretha zur Ehe. Nach der mit den Florentinern abgeschlossenen Capitulation bestand freilich die ihm übertragene Gewalt in nicht viel mehr, als in der, die zu Venedig und Genua die Dogen übten; denn sein Ansehen schmälerte ein Senat, der den Florentinern ihre alte Freiheit zu sichern schien; allein Alessandro, sich auf die Macht des Papstes und Kaisers stützend, war nicht so bald in seine neue Würde eingesetzt, als er nur seiner Laune folgte und sich den sinnlosesten Ausschweifungen überließ. Unter seinen Vertrauten befand sich auch Lorenzo dei Medici, ein Anverwandter von ihm, der wegen seiner kleinen Gestalt gewöhnlich Lorenzino genannt wurde. Von Philipp Strozzi, einem eifrigen Republikaner, angereizt, faßte er den Plan, den Herzog von

Alessandro zu ermorden, was ihm auch in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1537 vollkommen gelang. Alessandro war damals erst 26 Jahr alt. Die Florentiner erhielten indeß ihre Freiheit, ohnerachtet des glücklichen Anscheins, nicht wieder, denn die Parthei der Mediceer wußte sich zu behaupten und Cosmo folgte in der Oberherrschaft auf Alessandro. Lorenzino dei Medici flüchtete nach vollbrachter That nach Venedig, von da nach Konstantinopel und begab sich einige Zeit darauf wieder nach Venedig, wo er 1547 von zwei florentinischen Soldaten ermordet wurde, die sich aber dennoch weigerten, den auf seinen Kopf gesetzten Preis anzunehmen. — 8) (Hippolitto dei), Cardinal und Herzog von Nemours, natürlicher Sohn von Giuliano dei Medici, zeigte von früher Jugend an große Geistesgaben, erhielt vom Papst Clemens VII. 1529 die Cardinalswürde, und kurz darauf den Auftrag, als Legat zu Kaiser Karl V. nach Deutschland zu gehen. Auf dem Zuge des Kaisers nach Italien begleitete er denselben bewaffnet, regte aber dadurch Karls Mißtrauen auf. Er ließ ihn gefangen nehmen; doch gab er ihm, da er sich vom Ungrunde seines Verdachtes überzeugt hatte, bald seine Freiheit wieder. Gleichen Muth zeigte der Cardinal auch, als der berüchtigte türkische Seeräuber Barbarossa das päpstliche Gebiet mit einem Anfall bedrohte; er stellte sich an die Spitze der Truppen und eilte dem Seeräuber entgegen, der aber auf die Nachricht seiner Annäherung sich schon wieder entfernt hatte. Zur Erhebung Pauls III. auf den päpstlichen Thron trug er vieles bei, konnte aber dennoch, ohnerachtet seines Versprechens, nicht die Legation der Mark Ankona erhalten. Was ihm aber am meisten verdroß, war, daß der Papst dem Herzog Lorenzo von Urbino die Oberherrschaft über Florenz übertragen hatte, auf welche er selbst ein näheres Recht zu haben glaubte. Um dieselbe zu erlangen, ließ er sich daher in eine Verschwörung gegen den Herzog ein und man kam überein, daß derselbe mit Pulver in die Luft gesprengt werden sollte, allein noch vor Vollführung des Plans wurde er entdeckt und Ottavio Zenga, einer seiner Gardisten und Theilnehmer an der Verschwörung, gefänglich eingezogen. Da er selbst für seine Person fürchtete, flüchtete er in ein festes Schloß bei Tivoli und von da nach Neapel; allein auf dem Wege dorthin wurde er zu Itri bei Fondi von einer Krankheit überfallen, woran er den 13. Aug. 1535, erst 24 Jahre alt, starb. Man glaubt, daß er an einer Vergiftung gestorben sey. Gewöhnlich trug er Waffen und die Cardinalskleidung nur, wenn ihm sein Amt die Verpflichtung dazu auferlegte. — 9) (Cosmo I.), Großherzog von Toskana, geb. 1519, war der Sohn des berühmten Condottieri Giovanni, Anführers des schwarzen Haufens oder der schwarzen Bande, die in der Kriegsgeschichte Italiens so berühmt geworden und eine Pflanzschule großer Helden war, verlor seinen Vater im 7. Jahre und wurde nach Alessandro's Tode an die Spitze der Regierung in seiner Vaterstadt gestellt, wo er alsbald Parthei für Karl V. gegen Franz I. von Frankreich nahm. Aus Dankbarkeit für große Dienste gab ihm der Kaiser Piombino, die Insel Elba und einige andere Güter, so wie ihm auch der Papst Pius IV. 1569 den Titel Großherzog ertheilte. Die Wissenschaften hatten an ihm einen großen Beschützer; er gründete 1562 die florentinische und Zeichenakademie, so wie die Universität Siena, legte Gemälde- und Alterthümer-Sammlungen an und starb 1574 nach einer milden und weisen Regierung. Auch stiftete er 1562 den Militär-Ritterorden St. Stephan. Ihm folgte sein Sohn: — 10) Franz, nachdem derselbe schon seit 1564 Mitregent gewesen war. Dennoch schien seine Regierung, als er sie allein besaß, ganz das Gegentheil von der seines Vaters zu seyn; er war träge, hinterlistig und stolz, belastete seine Unterthanen mit Abgaben und that alles Mögliche, sich verhaßt zu machen. Die Verbrechen vermehrten sich in einem so hohen Grade, daß in den ersten

18 Monaten seiner Regierung nur allein 186 Mordthaten vorfielen. Der Hof selbst war den schrecklichsten Ausschweifungen ergeben und der Großherzog gab dazu das Beispiel. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Johanna, Tochter Kaiser Ferdinand I., vermählte er sich mit der berühmten Bianca Capello (s. d. Art.), mit der er, vergiftet an einem Tage, den 11. Okt. 1587 starb. Er war der Vater der berühmten Maria von Medicis, Königin von Frankreich. Von Bianca wurde ihm ein Kind, Dom Antonio, als das Seinige untergeschoben, welches er als sein eigenes erziehen ließ, welches aber nur das Kind einer armen Frau war. Ferdinand, Bruder und Nachfolger, bestimmte dasselbe, als es erwachsen war, Malteser zu werden. Nach großen dem Orden geleisteten Diensten starb Dom Antonio 1621. — 11) (Ferdinand I.), dritter Großherzog von Toskana, folgte 1587 seinem Bruder Franz in der Regierung und regierte mit großer Weisheit. Er säuberte das Land von einer Menge Banditen, rüstete gegen die Seeräuber eine Flotte aus, die sich bald denselben furchtbar machte und selbst einige Plätze in Afrika eroberte. Nur wenig fehlte, so wäre auch Famagusta in Cypern in seine Hände gefallen. So viele glückliche Umstände brachten ihn auf den Gedanken, sein Land von den spanischen Besatzungen zu befreien, was ihm auch gelang. Ein Freund der Gerechtigkeit, ergriff er jede Gelegenheit, der Ungerechtigkeit und Unterdrückung in den Weg zu treten. Verfolgte Fürsten fanden daher bei ihm Rath und Hülfe. Der Hafen Livorno verdankt ihm seine Entstehung und Bevölkerung, die er durch Bewilligung von großen Freiheiten dorthin zog. Er starb allgemein betrauert 1609. — 12) (Don Pietro von), ein Sohn Cosmo's I. und Bruder der Großherzöge Franz und Ferdinand I. von Toskana, hielt sich fast immer, allen Ausschweifungen fröhnend, am Hofe Philipp II. von Spanien auf und befehligte daselbst die italienischen Truppen im spanischen Dienste, nachdem er umsonst versucht hatte, sich nach Como's I. Tode einen Theil von Toskana zu verschaffen. Er erstach 1576 seine unschuldige Gemahlin Eleonore von Toledo, weil er sie der Untreue verdächtig hielt, und starb zu Madrid 1604. — 13) (Cosmo II.), vierter Großherzog von Toskana, Sohn Ferdinand I., folgte ihm 1609, führte eine friedliche und milde Regierung, belebte den Handel durch weise Einrichtungen und starb den 28. Febr. 1621. Merkwürdig ist, daß er im Stande war, dem Herzog von Mantua gegen den Herzog von Savoyen 20.000 Mann zu Hülfe zu schicken, ohne darum gezwungen zu seyn, seine Unterthanen mit Abgaben zu belasten. Eben so unterstützte er auch den Kaiser Ferdinand II. gegen seine aufrührerischen Unterthanen. Unter ihm begann Florenz in Kunst und Wissenschaft Rom den ersten Platz streitig zu machen. — 14) (Don Giovanni), natürlicher Sohn von Cosmos I., geb. 1566, erwarb sich anfangs als Soldat unter dem Herzog von Parma in Flandern großen Ruhm, bekleidete dann einige Gesandtschaftsposten in Frankreich, Spanien und Rom und wurde hierauf Premier-Minister Ferdinands I. und Cosmos II. von Toskana. Seine guten Eigenschaften schändete er durch niedere Ausschweifungen. Er heirathete eine Genueserin von niederer Geburt, Livia Vernana, und starb zu Murano bei Venedig 1621. — 15) Ferdinand II.), fünfter Großherzog von Toskana, Sohn und Nachfolger Cosmos II., beobachtete in den Kriegen zwischen Spanien und Frankreich die strengste Neutralität, unterstützte die Venetianer bei Vertheidigung Candia's gegen die Türken und starb 1670. Vermählt mit der Prinzessin Viktoria, Enkelin des letzten Herzogs Franz Maria von Urbino, wurde ihm gerathen, sich in den Besitz dieses Herzogthums zu setzen, allein aus Furcht vor einem Kriege unterließ er es und so wurde dasselbe dem Kirchenstaate zu Theil, wovon es ein Lehn gewesen. — 16) (Cosmo III.), sechster Großherzog von Toskana, Sohn und Nachfolger Ferdinands II., ein schwacher und

eitler Fürst, der sich durch seine Fehler und Verschwendungen den Unterthanen verhaßt machte und 1723, 81 Jahre alt, starb. — 17) (Johann Gaston), siebenter Großherzog von Toskana, Sohn und Nachfolger Cosmos III., war 53 Jahre alt, als er die Regierung erhielt, suchte durch weise Sparsamkeit die von seinem Vater dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen, verminderte die Auflagen, unterdrückte die Monopole und starb allgemein betrauert 1737. Mit ihm erlosch die berühmte Familie der Mediceer. Vergl. d. A. Toskana.

Medicin, s. Arzneikunde.

Medicin (gerichtliche), medicina forensis, ist der Inbegriff aller medicinischen Kenntnisse, wodurch ein Arzt in Stand gesetzt wird, über Rechtsfälle, deren Gegenstand durch sein Gutachten festgestellt werden muß, nach medicinischen Grundsätzen Belehrung zu ertheilen. Da es für die Justizpflege wichtig ist, eine klare Einsicht des Thatbestandes, über den das Urtheil des Arztes verlangt wird, zu haben, so darf der Staat nur einem bestellten Arzte, der den hierzu erforderlichen Prüfungen Genüge geleistet hat, dies einflußreiche Zutrauen schenken. Der preußische Staat hat auf die gerichtliche Medicin und die gerichtlichen Aerzte große Aufmerksamkeit gerichtet, so daß er in dieser Hinsicht mit jedem andern wetteifern kann. Gegenstände der gerichtlichen Medicin sind im Allgemeinen folgende: Untersuchung aller Verletzungen an Menschen, Bestimmung der Tödtlichkeit derselben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. s. w.; oder nach der Menge der Beschädigungen, oder nach der Beschaffenheit des verletzten Theils, des Kopfes, Halses, der Brust, des Unterleibes, innerer Theile u. s. w.; ferner Untersuchung über Fälle von Erstickung, Vergiftung, Selbstmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Untersuchung über das Absterben eines Kindes vor oder nach der Geburt (s. d. Art. Lungenprobe); Untersuchung über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Bestimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militärdienst; Bestimmung bei Zweifel über das Alter eines Menschen; Untersuchungen bei Fällen von gesetzwidrigem Beischlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen.

Medicinische Geographie ist die Lehre von den Wirkungen, welche tellurische und atmosphärische Verhältnisse auf die Körperconstitution, Gesundheit, Geistesthätigkeit, und Krankheiten haben können. Wenn gleich sich der Mensch leichter als irgend ein Thier an die verschiedenen Klimate und Zonen gewöhnt, so vermag er doch dies nicht ohne gewisse, wenn gleich nicht wesentliche Modifikationen und Veränderungen seines Organismus. Die große Mannichfaltigkeit der Nationen sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht, und die Betrachtung, daß, so sehr auch die Individuen einer Nation von einander abweichen mögen, doch alle den gemeinsamen National-Charakter an sich tragen, sprechen schon dafür, daß die generischen Unterschiede der Völker durch allgemeine Einflüsse, welche in den verschiedenen Ländern besondere Modifikationen annehmen, bedingt seyn müssen. Unter die wichtigsten Agenten, wodurch die Natur jene Verschiedenheiten bewirkt, gehört 1) die Wärme. Wie groß ist die Abweichung der Völker in der heißen Zone von der in der kalten. Der Afrikaner ist heftig, feurig und glühend wie seine Sonne; er kocht in mächtiger Leidenschaft auf, liebt und haßt mit versengender Hitze; seine Krankheiten, besonders die Fieber, sind meist gallichter und faulichter Art, und verlaufen rasch. Dagegen ist der Nordländer träge und dumpf, ein starkes Bedürfniß vermag ihn nur in Bewegung zu setzen, und diese ist immer bedächtig, schläfrig; seine Krankheiten theilen seine Geistestemperatur, sie sind mehr schleimiger, cachektischer

Natur, schleichen langsam, und entscheiden sich selten durch heftige Krisen. In den gemäßigten Zonen aber, wo Wärme und Kälte keinen so beständigen Charakter haben, sondern häufig beide mit einander abwechseln, findet eine glückliche Mischung beider Extreme sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht statt. 2) Nicht weniger an Aufschlüssen ergiebig für den Arzt ist die genaue Kenntniß des Verhältnisses der Erde zur Sonne und zum Monde, und ihre Einflüsse auf die physische Beschaffenheit der Organismen. Das Sonnenlicht ist zu einer gesunden Vegetation eine Hauptbedingung; die Pflanze verkrüppelt, welche nie das Licht des Tages erblickt: der Mensch wird blaß, magert ab, und verfällt in eine Cachexie der Säfte, welcher stets im Kerker lebt. Wahrscheinlich werden durch die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse, wodurch Tag und Nacht erzeugt werden, sowohl gewisse gesunde Körperfunktion z. B. die Regelmäßigkeit des Schlafens und Wachens, der Ausleerungen, als auch die periodischen Veränderungen in Krankheiten, z. B. die Paroxysmen, das Heftigerwerden der Fieber am Abende und ihr Nachlassen nach Mitternacht bedingt. Von dem Einflusse des Mondes scheinen die regelmäßigen Krisen, welche den siebenten Tag beobachten, die Reinigung der Frauen und der Hämorrhoidal-Fluß bei Männern abzuhangen. Schon im hohen Alterthume erkannte man die Wirkungen der Phasen des Mondes auf gewisse Nervenkrankheiten, als Epilepsie, auf Würmer; selbst einige Aerzte haben ihnen kein unbedeutendes Gewicht auf die Zeugung und Ernährung des Fötus zugeschrieben. Es ist ebenfalls nicht unwahrscheinlich, daß auch die andern Gestirne auf die Erdorganismen wirken, wenn gleich noch zu wenige Erfahrungen vorhanden sind, um dies außer allem Zweifel zu setzen. Was die Astrologie hierüber lehrte, waren leere Träumereien, und Mesmer's Behauptungen, der in der neuern Zeit den verschollenen Siderismus wieder zur Sprache brachte, beruhen nur auf Hypothesen. 3) Der Wechsel der Jahreszeiten. Der gewaltige Einfluß der verschiedenen Zeiten des Jahres ist den Aerzten so bekannt, daß sie selbst die Krankheiten in Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterfieber unterscheiden. Im Winter und Frühlinge ist die entzündliche, im Sommer und Herbst die gallichte und nervöse Diatesis vorherrschend. 4) Atmosphäre. Ihre physischen Beschaffenheiten, als Schwere, Elasticität, haben keinen so großen Einfluß auf das gesunde und kranke Leben der Organismen, obgleich auch ihnen ein Einfluß zugestanden werden muß, als die chemischen Eigenthümlichkeiten derselben. Eine an Sauerstoff reichhaltige Luft bethätigt den Lebensprozeß, kräftigt den Körper, indem sie sehr viel zu einer guten Blutbereitung und Ernährung beiträgt, setzt aber die Neigung zu entzündlichen Krankheiten, zu Catarrhen und Rheumatismen; eine mit zu vielem Stickstoff geschwängerte Luft ist höchst verderblich. Ueberdies dient die Luft als Auflösungsmenstrum mannichfaltiger Stoffe, welche, in die Körper aufgenommen, den Grund zu vielen und den gefährlichsten Krankheiten hergeben. Die Ausdünstungen der Sümpfe, die faulenden Miasmen, bringen hartnäckige, lebensgefährliche Wechsel-, Nerven- und Faulfieber hervor. Nächstdem ist die Luft das vorzüglichste Verbreitungsmittel der meisten thierischen Ansteckungsstoffe. 5) Winde. Schon Hippokrates macht darauf aufmerksam, daß die Krankheiten nach den herrschenden Winden in den verschiedenen Ländern sich anders gestalten. Eine Gegend, die des Windstromes, besonders des Ostwindes ermangelt, unterliegt häufigeren Krankheiten, als die, deren Luftmeer, nicht durch Berge und Wälder eingeschlossen, von Zeit zu Zeit durch die Winde bewegt und gereinigt wird. 6) Die Beschaffenheit des trinkbaren Wassers, in wiefern es mehr oder weniger Erd- und Salztheile enthalte, weich oder hart ist. Nach der Erfahrung muß einem mit Erdstoffen sehr geschwängerten Trinkwasser die Neigung zu Steinbil-

dungen im Körper, zu Skropfeln, Kröpfen und zum Cretinismus zugeschrieben werden. 7) Nahrung. Nationen, die sich allein von Vegetabilien nähren, wie die Inder, zeichnen sich durch eine Ruhe, Mildheit und Sanftmuth des Charakters aus: ihre Körper sind weniger zu heftigen Krankheiten geneigt; eine nur von Fleischspeisen lebende Nation bildet den Contrast. 8) Einen nicht geringeren Einfluß hat die Lebensart: ob ein Volk Ackerbau Jagd, Fischerei oder Handel vorzugsweise treibe; in einer bloß Ackerbau oder Jagd treibenden Nation sind die Menschen kräftiger, die Krankheiten einfacher und verlaufen naturgemäßer; da hingegen in einem Lande, wo Handel und Fabriken in großem Flore sind und eine Menge Menschen beschäftigen, sie viel verwickelter und unregelmäßiger in ihrem Verlaufe und in ihren Krisen sind. Aus diesen angegebenen Beobachtungen, die sich fast bis ins Unendliche vermehren ließen, geht es hinlänglich hervor, wie wichtig für den Arzt die medicinische Geographie ist, und daß fast jede Gegend ihre besondere Curmethode erfordert.

Medicinische Polizei, s. Staatsarzneikunst.

Medicinische Topographie. Was die medicinische Geographie für ganze Länder, ist die medicinische Topographie für einzelne Orte, Städte, Dörfer und Bezirke; sie liefert die Beschreibung der zahlreichen und mannichfaltigen Umstände, welche auf die Entstehung, Veränderung und Behandlung der Krankheiten einfließen können. Sie muß daher alles das im Kleinen berücksichtigen, worauf jene im Großen ihre Aufmerksamkeit richtete.

Medicinalverfassung ist derjenige Theil der Staatsverfassung, dessen Verwaltung alle Zweige der Medicin, in soweit sie sich auf den Staat beziehen, anvertraut ist. Es ist Pflicht eines jeden Staates, nach Kräften für die Gesundheit seiner Unterthanen und für ihre Pflege in Krankheiten Sorge zu tragen; es muß ihm daher auch das Recht zugestanden werden, die Bestimmungen und Bedingungen festzustellen, unter deren Erfüllung er den Arzt anerkennen will; er darf im Allgemeinen die Erziehung und Bildung der Arznei-Studirenden leiten und ehe er ihnen die Erlaubniß zu prakticiren ertheilt, verlangen, daß sie sich seinen Prüfungen unterwerfen. Eben so steht ihm die Befugniß zu, die Apotheker zu kontrolliren, die Hebammen zu prüfen rc. Man nennt die Sammlung Gesetze, und Verordnungen, welche der Staat über diese und andere Gegenstände, die mit dem Gesundheitswohle der Unterthanen in Verbindung stehen, erließ, die Medicinalverfassung. Im Allgemeinen ist eine oberste Medicinalbehörde nöthig, welche die höchste Instanz in allen Angelegenheiten, die sich auf das Gesundheitswesen der Bürger, oder auf das Medicinalwesen beziehen, und seine nicht bloß berathende oder gesetzgebende, sondern auch ausübende Gewalt haben muß. Ist das Land für ein solches Medicinalkollegium zu groß, so müssen demselben mehrere untergeordnet werden. Diesen Ober- und Unterkollegien wird Alles, 1) was sich unmittelbar auf das Gesundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenstand der medicin. Polizei ist, 2) die Aufsicht über den Unterricht in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung desselben, so wie die Prüfung der Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wohl auch der Krankenwärter zu übertragen seyn. 3) Sollen sie die Aufsicht über alle die Anstalten führen, die der Staat zum Unterricht der jungen Aerzte, Chirurgen rc, oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanstalten, Krankenhäuser) eingerichtet haben muß. 4) Endlich ertheilen sie auch Gutachten, im Fall eine gerichtliche Entscheidung sich auf medicinische Kenntnisse stützt; sie verwalten also die gerichtliche Medicin (s. d. Art.). In Hinsicht auf gerichtlich-medicinische und medicinisch-polizeiliche Gegenstände sind die sogenannten Physici die Repräsentanten und Organe dieser Kollegien. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter strengere Aufsicht genommen, sie müssen nach

Vorschriften (Dispensatorien) arbeiten; ihre Offizinen werden von Zeit zu Zeit geprüft; die Zahl derselben an einem Orte ist bestimmt. Zweckmäßige Anstalten zu Heilung der Kranken (Brunnen- und Badeanstalten und Krankenhäuser) und zur Bildung neuer Aerzte, Wundärzte u. s. w. machen endlich wichtige Zweige der Medicinalverfassung aus.

Medien, die größte und wichtigste Provinz des persischen Reichs; denn sie zeichnete sich durch die Menge ihrer streitbaren Bewohner, durch die Fruchtbarkeit der meisten Gegenden, durch ihre wegen der vielen Gebirge sehr festen Lage, durch ihre Größe, welche fast die von Deutschland übertrifft, von den übrigen aus. Die Gränzen waren gegen Morgen Hyrkanien und Parthien, gegen Mittag Persis und Susiana, gegen Abend Assyrien und Armenien gegen Mitternacht das kaspische Meer. Es umfaßte also das heutige Iran, Azerbidshian, Gilan, und die Westhälfte von Mazanderan. Schon vor der persischen Periode war Medien als eignes unabhängiges Reich in der Geschichte bekannt. Ninus, der Stifter der assyrischen Monarchie, fand schon einen König der Meder, den er besiegte, und dessen Land er eroberte. Nach der Zertrümmerung der assyrischen Herrschaft, gelang es einem Statthalter dieser Provinz, Medien zu einem unabhängigen Reiche zu erheben. Es ward nun bald das mächtigste unter den Reichen, welche aus der assyrischen Monarchie entsprungen waren, und vereinigte sie endlich, wenigstens das Neuassyrische, unter seinem Scepter. Durch Cyrus wurden zwar die Meder ihrer Oberherrschaft beraubt und den Persern unterworfen, welche sie bisher wegen ihrer Dürftigkeit für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; aber der Besiegte rächte sich dadurch an dem Sieger, daß er ihn durch seine größere Kultur überwand, und den Perser zum Meder umwandelte. Die Meder wurden die ersten und vorzüglichsten Lehrer der Perser, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, sondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach der Eroberung des Cyrus blieb Medien immer in ungetrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des persischen Reichs; nur die nordwestlichen Streiche, welche vor Cyrus zum Reiche Assyrien gehört zu haben scheinen, rissen sich auf einige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die persische Monarchie erobert hatte, gab er Medien einem inländischen Statthalter, Namens Atropates, entzog ihm aber in der Folge die gegebene Stelle wieder. Aus der spätern Geschichte aber erhellet, daß er seine Würde behielt, und sich in die nördlichen bergigten Gegenden des Landes zog, wo noch keine macedonische Armee hingekommen war, und wo er sich auch behauptete. Er ließ sich in seinem Lande König nennen, vererbte es, so wie seine Würde, auf Kinder und Kindeskinder, welche, ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbarn, der Parther, Armenier und Römer, sich doch theils durch Nachgiebigkeit, theils auch mit bewaffneter Hand in Unabhängigkeit zu erhalten wußten. Zur Zeit der ersten römischen Kaiser war dies Land noch unabhängig, nachher aber kam es unter die Herrschaft der Parther. Medien bestand eigentlich aus drei Haupttheilen: aus dem südlichen eigentlichen Medien, öfters auch Großmedien genannt, aus dem Lande des Atropates, dem atropatischen Medien oder Atropatene und aus den nördlichen Strichen längs der Küste des kaspischen Meeres (Nordmedien).

Medinah, (Medinah al Nabi), d. i. Prophetenstadt: denn hierher floh Muhamed 622 (von welcher Flucht die Zeitrechnung der Muhamedaner anfängt), unter 24° 1′, etwa 40 Meilen nördlich von Mekka und 20 vom Meere, an einem Bache, der aber meistentheils trocken ist. Sie ist viel kleiner als Mekka, etwas befestigt und mag an 6000 Einw. haben. Auch sie darf kein Christ betreten. Der Gegenstand der Verehrung ist hier das Grab Muhammeds. Ein von Hallen eingeschlossener Platz, wie der von Mekka, nur mit 5 Minarets geschmückt, ist hier durch eine Mauer in

2 Theile getheilt; in dem südlichen steht an der Ostseite die eigentliche Moschee, worin das Grab des Propheten; dieses ist mit einem kastenähnlichen Gebäude bedeckt und von einem eisernen Gitter umgeben; außerdem enthält die Moschee noch die ähnlichen Gräber der beiden ersten Kalifen. Die Schätze, welche ehemals hier aufbewahrt wurden, haben die Wechabiten geraubt. Um das Gebäude hängt ein kostbares grünes mit goldenen Inschriften geziertes Tuch, welches in der Regel alle 7 Jahre erneuert wird. Nur die Pilgrimme, die von Damask kommen, pflegen auch Medina zu besuchen; den übrigen liegt es zu weit außer dem Wege. Die Stadt steht unter dem Schach von Mekka, der einen Statthalter und eine Besatzung dahin schickt; auch sind hier einige Soldaten des Großherrn.

Medusa, die bekannteste unter den drei Gorgonen (s. d. Art.), die einzige Sterbliche unter ihnen. Ihre außerordentliche Schönheit wurde ihr Unglück; denn Neptun verliebte sich in sie und umarmte sie im Tempel der Minerva, weßhalb die erzürnte Göttin Medusens Haare in Schlangen verwandelte und ihr die Kraft beilegte, durch ihren Anblick Alles in Stein zu verwandeln. Sie wurde hiedurch eine Plage der Gegend, in welcher sie lebte; doch bald erlegte sie Perseus (s. d. Art.), welchen die Götter zu diesem schweren Kampfe mit den nöthigen Hülfsmitteln ausrüsteten. Aus dem Blute der Erschlagenen entsprangen Chrysaon und Pegasus. Ihr Haupt, welches Perseus mit sich nahm, wurde von Minerven auf ihr Schild gesetzt, und die weise Göttin nahm es dem Perseus vielleicht deshalb, weil er es mißbrauchte und verschiedene Personen, welche er haßte, in Stein verwandelte. Die Abbildung des Medusenkopfs kommt auf vielen alten Denkmälern vor. Immer erscheint sie da nicht als ein Bild der Häßlichkeit, sondern als der schönste Frauenkopf mit einer edlen, hohen allein betrübnißvollen Miene und entweder ganz geschlossenen oder matten und sterbenden Augen. Selten sind ihre Haare ganz Schlangen, meistentheils nur sparsam damit durchflochten. Bisweilen trägt sie auch Flügel am Kopfe.

Meer, Weltmeer, Ocean, die See, ein großes, überall zusammenhängendes Wasserbecken, das alles Land auf der Erde einschließt und über 6 Mill. Q. Meilen, oder drei Viertel von der Oberfläche der Erde bedeckt. Nach ihrer Lage erhalten die einzelnen Theile eines Weltmeeres verschiedene Benennungen, wie die fünf Weltmeere: 1) das nördliche Eismeer (mit dem weißen Meer und dem karensischen oder karischen Meer); 2) das südliche Eismeer; 3) das indische oder südliche Weltmeer (mit dem arabischen Meer, dem Meerbusen von Bengalen, dem von Siam und dem japanischen Meer); 4) 5) die beiden Weltmeere, welche die alte Welt von der neuen scheiden: das westliche, oder amerikanische (mit dem äthiopischen und dem atlantischen Meere, welches letztere die Nordsee und Ostsee, den biscayischen Meerbusen, das mittelländische Meer, den Meerbusen von Guinea, das eskimoische Meer, das mexikanische Meer und das caraibische Meer enthält); und das östliche oder große Weltmeer, gewöhnlich Südsee genannt (mit der östlichen Nordsee bis zum Wendekreise des Krebses, der Mittelsee oder dem eigentlichen stillen Meere und der eigentlichen Südsee). Bei seiner großen Ausdehnung kann das Meer nicht nur durch seine Ausdünstungen dem Lande die nöthigen Feuchtigkeiten verschaffen, sondern auch die den thierischen Körpern beim Einathmen schädlichen Dünste verschlucken. Der Boden des Meeres ist uneben wie die Oberfläche des Landes und nichts anders als eine Fortsetzung desselben, daher er auch so geschichtet ist, wie das nächstgrenzende Land. Er hat Felsen, Berge und Thäler und ist entweder mit Seepflanzen und Staudenthieren besetzt und mit Schaalthieren belegt, oder mit Schlamm, Sand und

unzähligen Meerthieren, meist zu einer harten Masse zusammengewachsen, bedeckt. Man erforscht die Tiefe und die Beschaffenheit des Bodens mit dem Loth= oder Senkblei. Ist jene unergründlich, so findet man sie durch Berechnung. Man versenkt nämlich einen leichten Körper, z. B. eine Thierblase, mit einem schweren Instrumente, das bei Berührung des Bodens die Blase los läßt. Diese steigt zu der Oberfläche. Aus der indeß vergangenen Zeit berechnet man die Tiefe. Man weiß, daß die Ostsee und das caspische Meer Tiefen von 3000 Fuß haben, die Nordsee von 1200 und das mittelländ. Meer von 9000 F. Die Farbe des Meeres ist gewöhnlich dunkelblau, bei heiterer Luft grünlich, bei finstern Wolken dunkelgrau, in einigen Gegenden röthlich u. s. w., was von Seepflanzen oder einer Menge kleiner Seethierchen herrührt. Das westindische Meer ist stellenweise so durchsichtig, daß man alle Gegenstände auf dem Boden erkennen kann. Da das Meerwasser einen salzigen, etwas bittern und unangenehmen Geschmack hat, ist es zum Getränke und zum Kochen, so wie zum Feuerlöschen völlig unbrauchbar. In den Annales de Chimie et de Physique (Mars. 1817) beschreiben Freycinet und Clement ein neues Verfahren, das Seewasser durch Destilliren mit Raum= und Kostenersparniß vollkommen trinkbar zu machen. Diese Salzigkeit nebst der beständigen Bewegung des Meeres, bewahret das Meerwasser vor der Fäulniß und läßt es weniger leicht gefrieren; auch ist es vielen Geschöpfen, die im Meere leben, unentbehrlich; endlich giebt es diesem eine Schwere, welche es fähig macht, die größten Schiffe zu tragen. Aus dem Seewasser wird in vielen Küstenländern, in großen flachen Gruben durch Verdünstung Baysalz, eine Art Kochsalz gewonnen, dem man zum Einsalzen den Vorzug vor dem Quellsalze einräumt. Als Bad stärkt das Meerwasser den Körper und löscht sogar den Durst. Geschmolzenes Eis aus dem Meere gibt süßes, trinkbares Wasser. Der Wärmegrad (Temperatur) des Meeres bleibt sich ziemlich gleich. Wie sehr das Meer die Kälte temperirt, beweist u. a. der südliche Theil von Devonshire in England. Hier überwintern Lorbeer und Myrthe, Orangen und Zitronen in freier Luft. Eben so die Camellia Japonica, die Fuchsia coccinea, das Solanum pseudocapsicum u. s. w. Man braucht bloß die Vorsicht, daß man sie gegen Süden an eine Mauer setzt. In Salcomb e, welches ein kleiner Hafen und der wärmste Punkt in England ist, zieht man sogar in Gärten die Buddlea globosa und die amerik. Aloe. Alles bleibt in freier Luft, wird jedoch im Winter mit Strohmatten bedeckt, und die Orangen sind so feinschälig wie die portugiesischen. Doch schwimmen große, von den Eisfeldern des Polarmeeres abgelöste Eisberge (Treibeis), selbst mitten im Sommer, bis in die gemäßigten Himmelsstriche. Der Wellenschlag des Meeres entsteht aus dem durch den Anstoß des Windes aufgehobenen Gleichgewichte des Wassers, und diese pendelartigen, fortschreitenden Schwingungen des Wassers, die bald parallel breit und unabsehlich lang sind, bald kurz abrollen und sich durchkreuzen, entsprechen nicht allein der Kraft des Windes, sondern auch der in Bewegung gesetzten Wassermasse. Auf den inländischen Meeren erreichen die Wellen eine Höhe von 6 — 9 Fuß; auf dem Ocean werden sie im Sturme Bergen ähnlich. Wenn sie den von steilen Küsten zurückgeworfenen Wellen begegnen und beide an einander stoßen, so entstehen die den Schiffern so fürchterlichen Brandungen. Für die Schifffahrt ist die, unter dem Namen Ebbe und Fluth bekannte, Bewegung des Meeres höchst wichtig. Außerdem gibt es zwischen den Wendezirkeln und bis gegen 30° Br. eine stete Bewegung des Meeres von Osten nach Westen, vermöge welcher man, bei übrigens gleichen Umständen, schneller aus Europa nach Amerika, aus Mexiko nach den Philipinen, und aus Ostindien nach dem Cap, als zurücksegeln kann. Aus

den höhern Breitengraden bemerkt man in der nördlichen Halbkugel einen Hauptzug des Wassers von S. W. nach N. O., in der südlichen von N. W. nach S. O. In den kalten Erdgürteln wird der Zug des Meeres wieder westlich. Endlich kennt man noch theils beständige, theils veränderliche (d. i. zu gewissen Zeiten bald vor= bald rückwärts fließende) Strömungen oder Stromgänge, wo die See mitten im Gewässer des Meers, wie zwischen zwei Ufern in einem Bette, in einer größern oder geringern Breite und Länge, in mancherlei Richtungen, einem noch nicht hinlänglich erklärten, besondern Zuge folgt. In den Meerengen gehn sie am stärksten. Ein solcher Stromgang, der Golfstrom, bricht aus dem mexikanischen Meerbusen zwischen Florida und den Bahama=Inseln hervor, geht längs der nordamerikanischen Küste nordöstlich bis Norwegen, wo er durch den Widerstand der Küsten zurückgetrieben, in einer nordwestlichen Richtung nach Grönland eilt. Er führt alles Holz, das die Flüsse, welche sich in den Golf von Mexiko oder in das nördliche Westmeer ergießen, mit sich fortgerissen haben (Tannen, Fichten, Linden, Birken, Fernambuck u. a. Art.), als Treibholz zu den Gestaden von Nova Zembla, Spitzbergen, Grönland und Island; auch Irland, Schottland, die Hebriden, die Orkneys, Schottland, die Färoer und Norwegen erhalten davon reichlichen Antheil. Weiter östlich setzt das Eismeer Treibholz aus Sibirien und Nordwestamerika an den sibirischen und kamtschatkischen Küsten in Menge ab. Die südliche Halbkugel ist frei von Treibholz. Andere Strömungen haben neben einander, in keiner großen Entfernung, eine entgegengesetzte Richtung: so geht im Kattegat ein Strom längs der jütischen Küste nach der Ostsee hinein, und längs der schwedischen und norwegischen aus derselben heraus. Noch gehören zu den Bewegungen des Meers die Strudel oder Wirbel, welche entstehn, wenn das Wasser in entgegengesetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Mahlstrom an den norwegischen Küsten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schifffahrtskunde unbedeutend. Die vorgeblich allgemeine Abnahme des Meeres ist nur örtlich; denn, ob es schon an mehreren Küsten vormals beträchtlich höher gestanden oder tiefer in das Land hineingereicht hat, als gegenwärtig, so weiß man ebenfalls, daß das Meer an andern, gemeiniglich den gegenüber gelegenen, Küsten Eroberungen macht und tiefer eindringt. Im Ganzen mögen also Gewinn und Verlust ziemlich gleich seyn. Oft leuchtet das Meer bei der Nacht, entweder so, daß seine ganze Oberfläche von einem phosphorartigen Lichte strahlt, oder so, daß nur das Wasser um das Schiff, vorzüglich aber in der Furche leuchtet, welche das Schiff durch seine Bewegung zieht. Dies Leuchten ist theils elektrischen Ursprungs, theils entsteht es durch eine unendliche Menge kleiner gallertartigen Thiere, welche den Ocean bevölkern. Vergl. Molusken. Da, wo das Meer tief in das feste Land eindringt, entstehen Meerbusen oder Golfe; kleinere Meerräume dieser Art heißen Baien und Buchten. Noch kleinere von der Natur oder Kunst hervorgebrachte Busen, worin Schiffe vor den Winden geschützt liegen, nennt man Häfen: weniger verschlossene und gesicherte, gegen das Meer ganz offne Räume der Art Rheden. Die Stellen, wo das Meer zwischen zwei nahen Küsten fließt, werden Meerengen, Kanäle, Straßen, Sunde genannt.

Meergötter sind diejenigen Götter in der Mythologie, denen die Phantasie der Griechen das Meer zu ihrem Aufenthalt angewiesen. Der oberste derselben ist Poseidon oder Neptun; ihm zunächst stehen der Vater Okeanos und seine Schwester und Gattin Thetys. Des Okeanos weibliche Nachkommen sind unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. h. weibliche Genien der Gewässer, bekannt. Außer diesen sind noch anzuführen: Pontus und

dessen Gattin, die Okeanide Drois, nebst ihren 50 Töchtern, die weissagenden Nereiden, unter welchen Galatee, die Geliebte des Polyphemes, Thetus, die Mutter des Achilles, die berühmtesten sind, und vorzüglich Amphitrite, des Neptuns Gemahlin; ferner die Söhne Neptuns, die Tritonen, die auf Seemuscheln blasen und den Fluthen des Meeres gebieten, zu kommen oder sich zu entfernen; und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos Palämon, Leukothea und Melicertos, das Klippenungeheuer Scylla, die täuschenden Sirenen, die Stromgötter, Söhne des Okeanos. Die meisten dieser Gottheiten besaßen die Gabe der Weissagung; unter ihnen vorzüglich Proteus und Nerus. Man bildete die Gottheiten des Meers mit mannichfaltigen von den Erscheinungen des Wassers hergenommenen Abzeichen, z. B. mit Fischleibern, meergrauen Haaren, Schilfkränzen u. s. w.

Meereslänge, s. Länge.

Meermann (Gerhard), Rathspensionär der Stadt Rotterdam, stammte aus einem alten und vornehmen Geschlechte und war 1722 im Haag geboren. Er bildete sich auf Reisen zum Geschäftsmann, erhielt 1748 die angeführte Stelle und ward von Kaiser Carl VI. in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er wandte sein ganzes Leben und seine Schätze einzig für Wahrheit und Wissenschaft an und starb viel zu früh 1771, in der gelehrten Welt durch die Herausgabe eines Thesaurus Juris Civilis et Canonici und der Origines typographicae ein rühmliches Andenken hinterlassend. Sein Sohn Johann, Herr von Dalen und Buren, ausgezeichnet als Mensch, Gelehrter und Staatsmann, geb. 1753 im Haag, erhielt daselbst und in Rotterdam seine wissenschaftliche Bildung und übersetzte im 10 Jahre Moliere's Mariage forcé, welche er ohne seines Vaters Wissen dem Druck übergab. 1767 bezog er die Hochschule Göttingens, wo er Heynens Vorlesungen hörte; studirte dann einige Jahre zu Leyden griechische Literatur und Jurisprudenz, besonders Staatsrecht, worauf er zu seiner weitern Ausbildung die vornehmsten Länder Europas bereiste, mit den berühmtesten Gelehrten in Freundschaft tretend, und erhielt nach seiner Rückkehr 1774 zu Leyden die Doktorwürde. Seine Inauguraldissertation über das holl. Staatsrecht zeichnet sich durch scharfsinnige Gelehrsamkeit aus. Nach seiner Vermählung 1785 mit A. C. Mellerus, Wittwe des gelehrten Abr. Pirenot, durchreiste er mit derselben die brittischen Reiche, Deutschland, Italien, Nordeuropa, welche große Wanderungen er in einem Werke von 11 Bänden beschrieben hat. Nach seiner Rückkehr nahm er thätigen Antheil an den Abhandlungen mehrerer Gelehrten-Societäten, die ihn als Mitglied aufgenommen hatten; so wie er eine große Anzahl Schriften, besonders histor. und staatsrechtl. Gegenstände, sehr verschiedener Art herausgab, die seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen Eifer für Tugend und Religiösität beweisen. Unter König Ludwig Buonaparte von Holland stand er an der Spitze des Departements der öffentlichen Kultur, ward dann von Napoleon als franz. Senator nach Paris berufen und starb im J. 1815 allgemein geachtet. Als Direktor der Künste und Wissenschaften war er einer der eifrigsten Mitarbeiter an der Jahrbüchern der Wissenschaften und Künste im Königreich Holland 1806—1807. Auch beschenkte er sein Vaterland mit einer Uebersetzung von Klopstocks Messiade (Gravenhage 1803—15, 4 Bde. 4to.).

Meerschaum, eine Gattung von Kalkerde, weiß oder weißgelblich, feinerdig, sehr weich, fett und zähe, schneidbar, und im Feuer und an der Luft erhärtend. Hauptsächlich wird er bei dem Dorfe Kiltschick, unweit der Stadt Konie in Anatolien, dort Kyl-Keffy, d. h. Schaumthon, genannt, gefunden. Gewöhnlich schneidet und bohrt man die bekannten Pfeifenköpfe aus verhärtetem Meerschaum, doch zuweilen formt man sie auch aus der noch weichen Erde. In letzterm Falle werden sie, nach dem Bohren, an der Sonne und im Ofen getrocknet, sodann in Milch gekocht, hierauf mit Schach-

telhalm und endlich mit Leder abgerieben. In Konstantinopel färbt man sie dann noch verschiedentlich, und siedet sie in Wachs, Oel rc. In der Türkei wenig beliebt, gehen sie dann nach Siebenbürgen, Ungarn, Polen und von da nach Leipzig. In Deutschland werden sie gewöhnlich umgeformt. Aus den Abgängen macht man unechte Meerschaumköpfe; geschnitten oder ausgearbeitet werden sie zu Ruhla und Schmalkalden, Fürt und Nürnberg, Lemgo, Leipzig, Hamburg, Lübeck; Verfälschungen finden statt durch Gypszusammensetzungen und Benutzung der Abschnitzel des Meerschaums zu neuen Köpfen, welche daran zu erkennen sind, daß ein verfälschter Pfeifenkopf einen Bleistift ähnlichen Strich von einer daran gestrichenen Silbermünze annimmt, ein echter aber nicht.

Megalanthropogenesie, die Kunst große Menschen zu erzeugen. Es giebt allerdings eine Kunst, gesunde Menschen zu erzeugen; sie besteht vorzüglich aus der inexhausta pupertas der alten Deutschen, auf der ungeschwächten Jugendkraft der Eltern; nur ein gesundes, kräftiges Leben kann wieder ein gesundes, kräftiges Leben erzeugen, ernähren und gebären. Doch die Kunst große Menschen, d. h. geistig groß, zu erzeugen, ist bis jetzt, und dürfte noch für eine lange Zukunft eine unbekannte Kunst bleiben, deren Grundsätze und Regeln nur in Träumereien bestehen. Wir wissen noch gar nichts davon, wie die Natur das Geistige mit dem Körperlichen verknüpft, die Seele an die Materie bindet, und wir wollen sie schon durch Kunst dazu zwingen, diese Vermählung nach unserm Willen zu vollziehen? Man suche nur gesunde Kinder zu erzeugen, und erziehe sie nach vernünftigen Grundsätzen, so wird sicher der brave, nützliche und gute Mensch nicht ausbleiben, wenn er auch eben nicht groß seyn sollte.

Megäre, s. Eumeniden.

Mehl, s. Brod.

Mehlthau, s. Thau.

Méhul (Etienne Henri), ein berühmter französischer Tonkünstler und Komponist, geb. zu Givet 1763, wurde schon im 12. Jahre Organist in der Abtei La Val-Dieu, lernte hier die Anfangsgründe des Komponirens, begab sich dann nach Paris, lernte den Ritter Gluck kennen und vervollkommnete sich unter dessen Leitung in der so schwierigen Tonkunst. Schnell nach einander lieferte er folgende Opern: Cora und Alonzo, 1791; Horatius Cocles; Adrien, 1790; Euphrosine, 1790; Stratonice; 1792; der junge Weise und der alte Narr, 1793; Phrosine und Melodores, 1794; die Höhle, 1795; Doria; der junge Heinrich, Ariodant, 1799; Bion, 1800; Epikure, gemeinschaftlich mit Cherubini, 1800; der Zürnende 1801; Une folie (deutsch: je toller, je besser); der vorgebliche Schatz; der Glückliche wider Willen, 1802; der Kuß und die Quittung; Utha, Gabrielle d'Estrées und die beiden Glieder von Toledo, 1805; Joseph, 1807; Amphion, oder die Amazonen, Valentine von Mailand, 1811; mehrere Ballets und Nationalgesänge, unter denen der Chant du Dédari und der Chant du Retour großen Beifalls sich erfreuten. Sie zeichnen sich alle durch Charakter und Energie aus. 1804 wurde er Mitglied der Ehrenlegion und starb zu Paris den 17. Okt. 1815 an der Brustwassersucht.

Meibom, eigentlich Meybaum, der Name mehrerer verdienter Gelehrten, unter denen sich auszeichnen: 1) (Heinrich), der Aeltere, geb. 1555 zu Lemgo in der Grafschaft Lippe, starb 1625 als Professor der Geschichte und Dichtkunst zu Helmstädt, einige geschichtliche Abhandlungen über das Mittelalter und and. hinterlassend. 2) (Johann Heinrich), geb. zu Helmstädt 1590, widmete sich den Arzneiwissenschaften und lehrte sie von 1619 bis 1625 in seiner Vaterstadt. Er starb zu Lübeck als Physikus. 3) Heinrich), der Jüngere, Sohn des Vorigen, ebenfalls als Arzt berühmt, geb. zu Lübeck

1638, widmete sich der Arzneikunst zu Helmstädt, reiste dann durch Deutschland, England, Italien und Frankreich, erhielt 1661 einen Lehrstuhl der Medizin zu Helmstädt, wurde hierauf 1678 Professor der Geschichte und Dichtkunst daselbst und starb den 16. März 1700. Unter seinen vielen Schriften sind die vorzüglichsten: Scriptores rerum germanicarum. 1688. 3 Bde. Fol.; Ad Saxoniae inferioris historiam introductio, 1687. 4.; De vasis palpebrarum novis, Helmstädt 1666. 4. Die Anatomie verdankt ihm die Auffindung der sogenannten meibomischen Drüsen und mehrere andere Entdeckungen oder nähere Bestimmungen, z. B. eine klare Beschreibung der Oeffnungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufes und der Thränengänge. 4) (Max), von derselben Familie, geb. zu Tönningen 1630, war Professor zu Soroe und Bibliothekar zu Koppenhagen, gab den Vitruvius, Diogenes Laertius u. a. m. heraus, erwarb sich durch seine Antiquae Musicae scriptores septem. gr. et lat. cum not. Amsterd. 1652. 4. einen Ruf nach Schweden an den Hof der Königin Christine (s. d. Art.), die unter seiner Anleitung ein Konzert mit alten griechischen Instrumenten aufführen ließ, verlor aber die Gunst derselben bald wieder und starb zu Amsterdam 1711.

Meier hieß in ältern Zeiten eine obrigkeitliche Person, Major Domus, welche die hohe, an einigen Orten aber nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit ausübte. Im Mittelalter nannte man so die obersten Pfalzgrafen, jetzt bedeutet es 1) den Vorgesetzten der Landwirthschaft, sowohl einer ganzen Gegend als auch eines einzelnen Gutes; 2) der oberste Knecht in einer großen Wirthschaft; 3) einen Erbzinnsmann, besonders in niederdeutschen Gegenden.

Meil (Joh. Wilhelm), einer der vorzüglichsten Kupferstecher und Zeichner, geb. zu Altenburg 1733, wo sein Vater Hofbildhauer war, studirte zu Leipzig, ging 1752 nach Berlin und wurde durch die Kunstschätze dieser Stadt bewogen, sich der Kunst ausschließlich zu widmen. Ohne Hülfe eines Lehrers brachte er es durch angestrengten Fleiß bald so weit, daß seine Zeichnungen des Beifalls des deutschen Publikums sich erfreuten. Man hat von ihm mehr als 500 Vignetten in Ramlers Blumenlese, verschiedenen Kalendern, Engels Mimik und der neuesten Ausgabe des Sebaldus Nothanker. Er starb als Direktor der Kunstakademie zu Berlin 1805. Ihn überlebte sein ebenfalls als Kupferstecher und Zeichner berühmter Bruder Joh. Heinrich Meil.

Meile, von dem latein. Mille, tausend, weil die römische Meile 1000 geometr. Schritte zu 5 römischer Schuhen betrug, ein Maß der Länge des Wegs oder der Ortsentfernung, ist sehr verschieden. Von der deutschen, auch geographischen Meile gehen 15 auf einen Grad des Aequators; die wirkliche Meile ist aber gewöhnlich etwas größer, als die geographische, 2 Stunden Wegs in der Regel. Fünfzehn geographische Meilen als Grundmaßstab machen 10 norwegische, 10 ⅖ dän. und schwedisch, 13 ⅔ niederländ. Stunden, 20 gemeine spanische Meilen oder 26 ⅔ castilische, 22 polnische, 25 gemeine französische, 60 italienische und auch geographische englische, 66 ⅔ türkische (Berri), 69 ½ englische, oder auch 60 gesetzmäßige Meilen, 104 ½ russische (Werste), 250 chinesische (Li). Von den Seemeilen betragen 17 ½ spanische und 20 französische, englische und niederländische (Leagues) 15 deutsche Meilen. Die deutsche oder geographische Meile selbst enthält 1972 rheinländische Ruthen, oder 23.661 rheinländische Fuß, oder 22.800 Pariser Fuß oder 3807 $^1/_{10}$ Toisen, die Toise zu 6 Fuß, oder 12.000 gemeine Schritt. Die Tabelle, welche die Weite der Oerter anzeigen, heißt man Meilenzeiger.

Meiler sind regelmäßig zu dem Zwecke auf einander gelegte und nachher mit Erde bedeckte Holzscheite, daß sie sich bei einem Glühfeuer ohne Flamme verkohlen sollen. Sind die Scheite senkrecht an einander gelegt, so daß das

Ganze einem stumpfen Kegel gleicht, so heißen sie stehende, liegen sie horizontal, liegende Meiler. In Deutschland zieht man die erstern, in Schweden die letztern vor. Auch die Feldöfen, worin man in einigen Gegenden Ziegel im Freien ohne gemauerte Oefen brennt, heißen Meiler.

Meiners (Christoph) ein bekannter deutscher Literator, Hofrath und Professor der Philosophie in Göttingen, geb. zu Ottendorf im Lande Hadeln, 1747, studirte in Göttingen und erhielt daselbst 1772 als außerordentlicher und 1775 als ordentlicher Professor eine Anstellung, so wie 1788 den Charakter als Hofrath. Unermüdlich thätig, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, lieferte er auch dem deutschen Publikum mehrere gehaltreiche Schriften, unter denen sich vorzüglich auszeichnen: Historia doctrinae de vero Deo, Lemgov. Vol. II. 1780. 8.; Geschichte des Ursprungs, Fortgangs Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom, Lemgo 1781. 2 Bde. 8. (unvollendet); sie verschaffte ihm die Mitgliedschaft des Nationalinstituts. Grundriß der Geschichte aller Religionen, Lemgo 1785, 1787. 8.; Historische Vergleichungen des Mittelalters mit unserm Jahrh., ebd. 1793, 3 Bde. 3.; Beobachtungen über die vornehmsten Länder Asiens, Lübeck 1795, 2 Th. 8.; Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unsers Erdtheils, ebd. 1802, 4 Th. 8.; Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennatur in Asien und den Südländern, Tübingen 1813, 2 Thl. 8.; ferner Briefe über die Schweiz, Berlin 1784—90, 4 Thl. 8. Er starb im Jahre 1810. Meiners besaß einen ausgebreiteten literarischen Ruf. Auf seine Entscheidung beriefen sich italienische Akademien; Deutschland aber wird ihn stets unter seine fleißigsten Literatoren zählen. Die Kunst zu excerpiren und seine Excerpte in Bücher umzustempeln, besaß er in hohem Grade. Aus seinen Schriften über das Mittelalter und besonders aus den fleißig gearbeiteten Biographien der großen Restauratoren im 15. und 16. Jahrh. wird ein neuer Bayle einst trefflichen Stoff zur Bestätigung und Widerlegung hernehmen können.

Meinhard, eigentlich Gemeinhard (Joh. Nikol.), geb. zu Erlangen 1727, studirte zu Helmstädt und Göttingen, durchreiste als Hofmeister mehrere Länder Europens, privatisirte, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden, in Berlin und starb daselbst 1767. Meinhard besaß bei einer großen Bescheidenheit, die gegen Fremde bis zur Blödigkeit ging, eine ungemeine Belesenheit, besonders im Fache der schönen Wissenschaften. Er verstand griechisch, Latein, französisch, italienisch, englisch, spanisch, portugiesisch, dänisch, holländisch und seine eigne Muttersprache in weitem Umfange. Er nahm Antheil an der allg. deutschen Bibliothek und der Bibliothek der schönen Wissenschaften, übersetzte mehreres aus neueren und älteren Sprachen (z. B. den griechischen Roman, Theagenes und Chariklea von Heliodor), verdient aber den Dank der Kenner durch seine Versuche über den Charakter und die Werke der besten ital. Dichter, 2 Th., neue Auflage mit einer Vorrede von F. W. Zachariä, Braunschweig 1774, 8. (3r Th. von C. J. Jagemann, 1774, 8.).

Meiningen (Sachsen-), ein sächs. Herzogthum ernestinischer Linie, besteht aus Theilen der ehemaligen Grafschaft Henneberg und des Herzogthums Coburg, und zerfällt, außer mehreren kleineren Parzellen, in zwei Haupttheile, beide am südlichen Abhange des Thüringer Waldes gelegen, wovon die westliche größere das Unter-, die östliche das Oberland heißt. Zusammen betragen sie 18 ¼ (20?) □ M. mit 54.000 luther. Einwohnern. Das Unterland ist zwar etwas bergig, hat aber doch schöne Thäler und guten Ackerbau. Die Werra durchströmt es in seiner ganzen Länge. Hauptprodukte sind Getreide, Obst, Taback und Salz, aus der bedeutenden Saline bei Salzungen an der Werra. Das Oberland ist durchaus rauh und gebirgig. Seine vorzüglichsten Produkte sind Holz, Eisen und Schiefer; von

letzterem giebt es außer dem gewöhnlichen Schreib- und Dachschiefer noch bei Sonnenberg einen Bruch von Griffelschiefer, wovon die bekannten Griffel zu den Schiefertafeln geschnitten werden. Die Einwohner leben allein von ihrer Betriebsamkeit, die hier überall verbreitet ist. Besonders sind die Sonnenberger Waaren berühmt, welche aus Schachteln, Kinderspielzeug, Drehorgeln, Schiefertafeln, Wetzsteinen, Porzellan u. s. w. bestehen, und diesem Lande jährlich gegen 126.000 Gl. eintragen. Der Bach Steinbach, welcher dem Main zufließt, führt Perlenmuscheln. — Herzog Ernst des Frommen dritter Sohn Bernhard ist der Stifter der meinungenschen Linie. Von seinen 3 Söhnen pflanzte nur der jüngste das Geschlecht fort, und erhielt nach Aussterben der Römhilder Linie 1710 einen Theil der Besitzungen. Seine beiden Söhne Carl und Georg regierten nach ihres Vaters Tode gemeinschaftlich das Land, dessen alleinige Regierung Georg mit dem 1782 erfolgten Tode seines Bruders erhielt. 1800 führte er das Recht der Erstgeburt ein und starb 1803. Unter seiner Gattin Vormundschaft folgte ihm sein Sohn Bernhard Erich Freund, der 1821 die Regierung antrat. Der Herzog ist Mitglied des deutschen Bundes und nimmt mit den Fürsten der ernestinischen Linie gemeinschaftlich die 12te Stelle in der Bundesversammlung ein, führt aber im Plenum eine eigene Stimme. Das Land hat Stände, deren Verfassung auf alten Verträgen beruht. Schon 1815 hatte der Herzog versprochen, die Bauern in der Landschaft einzuführen; der Entwurf einer neuen landständischen Verfassung wurde 1817 geprüft, 1818 angenommen und unter die Garantie des deutschen Bundes gestellt. Die aus den von den Rittergutsbesitzern, den Städten, den Aemtern und dem geistlichen Stande gewählten Abgeordneten bestehende Landschaft wird fortwährend durch einen Ausschuß repräsentirt. Die Einkünfte belaufen sich auf 133 000 Thlr. Das stehende Militär beträgt 800 Mann. Durch den am 5. Aug. 1826 zwischen den Herzogen von Meinungen, Coburg und Hildburghausen abgeschlossenen Theilungsvertrag der sächsischen Fürstenthümer, weil Gotha ausgestorben ist, erhielt Meinungen 1) ganz Hildburghausen (11 Q. M. mit 32.000 Einwohnern); 2) ganz Saalfeld (8 Q. M. mit 21.400 Einw.); 3) das gothaische Amt Kranichfeld und das altenburgische Amt Camburg (zusammen 3 Q. M. mit etwa 5000 Einw.): im Ganzen also 22 Q. M. mit 58.000 Einw., und ist somit nun 40 ¼ Q. M. groß, worauf es 116.500 Einw. zählt. Die Haupt- und Residenzstadt Meinungen gewöhnlich Meiningen ausgesprochen) liegt an der Werra und zählt über 4000 Einwohner. Das Schloß Elisabethenburg hat eine ansehnliche Bibliothek und verschiedene Kunstsammlungen. Es sind hier mehrere Bildungsanstalten, bedeutende Barchentwebereien ꝛc. Eine Stunde davon, in Dreißigacker, ist eine bekannte Forstakademie.

Meißen, die älteste Stadt des Königreichs Sachsen, ehemals die Hauptstadt des gleichnamigen Markgrafthums und bis zur Reformation der Sitz eines Bischofs, erbaute Kaiser Heinrich I. ums Jahr 930 gegen die Slaven. Sein Sohn Otto I. stiftete das Bisthum und ist der Erbauer des Doms. Sie liegt in einer äußerst reizenden Gegend am rechten Ufer der Elbe, über die eine künstliche Brücke führt, die älteste Elbbrücke des Landes. Meißen ist der Sitz eines Kreisamtes und zählt über 5000 Einwohner. Sie hat eine schöne lutherische Domkirche, ein Meisterstück gothischer Baukunst, mit einem hohen, durchsichtigen, gothischen Thurme und einer Fürstengruft; gewölbte Schloßkirche; große, berühmte Porzellanfabrik in dem alten, auf einem Berge liegenden Schlosse, gemeiniglich die Albertusburg genannt, welche das trefflichste Porzellan liefert. Auf einem hohen Felsen, welcher durch eine steinerne Brücke mit dem Schloßberge verbunden ist, liegt die Fürstenschule, ein ehemals der heil. Afra geweihtes Kloster und daher

Afranum genannt, wurde den 3. Juli 1543 eröffnet und hat 118 Stellen. Die Schüler wohnten, bis auf die neueste Zeit, in zwei sogenannte Schlafhäuser vertheilt, je vier und vier beisammen in Zellen, und schliefen in besondern, gegenüber liegenden Kammern. Bei den geringeren Einkünften wurde es erst 1812 möglich, die Zellen in Stuben umzuwandeln und einige Collaboratoren anzustellen. Diese Fürstenschule hat eine aus mehrern Tausend Bänden bestehende Bibliothek. Den Unterricht besorgten sieben Professoren und ein Schreib-, Sprach- und Tanzmeister. Von den Zöglingen dieser Schule nennen wir Lessing, Gellert, Rabener, Klotz, unter den jetzt Lebenden Nitzsch, Zachariä in Heidelberg u. A. In der Stadt leben mehrere Künstler, und die Einwohner nähren sich außer der Porzellanfabrik von gutem Weinbau, zu dessen Beförderung seit 1799 hier eine Weinbaugesellschaft besteht, und Tuchmacherei; man gräbt hier auch trefflichen feuerfesten Thon. In dem in der Nähe der Stadt gelegenen anmuthigen Tribischthal, wo man Pechstein findet, liegt die gegen Ende des 18. Jahrh. gefaßte Heilquelle Buschbad.

Meißner (August Gottlieb), geb. zu Bautzen den 4. Nov. 1753, verlor seinen Vater, der zuerst Regimentsquartiermeister, dann Senator war, in früher Jugend und zog dann mit seiner Mutter nach Löbau, wo er den trefflichen Unterricht des Rektor Heinitz genoß. Zu seiner fernern Ausbildung wirkten in Leipzig Plattner und Böhme, so wie darauf der Umgang mit Engel. Neigung für's Theater, theils aber auch der Wunsch, ein Mittel zu seinem Unterhalt zu erhalten, vermochten ihn, in Verbindung mit der Seilerischen Schauspieler-Gesellschaft zu treten. Er schrieb für dieselbe mehrere Operetten, von denen sich das Grab des Mufti, der Alchymist und Arsinoe lange des Beifalls erfreuten. Im Staatsdienste erhielt er nach und nach die Stelle eines Kanzelisten beim geheimen Concilium und dann die eines geheimen Archivregistrators in Dresden. Eine Reise nach Böhmen hatte für ihn 1785 einen Ruf als Professor der Aesthetik und klassischen Literatur auf der Universität Prag zur Folge, wo er bis zum Jahr 1805 wirkte, in welcher Zeit er als fürstlich nassauischer Konsistorialrath und Direktor der Lehranstalten zu Fulda einen Wirkungskreis erhielt. Leider starb er schon den 24. Februar 1807. Er hatte als Mensch viele Eigenschaften, Wärme für Menschenwohl und Bürgerglück, Wahrheitsliebe; er war ein standhafter Freund, ein zärtlicher Gatte, ein dankbarer Sohn. In seinen Schriften herrscht Anmuth, Lebhaftigkeit, Witz und Reinheit der Sprache; die vorzüglichsten davon sind: Operetten, Leipzig 1778, 8. (meistens Umbildungen griechischer Originale); Skizzen, Leipzig, 14 Sammlungen, 1778—96; Erzählungen und Dialogen, ebd. 1787—89; Alkibiades, ebd. 1781, 4 Thl., Johann von Schwaben, ein Schauspiel, Leipzig 1780; Masaniello, ebd. 1784; Spartakus, Berlin 1792, 8.; Biographie von Julius Cäsar, Berlin 1799, 8.; so wie Bruchstücke zu J. G. Naumanns Biographie, Prag 1803, 8. Auch war er mit dem Bibliothekar Kanzler Herausgeber einer interessanten Quartalschrift für ältere Literatur und neue Lektüre, so wie in Prag einer Monatsschrift, Apollo, die viele schlummernde Kräfte weckte.

Meister (Leonhard), geb. zu Neftenbach im Kanton Zürich 1741, war ein Schüler von Breitinger, Steinbüchel, Hirzel, Ulrich und Bodmer, wurde 1773 Professor der Geschichte an der Züricher Kunstschule, 1701 Pfarrer zu St. Jakob bei Zürich, 1799 Archivar des helvetischen Vollziehungsdirektoriums, 1800 Pfarrer zu Langenau, welche Stelle er jedoch kurz darauf niederlegte, um den Wissenschaften und der Erziehung einiger Jünglinge zu leben. Er starb als Pfarrer zu Kappel im Kanton Zürich im Okt. 1811. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber eben diese Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den seine literärischen Produkte eine Reihe von

Jahren hindurch bei dem größern Publikum fanden, wurde Ursache, die Gründlichkeit zu vernachlässigen. Doch sind auch in der flüchtigsten seiner Arbeiten eignes Urtheil, freies Denken und ein richtiger Schatz von Kenntnissen zu finden. Unter seinen vielen Schriften verdienen angeführt zu werden: Romantische Briefe, Halberstadt 1766, 8.; Memoiren für die Geschichte der Künste und Handwerke, Zürich 1774, 8.; Memoiren zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur; Meisteriana, Zürich 1810.

Meistersänger, deutsche Dichter, die von der Mitte des 14ten Jahrh. an bis in die Zeiten der Reformation hinab und länger zu Mainz, Nürnberg u. a. O. unter kaiserl. Schutze zunftmäßige Genossenschaft oder Sängervereine bildeten. Unter den deutschen Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause (von 1183 bis 1250) hatte sich die deutsche Dichtkunst, bis dahin nur sparsam und ärmlich gepflegt, unter dem Namen des Minnegesangs zur schönsten Blüthe entfaltet (s. Minnesinger). Als aber nach Friedrichs II. Tode die Kreuzzüge aufhörten und mit ihnen der romantische Geist des Ritterwesens erstarb, als die Vasallenbande, welche die Grafen von Provence früher an das deutsche Reich knüpften, gelöst und auch Sicilien und Neapel in undeutsche Hände gekommen waren, als nun die Klänge provenzalischer und toskanischer Dichtkunst auf deutschem Boden verstummten, dagegen der wilde Lärm des Faustrechts laut wurde und an die Stelle des alten gastlichen Wohlstandes Groll und Armuth traten, da mußte auch der Minnesang, sonst die Freude der Höfe, die schönste Blume im Kranze ritterlicher Lustbarkeiten, ersterben. Mochte auch noch Mancher hier und da in alter Weise fortsingen; der Geist war entwichen, nur die Form geblieben. So zeigte sich auch, als mit Karl IV. (1347) Sicherheit und Ordnung wiederkehrten, in den dichterischen Leistungen der Zeit nur ein formelles Streben ohne jenen lebendigen Geist, der aus alten Minneliedern so freundlich uns entgegen weht. — Heinrich Frauenlob und Barthel Regenbogen gründeten zu Mainz die erste zunftmäßige Sängerschule, mit der die dunkle Zeit des Meistergesanges anhebt. Denn die Dichtkunst, von den Höfen verwiesen, flüchtete sich nunmehr in den Kreis der niedern Stände, welche, die Formen ihres Handwerkslebens auf die Kunst übertragend, zu innungsartigen Genossenschaften (Meistergenoßschaften) zusammentraten, in denen man es, wie in jenen Handwerkszünften, nach mannigfaltigen Uebungen zum Meister, Meistersänger bringen konnte. Gleichwohl mochten sie ihren Ursprung gern von den Minnesingern ableiten und fabelten zu dem Ende viel von 12 Patriarchen, als ihren ersten Meistern und von dem Wettgesange derselben zu Pavia vor Kaiser Otto I. Grimm und Görres glaubten in dieser Sage eine geschichtliche Thatsache zu entdecken, und gründeten darauf die Behauptung, Meister- und Minnegesang verhielten sich zu einander, wie Gattung und Art, beide ursprünglich einerlei, und nur durch geschichtliche Entwickelung allmälig in ihrer Besonderheit herausgebildet. Dagegen lehrt Docen einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden, und Hagen und Büsching treten ihm bei. — Meistersängerschulen befanden sich zu Mainz, Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und a. a. O. Die Mitglieder derselben waren verbunden, sich den in der sogenannten Tabulatur enthaltenen Regeln über Reimweisen und Sylbenzahl genau zu fügen. Das Musikalische der Poesie ward in Singschulen unter Aufsicht sogenannter Merker eingeübt. Karl IV. begnadigte die Meistersängerzunft im J. 1378 mit einem Freiheitbriefe. — Ungeachtet der oben angedeuteten Gebrechen ging doch auch manches Gute aus ihrer Mitte hervor. Die ersten noch vorhandenen dramatischen Versuche in Fastnachtspielen verdanken wir einem nürnbergischen Meistersänger Hans Schnepper, genannt Rosenplüt, um die Mitte des 15ten Jahrh., und allbekannt sind des wackern Hans Sachs (geb. zu Nürnberg 1494),

des fruchtbarsten deutschen Sängers, gemüthlich kräftige Dichtungen, die, lange verkannt, von Wieland und Göthe in Schutz genommen, nun mit Recht als eine Zierde unserer ältern poetischen Literatur genannt werden. Vrgl. Ad. Puschmann's gründl. Bericht des deutschen Meistergesanges, Görlitz, 1571, und Wagenseil's Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst 2c. Altorf, 1697; ferner: Jac. Grimm über den altdeutschen Meistergesang, Götting. 1811, und Samml. für altdeutsche Literatur und Kunst, herausg. von v. d. Hagen, Docen, Büsching und Hundeshagen, 1. Bd. Bresl. 1812.

Mekka. Diese berühmte Stadt in der arab. Provinz Hedschas unter 21°28', liegt etwa 6 Meilen östlich von Dschidda, ihrem Hafen am arab. Meerbusen, in einem von öden Bergen eingeschlossenen Thale; die nächste Umgegend ist durchaus unfruchtbar und die Hitze hier oft ganz unerträglich. Sie hat als berühmter Wallfahrts- und zugleich Handelsort viele nach morgenländischer Art schöne Häuser, von denen aber seit den Verwüstungen der Wechabiten zwei Drittel leer stehen sollen, doch soll die Stadt noch an 16—18000 Einw. zählen. Als Geburtsort Muhammeds wird sie jährlich von zahlreichen Pilgerkaravanen aus der Türkei, aus Aegypten, Persien, Hindostan und Arabien selbst besucht, weil der Islam den Muhammedanern diese Pilgerfahrt zur Pflicht macht, doch lassen viele Wohlhabende diese Reise durch Aermere auf ihre Kosten oft erst nach ihrem Tode verrichten. Die Zahl der Pilger läßt sich natürlich nicht genau angeben, mag aber wohl zuweilen 30.000 übersteigen; doch haben die meisten mehr den Handel als die Pilgrimschaft zur Absicht. Der Hauptgegenstand der Verehrung ist das heilige Gebiet oder Medsched el Harram, welches wir, so wie die Stadt selbst, da kein Christ sich ihr weiter als bis Dschidda nähern darf, nur aus den Beschreibungen und Zeichnungen der Muselmänner kennen. Diese Medsched el Harram ist nicht ein Gebäude, sondern ein viereckiger von Mauern eingeschlossener großer Platz. Die inneren Seiten der Mauern enthalten überwölbte Bogengänge, wo die Pilger gegen die Sonne Schutz finden. An den 4 Ecken und in der Mitte der südlichen Mauer erheben sich schlanke Minarets, und noch 2 andere an der östlichen, so daß in allem ihrer 7 sind. 39 Thüren führen in den innern Raum. In der Mitte dieses Platzes steht das eigentliche Heiligthum, die Kaaba, ein ganz einfaches, thurmartiges, viereckiges Gebäude, worin nicht einmal besondere Kostbarkeiten seyn sollen; der Grund ihrer Verehrung ist, weil das Gebäude nach Muhameds Angabe von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden ist, um den einigen Gott darin anzubeten. Die Thüre ist an der Südseite und so hoch von der Erde, daß man nur mittelst einer hölzernen beweglichen Treppe hinauf steigen kann; doch gelangen nur wenige zu diesem Glück, da die Kaaba nur zweimal im Jahre geöffnet wird; die Menge der Pilger begnügt sich hineinzuschauen und sie unter Gebeten 7mal zu umgehen, wobei ein an der südwestlichen Ecke eingemauerter schwerer Stein, von dem man wähnt, daß der Engel Gabriel ihn hierher gebracht, andächtig geküßt wird. Auf 2/3 ihrer Höhe ist die Kaaba mit einem schwarz seidenen Tuche umhangen, auf welchem mit großen aus Golddraht gewirkten Buchstaben Sprüche aus dem Koran geschrieben sind. Der Sultan pflegt dieses Tuch jährlich als Geschenk zu erneuern. Rund um die Kaaba geht eine kreisförmige Einfassung von ehernen Säulen, welche durch Ketten, an welchen silberne Lampen hängen, verbunden werden. Außerhalb dieser Säulen stehen nach den 4 Weltgegenden 4 Bethäuser für die 4 Hauptsekten der rechtgläubigen Muhamedaner. An der südwestlichen Seite des Platzes liegt unter einem kleinen Gebäude der Brunnen Zemsem, dessen Wasser zwar brakig, aber doch trinkbar und für besonders heilig gehalten wird, weil die Quelle durch ein

Wunder bei dem Kinde Ismael entstanden seyn soll, als seine Mutter Hagar verzweiflungsvoll in der Wüste nach Wasser suchte. In der Nähe des Brunnens stehen noch 2 kleine Gebäude zur Aufbewahrung des Silbergeräths, des Oels u. s. w. Das ist Alles, was auf diesem heiligen Gebiete zu sehen ist. Die Kaaba hat sehr große Einkünfte aus den ihr in vielen Gegenden gewidmeten Häusern, Ländereien, Grundzinsen rc. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, der ein Abkömmling Muhameds und vom Stamme Dari Saids ist, der Sherif von Mekka heißt und ½ Meile von der Stadt auf dem Schloß Marbaa wohnt. Der Großsultan führt den Titel eines Schutzherrn der heil. Städte Mekka und Medina, hat das Recht, den Sherif ein- und abzusetzen (doch immer aus Muhameds Geschlecht), schickt Richter (Kadis) von Konstantinopel nach Mekka und hält auch daselbst Soldaten, die nebst den Arabern zur Besatzung dienen. Auch ist hier eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Indien. Der Balsam von Mekka tröpfelt aus der von selbst aufspringenden Rinde des Baumes Balsum; er ist anfangs weiß und flüssig, wird dann grünlich und zuletzt zähe.

Meklenburg, die Großherzogthümer Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Strelitz. Beide in mancher Beziehung eng verbundene Länder liegen, an einander gränzend, zwischen Pommern, Brandenburg, Hannover, Lauenburg, Holstein und der Ostsee. Das Großherzogthum Meklenburg-Schwerin hat einen Flächeninhalt von 224 Quadratmeilen, auf welchem in 41 Städten, 7 Marktflecken, 621 Dörfern und 1112 Rittergütern (mit Ausschlusse des Militärs, 394.000 Menschen wohnen. Der Flächeninhalt der Meklenburg-Strelitzschen Länder ist gegen 37 Q.M., mit 9 Städten, 2 Marktflecken, 219 Dörfern, 11 Aemtern, 238 Domänengütern, 72 Rittergütern und 19 Meyereien, in denen sämmtlich 74.000 Menschen wohnen. Hierzu kommen noch, aus dem Saardepartement, 10.000, so daß die ganze Volksmenge sich auf 84.000 beläuft. Beide Länder haben einen durchaus ebenen, mehr sandigen als fetten, im Ganzen aber ergiebigen Boden, welcher durch viele kleine Flüsse und unzählige Seen vortrefflich bewässert ist: die größten Seen sind der Schwerinsche, der Plauische und der Müritzsee. Die Elbe berührt nur eben die Gränze: außerdem ist der einzige, aber auch nur bei seinem Ausfluß, wo er sich zu einem Meerbusen erweitert, schiffbare Fluß, die Warnow. Das Klima ist nebelig und rauh, daher hier nur wenig Obst, das Getreide aber desto besser gedeiht; dies und Holz und Fische sind daher auch die einzigen und wichtigen Produkte der beiden Länder und die einzigen Ausfuhrartikel desselben. Die Meklenburger Pferde gehören zu den besten in Deutschland. Die Landwirthschaft ist die Hauptnahrungsquelle; Fabriken sind so gut als gar nicht vorhanden. Die Einwohner, ursprünglich Wenden, von dem Stamme der Obotriten, sind ganz verdeutscht und reden die plattdeutsche Sprache. Meklenburg ist das einzige Land in Deutschland, in welchem noch der bei weitem größere Theil der Bauern in so harter Leibeigenschaft lebt, daß keiner ein eigentliches Grundeigenthum besitzt und ohne Bewilligung des Gutsherrn das Dorf verlassen, ein anderes Gewerbe erlernen, ja heirathen darf; doch ist man in der neuesten Zeit, von Seiten der Regierung und der Gutsbesitzer, ernstlich darauf bedacht, dieses unchristliche Wesen abzuschaffen, und einzelne Gutsbesitzer sind selbst schon mit ehrenvollem Beispiel hierin vorangegangen. Die regierende Familien stammen in gerader Linie von Privislaw II., letztem König der Obotriten und erstem Herzog von Meklenburg ab, welcher 1167 sich zum Christenthum bekannte. Unter seinen Nachfolgern ward das Land verschiedentlich getheilt; bis 1695 gab es eine Schwerinsche und eine Güstrowsche Linie, und seit 1658 entstand die noch jetzt bestehende Theilung in Schwerin und Strelitz. Auf Herzog Friedrich Wilhelm,

Stifter der neuen Schweriner Linie, folgte dessen Bruder Carl Leopold, der die Rechte der Stände kränkte und daher durch eine kaiserliche Kommission 1723 der Regierung entsetzt wurde. Sein Bruder Christian Ludwig II. wurde Administrator des Landes, und nach Carl Leopolds Tode 1747 regierender Herr. Ihm folgte 1756 sein Sohn Friedrich. Als der Herzog 1785 ohne Erben starb, so folgte seines Bruders Sohn, der jetzige Großherzog Friedrich Franz, der im Reichsdeputationshauptschluß 1802 für die verlornen Canonikate zu Straßburg und für seine Ansprüche auf die Insel Prival 7 stiftlübecksche Dörfer, die im Umfange von Meklenburg lagen, und eine auf der Rheinfahrtsoktroi angewiesene Rente von 10.000 Gulden erhielt. Er kaufte 1803 für 1.200.000 Thlr. Banko von Schweden die Stadt Wismar und die Herrschaft Pöl. — Der Stammvater der neuen Strelitzer Linie ist der Herzog Adolf Friedrich II., dem 1708 sein Sohn Adolf Friedrich III., 1752 seines Halbbruders Sohn Adolf Friedrich III. und 1794 dessen Bruder Carl Ludwig Friedrich folgte. Nach seinem Tode 1616, folgte ihm sein Sohn Georg Friedr. Carl, geb. 1779. Beide Herzöge traten 1808 dem Rheinbunde bei, waren aber die ersten Fürsten, die demselben entsagten und (25. März 1813) der guten Sache Deutschlands beitraten. Die herrschende Religion in Meklenburg-Schwerin, ist die Lutherische, doch leben auch Reformirte, welche zu Bützow, und Katholiken, die zu Schwerin öffentlichen Gottesdienst halten, und an 1750 Juden, die zu Schwerin eine Synagoge haben, im Lande. Die Einkünfte, unter welchen der Boitzenburger Zoll sehr bedeutend ist, belaufen sich auf 1 Mill. 200.000, die Staatsschuld auf 3 Mill. 334.000 Thaler. Das Militär besteht in Friedenszeiten aus 3800 Mann. Für wissenschaftliche Bildung ist sehr gesorgt, und es befindet sich zu Rostock eine mit 22 Professoren besetzte Universität, ein pädagogisch-theologisches Seminarium und eine naturforschende Gesellschaft. Außerdem bestehen zu Schwerin, zu Güstrow, zu Parchim, zu Rostock und zu Wismar gelehrte Schulen. Der Herzog hat im Plenum der deutschen Bundesversammlung 2 Stimmen. Die Haupt- und Residenzstadt ist Schwerin. Die Gesammtheit der Einwohner in Meklenburg Strelitz bekennen sich ebenfalls zur lutherischen Konfession. Die Reformirten und Katholiken haben zu Neustrelitz freie Religionsübung. Die Einkünfte betragen 366.000 Thaler. Die Anzahl des Militärs beläuft sich auf 800 Mann. An wissenschaftlichen Anstalten hat das Großherzogthum: das Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz, die lateinische Schule zu Neubrandenburg und die Bildungsanstalt für Küster und für Landschullehrer. Der Großherzog von Meklenburg-Strelitz (der zu Neustrelitz residirt) hat nur eine Stimme im Plenum; beide Fürsten aber, die 1815 die großherzogl. Würde erhielten, nehmen zusammen in der Bundesversammlung die 14. Stelle ein. Der Titel der beiden Großherzoge, die ein gemeinschaftliches Wappen führen, ist Großherzog zu Meklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr. Beide Großherzoge und die Erbgroßherzoge haben das Prädikat: königliche Hoheit, die nachgeborne Prinzen heißen Herzoge und führen das Prädikat Hoheit. Die Großherzoge theilen, nach den 1572, 1621 und 1755 zwischen den Regenten und Ständen errichteten Verträgen, das Recht der Gesetzgebung und Besteuerung mit den Landständen. Die Häuser Schwerin und Strelitz regieren in ihren Landesantheilen zwar unabhängig von einander durch Landeskollegien, stehen aber in Ansehung der Landstände, des Kontributionswesens und des Oberappellationsgerichts zu Parchim in einer durch die Hausverträge von 1701 und 1755 näher bestimmten Gemeinschaft. Die Landstände beider Großherzogthümer bilden einen Körper, und diese Verbindung wird die alte Landesunion genannt. Beide Länder kommen nach dem Erbvertrage von 1442, im Fall des Aussterbens der regierenden Familien, an das Haus Preußen.

Melampus, des Amythaon und der Idomene Sohn, der Bruder des Bias, berühmter Arzt und Wahrsager, von dem die Fabel viel Wunderbares erzählt. Er lebte auf dem Lande, wo vor seiner Thüre eine hohe Eiche stand, in welcher eine Schlange ihr Nest hatte. Seine Knechte schlugen die alte Schlange todt, er aber erzog ihre Brut. Wie diese nun erwachsen waren, und er einst auf der Erde lag und schlief, leckten ihm die Schlangen die Ohren aus. Als er daher erwachte, verstand er die Stimmen der vorbeifliegenden Vögel, und von nun an alle Thierstimmen, welche den Menschen die Zukunft verkündigten. Diese Wahrsagergabe befreite ihn einst aus dem Gefängniß, in welches ihn Iphiklus, dessen Rinder er gestohlen, hatte werfen lassen, und dessen Einsturz er vorhersagte. Dafür, daß er durch seine Kunst den Iphyklus von seinem männlichen Unvermögen heilte, und ihm die Kraft, Kinder zu erzeugen, mittheilte, gab er ihm die vom Neleus für seine Tochter als Brautgabe von Bias verlangte Rinderheerde heraus. Als darauf die Weiber zu Argos vom Bacchus rasend gemacht wurden, ersuchte man den Melampus dieselben zu heilen. Er versprach es auch gegen einen Antheil an dem Königreiche zu thun. Unter diesen Weibern befanden sich denn auch die Töchter des Prötus. Er nahm einen ansehnlichen Theil der jungen Mannschaft zu sich, stellte sich mit diesen gleichfalls rasend, und lief so den Prötiden nach, bis er sie einholte, und durch Weihungen und den Gebrauch des davon benannten Melampodium heilte. Er erhielt eine derselben Prötiden, die Iphianassa, nachher zur Gemahlin. — Das Zeitalter des Melampus läßt sich nicht genau bestimmen. Allgemein galt er für einen weisen Mann, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch den Dienst der Ceres so wie die eleusinischen Geheimnisse nach Hellas gebracht habe. Nach seinem Tode erhielt er göttliche Verehrung. In Attika hatte er einen Tempel.

Melancholie. Man kann die Melancholie in doppelter Hinsicht unterscheiden; 1) versteht man unter ihr eine düstere mißmüthige Gemüthslage, und 2) eine wirkliche Seelenkrankheit, ein physisches Leiden. Die melancholische Gemüthsstimmung entspringt aus einem bleibenden Gefühle unserer Unvollkommenheit und ist dem Frohsinne, welcher aus der Zufriedenheit mit uns selbsten hervorgeht, entgegengesetzt. Meist ist die Melancholie die Wirkung der Schwäche der Seele und der körperlichen Organe und findet ihren Grund nicht selten in der Idee einer Vollkommenheit, die man weder in sich, noch in Andern, noch in den Gegenständen seiner Freuden, noch in der Natur wahrnimmt; sie gefällt sich in Betrachtungen, welche hinlänglich die Kräfte der Seele beschäftigen, um ihr ein sanftes Gefühl ihres Daseyns zu geben; welche sie aber zugleich den heftigen Bewegungen der Leidenschaften und den lebhaften Empfindungen, die sie in Ermattung und Erschöpfung stürzen würden, entziehen. Auf dem Leben des melancholischen Menschen liegt ein stiller Wolkenschleier, der nur auf Augenblicke sich hebt und bald sich wieder senkt. Er liebt die einsamen, sanften Freuden und wenn gleich sein Herz das Bedürfniß eines Freundes, einer Geliebten fühlt, so will er beide nur im Geheim besitzen und wird eifersüchtig, wenn sie an der Welt, oder die Welt an sie Ansprüche machen. Der Fetis stellt die Melancholie als ein junges, volles Weib ohne Jugendfrische dar: sie ist mit zerstreuten Büchern umgeben; vor ihr liegen auf einer Tafel Globen und mathematische Instrumente verwirrt durcheinander; zu ihren Füßen ruht ein Hund; sie selbst lehnt sich über einen Todtenkopf, in tiefe Betrachtung versunken. S. d. Art. **Temperamente**. — **Melancholie** (Gemüthskrankheit). Ihr Name stammt aus dem Griechischen: μελαινα, schwarz, und χολη, Galle. Hippokrates bezeichnete hiemit eine Seelenkrankheit, die er aus einem Ueberschuß der schwarzen Galle herleitete und deren generischer Charakter in einem fixen Wahnsinn besteht, der sich stets nur in

einer oder zwei Ideen bewegt, ohne Fieber und ohne Tobsucht, wodurch er sich von der Phrenesie und der Manie unterscheidet. Gewöhnlich ist dieser Wahnsinn mit einer unbesiegbaren Traurigkeit, einer finstern Gemüthsstimmung und Menschenscheu und einer vorherrschenden Neigung zur Einsamkeit verbunden. Man unterscheidet die Melancholie nach den fixen Ideen, welche das Denksystem tyrannisch beherrschen. Einige halten sich für Könige, Kaiser, Götter; Andere glauben sich in Thiere, Wölfe, Hunde, Katzen, Kaninchen verwandelt und erhalten diesemnach in der Kunstsprache der Aerzte verschiedene Namen, als: Lykanthropie, Kynanthropie ꝛc.; sie ahmen in Allem diesen Thieren nach. Nicht selten sind solche fixe Ideen höchst lächerlich; so glaubte ein Irre, er dürfe sein Wasser nichtlassen, sonst ginge die Welt in einer zweiten Sündfluth unter; eine Frau hielt stets den Daumen aufrecht, in der festen Ueberzeugung, sie trage das Weltgebäude. Für einen Melancholischen ist die äußere Welt nichts; er lebt und webt nur in dem engen Kreise seines partiellen Wahnsinnes und alle Seelenkräfte müssen ihm dienen. Alles, was mit ihm in Berührung tritt und was nicht in einem gar zu grellen Widerspruch mit seiner Idee steht, oder was sich ihr nicht gewaltsam als Fremdes aufdringt, bezieht er auf die herrschende Idee. Nimmt man diese als wahr und richtig an, so urtheilt und schließt der Kranke meist folgerecht. Die Ursachen dieser Geisteskrankheit sind dieselben wie bei der Manie, Sorgen, anhaltender Kummer, heftige Leidenschaften, verschmähte Liebe, unbefriedigter Genuß, vereitelte Hoffnungen, gekränkter Ehrgeiz, religiöse Schwärmerei, Gewissensbisse. Nicht selten sind organische Fehler der Leber, Milz, Mutter und Hämorrhoidalgefäße die Veranlassungen. Ausschweifungen in der Liebe, wüstes Leben, Trunksucht und andere moralische Laster rächen oft die Tugend auf diese schreckliche Weise. Der Genuß gewisser giftiger Pflanzen vermag eine vorübergehende Melancholie hervorzubringen. So erzählt Plutarch, daß das Heer des Antonius in einer Wüste von einer Pflanze, welche es genoß, wahnsinnig wurde. Der Verlauf dieser Krankheit ist sehr verschieden; manchmal geht sie schnell vorüber, doch meist dauert sie lebenslang, selten gelingt ihre Heilung. Oft wechselt sie mit andern Wahnsinnten ab, oder hat körperliche Leiden, als Wassersucht, besonders des Kopfes, zur Folge; noch öfter geht sie aber in Blödsinn über und ein Schlagfluß endigt das Leben des Kranken. Es versteht sich von selbst, daß der Melancholische nicht Zurechnungsfähig ist; er hat die Freiheit des Denkens verloren und folglich auch des Willens; für den Arzt ist es aber nicht selten höchst schwer, ein richtiges Urtheil in Hinsicht der Imputationsfähigkeit über den Kranken zu fällen.

Melanchthon (Philipp), ein berühmter Reformator und Luthers Mitarbeiter an der Reformation, hieß eigentlich Schwarzerd, welchen Namen Reuchlin, nach der Sitte jener Zeit, in einen griechischen umwandelte; er ward zu Bretten in der Rheinpfalz 1497 geboren, wo sein Vater Georg Schwarzerd Rüstmeister des Pfalzgrafen war und 1507 starb. Philipp zeigte schon frühe die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth, machten ihn allgemein beliebt. Durch seine Mutter Barbara, mit Reuchlin verwandt, zog er zu Pforzheim dessen Aufmerksamkeit durch Fleiß und seltene Talente auf sich, und bezog 1510 die Universität zu Heidelberg, wo er schon im folgenden Jahre Baccalaureus der Philosophie und Lehrer einiger jungen Grafen wurde. Da ihm hier wegen allzugroßer Jugend die Magisterwürde versagt wurde, ging er 1512 nach Tübingen, legte sich vorzüglich auf Theologie, und wurde 1514 Magister. Seine Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller, so wie eine griechische Grammatik hatten ihm schon ei-

nen bedeutenden Ruf erworben, und der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen berief ihn deßhalb 1518, auf Reuchlins Empfehlung, als Professor der griechischen Sprache nach Wittenberg. Ungeachtet seiner Jugend ging doch schon ein großer Ruf seiner Gelehrsamkeit vor ihm her; die Universität zu Leipzig veranstaltete sogar bei seiner Durchreise ein Fest zu seiner Ehre. Seine Vorlesungen wurden eifrig besucht (oft las er vor 2000 Zuhörern); er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrages in einem ungewöhnlichen Grade, und so viel Bescheidenheit bei so viel Einsicht, war in jenen Zeiten eine seltene Erscheinung. Zufällig war Luther Melanchthons erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen und einen durch den andern ergänzt zu haben. So wie Melanchthon mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation zu Stande gebracht haben würde, so würde Luther durch seinen Ungestüm, ohne des Freundes leitende Hand, in tausend Verwirrungen gerathen seyn; und wie Melanchthon fühlte, daß Luthers Muth und Sicherheit ihm fehle, so ehrte Luther dagegen Melanchthons gründlichere Kenntniß und ruhigere Fassung (vergl. den Art. Luther). Es traf sich, daß der Mann, der Luthern in Ansehung des Wissens so weit übertraf, ihm in Ansehung des Muthes zum Handeln so weit nachstand. Nur daher kam es, das ihr Ehrgeiz während einer Laufbahn von 28 Jahren nie feindselig zusammenstieß, und die zum Wohl des ganzen Reformationswerks so nöthige Harmonie nirgends störte. 1519 begleitete er denselben nach Leipzig zu dem Religionsgespräch mit Doktor Eck, schrieb 1521 den ersten Entwurf eines verbesserten Lehrgebäudes der Theologie, unter dem Titel: Loci theologici, welches noch bei seinem Leben 60 Auflagen erlebte. Seine Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe ging so weit, daß er sich nicht getraute, eine Reise zu seiner geliebten Mutter zu machen, noch zu heirathen, aus Furcht, sich dadurch zu sehr zu zerstreuen. Seine Heirath ward indeß am 25. Nov. 1520 vollzogen. Seine Gattin, die Tochter eines wittenbergischen Bürgermeisters, Hieronymus Krapp, kam ihm an Sanftmuth und Nachgiebigkeit gleich. Sie machte ihn sehr glücklich und beschenkte ihn mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Unablässig bemüht, Schulen und Kirchen zu verbessern, unternahm er mehrere Reisen, wohnte 1529 dem Reichstage zu Speyer bei, verfertigte 1530 die Augsburgische Confession aus den von Luther zu Torgau entworfenen 17 Artikeln, so wie die Apologie derselben gegen die Angriffe und Widerlegungen der Katholiken. Er befand sich auch bei den Religionsgesprächen zu Marburg und Regensburg 1541, beim Convent zu Schmalkalden, Leipzig, Naumburg und Worms 1557. Seine unermüdete Thätigkeit, die selbst des kränklichen Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner Gegner: dies Alles nöthigte seinen Zuhörern Bewunderung ab. Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals auf Schulen gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Schulbücher für dieselben schrieb und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die griechische Sprache im nördlichen Deutschland eigentlich erst recht bekannt. Er schrieb außer der griechischen Grammatik, welche 28, eine lateinische, welche 32 Auflagen erhielt. Wir haben von ihm eine Logik, eine Ethik, eine Rhetorik, Poetik, Physik etc., die für ihre Zeiten vortrefflich waren. Dadurch, daß er das neue Testament zuerst aus dem Griechischen erklärte und wohlfeile Abdrücke einzelner Bücher desselben den Studirenden in die Hand gab, arbeitete er Luthern ungemein in die Hand; und dieser hielt ihn nach seiner religiösen Vorstellung für ein Hauptwerkzeug,

welches Gott ihm zur Begründung seines Werks zugesandt habe. Schade, daß eine zu ausschließlich gelehrte Erziehung diesen herrlichen Mann für das öffentliche, handelnde Leben durchaus verdorben hatte. Selbst zum Predigen konnte er nie bewogen werden, und da, wo man ihn zuweilen einmal wider seinen Willen mit in das Reformationswerk hineinzog, that er jeden Schritt mit Angst und Beklommenheit. Nach Luthers Tode warfen ihm die heftigen Anhänger Luthers allzugroße Schwäche und Nachgiebigkeit vor, und sie glaubten dazu ein Recht zu haben, als 1549 Melanchthon unter Bedingungen die Einführung des Interims in Sachsen zuließ. Und in der That, als er Luthern nicht mehr hatte, glich er der Rebe, die ihren Stab verloren hat. All sein Muth sank dahin, und sein süßester Trost bei den nachher ausbrechenden Drangsalen waren — Thränen. „Mein Schmerz über die Kriegsunruhen, schreibt er, verzehrt mich. Oft zweifle ich, wenn ich die Elbe erblicke, ob ich mich ausweinen könnte, wenn ich auch eben so viel Thränen vergießen wollte, als die Elbe Wellen wirft." Die Lutheraner haben es ihm auch vielfältig vorgeworfen, daß er, wenn es von ihm abgehangen hätte, in Gottes Namen wieder Alles zum Alten zurückgeführt haben würde. Dem Körper nach war Melanchthon klein und hager, aber sein blondes Haar, seine breite, offene Stirne und seine hellen Augen machten sein Gesicht sehr interessant. Eine Schulter trug er etwas niedriger, als die andere. In Gesellschaft war er heiter und gesprächig, nicht selten auch witzig, nur daß er, seinem furchtsamen Charakter zufolge, seine Worte sorgfältig abwog, und auf eine plötzlich empfangene Sottise oder Beleidigung gewöhnlich erst nach einer Viertelstunde antwortete. Lateinisch sprach er besser als deutsch; auch sind seine meisten Schriften und Briefe in jener Sprache geschrieben. Seine Thätigkeit verließ ihn auch in seiner letzten Schwäche nicht, und noch den Tag vor seinem Tode trug er selbst das Manuscript seines letzten Osterprogramms in die Druckerei. Er starb zu Wittenberg den 19. April 1560 in einem Alter von 63 Jahren. Ihn überlebte ein Sohn, der seine Gutmüthigkeit, nicht aber seinen Geist besaß; seine ihm am meisten ähnliche Tochter Anna, an den Dichter Sabinus unglücklich verheirathet, war schon 1547 vor Gram gestorben. Seine Schriften, unter denen sich besonders die Lehrbücher durch Klarheit und Ordnung auszeichnen, erschienen gesammelt, Basel 1561, 5 Bde. Fol., und Wittenberg 1562, 4 Bde., von Peucer. (Vergl. den Art. Reformation.)

Melchisedek (König der Gerechtigkeit), ein Vorbild Jesu, nach Moses I. 14. 18. König zu Salem (Jerusalem, der Stadt des Friedens), das er zuerst gegründet haben soll; zugleich ein Priester Gottes des Allerhöchsten. Seine Geschichte ist in ein geheimnißvolle Dunkel gehüllt; nur aus einem Auftritte mit Abraham ist er uns bekannt. Als dieser Freund Gottes aus einer Fehde siegreich zurückkehrte, kam Melchisedek ihm mit Brot und Wein entgegen, segnete und sprach: „Gesegnet seyst du Abraham, dem höchsten Gotte, der Himmel und Erde besitzt; und gelobet sey Gott, der Höchste, der deine Feinde in deine Hände gegeben hat." Und demselben gab Abraham den Zehenten von seiner Beute. Dies ist Alles, was uns Moses von diesem ältesten Priester-Könige berichtet. Erst nach ungefähr 900 Jahren wirft der gekrönte Sänger auf diesen königl. Priester (Ps. CIX. du bist ein Priester in Ewigkeit, nach der Ordnung Melchisedeks) einiges Licht, welches gleich schnell wieder verschwindet. Dann kommt 11 Jahrh. später, als der Gottmensch wirklich im Fleische erschienen war, im neutestamentischen Brief an die Hebräer der Vergleich Jesus mit Melchisedek vor. Die Katholiken suchen aus diesem Allem zu beweisen, daß Christus das heil. Abendmahl zugleich als ein unblutiges Opfer eingesetzt habe (s. Messe). — Melchisedekiten nannte man eine im letzten Viertel des

3. Jahrh. von Hierax, einem gelehrten ägyptischen Christen, gestiftete Sekte, welche lehrte: Melchisedek sey der heilige Geist. Sie behauptete auch, Christus sey nur gekommen, um eine strengere Moral einzuführen. Sie enthielten sich ehelicher Beiwohnung, erklärten die Bibel allegorisch, wie überhaupt viele christliche Lehrsätze, und übten dabei eine strenge Askese. Diese Schwärmerei erlosch schon nach 80 Jahren.

Melchiten, d. i. Königliche, hießen ursprünglich im 6ten und 7ten Jahrhunderte die morgenländischen Christen, die sich dem Willen des Kaisers gemäß den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlung unterwarfen, daher Kaiserlichgesinnte. Neuerlich heißen so die morgenländischen Christen, die nicht unter dem Patriarchen zu Constantinopel, sondern unter dem Patriarchen zu Antiochien stehen, und ihre Messe in arabischer Sprache halten; auch die mit der römischen Kirche unirten Copten in Aegypten.

Melchthal (Arnold von), einer der Hauptbegründer der helvetischen Freiheit, aus dem Kanton Unterwalden gebürtig, verband sich mit Werner Stauffacher, Walther Fürst und Wilhelm Tell 1307, nachdem Geßler seinem Vater die Augen hatte ausstechen lassen, weil Arnold, dem ein Knecht des Landvogts die Ochsen vom Pfluge nehmen wollte, mit der übermüthigen Aeußerung, wenn der Bauer Brot haben wolle, möge er den Pflug selber ziehen, diesen Knecht geschlagen und dann die Flucht ergriffen hatte. Sein Todesjahr ist ungewiß.

Meleager, einer der vorzüglichsten Helden des Alterthums, war der Sohn, den Althäa entweder mit ihrem Gemahl Oeneus, oder wie Andere, namentlich Euripides erzählen, mit dem Mars erzeugte. Als Meleager erst wenige Tage alt war, so erschienen die Parzen bei dem Wochenbette seiner Mutter. Die eine verkündigte, er werde tapfer, die andere, er werde großmüthig seyn; die dritte, er werde so lange leben, als der eben jetzt auf dem Herde liegende Brand vom Feuer nicht verzehrt würde. Kaum hatten sich also die Parzen entfernt, so hob seine Mutter diesen Brand sorgfältig auf. Nach der Zeit ging Meleager in seiner frühesten Jugend, und unter der Anführung des Laokoon, unter den Argonauten mit nach Colchis. Er wohnte auch den Leichenspielen mit bei, welche Akastus zu Ehren seines Vaters Pelias gab, und erhielt den Preis im Werfen des Spießes. Endlich als Diana seinem Vater zur Strafe den bekannten Eber nach Aetolien schickte, lud er zu dieser (der kalydonischen) Jagd alle junge Helden Griechenlands ein. Als er den Preis sich erwarb, indem er das Schwein erlegte, schenkte er die Haut desselben, das Siegeszeichen, seiner geliebten Atalanta, die dem Eber die erste Wunde beigebracht hatte. Erbittert hierüber fielen die Söhne des Thestius, welche als seine Verwandten hierauf mit Recht Anspruch machten, die Atalanta auf dem Hinwege an und nahmen ihr das Siegeszeichen ab. Meleager aber schaffte seiner Geliebten bald Recht; er erschlug die Räuber und stellte Atalanten den Preis wieder zu. Kaum hatte indeß seine Mutter den Tod ihrer Brüder erfahren, als sie, entflammt von Rache, mit dem Brande nach dem Feuer eilte und ihn von demselben verzehren ließ. Er starb nun unter fürchterlichen Schmerzen. Meleager ist ein Mythus, den sowohl alte Dichter als Künstler oft bearbeiteten; so wie er auch verschieden erzählt wird. Von den unter seinem Namen verfertigten, aber sämmtlich verloren gegangenen Trauerspielen kennen wir noch den Meleager des Euripides. Unter den alten Kunstwerken besitzen wir noch verschiedene Basreliefs und Statuen, die von ihm handeln.

Meletius, 1) Bischof zu Lykon in Aegypten, weigerte sich, die unter Diokletians Verfolgung 306 abgefallenen Christen wieder aufzunehmen, und gerieth deßhalb mit seinem Metropoliten, Bischof Peter von Alexandrien, in Streit, der sich mit völliger Trennung endigte, als Meletius willkührlich

Ordination verrichtete. Seine Partei — Meletianer — nannte er die Märtyrerkirche. Das Concilium von Nicäa 321 entsetzte ihn des bischöfl. Amtes; doch ward die Spaltung erst gegen Ende des 4. Jahrhunderts völlig gehoben. Mit den Arianeren vereint — ohne ihre Irrthümer zu bekennen — bildeten sie eine starke Opposition gegen den alexandr. Bischof Athanasius, den unerschrockenen Vertheidiger der Rechtgläubigkeit. — 2) **Meletius**, aus Meletina in Armenien, wurde 360 von den Arianern zum Bischofe Antiochiens gewählt, die ihn aber, als einen Bekenner des nicäischen Symbolums, bald wieder verjagten. Seine Würde erhielt Paulinus. Es entstand hierdurch ein Schisma in der antiochensischen Kirche, und die den Meletius für den rechtmäßigen Bischof hielten, wurden nach seinem Namen Meletianer genannt. Kaiser Julian, der die Spaltungen unter den Christen auf alle Weise zu befördern suchte, rief ihn zurück. Auf dem großen Concilium zu Constantinopel 381 hatte er den Vorsitz und starb daselbst im näml. Jahre. Athanasius, Epiphanius, Rom und das ganze Abendland hielten mit ihm keine Kirchengemeinschaft, aber in späterer Zeit nach seinem Tode ließen sie ihm Gerechtigkeit widerfahren. Die erleuchteten Väter des asiat. Morgenlandes schreiben mit Bewunderung von ihm, und die griech. und röm. Kirche feiert sein Andenken.

Melicertes, des Athamas und der Ino Sohn, mit welchem sich Ino über den Felsen Moluris ins Meer stürzte, als sie von ihrem rasenden Gemahl Athamas verfolgt wurde. Er wurde alsdann zum Meergotte unter dem Namen Palämon verehrt und ihm zu Ehren von dem Sisyphus die Isthmischen Spiele eingesetzt. Als Palämon ward Melicertes für die Gottheit angesehen, welche die Schiffbrüchigen rettete. Böotien hatte diese Gottheit, ehe es noch Schifffahrt besaß. In vielen Hafenstädten waren ihm Tempel errichtet, und nach Lykophron wurden ihm auf der Insel Tenedos sogar Menschenopfer dargebracht. Die Römer verwechselten den Palämon mit ihrem Hafengotte Portumnus. Man hat ihn abgebildet mit einem großen blauen Barte, einem Schlüssel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie die größern Meergötter, auf einem Wagen fahrend, sondern schwimmend.

Melismatisch nennt man in der Musik jede Verzierung der Hauptnoten der Melodie mit durchgehenden und Wechselnoten, wodurch die sogenannten Setzmanieren und Notenfiguren entstehn. Man bezeichnet damit insbesondere bei der Vokalmusik diejenige Art des Gesanges, wo auf eine Sylbe mehrere Noten gesungen werden, um sie von derjenigen zu unterscheiden, bei welcher jede Sylbe nur einen einzigen Ton bekommt, und die man den syllabischen Gesang nennt. Dieser kommt bei Recitativen und Chorälen unvermischt vor, der melismatische hingegen wird stets mit dem syllabischen vermischt, gebraucht.

Melissus, griechischer Philosoph aus der Insel Samos, ein Schüler des Parmenides, blühete um 444 vor Christus, behauptete, das Weltall sey unendlich, einzig und untheilbar, leugnete die Bewegung und nahm an, daß alle Formen nur scheinbar und Modifikationen des Wesens wären. Er ist Verfasser einer Abhandlung: de Ente et natura. — 2) (Paul, eigentlich Schede oder Schedius, geb. 1532 zu Melrichstadt in Franken, studirte zu Erfurt und Jena, wurde als lateinischer Dichter sehr geehrt, von Ferdinand I. und Maximilian II. gekrönt und starb als Bibliothekar zu Heidelberg 1602. Seine Gedichte erschienen, Paris 1586.

Melodie, eine Folge einfacher Töne, welche eine bestimmte Empfindung ausdrücken und einen Gesang bilden. Die Melodie ist die Seele der Musik, sie macht die Tonkunst zur reinsten Sprache der Gefühle. Die Tonfolge, aus welcher eine Melodie besteht, muß nach einer bestimmten Tonart

eine geregelte Folge von Tonfüßen bilden; sie muß aus Gliedern bestehn, die sich durch mehr oder weniger fühlbare Ruhepunkte unterscheiden, welche rhythmisch geordnet sind; sie muß mit Nebentonarten verwoben und so beschaffen seyn, daß sie der Begleitung einer mannichfaltig abwechselnden Harmonie fähig ist. In der italienischen Musik ist die Melodie vorherrschend; in der deutschen die Harmonie. Nur vereint können sie die höchste Wirkung hervorbringen, und wie aus einer höhern Welt zu Geist und Herzen sprechen.

Melodrama, die Vergegenwärtigung einer Handlung auf der Bühne durch den deklamatorisch-mimischen Vortrag und die Musik. Es schließt den Gesang aus und unterscheidet sich dadurch von der Oper, so wie es auch die auszudrückenden Ideen und Gefühle entweder durch die Musik vortönen oder auch nachhallen läßt, die Oper aber beide durch Musik und Gesang zugleich darstellt. Es gehört zu dem Wesen desselben, daß die in der Handlung liegenden Gefühle und Gedanken entweder musikalisch dargestellt und nachher erst gesprochen, oder erst gesprochen und dann durch die Musik ausgedrückt werden. Diese doppelte Darstellungsweise eines und desselben Gegenstandes durch Künste, die nicht vereint wirken, sondern auf einander folgen, widerstrebt der Einfachheit, mittelst der jede Kunst in ihrem Kreise groß wirkt, und erzeugt sowohl eine unnatürliche Zusammenstellung, als sie auch durch die eingeschobenen deklamatorischen Sätze die musikalische Einheit zerstört. Der Schauspieler muß eben so oft mit dem Ausdrucke der Empfindungen der Kraft der Musik nachstehen, als diese vergeblich sich bestrebt, die bloßen Vorstellungen klar und faßlich wiederzugeben. Ariadne auf Naros und Medea, beide von Benda's Composition, bleiben immer noch die gelungensten Erzeugnisse in dieser Gattung, deren Fortbildung in den neuern Zeiten unterblieben ist, weil sie aus den gedachten Gründen nie allgemeinen Eingang hat finden können.

Melone, eine in Asien einheimische Frucht, unterscheidet sich von der Gurke durch die größern runden Früchte, welche reif genossen werden. Die Kantalupen sind die vorzüglichste Art; es giebt schwarzgrüne, grüne, gelbliche und weiße. Ihre Schale ist dick, die Gestalt unförmlich, der Geschmack aber ausnehmend fein. Die Netzmelone, die gemeinste unter denen, welche bei uns gebauet werden, ist wie mit einem weißen Netze überzogen. Außerdem kennt man noch eine Menge anderer Abarten, die alle viel zärtlicher und daher auch schwerer zu erziehen sind, als die Gurken. Die Wassermelone, 30 Pfund schwer, in Sicilien, Italien und im Oriente einheimisch, hat ein röthliches saftiges Fleisch, welches in jenen Ländern sehr geschätzt wird.

Melos (jetzt Milo), eine der Cykladen im griech. Archipel, das Vaterland des Philosophen Diagoras, hat 60 M. im Umfang. Sie ist eine kreisförmig um einen nördlich gelegenen Meerbusen gebogene Insel, deren vulkanischer Boden zwar Wein und Getreide bringt, aber auch schädliche Dünste aushaucht; der Anbau und die Bevölkerung sind daher sehr gering; sie enthält kaum 5000 Menschen. Die sehr häufigen heißen Quellen der Insel werden nicht benutzt; Trinkwasser ist sehr selten und schlecht. Bei dem kleinen Orte Milo, der einen trefflichen Hafen hat, sieht man noch prächtige Ueberbleibsel eines marmornen Theaters, die Baron von Haller aus Nürnberg 1814 entdeckte. Der Kronprinz (jetzige König von Baiern) hat dieselben gekauft, um mit den dortigen Antiken seine Sammlung zu bereichern. 1820 entdeckte hier ein griech. Landmann unter dem Boden einer Nische ein herrliches Rundbild, die Statue der Venus von Melos, nebst 3 Hermen (3 Fuß hoch). Wegen der Schönheit ihrer Form und des Adels ihres Styls, wird diese Statue, vom schönsten fein körnigen parischen Marmor 6 Fuß 3 Zoll hoch verfertigt, jetzt im Louvre zu Paris bewundert, wo sie der König von Frankreich, als ein Geschenk seines Ge-

sandten in Constantinopel, Marquis de la Rivierie, der sie erkauft hatte, aufstellen ließ. Sie war zwar zerbrochen und beschädigt, doch war der Kopf nie vom Leibe getrennt, am besten erhalten sind die mittlern Theile, Brust und Leib. Ein faltenreiches Gewand verhüllt den untern Theil; nur ein Fuß ist fehlbar. Sie wird, weil sie den Apfel hält, für eine Venus viltrix gehalten. Man besitzt Beschreibungen und Abgüsse von dieser Statue.

Melpomene, eine der neun Musen, also eine der Töchter des Jupiter und der Mnemosyne. Man eignete ihr in spätern Zeiten das Trauerspiel zu. Abgebildet deckt ihr Haupt ein mit Lorbeer bekrönter Schleier, in der Hand hält sie eine Maske und den Fuß stützt sie auf eine Keule. Auf gleiche Weise erscheint auch Melpomene im Vatikan und dem Zimmer der Musen. Sie hält in der Hand eine Maske davon eine Hälfte gewiß alt ist; ihr ausnehmend schöner Kopf, das höchste Ideal ruhiger Schönheit, ist mit Weinlaub bekränzt. Der Fuß trägt den Cothurn; allein die Hand mit dem Dolche ist neu. S. Musen.

Melusine. Die durch ein artiges Mährchen gar wohl bekannte schöne Melusine war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern stammte sie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelsus macht sie zu einer Nymphe; die Meisten aber bezeichnen sie als eine mächtige Fee, die sich mit einem Fürsten aus dem Hause Lusignan vermählte. Sie war, wie die meisten Feen jener Zeit, gezwungen, gewisse Tage des Monats Fischgestalt anzunehmen: alsdann wandte sie alle Sorgfalt an, sich weder vor ihrem Gemahl, noch vor ihren Hausleuten sehen zu lassen. Aber eines Tags trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gar gerne wissen wollte, was Melusine so eingeschlossen vornehme, unvermuthet ins Zimmer, und erblickte sie in einem Wassergefäß, in einer Gestalt, worin er sie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, sein Erstaunen auszudrücken; sobald sie sich entdeckt sah, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft seitdem ein Glied des Hauses Lusignan von einem Unfall bedroht wird, oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weise sterben soll, erscheint sie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schlosses Lusignan, das sie hat bauen lassen, und läßt dort Seufzer und Wehklagen hören. Thuring von Ringolfingen aus Bern gab 1477 zu Augsburg die erste Uebersetzung der Melusine ins Deutsche heraus. Seitdem erschien das Buch in unzähligen Auflagen.

Memel, feste Kreisstadt in dem Regierungsbezirk Königsberg, unter 55° 42′ 15″ Br., 38° 45′ L., die nördlichste preuß. Stadt, am Ausfluß der Dange ins kurische Haff, die hier einen ziemlich guten, von einer starken Citadelle beschützten Hafen bildet, in dem jährlich 5 bis 600 Schiffe ankommen. Memel hat eine Bevölkerung von 8000 Seelen, 4 Kirchen für den lutherischen, reformirten und katholischen Kultus, eine höhere Stadtschule, eine Lehr= und Industrieschule so wie mehrere Elementar=Unterrichtsanstalten. Der Handel mit Getreide, Holz, Schlachtvieh, Hanf u. s. w. ist sehr bedeutend; auch sind hier gute Schiffswerfte, Branntweinbrennereien und Seifensiedereien. 1807 war hier einige Zeit die Residenz des preuß. Hofes. Die Gegend umher ist höchst sandig und öde, südlich sind ungeheure Moorgegenden. — Memel, Fluß, s. Niemen.

Memnon, ein sehr dunkler Mythus, war nach Hesiod ein Sohn des Tithonius und der Aurora, König der Aethiopier, nach Andern der Assyrier. Zu Abydos in Aegypten erbaute er einen prächtigen Pallast und ein Labyrinth; ein anderer Pallast zu Susa in Persien, welche Stadt — wie Herodot berichtet — von ihm Memnonia geheißen habe. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geschenk eines goldenen Weinstocks zu bewegen, ihm mit einer zahlreichen Land= und Seemacht zu Hülfe zu kommen.

In der ersten Schlacht neigte er durch seine ungeheure Uebermacht den Sieg auf die Seite der Trojaner. Als die Schlacht aber am folgenden Tage wieder anfing, so geriethen Memnon und Ajax Telamonius an einander. Achill aber kam zum Beistande des letztern herbei und stieß mit einem Stich durch den Hals den Memnon nieder, worauf das trojanische Heer sogleich in die Flucht gerieth. Nachdem Memnon verbrannt war, fiel seine Mutter Aurora dem Jupiter zu Fuße und bat ihn, daß er ihrem Sohne einige Ehrenbezeugungen im Tode erweisen möchte. Jupiter machte also, daß aus Memnons Asche viele Vögel (Memnons-Vögel) hervorflogen, welche alle Jahre wieder zu dem Grabe kamen und auf demselben eine Art von Wettkampf hielten. Nach seinem Tode ward er als Heros verehrt und hatte unter andern in Assyrien einen Tempel. Eine ganz besondere Bildsäule hatte er in Aegypten. Sie war von kolossaler Größe, gab der Sage nach beim Aufgang der Sonne einen Laut von sich, der dem glich, wenn auf einer Laute eine Saite springt. Pausanius erzählt, sie sey von schwarzem Marmor gewesen und habe beim Aufgange der Sonne einen fröhlichen, bei ihrem Untergange einen traurigen Klang von sich hören lassen ꝛc. Strabo versichert, er habe den Laut gehört; er wisse aber nicht, ob er aus dem Fußgestelle, aus der Bildsäule, oder von dem umstehenden Volke hergekommen sey. Pococke fand neben den beiden kolossalen Bildsäulen des Memnon, die jetzt noch aus porösem harten Granit vorhanden sind, auch noch die Ueberbleibsel von zwei aus schwarzem Granit gehauenen Bildsäulen, deren eine er für diese ertönende Memnonssäule hält. Auch Norden beschrieb diese Säule, über welche man, so wie über Memnons Mythe, verschiedene Hypothesen aufgestellt hat. Die Säule befindet sich jetzt in England.

Memoire. Memoiren. Unter Memoire versteht man überhaupt, was die Erinnerung an eine Sache weckt, eine Schrift, welche dazu abzweckt, etwas in Anregung zu bringen, oder über einen Gegenstand ein Gutachten mitzutheilen. Memoiren heißen insbesondere Staatsschriften, die der gewöhnlichen Formalitäten und vorzüglich des Siegels ermangeln. Sie kürzen bei Unterhandlungen der Höfe den Weg ab, indem sie allen Rang- und Ceremonialstreitigkeiten ausweichen. Man hat drei Arten derselben: 1) die mit Anreden, Datum und Unterschrift versehenen, in denen der Abfasser von sich in der ersten, von dem, an den er sich wendet, in der zweiten Person spricht (Memoire in Briefform); 2) solche, die zwar Anrede, Datum und Unterschrift enthalten, in denen aber der Schreibende von sich in der dritten Person spricht (Memoire schlechthin); und 3) solche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterschrift sind, und worin vom Abfasser und Empfänger in der dritten Person geschrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen selbst, theils von deren Gesandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den ersteren: a) Cirkularnoten an das diplomatische Corps, d. h. die an einem Hofe residirenden fremden Gesandten, um sie von etwas zu benachrichtigen, oder um etwas zu ersuchen: gemeiniglich mit Unterschrift des Staatssekretärs oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofes an einen Gesandten auf dessen Eingabe; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsministerium oder den auswärtigen Gesandten, um solche nebst einem Memoire zu übergeben. Memoiren nennt man auch Denkwürdigkeiten, welche einen geschichtlichen Werth haben; doch ist dieser Werth nur eingeschränkt, indem sie sich nur auf eine Person oder eine Begebenheit beziehen, und der Verfasser zugleich thätig mit in die Begebenheit eingriff, eine Theilnahme, welche ihn sehr leicht der Gefahr aussetzt, in seinen Berichten einseitig und partheiisch zu werden. Die französische Nation ist vor allen reich an Memoiren. Frankreich konnte sich vieler trefflicher Memoiren, fast von den Zeiten des

wieder in Gang kommenden Schreibens an, rühmen. Der Mönchschroniken nicht zu gedenken, wer kann das Leben Ludwigs des Heiligen von Joinville lesen, ohne den gutmüthigen König, mit dessen Lebensweise man völlig vertraut wird, zu lieben? Nach Froissard und Andern war im 15. Jahrh. bereits Philipp de Comines (s. d. A.) durch seine darstellenden trefflichen Denkwürdigkeiten ein Muster dieser Gattung von Schriften für seine Sprache geworden. Ludwig XI. so wie Carl den Kühnen sieht man in ihnen denken, handeln, leben; er traf in einen Zeitpunkt großer Begebenheiten, war beiden so scharf kontrastirenden Führern derselben nahe, und wägt, naiv erzählend, wie auf der Vernunftwage, ihre Gesinnung, ihr Betragen, ihr Schicksal. Fortan fehlten unter den folgenden Königen Denkwürdigkeiten ihrer Zeit, von vortrefflichen Männern geschrieben, nicht; insonderheit waren die Zeiten der Kriege seit Franz I., noch mehr die Zeiten der Ligue, daran fruchtbar. Die Memoiren von Bellay, Thuans Geschichte seiner Zeit, Boivin, Castelnau, Tavannes, Meuluc, d'Etoiles, Mornay, d'Aubigné und wie viele andere sind in ihrer Art schätzbare Schriften. Margarethe von Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählte ihre Jugendgeschichte mit bezaubernder Eleganz. Brantome's Memoiren charakterisirt eine schamlose Naivetät mit kynischer Freimüthigkeit. Wem sind die Mémoires de Sully, d'Avrigny's Berichte, die Memoiren des Marschalls d'Estrées, Bassompierre's ꝛc. unbekannt? Auf dieser sprachreichen, lichten Höhe stand die Vorzeit Frankreichs, als Ludwig XIV. minderjährig auf den Thron kam. Jeder ausgezeichnete Mann hatte in diesen verwirrten Zeiten seinen Memoireschreiber gefunden, oder er schrieb seine Begebenheiten und Ansichten der Dinge. Die Zeiten der Fronde begannen und endeten mit einem Reichthume von Denkwürdigkeiten, die eifrig, fein, zierlich dargestellt und erzählt, Leser jeglicher Art und entgegengesetzter Partheien vergnügten. Die Memoiren des Cardinal de Retz z. B. wird man lesen, so lange die französische Sprache dauert. Sie schildern den Lärmen um Nichts, der auf einem jour de Barricade (in Sperren der Gassen) auf nichts Höheres hinausging, sammt dem nächtlichen Zusammenlaufen, Unruhen und Intriguen, bei diesen die Charaktere der Theilnehmer und Theilnehmerinnen in mancherlei Rang und Stande so lebendig, daß man sich in ihrer Mitte befindet, und wenn man die bekannten Bildnisse dieser Personen im Sinne hat, mit ihnen gleichsam mitlebet; selten zwar thätig mit ihnen, desto öfter aber wundernd und staunend, verabscheuend und bisweilend hochachtend. Die Memoiren von Joly, Rochefoucauld, Gourville, der Herzogin von Nemours u. A., die der Erzählung des Cardinals als ergänzende Berichtigungen zur Seite gehen, bringen in diesen Winkel der Geschichte viel Licht der Menschenkenntniß, wenn gleich nicht immer der Menschenliebe. Als Ludwig selbst den Scepter ergriff, änderte sich der Ton solcher Denkwürdigkeiten nach jeder Weise des Hofes. Die galanten Abentheuer des Königs mit dem immer trostlosen Ende seiner Maitressen gaben galante und traurige Memoiren; die Kriegs- und Staatsbegebenheiten, das oft veränderte Hofleben von Zeiten der Königin-Vormünderin an durch alle Lebensepochen ihres verliebten, ehrsüchtigen, dann verwelkten und devoten Sohnes, mit allen Glücks- und Unglücksfällen der Höflinge und Minister, ihrer Werkzeuge und Diener, gaben Denkwürdigkeiten in der seltsamsten Mischung. Welche zierliche Bibliothek besitzt nicht Denkwürdigkeiten einer Motteville, Montpensier, d'Aunoi, Maintenon, eines Bussi-Rabutin u. A.? Welcher Kriegsmann der alten, galanten Zeit hätte sich nicht um die Memoiren vom großen Condé, von Turenne, Vauban, Villars, Berwick, Luxemburg, Catinat u. A.; welcher Seemann nicht um die Denkwürdigkeiten Forbins, Tourville, Du-Gue-Trouins; welcher Staatsmann um die Berichte eines d'Avaux, d'Estrée, d'Estrates, und die Erzählungen eines Montglat, Bouillon u. s. w. nicht bekümmert!

Selbst die Denkwürdigkeiten, die in den Zeiten der Revolution, also ein Jahrhundert später, erschienen, und den Hof Ludwigs betreffen, fanden eine Lesewelt, als ob Ludwig noch lebte und herrschte. Ueberhaupt ist durch die französischen Memoiren die Sprache, der Geschmack, die Denkart Frankreichs mehr als durch irgend eine andere Gattung von Schriften thätig in die Welt verbreitet. Aus der großen Menge der vorhandenen übrigen franz. Memoiren führen wir noch folgende an: die von Brienne, Torcy und Montyon, für Diplomaten von besonderem Interesse; die von St. Simon, Duclos, der Madame d'Epinay; hierher zu zählen sind auch die Werke des Abbé Soulavie; die Bekenntnisse von J. J. Rousseau; die Correspondenz von Laharpe; das Tagebuch von Bachaumont; die Considérations sur la Révolution der Frau von Stael; das Werk von Süard über das 18te Jahrhundert; die Denkwürdigkeiten der Madame Laroche Jacquelin und andere. In Paris sind seit einigen Jahren vier große Sammlungen von Memoiren begonnen worden, die für Bibliotheken und Sammler von großem Interesse sind; die erste ist: Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'au commencement du 17. Siècle, avec des notes sur chaque auteur et des observations sur chaque ouvrage, par M. Petitot. Diese Sammlung besteht aus 42 Bänden und ist vollendet, der Preis jedes Bandes ist 6 Franken. Die zweite ist eine Folge und Fortsetzung der vorhergehenden unter dem Titel: Collection etc. depuis l'avénement de Henri IV. jusqu'à la paix de Paris, conclue en 1763; und ist wie die erste von dem Herrn Petitot geordnet und besorgt. Die dritte ist eine Sammlung von bereits gedruckten und noch nicht gedruckten Memoiren über die französische Revolution. Die vierte Sammlung betrifft Memoiren über die englische Revolution; übersetzt und herausgegeben von einem der geistreichsten franz. politischen Schriftsteller der jetzigen Zeit, Herrn Guizot. Auch diese Sammlung ist mit Verständigkeit angelegt; mit Einleitungen, Noten, Beweisstücken begleitet, und verdient eine Stelle in jeder größern Bibliothek. Man hat im Ganzen 24—30 Bände zu erwarten. Erschienen sind bis jetzt: die Memoiren von Thomas May oder Geschichte des langen Parlaments; die von Philipp Warwick über die Regierung Carl des Ersten; die von John Berclay, Thomas Herbert und Price; erwartet werden noch die von Sollis, Fairfax, Huntington, der Frau Hutchinson, Ludlow, Clarendon, Burnet, Temple, Rocesby und andere. In der deutschen Literatur sind Denkwürdigkeiten dieser Art eine Seltenheit, und ihrer nur wenige anzuführen. Zu den anziehendsten sind zu rechnen, die der Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrich des Großen, ursprünglich aber ebenfalls in franz. Sprache geschrieben, und zu den wichtigsten die von Friedrich dem Großen selbst (Histoire de mon temps) u. a. Nach dem unglücklichen Kriege von 1806 gab der Oberst von Massenbach drei Werke heraus: Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit dem Jahr 1794, nebst seinem Tagebuch über den Feldzug 1806. 2 Thle. mit Karten und Planen. 8. 1809. — Rückerinnerungen an große Männer. 8. 1819. — Memoiren zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms II. und III. 3 Thle. mit Karten und Planen. 8. 1809 — 1810. Von Napoleon und über dessen Geschichte besitzen wir ebenfalls Memoiren. S. Buonaparte.

Memphis, die Hauptstadt des memphischen Nomos und ehemals die Hauptstadt von ganz Aegypten und die zweite Residenz der ältern Könige. Sie lag auf der Westseite des Nils. Sie ist wahrscheinlich von den Thebanern angelegt worden und ihr Erbauer wird Menus genannt. Memphis war eine sehr mächtige, in manchen Zeitaltern die wichtigste und herrschende

Priesterstadt in Aegypten, die besonders zu Josephs Zeiten blühend war Sie war sehr groß und volkreich. Zur Handlung hatte sie eine vortreffliche Lage, indem alle Schiffe, welche den Nil herauf oder hinunterfuhren, bei ihr vorbei mußten. Vorzüglich war in Memphis der prächtige Tempel des Phtha (Vulkan) merkwürdig, zu dessen Verschönerung mehrere Könige von Memphis beitrugen. In Memphis wurde Apis vorzüglich verehrt und unterhalten. In Memphis hatten auch die Kabiren und Serapis einen Tempel; vor dem letzten lagen einige Sphinxe, welche aber zu Strabo's Zeiten schon halb im Sande vergraben waren. Nach der Erbauung Alexandrias nahm die Bevölkerung und der Wohlstand von Memphis schon sehr ab. Indessen war sie doch noch zu Augusts Zeiten eine sehr ansehnliche Stadt. Die Stelle, wo Memphis gestanden, kann jetzt nicht bestimmt werden.

Menage (Gilles), ein ausgezeichneter franz. Literator, geb. 1613 zu Angers, wurde nach vollendetem Studium königl. Advokat daselbst an der Stelle seines Vaters, gab jedoch diesem, der Rechtsgelehrsamkeit bald überdrüssig, seinen Posten zurück, trat in den geistlichen Stand und widmete sich nun ganz dem Studium der schönen Wissenschaften. In der Einsamkeit des Klosters Notre-Dame zu Paris stiftete er eine gelehrte Gesellschaft, welche er seine Mercuriale nannte und 40 Jahre zur Abstellung von Mißbräuchen auf den Gebiete der Literatur wirkte. Menage hatte sich durch sein anhaltendes Studium, durch eine leichte Fassungsgabe begünstigt, eine Menge Kenntnisse erworben; er dichtete mit Leichtigkeit italienische Verse, und ward deßhalb Mitglied der Academia della Crusca. Er hatte einen streitsüchtigen Charakter, einen besondern Hang zur Satyre, wodurch er sich eben nicht beliebt machte. So schrieb er eine Bittschrift der Diktionnäre gegen das Ausmerzen vieler Wörter gegen die franz. Akademie; auch geißelte er Montmaur in einer trefflichen Satyre, worin er diesen Pedanten in eine Papagei verwandelt. Er starb zu Paris 1692, außer den angeführten und vielen lat. italien., griech. und franz. Gedichten, mehrere gelehrte Werke hinterlassend, worunter die vorzüglichsten sind: Dict. etym., ou origines de la langue François; Orig. de la lang. ital.; Anti-Bailet; Ménagiana; Ausg. des Diogenes Laertius, mit schätzbaren Anmerkungen.

Menander, der berühmteste unter den griechischen Lustspieldichtern aus der neuern Komödie, ein Sohn des Diopethis und der Hegesistrate. Er wurde geboren im 3ten Jahre der 109ten Ol. und starb (nach Einigen ertrank er beim Hafen Piräus) zwischen dem 3ten und 4ten Jahre der 122sten Ol., im 52. Jahre seines Alters. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Den Grundsätzen des neuen Lustspiels getreu, geißelte er Niemanden mehr namentlich in seinen Stücken, sondern wählte erdichtete Sujets und überließ es Jedem, sich darin getroffen zu fühlen oder nicht. Er schrieb eine außerordentliche Menge Stücke, nach Einigen 109, nach Andern 108 oder 105, und ward achtmal Sieger, ungeachtet ihm Philemon und andere schlechtere Dichter durch Kabale oft vorgezogen wurden. Nach Pausanias Bericht setzten ihm die Athenienser im Theater eine Bildsäule. Ein Beweis seiner Vortrefflichkeit ist auch, daß Terenz, der vornehmste unter den römischen Lustspieldichtern, ihn vor allen Andern zum Muster seiner Stücke gemacht hat. Die noch vorhandenen Fragmente seiner Lustspiele sind gesammelt von Heinr. Stephan, Wilh. Morellus und vorzüglich von Hertelius und Hugo Grotius.

Mendelssohn (Moses) wurde 1729 zu Dessau geboren, wo sein Vater ein armer jüdischer Schulmeister und Zehngebotsschreiber war. Trotz seiner dürftigen Lage suchte der Vater die Geistesfähigkeiten seines Sohnes so viel wie möglich wissenschaftlich auszubilden; aber freilich war dies in jeder Hinsicht nur äußerst beschränkt. Ein wenig Hebräisch und das Lesen

des Talmud war Alles, was der alte Mendelssohn ihn lehren konnte. Der Knabe strebte aber weiter und studirte mit solchem Eifer die Bücher des alten Testaments, besonders die Psalmen, daß er bereits anfing, auch hebräische Verse zu machen. Zugleich zog er sich aber durch seinen anhaltenden Fleiß die Nervenkrankheit zu, die wegen schlechter Behandlung den Armen kränklich und ungestaltet für das ganze Leben machte. Das berühmte Werk des Maimondes More Nebuchim, d. i. Führer der Irrenden, legte in ihm den ersten Grund zur Untersuchung und zur freimüthigen Denkungsart; da ihn sein Vater nicht mehr ernähren konnte, so faßte er den Entschluß, nach Berlin zu gehen, wo er mehrere Jahre mit allen Sorgen des Lebens kämpfen mußte und oft am Nothwendigsten Mangel litt. Zur ferneren Entwickelung seines Geistes trug hier besonders sein Zusammentreffen mit Israel Moses bei; ein tiefsinniger Denker und großer Mathematiker, der aber wegen seines frei forschenden Geistes allenthalben verfolgt, damals in Berlin in gleicher Dürftigkeit lebte wie Mendelssohn, zuletzt gedrückt von Noth und Elend, ein echter Märtyrer der Wahrheit, in Schwermuth starb. Ein junger jüdischer Arzt, Namens Kisch, machte ihn auf die Nothwendigkeit, das Lateinische zu erlernen, aufmerksam, und gab ihm anfangs selbst Unterricht darin. 1748 wurde er auch mit dem Doktor Sal. Gumperz, einem besonders in den neuern Sprachen wohlunterrichteten Manne, und durch diesen wieder mit mehreren Eleven des joachimthalschen Gymnasiums bekannt, unter denen besonders einer, Beausobre, den gleiche Liebe zur Philosophie belebte, sich mit ihm innig verband. Beide junge Männer trieben nun diese Wissenschaft sowohl, wie das Studium der neuern Literatur, mit angestrengtem Fleiße; und da nun auch Mendelssohns äußere Lage anfing sich nach und nach zu bessern, so konnte er mit um so größerm Eifer auf der betretenen Bahn fortschreiten. Ein reicher jüdischer Seidenfabrikant in Berlin nahm Mendelssohn als Lehrer seiner Kinder in sein Haus, und machte ihn nach und nach zum Aufseher, Faktor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik. 1754 ward er mit Lessing bekannt und durch ihn ermuntert, trat er nun zuerst als Schriftsteller auf und gab seine bekannten Briefe über die Empfindung heraus, denen bald eine Uebersetzung von Rousseau's Ursprung der Verschiedenheit unter den Menschen folgte. Auch mit Abbt und Nikolai trat er in Verbindung. Die allgemeine deutsche Bibliothek, die Nikolai 1765 begann, zählte Mendelssohn zu ihren vorzüglichsten Mitarbeitern; doch waren seine Hauptbestrebungen immer der Philosophie zugewendet. Schon 1755 gab er mit Lessing gemeinschaftlich die kleine Schrift: Pope, der Metaphysiker, heraus, und 1791 gewann er den von der Berliner Akademie ausgesetzten Preis auf die beste Lösung einer über diese abstrakte Wissenschaft aufgeworfenen Frage. 1767 erschien sein Meisterwerk: Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele. Die gutgemeinte aber unzarte Aufforderung Lavaters, der ihn dem Christenthume gewinnen wollte, lehnte Mendelssohn eben so besonnen als mit der größten Schonung und Sanftmuth ab. In seinem Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum, legte er nachher (1783) der Welt die trefflichsten Ideen vor, die sowohl von seinen Glaubensgenossen als auch von den Christen zum Theil deßwegen so mißverstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die seit Jahrhunderten befestigt waren, geradezu angriffen. Schon sehr schwach und oft durch immer zunehmende Kränklichkeit von ernsten und anstrengenden Arbeiten abgehalten, gab er doch im Jahr 1785 seine Morgenstunden heraus, ein Buch, in welchem er für die, so ihm näher standen, die Beweise über das Daseyn Gottes und die Auseinandersetzung der verschiedenen Systeme der Idealisten, der Skeptiker, Spinozisten u. s. f. vortrug, dessen zweiter Band jedoch nicht erschien, da der Tod ihn vor der Vollendung desselben überraschte. Ungefähr um die-

selbe Zeit, als der erste Bd. der Morgenstunden ins Publikum kam, starb Lessing, und da Jakobi mit der Behauptung hervortrat, nach Allem, was ihm kund geworden, sey Lessing im Spinozismus gestorben, so glaubte Mendelsohn, es der Asche seines Freundes schuldig zu seyn, das Andenken desselben gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen zu müssen. Er schrieb deßwegen an Jakobi einen Brief, der bald darauf auch öffentlich erschien, von dem Empfänger indeß keineswegs gut aufgenommen und durch Bekanntmachung früherer Schreiben über diesen Punkt erwiedert wurde, was Mendelssohn viel Kummer und Verdruß machte. Da nun zu diesem Allen noch eine leichte Erkältung hinzukam, so konnte der längst durch angestrengte Geistesarbeiten und frühe Kränklichkeit geschwächte Mann, der in der letzten Zeit seines Lebens so reizbar war, daß die geringste Erschütterung ihm Ohnmachten zuzogen, nicht länger widerstehen, und es war am 4. Januar 1786, als er seine Augen dem irdischen Lichte schloß. Als ein Schüler der Wolf- und Baumgarten'schen Philosophie, deren mathematische Definitionsmethode und Gründlichkeit er sich angeeignet hatte, neigte er sich in sofern zum Eklektizismus, daß er aus allen Systemen das, was ihm am besten schien, sich heraus hob, was er dann, kraft seines guten und feinen Geschmacks, mit allem Schimmer der Zierlichkeit und Leichtigkeit umkleidete. Bei den tiefsinnigsten methaphysischen Untersuchungen stand ihm gewissermaßen immerwährend Platon's Grazie zur Seite, und Lessings Kritik, die seinem Styl zum Muster diente, machte ihn, den unter dem abscheulichen Jargon gemeiner Juden Aufgewachsenen, zum klassischen Vorbilde eines korrekten, sprachharmonischen Schriftstellers, so daß er in Wahrheit einer von jenen war, deren gereinigte, leichte, treffende und elegante Schreibart die deutsche Literatur und Sprache zuerst auf den Punkt hob, auf welchem sie seitdem so ehrenvoll, selbst vom Auslande anerkannt, dasteht. Außer den bereits genannten Werken führen wir noch von ihm an: seine philosophische Schriften, Berlin 1761 — 71, 2 Bde.; seine Uebersetzung der 5 Bücher Moses und der Psalmen u. s. w.

Mendoza (Don Diego Martado de), nach Juan Boscan Almogaver und Garcilaso de la Vega, der Zeit nach der Dritte unter den spanischen Klassikern, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr, in dem glänzenden Zeitalter Karls V. in Granada geboren. Wegen seiner ganz gelehrten Erziehung, die ihn bis zur Erlernung der hebräischen und arabischen Sprache führte, wegen seiner Bekanntschaft mit der schönen Literatur und seinem Geschmack, den er schon als Student zu Salamanka durch die Erfindung des komischen Romans erprobt hatte, fand ihn Karl V. zum Geschäftsmann vorzüglich brauchbar. Er schickte ihn als Gesandten nach Venedig und 1554 auf das tridentinische Concilium, auf dem er sich durch eine sehr freimüthige Rede auszeichnete; seitdem vertraute ihm Karl V. die Leitung der italienischen Angelegenheiten überhaupt an, wobei er 6 Jahre lang bewundert und gefürchtet wurde, bis ihn endlich Karl V., um dem Geschrei gegen ihn ein Ende zu machen, 1554 nach Spanien zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war Mendoza fortwährend in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln von Manuskripten und Alterthümern, eifrig beschäftigt. Er sandte deßhalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem dasigen Kloster alte Handschriften aufsuchten; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehn, in welchem er am Hofe Solimans stand. Nach Karls V. Abdankung lebte er bald am Hofe Philipps II., bald auf dem Lande in literar. Einsamkeit und war für die Verbreitung des italien. Geschmacks, mit dem er auf seinem Gesandtschaftsposten vertraut worden war, in seinem Vaterlande thätig. Er führte mehrere rhythmische Formen der italien. Poesie in die span. ein, und erwarb sich durch sein Geschichtswerk den Namen des spanischen Sallusts. Mendoza starb zu Valladolid 1575, 71 J. alt. Die

erste unverstümmelte und vollständige Ausgabe erschien 1776. Graf Pontalegre hat Mendoza's sämmtliche Werke zu Valenzia 1776 herausgegeben. Ueber seinen Werth als Schriftsteller vergleiche man Bouterwek und Sismondi. Seine Episteln, meist Nachahmungen des Horaz, haben ihn zu dem ersten klassischen Dichter in dieser Gattung der Poesie in der spanischen Literatur erhoben. Sie haben einen didaktischen Gang, der durch eine glückliche Abwechselung von Sentenzen, Charakteren und Gemälden belebt ist; sie fließen von einer leichten Lebensphilosophie über und sind präcis und im ungezwungenen Ausdruck. Dennoch haben sie in Spanien kein großes Ansehen erlangt, weil die Verse nicht weich genug und ein castilisches Ohr den rhythmischen Wohllaut nirgends vermissen will. Auch seinen Sonetten fehlt bei reinem edlem Ausdruck, Anmuth und Wohllaut; seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. Sein komischer Roman Lazarillo de Tormes war der erste Roman, der von den damals in Spanien allgemein beliebten Rittergeschichten abziehen sollte und zu literarischem Ansehen kam. Er ist voll Schelmenstreiche, ganz im Nationalgeschmack geschrieben und zog bei dem Reiz, den schelmische List und Gewandtheit für die Spanier haben, die ganze spanische Lesewelt mächtig an sich. Obgleich er bloß den Erguß der muthwilligen Laune des Dichters während seiner Jugend enthielt, und er während seiner männlichen Jahre nicht mehr zu seiner ausgelassenen Dichtung zurückkehren mochte und daher das Ganze unvollendet ließ: so hat doch nach der Zeit die Kritik nur Mängel der Diktion gerügt; aber dagegen die Bestimmtheit und Wahrheit, mit der besonders Knausereien und Laster der Geistlichkeit darin abgebildet sind, anerkannt. Als Prosaiker hat Mendoza Epoche in der spanischen Literatur gemacht; man hat ihn den Vater der spanischen Prosa genannt. Er ist der erste wahrhaft pragmatische Geschichtschreiber Spaniens. Als Zeitgenosse genau bekannt mit der über die Moriskos verhängten Verfolgung und ihrer darüber entstandenen Empörung, schrieb er die Geschichte des Rebellionskriegs in Granada in einer echt pragmatischen Darstellung, bei der ihm Sallust und Tacitus als Muster vor Augen standen; sie würde über die ersten Meisterstücke der historischen Kunst gehören, wären die Eleganz des Styles nicht bis zur Künstelei übertrieben.

Menelaus, Sohn oder Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon, ward von der berühmten Helena zu ihrem Gemahl erkoren und erhielt von seinem Schwiegervater Tyndareus das Königreich Sparta. Indeß er auf Kreta sich befand, seines mütterlichen Großvaters Cretheus Erbschaft zu theilen, kam Paris nach Sparta und entführte die Helena mit einem Theil seines Schatzes und einigen Sklaven nach Troja. Man suchte diesen Raub zuerst durch Güte zurück zu erhalten, und Menelaus reiste deßhalb mit Palamedes nach Troja; da aber Paris hier noch nicht angelangt war, mußten sie unverrichteter Sache zurückkehren. Als er keine Genugthuung erhielt, forderte er die griechischen Fürsten auf, ihrem Versprechen gemäß, die Beleidigung zu rächen, und sie schwuren es einstimmig. Als Anführer der Lacedämonier zog er mit 60 Schiffen nach Troja; hier eröffnete er das Gefecht in einem Zweikampf mit dem Paris, und zeigte sich im ganzen Kriege als einen tapfern Streiter. Wegen seiner nachdrucksvollen hellen Stimme in der Schlacht giebt ihm Homer den Beinamen Βοην ἀγαθος. Nach Eroberung Trojas nahm Menelaus die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr ins Vaterland anzutreten. Er beschleunigte die Abfahrt, und ging mit den Seinigen nach Tenedos ab, wo ihn aber Ulysses verließ. Menelaus holte den Nestor und Diomedes zu Lesbus ein und segelte mit ihnen bis Euböa, wo man in dem Hafen Gerästus dem Neptun opferte. Menelaus aber wurde gezwungen, am Vorgebirge Sunium in Attika zu verweilen. Er kam mit seiner Flotte kaum bis

an das lacedämonische Vorgebirge Malka, als ihn der Sturm übereilte und nach Creta trieb. Ein Theil der Schiffe wurde an das Land der Cedoner in Creta verschlagen und die Mannschaft rettete sich mit Mühe ans Land. Der andere Theil dagegen wurde mit dem Menelaus nach Aegypten getrieben. Hier irrte Menelaus 8 Jahre lang an den Küsten von Cypern und Phönizien herum. Auf der Insel Pharos ertheilte ihm endlich Idothea, die Tochter des Proteus, den Rath, wie er ihren Vater zwingen sollte ihm den Weg nach Hause zu zeigen. Er befolgte denselben, fesselte den Proteus und erfuhr von ihm, er solle den Nil wieder zurück nach Aegypten segeln und daselbst den Göttern opfern. Zugleich erzählte ihm Proteus das Schicksal der zurückgekehrten Helden und prophezeite ihm, daß er nicht sterben, sondern, als ein Götterheld und der Helena Gemahl, lebendig nach Elysium entrückt werden würde. Er erhielt nach seinem Tode göttliche Ehre, und ward an verschiedenen Orten, namentlich zu Terapnä in Lakonien, verehrt, wo man auch sein und der Helena Grab wies.

Menestrels, Menetriers, s. Provençalen u. Troubadour.

Mengs (Anton Raphael), Sohn des Malers Ismael bei August III., Churfürsten von Sachsen und König von Polen, ward den 12. März 1728 zu Aussig in Böhmen geboren. Sein Vater, der die außerordentlichen Talente seines Sohnes für die Malerkunst wahrnahm, brachte ihn 1741 von Dresden nach Rom. Nachdem er 4 Jahre hindurch die großen Kunstwerke dort studirt und nachgebildet hatte, kam der junge Künstler nach Dresden zurück, wo er mehrere Werke für den König verfertigte, die sich einen ungemeinen Beifall erwarben. Während seinem Aufenthalt in Italien war schon Carl, König von Neapel, auf ihn aufmerksam geworden. Als dieser Fürst den Thron von Spanien bestieg, band er Mengs 1761 durch eine Pension von 2000 Dublonen sammt freier Wohnung und einer Equipage an seinen Dienst; der Künstler wohnte aber stets in Rom, wo er den 29. Juni 1779 starb. Unter einer etwas rauhen Außenseite verbarg er eine Seele voll Güte und Wohlwollen. Er bereute es gleich und half dem Maler durch seinen Rath, dem er vielleicht durch die harte Offenherzigkeit seiner Kritik wehe gethan hatte. Nie machte er aus seiner Kunst ein Geheimniß, und noch weniger aus seinen Empfindungen. Seine Sitten waren so rein als einfach, und sein Enthusiasmus für die schönen Künste hatte alle andern Leidenschaften in ihm erstickt oder veredelt. Er war freigebig bis zur Verschwendung; in seinen letzten 18 Lebensjahren hatte er mehr als 250.000 Liv. eingenommen, und bei seinem Tode hinterließ er kaum so viel, um die Begräbnißkosten zu bestreiten. Der König von Spanien adoptirte seine 5 Töchter, und gab seinen beiden Söhnen Pensionen. Seine vorzüglichsten Werke befinden sich zu Rom und auf den Schlössern von Ildefonso und Aranjuez in Spanien. Eins seiner Meisterwerke, eine Himmelfahrt Christi, dient als Altarblatt in der katholischen Kirche zu Dresden; nicht weniger berühmt sind seine Freskogemälde in der Gallerie der Bibliothek des Vatikans, wo der Maler unter dem Scheine der Allegorie die Bildung des klementinischen Museums und die Wohlthaten des Papstes Ganganelli, den er als Moses darstellte, feierte. Seine Schriften sind: 1) Reflexionen über das Schöne und den Geschmack in der Malerei. 2) Reflexionen über Raphael, Correggio, Tizian ꝛc. 3) Ueber die Mittel, die Blüthe der schönen Künste in Spanien zu bereiten. 4) Zwei Briefe über die Gruppe der Niobe. 5) Ein Brief über die vorzüglichsten Gemälde zu Madrid. 6) Briefe über den Ursprung, Fortgang und Verfall der Zeichenkunst. 7) Denkwürdigkeiten über das Leben und die Werke des Correggio. 8) Denkwürdigkeiten über die Akademie der schönen Künste in Madrid. 9) Praktischer Unterricht in der Malerei. An die Spitze aller Maler setzte Mengs den Raphael, in Hinsicht der Zeichnung und des Aus-

drucks; den Correggio in Hinsicht der Grazie und des Helldunkels, und Tizian in Hinsicht des Kolorits. Er bildete seinen Styl nach dem, was die 3 großen Meister Vortreffliches haben. Er verstand den erhabensten Ausdruck mit dem wahrsten Kolorit u. mit jener Kenntniß der verschiedenen Effekten zu verbinden, die auf den ersten Anblick die Sinne bezaubern und doch den Verstand bei der Prüfung befriedigen. Ein Italiener nannte ihn in einer Ode den dritten Raphael. Seine Gemälde besitzen vor Allem jene Grazie, die sich nur fühlen und nicht beschreiben läßt. Niemand hatte mit mehr Fleiß die Alten studirt; Alles, was sich auf das Technische in der Geschichte der Kunst von seinem Freunde Winkelmann bezieht, ist von ihm. Er verehrte, er bewunderte die Werke der Alten, doch ohne sie zu überschätzen und blind gegen ihre Fehler zu seyn. Die Gemälde des Mengs bezeugen eine tiefe Kenntniß der Alten, einen feinen und großen Geschmack, Erhabenheit im Ausdrucke und sorgfältige Ausführung; aber man erkennt, daß, indem er zu sehr dem Idealen nachstrebte, er sein Gefühl für die Natur erkältete, was überrascht und die Aufmerksamkeit weckt und wach erhält; daß er manchmal der Wärme und der Lebhaftigkeit ermangelt und sein Pinsel trocken wird. Seine Schriften enthalten treffliche Grundsätze, doch zeigt er oft in der Anwendung derselben auf die Werke der größten Meister eine ungerechte Strenge, und scheint nur zu loben, um das Gewicht seiner Kritik zu vermehren.

Meninski (Franz a Mesnien oder Menin), berühmt durch seine Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, aus Lothringen gebürtig 1623, studirte in Rom, begleitete den polnischen Gesandten, 30 Jahre alt, nach Konstantinopel, legte sich daselbst mit so großem Eifer auf das Studium der türkischen Sprache, daß er nach Verlauf von zwei Jahren die Stelle eines ersten Dragomans oder Dollmetschers, und da er sich hierbei als gewandten Unterhändler zeigte, die eines Gesandten erhielt. Der König von Polen ertheilte ihm hierauf das Indigenat und veränderte seinen Namen Menin in Meninski. 1661 trat er als Dollmetscher der orientalischen Sprachen in Wien in die Dienste des Kaisers, unternahm 1659 eine Reise in das gelobte Land, wurde am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen und starb zu Wien 1698. Man verdankt ihm: Thesaurus linguarum orientalium sive Lex. arab., pers., turcicum, Wien 1680 — 87, 4 Bde. Fol.; secundis curis recog. et auct. a B. a Jenisch, ib. 1780—1803, 4 Bde. Fol. (die Kosten zu dieser neuen Ausgabe gaben Maria Theresia, Joseph II., Leopold II. und Franz II.). Außerdem hat man von ihm noch eine Grammatik der poln. Sprache, Danzig 1649. 8. u. a. m.

Mennige, s. Blei.

Menologium, der Heiligenkalender; das Geschichtbuch der Märtyrer in der griech. Kirche, welches nach den Monaten eingetheilt ist. — Menäum, ein Buch, welches, nach den Monaten geordnet, die kurzen Lebensbeschreibungen der Heiligen der griechischen Kirche, und zugleich die bei ihren Gedächtnißtagen üblichen Feierlichkeiten enthält.

Menno (Simonis), ein Wiedertäufer, geb. 1496 zu Witmarsen, einem Dorfe in Friesland bei Bolswert, ward katholischer Geistlicher, wandte sich aber, nach Lesung von Luthers, Bullingers und Bucers Schriften, der neuen Lehrmeinung und 1526 den Wiedertäufern zu, deren vorzüglichsten Anhängern, nach den münsterschen Unruhen, er zum Vereinigungspunkte diente. Ihren Fanatismus mildernd, gelang es ihm, sie in Gemeinden zu sammeln und mit der Obrigkeit auszusöhnen, weßhalb er viele Reisen durch Deutschland bis nach Liefland unternahm. Er starb 1561 zu Oldeslon im Holsteinischen, und nach ihm benannten sich die holländischen und deutschen Wiedertäufer Mennoniten. Er wich von der Meinung der reformirten Kirche vorzüglich in der Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes

ab und außerdem noch in der Behauptung, daß nur Erwachsene getauft werden dürfen. Auch zeichnet sich diese Religionsparthei durch strengere Kirchenzucht, Verweigerung des Eides und der Theilnahme an Kriegsdiensten und öffentlichen Aemtern aus. Schriften: Ausgang Menno Simonis; Fundamentsbuch; de baptismo, confessio de incarnatione Chr. etc., Amsterdam 1646, 4. und 1682, Fol. Vergl. d. Art. Taufgesinnte.

Menou (Jacquet François, Baron de), Reichsgraf und Großkreuz der Ehrenlegion, geboren zu Boussay in Touraine 1751, von einer adlichen Familie, nahm früh Kriegsdienste und war schon 1781 Marechal de Camp. 1789 gesellte er sich als Abgeordneter des Adels zu der constituirenden Versammlung, behielt, obwohl von Robespierre angeklagt, seinen Posten bei der West-Armee, war bei der Einnahme von Saumur und wurde bald darauf zum Obergeneral im Innern ernannt. Nach dem 13. Vendémaire wurde er zwar unter dem Vorwand, als habe er sich gegen den Convent aufgelehnt, gefangen, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Bei der Expedition nach Egypten kommandirte er den linken Flügel, wurde Commandant von Rosette, wo er zur muhamedanischen Religion übertrat, die Tochter des Besitzers der Bäder heirathete und sich Abdalah Menou nennen ließ. Nach dem Tode des Generals Kleber übernahm er das Commando der Armee, sah sich aber nach einer dreimonatlichen Blokade und nachdem die Armee auf 2—3000 Mann zusammengeschmolzen war, genöthigt, zu kapituliren. Im J. 1802 wurde er Mitglied des Tribunats und bald darauf Generaladministrator der 27. Militärdivision, bei der Vereinigung Toskana's mit Frankreich Gouverneur daselbst, und endlich in Venedig, wo er 1810 starb.

Mensch, der, — ein Wesen, dem die Natur unter allen sichtbaren Geschöpfen das reichste Daseyn nebst dem klarsten Bewußtseyn desselben und den größten Wirkungskreis (so daß jenes in diesem, dieser in jenem, sich bildet und ausbreitet) gegeben hat, — unterscheidet sich vom Thiere durch seine auf Gefühl, Verstand und Vernunft gegründete Perfektibilität. Ihm ist keine Fertigkeit angeboren, ausgenommen das Saugen. Sein physisches Werkzeug sind 2 Hände (die Affen haben 4); sein geistiges ist die Rede. Das Thier lacht und weint nicht wie der Mensch. Der menschliche Körper unterscheidet sich vom thierischen durch den aufrechten Gang und durch den Bau des Kopfs. Kein Thier hat Waden. Wie tief sind nicht Sömmering und Gall in das Geheimniß des menschlichen Nerven- und Gehirnsystems eingedrungen! Dem Menschen am ähnlichsten ist der Chimpanse, Schimpanse, afrikanische Waldmensch, im innern Mittel- und Südamerika. Den Körper des Menschen (vergl. Anatomie, Athmen, Herz, Adern, Blut, Blutumlauf, Auge und ähnliche) stützen 249 Knochen; und über 600 Muskeln setzen ihn, vermöge ihrer Reizbarkeit, in Bewegung, so lange die Lungen athmen, und so lange das Herz eine Blutmasse von 30 bis 36 Pfund, wovon $^1/_{10}$ im Gehirn, im steten Umtriebe, mit einer Kraft von 30.000 Pfd. bald durch mehr als 60 benannte Pulsadern fortstößt, bald aus mehr als 40 benannten Blutadern in sich aufnimmt. Diese Uhr des Lebens zeigt in einer Minute 26 bis 75, ja bis 160 Pulsschläge; und täglich drängen sich durch das Herz eines Mannes über 550 Pf. Blut. Ruhiger aber bildet die Körperform aus das in den Drüsen, in der Haut und in andern mechanisch-chemischen Absonderungsanstalten verborgene Werk der einsaugenden Milchsaft- und lymphatischen Gefäße. Das Ganze des geheimnißvollen Baues, welchen eine dreifache Haut, zugleich das Mittel der Ausdünstung und Einsaugung, gegen Luft und Nervenreiz einhüllt, wird in den Fugen seiner wunderbaren Ordnung durch die Bänder erhalten, und bis in seine dunkelsten Tiefen durch den Lichtstrom der Empfindung erleuchtet, welcher sich aus dem Rückenmarke und dem Gehirne durch 42 Nervenpaare in die Fäden,

Bündel, Flechten und Knoten der gemischten Nerven ergießt, und in der räthselhaft zusammengefalteten Membran der Gehirn-Rindensubstanz (welche Gall entfaltete) den Zauberspiegel des Bewußtseyns erhellt, so daß der Mensch sein inneres Gefühl, den vierfachen Eindruck der äußern Dinge und den des Betastens erkennt. Je kleiner das Gehirn und je dicker die Nerven, desto stumpfer ist der Thiere Vorstellungskraft. Der Mensch aber hat verhältnißmäßig das schwerste Gehirn (von 2, 3 bis 4 Pfd.) und dabei sehr dünne Nerven. Nach einigen Beobachtungen soll das Gehirn bei den Hottentotten, Negern, Mongolen und Caraiben von kleinerem Umfange seyn, als bei den Europäern, bei welchen die anhaltende Wirksamkeit des Denkvermögens das Gehirn sowohl in- als extensiv entwickelt habe. Auch behaupten mehrere Anatomen, daß man die Entwickelung des thierischen Menschen, der vor aller Cultur als bloßes Thier gelebt habe, schon am Gerippe sehe. Das des weißen Menschen sey am vollkommensten entwickelt, besonders die Bildung seines hirnfassenden Schädels. Das Gerippe des Negers aber scheine dem des Urmenschen am nächsten zu kommen. — Unter allen Geschöpfen ist das kunstvollste, der Mensch, am weitesten auf der Erde verbreitet, von den brennenden Sandwüsten Afrika's an bis zu den Polarländern, wo die nordische Tanne nicht mehr wächst, und das Quecksilber einfriert. Deßhalb ist auch die Mannichfaltigkeit der Nahrungsmittel des Menschen unvergleichbar größer als bei jedem Thiere. Endlich erreicht er, in Vergleich mit andern Säugethieren, ein ausnehmend hohes Alter, was ihn für seine lange Kindheit entschädigt. Ueber die moralische Natur des Menschen s. die hierauf sich beziehenden Artikel. Vergl. Suabedissen: die Betrachtung des Menschen. 2 B. — Die Frage, ob die Erde von einem Menschenpaare bevölkert worden sey, haben einige Gelehrte verneint, andere mit besseren Gründen bejaht. Für die Einheit des menschlichen Geschlechts sind Kant, von Zimmermann, Sale, Blumenbach, Herder u. A. Dagegen nehmen Doornick, Schelver u. A. mehrere Stämme des Menschengeschlechts und mehrere Geburtsörter an. Meiners (in seinen Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennaturen. Tübing. 1815, 3 Th.) ordnet die bekannten Völker nach ihrer Entwickelungsfähigkeit so: Auf die großen Affen (Quato's, bei denen sich einige Spuren menschlicher Eigenschaften zeigen) Orang-Utang und Kimpezeys, folgen die Waldneger, Buschhottentotten, Buschmänner in Neuholland, Südsee-Neger, Finnen, Mongolen, die nomadischen Hirtenvölker des westlichen Asiens, die Insulaner der Südsee, die südlichen Asiaten, die Hindus, und zuletzt die westlichen Asiaten sammt den Europäern. Nach Blumenbach gibt es nur Eine Gattung im Menschengeschlecht. Die Verschiedenheit in Bildung und Farbe der menschlichen Körper werden bloß durch Klima, Nahrung, Lebensart u. s. w. bewirkt. Den wichtigsten Unterschied macht die Farbe, in sofern diese von der Mischung der Säfte abhängt; nächst der Farbe sind die Bildung des Schädels und des Gesichts und das Haupthaar das am meisten Auszeichnende. Hiernach nehmen Einige vier, Andere fünf Menschenstämme an. Blumenbach (de generis humani varietate nativa. 3te Aufl.) stellt nach fünf verschiedenen Schädelformen folgende Hauptarten im Menschengeschlecht auf: 1) die kaukasische, welche nach allen physiologischen und historischen Angaben wahrscheinlich der Urstamm, und in die beiden entgegengesetzten Stämme, den mongolischen (2) mit dem platten Gesichte, und in den äthiopischen (3) mit den vorragenden Kiefern ausgeartet sey. Die 4te Hauptart, die amerikanische, mache in der Bildung den Uebergang von der kaukasischen zur mongolischen, so wie die 5te, die malayische, den zu der äthiopischen. Die erste, zu der, außer den Lappen und Finnen, alle Europäer, Westasiaten und Nordafrikaner gehören, hat eine mehr oder weniger weiße Haut. Sie zeichnet sich

durch ein mäßig erhabenes, eirundes Gesicht, wohl geöffnete Augen, eine hervorstehende, nicht breite Nase, dünne Lippen, langes und weiches, nur lockig krauses Haupthaar, so wie durch ein gewisses Ebenmaß in dem ganzen Baue des Körpers aus. Je weiter nach Norden, desto weißer ist die Farbe der Haut, mit blonden Haaren und blauen Augen; je weiter nach Süden, desto bräunlicher die Farbe der Haut, desto gemeiner die schwarzen Haare und Augen. Braune Haare und Augen sind in den mittlern Gegenden gewöhnlich. Als Abbild der kaukasischen Art hat Blumenbach den Gesandten der Pforte in London 1809, Jussuf Aguiah Effendi gewählt. — Die zweite, zu der, mit Ausnahme der Malayen, alle Asiaten, die Lappen, Finnen und Eskimos gezählt werden, hat eine buchsbaumgelbe oder gelbbraune Farbe. Diese Völker sind meist dünnbehaart, haben platte Gesichter und kleine Augen. Das Charakteristische der kalmückischen und aller mongolischen Gesichter sind, nach Pallas, die gegen die Nase zu etwas schief abwärts laufenden und flach ausgefüllten Augenwinkel, schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbraunen, eine besondere Bildung und Breite der überhaupt kleinen und platten Nase gegen die Stirn zu, nebst den erhaben stehenden Backenknochen. Allgemein sind ferner schwarzbraune Augensterne, breite und fleischige Lippen, ein kurzes Kinn und sehr weiße Zähne, auch die großen, vom Kopfe abstehenden Ohren. Das Haar ist schwarz und schlicht. Als Abbild der mongolischen Art hat Blumenbach einen Kalmücken gewählt, Feodor Jwanowitsch, der als Zeichner in Rom 1792 Aufsehn erregt und sich selbst sprechend ähnlich gezeichnet hatte. — Die dritte, zu der die Mohren, die Neger und verwandte Völker gehören, hat eine rußfarbige Haut, wollartig gekräuseltes Haar, das kurz, pechschwarz, dabei feiner und elastischer als an den Europäern ist; stumpfe aufgestülpte, mehr breite als lange Nasen, klein, aber mit großen Oeffnungen und starkem Geruchvermögen; lange aufgeworfene Lippen und hervorstehende Backenknochen. Das eigentliche Leder der Haut ist bei den Mohren weiß wie beim Europäer; das darauf liegende, durchscheinende Schleimhäutchen aber ist schwarz in verschiedenen Abstufungen; außer an den schmutzigrothen Lippen, wie auch an der innern Fläche der Hand und an den Fußsohlen, wo sie weißlich ist. Das Oberhäutchen scheint wie geölt, und ist sammetartig anzufühlen. Der Schädel ist zum übrigen Gerippe größer als bei den Europäern; die Hirnschale ist zu den groben Gesichtsknochen kleiner, und an den Seiten zusammengedrückt. Blumenbach hat als Musterbild der äthiopischen, oder afrikanischen Art einen durch seine Predigten in lateín. und holländ. Sprache bekannten, und von Van Dyk gemalten Neger gewählt, Jak. Jo. Eliza Capitein. — Die Hautfarbe der vierten ist eisenrostfarbig, ins Kupferrothe fallend. Die Amerikaner mit Ausnahme der nördlichsten und der europäischen Abkömmlinge, sind nämlich alle mehr oder weniger braunroth, meist schlank von Wuchse, mit hervorstehenden Backenknochen und tiefliegenden Augen. Die Peruaner sind fast so weiß wie die Europäer. Manche amerikanische Wilden sind unbärtig, weil sie sich die Haare ausreißen. Die größten Amerikaner sind die kupferfarbigen Patagonen (von 6 F. bis 6, 8 Zoll drüber); die elendesten sind die kurzen, großköpfigen, gelbbraunen Bewohner des Feuerlandes, die Päscherähs. Als Abbild des amerikanischen Menschenstammes hat Blumenbach den Heerführer der Mohawks, Tayadaneega, gewählt. Dieser Mann von großen Fähigkeiten hielt sich in politischen Angelegenheiten zwanzig Jahr zu London auf. Er schrieb in den Philos. transact. von 1786 einen Aufsatz zur Widerlegung der von einigen Reisenden behaupteten Bartlosigkeit der Amerikaner. — Die fünfte, zu welcher ein Theil der Bewohner Ostindiens, der Sunda-Inseln, der Philippinen und Molucken, und die der Inseln des stillen Oceans gehören, hat eine mahagonyfarbene oder schwarzbraune Haut; diese Menschen sind

meist breitnasicht und stark behaart. Ueberhaupt zerfallen die Australier in zwei Gattungen, wovon die eine (die Bewohner der Societäts-, der Marquesas- und der freundschaftlichen Inseln, die von Ostereiland und von Neu-Seeland) schöner, stark, vortrefflich gewachsen und sehr gutartig ist; die andere (die Bewohner von Neu-Caledonien und den Neuen Hebriden) eine dunklere Farbe, Haar, das wollicht zu werden und sich zu kräuseln anfängt, eine schlankere, kleinere Gestalt und eine fast noch lebhaftere, wiewohl auch etwas mißtrauische Gemüthsart hat. Die häßlichsten sind die Bewohner von Mallikolo, einer der neuen Hebriden, mit sonderbar gebildeter Hirnschale, fast den Affen ähnlich. Die schönste Bildung trifft man auf den Gesellschafts-Inseln an. Die Farbe der Vornehmen ist ein mit bräunlichem Gelb gemischtes Weiß; das schwarze, starke Haar fällt in den schönsten Locken herab; die Gesichtszüge sind gewöhnlich regelmäßig und sanft; die Nase ist unten ein wenig breit; und der Umriß des obern Körpers fein, bei manchen Vornehmen athletisch, doch immer mit einer gewissen Weiblichkeit vermischt. Sie sind lang, bisweilen 3, 4 Zoll über 6 engl. F. hoch, und, wie die Südsee-Insulaner überhaupt, dem Europäer ähnlich. Dagegen kommen die höchst rohen Einwohner von Neuholland zum Theil den Negern nahe. Als Abbild der malayischen Art hat Blumenbach einen Otaheiter gewählt, Omai von Ulietea, der am Hofe der Königin Oberea lebte, 1773 nach London kam, und von Cook 1779 wiederum in sein Vaterland zurückgebracht wurde. Er lernte in London bald gut Schach, und nahm den feinen Weltton so an, daß man ihn, wenn man nicht seine Farbe sah, kaum von einem Lord unterscheiden konnte.

Menschenbestimmung. Nicht nur der Gebildete, auch der Ungebildete und Rohe, fühlt von Zeit zu Zeit in seiner Brust eine Stimme erwachen: woher kommst du, und wohin gehst du? Was und wozu bist du, und was soll aus dir werden? Durch Glauben und Phantasiegebilde sucht der Ungebildete diese Probleme so gut wie es geht zu lösen; doch den, der einmal seine Vernunft gebrauchen lernte und zum Gefühle ihrer Kräfte erwachte, läßt es nicht eher ruhen, als bis er eine vernunftmäßige Lösung dieser wichtigen Fragen sich erworben hat. Mit der Frage, wozu bin ich, was ist der Zweck meines Daseyns? hängt die, was bin ich? so genau zusammen, daß die erste nur aus der letzten beantwortet werden kann. Obgleich der Mensch sich als einen Ring in der großen Kette der Naturwesen betrachten muß, so hebt doch mit ihm eine neue Ordnung an, in der er das erste Glied bildet; er fühlt zwar, daß er mit den niedern Gliedern in einiger Verwandtschaft stehe; doch eine oberflächliche Vergleichung mit den Thieren bringt ihn zu der Erkenntniß, daß er nicht nur dem Grade, der Stufe nach, sondern der Art nach von ihnen sich unterscheidet; daß, wenn auch die organische Kraft in ihm ihre höchste Blüthe, die größte Erdenvollkommenheit in Rücksicht der Organisation erreicht, doch in ihm eine andere, höhere Kraft sich offenbare, die nicht aus dem Stoffe entspringen kann und deren Thätigkeitsäußerungen in gar keiner Analogie mit den Erscheinungen der Lebenskraft stehen, die ihn zum Bürger einer geistigen Welt, zum Gliede einer höhern Ordnung der Dinge mache, in welcher die mechanischen, physischen und organischen Gesetze aufhören. Diese Kraft, welche den Menschen zum Menschen macht, ist die Vernunft im weitern Sinne und die aus ihr nothwendig hervorgehende Freiheit des Willens. Da jedes Naturwesen einen bestimmten Zweck, ein festgesetztes Ziel seines Daseyns haben muß, dieser aber nur durch das Wesen selbst gegeben seyn kann; so folgt hieraus, daß der Naturzweck nur durch Kräfte kann erreicht werden, die dem Geschöpfe wesentlich sind; denn fremde Kräfte würden nach einem Ziele hinwirken, das mit dem des Geschöpfes nicht nothwendig zusammenfallen müßte, und die Naturwesen, die nur durch ihnen

nicht eigenthümliche Kräfte ihren Zweck erreichen könnten, würden demnach den Keim ihres Daseyns außer sich liegen haben, selbst nicht einmal ein Daseyn besitzen. Es folgt daraus ferner, daß jene eigenthümliche Kräfte eines Wesens mit seinem Zwecke so genau zusammenhangen, daß mit der naturgemäßen Wirkung und Entwickelung derselben auch der Zweck des Wesens erreicht ist; z. B. die organische Kraft einer Pflanze entwickele sich bis zur Blüthe und Frucht, und die Pflanze hat das Ziel ihres Daseyns erreicht. Man kann daher den Begriff des Zweckes eines jeden Wesens dahin bestimmen, daß er in der Entwicklung und Bildung seiner ihm eigenthümlichen Kräfte bestehe. Alle Geschöpfe außer dem Menschen durchlaufen ihre Schule an der Hand der Natur, sie folgen dem Gesetze der Nothwendigkeit; sobald die äußere Umstände, die das Geschöpf sich nicht selbsten schaffen kann, günstig sind, wird es durch seinen Trieb unwiderstehlich auf den letzten Endzweck seines Daseyns hingestoßen. Unbewußt und ohne eine Willensäußerung erreicht daher die Pflanze und das Thier ihr Ziel. Gilt dieses aber auch von Menschen? Zum Theil allerdings; er schuf sich nicht die Kräfte seiner Gattung an, also auch nicht seinen Zweck, und in sofern kömmt demnach sein Zweck mit dem der andern Naturwesen dahin überein, daß, um ihn zu erreichen, seine Kräfte entwickelt und gebildet werden müssen. Bildung und Entwickelung der Vernunft, als der eigenthümlichen Menschenkraft, ist daher sein erstes Ziel. Da aber die Vernunft zugleich Freiheit des Willens nothwendig bedingt, denn ohne Vernunft ist kein Wille denkbar, so hört bei ihrer Entwickelung die Naturnothwendigkeit auf; sie erreicht ihre Blüthe nicht wie die organische Kraft des Thieres oder der Pflanze; sondern dem Menschen selbsten ist es überlassen, mit Freiheit alle seine Kräfte zu bilden, auszuwirken und zu veredeln. Es ist daher des Menschen Zweck, die Menschheit, d. h. der Inbegriff aller Kräfte und Thätigkeiten, durch die er als Vernunftwesen bedingt wird, in sich zur Vollkommenheit auszuwirken und zu erheben. Eine vollkommene Menschheit ist zwar ein Ideal, was nie der einzelne Mensch durch sich verwirklichen wird; doch die Ueberzeugung, nie jene lichte Höhe erklimmen zu können, entbindet ihn nicht der Pflicht, sein ganzes Leben hindurch unabläßig dahin zu streben; so wie ein Weinstock, dem der Gebrauch seiner organischen Kräfte zustände und sie frei bilden könnte, gegen seine Natur sich versündigen würde, wenn er, weil er das Ideal einer Weintraube nicht zu erreichen vermöchte, gar keine Trauben treiben wollte. Die Frage: wozu bin ich? muß also dahin beantwortet werden: du bist da, um deine Menschenkraft so viel als möglich zu vervollkommnen. S. die Art. **Humanität, Moral, Freiheit, Pflicht.**

Menschenbildung, s. **Bildung** und **Human.**

Menschendarstellung. In Allem, worauf der Mensch thätig einwirkt, stellt er sich dar; es ist ihm unmöglich, sich seines Seyns und Wesens so ganz zu entäußern, daß nicht die objektiven Gegenstände seines Wirkens die Eindrücke seines Charakters aufnehmen sollten. In diesem weiten Sinne nahm aber Iffland den Ausdruck Menschendarstellung nicht; er bezog ihn vorzugsweise auf Schauspielerkunst. „Die Vorstellung des Menschen," sagt dieser denkende Künstler, „betrifft mehr dessen Aeußeres, ist beinahe Manier, kann durch konventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin ist sie dem Handwerk zuzugesellen, und die es treiben, möchten Schauspieler seyn und heißen. Die Darstellung des Menschen betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechseln und allmählig zum Ziele führen. Das ist Kunst, eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht so genannt werden." Vergl. den Art. **Deklamation, Gestikulation, Mimik.**

Menschenkenntniß. Der Mensch wird in und zur Gesellschaft geboren; sie ist die Quelle seiner größten Freuden und auch seiner größten Schmerzen. Sich selbst überlassen, würde kaum sein ganzes Leben hinlängen, sich einige Dutzend Ideen und Begriffe zu erwerben; und noch ärmer als sein Kopf würde sein Herz seyn, und in ihm nur der kalte Egoismus wohnen. Der Reichthum des Geistes und der Brust verdankt er einzig dem geselligen Leben: von ihm leihen die Tugend und alle großen Eigenschaften des Menschen ihren wahren Glanz; denn er ist nur in so weit etwas werth, als er auf die menschliche Gesellschaft wohlthuend und beglückend wirkt. Für den Menschen kann es daher nichts Wichtigeres geben, als das Element seines Lebens, das Feld seines Strebens und Wirkens, den Wecker, Bildner und Beförderer seiner geistigen und moralischen Anlagen kennen zu lernen. Das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch, sagt Pope. Der glücklich und ruhig in der Welt leben will, dem es nicht gleichgültig ist, ob sein Leben, ohne Spuren von Thätigkeit nach sich zu lassen, ihm verschwinde, oder seine Plane gelingen oder nicht, für den ist Menschenkenntniß ein nothwendiges Bedürfniß. Sie war von jeher der Hebel, wodurch die großen Männer so gewaltig und tief auf ihr Zeitalter wirkten, Völker nach ihren Absichten leiteten und der menschlichen Gesellschaft oft eine andere Gestalt gaben. Sie zu erwerben, ist schwer; doch ihr Besitz verdient, daß man keine Mühe spare, und sollte man auch schweres Schulgeld zahlen müssen. Die Mittel zu ihrer Erlangung sind hauptsächlich folgende: 1) Das Studium der Anthropologie und Psychologie. Sie lehren zwar nur den Menschen im Allgemeinen, den abstrakten Menschen, kennen, und er kann diese Wissenschaften selbst auf den Lehrstühlen studiren, und doch vor jedem besondern Menschen, wie vor einer Sphinx, die unauflösliche Räthsel hinhält, stehen. Nichts destoweniger trägt die theoretische Kenntniß der Menschennatur viel zur praktischen Erlernung bei; man erhält durch sie einen Begriff, was man beobachten soll, und schärft den Verstand im Urtheilen. 2) Geschichte. Sie umfaßt einen reichen Schatz. Aus den Thaten, die sie mit ungeschminkter Wahrheit darstellt, kann man den wirkenden Geist erschließen und den Charakter des Handelnden zusammensetzen. Durch diese Uebung bereitet man sich zum Sammeln von Menschenkenntnissen im wirklichen Leben vor. 3) Biographien, besonders Selbstbiographien, wenn der Verfasser so redlich war, sich in dem Lichte zu zeigen, worin er sich selbsten erschien; etwas Selbsttäuschung ist hiebei unvermeidlich; man muß sie der schwachen Menschennatur zu Gute halten. 4) Denkwürdigkeiten. Je näher und vertrauter der Verfasser dem Gegenstande seiner Memoiren war; je mehr und öfter er sie uns im Negligé, im Schlafrocke und in der Nachtmütze vorführt, desto größeren Werth haben sie für den Forscher. 5) Gedichte, besonders dramatische, und unter ihnen das Lustspiel und Romane, wenn sie Menschen, wie sie sind, schildern, und nicht, wie sie seyn sollen. Das wirkliche Leben muß dem Schriftsteller sitzen und nicht ein ideales. Das letzte mag ästhetischer seyn, aber für den Erwerb der Menschenkenntniß hat es keinen so sonderlichen Nutzen. Die englische Literatur besitzt in dieser Gattung Meisterwerke (6 Selbstbeobachtung. In uns tragen wir den Schlüssel zu den Geheimnissen der andern Menschen. Wer sich allseitig erforscht hat und kennt, wird Manches in Andern entdecken, errathen und erahnen, was dem, der nie in sein Inneres schaute, verhüllt bleibt. 7) Umgang mit Menschen. Dieser ist die größte Schule; doch nicht jeder hat den praktischen Sinn, den Takt zu beobachten, und noch Wenigere haben Neigung hiezu. Viele Menschen sind zu flüchtig und reizbar; sie lassen sich durch den Umgang hinreißen und verlieren die Kälte und ruhige Besonnenheit, welche zum Beobachten unumgänglich nothwendig ist.

Menschheit, deren Geschichte. Bei dem fortgesetztem reiferen Nachdenken über die aus höherem philosophischen Gesichtspunkte aufgefaßte Weltgeschichte konnte nicht unbeachtet bleiben, wie Naturkräfte und gesellschaftlicher Zustand, mit seinen verschiedenartigen Veränderungen, auf das Menschengeschlecht einwirken und dasselbe erheben und erniedrigen, und Naturgesetze sich zu offenbaren scheinen, nach welchen die geschichtlichen Erfahrungen gewürdigt werden können. Diese immer reichere Betrachtungen bildeten endlich einen eigenthümlichen Kreis und wurden wissenschaftlich geordnet und auf festere Bestimmungen zurückgeführt; so gestaltete sich in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh., was Geschichte der Menschheit genannt werden ist. Der Stoff derselben gehöret der allgemeinen Geschichte an; die ihm gegebene Kunstgestalt hänget von philosophischer Forschung oder Ansicht ab und bestehet in Zusammenfassung vereinzelter Erfahrungen zu allgemeingültigen Grundansichten und vernunftmäßigen Folgerungen; die Berechtigung zur Annahme einer für sich bestehenden Discip in ist um so mehr zu bezweifeln, da die spekulative Nutzanwendung nur als geistige Selbstthätigkeit in Verarbeitung der gegebenen Geschichtserfahrung geltend gemacht werden kann und bei allen Erfahrungskenntnissen auf gleiche Weise statt findet. Aber über Namen darf nicht gerechtet werden und die sittlich fruchtbare Richtung des geschichtlichen Studiums hat durch die versuchte Absonderung der Geschichte der Menschheit von der, sie in ihrem letzten Ertrage bezweckenden allgemeinen Geschichte gewiß nicht wenig gewonnen. — Unter den für diesen Zweck gehörigen Stoffsammlungen sind hervorzuheben: die Beschreibung der Sitten der Wilden von dem Jesuiten J. Fr. Lafiteau (Paris 1724. 2. 4); dem Dänen J. Kraft (Sorce 1760; deutsch 1766); Joh. Gottlieb Steeb (Carlsruhe 1766; Tübingen 1785); und vielerlei, vorsichtig nachzuprüfende Notizen von Christian Meiners (1785 fll). Auch kann hieher gerechnet werden, was A. J. Goguet über die älteren gesellschaftlichen Einrichtungen (1758); L. Dutens (1766; 1812. 2. Bd. 8), P. Coste (1804), J. Beckmann 1785 fll.), G. C. B. Busch (1802) ꝛc. über Erfindungen und technologische Fertigkeiten; A. Anderson über Handel und Schifff. (1763; 1801. 4. Bd. 4.) Mehrere über Trachten (Habitus praecip. popul. Nürnberg 1577. F.; Le Hay modes des peuples du Levant. Paris 1715. F.; Th. Hope costume of the anciens. London 1812. 2. Bd. 8. mit Kupf. ꝛc.); Bruz. de la Martinière u. M. über religiöse Gebräuche (Cérémonies et cout. rélig. de tous les peuples du monde, Superstitions. Amsterdam 1723 fll. 11 F. m. B. Picarts K.; 1739. 11 F.; P. 1810. 12 F.); Gr. Pastoret über Rechtsverwaltung (1817) u. s. w. geleistet haben. — W. Falconer stellte (London 1781; deutsch Leipzig 1782) die Erfahrungen über Klima und Boden zusammen und J. Kant legte gehaltvolle Beobachtungen der Art in s. Anthropologie (1798) und physi. Geographie (Königsb. 1802. 2. Bd. 8; Hamb. 1801. 4. Bd. 8.) nieder. In der philosophischen Betrachtung über Thatsachen, welche den Entwickelungsgang der Menschheit zu beurkunden scheinen und großen Theiles in Beziehung auf ihre Beschaffenheit und Anwendbarkeit wiederholter Prüfung bedürfen, überließen sich die Britten A. Ferguson, die bürgerliche Gesellschaft (1766) ins Auge fassend, H. Home durch Mannichfaltigkeit der Beobachtung ausgezeichnet, J. Dunbar (1780) u. m. A., Folgerungen und Vermuthungen oder Vergleichungen, welche, in Einzelnem treffend, ansprechend und haltbar, im Ganzen oft willkührlich und einseitig sind, Deutsche verfolgten den sittlichen Gesichtspunkt, den Glauben an die höhere Bestimmung des Menschengeschlechts und an die göttliche Weltregierung unterstützend; so der edle Js. Iselin, der geistvolle Herder, der scharfsinnige Lessing; in Frankreich versuchte Condorcet die Stufenfolge und Wechselwirkung in der geistigen Bildung des gesellschaftlichen Lebens nachzuweisen; der Däne Ch. Bast-

holm brachte die Ergebnisse bisheriger Untersuchungen in eine gemeinfaßliche Uebersicht, welche wenigstens vor dem früheren Versuche J. C. Adelung's (Gesch. d. Cultur. Leipzig. 1782. 8.) unzweideutige Vorzüge hat. Was A. Weishaupt, Ph. A. Stapfer, C. H. L. Pölitz, Fr. Majer, H. Pestalozzi, J. G. Gruber, F. A. Carus u. v. A. angedeutet, erörtert, zu veranschaulichen versucht haben, ist für Verbreitung hellerer Ansichten, Berichtigung, Läuterung, Umstaltung der herrschenden Vorstellungen nicht ohne ersprießlichen Erfolg gewesen, wenn auch bleibender wissenschaftlicher Gewinn ihren Arbeiten nicht gleichmäßig zugestanden werden könnte. S. Gesch. (Gesch. d.).

Mensur (Maß). In der Musik bedeutet dieser Ausdruck das Zeitmaß, die Dauer der Noten. Bei den Saiteninstrumenten bezieht er sich auf die Kürze oder Länge der Saiten, den Umfang des Steges: er bezeichnet überhaupt die Proportionen, worin die wesentlichen Theile eines Instruments gegen einander stehen. Bei der Orgel ist es das Verhältniß der Weite und Enge, wie sich die Pfeifen in der Höhe zur Dicke der Mitte verhalten; eine Orgelstimme hat daher weite Mensur, wenn die Pfeife weit in der Mitte, aber kurz in der Höhe ist. — In der Fechtkunst bedeutet Mensur die Entfernung, welche die Fechtenden beobachten müssen; in der Bildhauerkunst, die Proportionen der auf dem Block bezeichneten Umrisse des Modells.

Mensuralgesang. Die Erfindung des Zeitmaßes im Gesange fällt in das elfte Jahrhundert, und zwar in die zweite Hälfte desselben, etwa um 1066. Daß die Ehre der Erfindung einem Deutschen, dem Magister Franco aus Köln, gebühre, ist außer allen Zweifel gesetzt. Diese neue Lehre vom Zeitmaße der Musik nennt Franco Musica mensurabilis, und erklärt sie als einen durch lange und kurze Zeiten abgemessenen Gesang, wobei er unter Zeit nicht nur ein bestimmtes Maß (Dauer) eines auszuhaltenden Tones, sondern auch der demselben entsprechenden Pause versteht. Hierdurch wurde der Mensural- vom Choralgesange, der sich nach keiner strengen Taktbewegung richtete, unterschieden. Der Mensuralgesang war schon eine Erfindung der Griechen. Franco von Köln erneuerte ihn wieder. Unser jetziger Mensuralgesang ist nichts weiter, als ein Figuralgesang; sein Erfinder ist Johann de Muris, der 1330 zu Paris lebte. In ihm kann die Länge und Kürze der Töne nach Noten, ganzen Takten bis zu Vierundsechzigtheil-Noten verändert werden. Vergl. d. Art. Franco v. K.

Mentor, ein vertrauter Freund des Ulysses, welcher in dessen Abwesenheit der Lehrer und Rathgeber seines Sohnes Telemach war. Nach ihm bekommen noch jetzt die Hofmeister oder Führer junger Leute diesen Namen.

Menuet, ein Tanz und Tonstück im $^3/_4$ Takt und von langsamer Bewegung, gewöhnlich aus zwei Theilen, jeder von 8 Takten, bestehend. Man schreibt die Erfindung desselben den Franzosen zu, was aber mit dem lebhaften Charakter derselben nicht übereinzustimmen scheint. Wirklich haben sie auch diesen Tanz aus ihren gesellschaftlichen Tänzen größtentheils verbannt, und es scheint, als ob ihn in Deutschland bald gleiches Schicksal treffen würde.

Menzikoff (Alexander, Fürst von), russisch-kaiserlicher General-Feldmarschall, der Sohn eines Bauern, geb. 1674, kam zu einem Bäcker in Moskau in die Lehre und mußte dessen Backwerk in den Straßen herumtragen. Lefort, Peters Günstling, dem er aufgefallen war, nahm ihn in seinen Dienst und 1697 auf der großen Gesandtschaft mit, wobei er ihm selbst Unterricht im Kriegswesen und der Staatswirthschaft ertheilte. Nach Leforts Tode trat er bei dem Zaar an die Stelle desselben, wurde zum Fürsten und Feldmarschall ernannt und genoß das unbeschränkte Vertrauen seines Monarchen, obwohl Menzikoffs Gewinnsucht manche Mißhelligkeiten entstehen ließ, die indeß seine Beschützerin Katharine immer wieder zu beseitigen wußte. Nach Peters Tode war es Menzikoff vorzüglich, der Katharinen den Thron verschaffte und durch sie regierte, so wie auch er schon

1724 Petern vermocht hatte, sie zur Thronfolgerin zu erklären. Als auch Katharine 1727 gestorben war, suchte er seine Tochter Maria mit dem jungen Kaiser Peter II. zu vermählen; doch gab eine abermalige durch seinen Geiz herbeigeführte Veruntreuung seinen Feinden, den Dolgoruckys, willkommene Waffen in die Hand, und Peter, seines lästigen Aufsehers ohnedies müde, verbannte ihn mit seiner ganzen Familie nach Bereson am Flusse Oby, wo er 1729 starb, nachdem seine Tochter Maria ihm an den Blattern vorangegangen.

Mephitis. Die alten Italiener glaubten an einen gewissen Einfluß, den schwefelartige Dünste auf den Menschen haben sollten, um ihn weissagend zu machen. Sie hatten daher eine eigene Göttin, welche den Orten vorgesetzt war, wo man dergleichen Dünste verspürte. Diese Göttin war Mephitis.

Mephitisch wird jede Luftart oder jeder Dunst genannt, in welchem Thiere und Menschen ersticken müssen, z. B. Wasserstoffgas, Stickstoffgas.

Mercantilsystem, Kaufmännisches System, Handelssystem, s. Nationalökonomie.

Mercator (Gerhard), ein berühmter Mathematiker und Geograph, geb. zu Rüremonde 1512, widmete sein ganzes Leben mit dem größten Eifer den eben genannten Wissenschaften, stand in großer Achtung bei Kaiser Carl V., erhielt vom Herzog von Jülich den Titel eines Cosmographen, legte sich noch in seinen letzten Lebensjahren auf die Theologie, in welcher Wissenschaft er mehrere Werke schrieb, und starb zu Duisburg 1594. Er stach selbst Globen und Landcharten, die unter dem Titel: Mercatoris tabulae geographicae, 1584, Duisburg 1595, erschienen, und noch jetzt ist die von ihm bei den Seecharten 1550 erfundene, sogenannte Mercatorische Projektion, nach welcher die Charten mit wachsenden Meridians oder unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright 1599 vorgeschlagenen, aber erst 1630 eingeführten Verbesserungen. Außerdem hat man von ihm noch eine Chronologie vom Anfange der Welt bis zum J. 1568, Köln 1568, Basel 1577. Fol., so wie eine Ausgabe von Ptolemäus geograph. Tafel, 1589. Fol.

Mercier (Louis Sebastian), ein berühmter französischer Schriftsteller, geboren 1740. Vor dem Ausbruche der Revolution war er Advokat beim Pariser Parlament; in der Folge ward er wegen seinen revolutionären Grundsätzen in den Convent und in den Rath der 500 aufgenommen. Er starb 1814 in einem Alter von 73 Jahren. Von allen seinen Schriften hat ihm sein bekanntes „Gemälde von Paris“ den meisten Ruf erworben. In diesem Werke sind die Sitten und der Charakter der Franzosen vor der Revolution mit scharfen Beobachtungsgaben aufgefaßt und mit vielem Geist, feinem Humor und oft treffendem Witze dargestellt. Eine Fortsetzung dieses Werkes, die wohl zunächst auf C. Fr. Cramers Veranlassung erschien, und die Pariser, was sie durch die Revolution geworden, schildern sollte, hat weniger Beifall erhalten. Dagegen erregte „das Jahr 2440,“ worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt, fast gleiches Aufsehen, wie sein erstes Tableau de Paris. Von seinen vielen Theaterstücken hat sich blos der „Schiebkarren des Essighändlers,“ der durch Ifflands Bearbeitung auch in Deutschland bekannt geworden ist, einen dauernden Beifall zu erwerben gewußt.

Mercurius, bei den Griechen Hermes, Sohn des Jupiter und der Maja, einer von den Töchtern des Atlas, auf dem arkadischen Berge Cyllene, dem ältesten Sitze seiner Verehrung, geboren. Schon in der vierten Stunde nach seiner Geburt sprang er der Mutter vom Schoße, verließ Höhle und Wiege und ward der Erfinder der Lyra (vergl. d. Art.). Aus Begierde nach Fleisch ging er mit Einbruch der Nacht nach Pierien zu den heiligen

Heerden der Götter. Fünfzig Rinder trieb er davon rücklings fort. Er selbst folgte rücklings nach, und band, um die Fußtritte zu verwirren, sich Reiser um die Füße. Er kam so mit den Rindern an den Alpheus, und trieb sie in die Stallungen seiner Höhle. Nunmehr strebte er nach, die Kunst des Feueranmachens zu erfinden. Er nahm einen behauenen Zweig, und rieb ihn in den Händen, daß er anfing zu dampfen, warf ihn dann in eine Grube und Reiser darauf, daß es Feuer gab. Hierauf zog er 2 Rinder herbei, schlachtete und bratete sie. Er errichtete zugleich einen Altar, und verbrannte darauf den 12 Göttern, jedem sein Theil. Dadurch wurden die Opfergebräuche erfunden. Nachdem er alle Spuren wieder vertilgt hatte, schlich er sich in seine Wiege zurück. Bald darauf kam Apoll, der durch einen Greis, welcher dem Merkur mit den Rindern begegnete, den Dieb erfahren hatte, und fragte nach seinen Rindern. Merkur stellte sich, als schlafe er. Apoll drohete, er wolle ihn in den Tartarus werfen, wenn er nicht antworte. Merkur aber leugnete beharrlich. Apoll nahm ihn also aus der Wiege, ließ ihn aber bald wieder fahren. Nunmehr berief sich Merkur auf Jupiters Entscheidung. Beide wanderten nach dem Olymp. Die Götter versammelten sich, Apoll erzählte den Vorgang, Merkur aber leugnete. Jupiter lächelte über die List des Knaben, befahl ihm aber den Aufenthalt der Rinder anzuzeigen. Apoll erstaunte über die Stärke des Knaben, da er erblickte, daß 2 von den Rindern geschlachtet waren. Er band ihm jetzt die Hände. Den Augenblick fielen die Schlingen ab, und durch ein Kunststück Merkurs standen die Rinder paarweis gegen einander über. Nun ergriff Merkur die Cither und sang das Lob der Götter. Apoll voll Bewunderung schwur, daß er ihn zu den Göttern führen, und nimmermehr seine List vergelten wolle. Merkur lehrte ihn nun die Cither, und schenkte sie ihm. Gleiche Bewunderung äußerte Apoll über den erfindungsreichen Gott, als dieser bald auch die Flöte erfand. Gleiche Wünsche von Seiten Apollos führten eine Art von Vertrag herbei, vermöge welchem ihm Merkur auch die Flöte überließ, und zugleich versprach, daß er nie wieder, was sein gehöre, rauben wolle. Dafür übergab ihm nun Apoll, indem er sich selbst die Sehergabe vorbehielt, die goldene, mit dreierlei Laub umwundene unvergängliche Ruthe des Glücks und Unglücks und des Reichthums zum sichern Berather, und machte ihn zum Aufseher der Heerden. Homer schildert den Merkur als den Herold, Gesandten und Vollbringer der Befehle Jupiters. Was er dem Jupiter war, das war er auch dem Pluto in der Unterwelt. Er führte die Seelen der Abgeschiedenen dahin ab. Ueberhaupt wird Merkur als der Botschafter und Geschäftsträger der Götter angesehen. Um deswillen war ihm auch die Gabe der Wohlredenheit eigen. Die Griechen schrieben ihm nämlich die Ausbildung ihrer Sprache zu. So wird Merkur beim Homer abgeschickt, den Aegisthus von seinem bösen Vorhaben abzubringen. Bei diesen Eigenschaften und Verrichtungen ward denn Merkur das Symbol der menschlichen Klugheit, oder was in jenen grauen Zeiten gleichviel galt, der Listigkeit, der Verschlagenheit, ja sogar des Meineids. Er theilte daher diese Eigenschaften dem Autolykus mit, listige Köpfe wurden Merkurs Söhne genannt, und er selbst als der Vorsteher aller listigen Ränke betrachtet. Daher verlangen die Götter, daß er dem Achill den Leichnam Hektors wegstehlen soll. Daher bringt er den Priamus unerkannt ins griechische Lager. Aus eben der Ursache ist er ein Freund des listigen Ulysses, begegnet ihm auf seinem Gange nach der Circe, und gibt ihm guten Rath, wie er sich gegen die Künste dieser Göttin verwahren soll. Und in eben dieser Rücksicht wird auch von ihm gesagt, daß er den Herkules, den Cerberus zu holen, in die Unterwelt begleitet habe, oder wird ihm die Befreiung Jupiters aus den Händen des Typhon und des Mars aus der Gewalt der Aloiden zugeschrieben. Eine Menge anderer Diebereien, die er schon am Tage seiner Geburt verübt haben

soll, erzählt Lucian. Er stahl dem Neptun den Dreizack, dem Mars das Schwert aus der Scheide, dem Apollo Bogen und Pfeile, dem Jupiter den Scepter. So forderte er auch an eben dem Tage den Cupido zum Ringen auf, zog ihm die Beine weg, und bezwang ihn glücklich. Da sich aber Venus hierüber freuete, und ihn deswegen auf den Schooß nahm, stahl er ihr den Gürtel. Eine seiner listigsten Unternehmungen war, daß er dem vieläugigen Argus die Jo entführte. S. Argus u. Jo. Unter die übrigen Thaten des Merkur gehört, daß er in dem Gigantenkriege den Hippolytus umbrachte. Er trug dabei den unsichtbarmachenden Helm des Pluto. Den Jupiter stahl er, da er von dem Typhon gefangen gehalten wurde, zugleich mit dem Aegipan, und stellte seine ihm ausgeschnittenen Sehnen an Händen und Füßen wieder her. Er stand dem Perseus bei, als er den Kopf der Medusa abhieb, und lieh zu dieser Expedition ihm nicht nur seine Harpe, d. i. sein sichelförmiges Schwert, sondern auch seine geflügelten Schuhe. Den Herkules aber verkaufte er an die Omphale. Den Verräther Battus, welcher ihm gegen ein Rind Stillschweigen versprach, als er dem Apoll die Rinder des Admet entführt hatte, es aber nicht hielt, verwandelte er in einen Stein. Er schmiedete auf Jupiters Befehl den Prometheus mit Hilfe des Vulkan an den Caukasus, und band den Irion in der Unterwelt an das Rad. Dem Merkur wurden außerdem zahllose Erfindungen zugeschrieben. Er erfand 75 Maaß und Gewicht, die Kunst der Fechtschule, Paläſtra und führte zuerst die Verträge zwischen feindlichen Heeren, so wie die Absendung von Herolden ein. Die Buchstaben soll er aus dem Fluge der Kraniche erfunden haben. Auch gehörten zu seinen Erfindungen die Würfel, die Musik und Geometrie, ingleichen die Auslegung der Träume. Man hat eine Menge Liebschaften von ihm; unter andern war er der Vater des Pan und des Hermaphrodit. In Griechenland war der Hauptsitz seiner Verehrung Arkadien; doch erwies man ihm in allen übrigen Städten göttliche Ehre, was auch, da Merkur der Aufseher der Wege, Häuser, Straßen wie der Gymnastik und der Wettspiele, ingleichen der Beredsamkeit war, nicht anders seyn konnte. Der uralte Lateiner kannte den Merkur nicht. Doch kam er mit der Zeit nach Rom, und erhielt daselbst verschiedene Tempel. Auch in Gallien war er eine Hauptgottheit. Unter die gewöhnlichen Attribute, woran man die Abbildungen des Merkur erkennt, sind zu zählen die Flügel an seinen Füßen, Talaria, der beflügelte Reisehut Petasus und der mit Schlangen umwundene Stab Caduceus. Seltener findet man eine Schildkröte, wegen der erfundenen Leier, oder einen Widder, den er unter den Armen trägt, bei ihm; so auch einen Hahn. Die Lateiner gaben ihm einen Geldbeutel in die Hände, den Gott der Kaufleute damit zu bezeichnen. Daß man ihn als einen Hirten gekleidet, mit einer Keule in der linken Hand, wie auf einer bithynischen Münze, oder mit einer Pfeife, Anspielung auf die Geschichte des Argus, oder mit einem Schwerte in Sichelform findet, sind Seltenheiten. Gewöhnlich ist er auch ohne Bart; die alten etruskischen Werke und einige komische Arbeiten auf neapolitanischen oder kampanischen Gefäßen stellen ihn mit einem Spitzbart, der vorwärts gekrümmt ist, vor. Die alten Künstler gaben ihm einen geschmeidigen, behenden und gewandten Körper, wie sie in sein Gesicht die Schärfe eines feinen und nachdenkenden Blicks legten. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Attitüden. Als Aufseher über die Thüren und Straßen, stellte man seine Bildsäule, die aus einer viereckig zugehauenen Säule mit einem Kopfe bestand (Hermen, vergl. d. Art.), vor den Thüren auf. Athen hatte eine ganze Straße, die von dergleichen Hermen den Namen führte. Hippias und Hipparchus hatten auf diese Hermen Denksprüche moralischen und politischen Inhalts eingraben lassen. Sein Fest in Rom wurde den 15. Mai (welcher Monat von seiner Mutter Maja so hieß) gefeiert. An diesem Feste brachten

ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte.

Mercurialmittel, Mercurialsätze, Mercuria, s. Quecksilber und Quecksilbermittel.

Mercy (Franz von), aus Longwy in Lothringen gebürtig, zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten als baierischer General im dreißigjährigen Kriege aus, rettete 1643 Regensburg vor Banners Anfall, nahm den schwedischen Generalmajor von Schlangen bei Waldneuburg gefangen, verfolgte dann Bannern bis ins Braunschweigische, entriß 1643 Rottweil und 1644 Freiburg den Franzosen, wurde aber bei letztere Stadt von denselben geschlagen und starb an den bei Nördlingen den 3. August 1645 erhaltenen Wunden. — 2) (Florimond Claude, Graf von), Enkel des Vorigen, geb. in Lothringen 1616, wurde, nach mehrmals abgelegten großen Proben von Tapferkeit 1704 kaiserlicher Feldmarschall, durchbrach im folgenden Jahre die Linien von Pfaffenhofen, wurde aber 1709 von dem Grafen de Bourg in Elsaß geschlagen. Großen Ruhm erwarb er sich hierauf in dem Türkenkriege. Er blieb in der Schlacht bei Parma, den 29. Juni 1734. Der Graf Anton d'Argenteau, sein Vetter, erbte seine reiche Besitzungen und seinen Namen, und zeichnete sich in österreichischen Kriegsdiensten, gegen die Türken und während des österreichischen Erbfolgekrieges in Baiern, am Oberrhein, in Elsaß und in Böhmen, seit 1746 aber bis zum Aachner Frieden in den Niederlanden aus. Er wurde 1741 Generalfeldmarschall-Lieutenant, 1753 Generalfeldzeugmeister, bald darauf kommandirender General in Slavonien und starb im Januar 1767 zu Essek.

Mergel nennt man eine Vereinigung der kohlensauren Kalkerde mit Thon, Sand, Bittererde u. s. w. Diese Vereinigung ist aber so fein, daß man in derselben schlechterdings die Thontheilchen nicht von den Kalktheilchen zu unterscheiden vermag. Die Vermischung der in dem Mergel vereinigten Erdarten ist sehr verschieden, und je nachdem die eine oder die andere vorherrschend ist, bekommt der Mergel davon seine Benennung. Sind Kalk und Thon zu gleichen Theilen gemischt, so nennt man dies Mergel überhaupt. Ist die Kalkerde der überwiegende Theil im Mergel, so wird er Kalkmergel genannt, und wenn der Kalk $^3/_4$ der ganzen Masse ausmacht, so nennt man diese Mischung thonigen Kalk. Ist der Thon im Mergel vorherrschend, so heißt er Thonmergel, und wenn er $^3/_4$ der ganzen Masse ausmacht, kalkiger oder merglichter Thon. Ist die Masse noch mit Sand vermischt, so heißt er sandiger Kalk- oder Thonmergel. — Der Mergel findet sich fast überall, und meistens im Untergrunde des Ackers, am häufigsten in gebirgigen Gegenden, in der Nachbarschaft von Flötzgebirgen. Im flachen Lande liegt er mehr zerstreut und nesterweise, und zwar mehrentheils an Abhängen, in Hohlwegen. Der Mergel ist ein schätzbares Verbesserungsmittel der Felder, da aber nicht jede Art desselben für jeden Acker paßt, so muß der verständige Landwirth vor allen Dingen den Gehalt und die Qualität seines Mergels untersuchen, um solchen mit seinem Boden vergleichen zu können. Ueber die chemischen Untersuchung des Mergels s. J. E. Gotthard, das Ganze der Landwirthschaft. Mainz 1802. Thäer, Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft. Hannover 1801.

Merian (Matthäus), ein berühmter Kupferstecher, geb. zu Basel 1593, war ein Schüler von Dietrich Meyer zu Zürich und von Theodor Debry zu Oppenheim; dessen Tochter er heirathete. Nach mehreren Kunstreisen ließ er sich zu Frankkfurt und später (1651) zu Schwalbach nieder, wo er aber noch in demselben Jahre starb. Man hat von ihm eine große Menge Ansichten von berühmten Städten, Landschaften, Schlacht- und Jagdstücke u. s. w.

Er stach ferner die Kupfer zu seinen biblischen Historien, zu seiner Topographie des Weltalls, 31 Bände, und zum Theatrum Europaeum. — 2) (Matthäus), des Vorigen ältester Sohn, geb. zu Basel 1621, bildete sich unter den Augen seines Vaters und nach andern Meistern und wählte sich van Dyk zum Muster. Er setzte zu Nürnberg und Frankfurt den Kunsthandel fort und starb daselbst 1687. Das Theatrum Europaeum wurde von ihm fortgesetzt. Sein vorzüglichstes Werk jedoch ist eine Artemisia. — 3) (Caspar), des Vorigen Bruder und Schüler des Vaters, ebenfalls ein geschickter Künstler, doch weniger berühmt als Vater und Bruder, setzte den Kunst und Buchhandel fort und gab mehrere sehr gute Werke heraus, z. B. eine Topographie von Frankreich, 1655, 3 Bde. Fol. — 4) (Marie Sibylla), des Vorigen Schwester, geb. zu Frankfurt am Main 1647, erlernte die Kupferstecherkunst bei ihrem Stiefvater Jakob Moreels und bei Abraham Mignon, heirathete den Maler und Baumeister Johann Andreas Graf in Nürnberg und begab sich mit demselben nach Holland. Da sie aber hier die Meinungen der Labadisten annahm, verließ sie denselben und unternahm 1699 eine Reise nach Surinam in Amerika, um die Verwandlungen der dortigen Insekten herauszugeben, nachdem sie schon 1679 und 1683 zwei Versuche, die Verwandlungen der Seidenwürmer und einiger anderer Raupen, herausgegeben hatte. Mit reicher Beute kehrte sie nach Europa zurück (1751) und gab endlich in lateinischer und holländischer Sprache: Metamorphosis insectorum Surinamensium. Amstelod. 1705, 1709. Fol. mit 60 Kupfern heraus. Sie starb den 13. Januar 1717. Auch hat man von ihr die Kupferwerke: Ueber die Entstehung, Nahrung und Verwandlungen der Raupen, Nürnberg, 2 Bde. 4.; Geschichte der Insekten Europa's. — 5) (Johann Matthäus), Sohn von Matthäus dem Jüngern, wurde wegen seiner Geschicklichkeit als Portraitmaler von dem Kurfürsten von Mainz zum Rath ernannt und starb zu Frankfurt 1716.

Merian (Joh. Bernard). Dieser berühmte Philosoph wurde den 28sten September 1723 zu Liechstall im Kanton Basel geboren. Er studirte daselbst, alle Nebenrücksichten auf einstige Beförderung bei Seite setzend, vorzüglich Philologie und Methaphysik; jedoch bewog ihn endlich der Wunsch der Seinigen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Doch da er keinen Beruf dazu in sich verspürte, so trat er in seine frühere Laufbahn zurück, verließ Basel, verlebte einige Zeit in Lausanne in dem Hause der Frau von Savigny und ging hierauf nach Amsterdam, wo er eine Hauslehrerstelle beim Senator Witte annahm. Hier erhielt er vom Maupertuis, dem damaligen Präsidenten und Direktor der Berliner Akademie, der durch Bernoulli auf ihn war aufmerksam gemacht worden, das Anerbieten einer Stelle mit mäßigem Gehalt bei der Akademie, welches Merian sogleich annahm, und worauf er 1750 sich nach Berlin begab. Hier erwarb er sich nun bald einen großen Ruf durch seine, eben so geistreiche als scharfe und witzige, literarische Kämpfe gegen König und die wolfische Philosophie, und durch mehrere treffliche philosophische Abhandlungen in den Memoiren der Berliner Akademie. 1770 übertrug ihm Friedrich II. die Direktion der Klasse der schönen Wissenschaften bei der Akademie und 1772 das Amt eines Studiendirektors, welchem er auch bis an sein Ende auf das Rühmlichste vorstand. Nach Formeys Tode wurde ihm noch die Stelle eines immerwährenden Sekretärs an der Akademie ertheilt. Merian verdient als Mensch und als Gelehrter gleiche Achtung. Er starb den 12. Februar 1807 in seinem 84sten Jahre. Drei Jahre darauf hielt der Staatsrath Ancillon eine Gedächtnißrede Merians in der Berliner Akademie. Die meisten seiner Abhandlungen befinden sich in den Jahrbüchern der Akademie, nur wenige sind einzeln im Drucke erschienen.

Meridian, s. Mittagskreis.

Merinos (Ovejas Mernas, Schafe mit feiner Wolle, denn Merina bedeutet feine ausgesuchte Wolle) heißt eine in Spanien einheimisch gewordene Schafrage, die von Spanien aus schon in mehrere europäische Länder verpflanzt wurde. Die Merinos zeichnen sich gewöhnlich vor andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle aus. Nach den wahrscheinlichsten Vermuthungen stammen sie aus Afrika ab. Soviel ist gewiß, daß Peter IV. von Castilien arabische Schafsheerden nach Spanien kommen ließ, und daß 300 Jahre nachher der Cardinal Ximenes Schafe aus Afrika nach Segovia verpflanzte. Jetzt zählt man in Spanien über 5 Millionen Merinos, die mindestens eine reine Einnahme von 8 Millionen Thaler bringen. Weil diese Schafe fast immer auf den Gebirgen von ganz Spanien weiden, nennt man sie auch wandernde Schafe, während die andern, die eine weit gröbere Wolle haben, stehende oder Stallschafe heißen. Die Einrichtung in der Zucht und Weide der Merinos ist im Ganzen höchst interessant. Sie wandern zweimal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden sie in den nördlichen Gegenden von Leon, Castilien und Aragon, im Winter (vom September an) in den wärmern Gegenden von Andalusien, La Mancha und Estremadura. Gewöhnlich werden die Heerden von 10 zu 10.000 Stück getheilt, und aus diesen wieder 10 Haufen, jeder zu 1000 Stück gemacht. Dieser Haufen (Cavagnes) steht unter der Direktion eines Oberhirten. Dieser hat 50 Schäfer und eben soviel Hunde unter seinem Commando, indem 5 Mann zu jeder einzelnen Heerde von 1000 Stück gehören. Die Schäfer sind äußerst schlecht besoldet, denn außer einem geringen Geldlohne bekommen sie Brot und dürfen ein Paar Ziegen mitweiden. Die ganze Zahl der Schäfer in Spanien beträgt 25.000 Mann, und eben soviel Hunde. Anfangs waren die Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden sie verkauft, und die letzte Heerde von 40.000 verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören sie dem Adel und den Klöstern. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen, Preußen und Baiern verpflanzt, wo sie sich sehr gut akklimatisirt haben; auch ist vor einigen Jahren die veredelte Rage aus Sachsen nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odessa, verpflanzt worden. Vergl. Schafzucht. 2) Nennt man Merino ein glatter, geköperter Serge von feinem Gespinnst, der in neuerer Zeit als Handelswaare sehr beliebt worden ist.

Merlin, eigentlich Merdhin-Emrys genannt, in den Volkssagen der Engländer, vornehmlich der Einwohner der Landschaft Wales, ein großer Zauberer und Prophet, der im 5ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelebt haben soll. Er war der Sohn eines Dämons und der Tochter eines Königs von England; als seinen Geburtsort gibt man die Stadt Vaermerlin im westlichen Theile von Wales an. Sein Vater unterrichtete ihn in allen Wissenschaften und lehrte ihn die Wunder verrichten, die die Sage ihm zuschreibt. Durch seine außerordentliche Gelehrsamkeit, seine Weissagungsgaben und seine Zauberkunst erlangte er ein hohes Ansehen; vier englische Könige, zuletzt Arthus, der Stifter der Tafelrunde, machten ihn zu ihrem Rathgeber und Freund. Ausführlich von Merlin handeln die Hisoire de Merlin et de ses prophéies, und die Vita di Merlino in Venetia.

Meroe, ein berühmter uralter Priesterstaat in Aethiopien und die Hauptstadt desselben gleiches Namens, auf einer von den Flüssen Astapus und Astaboras gebildeten Halbinsel, welche, von Sandwüsten umgeben, eine üppige Vegetation hatte. Sie nimmt den größten Theil des Königreichs Sennaar, im nordöstlichen Afrika, zwischen 13 und 18° N. Br. ein, welches

zu Nubien gehört. Meroe war, nach den Berichten Herodots, ein Negerstaat, die seine feste Einrichtungen und Gesetze, seine Oberhäupter und Regierung hatte, dessen Regierung aber in den Händen einer Priesterkaste war, die aus ihrer Mitte einen König wählte, der nur nach den bestehenden Gesetzen und dem Herkommen seines Vaterlandes regieren durfte. Wenn es den meroeschen Priestern gut dünkte, so konnten sie zum König einen Boten mit dem Befehle zu sterben senden, indem sie diese Botschaft für einen Befehl der Götter ausgaben. Die Minister des Königs mußten sich dann gleichem Schicksale unterwerfen. Diese Regierungsform dauerte fort bis auf die Zeiten des zweiten Ptolemäus von Aegypten (im 3. Jahrh. v. Chr.), als der König Ergamones die Priester ermorden ließ, und so ihrer Herrschaft ein Ende machte. Meroe war der beständige Hauptsitz des großen Karavanen-Handels Aethiopiens, des südlichen Asien, Arabien, Aegypten und Nordafrika, so wie der natürliche Stapelplatz für die Produkte des neuern Afrika. Meroe sandte früher mehrere Kolonien aus, welche, indem sie ihren Kultus des Jupiter Ammon und des Dionysos nach andern Gegenden mitbrachten, hier zugleich Stifter von Staaten wurden. Eine solche Kolonie war Ammonium in der libyischen Wüste, das einen eigenen Staat bildete, einen Tempel und ein berühmtes Orakel hatte; auch Theben in Oberägypten war eine meroesche Kolonie, welche beide Hauptplätze des Karavanenhandels waren. Ebenso scheint Oxum in Aethiopien, ein Hauptort des Verkehrs der südlichen Völker, seine Gründung Meroe zu verdanken. Die Nachrichten der Alten und die noch vorhandenen Ruinen beweisen, daß der Priesterstaat von Meroe und die von ihm ausgesandten Kolonien einen gewissen Grad von Kultur gehabt haben müssen. Die neuesten Nachrichten über die Ruinen des alten Meroe verdanken wir dem Reisenden Cailliaud aus Nantes, welcher 1821 bis zum 10° N. Br. ins südliche Aethiopien in neue, dem Geographen bisher unbekannte, Länder vordrang. Er zeichnete die Ueberreste der Tempel, Pyramiden, Kolosse, Basreliefs, griechische und hieroglyphische Inschriften ab, und entdeckte an 50 Grabpyramiden. Am merkwürdigsten sind die Tempel von Naga und Soleb, die Ruinen zu Subach, die 45 gut orientirte Pyramiden zu Parkal und Schendy oder Chandy, wo wahrscheinlich das alte Meroe gelegen hat, und 6 aus Sandsteinen gearbeitete Löwensphinxe.

Merope, die Tochter des Königs Cypselus von Arkadien, und die Gemahlin des Königs Cresphontes, des Herakliden, in Messenien. Sie zeugte mit ihrem Gemahl viele Kinder, unter denen Aepytus der jüngste war. Weil aber Cresphontes viele Aenderungen machte, so erhob sich eine Verschwörung gegen ihn. Er wurde mit allen seinen Kindern ums Leben gebracht, sein Bruder Polyphontes schwang sich auf den Thron und zwang Meropen, sich ihm zu vermählen. Diese hatte indessen den jüngsten ihrer Söhne, den Aepytus, glücklich gerettet und zu ihrem Vater gebracht. Polyphontes setzte aber einen großen Preis auf seinen Kopf. Mit der Zeit wuchs Aepytus empor und kam, ohne daß Jemand etwas wußte, nach Messene, wo er von dem König den Preis für den erschlagenen Aepytus forderte. Unterdessen da Merope eine Staatsveränderung genugsam vorbereitet zu haben glaubte, schickte sie einen alten Vertrauten ab, ihren Sohn herbei zu holen. Der Vertraute fand ihn nicht; und Merope hielt nun ganz gewiß den Fremdling für den Mörder ihres Sohnes. Schon hatte sie sich in sein Schlafgemach geschlichen, ihn umzubringen, als noch zu rechter Zeit der Vertraute den Aepytus erkannte. Merope versöhnte sich nun zum Scheine mit dem Polyphontes. Dieser aber wurde bei dem Dankopfer von Aepytus umgebracht, worauf dieser den Thron bestieg. Voltaire, Maffei u. A. haben diesen Stoff zu dramatischen Dichtungen benutzt.

Merovinger, s. Frankreich.

Merrem (Blasius), Doktor, geboren zu Bremen 1761, ward 1784 Professor der Mathematik und Physik zu Duisburg, 10 Jahre später der Kameralwissenschaft, folgte aber 1804, als die Duisburger Hochschule eingegangen, einem Rufe als Professor der Oekonomie und Kameralistik nach Marburg, wo er später auch den Lehrstuhl der Botanik bestieg. Der Kurfürst von Hessen ernannte ihn zum Hofrath, und mehrere gelehrte Gesellschaften nahmen ihn zum Mitgliede auf. Er starb zu Marburg den 23. Febr. 1824, den Ruf eines ausgezeichneten Naturforschers, besonders Zoologen, hinterlassend. Seine zahlreichen Schriften sind meistens naturhistorischen Inhalts und in Meusels gelehrtem Deutschland verzeichnet.

Mersch (van der), Anführer der brabantischen Patrioten bei den Unruhen in den Niederlanden im Jahr 1789, ward zu Menin geboren. Er eröffnete seine kriegerische Laufbahn in franz. und dann in österreichischen Diensten, die er als Oberstlieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit bis zum Ausbruche der Unruhen in Flandern im Jahr 1789, wo er sich sogleich an die mit Oesterreichs Verwaltung Unzufriedenen anschloß. Die Achtung, in der er als Mensch und als Krieger bei seinen Mitbürgern stand, machte, daß man ihn zum Anführer des in der Eile zusammengerafften Haufens Truppen erwählte, mit welchem man sich der Macht des Kaiserhauses entgegenstellen wollte. Mit diesen schlecht bewaffneten und größtentheils völlig undisziplinirten Truppen rückte er nach Brabant vor, und erhob den Muth seiner Parthei in einem bei Hoogstraaten über die Oesterreicher erfochtenen Sieg. Bald darauf lockte er den kaiserlichen General Schröder in und um Turnhout, wo die ganze zahlreiche Artillerie und Bagage der Feinde in seine Hände fiel. Nachdem er hierauf Gent und Brüssel eingenommen, erhoben ihn seine Landsleute aus Dankbarkeit zum General en Chef der sämmtlichen belgischen Truppen. Doch die Sache der belgischen Freiheit wurde von nun an in ihrem Fortgange gehemmt durch den Einfluß des van der Notot und van Eupen auf die Versammlung der Volksrepräsentanten, welchen jene Männer nur dazu benutzten, um van der Mersch um das Vertrauen und die Liebe des Volks zu bringen und ihn vom Kommando zu entfernen. Und dies gelang ihnen auch. Van der Mersch ward festgenommen, vor Gericht gestellt, und obgleich man ihm nichts beweisen konnte, dennoch nach der Citadelle von Antwerpen geschickt, wo er auch so lange blieb, bis die Oesterreicher das durch Verrath und Zwietracht zerrissene Land wieder besetzten. Van der Mersch starb am 14. Sept. 1792 auf seinem Landgute bei Menin. Die Behauptung, daß man ihm Gift beigebracht, ist ungegründet.

Merseburg liegt in einer schönen Ebene an der Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, sonst eine Stiftsstadt im Königreich Sachsen, jetzt der Sitz der Regierung des gleichnamigen Bezirks im preußischen Herzogthum Sachsen, enthält 7500 Einwohner in 900 Häusern, hat eine schöne lutherische Domkirche mit 4 Thürmen und einer großen Orgel von mehr als 4000 Pfeifen; das Altargemälde ist von L. Cranach; es befindet sich daselbst das Begräbniß der Herzoge von Sachsen-Merseburg, die 1738 ausstarben, und Bischof Dittmars, eines der trefflichsten Geschichtschreiber des Mittelalters. Das Domkapitel wurde von Otto I. gestiftet und nach Einführung der Reformation von dem Kurfürsten von Sachsen administrirt. Merseburg hat ferner ein gutes Gymnasium und vortreffliche Bierbrauereien, Gerbereien, Leimsiedereien und Wollfabriken.

Mesmer (Ant. Friedr.), ein durch die Entdeckung oder Wiederauffindung des animalischen Magnetismus und einer darauf begründeten Heilart berühmter Arzt. Er wurde 1734 zu Mörsburg in Schwaben geboren,

und studirte in der Folge zu Wien Medizin, wo er nachher eine Zeitlang als praktischer Arzt lebte. Im Jahr 1766 gab er zuerst in Wien die Grundzüge seiner neuen Lehre in einer Dissertation über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper heraus. In derselben suchte er den Satz zu entwickeln, daß die Planeten, gleich wie sie wechselsweise auf sich wirkten, auch auf die belebte Schöpfung und besonders auf das Nervensystem ihren Einfluß äußerten, vermittelst eines feinen, unsichtbaren und immerfort strömenden Fluidums, das alle Körper durchdringe und durch das ganze Universum verbreitet sey. Da diese Lehre aber nicht die von ihm erwartete Sensation hervorbrachte, so kam er auf den Einfall, die noch unerklärte, dem Magnet inwohnende Eigenschaft in dieselbe mit hinein zu weben. Dies gelang ihm dann auch, und der Rufe seiner nach dieser Methode in Wien unternommenen Curen verbreitete sich schnell. Bald entstand jedoch über die Ehre der Erfindung dieser Heilart zwischen ihm und dem in Wien lebenden Astronomen, dem Pater Hell, ein heftiger Streit. Dieser, der sich gleichfalls mit mineralisch magnetischen Curen abgab, behauptete, Mesmer pfusche ihm nur nach, und dieser erwiederte dagegen, jener wolle ihm die Ehre seiner Erfindung rauben. Um sich nun für die Folge vor solchen Einsprüchen zu sichern, erklärte Mesmer zuletzt: er bedürfe des Magnets zu seinem Heilverfahren gar nicht mehr, sondern ihm reiche die in dem thierischen Körper sich befindliche magnetische Kraft, folglich statt des mineralischen Magnetismus, der animalische völlig hin. Obgleich es ihm bei Anwendung dieser Heilmethode nicht an Bewunderern fehlte, auch, was nicht zu läugnen, manche Cur ihm gelang, so konnte er doch weder die medizinische Fakultät von Wien, noch den kaiserlichen Leibarzt, Baron Störk, für sich gewinnen. Auch nahmen die Akademien von Paris, London und Berlin, denen er sein System mittheilte, kein Interesse daran; ja, der berühmte Physiker Ingenhouß erklärte sich laut und öffentlich gegen ihn. Diese ungünstige Aufnahme schreckte ihn jedoch nicht zurück. Da er die wichtigsten Männer seines Faches für seine Theorie nicht gewinnen konnte, so beschloß er, sie durch die That zum Schweigen und zur Aenderung ihrer Ansicht zu bringen, und man muß gestehen, daß ihm dies auf kurze Zeit auf eine überraschende und fast wunderbare Art gelang, wenn man nämlich hierin ganz seiner Versicherung trauen darf. Es lebte damals in Wien die als Clavierspielerin berühmte Demoiselle Paradies. Diese war von früher Jugend an durch den schwarzen Staar, verbunden mit convulsivischen Bewegungen in den Augen, blind gewesen, und litt außerdem noch an einer Leber- und Milzverhärtung, die ihr oft im Uebermaße der Schmerzen Anfälle von Irreseyn zuzog. Mesmer wendete bei ihr den thierischen Magnetismus an und hatte das Glück, nach Verlauf weniger Monate die Kranke auf den Weg der Besserung zu bringen. Nicht allein die Verhärtung der inneren Theile ließ nach, sondern auch die krampfhaften Bewegungen der Augen, und bald erlangte das junge Mädchen ihre Gesundheit und ihre Sehkraft wieder. Mesmers Ruf wurde dadurch bedeutend vergrößert, ungeachtet noch viele seiner Gegner ihren Zweifel nicht zu überwinden vermochten, und ihm sogar offenbare Täuschung Schuld gaben. Den fortwährenden Anfechtungen müde, verließ Mesmer endlich Deutschland und ging nach Paris, wo er eine bessere Aufnahme zu finden hoffte. Zu seinem Mißvergnügen fand er jedoch auch in Frankreichs Hauptstadt bei Vielen dieselbe Zweifelsucht wie in Deutschland, und weder die Akademie der Wissenschaften, noch die medizinische Fakultät nahmen ihn nach seinen Wünschen auf. Desto mehr Glück machte der Wundermann bei der müßigen, großen Welt in Paris, für die seine geheime Kunst durch den Reiz des Wunderbaren und Neuen doppelt anziehend war. Bald hatte Mesmer die höchste und allgemeinste Bewunderung erregt, und man

muß ihm nachrühmen, daß er es verstand, mit Gewandtheit den flüchtigen Enthusiasmus des Volkes zu seinem Vortheile zu benutzen. Da es ihm zuletzt sogar gelang, einen nicht unberühmten Arzt, Namens Deslons, für sich zu gewinnen, so war sein Glück fest gegründet. Dieser vertrat nun ihn und seine Erfindung vor der Fakultät, und als nach dieser Vorbereitung Mesmer die Geister gehörig bearbeitet glaubte, erschien er selbst vor dem Publikum mit seiner bekannten kleinen Schrift: Précis historique et faits relatifs au magnétisme animal, worin er seine Hypothese von dem Einflusse der Planeten weiter ausführt. Der Ruf, den er sich erworben, und die blinde Verehrung seines Anhängers ging so weit, daß ihm von Seiten des franz. Ministeriums für die Bekanntmachung seiner Erfindung zum Besten der Menschheit eine lebenslängliche Rente von 20.000 Livres und noch einen Jahrgehalt von 10.000 Liv. angeboten wurde. Mesmer aber schlug dieses Anerbieten aus, und eröffnete dagegen eine Subscription von 100 Aktien, jede von 100 Louisd'or, gegen welche er an die sämmtlichen Theilnehmer sein Geheimniß offenbaren wollte. Die Subscription kam wirklich zu Stande, und brachte ihm eine Summe von 340.000 Liv. ein. Die Vorlesungen, die er nun hielt, begleiteten und erklärten das wirkliche Heilverfahren, und wurden sowohl von den bloß Wißbegierigen, als von den Kranken besucht. Um sich einen Begriff von der ganzen Verrichtung zu machen, stelle man sich ein sehr elegant verziertes Zimmer vor, in dessen Mitte ein offenes Becken sich befindet, aus welchem eine Menge Seile und Eisenstäbe nach allen Richtungen so hinlaufen, daß sie leicht nach Belieben gedreht und anders gewendet werden können. Um dieses Baquet herum — denn also wird die Vorrichtung genannt — befinden sich nun die Kranken, unter die man jedoch keine aufnimmt, deren Gebrechen so sind, daß sie andern widerlich seyn könnten. Einem jeden von ihnen wird alsdann eines der aus dem Boden herlaufenden Seile oder Schnüren um den Leib gelegt, und mit der Hand erfassen sie eine der gleichfalls erwähnten Metallstangen, deren Ende sie gegen den leidenden Theil ihres Körpers richten. Von Zeit zu Zeit lassen sie jedoch die Stäbe fahren, und berühren sich, so wie sie neben einander sitzen, wechselseitig mit den Fingern, welches „die Kette bilden" genannt wird. Zu diesem Allem kommt noch manches andere auf die Einbildungskraft der Sinne Wirkendes, als Musik, Weihrauchdämpfe, eine helldunkle Beleuchtung u. dgl. m. Sind nun solchergestalt die Kranken eine Zeitlang am Baquet gewesen, so geschieht es fast jedesmal, daß einer oder der andere sich von Nervenzufällen angegriffen fühlt, die dann häufig auch von den andern, oft unter den seltsamsten Abstufungen, empfunden werden, welches alsdann „die Krisis" genannt, und viel Wesens davon gemacht wird. Oefter aber muß, um diese als sehr wohlthätig angepriesene Krisis herbeizuführen, der Magnetiseur unmittelbar die Person, bei welcher sie eintreten soll, magnetisiren, welches folgendergestalt geschieht: Er, der Magnetiseur, setzt sich dem zu behandelnden Individuum gerade gegenüber, so daß seine Füße die Füße des Andern berühren, seine Augen fest auf denen des Andern ruhen, und seine Knie die des Andern einschließen. Dies heißt sich in Rapport setzen. Ist dies geschehen, dann fährt der Magnetisirende mit seinen Händen in verschiedenen Richtungen sanft und leise über die reizbarsten Körpertheile des Andern weg, und fast jedesmal endigt sich diese Operation — vornehmlich, wenn es ein Frauenzimmer ist, die behandelt wird — damit, daß die Magnetisirte in eine Art überreizten, krampfhaften Zustand verfällt, der zwar für die ihm unterliegende Person nicht ohne Annehmlichkeit ist, dem ruhigen Beobachter hingegen nichts anders, als das betrübte Schauspiel des Sieges einer physischen Erregung über den besonnenen Willen zeigt. Bei manchen Personen zeigt sich indeß der

Eintritt der Krisen unter heftigern Umständen. Sie schreien, weinen oder lachen auf eine ausgelassene Art, während wieder Andere ein momentanes Schwinden der Sinne verspüren und gleichsam in eine Art halben Schlafes verfallen, in welchem ihnen, wie bekannt, dem Vorgeben nach, allerlei seltsame Visionen und Eingebungen kommen sollen. Kranke von einer lebhaften und reizbaren Einbildungskraft gefallen sich in der Regel, einmal in diesem Zustande gewesen, wohl darin, und ihr Hang zu dergleichen außergewöhnlichem Befinden, zu dieser erhöhten Einbildungskraft geht dann bald so weit, daß der bloße Anblick des Magnetiseurs, ein Blick, eine Bewegung von ihm zuletzt bei ihnen hinreicht, sie in diesen überreizten Zustand zu versetzen, der ihren aufgeregten Sinnen so wohl thut. Daher erklärt es sich, daß Mesmer oft mitten in den zahlreichen und glänzenden Zirkeln, die sein Glück und seinen Ruhm gründeten, so seltsame und damals hoch angestaunte Dinge verrichtete, daß er mit seinem Zauberstäbchen in der Hand, dessen magnetische Kraft schon so Mancher und so Manche in diesen Gesellschaften mehr und minder erprobt hatten, mittelst eines Wortes, eines Winkes u. dgl. nach Gefallen jene leicht erregbaren Wesen, die ihn umgaben, beruhigen oder in Extase setzen konnte; und wenn auch mehrere der so vorgeblich ganz von seinem Willen Abhängenden, wie bekannt genug ist, diesem Willen nur dienten, weil der schlaue Arzt hier kein Geld schonte, um die zu belohnen, die gefällig genug waren, Andern durch ihr Benehmen ein Beispiel von geistiger Unterwerfung zu geben: so muß man doch gestehen, daß die Kraft, mit welcher er sich hier seines Uebergewichts über eine leichtgläubige und schwachnervige Menge bediente, immer erstaunenswürdig ist. Der Enthusiasmus für den mit geheimnißvollen Kräften ausgerüsteten Wundermann stieg endlich in Paris so hoch, und die Unordnungen, die durch die Anwendung des thierischen Magnetismus entstanden, vervielfältigten sich zugleich so sehr, daß die Regierung endlich der Sache eine ernste Aufmerksamkeit schenken zu müssen glaubte. Sie ernannte deßwegen eine Kommission, um das Wesen der gepriesenen Mesmer'schen Lehre gründlich und genau zu untersuchen. Männer von ausgezeichnetem Geist und umfassenden Kenntnissen, die Aerzte Majault, Sallin, Darcet und Guillotin, und die Akademiker Franklin, Leroi, Bailly, de Berg und Lavoisier wurden hierzu auserwählt. Das Resultat ihrer Untersuchung fiel für den thierischen Magnetismus sehr ungünstig aus, und von diesem Augenblicke an sank das Ansehen Mesmers und seiner geheimnißvollen Kunst. Vergebens waren von nun an alle Anstrengungen seiner Anhänger, ihm das verlorne Ansehen, ja selbst die Theilnahme des Publikums wieder zu verschaffen; vergebens schrieb Bergasse, der eifrigste seiner Verehrer, den zuletzt nur Mesmers übertriebener Eigennutz von ihm entfernen konnte, eine schwulstige Schrift, an der nichts merkwürdig ist, als der ungemeine Mangel aller physischen und philosophischen Kenntnisse; der Ruf des so lange Bewunderten war gestürzt; gegen Autoritäten, wie Franklin und die Andern, half kein Protestiren, und Mesmer sah daher wohl ein, das Beste, was er thun könne, sey, Paris und Frankreich zu verlassen. Dies führte er denn auch aus, und, sich erst nach England begebend, wo er eine Zeitlang unter fremdem Namen lebte, ging er zuletzt in sein Vaterland zurück, woselbst von ihm im Jahre 1799 eine neue Darlegung seines Systems im Druck erschien, die jedoch nur sehr getheilte Aufmerksamkeit erregte, wie denn überhaupt die von ihm aufgestellte Lehre, seit jener Niederlage in Paris, nie wieder den Ruf erhielt und den Enthusiasmus erweckte, den sie einst in Frankreichs Hauptstadt fand, wo so Manches zusammentraf, um ihr damals an diesem Orte für einige Zeit eine so glänzende Aufnahme zu bereiten. Zwar ist sowohl in Frankreich, als mehr noch in Deutschland, seit einigen Jahren hin und wieder von Ein-

zelnen die Lehre des thierischen Magnetismus wieder vorgenommen, und, der Angabe nach, vervollkommnet, auch von Einigen viel Verwunderliches und Seltsames darüber und über die ungeheuern Wirkungen dieser Kraft vorgebracht worden; indeß (obschon hiermit dem Ganzen geradezu nicht alle Realität abgesprochen werden soll) hat es sich doch im Allgemeinen noch viel zu wenig bestätigt, und auch diesmal wieder hat hie und da unleugbar Eingenommenheit für die Sache auf einer, und die Sucht, Neues aufzustellen, auf der andern Seite sich zu sehr bemerklich gemacht, als daß man noch immer einem billigen und gerechten Zweifel in dieser Angelegenheit den Vorzug vor einem unbedingten, hingebenden Vertrauen geben müßte; Fälle, wo offenbare, geflissentliche oder unwissentliche Täuschung obwaltete, gar nicht zu gedenken. Mesmer anlangend, so sank sein Credit in Frankreich bald nach seiner Entfernung, selbst bei seinen entschiedensten Anhängern, gänzlich, wozu am meisten, wie wir schon bei Erwähnung von Bergasse bemerkten, sein Eigennutz und die Täuschung mit Betrug, die er sich gegen die freigebigen Unterzeichner jener von Bergasse zu Stande gebrachten Subscription zu Schulden kommen ließ, indem er ihnen für die bedeutende Summe, welche sie ihm zahlten, die ganze Art seines Heilverfahrens nicht nur nicht mittheilte, sondern sie zuletzt gar noch in einem Libell beschuldigte, sie hätten ihm seine Kunst auf einem unrechtmäßigen Wege abgelauert. Genug, so viel Aufsehen zu seiner Zeit der Erfinder des thierischen Magnetismus in Frankreich und andern Ländern auch gemacht hatte, so sehr sank er, als der erste Rausch der Begeisterung, welche die Neuheit der Sache erregte, vorüber war, in Vergessenheit, und sein im Jahre 1815 in seiner Geburtsstadt erfolgter Tod wurde kaum dem größeren Publikum bekannt. Eine Entwickelung des Mesmerschen Systems hat in neuer Zeit Wolfart, ein Arzt aus Berlin, in zwei Bänden herausgegeben. Ueber die Ausbildung des Magnetismus erschienen seit 1818 von Wolfart: Jahrbücher des Lebensmagnetismus. (S. den Art. Magnetismus.)

Mesopotamien, d. i. Land zwischen den Flüssen bei den Griechen, Eldschesira oder die Insel bei den Arabern, die große vom Euphrat und Tigris eingeschlossene Landschaft, im Norden vom Taurus- und Masius-Gebirge begränzt. Der nördliche Theil war gebirgig, hatte gute Viehweiden und produzirte viel Getreide und Wein; der südliche war eine ebene, dürre Sandwüste. Die Bewohner theilten sich in Ackersleute und Hirtenvölker. Anfangs gehörten sie zum Nimrodschen Reiche; um 2000 vor Christi breitete ihr König Cusan Rischataim seine Herrschaft über den Euphrat aus, und die schon in Palästina ansässigen Israeliten mußten ihnen 8 Jahre lang Tribut entrichten. Ums Jahr 790 vor Chr., als die assyrische Monarchie ihre höchste Blüthe erreicht hatte, machte Mesopotamien einen Theil derselben aus, und ward in der Folge in alle Schicksale, welche sie erlebte, verflochten. Im Jahr 106 nach Chr. eroberte es Kaiser Trajan, aber es blieb nicht lange im Besitze der Römer, denen es die Perser entrissen. 651 ward es eine Beute der Araber und 1040 mußte es sich unter das Joch der Seldschucken beugen. 1218 eroberte es Dschingis-Chan; 1360 fiel es in die Hände Tur-Ali-Begs, der daraus eine eigene Dynastie bildete, die 1400 Tamerlan wieder vernichtete. 1514 vereinigte es Ismael Sophi mit dem persischen Reiche; aber 40 Jahre später mußten schon die Perser die Hälfte des Landes den Türken abtreten, die sie jedoch 1613 wieder eroberten, nach 24 Jahren indeß an den Großherrn Amurad IV. nebst noch andern Provinzen überlassen mußten. Im Alterthum blühten hier die Städte: Charran, Zoba, Antiochia, Mygdonia, Singara u. a. Die Größe des Landes beträgt ungefähr 1700 □M.

M e s s a l i a n e r. So hießen die Glieder einer ketzerischen Sekte in der alten Kirche. Ihr Namen kommt aus dem Syrischen und bedeutet so viel als Beter, Betbruder, so wie sie auch in der griechischen Sprache Eucheten genannt, welches dieselbe Bedeutung hat. Sie sollen zu den Zeiten der Kaiser Constantin, Valentinian und Valens entstanden seyn, und sich zuerst in Mesopotamien und zu Edessa in Arabien gezeigt haben. Was ihre Irrthümer betrifft, so glaubten sie, daß die ganze Uebung des Christenthums im Gebete bestünde, und daß dieses alle guten Werke in sich begriffe. Sie arbeiteten nicht, nährten sich durch Betteln, und ergaben sich am liebsten einer träumerischen Beschaulichkeit. Sie rühmten sich dabei göttlicher Gesichte und Offenbarungen. Ungeachtet der Verfolgungen, die sie von Seiten der Kaiser und Bischöfe erfuhren, erhielten sich die Messalianer, obwohl nicht zahlreich, bis zum Ende des 7ten Jahrhunderts. Mit ihnen sind nicht zu verwechseln die neuen Messalianer, die den Paulicianern näher verwandt sind. (S. P a u l i c i a n e r.)

M e s s a l i n a (Valeria), Gemahlin des röm. Kaisers Claudius, vereinte die schimpflichsten Laster in einem hohen Grade und opferte ihrer Grausamkeit diejenigen Patricier, deren Reichthümer sie lockten, oder die sich ihrer schamlosen Leidenschaft entzogen. Endlich ging sie so weit, sich bei Lebzeiten ihres Gemahls öffentlich mit dem Consul Silius zu vermählen, und ein ausgelassenes Bachusfest anzustellen. Claudius, durch seinen Günstling Narcissus herbeigeführt, wäre indeß schwach genug gewesen, sich durch ihre Bitten erweichen zu lassen; doch ließ Narcissus dem Kaiser nicht Zeit dazu, und befahl einem Centurio, sie zu ermorden (48 n. Chr.). — 2) (Messalina Statilia), aus einer consularischen Familie, dritte Gemahlin Neros, war früher schon viermal vermählt gewesen und zuletzt an den Consul Atticus Vestinus, den Nero ermorden ließ. Messalina trug kein Bedenken, dem Kaiser, der schon früher ihre Gunst besessen, unmittelbar darauf ihre Hand zu reichen. Nach seinem Tode widmete sie sich dem Studium der Beredsamkeit und schönen Wissenschaften, und war im Begriff, sich mit dem Kaiser Otho zu vermählen, als dieser sich das Leben nahm.

M e s s e (nach dem Dogma des Katholizismus), das auf geistliche Weise erneuerte Eine Opfer des neuen Bundes: Christus am Kreuze, für alle Lebenden und in Gott Ruhenden, weil auch das Kreuzesopfer Christus für alle Menschen seinem Vater dargebracht hat. Die Benennung „Messe" stammt von den Anfangsworten: Missa est ecclesia, mit denen in alten Zeiten, wo nur die Communikanten dem ganzen Gottesdienst beiwohnten, die übrige Gemeinde vor dem Abendmahlsgenuß entlassen wurde. — In allen positiven Religionen trifft man die Idee eines Opfers an, was der sterbliche Mensch der Gottheit bringt, anerkennend sein Verhältniß von ihm zu ihr, und das Geistige der Religion auf diese Weise einem äußeren Gottesdienste vormalend. Je reiner diese Idee des Opfers aufgefaßt, desto reiner die Religion. Dem Christenthum war es vorbehalten, dieser Idee mit der höchsten Realität auch die höchste Reinheit zu geben. In den Weissagungen des alten Bundes wird Christus als ein Priester nach der Weise Melchisedeks, eines Priesters des Allerhöchsten, welcher Wein und Brot opferte, vorgestellt (Ps. 109, 4; I. B. Mos. 14). Vergl. M e l c h i s e d e k. Malachias verkündete die Abschaffung der Opfer des alten Bundes, und wie diese durch ein reineres, Gott überall zu entrichtenden Speißopfer ersetzt werden würden (Mal. 1, 11). Diese Weissagung ging in Erfüllung, als der Gottmensch im Fleische unter den Sterblichen wandelte, lehrend und Wunder wirkend. War er ein Priester nach Melchisedeks Ritus — was auch der Verfasser des Briefes an die Hebräer (5, 6 und 7) sagt — so war seine Handlung am letzten Abendmahl ein Opfer; aber nicht nur Ein Mal,

sondern ewig (Ps. 109, 4), d. i. immerfort, bis zur Vollendung des Reiches Gottes, bis zum Beschlusse des Gnadenbundes, da ferner kein Opfer mehr statt haben wird. Es erscheint im Abendmahl auch Alles, was zum Begriffe eines Opfers gehört: eine sichtbare Sache, nämlich die Gestalten des Brotes und Weines; ein rechtmäßiger Priester, Christus, und in seinem Namen die Apostel und die von ihnen ordinirten Priester, gemäß seinem Befehle: „Thut dies zu meinem Gedächtniß;" ein Zeichen der höchsten Herrschaft des himmlischen Vaters; denn zum immerwährenden Andenken seines bis zum Kreuzestode bewiesenen Gehorsams hat er dieses gethan und eingesetzt; endlich eine Veränderung der Opfersache, das Brot und der Wein werden jetzt Christi Leib und Blut — nach dem Glauben der Katholiken, s. Transsubstantiation; — diese werden geistlich getrennt, weil Christus besonders sprach: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut;" eine lebhafte Bedeutung der gewaltsamen Trennung seines Blutes vom Leibe am Kreuze; zuletzt erfolgt der Genuß des heil. Opfers. Ferner suchen die Katholiken ihre Ansicht des Abendmahls als Opfer zu begründen auf den Glauben der Apostel, die den Tisch des Abendmahls als einen Opfertisch — Altar — ansahen (I. Cor. 10, 20 u. 21; Hebr. 31, 10); endlich auf den beständigen Glauben der ersten Kirche, wie aus den echten Schriften Justins, Irenäus, Chrysostomus, Augustinus u. m. A. mit klaren Worten hervorgehe, welche Väter das Orakel des Malachias in Bezug auf das Abendmahl als Opfer anführen, und so die Ansicht ihrer Zeit beurkundeten. Da von den ersten Zeiten an der Presbyter der Gemeinde die Consekration verrichtete, so erklärt sich hierdurch die der katholischen Kirche eigene Ansicht des Gemeindevorstehers als Opferers. Ihre äußeren Zuthaten und Ausbildung erhielt die Messe erst unter Gregor dem Großen (gest. 604). Die katholische Messe hat drei Haupttheile: das Offertorium, die Consekration und die Communion. Beim Offertorium opfert der Priester Wein und Brot, welche er bei der Consekration in des Herrn Leib und Blut verwandelt, und die bei der Communion er und die Gemeinde genießen wird. Nach den verschiedenen Graden der Feierlichkeiten wird die Messe verschieden genannt: Hochmesse oder Hochamt wird unter dem Beistande eines Diakons und Subdiakons unter Gesang von Choristen gehalten. (Die musikalische Composition zu einer Messe: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei nennt man ebenfalls eine Missa.) Feierlicher ist sie, wenn ein Bischof, am Feierlichsten, wenn der Papst sie hält. Die stille Messe wird ohne Gesang und ohne Ministration des Diakons und Subdiakons gehalten. Die heil. Geistmesse wird bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gelesen, wobei der heil. Geist angerufen wird durch den Gesang: Veni Creator Spiritus. Die sogenannten Seelenmessen für die Verstorbenen sind nichts Anders, als gewisse, theils von der Kirche vorgeschriebene, theils der Willkühr des Priesters überlassene Gebete, die er unter der Messe für die Gestorbenen vor die Gottheit bringt, damit sie die ersehnte Nachlassung ihrer Sünden erlangen, und in die Wohnung der Seligen aufgenommen werden. Die Kirche wünscht dies aus schuldiger Liebe gegen die Gestorbenen; denn über die Wirkung dieser Gebete oder Seelenmessen auf die Milderung der Peinen am Reinigungsorte hat sie sich nie ausgesprochen. (S. Exequien und Requiem.) Trockene Messen, wobei der Kelch, aus Furcht, etwasvon dem consekrirten Weine zu verschütten, wegbleibt, werden auf Schiffen gelesen. Die Einrichtung der Messe in der griechischen, so wie in den andern orientalischen Kirchen (vergl. die einzelnen Art. derselben) ist von der in der katholischen Kirche verschieden.

Meßgewand ist die beim Messelesen vor dem Altar gebräuchliche priesterliche Kleidung. Diese besteht nach der verschiedenen Zeit aus fünferlei

Farben. 1. weiß von Christabend bis zur Octava epiphaniae inklusive, wie auch in den Messen de Spiritu S., de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Paschale. 2. roth vom Pfingst-Heiligabend bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, das Johannisfest ausgenommen. 3. grün von der Octava epiphaniae bis zu Septuagesimae. 4. violett vom ersten Advent bis zum Christabend auch in der Fastenzeit. 5. schwarz am sechsten Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelenmessen.

Messen, Handelsmärkte. Da bei feierlichen Kirchmessen gewöhnlich viele Menschen zusammen kamen, so gab dies Gelegenheit zu Verkehr und Handel, woraus Jahrmärkte entstanden, die man Messen nennt, wenn sie sich durch größern Umfang der Geschäfte, durch längere Dauer und durch gewisse Vorrechte (Meßfreiheit) von gewöhnlichen Märkten unterscheiden. Leipzig hat jährlich 3, Frankfurt a. M. 2 Messen. Noch gibt es Messen zu Braunschweig, Breslau, Cassel und Naumburg. In Frankreich zu Lyon, Beaucaire; in Italien zu Alessandria, Sinigaglia; in Tyrol zu Botzen; in der Schweiz zu Zurzach u. s. w. In Warschau hat Alexander I. im J. 1817 eine Messe gestiftet.

Messen, die Kunst, den Inhalt oder die Ausdehnung einer Sache nach einer bereits bekannten Größe oder einem Maß (s. d. Art.) zu bestimmen. Je nachdem sie Längen, Höhen, Tiefen, Raumgrößen der Körper und Entfernungen in Zahlen ausmittelt, unterscheidet man: 1) Longimetrie oder Längenmeßkunst; 2) Planimetrie oder Flächenmeßkunst; 3) Sterometrie oder Körpermeßkunst, nebst der Visirkunst, d. i. die Kunst hohle Körper z. B. Fässer auszumessen und zu sehen, wie viel flüssige Dinge sie enthalten können; 4) Trigonometrie oder Dreieckmeßkunst. Man mißt erreichbare Linien, indem man sie mit einer bereits bekannten Länge vergleicht, z. B. mit einer Elle, der Ruthe, dem Fuß, Zoll u. a. m. Unerreichbare Linien mißt man mit Hülfe eines Instruments, z. B. des Quadranten und der Winkel. Das Maß einer ebenen Figur, oder die Bestimmung ihrer Ausdehnung nach Länge und Breite, wird deren Flächeninhalt genannt. Man denkt dabei nur an die Oberfläche der Figur, ohne Rücksicht auf ihre Dicke. Der Flächeninhalt wird gefunden, indem man die Oberfläche mit einem bereits bekannten Quadrate vergleicht, z. B. mit der Quadratruthe, Quadratelle u. s. w., dies sind Flächen, eine Ruthe lang und eine Ruthe breit, oder eine Elle lang und eine Elle breit. Um den Flächeninhalt eines Parallellograms zu finden, darf man nur dessen Grundlinien und perpendikulare Höhe mit einander multipliciren. Es wäre z. B. ein Feld 80 F. lang und 50 F. breit, so ist der Flächeninhalt desselben 4000 Quadratfuß. Dagegen findet man den Flächeninhalt eines Dreiecks, wenn man dessen Grundlinie mit der perpendikularen Höhe multiplicirt, das Produkt aber mit 2 dividirt oder halbirt, weil ein jedes Dreieck die Hälfte eines Parallellogram ist, mit welchem es gleiche Grundlinie und perpendikulare Höhe hat. Alle geradlinigen Figuren können auf diese Art gemessen werden, da man sie in Quadrate oder Dreiecke zertheilen kann. Der Umfang eines Zirkels wird gefunden, wenn man aus dem Verhältniß des Durchmessers zur Umfangslinie 100: 314 vom gegebenen Durchmesser auf die zu suchende Umfangslinie schließt. Man erhält auch die Umfangslinie sehr genau, wenn man den gegebenen Durchmesser mit 31.416 multiplicirt. Den Inhalt einer Zirkelfläche findet man, wenn man das Quadrat ihres Durchmessers mit 7854 multiplicirt. Ein Körper hat eine Ausdehnung nach Länge, Breite und Dicke, und sein Maß nennt man auch seine Masse, Inbegriff oder Inhalt. Körper mißt man, indem man sie mit andern bereits bekannten Körpern vergleicht, z. B. wie bei Längen und Flächen, mit Körpern, die eine Ruthe lang, eine Ruthe breit und eine Ruthe dick sind. Man hat den

Würfel zum Maß des Körpers angenommen, wie das Quadrat bei den Flächen; denn jeder regelmäßige Körper läßt sich in Würfel zertheilen. Der Inhalt eines Kubus oder Würfels wird gefunden, wenn man dessen Grundfläche mit der perpendikularen Höhe multiplicirt. Wollte man nun den Inhalt eines steinernen Wassertroges und was derselbe faßt, nach Kubikzollen finden, so berechnet man erst, wenn er im Lichten z. B. 5 Fuß lang, 3 Fuß breit ist, die Grundfläche 3 × 5 = 15 □ Fuß, diese mit 2 Fuß Höhe oder Tiefe multiplicirt gibt 30 Kubikfuß Inhalt. Macht man diese Kubikfuß zu Zoll, indem man sie mit 1000 oder 1728 multiplicirt und das Produkt mit so viel Zoll dividirt, als nach bereits gefundenen Berechnungen eine Kanne, ein Maß oder dergl. Kubikzolle enthält, so ergibt sich der Inhalt des Wassers. Hierauf gründet sich das Visiren. Auf dieselbe Weise kann man den Inhalt jedes Körpers finden.

Messenien, der südwestliche Theil des Peloponnesus, zwischen Elis, Arkadien und Lakonien. Hier hatten Herakliden und Dorier ein eigenes Reich gestiftet, welches aber von den Spartanern zerstört und dessen Einw. theils zu Sklaven gemacht, theils auszuwandern genöthigt wurden; bei welcher Gelegenheit diese Messina, früher Zankle, in Sizilien gründeten. Das Land blieb im Besitz der Spartaner bis 280 J. nach der Vertreibung der Messenier, wo der siegreiche Feldherr der Thebaner, Epaminondas, die zerstreuten Messenier zurückrief, ihnen ihr Vaterland wieder einräumte und eine überaus feste Stadt, Messene, erbaute. Die Messenier blieben seitdem die unversöhnlichsten Feinde der Spartaner. Vergl. d. Art. Aristodemus und Epaminondas. Die alte Hauptstadt des Landes, Andania, am Charadrus, ward schon von den Herakliden zerstört; die Fürsten aus diesem Geschlecht wohnten zu Stenyklarus. Die vom Epaminondas erbaute Stadt Messene lag zwischen zwei Bergen, Eira und Ithome, auf letzterem eine Festung. Auf dem Berge Eira lag in älteren Zeiten eine Veste, welche die Spartaner erst nach einer elfjährigen Belagerung erobern konnten. Methone, Korone und Pylos waren Hafenstädte dieses fruchtbaren Landes. Von den bei Messenien liegenden Inseln ist Sphakteria durch eine Niederlage der Spartaner durch die Athenienser berühmt.

Messerschmied (Franz Xaver), ein ausgezeichneter Bildhauer, geb. 1732 zu Wiesenstein in Schwaben, ging die Kunst zu erlernen 1741 nach München zu seinem Oheim, dem Bildhauer Joh. Straub, und 1750 nach Wien in die k. k. Kunstakademie. Hier verfertigte er sein erstes Werk, die 7 Fuß hohe Statue der Kaiserin Maria Theresia, in ungarischer Kleidung, die gegenwärtig in Belvedere steht. 1763 kam er nach Rom, wo er das Crucifix des Angelo in Alabaster mit der größten Fertigkeit nachbildete und ein Pferd ohne Haut ausarbeitete, wovon ein Metallguß im Stockholmer Kunstkabinet aufgestellt ist. Messerschmied genoß schon ein ausgebreiteter Ruhm, als ihm eine Stelle in Paris angetragen wurde, die er aber ausschlug, und als Professor an der k. k. Kunstakademie nach Wien ging. Die Bildsäule Franz I., 7 Fuß hoch und in Belvedere aufgestellt; Johannis und Maria am Kreuze, zwei 7 Fuß hohe Statuen aus genuesischem Marmor in der St. Stephanskirche, sind aus dieser Periode. Messerschmied, der die Einsamkeit liebte und überhaupt als Mensch ein Original war, nahm seine Entlassung; erhielt einen Jahrgehalt, den er aber ausschlug, und besuchte seinen Geburtsort, wo er 18 seiner 49 Charakterbüsten, die sich alle durch wahren und kräftigen Ausdruck der verschiedensten menschlichen Empfindungen, Gefühle und Leidenschaften auszeichnen, verfertigte. In München verweilte er als Hofbildhauer nur ½ J., lehnte einen Ruf nach Berlin ab, ging wieder nach Wien und nach einiger Zeit nach Presburg, wo die marmornen Büste des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und die der Gräfin Philippine

Bathiani aus seiner Werkstätte hervorgingen. Der Tod ereilte ihn 1784, im 53. J. seines Lebens. Seine schätzbare Sammlung ist, nach mancherlei erfahrenen Schicksalen, jetzt im rothen Hause, bei der Altkaserne in Wien aufgestellt.

Messias. Mit diesem Worte, das mit dem griechischen Worte Christus einerlei Bedeutung hat, bezeichnet die hebräische Sprache einen Gesalbten, einen König, besonders einen solchen, von dem das Volk erwartete, daß er es von fremdem Joche befreien und zu Herrschaft, Ruhm und Macht erheben und ein goldenes Zeitalter herbeiführen würde. Jesus nannte sich selbst den Messias, doch erklärte er, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey, sondern ein moralisches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend sey. Diese neuen edleren Ideen vom Messias konnten aber viele der frühern Christen in ihrer Reinheit nicht auffassen, und vermischten sie mit den messianischen Erwartungen des Judenthums, wodurch der in der alten Kirche weit verbreitete Chiliasmus (s. den Art.) entstand.

Messier (Charles), ein berühmter Astronom, geb. in Lothringen den 29. Juni 1730. Zwanzig Jahre alt ging er nach Paris und wandte den Fleiß seines ganzen Lebens auf die Beobachtung der Bahnen der Kometen, deren er eine zahllose Menge entdeckte, ungeachtet ihm wegen seinen sehr beschränkten Umständen nur sehr wenige Mittel hiezu zu Gebote standen. Erst in den spätern Jahren seines Lebens fand er Anerkennung seiner Verdienste; er ward in alle europäische Akademien aufgenommen, kam mit gutem Gehalt als Mitglied ins Institut und in das Längenbüreau und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Er starb den 12. April 1817 in seinem 86. Jahre. Es ist nur sehr wenig von ihm in Druck erschienen: es befindet sich meist in den Jahrbüchern der Akademie und in den Connoissances des temps.

Messina, in alten Zeiten Zankle, an der Meerenge gleiches Namens, dem Range nach die zweite Hauptstadt Siciliens, in Val Demona, die Hauptstadt der Intendanz Messina, hat eine reizende Lage dem festen Lande Italiens gegenüber, und zählt 70—80.000 Einw. 1783 wurde die Stadt durch ein Erdbeben zerstört, ist aber jetzt meistens regelmäßig wieder aufgebaut. Sie hat Quarantaineanstalten, Seidenfabriken (die jedoch sehr gesunken sind), einen schönen Hafen, jetzt einen Freihafen, von einer Landzunge gebildet, auf deren Spitze ein Leuchtthurm steht, und sehr schöne Gebäude, z. B. ein großes Hospital, einen erzbischöfl. Pallast rc. Jährlich wird im August eine stark besuchte Messe gehalten. Sie hat eine große starke Citadelle an der Südseite der Stadt am Meere. Nördlich sind noch mehrere von den Engländern 1808 und 1809 angelegte feste Werke, die sich längs der Meerenge bis zum Leuchtthurm auf der Nordspitze hinziehen.

Messing, vielleicht richtiger Mössing, da sich die Kenntniß dieses goldfarbigen Metallgemisches nach Aristoteles von den am Pontus wohnenden Mössinöcern herschreibt. Es besteht aus Kupfer und Zink, und wird auf den Messingbrennereien durch Schmelzung dargestellt. Bisweilen findet man wohl zinkhaltige Kupfererze, die beim Ausschmelzen sogleich Messing geben, gewöhnlich wird es aber erst aus Zinkoxyd (Gallmey) und Kupfer mit einer Decke von Kohlenstaub verfertigt. Ebenfalls erhält man Messing durch Cementation des Kupfers im Gallmey. In den Messinghütten auf dem Unterharze werden 45 Theile gemahlener Gallmey mit 22½ Th. Kohlenpulver genau und etwas feucht vermengt, 30 Th. Kupfer zugesetzt, alles in Schmelztiegel gebracht und mit Kohlenpulver bedeckt. Die Deckel der Tiegel haben in ihrer Mitte eine Oeffnung. Der Schmelzofen steht mit seinem obern Rande dem Fußboden gleich, eine Treppe führt zum unterirdischen Aschenherde. Sechs bis acht volle Schmelztiegel stellt man im Kreise auf den Rost des Ofens, in ihrer Mitte einen leeren größeren. Das Feuer wird von oben

hinein, neben die Tiegel, gemacht, die geschmolzene Masse in den leeren glühenden Tiegel ausgegossen, mit dem Kaliol oder Rühreisen wohl umgerührt, die Schlacken abgenommen und das reine Messing in warme Gußsteine von Granit zu vi reckigen Tafeln ausgegossen. Abänderungen des Verhältnisses der zusammensetzenden Theile geben Gemische anderer Farbe: Tomback, ein ursprünglich ostindisches Fabrikat, besteht aus 4 Th. Kupfer und 1 Theil Zink, doch bereiten die Ostindier zu Achim in Siam ein Tomback aus Kupfer und Gold. Pinchbeck hält 5 Th. Kupfer, 4 Th. Zink, 1/2 Th. Eisen und trägt den Namen seines Erfinders in England. Similor, oder Mannheimer Gold, wird aus 5 Th. Kupfer und 2 Th. Zink gewonnen. Prinzmetall, die Erfindung eines pfälzischen Prinzen Rupert, besteht aus 3 Theilen Kupfer und 1 Th. Zink. Lyoner Gold wird durch Cementation des reinsten Kupfers und des metallischen Zinks erhalten. Messing selbst ist leicht, flüssiger als Kupfer, läuft an der Luft weniger als dieses mit Grünspan an, ist sehr dehnbar, was die feinen Drahtarbeiten aus Messing beweisen, doch läßt es sich in der Kälte, nach vorhergegangenem Ausglühen besser, als in der Hitze strecken.

Meßkatalog (Leipziger). Als die Büchermessen in Frankfurt a M. der Hauptsitz des Buchhandels wurden, kam der Augsburger Buchhändler Willer 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe ein Verzeichniß aller neuer Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt würden, drucken zu lassen. Die gute Aufnahme desselben bewog auch andere Buchhändler, sowohl in Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichnisse zu liefern, obgleich neben denselben das Willersche, welches man noch 1610 findet, regelmäßig fortgesetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der sämmtlichen von 1563—1592 gedruckten einzelnen Kataloge erschien zu Frankfurt 1592, 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593—1600 zu Leipzig, 1600, 4. Von 1600—1616 erschienen diese Verzeichnisse, obgleich die Frankfurter noch eine Zeit lang bis 1616 unter kaiserl. Privilegium, bei Abr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derselben an den dasigen Buchhändler Henning Große, dann an seinen Sohn, Gottf. Große, nach dessen Tode an Gottf. Sohn, Joh. Große und endlich an Joh. Großens Erben kam, von welchen der Katalog auf die Weidmann'sche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortsetzt. Die frühere systematische Einrichtung desselben ist späterhin mit der alphabetischen vertauscht, und statt des Quartformats seit 1795 Oktav gewählt worden. Die öfter vorkommenden Fehler in den Namen, Ungleichheiten in der alphabetischer Anordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil sie für den vorhergehenden Katalog zu spät kamen, entweder schon früher oder gar noch nicht wirklich erschienen sind, und vorzüglich die Unterlassung der Preisangaben sind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derselben zum Theil unvermeidlich sind.

Messungen, geographische, vergl. Messen. Die trigonometrischen Vermessungen ganzer Länder, wo eine, nach Länge und Breite astronomisch bestimmte und gemessene Standlinie mit einem über das Land gezogenen Dreiecknetze und mit bekannten Ortsbestimmungen (auch mit andern größeren Standlinien und zuletzt mit einer Versicherungsstandlinie) verbunden wird, haben in neuerer Zeit durch zwei Erfindungen, die des Spiegelsextanten und die der Ramsden'schen Theilmaschine (s. d. A.), einen hohen Grad von Genauigkeit erreicht. H. von Zach machte zuerst die Sextanten auf dem festen Lande bekannt, und lehrte ihren Gebrauch bei geographischen Ortsbestimmungen. Zu Dreieckmessungen wandte sie zuerst Prof. Bohnenberger bei seiner Triangulirung von Schwaben an. Den Fehler in der Theilung des Sextanten bestimmt man durch Rundmessen am Horizonte, bringt ihn in eine Tafel, und verbessert vor der Berechnung alle Winkel nach dieser Tafel. Dies

beobachtete man bei der bergischen Landesvermessung in den J. 1805 flg. Die wichtigste Messung, welche die Lösung der Aufgaben über die Größe der Erde, als vollkommene Kugel gedacht, und ihre Abplattung, zum Zweck hatte, war die von französischen Astronomen und Geometern ausgeführte Messung eines Meridiangrades. Picard war der erste, der dies i. J. 1669 mit Genauigkeit that. Er maß bei Paris eine Grundlinie von 5663 Toisen, hängte immer ein Dreieck an das andre bis nach Amiens, und fand durch trigonometrische Berechnung dieser Dreiecke den Abstand der Parallelkreise des nördlichsten und südlichsten Standorts. Hierauf bestimmte er durch astronomische Beobachtungen den Unterschied der Breite, und fand, daß der von ihm gemessene Meridiangrad von Paris bis Amiens 57.060 Toisen betrug. Cassini setzte hierauf die Messung des Pariser Meridianbogens fort, nordwärts bis Dünkirchen, südwärts bis Collioure (ein Bogen von 8½ Grad). Aus diesen Messungen schien zu folgen, daß die Erdkugel um den Aequator eingedruckt und an den Polen erhaben sey, was aber der von Newton und Huygens auf die Theorie der Schwere und auf die Beobachtung der Pendel-Schwingungen gegründeten Behauptung des Gegentheils widersprach (s. d. Art. Erde). Die französische Regierung veranstaltete daher im J. 1735 die berühmte Messung einiger Grade am Aequator und nahe am Nordpole. Maupertuis, der Schwede Celsius und A. maßen einen Grad bei Tornea, unter dem arktischen Polarcirkel; und zu gleicher Zeit maßen Bouguer, Condamine, der Spanier Ulloa u. A. drei Grade auf dem hohen Erdrücken der Cordilleras bei Quito. Dadurch wurde die Abplattung der Erde (s. d. A.) bewiesen. 1798 vollendeten französische Geometer und Astronomen, nach einer Arbeit von sieben Jahren, die aufs Neue unternommene, große Messung des Meridianbogens durch ganz Frankreich, die wegen der äußersten Genauigkeit die wichtigste von allen ist. Sie begriff von Dünkirchen bis Barcellona 9°. Mechain, Delambre, Biot und Arago verlängerten noch die Messung dieses Bogens bis Formenterra. Man hat daraus den vierten Theil eines Erdmeridians auf 30.234.440 Par. F. und den 45sten Grad auf 57.012 Toisen berechnet. Seit dem Frieden ist die Gradmessung, welche in England unter dem General Roy gemacht worden, mit der französischen in Verbindung gesetzt, und so ist denn ein Bogen von 20 Grad, der von den balearischen Inseln auf der Küste von Spanien über Frankreich und England bis zu den orkadischen Inseln geht, gemessen, und dadurch die Größe der Erde und ihre Abplattung so genau bestimmt, als sie sich in Europa bestimmen läßt. Die Abplattung ist nämlich zu $1/_{304}$ gefunden. In Deutschland kann man keinen Bogen messen, der größer als etwa 7 Grad oder 105 Meilen ist, nämlich von Constanz bis Lübeck. Nachdem also die Engländer und Franzosen 20 Grad gemessen haben, so kann es nur von einem geringen Nutzen seyn, in Deutschland noch einmal 7 Grad zu messen. Vergl. den Art. Feldmessen, Geometrie, Höhenmessungen, Maaß, Maaßstab; über die astronomischen Instrumente, Sternwarte.

Mestizen, Mischlinge, nennt man diejenigen Menschen, welche einen Europäer zum Vater und eine Amerikanerin oder Ostindianerin zur Mutter haben, oder auch umgekehrt. Die ersten heißen gelbe, die zweiten rothe Mestizen. Sie machen die dritte Klasse der Bewohner des ehemaligen spanischen Amerika aus.

Metall, der Name einer Classe von einfachen Körpern, von denen man beobachtet hat, daß sie einen eigenthümlichen Glanz besitzen, nicht durchsichtig sind, doch schmelzbar, und specifisch schwerer als alle andere bis jetzt entdeckte Körper; daß sie die besten Leiter der Elektricität sind; daß sie sich hämmern lassen; daß sie zwar biegsam, aber zähe sind, d. h. daß sie sich zu Draht ziehen lassen. Die Metalle finden sich in der Natur entweder gediegen oder

verezt. Gediegen allein finden sich nur die Platina und das Gold. Gediegen sowohl als verezt kommen Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen Wismuth, Spießglas, Sylvan und Arsenik vor. Alle übrige Metalle erscheinen bloß verezt. Alle Metalle sind mehr oder weniger fähig Sauerstoff einzusaugen; und dies ist die Ursache des Rostes, oder Kalkes, von neuern Chemikern Oxyde genannt. Dieses Erzeugniß ist stets eine Verbindung des Metalls mit dem Sauerstoff. Das gemeine braune Oxyd des Eisens ist bekannt genug, und die feinblaue Oberfläche des Stahls ist auch ein künstlich erzeugtes Oxyd; denn durch Erhitzung wird er fähig gemacht, Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft aufzunehmen. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle ist wegen ihrer Unbestimmtheit in neuerer Zeit verworfen worden. Dagegen bringt John die metallischen Körper unter folgende Klassen: I. Metalloide. A. Alkalische Metalle, d. h. Metalle, welche sich durch Oxydation in Alkalien ververwandeln: 1. Kalium oder Potassium, 2. Natronium oder Sodium, 3. Ammonium, 4. Baryum, 5. Strontium, 6. Calcium, 7. Talcium oder Magnium. B. Erdige Metalle, d. h. Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8. Silicium, 9. Zirconium, 10. Yttrium oder Gadolinum, 11. Glycynum oder Beryllium, 12. Tantalum oder Kolumbium, 13. Aluminium oder Argillium. II. Eigentliche Metalle. A. Edle Metalle, d. h. Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchsten Temperatur merklich oxydirt werden, das Wasser nicht zersetzen, und deren Oxyde für sich reducirbar sind: 1. Platin, 2. Gold, 3. Silber, 4. Palladium, 5. Rhodium, 6. Iridium. B. Uebergangsmetalle. Sie unterscheiden sich von den vorhergehenden, daß sie bei hoher Temperatur, obgleich höchst unmerklich und langsam, oxydirt werden: 7. Nickel, 8. Osmium, 9. Quecksilber. C. Gemeine Metalle, d. h. solche, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wieder herzustellen sind. α. Metalle, welche durch Oxydation nicht Säuren bilden. a. Höchst strengflüssige und nur in dem höchsten und anhaltendsten Grade der Weißglühhitze schmelzbare Metalle: 10. Titan, 11. Cerer (welche beide jedoch noch nicht wirklich geschmolzen sind), 12. Wolfram oder Scheel, 13. Urgan, 14. Mangan. b. Etwas weniger strengflüssige, oder in der Weißglühhitze leicht schmelzende Metalle: 15. Kobalt, 16. Eisen, 17. Kupfer; c. Leichtflüssige, und zwar nicht flüchtige: 18. Zinn, 19. Blei, oder flüchtige: 20. Tellur, 21. Antimonium, 22. Wismuth, 23. Zink. β. Metalle, welche durch Oxydation Säuren bilden, und zwar flüchtige: 24. Arsenik, oder sehr strengflüssige, 25. Chromium, 26. Molybdän.

Metallmohr, moiré métallique, oder, bei den Engländern, verkrystallisirtes Zinn genannt, entsteht aus der natürlichen Fügung des Zinns beim Erkalten. Wenn man ein Stück Blech von Neuem verzinnt, oder die Oberfläche eines verzinnten Bleches schmelzt, so wird sich der Mohr auf verschiedene Weise zeigen, je nachdem die Abkühlung langsamer oder schneller vor sich gegangen ist; im ersten Falle werden die Figuren größer, gleichförmiger und öfters regelmäßig krystallinisch erscheinen, im letztern werden mehrere kleine, gemischte Figuren, ohne bestimmte Form entstehen. Das schillernde Licht oder die verschiedene Brechung des Lichts entsteht durch die beim Beizen von den Auflösungsmitteln ungleich angegriffenen, daher ungleich rauhen, freiliegenden Flächen der Krystalle. Uebrigens wird der Metallmohr anders erscheinen, je nachdem das Zinn rein oder mit andern Metallen vermischt ist. Der erste, welcher die so gezeichneten Blech benutzte und sie moiré métallique nannte, war ein Franzose in Brüssel. Die Erfindung ward dann in London und von Allard in Paris 1818 verbessert. Das sogenannte Moirépapier, worauf ein Engländer das Patent erhalten hat, ist feine Zinnfolie auf Papier geklebt.

Metalliques, s. Staatspapiere.
Metallkalk, s. Calcination.
Metallnadeln, s. Perkinismus.
Metallreiz, s. Galvanismus.
Metallspiegel, s. Brennspiegel.
Mettallurgie, d. i. Chemie, in sofern sich selbige mit den Metallen vorzugsweise beschäftigt.
Metapher, s. Tropen.
Metaphrase, die Uebertragung eines Gedichtes in Prosa.
Metaphysik, s. Philosophie.
Metastasis, in der Arzneikunde die Versetzung des Krankheitsstoffes, das Weichen desselben aus einem Theile des Körpers in einen andern.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura) hieß mit seinem wahren Namen Trapassi, und war 1698 zu Assisi als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch die Lektüre des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; allein er mußte letzteres, seines angegriffenen Nervensystems wegen, bald aufgeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der sein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu sich, nannte ihn, den Namen Trapassi ins Griechische übersetzend, Metastasio und trug nicht nur die größte Sorgfalt für seine Erziehung, sondern hinterließ ihm auch, als er 1717 starb, „als einem Jünglinge von den größten Hoffnungen, sein ganzes Vermögen.“ Metastasio, der sich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ sich jetzt ganz seiner Neigung für die Poesie. Unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini ward er der Schöpfer des neuern italienischen Singspiels. Schon in seinem 14. Jahre hatte er eine Oper: il Giullino, geschrieben. Mit der Didone abbandonato, welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Musik aufgeführt wurde, betrat er seine Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter, und machte sich auf derselben bald so berühmt, daß ihn 1729 Kaiser Carl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Die Höfe von Wien und Madrid wetteiferten, ihn mit Geschenken zu überhäufen. König Ferdinand VI. von Spanien, der seine Opern durch Farinelli's Gesang lieb gewann, sandte dem Dichter ein schmeichelhaftes Geschenk. Aber Metastasio beschränkte seinen Ehrgeiz auf den literarischen Ruhm und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Carl der VI. und Maria Theresia ihm ertheilen wollten. Er starb im J. 1782. Pius VI., der damals in Wien war, besuchte ihn selbst und sandte ihm seinen apostolischen Segen in articulo mortis. Die wichtigsten Werke Metastasio's sind seine Opern und musikalischen Cantaten, die in mehrern Ausgaben erschienen sind. Schon 1748 kamen die dramat. Opern in Venedig zum neuntenmale heraus; besser zu Turin 1757 in 12 Bänden und 1778 in 12 Bänden zu Paris und seine nachgelassene Opern, Wien 1795, 3 Bände. Vergl. den Art. Italienisches Theater.

Metellus, eine bedeutende Familie Roms, mit dem Familienamen Cäcilius, von der sich vorzüglich auszeichneten: 1) Quintus Cäcilius, mit dem Beinamen Macedonikus, machte als Prätor Macedonien zur römischen Provinz, indem er den angeblichen Sohn des Perseus, Andriskus, besiegte und nach Rom schickte, wurde 141 v. Chr. Consul und kämpfte dann mit Glück gegen Viriathus. Metellus starb endlich in hohem Alter und wurde von seinen eignen vier Söhnen zu Grabe getragen. Als ein rühm-

licher Zug seines Charakters verdient noch angeführt zu werden, daß, obgleich er zu den Feinden des Scipio Afrikanus gehörte, er doch seine Ermordung öffentlich beklagte. 2) Quintus Cäcilius, mit dem Beinamen Numidikus, bildete sich unter Karneades in Athen zu einem vorzüglichen Redner, wurde 107 v. Chr. Consul und gegen Jugurtha nach Numidien gesandt; später durch Marius verbannt, begab er sich nach Rhodos und starb daselbst. — 3) Quintus Cäcilius, mit dem Beinamen Pius, wegen seiner kindlichen Liebe, Sohn des Vorigen, bewirkte die Zurückberufung seines Vaters, wurde Gehülfe Sulla's in dem Consulat und gegen Sertorius nach Spanien geschickt. — 4) Quintus Cäcilius, mit dem Beinamen Celer, wurde Consul ums Jahr 58 v. Chr. und leistete als Prätor der Republik wichtige Dienste gegen Catilina. Mit der Schwester des Clodius, Namens Clodia (Catulls Lesbia), vermählt, deren schamlose Aufführung ihm vielen Kummer verursachte, wurde er zuletzt von ihr vergiftet. — 5) Lucius Cäcilius, Volkstribun, hatte, als Cäsar sich Roms bemächtigte, den Muth, sich ihm zu widersetzen, und weigerte sich, die Schlüssel zu dem im Tempel des Saturn aufbewahrten Schatze herzugeben; erst als Cäsar die Thüren zu erbrechen befahl und ihm mit der Drohung, ihn umzubringen, die bekannte Worte zurief: „Weißt du nicht, daß es mir leichter wäre, das zu thun, als zu sagen?" entfernte sich Metellus.

Metempsychosie, Metempsychose, Metensomatosis, s. **Seelenwandrung.**

Meteore, oder Lufterscheinungen, sind Veränderungen oder Körper, die sich zu Zeiten in der Atmosphäre erzeugen und von kurzer Dauer sind, z. B. Wind, Regen, Gewitter u. s. w. Die Lehre von diesen Erscheinungen wird Witterungskunde, oder **Meteorologie** genannt. Sie ordnet die in der Atmosphäre erscheinenden Meteore in 5 besondere Classen, nämlich: 1) Veränderungen der atmosphärischen Schwere, 2) ihre Temperatur, 3) Veränderungen durch Verdunstung, 4) durch Verdichtung oder Niederschlag, 5) durch Elektricität. Die ersten mißt das Barometer, die zweiten das Thermometer, für die dritten dient das Hygrometer, für die Elektricität das Elektrometer. Die Niederschläge sind besonders merkwürdig, wohin u. a. gehören: Regen, Thau, Reif, Nebel, Feuerkugeln, welche oft mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Weg machen, Feuerregen und Meteorsteine. Uebrigens ist die Witterungskunde ein Feld, wo es noch viel zu thun gibt. Allein nicht durch Hypothesen, sondern nur durch lange, an mehreren Orten zugleich fortgesetzte, sorgfältige Beobachtung kann man in die Geheimnisse der atmosphärischen Erscheinungen eindringen, wie sie z. B. Stark's meteorologische Jahrbücher enthalten. S. dessen Beschreibung der meteorologischen Instrumente, nebst einer Anleitung zum Gebrauch derselben, mit Kupf. Augsb. 1815. S. d. Art. **Barometer, Thermometer, Hygrometer, Manometer;** wozu wir hier noch beifügen: das **Atmometer**, ein zu Abmessung der Ausdünstung bestimmtes Parallelepipedum; das **Anemoskop** (das Woltmann'sche ist das vorzüglichste), eine Einrichtung, um die Richtung des Windes zu erfahren.

Meteorologie, s. **Meteore.**

Meteorsteine, s. **Aerolithen.**

Meth, eine Art Wein, den man aus Honig und Wasser bereitet. Man vermischt nämlich den Honig, je nachdem der Meth schwach oder stark werden soll, mit drei bis acht Theilen Wasser, kocht ihn bei gelindem Feuer ohne Rauch, und schäumt ihn fleißig ab, bis er klar wird. Dann läßt man ihn kalt werden und in einem Fasse gähren. Die Gährung wird bei schwachem

Meth durch Hefen befördert. Auch sucht man ihn durch Gewürz wohlschmeckender zu machen. Wenn er nach acht oder mehreren Tagen ausgegohren hat, so wird er in andere Fässer geseihet, worin er wenigstens drei Monate wohl verspundet liegen muß, ehe er getrunken wird. Der Meth ist hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt. Man braut ihn am vortheilhaftesten in den Hundstagen, und er nimmt, wenn er alt geworden ist, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweins an. Als Handelswaare ist er für Ungarn von Bedeutung.

Methode; methodisch; Methodik, von dem griechischen Worte: ὁδός, der Weg. Methode heißt ein wohl überlegtes, nach deutlich gedachten und fest vor Augen behaltenen Begriffen eingerichtetes Verfahren in dem, was man thut; ganz besonders aber wird Methode gezeigt und gefordert bei der Unterweisung in den Wissenschaften, und bei der Erziehung. Dieß kommt von dem Reichthum der Kenntnisse her, welche vorhanden sind und mitgetheilt werden sollen, und welche, ohne Methode mitgetheilt, den Kopf des Lernenden verwirren würden, den sie, methodisch mitgetheilt, aufhellen, üben und brauchbar machen. — Dem methodischen Verfahren ist entgegengesetzt das aphoristische, fragmentarische; denn ein unmethodisches Verfahren wäre ein durchaus unverständiges; dies nimmt in der Sphäre der Menschheit aber keinen besonderen Platz ein. Man lehrt und lernt fragmentarisch, oder aphoristisch, wenn man sich nur an die Hauptstücke eines Gegenstandes hält, und die Nebendinge weg läßt. Rechnet man zu diesen Nebendingen aber die Uebergänge von einem Hauptpunkte zu einem andern, so kann der fragmentarische Unterricht nie Anspruch an den Namen einer guten und zulässigen Lehrart machen, weil er gerade das Mittel nicht anwendet, wodurch das Erwerben der Kenntnisse entwickelnd und bildend wird für den menschlichen Geist. — Methodik würde der Name für etwas seyn, was noch nicht existirt, nämlich für eine vollständige Anweisung, wie man es machen müsse, um bei Mittheilung aller Arten von Kenntnissen methodisch richtig zu verfahren. Etwas weniges hierüber wird zuweilen in der sogenannten praktischen Logik mitgetheilt. Es sey genug, hierüber nur so viel zu sagen, daß drei Arten von Methode wohl von einander unterschieden werden müssen, von denen die erste vielleicht die allgemeine, die zweite die besondere, die dritte aber die pädagogische genannt werden könnte. Die allgemeine Methode würde diejenige seyn, welche auf besondere Eigenschaften oder Fähigkeiten dessen, dem die Sachen mitgetheilt werden soll, nicht Rücksicht nimmt, sondern ihr Verhalten bloß nach der Natur des Gegenstandes einrichtet. Es ist die Methode dessen, der z. B. eine Wissenschaft für ein ganzes Publikum, vielleicht sogar für viele Zeitalter zu bearbeiten gedenkt. Der Lehrer einer solchen Wissenschaft rechnet darauf, daß man Fähigkeit genug schon habe, oder sich wenigstens erwerbe, wenn man ihn zum Lehrer annehmen will. So haben die großen Köpfe, so haben die Entdecker in den Wissenschaften ihre Forschungen mitgetheilt, so insbesondere Kant, seine berühmten Kritiken. — Die besondere Methode nimmt Rücksicht auf die besonderen Eigenschaften des Einzelnen, oder auch eines bestimmten Theiles des Publikums, für welchen der Unterricht bestimmt ist. Dieß ist auch der Fall bei den Schriftstellern, welche nur für ihre Nation schreiben. Sie finden ihr Zeitalter vor, sie müssen es nehmen, wie es ist, und das Gepräge des Geistes einer Nation kann so bestimmt und so tief seyn, daß es sich Jahrzehende und Jahrhunderte lang gar nicht ändert. Dieß muß man bedenken, wenn man über didaktische Schriftsteller einer Nation urtheilen will; ihre Methode kann, auf ihre Nation berechnet, sehr richtig und zweckmäßig seyn, ungeachtet sie nicht zu billigen wäre, wenn man annähme, die Bücher seyen für eine andere Nation

bestimmt. Die Deutschen würden sich viel Irrthum ersparen, wenn sie bei Beurtheilung der Schriftsteller, vorzüglich der eigentlichen Lehrschriftsteller anderer Nationen, diese wichtige Wahrheit vor Augen nehmen. Besonders werden die Schriften der Franzosen in dieser Rücksicht fast jederzeit unbillig beurtheilt. Bei keinem Volke in Europa haben sich die Lehrschriftsteller seit so langer Zeit, und so eifrig um Methode bekümmert, als bei den Franzosen, und dennoch tadeln wir diese Schriftsteller in Rücksicht auf Methode so häufig. Dieß kommt aus der Verwechslung der allgemeinen Methode mit der besonderen. Wir übersehen, daß der eigentliche Lehrschriftsteller gerade deßwegen, daß er auf das Publikum einer bestimmten Nation möglichst vollständig zu wirken gedenkt, anders verfahren muß, als wenn er für alle Nationen und für alle Zeitalter schriebe; wir nehmen an, daß der französische Schriftsteller auch für Deutschland habe schreiben wollen, und wir vergessen, daß das Nationalgepräge des einen Volkes ein anderes ist, als das Nationalgepräge eines anderen. So wenig ein guter französischer Schriftsteller für das deutsche Publikum methodisch gut schreiben kann, so wenig wird es ein guter deutscher Schriftsteller für das französische Publikum. Ein jeder muß sich auf sein Publikum einschränken. — Sehr verschieden von beiden ist aber die pädagogische Methode. Hier gehen alle Vorschriften aus dem Umstande hervor, daß Mittheilung und Erwerbung der Kenntnisse nicht das einzige Ziel, und nicht einmal das Hauptziel ist, sondern die Entwickelung der Geisteskräfte ist es. Es beruht daher diese pädagogische Methode stark auf psychologischen, und häufig sogar nur auf pädagogischen Prinzipien, indem die vollständige Kenntniß des Wesens der Geisteskräfte zwar die erste Bedingung zur richtigen Einwirkung auf die Kinder ist, aber doch nicht die einzige, weil hiezu noch die Kenntniß der Ordnung gehört, in welcher sich die Geisteskräfte in der Jugend des Menschen entwickeln, und auch die Kenntniß des Einflusses, welchen die Geisteskräfte auf einander haben. Dem Jünglinge, der sich vorgenommen hat, als Lehrer zu wirken, müssen die (lateinisch geschriebenen) metaphysischen Schriften, und die Logik unseres Christian von Wolf auf lange Zeit Gegenstände des Studiums seyn. Sie sind Muster zur Lehre von der allgemeinen Methode, und man muß fest seyn in dieser allgemeinen Methode, wenn man in der besonderen und in der pädagogischen mit Glück arbeiten will. Hierbei aber bemerken wir ausdrücklich, daß die Wolfischen, ebenfalls lateinisch geschriebenen, Bücher über die Theile der praktischen Philosophie in Rücksicht auf Methode nicht zu empfehlen sind, und was seine elementa matheseos betrifft, so sind nur die Theile der angewandten Mathematik in denselben methodisch richtig bearbeitet. — Insbesondere sind jungen Akademikern Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (Tübing. 1813) zu empfehlen. Ueber die Methoden des Elementar- und des Volksunterrichts s. d. A. Pestalozzische Schule und Volksschule.

Methodisten hießen im 17. Jahrh. die polemischen Schriftsteller der katholischen Kirche, die bestimmte Methoden angaben, die Protestanten zu bestreiten, den Streit mit ihnen zu vereinfachen, abzukürzen und glücklicher zu beendigen, und welche auch wohl selbst Proben dieser Streitmethode gaben. Zum Theil hatten sie zugleich friedliche Absichten. Nachdem man eine Zeitlang über viele einzelne Dogmen mit den Protestanten gestritten hatte und nicht zum Zweck kommen konnte, so wurde man von selbst darauf geleitet, gewisse allgemeine Widerlegungsgründe und Streitmittel wider sie zu gebrauchen, durch welche auf einmal das Gebäude aller ihrer unterscheidenden Lehren umgestürzt werden könnte. Solche Methodisten hat es frühe gegeben, wenn sie auch keine besondere Schriften zu diesem Zwecke herausgegeben haben, und es ist vergeblich, bestimmen zu wollen, wer diesen Me-

thodismus zuerst erfunden habe. Uebrigens wurde diese Kunst nach und nach vervollkommnet. Nicole war einer der vollkommensten Methodisten. Mit dem Streit verschwand auch der Name, der jetzt einer andern Religionsgesellschaft beigelegt wird, die sich um 1720 in der engl. Kirche bildete. Nach dem Beispiel der deutschen Pietisten stiftete John Wesley einen Bund junger Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und strengern Sitten, die von ihren Zeitgenossen scherzweise Methodisten genannt wurden, als hätten sie eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden. John Wesley lehrte in der Folge, seit 1735 in Georgien in Nordamerika, als Heidenbekehrer die Einrichtung der Brüdergemeine kennen, nach deren Muster er, bei seiner Rückkehr nach England, seine aus jungen Geistlichen bestehende Gesellschaft erweiterte. Je mehr sich diese Gesellschaft in Großbritanien und Amerika ausbreitete, desto mehr überzeugte sich Wesley, daß er ein wahrer göttliche Gesandter und dazu bestimmt sey, eine große Reformation der Sitten zu bewirken. Seine unterscheidendsten Lehren waren die, daß der Mensch, welcher bekehrt und begnadiget werde, es plötzlich werde und zugleich durch ein inneres Zeugniß des h. Geistes davon klar überzeugt werde und die in ihm vorgegangene Veränderung deutlich bemerke; daß der Mensch auf Erden in einen Zustand gelangen könne, wo er nicht nur von allen sündlichen Handlungen, sondern auch von allen unordentlichen Begierden und Leidenschaften befreit werde, und daß dieser Zustand in einem Augenblicke durch einen Aktus des Glaubens erreicht werde; daß Alles zur Ehre Gottes geschehen, daß diese bei allen Worten und Handlungen bezweckt werden; daß man immer ernst, gesetzt, von allem Leichtsinn entfernt, offen, redlich, wahrhaftig seyn und durchaus jede Lüge fliehen müsse. Die englische Kirche verbot den sich immer mehrenden Methodisten endlich die Kanzeln. Dies bewirkte allmälig ihre Trennung von der hohen bischöflichen Kirche. Sie predigten im Freien, dann in eigenen Bethäusern (Tabernakeln) über das natürliche Verderben des Menschen, wiesen auf die Bibel hin und forderten mit stürmischer Beredsamkeit zur Buße auf. Der Streit Whitefield's und Wesley über die Gnadenwahl trennte im J. 1741 die Whitefieldianer von den Wesleyanern. Letztere nahmen eine allgemeine Vorherbestimmung zur Seligkeit an. Bis zu Wesley's Tode (1791) genossen beide das Abendmahl in der bischöflichen Kirche. Als aber jetzt die Prediger der letztern durch das Loos es entschieden, daß sie sich gänzlich von jener Kirche trennten und das Abendmahl in ihren Tabernakeln feierten, so bildete sich unter den Wesleyanern eine besondere Partei, die neuen Methodisten, welche 1796 ein neues Kirchenregiment aus Predigern und Laien zusammensetzten. Dieß den Laien zugestandene Recht vermehrte ihren Anhang und sie bilden jetzt die zahlreichste Sekte. Die unterscheidenden Lehren ihres Systems stimmen zwar nicht ganz mit der heil. Schrift überein, indem der Methodist schwärmerisch einseitig den Gebrauch der Vernunft und Gelehrsamkeit in Religionssachen verwirft und nur eine übernatürliche Erleuchtung annimmt; allein ihre Disciplin ist vortrefflich und wirkt dem Fortschreiten des moralischen Verderbens, besonders in den niedern Volksklassen, unter den Matrosen, Tagelöhnern, Kohlenführern u. s. w., kräftig entgegen.. Indeß findet sie, bei ihrem Widerwillen gegen gelehrte und gesellige Bildung, so wie der Strenge ihrer Sitte wegen, unter den höhern Ständen wenig Anhänger. Denn ihr Subordinationssystem erstreckt sich bis auf die geringsten Verrichtungen. Ein Methodist darf nicht einmal seine Wohnung verlassen, ohne der Conferenz die Gründe anzugeben. Jede Gemeine ist nämlich ihrem Prediger untergeordnet; alle Prediger aber stehen unter der Conferenz, von welcher die ganze Gesellschaft nach dem Conferenzplane streng polizeilich regiert wird. Alle Bethäuser sind das Eigenthum der ganzen Gesellschaft. Zur

Politik der Conferenz gehört, keiner Gemeine ihren Prediger lange zu lassen, in keinem Falle über zwei Jahre: daher ein beständiges Versetzen derselben. Außer den Gemeine-Predigern haben sie noch reisende Prediger (travelling preachers), deren Zahl sich 1816 in Großbritannien auf 725 belief, in Irland auf 132; 96 waren auf auswärtigen Sendungen (vergl. Missionen) und 704 unter der amerikanische Conferenz. Auch kann noch jeder Methodist predigen. Aus ihrem Bekehrungseifer schließt man, daß sie an dem Sturze der bischöflichen Kirche arbeiten. Dabei fehlt es nicht an schwärmerischen Ausschweifungen. Ihr Gottesdienst wird, besonders bei ihren vielen Privatzusammenkünften, nicht selten durch stürmische Ausbrüche der Empfindung in Geberden und Geschrei, von ihnen (the work) das Werk genannt, unterbrochen. Auch hat sich aus ihnen in Nordamerika eine besondere Gattung des Methodismus, das neue Licht, gebildet, bei welcher die Verzückungen der Andacht bis zum Wahnsinn fortreißen und nicht selten in schamloses Verhalten ausarten. Doch machen sich die Methodisten in England solcher Verkehrtheit weniger schuldig. Hier herrscht zum Glück der Methodismus in den bevölkerten Gegenden, wo die Manufakturen wahre Abgründe aller sittlichen Verderbniß geworden sind. Ueberdieß halten einzelne angesehene und unbescholtene Männer unter ihren Anhängern, wie der fromme und einfache, um die Abschaffung des Sklavenhandels höchst verdiente Wilberforce, die Zügellosigkeit der Schwärmerei zurück. Die Zahl der Methodisten nimmt außerordentlich zu. Im brittischen Reiche allein besuchten 1816 an 100.000 Kinder ihre Schulen und der Methodismus zählt gegenwärtig über eine halbe Million Anhänge; in England über 200.000, in Irland über 31.000, in Westindien über 16.000, in Neuschott- und Neufundland über 2000. Auch in Gibraltar, auf Malta und Sierra Leona gibt es von dieser Sekte Gemeinen. S. Crowther's, eines reisenden Methodisten-Predigers, portraiture of Methodism. showing their rise, progress and present State etc. Lond. 1815.

Methodologie, Lehrkunde, oder die Anweisung zu einem planmäßigen Vortrage einer Wissenschaft. Methodik ist die Anweisung, eine Wissenschaft zu erlernen, insbesondere die Unterrichtskunst. S. Methode und Volksschule.

Metonymie eine rhetorische Figur, die verwandte Begriffe, Arten und Umstände verwechselt. a) Die Ursach für die Wirkung, Cicero, statt Schriften des Cicero. b) Die Wirkung für die Ursach: im Schweiße seines Angesichts, statt bei saurer Arbeit. c) Das Enthaltende für das Enthaltene, z. B. den tödtlichen Becher trinken. Kopf für Verstand. Zeit, für das, was in der Zeit ist. d) Das Enthaltene für das Enthaltende; Altäre für Tempel. e) Den Besitzer für das Eigenthum, und umgekehrt. Hospes ardet; Gott (statt die Gott dargebrachten Opfer, oder das Recht zu opfern) ist der Leviten Erbe. f) Das Zeichen für das Bezeichnete. Purpur und Scepter, statt Reich. Wagen und Reuter, statt Macht. Eine Fundgrube zur Erfindung der Hieroglyphen. g) Der abstrakte Begriff statt des konkreten; der Name Gottes, statt Gott. h) Den Gegenstand für das, was mit ihm in Verbindung steht. Christus, statt die Lehre Christi.

Metope, Zwischentiefe, nannte man bei den dorischen Säulen den viereckigen Raum, welcher sich zwischen zwei Triglyphen in dem Friese befindet. Da der Ursprung der Metopen von dem Raume hergeleitet wird, der zwischen den Balken übrig blieb, und der in den ältesten Zeiten offen gelassen, hernach aber zugemauert wurde; so könnte man die Metopen auch bei andern Säulenarten annehmen. Allein man scheint bei der ionischen und korinthischen Säule die Metopen gleich anfangs weggelassen zu

haben, indem man die Balkenköpfe versteckte und sie nicht über die Mauer vorspringen ließ, um einen glatten und zierlichen Frieß zu erhalten. Vielleicht lag auch die Ursache ihrer Weglassung in der Schwierigkeit, welche mit einer richtigen und regelmäßigen Eintheilung der Triglyphen und Metopen verbunden war, indem der Triglyph allezeit über das Mittel der Säule und Säulenweite stehen, die Metope aber immer ein reguläres Viereck ausmachen mußte.

Metre, s. Frankreich.

Metrik (von dem Griech. μετρον, metrum, Maß), 1) die Lehre von den Versmaßen älterer und neuerer Dichter; 2) die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus, als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlicheren Versarten, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind. Es war der neuern Zeit vorbehalten, die Metrik in dieser letzten Bedeutung, als Wissenschaft, zu begründen. Jahrhunderte hindurch befolgten die alten hellenischen Sänger unbewußt die Gesetze des Maßes und Wohllauts, die eine spätere Zeit aus ihren Werken entwickelte. Das letztere geschah zuerst von Scholiasten und Grammatikern in gelegentlichen ungeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später suchte man das so Getrennte in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen; aber alle Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein wissenschaftliches Gebäude aufzuführen. Die Werke der alten Schriftsteller, welche über die Rhythmik geschrieben haben, sind verloren gegangen, besonders Aristoxenus und Heliodor. An einzelnen treffenden Winken fehlt es zwar auch schon bei den Grammatikern nicht; aber der das Rechte zuerst ahnete, war Richard Bentley. S. dessen metra terentiana in Zeunes Ausg. des Terenz. Später stellten Brunck und Reiz gute Forschungen über die Metrik an; doch ward jener brittische Kritiker der eigentliche Vorgänger des Schöpfers der Metrik, des geistreichen Gottfried Hermann, der seit 1796 auf dem Wege, den die kritische Philosophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus selbst, die allgemeinen Grundsätze der neuen Wissenschaft entwickelte; vorzüglich in folgenden Werken: 1) De metris poetar. graec. et roman. Lips. 1797. und Commentatio de metris Pindari. (im 3ten Bd. des Heyneschen Pindar) 2) Handb. der Metrik, Leipzig 1799. 3) Elementa doctr. metr. 2 Ed. Lips. 1816. — Hier nur die Hauptsätze seiner Lehre: Rhythmus ist die Aufeinanderfolge v. Zeitabtheilungen, die in dem durch Wechselwirkung bestimmten Verhältniß von Ursache und Wirkung stehen. Wo ganze Reihen von Veränderungen eintreten, da fordert der Verstand einen Anfang, obwohl solcher an sich nicht vorhanden ist, da jede Ursache wieder einer Ursache bedarf. Darum muß auch jede rhythmische Reihe mit einer freien Ursache anheben. Diese heißt Hebung (arsis). Die auf die Hebung als deren Wirkungen folgenden Zeitabtheilungen heißen Senkung (thesis), das Anheben aus eigner Kraft aber ictus. Zeitabtheilungen, die der Hebung vorhergehen und Theile einer vorhergegangenen unendlichen Reihe, folglich-Senkung ohne Hebung, sind, heißen Anakrusis und sind gleich dem Auftakt in der Musik. Periodische Reihen sind solche, die sich selbst wieder zu einander als Hebung und Senkung verhalten. Die Senkung, als bloß durch Wechselwirkung bestimmt, und die Anakrusis, als Theil der Senkung einer unendlichen Reihe, müssen ein durchgängig gleich bleibendes Maß haben; das Maß der Hebung hingegen, als einer freien Ursache, kann größer (nie aber kleiner) seyn. Das Maß einer jeden Sylbe wird durch die sie umgebenden Sylben erst bemerkbar, daher die letzte Sylbe jeder Reihe mittelzeitig (anceps). Die längere oder kürzere Dauer der Sylben bestimmt das Zeitmaß; Sylben von einzeitiger Dauer heißen kurze, andere von zweizeitiger lange Sylben. Das Verhältniß meh-

rerer Sylben zu einander in Hinsicht ihres Maßes heißt Fuß; ein bestimmter Rhythmus von einer oder mehreren Reihen Vers. Jede Sprache hat ihren Rhythmus, mithin auch jedes einzelne Wort. Der Rhythmus der Worte ist von dem allgemeinen Rhythmus zu unterscheiden, muß sich aber in dem Verse dergestalt mit demselben verbinden, daß keiner den andern aufhebt. Dieß geschieht zuvörderst durch die Cäsur (Einschnitt), vermöge deren jedesmal da, wo eine Reihe im Rhythmus des Verses endigt, auch eine Reihe im Rhythmus der Worte, mithin ein Wort, zu Ende geht; ferner dadurch, daß das Sylbenmaß durch den Rhythmus des Verses bestimmt wird, indem derselbe nämlich durch ein enictus eine kurze Sylbe verlängert, oder am Ende einer Reihe kurze Sylben lang, lange kurz macht; endlich durch die Bestimmung des Sylbenmaßes vermittelst des Accentes. — Dieß die allgemeinen Grundsätze der Herm. Metrik, deren Anwendung auf die verschiedenen Versarten man in den obengenannten Werken selbst nachsehe. Ungeachtet Hermann die neuere Metrik ganz ausschließt, so hat die Anwendung seiner Grundsätze auf die deutsche Sprache doch nur geringe Schwierigkeiten, da dieselbe nicht, wie andere neu-europäische Sprachen, ihre Verse bloß accentuirt mißt, sondern Quantität und Accent bis zu einem gewissen Grade verbindet. Man vergleiche auch J. H. Voß Zeitmessung der deutschen Spr. Königsb. 1802. — Einen neuen Weg schlug Aug. Apel ein. Schon Bernhard (in s. Rez. des Hermann. Handb. Jen. Lit. Zeit. 1804. St. 104—107 und später in s. Sprachlehre im 6ten Bd. von der Verskunst) hatte den Mangel einer musikalischen Grundlage an Hermanns Theorie gerügt. Apel suchte diesen Mangel zu heben zuerst in einigen kleinen Abhandlungen, dann in seiner Metrik (1 Th. Leipz. 1814). Außer den genannten Gelehrten haben sich neuerdings Verdienste um die Metrik erworben in England: Rich. Porson und Gaisford, der Herausgeb. des Hephästion; in Deutschland: Böckh (über die Versmaße des Pindaros, 1809 und dessen Commentari metrici in Pindari carmina 1814, wo er sich gegen die Apelsche Theorie erklärt), Seidler (de versibus dochmiacis Tragicorum Graecor. 1811) u. A. m. Eine Darstellung der gegenwärtig in der Metrik herrschenden drei Hauptansichten, der Hermann'schen, Apel'schen und Böckh'schen, gibt der Rec. der Apel'schen Metrik, in der Jen. A. Lit. Zeit. 1816. No. 91—95.

Metronom, s. **Taktmesser**.

Metropolit oder **Metropolitan** ist der griechische Name eines Erzbischofs. Die Hauptstadt einer Provinz heißt im Griechischen Metropolis, und da die Bischöfe der Hauptstädte ausgezeichnet wurden, so erhielten sie auch einen besondern Titel. Der Metropolit steht über dem Bischofe, aber unter dem Patriarchen. In der griechischen Kirche ist dieser Titel sehr gewöhnlich. Metropolitan-Kirche heißt die erzbischöfliche Mutter- oder Haupt-Kirche.

Metrum, Takt, Maß, das Sylbenmaß; — **Metrologie**, Meßkunde, Maßkunde; — **Metromanie**, Wuth Verse zu machen; — **Metrometer**, s. **Taktmesser**.

Mette (aus dem latein. matutin verstümmelt) heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tages Anbruch gehalten wird, besonders der vor einem großen Feste vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christ-Mette.

Mettrie (J. O. de la), ein Mann von vielem Talente, besonders mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt, bekannte sich zuerst zum Jansenismus, ward darauf nach und nach Arzt, Dichter, Satyriker und endlich Materialist. Geboren 1709 zu St. Malo, studirte er alte Sprachen und schöne Wissenschaften zu Paris und Caen, dann die Arzneikunst zu Leyden unter Boerhaave, und schrieb und übersetzte hier verschiedenen medizinische

Schriften, voll von Charlatanerelen, und ging hierauf 1742 in die Dienste des Herzogs v. Grammont, Obersten der Garden, nach Paris, wo er bei dessen Regiment als Arzt angestellt wurde. Er folgte demselben zur Belagerung von Freiburg und ward hier gefährlich krank. Er glaubt wahrzunehmen, daß die geistige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper schwindet und mit ihm verblüht; er schrieb deßwegen seine Naturgeschichte der Seele, welche den gröbsten Materialismus athmet und wodurch er seine Stelle verlor. Jetzt verfaßte er eine Satyre über die Pariser Aerzte, weßhalb er, um der Bastille zu entgehen, nach Leyden flüchtete. Hier erschien sein L'homme Machine, worin die menschliche Natur aufs Tiefste herabgewürdigt ist. Das Buch wurde in Holland zum Feuer verurtheilt, Mettrie aber fand eine Freistätte in Berlin, wo ihm Friedrich der Große seine Freundschaft schenkte und ihn zu seinem Vorleser wählte. Er ward Mitglied der Akademie, starb aber schon 1751 an einem Fieber, das er nach seinen eignen widersinnigen Ansichten behandelte. Noch auf dem Todenbette ist er von seinem Unglauben zurückgekommen und hat unzweideutige Beweise einer ernstlichen Reue abgelegt. Der König von Preußen selbst verfaßte seine Leichenrede, welche in der Akademie verlesen wurde. Man findet in allen Werken Lamettrie's Feuer und glänzende Phantasie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geschmack. Seine philosophischen Schriften sind zu Berlin 1751 in 2 Bänden gesammelt erschienen. Die Furcht vor Gott und dem Gerichte stellte er als Aberglauben; die Hoffnung eines künftigen Lebens als Wirkung des Eigendünkels, und den Unterschied zwischen Recht und Unrecht als kluge Erfindung der Staatskunst vor. Die angewöhnten Regungen des Gewissens; ja selbst die Liebe zum Leben und zur öffentlichen Achtung befahl er zu ersticken und sein höchstes Glück nur in ungestörtem Wohlleben zu suchen. Das Chaos von Verstand und Ueberspannung in seinen Schriften kann nur von leichtsinnigen Lesern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Witz und Wahrheit verwechseln und denen man Alles bewiesen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt.

Metz. Diese interessante alte Stadt war einst die Residenz der austrasischen Könige, dann eine freie Reichsstadt, 1648 mit Frankreich vereint, der Sitz eines Parlaments und eines Fürstbischofs, und ist jetzt die Hauptstadt des franz. Mosel-Departements. Sie liegt am Einflusse der Seige in die Mosel, ist eine Festung vom ersten Range, eine der größten und stärksten in Frankreich. Unter den Außenwerken zeichnen sich aus: das große, stark befestigte Lager, Guise genannt, am linken Ufer der Mosel, ferner die Schanze Belle-Croix an der Ostseite, und die große starke Citadelle an der Südseite. Metz ist im Ganzen altmodisch gebaut, hat aber doch mehrere gerade und gut gepflasterte Straßen, schöne Häuser und ansehnliche öffentliche Plätze, und eine Bevölkerung von 36.000 Seelen. Die Cathedrale St. Stephan ist äußerst merkwürdig; das Schauspielhaus und die Intendantur sind sehenswerthe Gebäude. Metz ist der Sitz des Präfekten, des Stabes der 3ten Militär-Division, eines Bischofs und Lyceums, hat eine öffentliche Bibliothek von 60.000 Bänden, eine vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule, ein Handelsgericht, eine Börse, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, wichtige Fabriken in Kattun, Zitz, Barchent und Wollenzeugen, über 30 Gerbereien und Färbereien, Obstbau und Baumschulen. Hier ist der Sammelplatz des franz. Handels nach dem Rhein, mit Wein, Branntwein, Oel, Holz rc., welcher durch eine jährliche Messe im Mai befördert wird. Gedeau hat jüngst in einer franz. Flugschrift den für die Handelsschifffahrt der Mosel wichtigen Vorschlag gemacht, in Metz eine große Messe zu errichten, und diese den Erzeugnissen aller Nationen in einem Freihafen zugänglich zu machen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Lage von Metz alle

Eigenschaften zu einem Freimarkte des Continents vorzüglich in sich vereinigt, und daß dessen Moselinsel (île Chambière) von der Natur zu einem Freihafen mitten im festen Lande geschaffen ist.—Einst hatten die Römer in der Gegend um Metz wichtige Niederlassungen, und ihrer Denkmäler sind viele. So sieht man eine Stunde von der Stadt, bei Arcis-sur-Moselle, die merkwürdigen Reste einer römischen Wasserleitung über die Mosel, welche der Stadt Metz Wasser zuführte. Die Höhe der Bogen am Ufer war 60, die Breite 12 — 15 Fuß. Der innere Raum des Leitungskanals war so groß, daß man aufrecht darin gehen konnte. Das Ganze muß vor Zeiten eines der schönsten und imposantesten Werke römischer Architektur der Art gewesen seyn.

Metze (Gabriel), ein ausgezeichneter Maler der niederländischen Schule, geb. zu Leyden 1615. Er hat nur wenige Werke hinterlassen, weil er langsam arbeitete; aber sie sind sehr geschätzt wegen der getreuen Nachahmung der Natur, der Frische der Farbe und der Richtigkeit der Zeichnung. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andere, die ihre Hände in einem silbernen Becken wäscht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu seinen vorzüglichsten Stücken. Er starb in seiner Vaterstadt 1658.

Meudon, Marktflecken im franz. Dep. Seine und Oise, Bezirk Versailles, 2 Stunden von Paris, unweit der Seine, mit 2300 Einw., berühmt durch das Schloß mit einem schönen Parke; vor der Revolution ein Vergnügungsort der königl. Familie, wurde 1793 vom Wohlfahrtsausschuß dem Nationalinstitut überlassen, welches sich hier mit der Vervollkommnung der zum Kriege gehörigen Dinge beschäftigte. Das Schloß wurde, um diese Arbeiten desto geheimnißvoller auszuführen, mit tiefen Graben und Erdwällen umgeben. Man fiel hier zuerst auf die Idee, die Luftballons zum Besuche von Rekognoszierungen zu gebrauchen, welches zuerst in der Schlacht bei Fleurus (1794) und nachher noch öfters von den Franzosen mit Erfolg geschah. 1795 brannte ein Theil der Gebäude ab. Napoleon ließ später das Schloß wieder aufs Prachtvollste einrichten; es war eine Zeitlang der Aufenthalt seines Sohnes; auch residirte hier die Kaiserin Marie Louise während Napoleon in Rußland focht. Jetzt ist das Schloß eine königl. Domäne. Meudons Einw. ernähren sich vom Weinbau und dem Ertrag der reichhaltigen, in mineralogischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht so merkwürdigen Kreidebrüche.

Meusel, berühmter deutscher Bibliograph, geboren zu Eyrichshof im fränkischen Ritterkanton Braunach 1743, studirte zu Göttingen, erhielt daselbst die Magisterwürde, und habilitirte sich 1766 zu Halle. 1769 ging er als Professor der Geschichte nach Erfurt, lebte dann seit 1780 als Hofrath und Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, wo er im J. 1820 starb. Man hat von ihm: Das gelehrte Deutschland (5te Ausg. Lemgo 1796 ff.); Lexicon der vom J. 1750 — 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Leipz. 1802 ff.; eine Bearbeitung von B. G. Struv's Bibliotheca historica, 21 Bde. (unbeendigt); Deutsches Künstlerlexicon, Lemgo 1778, 1789, 2 Bde., 8.; Miscellaneen artistischen Inhalts, 1 — 30. Heft, Erfurt 1779 ff.; Museum für Künstler und Kunstliebhaber, 1 — 18. St., Mannheim 1787 ff.; Neues Museum, 1 — 4. St., Leipzig 1794 ff.; Neue Miscellaneen artistischen Inhalts, 1 — 14. St., Leipzig 1795 ff.; Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, Dresden 1805 ff.; Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie, 5te Aufl., Leipz. 1816, gr. 8.; Literatur der Statistik, Leipzig 1806 u. 1807, 2 Bde. 3.; Lehrbuch der Statistik, 3te Aufl., ebend. 1805, 8.; Fortgesetzte Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften, Halle 1774 ff., nebst Fortsetzungen; Sammlung der Geschichtsforscher, Halle

1775 ff.; Geschichte von Frankreich, als 35—39. Theil der allg. Welthistorie; Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit, 1—3. Abth., Leipz. 1799 ff., 8.

Mexiko (spr. Mejiko), eine große Landschaft in Mittelamerika. 1517 und 1518 machten die Spanier von Cuba aus die ersten Versuche gegen dieses Land, welche indeß von den tapfern Bewohnern der Küste Yucatan zurückgewiesen wurden. Dem **Cortez** (vergl. d. Art.) war es vorbehalten, mit einer geringen Macht von 11 kleinen Schiffen, die er in Cuba ausrüstete und welche 508 Fußsoldaten und 16 Reiter mit 14 kleinen Geschützen trugen, dieses mächtige Reich mit der Krone Spaniens zu vereinigen. Die Einwohner von Mexiko hatten seit 1160, wo ein aus dem Norden kommender Stamm, die Azteken, sich unter ihnen niedergelassen und die Herrschaft an sich gerissen hatte, bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht. Die Fürsten der Azteken herrschten unumschränkt, drückten aber das Volk, welches noch seine angestammten Kaziken oder Oberhäupter hatte, so gewaltig, daß mehrere dieser unterjochten Oberhäupter den Einbruch der Spanier als eine günstige Gelegenheit ergriffen, das Joch abzuwerfen, und den Spaniern ihre Eroberung nicht wenig erleichterten, die dem Cortez 1521 gelang. Der letzte Kaiser Guatimozin ward, um seine verborgenen Schätze von ihm zu erfahren, unwürdig gefoltert und gehangen. Das ganze Reich fiel nun nach und nach in die Gewalt der Spanier, und die unglücklichen Mexikaner traf Jahrhunderte lang ein hartes Loos. Das Land ward mit seinen Bewohnern an die Gefährten des Eroberers, an Klöster und andere Begünstigte vertheilt und die Einwohner als Leibeigene behandelt; das Ganze ward unter dem Namen eines Vice-Königreichs Neu-Spanien von Vicekönigen beherrscht, welche in den letzten Zeiten alle 5 Jahre wechselten. Erst mit dem 18. Jahrh. ward das Loos der Eingebornen verbessert; die Encomiendas, oder die Vertheilungen der Grundstücke mit sammt den Bewohnern, wurden aufgehoben, und die Zahl der Indianer, welche von 8 Millionen nach der Eroberung bis auf weniger als 2 Millionen herabgekommen waren, hat seitdem wieder angefangen sich zu heben. Indeß hatte sich aber auch die Zahl der freien Farbigen und der Kreolen, d. h. der in Amerika von europäischen Eltern gebornen, gegen die der Chapetones (spr. Tschapetones), d. h. in Europa gebornen Spanier, außerordentlich vermehrt, und jene ertrugen es schon längst mit Erbitterung, daß alle Aemter und Würden nur den National-Spaniern zu Theil wurden. In Mexiko bildete sich schon 1809 im Namen Ferdinands VII. eine Regierung, die der Junta von Sevilla den Gehorsam verweigerte. Der damalige Vicekönig Hurrigaray neigte sich auf die Seite der Independenten, berief eine Junta und wollte seine Würde niederlegen, um der Nation zu dienen. Allein er ward von den Altspaniern überfallen und als Verräther behandelt. Die Verfolgung der Freisinnigen brachte endlich die Revolution völlig zum Ausbruch. Ein Pfarrer in der Stadt Dolores, Don Miguel Hidalgo y Castilla, ein Mann von großen Talenten und sehr beliebt bei den Indianern, um deren Unterricht er sich verdient gemacht hatte, entwarf den Plan zu einem Aufstande, der in sämmtlichen Provinzen von Neuspanien den 1. Nov. 1810 ausbrechen sollte. Da sein Plan entdeckt wurde, so griff er schon den 14. Sept. zu den Waffen. Schnell verbreitete sich die Empörung von dem Flecken Guanaxuato nach allen Seiten, und bald standen 100.000 Mann unter den Waffen. Sie stritten unter dem Banner der alten Kaiser von Mexiko und trugen vor sich her das Bild der h. Jungfrau von Guadeloupe. An ihrer Spitze näherte sich Hidalgo der Hauptstadt Neuspaniens, Mexiko, und Alles schien ihm die Eroberung dieses wichtigen Platzes zu versprechen, als er sich unerwartet zurückzog, weil es ihm an Waffen und an allem Kriegsbedarf fehlte. Venegas verwarf die von ihm gemachten Vergleichs-

vorschläge, so wie die Vorschläge der Junta von Sultepek. Darauf benutzte Calleja, der spanische Heerführer, Hidalgo's Unentschlossenheit, und nöthigte die Mexikaner an der Brücke von Calderon zu einer Schlacht in einer Stellung, wo sie von ihrer Menge keinen Vortheil ziehen konnten. Sie wurden völlig geschlagen, und Hidalgo, der durch die Verrätherei eines Insurgentengenerals, Elisondo, nebst 1500 Offizieren den 21. März 1811 in Gefangenschaft gerathen war, starb den 27. Juli 1811 zu Chiguaga auf dem Blutgerüste. Die Revolution schien beendigt; allein der grausame Uebermuth der Sieger kannte keine Gränzen. Da entzündete sich von Neuem der Aufruhr. Der Rechtsgelehrte Rayon und vier Priester, Lizenga, Matamoros, Torres, Mier und Morelos, sammelten neue Schaaren, mit welchen sie den kleinen Krieg ohne Feuergewehr führten. Endlich bewaffnete Morelos 3000 Mann mit Flinten, die man in mehr als 20 Treffen auf dem Wahlplatze gesammelt hatte, bemächtigte sich der Stadt Akapulko und schnitt die Verbindung zwischen Vera Cruz und Mexiko ab. Doch auch er fiel 1815 in die Hände der Spanier und wurde zu Mexiko erschossen. Dasselbe Schicksal hatte Matamoros. Hierauf nahm Calleja die Stadt Zitiquaro ein, wo eine Junta im Namen Ferdinands VII. regierte. Er ließ die Stadt von Grund aus zerstören. Aber die Mexikaner verloren den Muth nicht. Sie nahmen eine Stellung nach der andern weg, bis sie sich endlich in dem Meerbusen von Mexiko mit den vereinigten Staaten von Nordamerika in Verbindung setzten, wohin sie den General Tolledo abschickten. Von hieraus erhielten sie Waffen und erfahrene Offiziere; auch nahmen junge Leute aus Neuyork, Baltimore und Boston Dienste bei ihnen. Die Angelegenheiten der Republik Mexiko leitete jetzt der hohe Congreß zu Pururan, 40 Meilen von Mexiko. Von hier aus erließ er den 28. Juni 1815, im 6. Jahr der mexikanischen Unabhängigkeit, eine, vom Präsidenten Pagola und den 13 Provinzen unterzeichnete Unabhängigkeitserklärung an alle Nationen und entwarf eine demokratische Verfassung. Im Norden machte der republikanische General Peire Fortschritte, und im Süden unternahm der General Vittoria die Belagerung von Cordova und Orizana. Dadurch ward die Verbindung zwischen Mexiko und Vera Cruz aufs Neue unterbrochen, und die Aufrührer waren im Sept. 1816 Meister der Provinzen Guadalarara, Texas, Matagorda, Puebla u. a. m., so daß die königl. spanische Regierung fast nur auf die Bezirke von Mexiko und Vera Cruz eingeschränkt war. Allein der neue Vicekönig D. Juan Apodaca traf so zweckmäßige Anstalten, daß nicht nur die Hauptpunkte behauptet, sondern auch die Aufrührer mehrmals geschlagen wurden. Zugleich gewann er durch ein mildes, aussöhnendes System das Vertrauen des Volkes wieder. Daher gelang es dem General Feran 1816, den Congreß aus einander zu sprengen, wozu die Uneinigkeiten unter den Republikanern selbst das Meiste beitrugen. Endlich erschien der kühne Mina (s. d. A.), Guerillas anführer aus Spanien. In seinem Vaterlande geächtet, kam er, von mehreren fremden Offizieren begleitet, nebst Kriegsbedarf und einer Druckerpresse aus Nordamerika in Mexiko an, wo er den 24. April 1817 bei Soto la Marina an die Spitze der Aufrührer trat. Er sammelte sogleich ein Heer und schlug die Spanier den 15. Juni bei Peotillos, hierauf bei San Felipe, und erließ am 30. Juni einen Aufruf an das Volk aus seinem Hauptquartiere von Los Remedios, „dem Felde der Ehre von Mexiko." Aber in der Folge wurde er vom General Pascal de Linan hart bedrängt und mußte sich in die Feste Sombrero oz Conanja werfen. Dreihundert der Seinigen, darunter 72 auswärtige Offiziere, welche Mina gefolgt waren, wurden von den Spaniern abgeschnitten und erschossen. Ende Augusts ward Mina selbst aus den festen Plätzen Conanja und San Gregorio vertrieben; doch war er noch

600 Mann stark und wußte durch kühne und schnelle Märsche die, ihn von allen Seiten umringenden, spanischen Truppen zu täuschen. Endlich ward er den 27. Okt. im Paß von Venadita durch Ueberfall von dem spanischen Obersten Orrantia, mit 25 der Seinigen, worunter die beiden Herrara's, gefangen, nach Mexiko gebracht und daselbst am 13. Nov. 1817 erschossen. Zu seinem Unglücke trug vorzüglich die vom Vicekönig Apodaca erklärte allgemeine Amnestie bei, welche von den meisten Häuptern der einzelnen Provinzen angenommen wurde. Der einzige Pater Torres setzte den Kampf fort und erhielt einige Vortheile im J. 1818. Mehrere Provinzen errichteten hierauf unabhängige Regierungen unter den Anführern von Guerillas, welche dieses große Land durchstreiften, wo die Hindernisse der Verbindung, der Mangel an Heerstraßen, die Natur des Bodens und die Armuth des Volks den Unterhalt der Truppen und die Unterwerfung der Einwohner erschwerten. Einzelne Corps, die der Vicekönig dahin entsandte, um einige schlecht befestigte Plätze einzunehmen, wurden von den Banden des tapfern Guadalupe-Vittoria zerstreut. Die königlichen Truppen konnten sich nur im Besitz der größeren Städte behaupten; dagegen herrschte im Innern des Landes, in den Provinzen Valladolid, Guadalaxara, Guanaxuato, Zagatecas und Cohahuela die Anarchie des Aufruhrs. Die Bandenführer wurden von der niedern Geistlichkeit, welche meistens aus Eingebornen bestand, thätig unterstützt; es fehlte ihnen bloß an Waffen und an einem Oberhaupte, das den vereinzelten Widerstand planmäßig leitete. Erst im Anfange des Jahrs 1821 versuchte es ein mexikanischer Offizier, Don José Felix Thespalacios, der die Trümmer der Banden des Generals Long in der Provinz Texas gesammelt und den Titel eines General-Lieutenants des Heeres von Mexiko angenommen hatte, eine oberste Junta in Texas zu errichten; allein er fand in dieser Einöde, 300 span. Meilen von der Hauptstadt entfernt, keine Hülfsquellen, um dem Kampf mit Erfolg fortzusetzen. Da stellte sich unerwartet, fast vor den Thoren von Mexiko, im Februar 1821, ein Oberster des königl. Heers, D. Augustin Iturbide, gebürtig aus der mexikanischen Stadt Valladolid, an die Spitze des Aufstandes. Iturbide, dem der Vicekönig Apodaca im Februar 1821, weil er ihn für königlich gesinnt hielt, den Heerbefehl gegeben hatte, trat zu der Partei, welche eine Föderativrepublik errichten wollte, vereinigte mit sich viele Anhänger der übrigen, und entwarf den Plan von Iguala (den 24ten Februer 1821), welchen auch der neue spanische Vicekönig, General O'donoju, in dem mit Iturbide zu Cordova geschlossenen Vertrag (den 24sten August 1821) annahm. (Dieser Plan sicherte die Vorrechte der Kirche und den Altspaniern den Besitz ihrer Aemter.) Darauf stellte Iturbide den innern Frieden wieder her, organisirte in Mexiko, mit der Würde eines Obergenerals und Großadmirals bekleidet, die repräsentative Regierung, und trat als Präsident an die Spitze der mit der ausübenden Gewalt beauftragten Junta. Als aber der Beschluß der spanischen Cortes, nach welchem sie den Vertrag von Cordova verwarfen, am 13. Febr. 1822 in Mexiko kund wurde, wo der daselbst versammelte Congreß und die Vollziehungsjunta, unter sich entzweit, die Verwaltung zu ordnen verabsäumt hatten, da erhoben das hierauf schon vorbereitete Volk und die Besatzung den Präsidenten Iturbide (d. 18. Mai 1822) zum Kaiser von Mexiko, unter dem Namen Augustin I. Allein der neue Kaiser versah es, die Wahlen des neuen Congresses klug zu leiten. Der neugewählte Congreß erklärte zwar (den 22. Junius) einmüthig die Kaiserwürde in Iturbide's Familie für erblich, worauf die Krönung des Kaisers am 21. Julius erfolgte, bestimmte aber nicht, in welcher Art die kaiserliche Macht ausgeübt werden sollte. Statt die Staatsformen festzustellen und die Gewalten zu theilen, wollte der Congreß Alles thun und vollendete Nichts

Zwei bisher entzweite Generale, Satana, der zuerst in Vera Cruz die Republik ausrief, und Echevarri, vereinigten sich (den 2. März 1823) zu Iturbide's Sturz, und verlangten die Wiederherstellung des Congresses. Darauf erklärte sich der General Vittoria und der Marquis von Vivanco, Oberbefehlshaber in Puebla, für die Republikaner. Iturbide wollte keinen Bürgerkrieg; er berief daher den von ihm entlassenen Congreß wieder zusammen, und legte am 20. März 1823 in dessen Hände seine Macht nieder. Der Congreß bewilligte ihm und seiner Familie am 9. April einen Jahrgehalt, unter der Bedingung, daß er in Italien seinen Aufenthalt wählte. Ein Versuch 1824, den Thron wieder zu erobern, endete mit seinem Tode; er ward unmittelbar nach seiner Landung erkannt, ergriffen und erschossen. Seitdem regiert sich Mexiko als unabhängiger Freistaat, wiewohl noch von keiner europäischen Macht förmlich anerkannt. Mexiko, denn so und nicht mehr Neuspanien, nennt die jetzige Regierung das Land (15° 53′ — 28° 10′ N. Br. 264 — 335° L.; Flächeninhalt 74,189 ½ Q. M., wovon 28.000 auf die freien Indierländer im Norden kommen), wird begränzt im Norden von den vereinigten Freistaaten; im Westen und Süden von dem Austral-Ocean, welcher hier den großen Meerbusen von Kalifornien bildet; im Südosten von Guatimala, und im Osten von dem mexikanischen Meerbusen, dessen südlichster Theil die große Campesche-Bai bildet. Die Küste an diesem Meerbusen ist fast überall mit Lagunen und davor liegenden Sanddünen besetzt, welche die Annäherung großer Schiffe hindern; überhaupt will man eine starke Versandung dieser Küste und eine Abnahme des Meeres bemerken. Auch die Küste des Austral-Oceans hat wenig gute Häfen. Unter den Flüssen sind der Rio Salinas, Rio de las Palmas, Rio Panuco, Cavanes, Alvorado, St. Yago, Rio del Norte, Rio Colorado die beträchtlichsten. Außer diesen Gewässern hat Mexiko mehrere bedeutende Binnenseen, wovon der Chapala (Tschapala), 20 □ M. groß, in der Provinz Guadalaxara der größte, die kleineren im Thale von Mexiko die bekanntesten sind; viel größere, aber gänzlich unbekannte, finden sich in dem noch wenig besuchten nördlichsten Theile des Landes. Das Innere von Mexiko bietet ein sehr hohes Plateau von 6—8000 Fuß mit geringen Unterbrechungen; nur an einem Punkte, in der Gegend der Stadt Mexiko, erheben sich aus der Ebene bedeutende Berge, welche Vulkane sind und wovon einige über 16.000 Fuß Höhe erreichen, ihre Ausbrüche sind selten, der letzte fand 1759 statt, wo ein Berg von 4000 Fuß Höhe entstand. Die übrigen Gebirge sind nur unbedeutende Höhen, welche die Einförmigkeit der Hochebene unterbrechen. Die Abfälle der Ebene nach den Küsten sind verschieden, der östliche ist äußerst steil und schroff, der westliche viel sanfter, führt erst durch mehrere Terrassen zum Austral-Ocean; beide Küsten sind sandig, sumpfig und sehr ungesund. Die Hochebene hat nur Wald an den Hügeln und Bergen, übrigens ist sie fast baumlos, an vielen Stellen dürr, mit geringer Vegetation; die Abhänge nach den Küsten bieten die trefflichste Vegetation dar. Hierauf gründet sich auch die alte Eintheilung des Bodens in terras calientes heiße Länder, an den Küsten, templadas gemäßigte, an den Abhängen, und frios kalte, auf der Hochebene, welche in der That ein für ihre Lage strenges Klima hat; über den 30° hinaus hat man im Winter schon wirkliche Kälte. Aus der sehr großen Zahl von Produkten aller Art, woran Mexiko reich ist, wählen wir nur diejenigen, welche diesem Lande vorzugsweise eigenthümlich sind. Dahin gehören an Thieren, außer einer Menge Affenarten, Beutelthieren: das Tapir, das Faulthier, mehrere Gürtelthiere, Kaimans oder Krokodile, Schildkröten, Schlangen, mehrere schöne leuchtende Käfer, vorzüglich aber die Cochenille (vergl. d. Art.). An Pflanzen ist die Vanille, eine Schlingpflanze, deren Schoten das bekannte Ge-

würz abgeben, in Mexiko einheimisch; die beste wird an den östlichen Abhängender Gebirge gezogen, sie findet sich aber auch wild wachsend. Ferner der Kakao, dessen Anbau schon zu den Zeiten der Azteken bekannt war. An Medizinalpflanzen bringt Mexiko die Sassaparille und Jalappe hervor. Die Wälder liefern mehrere edle Holzarten, namentlich das Mahagony- und das Campesche-Holz. Vor der Ankunft der Europäer bauten die Mexikaner schon den Mais und die Kartoffeln. Eben so kannten die Mexikaner schon den Anbau der Banane oder des Pisang und des Manioc, einer Wurzel, deren mehlartige Substanz, nachdem ihr giftiger Saft durch Auswaschen fortgeschafft worden, ein treffliches Nahrungsmittel giebt. Aus dem Safte der Agave bereiteten sie ein noch unter ihnen übliches berauschendes Getränk, Pulque genannt. Jetzt sind alle unsere Getreide- und Obstarten eingeführt, eben so Zucker, Baumwolle, Flachs, Hanf, ja selbst der Oelbaum und der Weinstock. — Kein Land der Welt ist so reich an Silber als Mexiko, man zählt an 500 Gruben, und doch sind die Gebirge wohl nur erst sehr unvollständig erforscht; die meisten Bergwerke sind in den Provinzen Anahuac und Mechoacan. Neuerdings haben englische Kaufleute den Bergbau auf mehreren Punkten von der Regierung in Pacht genommen. Doch nicht Silber allein, auch Gold, doch in viel geringerer Menge, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen und etwas Quecksilber werden gewonnen. Aber der Bürgerkrieg hat die Industrie gestört. Reiche Familien sind dadurch verarmt, andere sind ausgewandert. Viele Bergwerke mußten liegen bleiben; die großen Anlagen der Gruben zu Valenianac wurden 1817 von den Insurgenten verbrannt. Die berühmte Grube von Guanaxuato, deren Ertrag vor 1810 sich auf 600.000 Mark Silber und 2000 Mark Gold belief, gab 1818 nur 150.000 Mark Silber und 400 Mark Gold. Der verabgabte Ertrag der Bergwerke an Silber, welcher bis 1810 stets zugenommen und 1809 bis auf 28 Mill. Dollars an Werth gestiegen war, sank während der Bürgerkriege auf 4 bis 5 Mill. herab, stieg jedoch wieder, nachdem die Abgabe auf Silber von 17 auf 3 Procent herabgesetzt worden war, 1822 bis auf 7 Millionen. In der Münze von Mexiko, wo vor 1810 jährlich 25 bis 28. Mill. Piaster geprägt worden waren, prägte man 1821 kaum 6 Millionen. Die Gesammtzahl aller Bewohner Mexiko's möchte wohl auf 6—7 Mill. steigen. Hierunter befinden sich etwa 1 Mill. 3—400.000 Weiße, theils Chapetones, theils Kreolen, wovon vor der Revolution die ersteren allein zu Aemtern gelangen konnten, obgleich sie kaum $1/70$ der weißen Bevölkerung ausmachen. Farbige giebt es etwa 2—3 Mill., größtentheils Mestizen, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Indianern; die Mulatten, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Negern, sind weniger zahlreich. Außerdem unterscheidet man noch alle Abstufungen der Färbung, je nachdem mehr oder weniger europäisches Blut in einem Menschen ist, und dieser Umstand bestimmte sonst die Rangordnung. Obwohl nun diese Unterschiede jetzt gesetzlich aufgehoben sind, so ist doch die Frage, ob alle eingewurzelte Vorurtheile damit aufgehoben seyn mögen. Die Weißen waren bisher fast die alleinigen Besitzer aller Reichthümer und des Grund und Bodens. Die Zahl der ansäßigen und christlichen Indianer beträgt über 3 Mill.; körperlich unterscheiden sie wenig von ihren Brüdern in Nordamerika. Sie wurden bisher als Unmündige behandelt, ohne doch eigentlich Leibeigene zu seyn und ihr Loos war in der letzten Zeit erträglich. Unter ihnen giebt es noch Abkömmlinge ihrer ehemaligen Fürstenfamilien, welche noch immer Kaziken genannt und gesetzlich als Edle betrachtet wurden, sie waren gewöhnlich die Häupter der Indianer-Dörfer und unterdrückten ihre Brüder mehr als die weißen Beamten. Obgleich alle ansäßige Indianer spanisch verstehen, so haben sie doch noch ihre alten Muttersprachen, deren es sehr viele giebt, bei-

behalten. Sie bekennen sich zur katholischen Religion. Jenseits des Rio del Norte und im ganzen Norden des Landes leben noch an 300.000 Indianer in ihrem ursprünglichen wilden Zustande; sie sind heidnisch und erbitterte Feinde der Weißen, mit welchen sie in einem ewigen Kriege stehen. Die Zahl der Neger ist gering in Mexiko, vielleicht kaum 16.000, worunter an 6000 Freie; sie werden fast nur in den heißen Küstengegenden gehalten und im Ganzen milde behandelt. Die allgemeine Sprache des Landes ist die spanische, da nur Spanier bisher sich in den spanischen Colonien niederlassen durften; die katholische Religion war die einzige, jetzt ist sie zwar noch die Staatsreligion, aber auch andere Christen sollen geduldet werden. Die Geistlichkeit in Mexiko war sehr reich und zahlreich, und nirgend vielleicht waren die Kirchen prächtiger geschmückt und die Kirchenfeste glänzender. Dem bis zum Jahre 1821 regierenden Vicekönig stand ein Rathskollegium zur Seite, und das Reich war in zwölf Intendanturen und drei Provinzen abgetheilt; diese letzteren waren: Neumexiko, Alt- und Neukalifornien. Die Intendanturen waren: Mexiko, Puebla, Oaxaka, Guadalaxara, Guanaxuato, Valladolid, Zakatekas, Merida, Vera Cruz, San Luis de Potosi, Sonora und Neubiscaya. Das Ganze besteht seit 1823 aus 20 unabhängigen, zu einer politischen Einheit verbundenen Staaten. Diese Staaten sind theils die alten Intendanturen, theils haben sie sich neu gebildet, oder wenigstens andere Namen, gewöhnlich die alten indianischen, angenommen. Sie heißen jetzt: 1. Merida (die Halbinsel Yukatan), 2. Guanaxuato, 3. Sonora, 4. Cinaloa (sonst ein Theil von Sonora), 5. Kalifornien, 6. Chihuahua (Durango oder Neubiscaya), 7. Durango und Neumexiko, 8. Mexiko, 9. Mechoakan (Valladolid), 10. Oaxaka, 11. Pueblo de los Angeles mit Tlaskala, 12. Queretaro (sonst ein Theil von Mexiko), 13. S. Luis de Potosi, 14. Tabasko (sonst zu Vera Cruz gehörig), 15. Vera Cruz, 16. Zakatekas, 17. Cohahuila (ein Theil von S. Luis de Potosi), 18. Neuleon (ebenso), 19. Texas und Neu-St. Ander (ebenfalls), 20. Xalisko. Die vom Congreß angenommene und am 4. Okt. 1824 bekannt gemachte Verfassung ist nach der der vereinigten Staaten von Nordamerika gebildet. Die Union führt den Titel: vereinigte mexikanische Staaten. Jeder der 20 Staaten giebt sich selbst eine Verfassung, und bestimmt seine inneren Gewalten. Die Gesetzgebung besteht aus einem Senat und dem Hause der Abgeordneten. Die Wahl der letzten geschieht alle 2 Jahre. Eine Bevölkerung von 80.000 Einw. (oder wenn wenigstens über 40.000 in einer Gegend wohnen) ernennt einen Deputirten. Zu dem Behuf wird alle 10 Jahre eine Volkszählung vorgenommen. Zum Senat ernennt jeder Bundesstaat 2 Mitglieder; die Wahl derselben geschieht durch den gesetzgebenden Körper der Provinz. Die Zusammenkünfte des Repräsentantenhauses und Senats heißen Congreß. Die Diäten der Congreßmitglieder bestimmt ein Gesetz. Die regelmäßigen Sitzungen des Congresses dauern jährlich vom 1. Januar bis 15. April; soll eine außerordentliche Zusammenkunft statt finden, so muß in dem Einberufungsdekret der Grund dieser außerordentlichen Maßregel angegeben seyn. Die vollziehende Gewalt ruht in der Hand des Präsidenten. Zu dieser höchsten Würde ernennt jeder Staat durch seinen gesetzgebenden Körper 2 Candidaten, von denen der eine nicht zu dem wählenden Staat gehören darf. Die Namen dieser Gesandten werden dem Congreß übersandt, der hierauf den, für den die meisten Stimmen ausgefallen, zum Präsidenten erklärt. Die Geschäfte des Präsidenten dauern 4 Jahre. Auf gleiche Weise wird auch ein Vicepräsident gewählt. Der Präsident ernennt und entläßt die Staatssekretaire, befördert in der Land- und Seemacht zu Posten, verfügt über die Streitkräfte der Republik nach dem Rathe des Congresses, beruft zu außerordentlichen

Sitzungen ein und macht die Congreßakten bekannt. Er hat zu seiner Unterstützung einen geheimen Rath, in dem jeder Staat durch ein Mitglied repräsentirt wird. Ein oberster Gerichtshof aus 11 Mitgliedern bestehend, der ebenfalls von den einzelnen Gesetzgebungen der Bundesstaaten gewählt wird, hat die Verpflichtung, alle Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten, oder zwischen den Bürgern des einen und den Behörden des andern Staats zu schlichten, die Auslegung der Gesetze des Congresses bei etwaiger Verschiedenheit der Meinung zu bestimmen, über die Gerichtsbarkeit der verschiedenen Tribunale in der Union zu entscheiden, und alle Verbrechen der Senatoren, Deputirten, Gesandten, Consuln und höhern Regierungsbeamten zu richten. Von seinem Urtheil kann nicht weiter appellirt werden. — Der Congreß hat den 22. Nov. 1823 den am 3. Okt. desselben Jahrs zwischen Mexiko und Columbien abgeschlossenen Allianzvertrag bekannt gemacht. Beide Staaten verpflichten sich darin, sich gegenseitig gegen jeden Angriff von Außen beizustehen, und machen sich anheischig, den Beitritt der übrigen Staaten zu diesem Bündniß nach Kräften zu bewirken. Dann soll eine Generalversammlung auf der Landenge von Panama, bestehend aus Bevollmächtigten sämmtlicher Staaten, gebildet werden, die über die wichtigsten Angelegenheiten des gemeinsamen Bundes zu berathen hat, und bereits dort versammelt ist. Beide Staaten verwerfen jede Forderung Spaniens um Schadloshaltung, so wie die Abschließung irgend eines ihrer Unabhängigkeit zuwider laufenden Vertrags. Bis zum Ende des Jahres 1823 war die Union nur von den vereinigten Staaten anerkannt, und beide Republiken standen in diplomatischer Verbindung durch Gesandte. Auch erschienen im April 1824 brittische Commissaire in Mexiko, um über den Zustand der neuen Republik sichere Nachrichten einzuziehen. Dies und die mit dem Londoner Hause Goldsmith abgeschlossene Anleihe von acht Mill. Pf. St., gab nach der Föderalregierung eine größere moralische und physische Kraft. Endlich kam von Martinique auch ein französischer Geschäftsträger an, um mit Mexiko Handelsverbindungen einzugehen. Vom März 1824 an war die Einfuhr von Produkten des spanischen Bodens unter keiner Flagge mehr gestattet, und es sollten alle Handelsbeziehungen wie die politischen mit Spanien ganz aufhören. Desto genauer ward die Verbindung mit England. Das Anlehen setzte die Regierung in den Stand, ihr Finanzsystem zu ordnen und alle Rückstände zu bezahlen. Vor allem aber suchte die Regierung Handel und Bergbau wieder zu beleben. Mehrere englische Handelshäuser ließen sich in der Republik nieder. Alvarado ward zum mexikanischen Haupthafen am atlantischen und Huatulco zum Nationalhafen am stillen Meere und zum Freihafen auf zehn Jahre erklärt. In England ward eine mexikanische Bergwerksgesellschaft gestiftet, welche mit den Eigenthümern von 6 Bergwerken, unter Bestätigung des Congresses, einen Vertrag abschloß, und im Junius 1824 ein Schiff mit Bergleuten und Maschinen nach Mexiko absandte, wo sie bereits den Bau mehrerer Gruben, unter dem Schutze der Geistlichkeit, begonnen hat. Auch die rheinisch-westindische Compagnie unterhält in Mexiko eine Handelsagentschaft; außerdem hatte sich im Sommer 1825 in Elberfeld ein Aktienverein (400 zu 500 Thlr.) zu Betreibung des mexikanischen Bergbaus gebildet, der Bergbaukundige nach Mexiko schickte, wo die rheinisch-westindische Agentschaft schon mehrere Gruben für sie in Bereitschaft hielt. Es bedarf nur noch einer kurzen, kräftigen Unterstützung des begonnenen großen Werkes, um Resultate herbei zu führen, welche zu den glänzendsten gehören dürften, die Deutschland je von spekulativen Unternehmungen nach Außen zu Theil geworden sind. Zu gleicher Zeit erbot sich eine Gesellschaft Amerikaner, eine

große Straße von Vera Cruz nach Mexiko anzulegen, wovon das Wiederaufleben des Handels und Bergbaus abhängt. Endlich hat ein gewisser Vinnon versprochen, aus inländischen Gruben den nöthigen Bedarf an Quecksilber herbeizuschaffen, was für den mexikanischen Bergbau von der größten Wichtigkeit seyn würde. Am 13. Juli 1824 ist im Congreß ein Dekret passirt, das am 13. Jan. 1825 in Wirksamkeit trat, und die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels besiehlt. Sklaven, die im mexikanischen Gebiet eingeführt werden, sind frei, so wie sie den Boden der Republik betreten. Nach dem vom Congreß angenommenen Colonisationsgesetz vom 18. Aug. 1824 überläßt der Staat alle ihm zugehörigen Staatsländereien zur Colonisirung. Alle Colonien können aber nur in einer Entfernung von 20 Leguas von der Gränze jedes fremden Gebiets und 10 Leguas vom Seeufer angelegt werden; Ausnahmen erlaubt nur die Regierung. Die fremden Colonisten sind 4 Jahre von allen Abgaben frei; bei der Landvertheilung erhalten mexikanische Bürger der Vorzug; ein Individuum erhält nur eine Quadratlegua Land von 5000 Varas. Vor 1840 kann der Congreß die Einwanderung fremder Colonisten nicht verbieten. Kein Colonistenland kann an Stiftungen rc. übergehen; doch steht es den Colonisten frei, es nach der Urbarmachung zu veräußern. Die katholische Religion hat 1 Erzbisthum, 7 Bisthümer zu Puebla, Valladolid, Monterey, Yucatan, Oaxaca, Sonora rc. und 14.000 Geistliche. Für wissenschaftliche Bildung sorgt besonders Mexiko, wo eine Universität, eine Bildhauer- und Malerakademie mit freiem Unterricht im Zeichnen, eine Bergwerksschule, ein botanischer Garten rc. sind. Besonders lieben die Mexikaner die Naturgeschichte, Physik, Chemie, Mineralogie, Mathematik und Astronomie. Die Indier der Provinz Chiapa haben Maler, Tonkünstler rc. Jede Provinz hat 3—4 Zeitungen. — Präsident der Republik ist seit dem Sept. 1824 der General Guadalupe-Vittoria (eigentlich Ferdinand, welchen Namen er in Folge eines am Tage Maria Guadalupe über die Spanier errungenen Sieges in den jetzigen verwandelte), so wie General Bravo Vicepräsident. Das Wappen ist ein Adler, der mit der linken Klaue auf einem Copal- oder Cochenillebaum steht, der aus einem Felsen in der Fluth eines Sees hervorwächst, und mit der rechten eine Schlange packt, die er mit dem Schnabel zu zerreißen im Begriff ist, umgeben von einem Lorbeer- und Eichenzweige. Die Nationalflagge besteht aus 3 senkrechten Streifen, grün, weiß und roth; in der Mitte des weißen ist ein Adler. Die öffentlichen Einkünfte Mexikos stiegen 1803 über 20 Mill. Piaster; nämlich Abgabe der Bergwerke, Münze und Quecksilberverkauf 5 ½ Mill., Tabakspacht 4 ½ Mill., Kopfsteuer der Indier 1 ⅓ Mill., Einfuhrzölle (atcavatas) 3 Mill., Tranksteuer von der Agave (dem inländischen Wein) 800.000 Piaster rc. Von diesen 20 Mill. wurden im Lande auf die innere Verwaltung 10 ½ Mill. Piaster verwandt, namentlich 4 Mill. auf die Vertheidigungsanstalten, besonders die Forts (presidios) und ihre Besatzung in den entfernten nördlichen Provinzen, und nach andern spanischen Colonien als Zuschuß der dortigen Verwaltungskosten 3 ⅓ Mill. Piaster versandt, so daß als reines Einkommen für den Staatsschatz nur 6 Mill. übrig blieben. Im J. 1822 betrug die Einnahme 7.009.158 und die Ausgabe 6.868.256 Gl. Nach der dem Congreß am 1. Jan. 1825 vorgelegten Uebersicht der Finanzen belaufen sich die Ausgaben für 1825 auf 17.986.674 (wovon das Kriegsministerium 12 Mill.), die Einnahme auf 10.690.608, das Deficit auf 7.295.994 Dollars. Um dieses zu decken, ist die Wiederherstellung des Tabakmonopols und der Ausfuhrzölle auf Gold und Silber vorgeschlagen worden; auch sollen bei dem Heer, das 16.011.990 Dollars kostet, die Ersparungen auf 12 Mill. heruntergebracht werden. In Hinsicht der Nationalschuld betrug 1824

die liquide 44.714.563, die illiquide 35.560.976 Piaster. Die Kriegsmacht belief sich am 7. Nov. 1823 auf 20.619 Mann Linientruppen (1285 Artillerie und Genie, 25 Hellebardirer in 1 Comp., 10.676 Infanterie in 12 Bat., 269 Besatzungstruppen in 5 Comp., 300 Campechebat., 8064 Cavallerie in 15 Reg.), und 9381 Mann Provinzialtruppen (577 Artillerie, 4412 Inf. 6 Corps in 8 Div., 1000 Mann Reg. von Yucatan, 150 Mann Eskadr. von Meokatlan, 200 Mann Eskadr. von Oaxaca, 3042 Hülfskavallerie). Die Kosten des Heeres waren 1824 auf 9.922.782 Piaster geschätzt. Die Miliz betrug 1825 40.000 Mann. In den nördlichen Gegenden schützen das Land große Wüsten; die Küsten bieten keinen Landungsplatz dar, und die Festung Vera Cruz kann sich so lange halten, bis das gelbe Fieber, das wahrscheinlich unter den Belagerern ausbrechen würde, sie zurücktreibt; auch das terassenartig übereinander erhobene Land und die um wegsamen Straßen, die denen des St. Gotthards und anderer Schweizer Pässe gleichen, machen jede Vertheidigung leicht. Die Marine zählte am 7. Nov. 1853 1 Brigantine, 4 Goeletten und 12 Kanonenböte; die Kosten wurden auf 473.014 Piaster angeschlagen. Die Stadt Mexiko, mexikanisch Tenochtitlan, in dem 18 1/3 Lieues langen und 12 1/2 breiten Thale von Mexiko in der Mitte der Cordillera von Anahuak, 95 Leguas (1=3 engl. M.) von Vera Cruz, die prächtigste St. Amerikas, 278° 34′ 30″ O. L. 19° 25′ 45″ N. B. 1 St. von dem salzigen See Tezkuko (an dem die Indier im Sumpf breite Graben ziehen, und die Erde auf ein langes Sumpfstück werfen, das gedüngt große Ernten gibt, so wie die Graben Fische und Pflanzen, die einen Wasserstand bedürfen; auch sind die Gärtner nebenbei Fischer und fangen Wasservögel), und des Sees Xochimilko, aus dem die St. ihr süßes Wasser erhält; 7240 3/4 Fuß über dem Meer, mit geraden und breiten Straßen; 1823, 168.846 Einw., wovon 69.500 farbige Menschen; 2392 geistliche Personen, zum Theil in den 23 Mönchs- und 15 Nonnenklöstern; seit 1816 auch ein Jesuitenkollegium; 30.000 Bettler, Saragates oder Guachinangos von Poinsenet Leperos genannt, den Lazaroni in Neapel ähnlich, und an Geschicklichkeit in Betrügereien und Ueberlistung die geschicktesten Beutelschneider in London und Paris übertreffend. Sie ist der Sitz des Präsidenten, des Erzbischofs, einer Universität (1812 mit 223 Lehrern); 29 Kirchen (worunter die 500 Fuß lange Domkirche auf den Trümmern des alten Tempels von Mexitli und neben derselben der berühmte Thierkreis oder Stein Kellenda, auch Montezumas Uhr genannt), 10 Hospitäler (namentlich das Hospital für 1400 Kinder und das Hospital de las Naturales mit Cortez Grabmal), Münzhof (aus dem seit dem 16. Jahrh. über 6 1/2 Milliarden gemünztes Gold und Silber hervorgegangen sind; 1743, 8.112.000 Piaster und 5912 Mark Gold; vom Jan. 1811 an, wo die Insurrektion ausbrach, bis Ende 1818 sind 4.920.798 Piaster in Gold, 59.638.229 in Silber, 330.392 in Kupfer, zusammen 94.889.419 Piaster ausgeprägt worden; 1818 allein für 533.291 Piaster Gold- und für 10.852.397 Piaster Silbermünzen, 1805, 27.165.888 und 1821 nur 5.903.526 Piaster; vom März 182 4/5. 7 Mill. Dollars), Akordada (Gefängniß mit 1200 Bewohnern); auf dem großen Platze (an dem die Kathedrale, der Pallast des Präsidenten und die von Cortez erbaute casa del estado steht, den aber der Parian entstellt, eine Art Bazar), die kolossalische gegossene Bildsäule Karls IV. zu Pferde auf einem marmornen Fußgestelle; Mexiko hat eine Bergwerksakademie (mit einem Laboratorium, geologischer u. mineralogischer Sammlung u. physikalischem Kabinet), öffentliche Bibliothek, botanischen Garten, Akademie der Maler- und Bildhauerkunst (mit einer fast vollständigen Sammlung von Abgüssen), Ges. der Künste und Wissenschaften, viele Maler, Confituriers, Bildhauer, geschickte Gold-

schmiede, Hut-, Treffen-, Leder-, Baumwoll-, Faiencefabriken rc. Die Tabaksfabrik beschäftigt 2000 weibliche u. 5000 männliche Arbeiter. Mexiko ist der Mittelpunkt alles Verkehrs zwischen Amerika, Ostindien und Europa. Täglich erscheinen 2 Zeitungen in Fol. In der Nähe ist das Fort St. Juan d'Ullao; 2 Wasserleitungen, die Trinkwasser in die Stadt führen, die eine 3300 und die andere 10.200 Metres lang; der von den Spaniern zum Schutz der Stadt angelegte Abzugsgraben (Desagne), der das Thal und die Gebirgskette durchschneidet und die im benachbarten See sich sammelnden Berggewässer zum Meer ableitet, die oft der Stadt den Untergang drohten; und die Ueberreste mehrerer (nicht hohler) Pyramiden, Teokaltis d. i. Götterwohnungen genannt, deren größte Tonatinh Ytzaqual (d. i. Sonnenhaus) noch jetzt eine Basis von 643 Fuß Länge und eine Perpendikularhöhe von 171 Fuß hat, und deren Seiten bis auf eine Abweichung von 52 Minuten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sind. Von dem alten Reich Mexiko sieht man nur noch die merkwürdigen Ueberreste einer räthselhaft kunstreichen Vorzeit, deren Gebilde auf die Priesterkultur des alten Aegyptens und auf die Seezüge der alten Phönizier und Karthager hinweisen. (s. d. A. Huehuetlapallan). Bei Tezkuko findet man eine lange Wasserleitung und 2 Meilen davon das Metezumabad (ein schönes 12 Fuß langes, 8 Fuß breites und in der Mitte, wo das Wasser herausquillt, 4—5 Fuß tiefes Becken, mit einem 2 ⅙ Fuß hohen Rande umgeben, auf dem sich ein Sitz befindet, aus einem einzigen Porphyrblock mit größter Regelmäßigkeit ausgehauen und vortrefflich polirt; mit herrlichen Aussichten in das mexikanische Thal, auf den See Tezkuko und die 30 engl. Meilen entfernte Hst. Mexiko) und ein Berg, der vormals mit Pallästen, Bädern, Tempeln, Gärten, Grotten rc. bedeckt war; überhaupt viele unter dem Namen Teokalti bekannte Bauwerke aus Erdziegeln, die für Tempel, Grabmäler oder Befestigungen gehalten werden, und nach Bullock das Daseyn eines gebildeten Volks beweisen, das lange vor der Entdeckung Amerikas schon zu einem hohen Grade der Bildung gelangt seyn mußte. Andere Denkmale scheinen der Zeit vom 7. bis 12. Jahrh. nach Christi anzugehören. Man hat alte Statuen gefunden, die ohne Stahl im härtesten Basalt mit großer Feinheit der einzelnen Theile ausgehauen sind. Die 172 Fuß hohe Pyramide von Cholula, das größte, älteste und berühmteste Monument von Anahuak (der alte Name Mexikos) und ähnliche Götterwohnungen oder Begräbnisse der Vornehmen, richten ihre Seiten genau nach der Mittags- und Parallellinie des Orts. In dem Monument von Xochikalov, d. i. Haus der Blumen, wahrscheinlich eine Felsenfestung, finden sich Ueberreste von Pyramiden, die mit Reliefs bedeckt sind. Die hieroglyphischen Gemälde auf Papier, das dem aus Schliffasern verfertigten altägyptischen ähnlich ist, sollen jünger als Cortez Zeit seyn. Die mexikanische Schriftmalerei in der königl. Bibliothek zu Dresden ist nicht auf Baumwollenzeug, sondern auf Aloepapier (Agave americana) oder auf Magueypapier aufgetragen. S. d. Art. Federmalerei.

Mezeray (Francois Eudes de), Historiograph von Frankreich, geb. 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie. Er ergab sich anfangs der Poesie, vertauschte sie aber in der Folge mit dem Studium der Geschichte und Politik. Als Richtoffizier (officier pointier) bei der Artillerie begleitete er 2 Feldzüge in Flandern. Da er jedoch eine Abneigung gegen den Militärstand hatte, so nahm er sein Abschied und schloß sich im Colege de St. Barbe zwischen Büchern und Manuskripten ein. Hier entwarf er seine Geschichte von Frankreich, und gab 1643 den ersten Theil derselben heraus, welchem 1646 und 1651 der zweite und dritte folgte. Der Hof lohnte ihn für seine Arbeit mit einer Pension von 4000 Liv. und die Akademie gab ihm die Stelle eines

beständigen Sekretärs. In dieser Eigenschaft arbeitete er auch am Dictionn. de l'Academie mit, und starb den 10 Juli 1683. Seine Geschichte von Frankreich hat viele Mängel, sein Styl ist hart und unkorrekt; aber was er sagt, steht bestimmt, klar und frei da. Oft erreicht er den Tacitus an Kraft des Ausdrucks, und in der Kunst, mit einem einzigen Zuge einen ganzen Charakter zu zeichnen. Außer seiner Geschichte von Frankreich sind seine vorzüglichsten Werke: Abrégé chronologique de l'histoire de France, ein Auszug aus dem großen Werke; Traité de l'origine des Français, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit. Siehe sein Lebensbeschreibung von Laroque, die vor der Amsterdamer Ausgabe seine Abrégé chronologique steht.

Mezzotinto. Mit diesem italienischen Ausdruck bezeichnet man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen. Oefters gebraucht man statt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochene Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen sie gemischt sind) oder Tinten schlechthin. In der Kupferstecherkunst ist Mezotintemanier gleich bedeutend mit schwarzer Kunst.

Miasma. Dieser ursprünglich griechische Ausdruck hat bei den medizinischen Schriftstellern in der Lehre von den ansteckenden und epidemischen Krankheiten eine ziemlich schwankende Bedeutung. Bei Einigen wird er gleichbedeutend mit Contagium gebraucht; bei Andern findet man ihn in folgender Bedeutung: als ansteckenden Stoff in chronischen Krankheiten; ferner als Ansteckungsstoff, der sich in der Atmosphäre verbreitet, auch flüchtige Contagionen genannt; dann auch als Vehikel des Ansteckungsstoffes; endlich als der eigenthümliche Stoff in der Atmosphäre, der theils aus der Fäulniß der animalischen und vegetabilischen Körper, theils aus der Ausdünstung der ersten entsteht und spezifische Krankheiten erzeugt.

Micha, Verf. eines prophetischen Buchs des alt. Test., lebte gleichzeitig mit Jesaias, unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das unter seinem Namen vorhandene alttestamentliche Buch enthält drei Strafreden, an Israel und Judäa gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache der herrschenden Abgötterei den Krieg ankündigt. An die Worte des frommen Zornes schließen sich, nach prophetischer Weise, Worte des Trostes und Hinweisungen auf eine glücklichere Zukunft. Was die Darstellung dieses hebräischen Sehers betrifft, so kann er, nach Eichhorn, in Feinheit des Umrisses und in Erhabenheit mit einem Jesaias um den Rang streiten.

Michaelis (Joh. Benjamin). Dieser für die deutsche Literatur zu früh gestorbene Dichter war geboren zu Zittau 1747. Da sein Vater durch die Einnehmung dieser Stadt im J. 1757 völlig verarmt war, so nahm sich ein dortiger Gymnasiallehrer des armen Jünglings mitleidsvoll an und machte ihn mit den Klassikern des Alterthums bekannt. Früh erwachte in ihm schon die Neigung zur Poesie. 1764 ging er, um Medicin zu studiren, nach Leipzig, wo ihm Gottsched, dessen Gunst er durch einen Geburtstags-Carmen gewonnen hatte, freie Wohnung und freien Tisch verschaffte. Hier gab er die erste Sammlung Fabeln, Satyren und Liedern heraus, die seine Bekanntschaft besonders mit Weiße veranlaßte; auch lernte er nun Gleim, Gellert, Garve u. A. kennen. Seine Lage wurde um diese Zeit durch die Verleihung des großen silversteinschen Stipendiums verbessert: doch war die Annahme dieser Wohlthat mit der Verpflichtung zum medicinischen Studium verbunden, gegen welches seine Abneigung täglich stärker wurde. Endlich konnte er diese nicht mehr überwinden, entsagte dem Stipendium, und sah sich nun der Dürftigkeit wieder preisgegeben. 1770 erhielt er einen Ruf nach Hamburg zur Redaktion des Correspondenten,

die er jedoch bald aufgab, um bei der Seilerschen Gesellschaft für die Bühne zu arbeiten. Aber auch hier sah er sich bald in seinen Hoffnungen getäuscht, denn schon 1771 ward er aus Mangel an Geld entlassen. Hierauf ging er nach Halberstadt, wo er am 30. Sept. in der Blüthe seines Lebens starb. Die poetischen Leistungen dieses Jünglings berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. In seinen Satyren ist das Feuer der Juvenals mit der finstern Laune des Persius vereinigt; seine Operetten, poetische Briefe, Fabeln, Epigramme und Erzählungen zeichnen sich durch kühnen und kräftigen Ausdruck, durch leichte und wohltönende Verse und durch treffenden Witz aus. Von seinen Werken ist nur der erste Band erschienen (Gießen 1750).

Michaelis (Joh. David), Professor zu Göttingen, berühmt als gelehrter Theolog und Orientalist, wurde 1717 zu Halle geboren, wo sein Vater Christian Benedikt, ebenfalls ausgezeichneter Orientalist, Professor der Theologie und morgenländischen Sprachen war. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, besuchte dann die Schule des halleschen Waisenhauses, nachher die Hochschule Nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm er die Reise nach England, auf welcher er mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten in nähere Verbindung kam. Nach der Rückkehr in sein Vaterland setzte er seine Studien fort und erhielt endlich 1745 einen Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen. Von nun an wurde er eine Zierde dieser berühmten Universität. 1751 übernahm er mit Haller die Ausarbeitung der Grundsätze für die königl. Gesellschaft der Wissenschaften, die damals eben errichtet werden sollte, und deren Sekretär und nachheriger Direktor er wurde. Von 1753 bis 1770 führte er die Redaktion als Mitredakteur der Göttinger gelehrten Anzeigen, so wie er von 1761 bis 63 die Funktion eines Bibliothekars bei der Universität versah und nach Geßners Tode der Führung des philosophischen Seminärs sich unterzog. 1764 erhielt er den Titel als Hofrath, wurde Mitglied der Akademie der Inschriften in Paris und andern gelehrten Vereinen, Ritter des königl. schwed. Nordsternordens. In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich immer mehr zurück von der Welt und den öffentlichen Geschäften; man sah ihn fast nirgends anders, als auf dem Katheder, wo stets eine große Anzahl von Schülern seinen Lehren horchte. Er starb am 22. Aug. 1791. Ausgerüstet mit den ausgebreitesten Kenntnissen, die selbst diejenigen Gegenstände des menschlichen Wissens umfaßten, welche von seinem eigentlichen Fache, der theologischen Philologie, entfernt lagen, und die er auf's glücklichste damit in Verbindung zu setzen wußte, wirkte er durch mündlichen und schriftlichen Unterricht ruhmvoll für sein Zeitalter und die Nachwelt. Er gebrauchte den Reichthum und die Mannichfaltigkeit seiner exegetischen Einsichten, um Manches in der Dogmatik der evang. Kirche zu verbessern und zu vereinfachen, und erwarb sich um die Reform der systematischen Theologie bedeutende Verdienste. Geschichte, oriental. Länder- und Naturkunde gewannen ungemein durch seine rastlose Thätigkeit. Ein philosophischer Geist athmet aus allen seinen Schriften. Seine vorzüglichsten Werke sind: hebräische Grammatik, chaldäische, syrische, arabische Grammatik; Suppl. ad Lexic. hebr.; Einleitung in die Schriften des neuen Bundes, nebst Zusätzen zur 3ten Aufl.; Mosaisches Recht; Comp. theol. dogm.; deutsche Dogmatik, u. m. a. — Heyne und Eichhorn, seine berühmte Zeitgenossen, haben ihm Gedächtnißschriften gewidmet, und seine große Verdienste in jeder Beziehung dargestellt. Sein Sohn, Christian Friedrich Michaelis, 1814 als Professor zu Marburg gestorben, hat sich durch mehrere von ihm herausgegebene medizinisch-chirurgische Schriften den Ruhm eines geistvollen und gelehrten Arztes erworben.

Michaux (André), großer Botaniker, geb. zu Versailles 1746, war ein Schüler von Jussieu und le Monnier, unternahm eine Reise nach England und Spanien, so wie 1782 auf Kosten des Monsieur, nachherigen Ludwig XVIII., nach Persien, von wo er mit reichen Pflanzenschätzen 1784 zurückkehrte. Auf den Wunsch der französischen Regierung unternahm er noch in demselben Jahre eine neue Reise nach Nordamerika, um Frankreich mit mehreren Bäumen und Gewächsen zu bereichern, die jener Zone eigen sind. 12 Jahre lang durchstrich er die oft unwirthbaren Gegenden von Florida und schickte nach Frankreich 16.000 Baumstämme und 40 Kisten mit Sämereien. Die Revolution unterbrach seine fernern Forschungen. Auf der Rückreise nach Frankreich (1797) verlor er durch Schiffbruch den größten Theil seines erworbenen Vermögens, konnte auch von der Regierung seine Vorschüsse nicht zurückerhalten. Dies bestimmte ihn, den Capitain Baudin auf seiner Entdeckungsreise nach Neuholland zu begleiten (1801), den er jedoch bei der Insel Madagaskar verließ, um Untersuchungen im Innern dieser Insel anzustellen. Er starb daselbst 1802, mehrere treffliche Werke über seine vielen Reisen hinterlassend, die auch in andere Sprachen übersetzt worden, unter andern eine Beschreibung seiner Reise in das Innere der nordamerikanischen Freistaaten, deutsch mit Zus. v. Th. F. Ehrmann (Weimar 1805. 8.).

Michel Angelo, s. Buonarotti.

Midas, ein berühmter König in Phrygien, Mygdonien oder Lydien, der sowohl seines Reichthums, als seiner Thorheit wegen bei den alten Dichtern und Prosaikern sehr verrufen ist. Sein Vater wird Gordius genannt. Zu seiner Mutter macht Hygin die Cybele. Die ganze Fabel von ihm scheint überhaupt das Werk eines Dichters zu seyn, der den Ruf von einem sehr reichen König dieses Namens dahin ausarbeitete, daß er in ihm das Bild eines unverständigen reichen Mannes aufstellte. Schon in seiner Jugend ergaben sich Anzeichen, daß Midas einst außerordentlich reich werden würde. Dahin legte man nämlich die Erscheinung aus, daß, als er noch in der Wiege als Kind schlief, Ameisen Körnchen in seinen Mund trugen. Noch berühmter ward er in der Geschichte des Bakchus. Silenus verlor sich auf dem Zuge des Bakchus durch die Länder des Midas. Dieser nahm ihn überaus wohl auf und stellte ihn dem Bakchus wieder zu. Aus Dankbarkeit erlaubte Bakchus dem Midas sich, was er nur wolle, zu wünschen. Dieser aber beging die Einfalt, sich zu wünschen, daß Alles zu Gold werden möge, was er berühren würde. Seine Bitte wurde erfüllt. Allein auch seine Speisen wurden zu Gold und er kam in Gefahr Hungers zu sterben. Bakchus erbarmte sich endlich seiner und befahl ihm, sich im Flusse Paktolus zu baden; worauf denn diese Gold-Krankheit den Midas verließ, der Fluß aber seitdem Gold bei sich zu führen pflegte. Bald hernach gerieth Midas in neue Noth. Er wurde nämlich bei dem musikalischen Wettstreit, den Apoll und Pan, dieser auf seiner Pfeife, jener auf der Leier, mit einander anstellten, zum Schiedsrichter erwählt und erkannte aus Einfalt dem Pan den Preis zu, wofür ihn Apollo mit einem Paar langer Eselsohren beschenkte. Daher stammen die Midasohren, die man unwissenden Kritikern beilegt. Er verbarg diese lange Zeit unter seiner phrygischen Mütze. Nur sein Barbier wußte davon. Dieser, sich seines Geheimnisses zu entledigen, rufte in eine Grube: Midas hat Eselsohren! und bald wuchs aus der Grube Schilfrohr, das dieselben Worte immerwährend flüsterte; worauf das Geheimniß allgemein bekannt wurde.

Middelburg, Hauptstadt der zum Königreich der Niederlande gehörenden Insel Seeland, mitten auf der Insel Walchern, eine M. nördlich von Vlissingen, eine Festung, deren Werke vernachlässigt sind, und die eben

nicht für wichtig gehalten wird. Bedeutender ist sie als Handelsstadt, und steht durch einen Kanal mit ihrem eine M. südöstlich liegenden Hafen, welcher durch die Schanze Rammekens vertheidigt wird, in Verbindung. Die Stadt hat 14.000 Einwohner, Kirchen für Christen reformirter, lutherischer und katholischer Confession, gothisches Rathhaus, Gymnasium, naturforschende Gesellschaft, Gesellschaft der Wissenschaften, Gesellschaft zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst. Middelburg hat Lein- und Wollweberei, starken Handel mit Wein, Getreide, Krapp ꝛc., eine Wechselbank und Schiffswerfte.

Middleton (Conyers), ein berühmter engl. Schriftsteller, geb. 1683 zu Richmond in Yorkshire, wurde 1717 Doktor der Theologie und erster Bibliothekar zu Cambridge. 1724 reiste er, theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um seinen Hang nach antiquarischen Kenntnissen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber schon 1725 nach England zurück. Sein Leben war eine Kette literarischer Fehden; auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Flugschriften geschrieben und veranlaßt, als er. Er starb 1760 zu Cambridge. Sein Hauptwerk: Zeitalter und Leben des Cicero (deutsch von Dusch und Seidel) erschien zuerst in London 1745, 2 Bde. Unstreitig nimmt Middleton eine der ersten Stellen unter den Biographen ein, obgleich man ihn nicht ohne Grund beschuldigt, daß er in der Uebersetzung der ciceronianischen Briefe unglücklich gewesen sey, auch daß seinem Style Reinheit und Bestimmtheit fehle. Die vorzüglichsten seiner übrigen, meist theologischen und antiquarischen Schriften sind zusammengedruckt unter dem Titel: Miscellaneous Works u. s. w. (London. 4 Bde 4to), daraus deutsche vermischte Abhandl. über einige wichtige theol. Gegenstände (Leipz. 1793. gr. 8.).

Miene, s. Geberde.

Mienenspiel, s. Mimik.

Mieris (Franz), einer der ausgezeichnetsten Maler der niederländischen Schule, geboren zu Leyden 1635, zeigte schon in seiner Kindheit Liebe zur Malerei. Sein Lehrer war Gerard Dow, dessen vorzüglichster Schüler er war, und dessen Manier er annahm; doch übertraf er seinen Meister in Richtigkeit der Zeichnung und Reinheit der Colorits. In seinen Werken ahmte er mit der größten Sorgfalt die Natur nach, und er brachte es hierin zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit. Seine Gemälde wurden schon bei ihrer Erscheinung theuer bezahlt; ungeachtet dessen gerieth er wegen seines unordentlichen und ausschweifenden Lebens in so üble Vermögensumstände, daß ihn seine Gläubiger ins Gefängniß sezen ließen. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist eine ohnmächtige junge Frau, um die ein Arzt beschäftigt ist, und neben der eine Alte steht. Mieris starb in seiner Vaterstadt 1681, 46 Jahre alt. Er hinterließ zwei Söhne, Johann und Wilhelm, die ebenfalls treffliche Maler waren. Des Letztern Sohn Franz Mieris war auch ein Maler, hat sich aber mehr als Alterthumsforscher und Schriftsteller ausgezeichnet.

Miethe oder Pacht (Locatio conductio), ein auf ausdrücklicher oder stillschweigender Einwilligung beruhender Vertrag, vermöge dessen man den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache, oder gewisser unfreien Dienste, an Jemanden gegen ein gewisses Mieth- oder Pachtgeld (merces, locarium) überläßt. S. Pacht.

Mignard (Pierre), mit dem Zunamen der Römer, wegen seines langen Aufenthaltes in Rom, einer der berühmtesten franz. Maler, geb. zu Troyes 1610. Schon in seiner frühen Jugend zeigte er die glücklichsten Anlagen für die Malerei, und verfertigte Gemälde, die selbst Kenner bewundern mußten, so daß sein Vater, der ihn anfangs zur Medizin bestimmt hatte, bewogen wurde, ihn in die Schule des Malers Jean Boucher in Bourges zu

schicken. Er machte so reißende Fortschritte, daß er bereits in seinem 15. Jahre die Schloßkapelle zu Coubert en Brie ausmalte. Hierauf besuchte er die Schule des berühmten Vouet, dessen Manier er sich in solchem Grade aneignete, daß man seine Arbeit von der seines Meisters nicht unterscheiden konnte. 1636 ging er nach Rom, wo er seinen Geschmack nach den Antiken u. nach Rafaels u. Tizians Werken bildete. Nach seiner Rückkehr in Frankreich ward er zum Haupte der Akademie St. Lukas erwählt, und nach dem Tode Lebruns, mit dem er in beständiger Feindschaft gestanden, ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler. Während dieser Zeit führte er eine der größten Arbeiten al fresco, die Frankreich besitzt, nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Auch schmückte er die Gallerie in dem großen Saale zu St. Cloud mit verschiedenen Vorstellungen aus der Mythologie, unternahm mehrere Arbeiten in Versailles, malte viele Portraits u. s. w. Er starb 1695 in seinem 82. Jahre, und ward in der Kirche von St. Roch begraben. Mignard ist kein in jeder Beziehung vollendeter Künstler; besonders in Beziehung auf Erfindung und Zusammensetzung steht er den größten Meistern seiner Kunst nach. Doch herrschet eine große Anmuth und Lieblichkeit in seinen Gemälden; sein Colorit ist glänzend und harmonisch, sein Pinsel leicht und seine Compositionen mannichfaltig und gefällig. Er hatte ein außerordentliches Talent, Gemälde von berühmten Malern zu kopiren. Er täuschte selbst die größten Künstler durch die Aehnlichkeit seiner Copien.

Migräne, Hemikrania, halbseitiges Kopfweh, zusammengesetzt aus den griechischen Wörtern ἡμι (halb) und κρανιον (Schädel). Die Zeichen dieser Krankheit sind heftige, stechende und bohrende Schmerzen, die eine Seite des Kopfes, am meisten die linke, einnehmen. Sie ist nicht selten gichtischen und rheumatischen Ursprungs, und häufig ein Symptom der Hysterie so wie eines verdorbenen Magens; indem die Nerven dieses Organs in einer innigen Mitleidenschaft mit den des Kopfes stehen, und ihr Leiden sich bei nervenschwachen und empfindlichen Personen bis dahin fortpflanzt.

Mikrokosmus, die kleine Welt. So nennt man den Menschen, insofern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum.

Mikrometer ist ein an einem Fernrohre angebrachtes Instrument, um kleine Gegenstände an dem Himmel und auf Himmelskörpern, z. B. die Berge des Mondes und ihre Schatten, zu messen, die sich durch Quadranten, Sextanten nicht messen lassen. Gascoigne wendete es 1640 zuerst bei astronomischen Fernröhren an. Die Vorschläge, welche viele berühmte Physiker dazu gemacht haben, weichen alle sehr von einander ab. Kirch zu Berlin erfand 1679 das Schrauben-Mikrometer, Cassini das astronomische Netz von 45 Graden, von welchem Zanotti 1749 eine Beschreibung herausgab. Dechales und Zahn erfanden Mikrometer, die aus Gittern, von Pferdehaaren oder Linien auf Glas bestehen, die von einem Diamant in solcher Feinheit in ebnes Glas geschnitten werden müssen, daß sie kaum $1/_{200}$ einer Linie breit werden, und daß ihre Abstände $1/_{10}$ — $1/_{20}$ einer Linie betragen. Nur vermittelst eines Vergrößerungs-Glases vermag das Auge diese Linie zu erkennen. Das Mikrometer ist für den Artilleristen zu Bestimmung der Entfernung des Feindes von großem Nutzen, weil man öfters weder Zeit noch Gelegenheit hat, diese Entfernung durch eines der bekannten mathematischen Verfahren zu finden. Der um die Kriegswissenschaft so verdiente Oberste von Scharnhorst hat auch diesen Gegenstand sehr befriedigend bearbeitet, und eine Auflösung des Problems gegeben: aus der scheinbaren und der bekannten wahren Größe eines Objektes die Entfernung desselben zu finden.

Mikroskop oder Vergrößerungsglas ist jede Converlinse. Man siehet durch sie kleine Gegenstände deutlicher und größer, wenn sie subjektiv ange-

wendet wird. Mit Hülfe eines solchen Glases, indem es die Strahlen schneller sammelt, kann ein Gegenstand dem Auge näher gebracht und folglich unter einem größern Sehewinkel betrachtet werden. Denn schon eine starke Blendung, z. B. ein Nadelloch in einem Kartenblatte, erlaubt einen größern Sehewinkel und gibt Vergrößerung, nimmt aber die Größe des Gesichtsfeldes weg. Bei solcher Anwendung nennt man die Converlinse einfaches Mikroskop und findet ihre Vergrößerung, indem man 7 Zolle engl., als den geringsten Abstand, in welchem ein Gegenstand mit bloßen Augen deutlich gesehen werden kann, durch die Brennweite des Glases dividirt. Eine Linse von einem Zoll Brennweite vergrößert die Länge des Objektes siebenfach, die Oberfläche aber 49 Mal. Die Linse mit 1/4 Zoll Brennweite wird die Länge 28 Male vergrößern und die Oberfläche 784 Male. Das zusammengesetzte Mikroskop besteht aus einem Objektiv- und einem Okularglase. Man gibt einem solchen Mikroskop zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläser angebracht sind und die man nach Willkühr in einander schieben kann. Hiedurch kann man mit einerlei Instrumente verschiedne Grade der Vergrößerung hervorbringen. Das Auge, was durch das Okularglas sieht, bemerkt nur ein objektives verkehrtes Bild, nicht das Objekt selbst, was sich aus dem abgebildeten Gange der kreuzenden Strahlen und aus den früher abgehandelten leicht erklären läßt. Der Naturkunde hat das Mikroskop nicht zu berechnende Vortheile gewährt, indem es uns Dinge enthüllt hat, von denen wir keine Ahnung hatten. Die Erfindung des Mikroskops legen Einige Zacharias Jansen in Middelburg, Andre dem Neapolitaner Franz Fontana bei; das zusammengesetzte Mikroskop soll Drebbel erfunden haben. — S. den Art. Spiegel- und Sonnenmikroskop. Merkwürdig ist das von Stephan Gray erfundene Wassermikroskop, welches bloß darin besteht, daß man einen Wassertropfen, der die Glaslinse vertritt, mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt; nur erfordert der Gebrauch viel Geschicklichkeit und Uebung.

Milch, eine Flüssigkeit von Thieren, die aus dem Nahrungssafte entsteht. Sie wird nur durch Saugen aus dem Körper gewonnen; sie erzeugt sich stets und macht den eigentlichen Unterhalt des Thieres selbst aus, denn alle nährende Theile der Speisen verwandeln sich in Nahrungssaft und dieser in Milch. Aus der Milch der Kühe, Schafe, Ziegen und Stuten werden Nahrungsmittel, hauptsächlich Butter und Käse, beide künstlich bereitet; erstere durch Buttern, und die Milch, welche nach Absonderung der Butter zurück bleibt, heißt Buttermilch, und hat alle Eigenschaften der Milch, von welcher der Rahm abgenommen worden ist. Setzt man Lab zur Milch, so erhält man Käse, und seine Güte hängt von der Menge Rahm ab, der in der Milch zurück bleibt. Die Milch kann in Gährung gesetzt werden, und giebt dann ein weinartiges, berauschendes Getränk.

Milchsaft, s. Chylus.

Milchsäure, eine thierische Säure, welche mit Laugensalzen verbunden in allen thierischen Flüssigkeiten vorkommt und lange Zeit bald für Phosphorsäure, bald für Essigsäure gehalten wurde.

Milchstein, s. Galaktit.

Milchstraße (Jakobsstraße), ein geheimnißvoller Ring von teleskopischen Welten oder Sternsystemen (vielleicht ein Centralsystem von Sonnen), der wie ein heller Bogen das ganze Sterngewölbe fast in der Lage eines großen Kreises ununterbrochen umgibt. Ihr Schimmer ist in dem Schiffe Argo am lebhaftesten. Im Adler und in den benachbarten Sternbildern ist sie am breitesten. Vom Schwane bis zum Skorpion, etwa auf ein Drittheil ihres Umfangs, theilt sie sich in zwei Arme. Herschel fand durch sein zwanzig-

füßiges Spiegelteleskop an einigen Stellen der Milchstraße in einem Raume von 15 Min. Weite gegen 600 Sterne; in dem Raume derselben von dem Kopfe des Schwans bis zu dem hellen Sterne auf der Brust rechnete er 331.000 Sterne.

Milchzucker, ein durch Krystallisation aus den Molken abgeschiedener zuckerartiger weißer Körper. Er kommt in starken, krystallinischen Rinden, vor, löst sich in sieben Theilen Wasser auf und giebt mit Salpetersäure eine eigenthümliche, unter dem Namen Milchzuckersäure bekannte Säure. Man stellt sie dar, durch Kochen eines Theiles Milchzucker mit drei Theilen verdünnter Salpetersäure, und Wiederholung dieser Arbeit. Die Milchzuckersäure bleibt als weißer Pulver am Boden liegen, wird abgesondert und ausgewaschen. Sie löst sich kaum in 300 Theilen kalten Wassers auf.

Milet, ansehnliche und berühmte Stadt Joniens und wichtige Handelsstadt daselbst. Die Einwohner legten sich frühzeitig auf die Schifffahrt und wurden bald so mächtig, daß sie mehrere Kolonien nach den Küsten des Hellesponts, des Propontis und des schwarzen Meeres aussandten. Sie führte langwierige und kostbare Kriege mit den lydischen Königen, ein Beweis wie mächtig damals dieser Staat war. Nachdem das lydische Reich vom Cyrus erobert worden war, wurde auch Jonien mit Gewalt zur Unterwerfung gezwungen; Milet aber, mit vielen Gnaden behandelt, blieb nun unter der persischen Oberherrschaft, bis auf die Zeiten, wo Histiäus und Aristagoros unter Darius Hystaspis den unglücklichen ionischen Krieg veranlaßten. Sie wurde in demselben 494 v. Chr. G. von den Persern erobert und von Grund aus zerstört. Zwar baueten sie nachgehends ihre Stadt wieder auf; aber das ehemalige Ansehen erhielt sie nie wieder. Milet, dieses ionische Athen, war die Wiege der ersten Geschichtschreiber und Weltweisen, eines Thales und Anaximander und des Redners Aeschines; auch rühmte sie sich, eine Aspasia und überhaupt die liebenswürdigsten Hetären erzeugt zu haben. Das Innere der Stadt war mit vielen Denkmälern der Kunst und schönen Tempeln geziert. Unter letztern ist der Tempel des Apollo Dyndimäus berühmt, der aber eigentlich nur in der Nähe der Stadt lag. Die Gegend umher war äußerst reizend. Jetzt liegt das kleine Dorf Palatscha an ihrer Stelle.

Militärcolonien sind keine Institute der neuern Zeit; Rußland rief sie nur aus der Vergessenheit, worin sie mit den militärischen Einrichtungen des Alterthums versunken waren, nach einem veränderten Systeme wieder hervor. In der alten Geschichte Indiens stoßen wir auf einen Kriegerstand, der auf den Gränzen des Reiches nach Asien hin hauptsächlich seinen Sitz hatte, dem innern friedlichen Theile zur Schutzwehr diente und sich den Eroberungszügen asiatischer Horden entgegen warf. Höchst wahrscheinlich sind die jetzigen Mahratten die Nachkommen jener gränzbewachenden Milizen. So viel wir aus den Nachrichten sehen und schließen können, beweist die Verfassung des indischen Kriegerstandes, die bedeutenden Vorrechte, die er genoß, und der Umstand, daß ohne ihn ein nothwendiges Glied in der Staatskette gefehlt haben würde, daß er der Kunst und Politik seine Bildung verdankte, wenn gleich die Natur bei den Indiern den ersten Grundstein zu ihm legte; denn gewiß mußten die Bewohner eines rauhern Gränzlandes, wodurch sie den Befehdungen von Außen mehr ausgesetzt waren, kriegerischer seyn, als die Bewohner des milden Binnen-Indien, welche den feindlichen Anfällen entfernt lagen, und folglich selten genöthigt wurden, die Waffen zu handhaben. Alexander der Macedonier vermochte seine großen und raschgemachten Eroberungen nicht anders zu behaupten, als durch Militärkolonien; ihn ahmten die Römer nach, nur auf ihre Weise, mit größerer Energie, Ausdehnung und Kunst. Durch dieselben vertheidigten sie lange Zeit hindurch das Reich

gegen die Parther und nordischen Nationen. Aus den meisten Lägern der Römer am Rheine sind Städte entstanden; ihre Existenz war demnach auf Ackerbau, wie die russischen, gegründet und nicht allein auf Zufuhr; dies beweist auch der Weinbau und die Zucht mehrerer Obstarten, welche durch die römischen Kriegerkolonien nach Deutschland kamen. Demungeachtet unterscheidet ein Umstand die russischen auffallend von den römischen: jene rekrutiren sich nämlich aus sich selbsten, während diese die Ersatzmannschaften aus dem Innern des Reiches erhielten; übrigens hatten die letzteren eben so gut, wie die erstern jetzt, eine militärisch-bürgerliche Gesetzgebung, deren sich Rom vorzüglich zur Civilisation der nordischen Barbaren zu bedienen suchte; indem sie die Hauptveranlassung zur Empörung der Deutschen hergab, welche den römischen Kriminal-Kodex und die Liktorenbeile nicht dulden wollten. Auf der and. Seite weichen die russ. Militärkolonien von den eingetheilten Truppen der Schweden und den östreichischen Militärgränzinstituten ab. Nach Beendigung des letzten Krieges fühlte das geldarme Rußland den Druck der Kosten, welche die großen Heere verursachten, und der Kaiser Alexander verlangte Vorschläge zu ihrer Verminderung. Der Graf Araktschejew, General der Artillerie, legte ihm folgenden Plan vor. Die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren, jedem eine bestimmte Anzahl Acker anzuweisen, Dörfer in einem Plane zu erbauen, der sowohl den Zwecken des Feldbaues als den militärischen Uebungen entspräche, und sowohl den ursprünglichen Landmann als Krieger einer solchen militärisch-bürgerlichen-polizeilichen Verwaltung zu unterwerfen, um beide so zu amalgamiren, daß sie landbauende Militärkolonien bildeten. Demzufolge sollte der Soldat zum Feldbau beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Dörfer in den Waffen geübt und als Reserve zum Felddienste genommen werden. Auf diese Weise wurden ganze Regimenter kolonisirt, und längs der ganzen russischen Gränze vom Kaukasus an bis nach Polen Militärdörfer errichtet. Hierdurch erhielt der Staat eine bedeutende Streitmasse, die ihm, da sie kein Sold bezieht, weniger kostet, und zugleich zum Anbau, zur Bevölkerung und Kultur beiträgt; und auf der andern Seite wird der Krieger durch den Besitz von Gütern fester ans Vaterland geknüpft, er ist nicht genöthigt seinem Berufe die frühere Freuden des Lebens zu opfern, und darf nicht die quälende Sorge mit ins Feld nehmen, daß wenn er falle, Weib und Kinder darben werden. Zuerst wurde in dem Gouvernement Nowogorod solche Kolonien gegründet, indem man Soldaten in die Wirthschaften gewisser Dörfer legte, die Kroneigenthum waren, und die Bauern selbst allmählig dem militärischen Zwange unterwarf, den Reservemann aber so in den Waffen übte, daß er an die Stelle des einquartierten Soldaten, wenn dieser starb, im Felde blieb, oder invalid wurde, eintreten konnte. Ein Ukas bezeichnete die Krondörfer, in welche eine Militärkolonie kommen sollte. Namen, Alter, Vermögen, Familie jedes Insassen wird aufgezeichnet; die ältern Bauern werden als Oberkolonisten ausgehoben; dann baut man für sie Häuser, die, durch Hofräume getrennt, Straßen bilden. Jeder Oberkolonist wird uniformirt, im Waffendienst geübt, und erhält ein Haus mit 15 Desätinen Landes (40 Acker) unter der Bedingung, einen Soldat und dessen Pferd, wenn Kavallerie kolonisirt wird, zu versorgen. Dieser bei ihm einquartierte Mann heißt ackerbautreibender Soldat, und steht ihm in Bebauung des Feldes und in den häuslichen Arbeiten bei. Außerdem wählt er sich in seiner Familie einen Gehülfen: gewöhnlich den ältesten Sohn, der nach dem Tode des Oberkolonisten, mit Zustimmung des Regimentsobersten, das Grundstück erbt. Der zweite Sohn, oder ein andrer Verwandter, kommt in die Reserve und wohnt im Hause daneben; auch der dritte wird zum ackerbautreibenden Soldaten ausgehoben; die übrigen bleiben Kantonisten u.s.w. Das heranwachsende Geschlecht ist in drei Klassen getheilt. Bis zum 8.

Jahre bleiben die Knaben bei den Eltern; dann kommen sie in die Militärschulen, wo man sie an strenge Zucht gewöhnt; 13 Jahre alt, werden sie Kantonisten und zugleich zu Bauern und Soldaten gebildet; 17 Jahre alt, machen sie einen Theil der Militärkolonie aus, welche nach einem eignen Rechtskoder verwaltet wird. Jede Kolonie hat ihren eignen Gerichtshof, dessen Vorstand der oberste Offizier ist; die übrigen folgen nach dem Range. Kein Mädchen kann einen andern heirathen, der nicht Soldat ist. Niemand darf ohne besondern, von der Militärbehörde ausgefertigten Paß die Militärkolonienbezirke betreten. Sogar der Postdienst wird hier von Soldaten versehen. Nach 20—25 Jahre kann der ackerbautreibende Soldat seinem doppelten Dienste, als Soldat und als Feldbauer, entsagen, oder sich für invalid erklären lassen. Dann wird seinen Platz durch den Reservemann ausgefüllt. Diese Militärkolonien sollten nun in Zukunft die Pflanzschule für das stehende Heer seyn. Jeder ist in Distrikten, welche die Kolonien einhaben, geborner Soldat; vom 17. bis ins 60. Jahre werden sie unablässlich in den Waffen geübt. Sobald der junge Mann unter die Fahne tritt, hört er auf Leibeigner zu seyn. Ihre Verfassung ist militärisch; sie sind in Regimenter, Bataillone, und Kompagnien eingetheilt. Vom Ertrage der ihnen angewiesenen Ländereien müssen sie sich und ihr Pferd ernähren. Sold empfangen sie erst, wenn sie zum aktiven Dienste genommen werden. Die bereits gestifteten Militärkolonien zählten im J. 1824, 400.000 männliche Bewohner, darunter 40.000 Reiter. So wie nun dieser Plan immer weiter vorrückt, hört die bisherige Konskription oder Rekrutirung allmählig auf. Dadurch bleibt das Reich auf seiner einzig angreifbaren Seite in einem immerwährenden Vertheidigungsstande; auch ersetzt diese lebendige Militärmauer den Mangel an Festungen, von denen Rußland keine von ausgezeichneter Wichtigkeit besitzt. Oberbefehlshaber aller Militärkolonien im Reiche ist der General, Graf Araktschejew; Chef des Generalstabs der Militärkolonien ist Generalmajor Kleinmichel. Im Januar 1824 wurden dem Oberbefehlshaber der Militärkolonie auch alle Militärkantonisten bei den Militärwaisenschulen (in welchen nach Lankasters Methode Lesen, Schreiben, Rechnen gelehrt und ein Soldatenkatechismus erklärt werden soll), von dem bisherigen Kommando des Generalstabes abgesondert, untergeordnet. Von diesen Militärkantonisten tritt jedes Jahr eine unbedeutende Zahl in den Waffendienst der an die Stelle der ackerbautreibenden Soldaten gerückten, Reservemänner ein. In die Stellen dieser Kantonisten rücken dann die Knaben nach u. s. w. Die militärische Erziehung ist die eigentliche Stütze dieses Systems, das dem Bauer seine bisherige Freiheit nimmt und ihn der Militärpolizei unterwirft. Zur Erziehung und Unterhaltung der Knaben u. Kantonisten wird die Einnahme für die Rekrutenquittanzen mit verwandt. Es hat nämlich der Ukas vom 29. Dez. 1823 den Gutsbesitzern in volksarmen Gouvernements erlaubt, sich bei Rekrutenaushebungen von dieser Verpflichtung durch Geld loszukaufen, weßhalb 3500 Rekrutenquittanzen, jede zu 2000 Rubel Papier, ausgefertigt werden, die dem Staate ein Einkommen von 7 Mill. Rubel gewähren. Die Ausgaben für die Militärkolonien beliefen sich, nach dem Berichte des Oberbefehlshabers, im J. 1822 auf 4.962.475 Rubel. und die Ausgabe seit ihrer Organisation bis 1824, überhaupt auf 15.780.115 Rubel. Von den 6 Millionen Kronbauern sind 4 hinreichend, um die ganze Armee aufzusiedeln. So glänzende Vortheile dies Soldatenansiedelungs-System dem Staate zu versprechen scheint und auch wirklich verspricht; so gefährlich kann es aber auch mit der Zeit für seine Ruhe werden, wenn nicht stets ein scharfes Auge diese Kriegerkolonien bewacht und eine energische Hand sie leitet. Die Masse der Einwohner Rußlands gibt nach diesem Koloniensysteme die Waffen aus der Hand, und indem sie die Pflicht, sich und das Reich zu schützen, einem besondern, bleibenden, aus sich selbsten

stets sich wieder regenerirenden Stande überträgt, könnte leicht der Grundstein zu einer Militärgewalt gelegt werden, die auf die Dauer kein gehorsamdienendes Werkzeug der höhern Staatsvernunft bleiben, sondern sich eine Despotie des Säbels anmaßen möchte. Die Geschichte beweist dies in ähnlichen Verhältnissen. Inder und Aegypter wurden nicht selten durch die Kriegerkaste tyrannisch beherrscht, und wenn diese dem Schwerte des Feindes unterlag, verlor die Gesammtnation die Hoffnung, sich zu vertheidigen, weil sie durch die lange Entwöhnung von den Waffen auch den Muth verloren hatten, dem eindringenden Feinde sich entgegen zu stellen. Als Rom die Waffen aus der Hand legte, und sein Heil und seine Sicherheit Söldnern anvertraute, die es in Militärkolonien an die Gränze des Reichs verlegte, oder in stehende Lager im Innern zusammenzog, war es um seine Ruhe und seinen Wohlstand geschehen. Im Lager der Prätorianer bei Rom wurde der Kaiserthron verschenkt oder verkauft, und der blutige Säbel bahnte dem Soldatengünstling den Weg dahin; die Civilgewalt erlag der rohen gesetzlosen Macht. Die Gränzlegionen wollten im Kaisermachen den Prätorianern nicht nachstehen, und kämpfende Kriegerparteien zerrissen das Reich. Die Strelitzen haben in Rußland's Geschichte ein warnendes Beispiel gegeben; ohne die Form hatten sie doch das Wesen der Militärkolonien: sie bildeten einen priviligirten, bleibenden Kriegerstand, der durch Empörungen Rußlands Thron häufig erschütterte. Noch gräulicher lehrt die türkische Geschichte die Wirkungen und Folgen einer abgeschlossenen, feststehenden, von der Masse der Nation getrennten Militärmacht.

Militärgränze. Unter diesem Namen versteht man einen bald breitern bald schmalern Landstrich, welcher sich an der ganzen südlichen und östlichen Gränze der ungrischen Provinzen, längs des türkischen Gebietes, erstreckt; also vom adriatischen Meere bis an die Bukowina. Es ist kaum möglich den Flächeninhalt dieser oft unbestimmten Gränze anzugeben; man schätzt ihn auf 8 bis 900 □ M. und die Bevölkerung auf nahe 1 Million. Die Bewohner meist Slaven, aber auch Magyaren und Deutsche, größtentheils griechische Christen, haben eine ganz militairische Verfassung. Jeder besitzt sein Familien-Grundstück erblich und hat außer einer unbedeutenden Grundsteuer keine Abgaben zu entrichten; dafür ist er zur Bewachung und Vertheidigung der Gränze verpflichtet, gehört einem der Regimenter zu, in welche das Ganze getheilt ist, hat von Zeit zu Zeit einigen Dienst zu verrichten, wofür er Bekleidung und Bewaffnung erhält. Sold aber nur, wenn er wirklich zum Kriege ausrückt. Eine Abtheilung der Gränzer wird Tschaikisten genannt, weil sie in Tschaiken oder leichten bewaffneten Fahrzeugen die Fahrt auf der Donau, Theiß und Sau gegen die Räubereien der Türken sichern. Diese Gränzer beschäftigen sich außer dem Dienste mit Ackerbau, Vieh- und Baumzucht und mit den wenigen Gewerben, die zum Hauswesen nöthig sind. Fabriken, Künste, ja selbst die meisten Handwerke sind hier unbekannt, und höchstens in den Städten, wo der Stab der Regimenter liegt, zu finden. Dafür ist aber der Gränzer ein kühner und gewandter Soldat, und mehr als Einmal haben diese Districte dem Staate im Fall der Noth 100.000 Mann gestellt; in gewöhnlichen Zeiten sind nur etwa 45.000 im Dienste. Die erste Entstehung dieser höchst merkwürdigen Verfassung fällt in die Mitte des 16ten Jahrh., wo sie sich aber nur über die kroatische Gränze erstreckte. Im 17ten ward sie auf die slavonische und ungarische, und erst 1764 und 66 auf Siebenbürgen ausgedehnt, wo sie überhaupt nicht so ausgebildet ist, als auf den übrigen Punkten, weil in Siebenbürgen die Gränzer meist mit den Provinzialen vermischt wohnen. Diese Einrichtung hat nicht allein der östreichischen Monarchie gegen die unruhigen und räuberischen Nachbarn, sondern ganz Europa wesentliche Dienste geleistet, indem

sie durch strenge Bewachung der Gränze die sie oft im türkischen Gebiete wüthende Pest abgehalten hat. — Man theilt jetzt gewöhnlich die ganze Militärgränze in 4 Abtheilungen: die Kroatische, die Slavonische, die Banat- oder Ungarische und die Siebenbürgische. Bedeutende Städte darf man hier nicht erwarten; die wichtigsten sind: Peterwardein, mit 4000 meist deutschen Einwohnern, an der Donau; die starke Festung Semlin, unweit des Einflusses der Sau in die Donau, in geringer Entfernung von der türkischen Festung Belgrad; sie ist der Hauptplatz für den Handel mit der Türkei und zählt über 8000 Einwohner; endlich die Festung Pancsova oder Pantschova, am Einfluß des Temes in die Donau, mit über 5000 Einwohnern.

Militärische Schriftsteller und Literatur. Seit Einführung des Pulvergebrauchs im 14ten und der stehenden Heere im 15ten Jahrh. sich neu gestaltend, bedurfte zu reiferen Entwickelung der Kriegskunst mehrerer Jahrh. und gewann erst bei engerer Verbindung mit mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien die ihr jetzt eigenthümliche wissenschaftliche Begründung und Bedeutung. — Im 16ten Jahrh. wurden, besonders in Italien, die Erfahrungen der Alten beachtet, erläutert und auf die veränderten Verhältnisse angewendet; am geistreichsten von N. Machiavelli; die Artillerie bearbeitete einsichtsvoll F. Tartaglia 1537; und im Festungsbau brach (1546) der kenntnißreiche und tiefblickende Francesco de Marchi aus Bologna († 1588) die, erst von Vauban verfolgte Bahn: Architetura militaria. Brescia 1599. F.: ill. da L. Marini. Rom 1810. 5 F. — Ungemein reich an geschichtlichen und technologischen Nachrichten sind die Schriften des Ulmer Bürgers Leonh. Fronsperger, welcher viele Vorarbeiten wörtlich benutzte: von Kriegsregiment und Ordnung. Frankfurt 1555 F.; von Geschütz rc. Erbauung der Bevestungen. Frankf. 1557 F.; Kriegsbuch. Frankf. 1573 (1596) 3 F.; bearbeitet von F. W. A. Böhm, 1. Berl. 1819. 8. — Bis in die erste Hälfte des 17ten Jahrh. standen spanische Lehrbücher in großem Ansehen und die Niederländer Snell, Steven u. A. erwarben sich um Festungsbau nicht geringes Verdienst; die schriftstellerischen Arbeiten der Italiener, Franzosen und Deutschen gingen von vorgefundenen Grundsätzen und Erfahrungen aus, ohne wissenschaftliche Studien zu fördern. — Die Vervollkommnung der Kriegskunst durch den großen schwedischen König Gustav Adolph (vergl. H. v. Bülow G. A. in Deutschland. Berlin 1808. 2. 8) war mehr sittlicher als wissenschaftlicher Natur; er, wie alle tüchtige Feldherren nach ihm, war überzeugt, daß der glückliche Erfolg des Kampfes, durch Geistesgegenwart und Scharfblick im Ergreifen entscheidender Augenblicke, durch Schnelligkeit der Bewegung, durch richtigen und vollen Gebrauch der einfach zweckmäßig geordneten Kräfte bedingt, von Belebung und gesteigerter Anstrengung des Willens und von freudig zuversichtlicher Hingebung der Mitstreiter abhängig sey; seine Grundsätze und Maßregeln lebten in einer trefflichen Schule praktisch gebildeter Feldherren und ihrer für anschauliche Belehrung empfänglicher Freunde und Gegner fort und gingen zunächst auf Frankreich über. In diesem Staate fand, während Ludwigs XIV. durch ununterbrochene Thätigkeit des Heeres und durch überlegenes Waffenglück glänzender Regierung, der Inbegriff kriegerischer Erfahrungen und Kenntnisse seine eigentliche Heimath und Pflege. Von ganz Europa mußten als Meister in der Kriegskunst anerkannt werden: Turenne († 1675), Condé († 1686) und Luxemburg († 1695), welchen Turennes Gegner Raymund de Montecuculi († 1680) zur Seite zu stellen ist: Memorie. Köln 1704, 8; die glorreichen Bekämpfer der Europas Freiheit bedrohenden französischen Uebermacht Wilhelm III. von Oranien, Marlborough († 1722) und der sinnvolle Eugen von Savoyen († 1736); Carls VII. König von Schweden († 1718) Fehler großartigen Ungestüms (beleuchtet von Friedrich II.)

wurden für die Nachwelt lehrreich. Jetzt hatte die wissenschaftliche Kriegskunst Boden und Richtung gewonnen und wurde, fast ausschließlich von Franzosen, in allgemeingültigen Musterwerken bearbeitet; von F. Blondel Festungsbau und Artillerie 1683; Fortifikation von S. le Prestre de Vauban 1688; Festungsbau und Artillerie von B. Foresi le Belidor science des ingénieurs. Paris 1729. 2. 4; Bombardier Fr. P. 1731. 4 ꝛc.; Festungsbau von G. B. Bilfinger 1733; Artillerie von dem Engländer Benj. Robins († 1751), erläutert von L. Euler 1745; Taktik von Moritz von Sachsen († 1750), einem durch geniale Freisinnigkeit und Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Feldherren: Mes réveries (1732). Amsterdam 1757. 2 4. — Durch Preußens Friedrich II., befreundet mit Eugen (1734) und literarisch zum Feldherrn gebildet, umgeben von wackeren, ihren Wirkungskreis tief erfassenden und frei gestaltenden Zeitgenossen, s. Bruder Heinrich, H. E. v. Winterfeld, Keith, v. Seidlitz, F. Chph v. Saldeln, H. Joach. v. Ziethen u. A., entwickelte sich im siebenjährigen Kriege die höhere Taktik und ein neues System der Kriegskunst; vergl. Gesch. von H. Lloyd, London 1766; deutsch umgearbeitet von G. F. v. Tempelhof, Berlin 1783; Beiträge von Cogniazo († 1811): Geständnisse eines österr. Veterans. Breslau 1789; C. Imm. v. Wärnery 1788; F. A. v. Rezow 1802; J. G. Tielke 1775 fl. 5. 4.; F. Leonh. v. Berenhorst; Betrachtungen über Kriegskunst. Leipzig 1798. 3. 8; Aphorismen. 1805. 8; u. v. a. — Die Fruchtbarkeit und Wichtigkeit der militärischen Literatur blieb fortan im Steigen. Die Alten wurden fleißig gelesen und erläutert; von J. Chr. de Folard. Paris 1727; Turpin de Crissee J. Caesar und Vegetius 1779; Ch. Guichard genannt Quint. Icilius Mém. milit. Haag 1758. 2. 4; v. Warnery über Jul. Cäs. 1782 und gegen ihn J. F. Rösch 1783 u. s. w.; über Artillerie schrieben, neben vielen Andern, Paircee Gr. d'Arcy († 1779); G. le Blond; C. A. Struensee; Tempelhof; der Spanier Th. de Choria, deutsch von Hoyer 1795; über Festungsbau und Belagerungskunst J. E. Silberschlag 1767; J. C. Glaser; A. Böhm 1776; R. M. Montalembert († 1802), Urheber der perpendikulären Befestigung: Paris 1776. u. A.; über Taktik Friedrich II. geh. Unterricht 1765 ꝛc.; herausgegeben v. G. D. Scharnhorst 1794. 8; G. R. Fäsch, F. A. G. Guibert († 1790) Tomes. Paris 1772. 4; Oeuvres milit. Paris 1805. 5. 8; J. C. v. Saldern 1781; C. F. v. Lindenau 1789; über leichte Truppen J. v. Ewald 1785 fll. u. A.; Anweisungen und Elementarbeiträge von Ferd. F. v. Nicolai 1773; Jak. Mauvillon († 1794) 1783; 1800; F. v. Meinert 1758 fll. u. A. — Eine wesentliche Umstaltung erfuhr die Kriegskunst in dem französischen Revolutionskrieg; sie stützte sich fester als je auf wissenschaftliche Vorkenntnisse und Grundsätze und erschien in ihren Gesammtergebnissen durchweg praktisch und die Erfahrungssumme der Vergangenheit in sich vereinend; mit musterhafter Genauigkeit und fast untrüglichem Erfolge wurden vielumfassende Combinationen durch wohlberechnete Bewegungen und Stellungen, durch Umgehen, durch Bajonet und Geschütz, durch Ortskunde und Geistesgegenwart der Feldherren zum Erstaunen Europa's ausgeführt; der geschichtlichen Darstellungen dieser Feldzüge sind sehr viele z. B. die der Feldzüge bis 1794 von Grimoard. Paris 1808. 3. 4; Musset Pathay Paris 1806. 2. 4; d. F. von 1799 fll. von Matthieu Dumas. Paris 1800 f.; 1817 f. 8. 8.; Guill. de Laudoncour Gesch. d. Feldz. in Rußland, Deutschland und Italien 1812 u. 13. Die Litteratur ist überaus reichhaltig, besonders in Frankreich und Deutschland; nur Weniges kann hier ausgehoben werden; von Zeitschriften das Pariser Journal milit. seit 1790 fll. 8, die Wiener und Berliner ꝛc.; über Artillerie G. D. v. Scharnhorst († 1813) 1805; A. Th. Neander 1808; Gr. Lamartilliere 1812. 2. 8; 1818. 2 8; C. F. Borkenstein Berlin 1822. 2. 4 u. v. a.;

Festungsbau Carnot 1812; C. H. Aster 1816; J. G. v. Hoyer 1817; Taktik und Strategie Gr. de la Roche Aymon Weimar 1801. 4. 8; Guy de Vernon. Paris 1805. 2. 4; H. Jomini. Paris 1811. 8. 8.; H. v. Bülow (†1807); Erzherz. Carl, Grundsätze der Strategie, erläutert durch Darstellung des Feldzuges 1796 in Deutschland. Wien 1814. 8; Rogniat 1817 u. v. A. Encyklopädie von J. B. L. Carre. Chalons sur Marne 1795. 2 4; G. D. Scharnhorst Handbuch 1787; 1804; 1816. 3. u. m. A.

Militärökonomie. Sie umfaßt Alles, was sich auf Stellung und Unterhaltung der Heere bezieht, und zerfällt demnach in 2 Zweige. — Aufbringung der Streitmasse. Hiezu gehören Rekrutirung, Remontirung, Ausrüstung, Flotten- und Festungsbau. In den Staaten des Alterthums war jeder Bürger, der die Waffen tragen konnte, Soldat; auf den Ruf der Regierung mußte er sich stellen. Doch wurde nur aus dem jüngern männlichen Theil der Nation die Mannschaft zum aktiven Dienste gehoben, und nur wenn eine Gefahr den Staat mit dem Untergange drohte, wurde die Nation in Masse aufgeboten. Diese alten ursprünglichen Rekrutirungssysteme wurden in den spätern Zeiten durch das der Werbung verdrängt, bis daß die franz. Revolution sie wieder ins Leben zurückrief. Conskription Landwehr, Landsturm, sind ihrem Wesen nach alte Institute und keine Erfindungen der neuern Zeit. Ein Heer aus der ganzen Streitmasse einer Nation zu erheben, ist mit wenigern Kosten und Schwierigkeiten verbunden, als es anzuwerben. Verwickelte und oft mit unübersteiglichen Hindernissen verbunden, ist aber der zweite Theil der Militärökonomie verknüpft. Man befolgte hierbei abwechselnd zwei Systeme, das der Requisition und das der Magazinirung. Das erstere ist das ältere; es schien bei vielen Völkern Grundsatz zu seyn, daß der Krieg das Heer ernähren müsse, und ihr Requisitionssystem beruhte auf dem Grundsatze, daß das Heer überall seinen Unterhalt finden könne und werde. So lange der Krieg im Gebiete des Vaterlandes, oder in civilisirten starkbevölkerten Ländern, und kein Vernichtungskrieg geführt wird, könnte allenfalls eine Armee der ungemeinlästigen und kostspieligen Magazine entbehren; nichts destoweniger ist das Requisitionssystem überall mit Nachtheilen verbunden, die durch dasselbe leicht herbeigeführt werden können. Es steht nicht immer in der Willkühr des Feldherrn, mit seinem Heere die Gegend zu verlassen, die es ausgesogen hat. Die großen Streitmassen, mit denen in der neuern Zeit die Staaten auf den Kampfplatz traten, erschöpfen eine Gegend in einigen Tagen, wo dann Proviant aus weiter Ferne herbeigeschleppt werden muß. Auch kann die Beschaffung der Bedürfnisse nicht immer in der erforderlichen Zeit erfolgen; das Requisitionssystem ist überdies mit größerm Schaden für den friedlichen Landmann verknüpft; indem Erpressungen und tausend Plackereien durch die einzelnen Requirenten nicht gänzlich vermieden werden können, wodurch nothwendig die Einwohner erbittert werden, was nachtheilig auf das Heer zurückwirken muß. Mehrere Kriege haben die Unzulänglichkeit des Requisitionssystems dargethan. Carl des XII. Heer ging durch dasselbe zu Grunde in Italien; das Vorbild Napoleons, mit dem er ein gleiches Schicksal theilte, der Schwedenkönig Carl XII., verlor nicht so sehr durch das Schwert der Russen, als durch eine schlechte Verproviantirung sein Heer. Carl V., um einer ähnlichen Gefahr im schmalkaldischen Kriege vorzubeugen, legte zuerst 1546 zu Regensburg Magazine an und führte das Proviantamt ein. Nach und nach ward diese Verpflegungsmethode so allgemein, daß man glaubte, ein Krieg könne nicht geführt werden, ohne Anlegung von Magazinen. Die franz. Revolution brachte auch hierin eine Veränderung hervor. Der Krieg wurde rasch geführt, die Bewegungen der Heere, schnell und reißend, wurden nach einer kühnern Strategie geleitet. Ehemals waren die Heere,

deren Existenz hauptsächlich von den Magazinen abhing, an diese enge gebunden, die Magazine bildeten ihre Operationsbasis mit. Man sahe bald die Nachtheile des Verproviantirungswesens bei der neuern Art, Krieg zu führen, ein. Die Magazinirung erfordert eine Menge Beamten, Gebäude und einen großen Train, welche den Troß der Armee ins Ungeheure vermehrt, und ihre Bewegung mehr oder weniger lähmt. In den frühern Feldzügen mußten oft Schlachten und Gefechte geliefert werden, die keinen andern Zweck hatten, als die Magazine zu schützen und zu erhalten, und die Vernichtung derselben vermochte einen Plan gänzlich zu vereiteln. Durch diese und mehrere Gründe wurde man endlich dahin geleitet, das Requisitionssystem mit dem der Magazine zu verbinden. Einen nähern Ausschluß über die jetzt in Ausübung gekommenen Grundsätze der Militärökonomie, kann man in von Cankrin's Werk: Ueber Militärökonomie im Frieden und Kriege und ihr Wechselverhältniß zu den Operationen (3 Bd 4., Petersburg 1820), unstreitig das Hauptwerk, und in Ribbentrops Archiv für die Verwaltung des Haus bei den europäischen Heeren zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen über diesen Gegenstand, Berlin 1818 u. 1819 finden. — Eine „Darstellung der Militär-Wirthschafts-Rechnungs- und Kanzleigeschäfte" hat der Rentbeamte Presker, Leipz. 1821, herausgegeben.

Militärschulen und Militärwissenschaften. Militärschule ist eine Anstalt, in welcher die Erziehung und der Unterricht zunächst auf die Kriegs-Wissenschaft eingerichtet ist; auch Militär-Akademie; wiewohl Einige unter beiden Benennungen einen Unterschied machen, und unter Kriegs-Schule die Einrichtung und den Ort, wo man die Jugend alle Uebungen, die zum Kriege gehören, und die Wissenschaften, worauf sie sich gründen, lehrt; unter Militär-Akademie hingegen, nach dem Begriffe, welchen die ältern und neuern Philosophen mit dem Worte Akademie zu verbinden pflegen, eine Versammlung ausgelernter Soldaten, welche an dem Fortgange und der Aufnahme der Kriegs-Wissenschaft arbeiten, verstehen. Von den wirklichen Kriegs-Schulen und Militär-Akademien sind die sogenannten Cadetten-Corps, welche aus jungen Edelleuten, die sich den Kriegs-Diensten widmen wollen, und in den Kriegs-Exercitien, Sprachen, Mathematik, und anderen einem Cavaliere anständigen Wissenschaften auf Kosten des Souveräns unterrichtet werden, unterschieden. Daß die Kriegs-Kunst zuerst erlernt werden müsse, und dann erst ausgeübt werden könne, daran hat wohl nie jemand gezweifelt. Selbst Hobbes, der das ganze Geschlecht der Menschen zu einem allgemeinem Krieg geboren werden läßt, und ihnen keine andere Rechte einräumet, als die sie sich durch Unrecht einer gegen den andern erwerben, wird deswegen nicht geglaubt haben, daß die Menschen als Soldaten geboren werden, und vermöge eines Kunst-Triebes Schieß-Pulver machen und Kanonen gießen. Wir läugnen deswegen nicht, daß nicht die Menschen eine natürliche Neigung zum Kriege haben sollten; doch diese Neigung, wäre sie auch mit den vorzüglichsten natürlichen Fähigkeiten unterstützt, ist noch nicht die Kunst selbst, sondern die erste Anlage dazu. Eine ganz andere Bewandtniß aber hat es es mit der Frage: auf was für Art die Kriegs-Kunst erlernt werden müsse? Hierüber sind die Urtheile sehr verschieden. Der Marschall von Puysegür, welcher, während seiner mehr als 60jährigen Kriegs-Dienste, beinahe durch alle Stufen, bis zur obersten Ehren-Stelle gestiegen ist, versichert, daß zu seiner Zeit alle Personen vom Militär-Stande, wenige ausgenommen, fest überzeugt gewesen seyen, der Krieg könne nicht anders als im Kriege erlernt werden. Es scheint nicht, daß diese Meinung noch jetzt die herrschende sey. Wir wollen demnach der Frage, worauf es eigentlich hier ankommt: ob die Kriegs-Kunst im Frieden erlernt werden könne, oder nicht? etwas näher treten. Man muß hierbei einen Unterschied zwischen der Kunst selbst, und

den Hülfs-Mitteln dazu machen. Es giebt eine Menge Kenntnisse und Fähigkeiten, von denen man einräumt, daß sie der Kriegs-Kunst zu einer nützlichen Vorbereitung dienen, zur Bildung eines künftigen Soldaten mehr oder weniger beitragen, ihm zur Zierde gereichen, und auch selbst dem Dienste, den man von ihm erwartet, einen ausgebreiteteren Umfang geben. Man rechnet billig dahin: die Geschicht-Kunde, die Erd-Beschreibung, die Natur-Kunde, die Rechte, die Meß-Kunst, Sprachen, alle Arten von Leibes-Uebungen, die den Körper dauerhafter, stärker und fertiger machen. Von diesen und verschiedenen andern giebt man gern zu, daß sie zu Hause besser und bequemer erlernt werden können, als im Felde. Man läugnet auch nicht, daß sie einem Kriegs-Manne, der sie in seiner Gewalt hat, verschiedene Vorzüge geben, will aber auf der andern Seite bemerkt haben, daß die Art, wie sie gemeiniglich getrieben werden, auf den Militär-Stand eine allzu entfernte Beziehung habe, daß der anhaltende stille Fleiß, den Manche fordern, das kriegerische Feuer schwäche, den Geschmack, an einer unruhigen, mit Gefahr und Beschwerlichkeiten verknüpften Lebens-Art vermindere, daß endlich die theils zu sehr, theils nicht genug eingeschränkte Verfassung der hohen und niederen Schulen, wo der Grund zu diesen Wissenschaften am sichersten gelegt würde, der nachher an die Stelle tretenden Kriegs-Zucht einige Hindernisse in den Weg lege. Diese Einwürfe scheinen ziemlich gegründet zu seyn; man wird aber auch leicht bemerken, daß sie nicht die Wissenschaften selbst, sondern die zu ihrer Erlernung getroffenen Anstalten, die Lehr-Art und andere zufällige Dinge, treffen, und nicht widerlegt; sondern gehoben werden müssen. Man nehme uns das, was die Alten und Neueren über die Kriegs-Kunst oder über die Geschichte der Kriege geschrieben haben; man verwerfe den Kriegsunterricht während des Friedens als etwas Unnützes oder Unzureichendes; nach einem fünfzigjährigen Frieden werden wenig Personen mehr bei der Armee seyn, die wirklich Kriegs-Dienste gethan hätten, und vielleicht nicht eine einzige von denen, die durch lange Dienste ihre Einsichten und Kriegs-Erfahrenheit erworben hatten; man wird also, bei einem entstehenden Kriege, die Kunst ihn zu führen gleichsam aufs Neue erfinden müssen; wie viele nachtheilige Versuche wird dieses kosten! und kaum wird man einige Entdeckungen gemacht haben, so wird der Friede sie abermal in die Vergessenheit begraben. Die Kriegskunst in ihrer weiteren Bedeutung kann daher erlernt werden, und die Militär-Schulen müssen in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft seyn. Der Professor Meinert hat einen Plan für den Militär-Schulunterricht entworfen, und die Wissenschaften angegeben, welche gelehrt werden sollen. Er theilt sie in Vorbereitungswissenschaften und eigentliche Kriegswissenschaften ein. 1) Vorbereitungs-Wissenschaften. a. Allgemeine Einleitung. b) Arithmetik nach Principien, so weit als sie zu der Theorie der Kriegs-Wissenschaften und zu der Anwendung auf Rechnungen des gemeinen Lebens zweckmäßig ist. Ohne gründliche Kenntniß der Arithmetik läßt sich fast keine Anwendung der folgenden mathematischen Wissenschaften auf die eigentlichen Kriegs-Wissenschaften denken. Man bedenke nur selbst, daß viele Theorien der Arithmetik geometrisch sind, unter welchen wir nur die Extraktion der Quadrat- und Kubik-Wurzel erwähnen. c) Geometrie. Die Haupt-Lehren derselben im Zusammenhange, nicht einzelne Lehren, sondern den ganzen Umfang in möglichster Kürze. Alle Lehren der Geometrie sind in der Anwendung nothwendig, folglich muß keine fehlen, theoretisch und praktisch. d) Trigonometrie. Anwendungen derselben auf die praktische Geometrie. Die übrige Anwendung findet sich von selbst. e) Allgemeine Principia der mechanischen Wissenschaften, in sofern sie die Grundlage der Geschütz-Wissenschaft, Taktik und Befestigungs-Wissenschaft enthalten. f)

Einige Kenntnisse der optischen Wissenschaften, vorzüglich diejenigen, die zur Beurtheilung der Entfernungen und der Lage der Dinge, wie sie unser Auge empfindet, nothwendig sind. Anwendung derselben bei praktischen Uebungen beim Aufnehmen nach dem Augen-Maße rc. g) Die mathematische Geographie so weit als sie zur richtigen Beurtheilung der geographischen Karten und zu der Construktion der Karten-Netze — zu der richtigen Einsicht bei Vergrößerung und Verkleinerung der Land-Karten nöthig ist. 2, Eigentliche Kriegs-Wissenschaften. Dazu gehören: a) Allgemeine Einrichtung des Militär-Etats. Die allgemeine Einrichtung des preuß. Militär-Etats wird historisch zum Grunde gelegt. b) Geschütz-Wissenschaft. Da durch diesen Unterricht keine eigentliche Artilleristen gebildet werden sollen, so enthält die Geschütz-Wissenschaft nur die Haupt-Lehren von der Einrichtung des großen, mittleren und kleinen Geschützes, wozu wir auch die Schieß-Gewehre der Infanterie und Cavallerie rechnen. Bestimmung der möglichst größten Wirkung aus Resultaten verschiedener Artilleristen und Infanteristen rc. Da nach unsrer Meinung die Artillerie die erste wirkende Kraft im Kriege ist, die einen Ausschlag geben kann, falls man sich ihrer bedienen kann, und wirklich vortheilhaft bedient: so dient die Artillerie-Wissenschaft dazu, Regeln für die Taktik und Befestigungs-Wissenschaft zu finden. Eben so verhält es sich mit der Untersuchung der Wirkung des kleinen Schieß Gewehrs, daher der Name Geschütz-Wissenschaft anstatt des gewöhnlichen Artillerie-Wissenschaft. Der Infanterie-Offizier muß allgemeine Kenntniß von der Artillerie haben, weil ein Theil derselben für Infanterie bestimmt, und der Wirkung derselben ausgesetzt ist. Ohne Kenntniß dieser Wissenschaft wird sich der Infanterist weder vortheilhaft gegen Artillerie sichern, noch sie durch zweckmäßige Mittel unwirksam machen können. Selbst beim Angriff wird Kenntniß ihrer Wirkung erfordert. c) Taktik; ist Haupt-Studium der Offiziere. Sie wird auf folgende Art eingetheilt. α) Niedere Taktik. Diese enthält: αα) Die Taktik der Infanterie. In einzelnen Abtheilungen wird die Taktik der schweren und leichten Infanterie gelehrt. Für den preußischen Dienst dürfen nur die Namen Grenadier und Musketier anstatt der schweren, und Füsilier anstatt der leichten Infanterie substituirt werden. ββ) Taktik der Cavallerie. Diese wird die Taktik der schweren, mittleren und leichten Cavallerie enthalten. Im Preußischen sind es Kürassiere, Dragoner, Husaren und Bosniaken. Die Gränze der mittleren und leichten Cavallerie kann bis jetzt nicht so vollkommen genau bestimmt werden. Ihre Manoeuvres und ihr Dienst laufen in vielen Fällen in einander. Sogar die schwere Cavallerie ist nicht vom Dienste der leichten ausgenommen. γγ) Taktik der Artillerie. Auch hier wird eine Eintheilung in Taktik der schweren, mittleren und leichten Artillerie nicht unschicklich seyn. Zu der schweren Artillerie gehören Mörser, Belagerungs-Stücke rc.; zu der mittleren Feld- und Regiments-Stücke; und zu der leichten, die reitende Artillerie, wozu auch die Stücke für die Füsilier-Bataillone gerechnet werden können. β) Höhere Taktik. Da Einrichtung, Stellung und Bewegung der Truppen und der Artillerie, im Einzelnen sowohl als im Ganzen, Gegenstände der Taktik sind, so werden die Principien der Geometrie und der mechanischen Wissenschaften hier sehr vortheilhaft angewandt werden können, und das ist es eben, was den meisten bisher erschienenen Schriften über Taktik entweder ganz, oder doch zum Theil mangelt. Wer die Principien kennen lernt, nach welchen die Manoeuvres geometrisch konstruirt werden, muß nicht eins, sondern alle Manoeuvres konstruiren können. Der Nutzen hiervon hat ungemein vielen Einfluß auf die Ausübung im Kriege. Vermittelst dieser Principien wird der Offizier in den Stand gesetzt, aus den Datis zu einem Manoeuvre die Art und Weise zu

finden, wie ein Manoeuvre am vortheilhaftesten in Ansehung der Form, und mit der möglichsten Ersparung der Zeit, gemacht werden muß. Die Anzahl der Manoeuvres ist zwar unbestimmbar, so wie die Verschiedenheit des Terrains; aber nothwendige Fälle lassen sich angeben, aus denen leicht Regeln für die zufälligen gefolgert werden können. Die Taktik der Cavallerie und Artillerie ist dem Infanterie-Offizier unentbehrlich, obgleich die Taktik der Infanterie am ausführlichsten vorgetragen werden muß. Die Geschichte der Taktik und die Natur der Sache stimmen darin überein, daß man erst Taktik der Infanterie hatte, ehe man die Principien derselben auf die Cavallerie anwandte; daher folgt, daß die Taktik der Infanterie der Cavallerist vollkommen inne haben muß, und umgekehrt. Es folgt aber nicht, daß der Infanterie-Offizier das Eigene der Taktik der Cavallerie völlig verstehen müsse. So liegt z. B. die Dressur des Cavalleristen und des Pferdes außer dem Gebiete des Infanteristen, und umgekehrt. Nützlich können dergleichen Kenntnisse auch dem Infanterie-Offizier seyn; aber daraus folgt noch lange nicht, daß sie absolut nothwendig oder unentbehrlich wären. d) Befestigungs-Wissenschaft. a) Eigentliche Befestigungs-Wissenschaft. Allgemeine Principien. Entwickelung der verschiedenen Systeme und Manieren, ihre Güte und Mängel. Ideen zur Verbesserung der Befestigungs-Wissenschaft nach Principien der Taktik rc. werden den Haupt-Gegenstand dieser Wissenschaft ausmachen. b) Verschanzungs-Wissenschaft im weitläufigsten Verstande. Diese Wissenschaft ist dem Infanterie-Offizier von den Wissenschaften am nöthigsten, die eigenthümlicher Gegenstand des Ingenieurs sind: folglich muß sie beim Unterrichte einen größern Theil der Zeit, als die vorhin genannte eigentliche Befestigungs-Wissenschaft ausfüllen. Daß hierzu die Lehren von den Verschanzungen auf Winter-Postierungen, vom Baue der Block-Häuser gehören, versteht sich von selbst. e) Strategie; niedere und höhere. Die Strategie faßt die vorhin genannten Kenntnisse und Wissenschaften in eine große Wissenschaft zusammen, die aber ohne Praktik nie vollkommen erlernt werden kann. Indessen ist soviel gewiß, daß zur Bildung eines großen Generals oder Feldherrn jene Wissenschaften absolut erfordert werden, und daß auch das theoretische Studium dieser Wissenschaft bei der wirklichen Ausübung ungemein viele Dienste leisten kann. 3) Hülfs-Wissenschaften. a) Geographie; mathematische, physische und politische. S. d. Art. Geographie (Militär-). b) Geschichte. Die ältere Geschichte liefert eine Menge von Begebenheiten, die der junge Krieger benutzen kann, und giebt Beispiele, nach denen sich unsere größten Generale gebildet haben. Ihr Umfang ist aber für den gegenwärtigen Zweck zu groß, daher kann nur neuere Geschichte vorgetragen werden, und in dieser die Geschichte des Vaterlandes am ausführlichsten. c) Statistik. Allgemeine von ganz Europa, und besondere von Deutschland und den preußischen Staaten, die nicht unter Deutschland begriffen sind, müssen vorzügliches Augenmerk des preußischen Offiziers seyn. d) Natur-, Völker- und Kriegs-Recht, womit die Kenntniß der vorzüglichsten Landes-Gesetze verbunden werden kann. e) Moral und Politik. f) Zeichnen. g) Geschichte der Kriege. Die letzte, aber auch die wichtigste und schwerste Wissenschaft unter den Hülfs-Wissenschaften. Der Anfänger kann sich in ihr Gebiet nicht wagen, wenigstens wird er sie mit wenig Vortheil studieren; gehen aber die eigentlichen Kriegs-Wissenschaften voran, dann findet sie hier ihre ganze Anwendung. Sie ist eine eigentlich praktische Wissenschaft für den Offizier. Er findet in ihr alle Anstalten zu kriegerischen Unternehmungen, die Ausführung derselben nebst dem Erfolge. Durch diesen Unterricht sollen, nach dem Haupt-Endzwecke, Offiziere gebildet werden, die wirklichen Gebrauch von den vorgetragenen Kenntnissen machen können; daher mög-

lichste Sorge für das Selbstarbeiten. c) Praktische Uebungen auf dem Felde. Diese Uebungen müssen, wenn anders der Zweck des Unterrichts erreicht werden soll, mit der Theorie abwechseln. Hierher gehören: α) Geometrische Uebungen. Hierunter verstehen wir die Anleitung zum Gebrauch der Instrumente, deren man sich beim Aufnehmen bedient, und die praktischen Auflösungen mehrerer geometrischen Aufgaben, die als Vortheile bei vorkommenden Fällen nothig sind. β) Das Aufnehmen mehrerer Gegenden mit verschiedenen Instrumenten, mit Schnur und Stäben, und nach dem Augen-Maße. γ) Absteckungen mancherlei Verschanzungen und Lager nach verjüngten und natürlichen Maßen. Diese Uebungen gehören eben so wesentlich zur vollständigen Kenntniß der Kriegs-Wissenschaften, als die vorhergehenden. δ) Mancherlei Verschanzungs-Arbeiten und Uebungen in der Direktion der Arbeit. Hierher gehört das Faschinenbinden und andere dergleichen Arbeiten mehr. ε) Berechnungen. $\alpha\alpha$) Lager-Berechnungen; $\beta\beta$) Fourage- und andere Berechnungen für einzelne Bataillone und Regimenter; $\gamma\gamma$) Verpflegungs- und andere Kosten-Berechnungen für ganze Armeen; ζ) Dispositionen auf vorgelegte Plane von verschiedenem Terrain.

Militärverfassung ist die Organisation der Heere und bezieht sich vorzüglich auf 3 Punkte. 1) Auf die Stärke des Heeres. Man hat zwar den Grundsatz aufgestellt, daß der Staat keine größere Anzahl Streiter unterhalten dürfte, als es seine Kräfte erlauben, und daß nichts verderblicher für den Staatsorganismus sey, als wenn das kriegerische Glied in einem zu großen Verhältnisse gegen die andern Glieder stehe; so wahr dieser Grundsatz auch im Frieden seyn mag, so kann und darf doch im Kriege der Staat nicht immer die Stärke seiner Heere nach der Bevölkerung und seinen Kräften berechnen, sondern muß sich ebenfalls bei Aufstellung einer Armee nach der Größe des Feindes richten. In den letzten Kriegen rückte Frankreich mit ungeheueren Massen ins Feld, und zwang hierdurch seine Feinde, sich zu überbieten und zu überspannen; ein Pygmät durfte es nicht wagen, den Kampf mit einem Riesen zu übernehmen. Da hingegen sollte es im Frieden das Streben des Staates seyn die Militäretats mit den innern Verhältnissen so viel als möglich zu vereinigen; doch müssen die Staaten in unsern Tagen auch hierin der äußern Nothwendigkeit zum Theil folgen. Der Friede ist jetzt einen Stand der bewaffneten Neutralität u. wenn zwei Nachbarstaaten stets die Hand am Schwerte halten, so wird auch der dritte gezwungen, sich in dieselben Stellungen zusetzen, wenn seine Stimme bei den Diskusionen der Völker Gewicht haben soll. 2) Die Ergänzung. Bisher hat man 2 Hauptsysteme bei der Ergänzung der Heere befolgt, das der Werbung und das der Aushebung. Von dem ersten ist man fast allgemein zurückgekommen, es führt auch zu große Nachtheile mit sich. Meist war es heimathloses Gesindel, das sich anwerben ließ; keine Güter des Besitzes und der Neigung besaß, und folglich auch nichts zu vertheidigen hatte. Bei einem angeworbenen Heere wird bei einer verlornen Schlacht, oder bei großen Mühseligkeiten das Disertiren, viel häufiger einreißen, als unter gleichen Verhältnissen bei einer Armee, die durch Conscription erhoben wurde, und aus Unterthanen besteht. 3) Zucht-Gesetze. Die größten Feldherrn waren stets darauf bedacht, nie recht durch eine moralische Triebfeder ihre Krieger in den Schranken der Zucht zu erhalten, als durch Strenge und Strafen; sie suchten ihnen eine warme Ehrbegierde einzuflößen und richteten oft mit Hülfe dieses Point d'honneur mehr aus, als mit Zwangsmittel. Uebrigens muß sich die Kriegszucht nach dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten des Volkes richten, und man darf nicht die Formen von Militärverfassung auf einen Schwarm Croaten und Tartaren anwenden wollen, die für die Heere civilisirter Staaten zweckmäßig sind.

Miller (Joh. Martin), ein bekannter deutscher Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, geboren zu Ulm 1750. In Göttingen, wohin er 1770 ging, um Theologie zu studiren, schloß er sich jenem Dichterbunde an, den Bürger, Hölty, Voß, Leisewitz, Stolberg u. A. bildeten. 1775 kehrte er in seine Vaterstadt zurück; dort brachte er 5 Jahre als Kandidat und Vikar der oberen Klassen des Gymnasiums zu, worauf er 1780 Pfarrer zu Jaugingen bei Ulm und im folgenden Jahre Lehrer der griechischen Sprache am Ulmer Gymnasium ward. 1783 wurde er Prediger am Münster und 1797 erhielt er die Professur der katechetischen Theologie. Nach den politischen Veränderungen in seiner Vaterstadt übertrug ihm 1810 der König von Würtemberg das Dekanat von Ulm und ertheilte ihm den Charakter eines geistlichen Raths. Als solcher starb er 1814 in seinem 64. Jahre. Miller hat als Schriftsteller einen bedeutenden, fast allgemein anerkannten Einfluß auf seine Zeit gehabt. Seine Romane: Beiträge zur Geschichte der Zärtlichkeit; Briefwechsel dreier akademischer Freunde; Geschichte Carls von Burgheim und Emiliens von Rosenau; Geschichte Gottfried Walthers, eines Dichters, haben allenthalben beim Lesepublikum Eingang gefunden und große Wirkungen hervorgebracht. Vor allen aber hat sein Siegwart in der Denk- und Empfindungsweise eines großen Theils der deutschen Nation wahrhaft Epoche gemacht und jene Periode der Empfindsamkeit herbeigeführt, die nun zwar längst vorübergegangen, deren Wirkungen aber noch lange nachher in der Literatur sowohl als im Leben bemerkbar waren. Miller ist deßwegen oft verspottet worden; doch ist dies unbillig, er darf nicht die Schuld seiner unberufenen und talentlosen Nachahmer tragen. Denn ihm war es immer ein hoher Ernst um reine und zarte Empfindung und um die Darstellung einer keuschen, tiefsehnsüchtigen Liebe; er fehlte nur darin, daß er dies Gefühl in einem Meere von Worten ertrinken ließ. Als Liederdichter zeichnete er sich durch Leichtigkeit, Korrektheit, Wärme und Natürlichkeit aus; mehrere seiner Lieder sind sogar Volkslieder geworden, namentlich das Trinklied: „Bei Nektar und Ambrosia;" das Klagelied eines Bauern; Lob der Alten; Abschiedslied: „Traurig sehen wir uns an," rc. Seine ausführliche Biographie und Charakteristik befindet sich im 13ten Stück der Zeitgenossen.

Millin (Aubin Louis), Archäolog und Naturforscher, geb. zu Paris 1759, war einer der Gründer der linneischen Societät, wurde nach dem Tode des berühmten Abbe Barthelemy 1794 Aufseher des Antiken- und Medaillen-Kabinets der königl. Bibliothek, bereiste, um mehrerer Forschungen willen, das südliche Frankreich und Italien und starb den 14. August 1818. Er war einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen Frankreichs. Um uns hat er das Verdienst, unsere Gründlichkeit seinen Landsleuten bekannter gemacht zu haben. Durch seine Schriften sowohl, als durch seine Vorlesungen, hat er den Geschmack an der Kunst des Alterthums in Paris gar sehr befördert. Als Aufseher des Antikenkabinets hat er eine zweckmäßige Anordnung der Münzen nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht, wobei ihm Eckhels doctrina nummorum veterum zum Führer diente. Seine vorzüglichsten Werke sind seine Reise in die Süddepartemente Frankreichs; sein encyklopädisches Magazin (20 Jahrgänge); Hist. métall. de la révolut. franç.; Hist. métall. de l'Emp. Napoléon und viele andere.

Millot (Claude François Xavier), ein ausgezeichneter franz. Schriftsteller im historischen Fache, Mitglied der Akademie, ward im März 1726 zu Besançon geboren. Er trat in den Orden der Jesuiten, blieb aber nur kurze Zeit in demselben, ging in die Welt zurück und wurde Vikar des Erzbischofs von Lyon. Er fuhr auch jetzt noch, nachdem er den Orden verlassen, fort zu

predigen; allein die Schwäche seines Organs und seine Schüchternheit bewogen ihn, sich dieser Art öffentlicher Vorträge für immer zu begeben und seinen ganzen Fleiß auf das Studium der Geschichte zu wenden. Als hierauf der Marquis Folino, Minister von Parma, ein Geschichtskollegium für den jungen Adel in Parma errichtete, erhielt Millot, durch den Herzog von Nivernois empfohlen, eine Professorstelle an dieser neuen Lehranstalt. Er bekleidete diese, bis der Minister durch einen Aufstand des Volkes genöthigt wurde, sich zurückzuziehn, worauf Millot nach Frankreich zurückkehrte. Hier wurde er zum Erzieher des jungen Herzogs von Enghien ernannt; er behielt diese Stelle bis er am 21. März 1785 starb. Der Abbe Millot war ein bescheidener einfacher Mann, der in Gesellschaft wenig glänzte. D'Alembert sagte über ihn, daß von allen Menschen, die er kenne, Millot die wenigsten Vorurtheile und Ansprüche habe. Man hat von ihm verschiedene Werke, die von seiner großen Gelehrsamkeit zeugen, und in einem reinen, eleganten und natürlichen Style geschrieben sind. Die vorzüglichsten sind: 1) Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV. (3 Bde.). 2) Elémens de l'histoire d'Angleterre, depuis son origine sous le Romains jusqua'à George II. (3 Bde.) 3) Elémens de l'histoire universelle (9 Bde.) in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: des Abbe Millot's Universalhistorie, aus dem Französischen und mit Zusätzen und Berichtigungen von W. E. Christiani. 11 Thle. 1777—1789, fortgesetzt von Hormayr.) 4) L'histoire des Troubadours 3 B. (Dieses nach St. Pataye's Handschriften bearbeitete Werk, ist eine der besten Quellen zur Geschichte der Troubadours.) 5) Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV. 6) Histoire philosophique de l'homme. Die als ein nachgelassenes Werk von ihm 1807 erschienenen Elémens de l'histoire de l'Allemagne, sind untergeschoben.

Milo von Kroton, Schüler des Pythagoras und berühmter Athlet, besaß eine solche Stärke, daß er, den Erzählungen der Alten nach, bei den olympischen Spielen einen Ochsen auf seinen Schultern in der Ringbahn herumtrug. Zu seinen Thaten gehört auch, daß er 512 vor Christo die Stadt Sybaris eroberte und zerstörte. In seinem Alter wollte er noch einmal einen Beweis seiner außerordentlichen Stärke durch das Zerreißen einer schon gespaltenen Eiche geben; während der Bemühungen fielen aber die Keile heraus, klemmten die Hände und, ohnerachtet aller Anstrengung, vermochte er sie nicht herauszubringen, und so wurde er eine Beute der wilden Thiere.

Miltiades. Dieser berühmte atheniensische Feldherr, welcher um das Jahr 500 v. Chr. G. lebte, hatte bereits eine atheniensische Kolonie glücklich nach dem Chersones geführt und verschiedene Inseln im Archipelagus seinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Unterjochung Griechenlands heranzog. Er, Aristides und Themistokles waren es vorzüglich, welche die Athenienser zur muthigen Gegenwehr entflammten, ob sie gleich nicht auf Spartas und der übrigen Griechen Beistand rechnen konnten und das persische Heer dem ihrigen weit überlegen war. Jeder der zehn Stämme stellte 1000 Mann unter einem Anführer. Sobald die Armee der Athenienser sich versammelt hatte, rückte sie in die Ebene von Marathon, wo sie von den Platäern aus Böotien eine Verstärkung von 1000 Mann Fußvolk bekam. Kaum waren sie im Angesicht des Feindes, als Miltiades den Vorschlag zum Angriff that, der vom Aristides und einigen andern Feldherren aufs lebhafteste unterstützt, von Andern aber, aus Furcht vor der Uebermacht des Feindes, verworfen wurde, indem sie erst die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten wollten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Kallimachus trat des Miltiades Gründen bei und so ward der Angriff beschlossen.

Aristides und die übrigen Generale überließen dem Miltiades, als einem Manne von berühmtem Kriegsruhm, die Ehre des Oberbefehls, den sie sonst abwechselnd führten; aber er machte keinen Gebrauch davon und erwartete den Tag, der ihn gesetzmäßig an die Spitze des Heeres rief. Sobald dieser erschien, stellte Miltiades seine Truppen an den Fuß eines Berges, in einem mit Bäumen besetzten Felde, welche die persische Reiterei aufhalten sollten, in Schlachtordnung. Die Platäer standen auf dem linken Flügel. Kallimachus kommandirte den rechten, Aristides und Themistokles das Mitteltreffen; Miltiades befand sich allenthalben, wo seine Gegenwart erfordert wurde. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perser widerstanden mit Ruhe und Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrstündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Währenddem war das Centrum der Griechen unter Aristides und Themistokles im Gedränge. Denn Datis, Feldherr der Perser, selbst hatte seine besten Truppen gegen diesen geführt, und schon schien die kleine Anzahl der Uebermacht unterzuliegen, als die beiden Flügel, nachdem sie den Feind vertrieben hatten, wieder umkehrten und den tapfern Persern in den Rücken fielen. Jetzt ward die Niederlage von allen Seiten allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte sich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perser verloren 6400, die Athenienser 192 Mann; Miltiades selbst war verwundet. So glorreich dieser Sieg war, so hätte er doch ohne die Thätigkeit des Miltiades Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf seinem Rückzuge Athen selbst überfallen, und schon umsegelte seine Flotte das Vorgebirge Sunium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, sich mit dem Heere sogleich auf den Weg machte und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch seine Gegenwart den Entwurf des Feindes zu vernichten und ihn zur Rückkehr nach den Küsten Asiens zu zwingen. So sehr Miltiades nach seiner Rückkehr von den Atheniensern geehrt wurde, so bald ward er der Gegenstand des Neides. Seine Feinde stellten vor, daß er leicht in Versuchung kommen könnte, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Den Sieg seiner Feinde beförderte nun auch eine unglückliche Unternehmung, wovon er der Urheber war. Er hatte nämlich in einer Volksversammlung vorgeschlagen, ihm eine wohlausgerüstete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen, und versprach mit selbigen die Athenienser in den Besitz großer Reichthümer und Vortheile zu setzen. Vermuthlich war seine Absicht, die persischen Küstenstädte zu plündern und die Inseln des ägäischen Meeres, welche es mit den Persern gehalten hatten, zu erobern. Mit dieser Flotte segelte er zuerst nach Paros, wo er einen Privatfeind hatte, an dem er sich zu rächen wünschte. Aber das Glück war dem unedlen Unternehmen nicht günstig. Die starken Mauern der Hauptstadt Paros trotzten den Griechen, und die tapfern Einwohner wiesen den Herold, der ihnen hundert Talente abforderte, verächtlich zurück. Miltiades selbst zerschellte sich durch einen unglücklichen Fall das Bein, und als sich bald darauf eines Abends ein Feuer zeigte, welches er in der Angst der Krankheit für das Zeichen einer sich nähernden persischen Flotte hielt, gab er schnell Befehl zum Abzuge, nachdem er die Stadt 26 Tage belagert und das platte Land verheeret hatte. In Athen hatte indessen die Faktionswuth die Gemüther mehr als jemals entzweit. Die noch immer rege Partei der Alkmäoniden, die das Ansehen des Miltiades haßte und fürchtete, nahm sogleich von des Helden schimpflicher Rückkehr Anlaß, ihn als einen Mann, der die Athener betrogen, bei dem Volke auf Leib und Leben anzuklagen. Unfähig, selbst vor Gericht zu erscheinen, da seine Krankheit sich gefährlich verschlimmert hatte, mußte er seinen Freunden seine Vertheidigung überlassen. Vergebens erinnerten diese an den großen Tag von Marathon. Sie konnten damit nichts bewirken, als Erlassung der Todesstrafe. Statt dieser sollte er eine Geldbuße von fünfzig Talenten

(60.000 Thaler) bezahlen. Da er diese nicht hatte, ward er ins Gefängniß getragen, wo er bald an seiner entzündeten Wunde starb.

Milton (John). Dieser große englische Dichter war den 9. Dezember 1608 zu London geboren und der Sohn eines Notars. Schon in früher Jugend gab er Zeichen seines Talentes für die Poesie; fünfzehn Jahre alt paraphrasirte er einige Psalmen und in seinem 17ten Jahre verfertigte er mehrere poetische Versuche in englischer und lateinischer Sprache, voll von Feuer und Begeisterung. 1624 bezog er das Christ-College zu Cambridge, wo er 7 Jahre blieb und die Würde eines Baccalaureus und Magisters erlangte. Hierauf lebte er mehrere Jahre bei seinem Vater auf dessen Landgute Horton bei Colebrook und beschäftigte sich mit Lesen der griechischen und römischen Klassiker. 1638 unternahm er eine Reise nach Frankreich und Italien, auf welcher er sich mit den berühmtesten Männern der damaligen Zeit, unter andern mit Hugo Grotius und Galilei, befreundete. Von Neapel wollte er nach Sizilien und Griechenland übersetzen, als ihn die Nachrichten der in seinem Vaterlande ausgebrochenen Unruhen bewogen, nach England zurückzukehren, wo er von nun an seine übrige Lebenszeit in London zubrachte. Er übernahm hier die Erziehung zweier Söhne seiner Schwester und einiger Kinder seiner Freunde und unterrichtete sie in den Sprachen, der Geschichte, Geographie u. s. w. Darauf nahm er Antheil an den damaligen Religionsstreitigkeiten, ergriff die Partei der Presbyterianer und trat in mehreren Abhandlungen über das Kirchenregiment als Vertheidiger der kirchlichen Freiheit auf. 1644 gab er eine Schrift an das Parlament heraus, unter dem Titel: Areopagitica, in welcher er die Freiheit der Gedankenäußerung aufstellte. Der tragische Tod Carls I. veranlaßte seine Schrift über die Rechte des Königs und der Magistrate, die er 1649 in englischer Sprache herausgab. Durch diese und mehrere andere in republikanischem Geiste geschriebene Werke machte er sich beim Parlamente so beliebt, daß ihm das Amt des lateinischen Staatssekretärs aufgetragen ward. Die Briefe, die er nun im Namen des Parlaments und Cromwells schrieb, wurden 1676 nach seinem Tode gedruckt und werden sehr hochgeschätzt. Als hierauf ein Buch unter dem Namen des enthaupteten Königs, Εικων βασιλικη, erschien, wurde ihm die Widerlegung desselben übertragen, die er in seinem Ενεονοκλαστες ausführte. Als sich darauf C. Salmasius von dem im Exil lebenden Carl II. durch Geld dahinbringen ließ, seine Defensio regis herauszugeben, schrieb Milton seine Defeniso pro populo Anglicano dagegen, wofür ihn das Parlament mit 1000 Pf. Sterl. belohnte. Durch unablässiges Studiren, verbunden mit Kopfschmerzen, woran er von Jugend auf gelitten, verlor er um diese Zeit gänzlich sein Gesicht; doch ließ er sich dadurch weder in seiner amtlichen, noch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit unterbrechen. 1654 gab er seine Defensio secunda und im folgenden Jahre seine Defensio pro se heraus. 1659 schrieb er eine Abhandlung über die Civilgewalt in Kirchensachen in englischer Sprache; auch arbeitete er an einer Geschichte von Großbritannien, die aber erst 1670 herauskam, und nur bis auf den Einfall der Normannen fortgeführt ist. Nachdem Carl II. den Thron seiner Väter wieder eingenommen, mußte sich Milton eine Zeitlang verborgen halten, bis eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht wurde. Milton durfte sich nun zwar wieder öffentlich zeigen, blieb aber natürlich von öffentlichen Aemtern ganz ausgeschlossen. Die übrige Zeit seines Lebens widmete er nun gänzlich der Freundschaft und den Musen. 1666 vollendete er sein berühmtes und erhabenes Epos: das verlorne Paradies, das anfangs vom Publikum mit Kälte aufgenommen und erst, nachdem Addison die Schönheiten desselben in seinem Zuschauer gezeigt hatte, gehörig gewürdigt wurde. 1671 trat sein zweites

Epos, das wiedergefundenen Paradies, ans Licht, das aber dem erstern weit nachsteht. Außerdem gab er noch heraus: Samson Agonistes, ein im Geschmacke der Alten geschriebenes Trauerspiel, eine Logik und eine Abhandlung über die wahre Religion. Er starb den 10. Nov. 1674 zu London. Milton war ein redlicher, offener Mann, von treffendem Witze und scharfem Urtheil. In seiner Jugend war er den Puritanern zugethan, hernach hielt er es mehr mit den Independenten und Anabaptisten, bis er sich endlich in seinem Alter von allen christlichen Gemeinen absonderte und keine Ceremonie von irgend einer Sekte beobachtete. Alle seine Schriften sind zu London 1699 in 3 Bänden in Folio zusammengedruckt; commentirt haben sie Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardson und Th. Warton.

Milz, ein Eingeweide von länglichrunder Form, in der rechten Seite unter den falschen Rippen neben dem Magen. Ihr Inneres besteht aus zelligem Gewebe mit einer großen Menge von Adern durchflochten, so daß sie ganz aus Blutgefäßen zusammengesetzt scheint. Die Schlagader, welche ihr das Blut zuführt, ist um $1/3$ kleiner als die Blutader, welche dasselbe wieder zurückführt; augenscheinlich wird also das Arterienblut in diesem Organe so verändert, daß es an Umfange zunehmen muß; auch ist es merkwürdig, daß dieses Venenblut, nicht wie aus andern Organen, wieder zurück in die große Hohlvene geht, sondern daß die Milzvene dasselbe in die Leber ergießt, wo es zur Absonderung der Galle angewendet wird. Zu demselben Zwecke wird ebenfalls das aus den Eingeweiden zurückkehrende Venenblut verwendet. Jene Milzvene nämlich verbindet sich mit der Gekrösvene und beide bilden die Pfortader, welche dieses Unterleibsblut vereint der Leber zur Gallenbereitung übergeben.

Mimen nannten die Griechen theils eine gewisse Art monodramatischer Gedichte; theils diejenigen, welche sie verfertigt hatten; theils noch gewöhnlicher die, welche sie recitirten. Auch die pantomimischen Tänzer und Tänzerinnen nannte man oft schlechtweg Mimi und Mimä. Unter Mimen, als Produkt der Dichtkunst, muß man eine gewisse Art Monodramen verstehen, in denen es hauptsächlich auf burleske Darstellung niedrig komischer Charaktere u. Leidenschaften, z. B. einer Hetäre, eines Ehebrechers, Geizhalses, Betrunkenen u. s. w. und auf Erschütterung des Zwerchfells der Zuhörer abgesehen war. Die Verfasser derselben waren daher auch größtentheils in der Wahl der Mittel, diesen Zweck zu erreichen, eben nicht sehr delikat und gaben der Freiheit, die man ihnen zum Vergnügen des Publikums zugestand, eine Ausdehnung, wobei züchtige Ohren wenig geschont wurden. Indessen hatte man doch auch Mimen, in welchen, wie Seneka selbst sagt, Gedanken und Sprüche vorkamen, die einem Philosophen Ehre machen konnten. Sowohl die römische als griechische Schaubühne war überflüssig mit Mimen aller Art versehen; aber da kein einziges Stück ganz auf uns gekommen ist, so können wir uns keinen ganz deutlichen Begriff von ihrer Form machen. Sophron, ein Zeitgenosse Solons, erfand sie; aber leider hat sich nichts davon erhalten. Er verfertigte für jeden Charakter einen eignen Mimus. S. Pantomime.

Mimik, die Kunst, durch Mienen und Geberden alle Gefühle auszudrücken. Dem Schauspieler ist sie ganz unentbehrlich, er muß hierin der Natur in ihren feinsten Uebergängen zu folgen suchen. Je südlich-lebhafter die Völker sind, desto mimischer werden alle ihre Bewegungen und selbst ihre Nationaltänze seyn. Bei den feinsinnigen Griechen hat diese Kunst einen Grad der Vollendung erreicht, von dem wir keinen Begriff mehr haben. Man stellte in mimischen Tänzen den Lauf der Sterne und alle Mythen der Götterlehre dar. Bei den Dionysien oder Bacchusfesten wurde die Mimik so wild und kühn, daß selbst die schwierigsten Stellungen unserer Springer und Seiltänzer uns nur einen schwachen Begriff von dem geben, wozu damals der

Rausch bacchischen Wahnsinnes begeisterte. Oft schwangen sich die Mänaden über entblößte Schwerter, und zerrissen tanzend die ihnen geweihten Rehböckchen. Der schönere Theil der Mimik wurde in neuerer Zeit zuerst durch die berühmte Lady Hamilton (s. d. Art.) wieder erweckt. Sie ahmte die Stellungen und den Faltenwurf der Antiken und der Vasengemälde nach; doch nur stillstehende, aufgefaßte Momente sind ihre Darstellungen; weit übertroffen ward sie von der deutsch. Künstlerin Hendel-Schütz, welche in ihren mimischen Darstellungen die reinen Formen der antiken Mythen sowohl als die ausdrucksvollen, rührenden und frommen Gestalten und Bilder der christlichen Mythe, nach dem verschiedenen Sinne der mannichfaltigen Malerschulen, mit seltener Kunst hervorzuzaubern weiß. Sie ist Meisterin des Faltenwurfes sowohl als des mimischen Ausdruckes. Auch der unter dem Künstlernamen Patrik Peale rühmlich gekannte Professor, Freiherr Gustav v. Seckendorf, hat diese Kunst meisterhaft geübt. Ueber die von den Künstlern jetzt sehr vernachlässigte Theorie der Mimik haben uns schätzbare Beiträge geliefert: Engel in seiner Idee zu einer Mimik, Berlin 1785, 2 Thle. (oder 7. und 8. Bd. seiner Schriften); ferner von Seckendorf in mehrern Schriften, z. B. in seiner Grundform der Toga, Gött. 1812, und in seiner Kritik der Kunst, ebendaselbst; ferner in seinen Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit, Aarau 1814, und vornehmlich in den Vorlesungen über Deklamation und Mimik, Braunschweig 1816, denen man noch hinzufügen kann: Klingemann's Vorlesungen für Schauspieler. Ueber die Mimik des Redners (s. d. Art. Beredsamkeit und Chirologie) giebt es mehrere Schriften, z. B. Cludius Grundriß der körperlichen Beredsamkeit, Hamb. 1796. Vergl. d. Art. Schauspielerkunst, Tableaux und Pantomime.

Mimische Darstellungen nennt man insbesondere die mimischen Stellungen und Handlungen, und die ableaux vivans, welche in neuerer Zeit sich vielen Beifall erworben haben.

Mimosa sensitiva (mimosa pudica L.), eine in Brasilien und andern Aequatorialländern in Amerika einheimische Pflanze, die bei uns jetzt in Gärten gezogen wird, gehört zum natürlichen Geschlecht der Leguminösen, deren Stämme in Aeste sich verbreiten, welche mit Härchen besetzt sind. An einem Stiele stehen federförmig 15—20 Paar längliche Blättchen; die Blumen sind hellroth und klein. Diese Pflanze besitzt merkwürdige Eigenschaften, welche in der ganzen Pflanzenwelt einzig sind. Sie öffnet ihre Blätter alle Morgen und schließt sie am Abend. Die Blättchen legen sich zusammen, wenn man sie reizt. Bei einer starken Erschütterung senkt sich das ganze mit den vier gefiederten Blättern versehene Blatt herunter, auch wohl alle Blätter an der ganzen Pflanze. Schneidet man den Theil eines Blättchens mit einer Scheere ab, ohne die Pflanze zu erschüttern, so legt sich erst dieses mit dem gegenüberstehenden zusammen, und dann folgt ein Paar nach dem andern. Brennt man ein Blättchen mit einem Brennglase, so erfolgt dieselbe Wirkung. Die Unterbindung hemmt diese Bewegungen nicht, und selbst abgeschnittene ins Wasser gestellte Zweige geben noch eine Zeitlang dieselbe Erscheinung. Schneidet man einen Zweig oder Blattstiel ab und vermeidet die Erschütterung, so bemerkt man eine Veränderung. Die an der Basis der Blätter und Blattstiele befindlichen Knoten scheinen am leichtesten empfänglich für äußere Reize. Man hat die Pflanze noch nicht so genau untersucht, daß man den nächsten Grund dieser Kontraktilität entdeckt hätte. S. Fühl= oder Sinnpflanze.

Mina (Xavier), geb. 1784 in Navarra, zeichnete sich während der französischen Invasion in Spanien als Guerillasanführer nebst seinem Oheim Franzesko Espozy bedeutend aus und that den Franzosen großen Abbruch.

Die Cortes ernannten hierauf 1811 den Oheim zum Anführer eines großen Freikorps, was nach und nach bis auf 15.000 Mann anwuchs. Dennoch wurde es von den Franzosen auseinander gesprengt (1813) und er genöthigt, in St. Jean de Port eine Zuflucht zu suchen. Die liberalen Gesinnungen seines Oheims, die er unverholen äußerte, nöthigten denselben zur Flucht nach Navarra, wo Xavier mit an dem Plane Theil nahm, Pampeluna zu überrumpeln, welcher mißlang und beide Mina's zwang, nach Frankreich zu entfliehen. Xavier wurde in Bordeaux angehalten, begab sich während der 100 Tage nach London und rüstete hier eine Expedition nach Mexiko aus, mit der er im April 1817 zu Matagorda landete. Seine strenge Mannszucht mißfiel den Insurgenten und er fiel als Opfer der Verrätherei den 27. Oktob. den Truppen des Vizekönigs von Mexiko in die Hände, der ihn den 15. Novemb. 1817 erschießen ließ. Vergl. Mexiko.

Minares, **Minarets**, sind bei den ansehnlichen muhamedanischen Moscheen runde, hohe und dünne Thürme, in denen Wandeltreppen angebracht sind, auf denen Hinauf- und Hinabsteigende sich nicht begegnen. Auf diese Thürme steigen die bei den Moscheen angestellten Muessins oder öffentliche Ausrufer alle Tage fünfmal, um das Volk zum Gebete zu rufen, da bei den Muhamedanern keine Glocken gebräuchlich sind.

Minden, die stark befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks (95 □ M. 336.000 Einw.) in der preuß. Provinz Westphalen, nahe bei dem berühmten Engpaß Porta Westphalika, in einer sehr schönen Gegend am linken Ufer der Weser, über welche eine 600 Fuß lange und 24 F. breite steinerne Brücke führt. Minden ist größtentheils enge und unregelmäßig gebaut, die Häuser meist massiv und altmodisch, und hat eine Bevölkerung von 7000 Seelen. Unter den 3 kathol. Kirchen zeichnet sich der Dom durch seine Größe und einfache Bauart vorzüglich aus; die Evangelischen haben ebenfalls drei Kirchen. Sehenswerth ist ferner das schöne Rathhaus, das Zeughaus rc. Minden ist der Sitz der Regierungsbehörden, eines königl. Gymnasiums und Schullehrerseminariums. Man findet hier ansehnliche Tuch-, Zeug-, Strumpf-, Tabaks-, Leder-, Eisen- und Stahlwaarenfabriken, beträchtliche Zuckersiedereien, viele Branntweinbrennereien rc. Der Handel und die Schifffahrt auf der Weser sind besonders wichtig. Im 7jährigen Kriege wurde Minden durch eine Schlacht berühmt, die 40.000 Verbündeten unter Prinz Ferdinand von Braunschweig über 80.000 Franzosen und Sachsen unter dem Marschall v. Contades den 1. Aug. 1759 gewannen. Die verbündete Armee hatte im Juli eine sehr vortheilhafte Stellung auf dem linken Weserufer und längs dem rechten Ufer der Bastau, von Minden bis hinter den Bastaumoor, genommen. Der Herzog manövrirte sie endlich aus ihrer Stellung und sie rückten westlich von Minden her vor. Contades stellte die Reiterei in die Mitte, das Fußvolk auf beide Flügel; bei den Alliirten umgekehrt. Ihr Fußvolk schlug 4 Angriffe der französ. Reiterei ab und brachte so das feindliche Centrum in Unordnung. Auch das franz. Fußvolk auf den Flügeln hatte unterdessen viel gelitten und als ihr Centrum in Gefahr war, ganz durchbrochen zu werden, zog sich die ganze Armee, doch in Ordnung zurück. Sie wäre vielleicht halb vernichtet worden, hätte der engl. Lord Sacville nicht aus Stolz und Neid den gemessensten Befehlen des Prinzen, mit der Reiterei anzugreifen, entgegengehandelt. — Das vormalige Bisthum, von Carl dem Großen gestiftet, wurde 1648 im westphäl. Frieden sekularisirt und als Fürstenthum an Churbrandenburg überlassen. Es enthielt auf 18 ½ Q. M. 70.000 Einw., die sich mit Getreide- und Flachsbau beschäftigten, auch beträchtliche Viehzucht trieben. Die Landstände bildeten das Domkapitel, die Prälaten und einige Städte und Flecken. Die königl. Einnahme betrug ohne Abzug der Verwaltungskosten

200.000 Thlr. Seit 1807 gehörte das Land zum königl. westphäl. Depart. Weser, seit 1809 zum französ. Depart. Oberems und kam 1814 wieder an Preußen.

Mine, ein in die Erde gegrabener und mit Pulver gefüllter Kasten, um die darüber befindliche Erde und Alles, was darauf ist, durch die Gewalt des entzündeten Pulvers in die Luft zu sprengen. Sobald der Kasten nur 10 bis 12 Fuß in die Erde eingegraben ist, heißt die Mine Fladdermine, und wird in der Feldbefestigungskunst gebraucht. Die Minen einer Festung heißen Contre- oder Gegenminen und bestehen gemeiniglich in einem Minengange (Gallerie), der unter dem bedeckten Wege am äußern Rande des Grabens fortläuft und Gallerie-Magistrale heißt. Von ihr gehen nach dem Felde zu kleinere Minengänge (Minengäste, Rameaux) unter das Glacis, von denen noch rechts und links die Horchgänge ausgehen, um darin die Anstalten des Feindes in seinen Angriffsminen zu behorchen. Der mit Pulver gefüllte Kasten heißt der Pulverkasten, und das, um ihn in die gehörige Tiefe unter die Erde zu bringen, gegrabene Loch der Brunnen, neben dem zur Seite ein Loch für den Pulverkasten gemacht wird, das der Minenofen oder die Minenkammer heißt. Um die Mine anzünden zu können, wird vom Pulverkasten aus eine Pulverleitung in einem Schlauch von Leinwand, Leder ꝛc. (Zündwurst), oder in einer hölzernen Rinne (Leitkasten) bis zum Minengang geführt, wo man vom Feinde ungesehn das Pulver anzünden kann. Wenn die Mine springt oder spielt, so entsteht durch den büschelförmigen Auswurf aus der Erde die Erd- oder Minengrube, ein Loch, der Trichter, dessen Größe von der Stärke der Pulverladung abhängt. Wird das Pulver so tief in die Erde gegraben, daß sich seine Wirkung nicht auf der Oberfläche der Erde zeigen kann, so entsteht in der Erde eine kugelförmige Gestalt, in der alle Erdtheile erschüttert und die in der Nähe liegenden feindlichen Minen verschüttet werden; dies nennt man die Wirkungssphäre oder (nach dem Erfinder Belidor) Globe de Compression; doch gebraucht man diesen Namen jetzt mehr für die sehr stark geladenen Minen des Belagerers einer Festung, um die Contreminen zu zerstören.

Mine (μνᾶ), bei den Griechen eine Münze, welche 100 Drachmen betrug (22 Rthlr. 12 Gr.); 2) ein Gewicht von 28 Loth 2 Quentchen 69⅓ Aß.

Mineralogie, ein Zweig der Naturgeschichte, welcher uns mit den Eigenschaften und Verhältnissen der Mineralien bekannt macht. Die Oryktognosie lehrt uns die Mineralien in ihrer natürlichen Ordnung, unter bestimmten Benennungen und durch festgesetzte Charaktere kennen. Vermittelst der chemischen Analyse werden wir mit der Beschaffenheit und Menge ihrer konstituirenden Theile vertraut, und die ökonomische Mineralogie zeigt uns den verschiedenen Nutzen, wozu sie können verwendet werden. Einfache Mineralien ordnet man in Klassen, Gattungen, Arten und Spielarten. Der umfassende Ausdruck für diese Eintheilung heißt Reich. Der Ausdruck Klasse gründet sich auf die wesentlichen, konstituirenden Theile. Davon giebt es vorzüglich vier: 1) der erdige, 2) der salzartige, 3) der brennbare, 4) der metallische; diese bilden die 4 großen natürlichen Klassen. Die Gattung wird bezeichnet durch den vorherrschenden erdigen, salzartigen, brennbaren, oder metallischen Stoff. Die Art umfaßt alle diejenigen Mineralien, die im äußerlichen Charakter und in der äußerlichen Zusammensetzung übereinstimmen. Eine Art hat Spielarten unter sich; diese unterscheiden sich durch den individuellen Charakter, z. B. durch den Glanz, Bruch, durch die Härte ꝛc. Die Klasse der erdigen Mineralien unterscheidet sich von den übrigen, daß sie im Allgemeinen nicht ausgezeichnet hart und spröde sind, gewöhnlich eine weiße oder helle Farbe besitzen, zu krystallisiren geneigt sind, bei einer niedrigen Temperatur unverbrennlich, ohne Geschmack und ohne Geruch sind.

Diese Klasse steht in einem mineralogischen System gewöhnlich an der Spitze; ihre Mineralien bilden die große Erdrinde und sind das Fossilien-Behältniß der übrigen Klassen. Diese Klasse theilt der Engländer Jameson in folgende 5 Gattungen: die Kieselerde, Thonerde, Kalkerde, Schwererde, Strontianerde. Die Klasse der salzartigen Mineralien zeichnen sich dadurch aus, daß sie mäßig schwer, weich und weiß sind, daß sie einigermaßen durchscheinend sind und Geschmack haben. In ihr finden sich nach Werner 4 Gattungen: 1) kohlensaure Salze, 2) salzsaure Salze, 3) salpetersaure Salze, 4) schwefelsaure Salze. Die Klassen-Charaktere der brennbaren Mineralien sind Leichtigkeit und Sprödigkeit. Die Individuen dieser Klasse sind mehrentheils undurchsichtig, kaum je krystallisirt, und fühlen sich nicht kalt an. Sie begreift 3 Gattungen: 1) Schwefel, 2) Kohle, 3) Reißblei oder Graphit. Die Klasse der metallischen Fossilien enthält viele Gattungen; sie zeichnen sich durch Undurchsichtigkeit und großes specifisches Gewicht aus; sie besitzen allgemein einen eigenthümlichen Glanz, sind zähe, aber im gewissen Grade zu hämmern; dabei kalt und nicht leicht entzündbar. Die Gattungen dieser Klasse sind so geordnet, daß diejenigen, welche die Eigenschaften derselben im höchsten Grade besitzen, zuerst aufgeführt werden. So besitzt das Platinum die metallischen Eigenschaften im höchsten Grade und steht deßwegen an der Spitze; zunächst kommt das Gold und Quecksilber, wegen ihrer großen specifischen Schwere; hierauf das Silber, Kupfer, Eisen u. s. w. Die von Werner und seiner Schule in der Beschreibung der Fossilien gebrauchten Charaktere, werden in 5 Klassen getheilt: 1) Der äußerliche Charakter begreift Farbe, Gestalt, Glanz, Bruch, Härte, Gewicht u. s. w. 2) Der chemische entdeckt sich durch Analyse. 3) Die physischen Eigenschaften zeigen sich durch den Magnet, durch Reibung und Hitze. 4) Die geognostischen Charaktere, oder das Vorkommen des einen Fossils in der Gesellschaft eines andern; so findet sich oft das gediegene Arsenikum bei dem rohen Auripigment, aber nie bei rohem Bleierz; dies kann also als ein vortreffliches Kennzeichen benutzt werden, um diese beiden Fossilien in zweifelhaften Fällen zu unterscheiden. 5) Der geographische Charakter, welcher von der örtlichen Lage des Minerals hergenommen wird. S. Joyce's Briefe über Experimental-Philosophie. Ullmann's (nach Karsten's Methode eingerichtete) Systemat. tabellar. Uebersicht der mineralogisch einfachen Fossilien. Cassel 1814. 4. Hoffmanns Handbuch der Mineralogie. Freiburg 1811. 12. 2 Bde. (fortgesetzt von Breithaupt, 3 Bde. 1. Freib. 1816), welches die Werner'sche Lehre am richtigsten und vollständigsten, mit Beifügung fremder Ansichten enthält; Werner's eigene Ansichten und Grundsätze der oryktognostischen Klassifikation enthält der Hesperus, herausgeg. von André. 1816. No. 44. Das in Spanien, Portugal, England, Amerika und in andern Ländern angenommene Wernersche System hat auch gut dargestellt Rob. Jameson in System of Mineralogy. Edinb. 1816. 2te A. 3 Bde. Hier in Edinburg besteht eine, dem großen Mineralogen Werner (st. zu Dresden den 30. Juni 1817) zur Ehre gestiftete Wernerian Society. Vergl. Schuberts Handbuch der Mineralogie. Nürnb. 1816. Unter den mineralogischen Doktrinen steht oben an die durch Hauys mathematische Bearbeitung vervollkommnete Krystallographie. Dem bloß praktischen Bergmann genügt vielleicht die sogenannte oryktognostische Kenntniß; der wissenschaftliche Mineralog aber kann die mathematische Lehre von den Krystalisationen nicht entbehren, welche schon auf ihrer jetzigen Stufe Blicke in den innern Zusammenhang der unorganisirten Natur eröffnen. In der krystallographischen Nomenklatur aber ist die Wernersche Methode der Hauyschen vorzuziehn. Ueberhaupt kann man jetzt in der Oryktognosie oder Mineralogie 3 vorzüglich herrschende Klassifikations-Methoden annehmen: eine naturhistorische, eine chemische und eine mathematische. Hausmanns Handb. der Mineralogie

Gött. 1813. 3 Bd. ist nach chemischen Prinzipien ausgearbeitet. Indeß haben Chemie und Mineralogie 2 verschiedene Zwecke, in jeder Wissenschaft aber muß dem eigenen, nicht einem fremden Zwecke gemäß klassifizirt werden. Nur dann, setzt man daher dem chemischen Mineralsystem entgegen, wenn alle Fossilienabänderungen auf dem krystallisch-chemischen Wege entstanden wären, und bloß krystallinisch gefunden würden, nur dann würden und müßten die verschiedenen gegenseitigen Verhältnisse der chemischen Bestandtheile die verschiedenen Fossilien auch stets im Aeußern klassifiziren. Moh's System stellt dagegen naturgemäße Charaktere auf von den Klassen, Ordnungen, Geschlechtern rc., die nicht auf solche Kennzeichen gebaut sind, welche sich nicht anders als mit Zerstörung der Natur des Fossils wahrnehmen lassen. Der Edelstein-Inspekt. Breithaupt in Freiberg bearbeitete eine Physiologie des Mineralreichs, in welcher er seinen Plastizismus, d. i. eine allgem. Gestaltungstheorie der elementarischen Stoffe (eine neue Entdeckung, welche mit den Erscheinungen des Elektrism., Magnetism., der Strahlenbrechung, der Schwere u. s. w. zusammenhängt) aufstellen wird. Er sucht dadurch vorzüglich die Natur der Krystalle, von denen er 3 große Hauptklassen aufgefunden, zu bestimmen und ein Mineralsystem möglich zu machen, welches den Ansprüchen der Mathematik, Physik und Chemie gleiche Genüge leistet.

Mineralquellen. Nach der Temperatur des Wassers theilt man die Quellen in kalte und heiße, d. h. solche, deren Temperatur die Atmosphäre übersteigt; einige, wie der Geiser auf Island, sind so heiß, daß man Eier, Fleisch u. s. w. darin kochen kann; bei andern ist die Hitze des Wassers weniger bedeutend. Diejenigen Quellen, welche im Winter heiß, im Sommer kalt seyn sollen, sind wohl nur solche, welche überall eine gleiche Temperatur behalten und daher dem Gefühl im Sommer kalt, im Winter warm erscheinen. Nach der Beschaffenheit des Wassers werden die Quellen in gemeine und mineralische getheilt; letztere, weil man sich ihrer in medizinischer Hinsicht zum Trinken und Baden bedient, nennt man auch Heilquellen, Gesundbrunnen. Das Wasser der Mineralquellen enthält verschiedene mineralische Substanzen in Auflösung. Man unterscheidet sie daher nach dem Gehalte, d. h. nach der Natur der darin aufgelöseten Substanzen (auch wenn von der größern oder geringern Menge der aufgelöseten Substanzen die Rede ist, bedient man sich dieses Ausdrucks), in a) Salzquellen, welche gemeines Salz oder Kochsalz enthalten; kein Land in der Welt hat so viele und so reiche Salzquellen, als Deutschland. b) Mineralische Quellen im engern Sinne, d. h. solche, welche nicht Kochsalz, sondern andere mineralische Substanzen aufgelöst enthalten und vorzugsweise zum Trinken und Baden in verschiedenen Krankheiten heilsam befunden worden sind. Auch davon giebt es kalte und warme. Die kalten sind entweder Sauerbrunnen, wenn sie viel Kohlensäure und mit dieser Eisen, Alkalien, Bittersalz u. s. w. enthalten; solche sind in Deutschland die Quellen von Schwalbach, Pyrmont, Selter, oder Bitterwasser, welche viel Bittersalzerde enthalten, wie das Seidlitzer-, Seidschützer rc. Wasser in Böhmen. Die warmen, auch Schwefelbäder genannt, enthalten außer den schon genannten Substanzen, viel Schwefel-Wasserstoffgas, welches ihnen einen widrigen Geruch giebt: solche sind in Deutschland die Quellen zu Wisbaden und Carlsbad. Auch an solchen eigentlichen Mineralquellen, gewöhnlich Bäder genannt, ist Deutschland vorzüglich reich. Diese auffallende Beschaffenheit so vieler Quellen hat die Frage veranlaßt, woher die hohe Temperatur einiger und der besondere Gehalt anderer? Die gewöhnliche Antwort ist, die heißen Quellen entständen dadurch, daß das Wasser von unter der Erde brennenden Steinkohlen, oder andern brennenden und erhitzten Substanzen erhitzt würde; die Salz- und Mineral-Quellen aber dadurch,

daß ihr Wasser durch Lager von solchen Substanzen durchrieselt, welche sie aufgelöst enthalten. Diese Antwort aber ist durchaus falsch: denn einmal wird dadurch die bei einigen seit Jahrtausenden bekannten Quellen stets gleiche Temperatur, und der eben so sich gleich bleibende Gehalt anderer völlig unbegreiflich; dann aber hat man noch nie ein Lager solcher Substanzen, z. B. Salz in der Nähe solcher Quellen gefunden, obgleich der Boden in der Nachbarschaft, des Bergbaues wegen, vielfältig ist durchwühlt worden. Die Sache ist also bis jetzt noch völlig räthselhaft und erwartet ihre gründliche Erklärung von einer genauern Erforschung der Natur.

Mineralwasser (künstl.). Durch die Analyse der natürlichen Mineralquellen ist man auf die Idee gekommen, durch chem. Zusammensetzungen ähnliche Wasser auf künstl. Wege zu bereiten; doch nie hat es die Kunst vermocht, ihren Produkten alle physischen u. chemischen Eigenschaften der Natur zu geben; die Wirkungen jener auf den menschlichen Organismus stehen ebenfalls diesen weit nach. Diese verschiedene Wirkungsart der künstlichen Wasser von den natürlichen kann man nur dem Umstande zuschreiben, daß die ersteren nicht genau der Analogie der letzteren gemäß gebildet werden. Ueberhaupt scheinen bei der Untersuchung der natürlichen Mineralwasser folgende Fehler begangen worden zu seyn: 1) Man hielt die Bestandtheile, die bei der chemischen Analyse gefunden wurden, für wesentliche Ingredienzen der natürlichen, und beachtete nicht den Zweifel, ob sie nicht, statt Edukte, Produkte seyn könnten; d. h. ob nicht jene Bestandtheile erst durch den chemischen Zersetzungsprozeß hervorgebracht und gar nicht ursprünglich in der Gestalt und Menge dieser Mischungsverhältnisse in den natürlichen Wassern vorhanden gewesen seyn. 2) Manche ursprüngliche wurden zu wenig gewürdigt; man hielt sie für Zugabe, die ohne Nachtheil wegbleiben könnten. Dies Schicksal hatte hauptsächlich die Talk- und Kalkerde, und auch die Kieselerde sah man für etwas Ueberflüssiges an. 3) Schwerauflösliche Bestandtheile ließ man aus der Mischung weg, und dies um so eher, weil man nicht im Stande war, sie in der Quantität, worin sie in den natürlichen angetroffen werden, in reinem Wasser aufzulösen. Die Fabrikanten künstlicher Mineralwasser glaubten schon genug gethan zu haben, wenn sie Kalk- oder Talkerde zusetzten und kümmerten sich nicht um die Metalloxyde. 4) Man mischte zwar die gehörige Menge Kohlensäure und Neutralsalze zum reinen Wasser, beachtete aber nicht sehr die innigere oder lockere Verbindung, worin diese Ingredienzen in den natürlichen Wassern gegeneinander stehen; daher denn auch gewöhnlich die künstlichen diese Bestandtheile lange nicht so fest gebunden enthalten, und auch sich in ihnen eher ein Niederschlag bildet. 5) Man berücksichtigte nicht hinlänglich andere Umstände, denen man doch nothwendig einen großen Einfluß auf die Bildung der natürlichen Mineralwasser zuschreibet; z. B. bei den warmen und heißen den Grad der Wärme. Aus den künstlichen entbindet sich auch die Wärme viel leichter, und mit ihr muß auch einen bedeutenden Theil der Kraft verloren gehen; den bestimmten und gemessenen Druck, unter dem die Mischung der natürlichen Wasser vor sich geht; die Ausschließung des Einflusses der Luft. Im dunklen Schooße der Erde, entfernt von der Einwirkung der Atmosphäre, bereitet die Natur ihre mineralisches Quellwasser; bei der Bereitung der künstlichen wird sie nicht sorgfältig ausgeschlossen; und sollte es ihrer Berührung nicht mit zuzuschreiben seyn, daß die künstlichen nie die Eigenschaften der natürlichen vollkommen erreichten? Ueberdies wissen die Chemiker nicht, in welcher Reihefolge die Natur die Ingredienzen zusammenmischt; und die feinern geistigern Agentien, als Elektricität, Galvanismus rc., die bei jeder Naturbildung eine bedeutende Rolle spielen, entgehen ihnen gänzlich. Zur Erreichung dieser Bedingungen sind seit einigen

Jahren durch Herrn Dr. Struve in Dresden mannichfaltige Apparate geschaffen, verändert und verbessert worden. Die Wirkung der in der Struve'schen Anstalt bereiteten und getrunkenen künstlichen Mineralwasser ist oft überraschend wohlthätig und im Ganzen der der natürlichen gleich. Darum hat auch die Struve'sche Anstalt nicht nur in ihrem Geburtsorte (Dresden) sehr viel Theilnahme gefunden, sondern ist auch im J. 1822 nach Leipzig verpflanzt worden, wo sie fleißig und mit dem größten Erfolge besucht wurde. 1823 wurden auch in andern großen Städten (Berlin, London u. s. w.) unter der Leitung und auf Kosten des ersten Unternehmers ähnliche Anstalten errichtet.

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, eine der berühmtesten Gottheiten des Alterthums, ist die Tochter Jupiters, der sie aus seinem Haupte gebar, nachdem er ihre Mutter Metis, welche mit ihr schwanger ging, verschlungen hatte. Pindar erzählt ihre Geburt so: Durch die Kunst des Vulkan, der mit einem Beile Jupiters Haupt spaltete, erhielt sie ihr Daseyn. In voller Rüstung sprang sie aus demselben mit schrecklichem Kriegsgeschrei hervor. Von dem Schwunge ihres Speers bebte der Olymp, seufzte die Erde, brauste der Ocean, stand still der Wagen des Helios, bis sie die göttlichen Waffen ablegte. Am Tage ihrer Geburt ließ Apollo zuerst der Minerva auf der Insel Rhodos opfern, und ein goldener Regen, d. i. Reichthum und Ueberfluß, belohnte die Opferer. Minerva wurde nach drei verschiedenen Begriffen gedacht: 1) als Kriegsgöttin oder Pallas. Als weise Kriegerin, im Gegensatz von dem wilden, blutdürstigen rohen Mars, tritt sie zuerst in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenschlachten besiegt sie den Pallas und Enceladus. Sie war die immerwährende Begleiterin und der Beistand großer Helden. Als Perseus den Kopf der Gorgone zu holen abging, begleitete ihn Minerva; als die Argonauten die berühmte Fahrt nach Colchis vor hatten, gab Minerva das Schiff dazu an; als Bellerophon die Chimäre zu tödten befehligt wurde, lehrte sie ihn das Pferd Pegasus bezwingen; ebenso war sie auch eine vielfältige Begleiterin des Herkules und gab dem Jupiter den Rath, den sterblichen Herkules mit auf die Seite der Götter zu ziehen; auch der tapfere Tydeus zog sich ihre Gunst zu, daß sie ihm sogar die Unsterblichkeit verleihen wollte. Vor Troja ist sie eine Freundin der geschickten und den Krieg mit List führenden Griechen, da im Gegentheil Mars auf der Seite der Trojaner und ihrer barbarischen Alliirten steht. In dem berühmten Göttergefechte vor Troja kämpft sie gegen den Mars. Auch bis zur Eroberung begünstigte sie die Griechen. Sie lehrte den Epeus das berühmte Pferd verfertigen und brachte den Laokoon, der dasselbe anfeindete, um. 2) Minerva Ergane, unter welchem Namen sie als Göttin der Weisheit und der Erfindsamkeit betrachtet wird; sie zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Nähen, Sticken, Weben, Spinnen stehen unter Athene Ergane. Sie webt sich kostbare Gewänder. Der Juno Staatsgewand ist ihr Gewebe. Sie ist auch die Geberin aller dieser Geschicklichkeiten, und große Künstlerinnen sind ihre Töchter. Sie lehrt auch Pandoren die weiblichen Arbeiten. Dagegen macht sich Arachne (s. d. Art.), welche ihr Gewebe dem der Athene vorzieht, ihr verhaßt und wird in eine Spinne verwandelt. Doch auch jeder große Künstler ist Minervens Liebling und Beschützer. So Harmon, der das Schiff des Paris bauete, und so auch Gold- und Silberarbeiter. Ovidius macht sie daher zur Göttin aller Wissenschaften und Künste, des Webens, Spinnens, Nähens und Färbens, der Baukunst, der Bildhauerkunst, der Dichtkunst, des Unterrichts und der Arzneikunst. Eben deswegen werden ihr auch viele nützliche Erfindungen, die Schilde und mit Eisen beschlagenen Wagen, der Spinnrocken u. s. f. zugeschrieben. Kurz,

wo Verstandeskraft und thätiges Denkvermögen sich wirksam zeigen können, wo Ueberlegung und Klugheit ihren Spielraum findet, da zeigt sich die Macht der Athene. 3) Minerva Medica, oder Päoina, Hygieia, die Göttin der Gesundheit und erste Erfinderin der Arzneikunst. In allen diesen Hinsichten ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens. Athen, diese Stadt der Wissenschaft und Kunst, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, warf sie sie von sich und belegte den mit dem härtesten Fluch, der sie aufnehmen würde. Dieser Fluch ging an Marsyas in Erfüllung (s. d. A.). „Als die Vorstellung der reinen Verstandeskraft trägt sie nur darum eine körperliche Hülle, um dadurch einer sinnlichen Darstellung fähig zu werden. Sie trägt den Körper nur um der Künste willen, und er bleibt immerdar ohne Einfluß auf ihren Charakter als Göttin. Darum weihte sie sich einer ewigen Jungfrauschaft, die Kraft der Liebe schwindet an ihrem Herzen und die Macht der Sinnlichkeit erliegt der Uebermacht ihres ewig regen Geistes. Wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache ihres gefühllosen Herzens. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindet, und sie ringt mit mancherlei Kraft gegen den wollüstigen Hephästus (Vulkan), aus dessen fruchtloser Umarmung ohne ihre mütterliche Beihülfe der schlangenfüßige Erichthonius entstand. Die neuere Dichtung setzt sie nur einmal aus diesem Charakter der Jungfräulichkeit heraus, indem sie dieselbe mit Juno und Venus nackt vor dem richtenden Paris erscheinen läßt.“ So Rambach. Mit jenem Charakter des reinen kalten Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Weibliche Schönheit verbunden mit männlichem Ernste; ihr gesenktes Haupt, ihr in sich gekehrter Blick zeigen Nachdenken und Prüfung an. Die kriegerische Minerva war bewaffnet, sie legt dann statt des Peplum den Panzer ihres Vaters an, hält den Speer in der einen Hand und den Schild ihres Vaters, die unzerstörbare Aegide, in der andern Hand. An diesem Schilde hängen hundert goldene Quasten, s. Aegis. Die Furcht, die Zwietracht, die Stärke und Mordlust umgeben dasselbe. Auf das Haupt setzt sie den mit goldenen Buckeln besetzten Helm, von dem Mähnenbüsche herabwallen, und den eine Menge Fußvolk von hundert Städten nicht wegzuheben vermag. Er ist bald mehr, bald weniger geschmückt; bald mit Greifen, als dem Symbol des Forschens, bald mit dem Widder, als Symbol der Kraft, bald mit einer Reihe von Rossen, die vorn am Helme wie ein Kriegsgespann stehen, während Flügelpferde an der Seite (weil sie dem Pegasus Zaum anlegte) und in der Mitte die Sphinx (Sinnbild der Klugheit) den dreifachen Mähnenbusch hielten. Eine unvergleichlich schöne Statue dieser Art, die Winkelmann nicht genug erheben kann, steht in der Villa Albani zu Rom im großen Saal; eine andere schöne Minerva verwahrt das Capitol daselbst. Minerva Ergane ist unbewaffnet und trägt bloß das Peplum, ein feines, dünnes Gewand, das über die Unterkleider geworfen wurde. Minerva Hygea, oder die Gesundheitsgöttin, endlich hält auf einem Leuchter, von etruskischer Arbeit im Museum Clementinum im Vatikan, einen Stab, um den sich eine Schlange windet. Man hat auch noch Spuren der Minerva Musica auf Gemälden, die in des Titus Bädern gefunden worden sind. Sie hält da die Pfeife, die sie wegwirft. Zu den Attributen der inerva gehören außerdem die Aegis, der argolische runde Schild und das an demselben oder auf der Brust befindliche Medusenhaupt. Beigegeben ist ihr die Nachteule oder auch der Hahn, um die Wachsamkeit zu bezeichnen. Oft füttert sie aus einer Schale die Schlange, ein Attribut, wodurch sie als Erhalterin der Gesundheit bezeichnet wird. Der Oelzweig deutet auf die Künste des Friedens, die durch sie gedeihen. So stellte sie auch

Phidias dar. Minerva war die erste Anpflanzerin des Oelbaums. Als sie und Neptunus um die Benennung Athens stritten, wurde von den Göttern die Entscheidung gegeben, daß die Stadt nach dem Namen dessen genannt werden sollte, der das beste Geschenk den Menschen geben würde. Neptun brachte das Pferd hervor; allein der Oelbaum der Minerva wurde für nützlicher erachtet. Minerva war nicht allein die Stadt Athen gewidmet, wo sie unter dem Namen Polias den Haupttempel der Stadt inne hatte, und ihr Perikles unter dem Namen Parthenos den schönen noch vorhandenen Tempel, Parthenon genannt, erbauete; sie hatte auch durch ganz Griechenland fast in allen Städten Tempel. Ihr zu Ehren feierte Athen die Parthenäen. Ein anderes Fest war die feierliche Abwaschung ihrer Bildsäule zu Athen, hauptsächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Wasser von den Händen keuscher Jungfrauen geschah. Die Römer verehrten sie anfangs bloß als Kriegsgöttin (Bellona), später ward sie eine Hauptschutzgöttin Roms. Sie hatte hier nebst dem Jupiter und der Juno den Haupttempel der Stadt auf dem Capitol inne, außerdem noch verschiedene Tempel in der Stadt. Ihr Fest Quinquatrus wurde jährlich im März gefeiert, von den Künstlern und Professionisten, und am letzten Tage von den Pfeifern begangen, dauerte aber überhaupt fünf Tage. Die Gelehrten hielten an diesem Feste in spätern Zeiten Wettstreite.

Mingotti (Catharina), sehr berühmte Sängerin, war die Tochter eines östreichischen Offiziers und 1728 zu Neapel geboren. Da ihr Vater kurz darauf Neapel mit Schlesien als Aufenthalt vertauschte, nahm er sie mit. Nach seinem Tode wurde ihre Erziehung in einem Ursulinerkloster vollendet. Hier legte sie den ersten Grund in der Musik, heirathete später den Unternehmer der Oper zu Dresden und erhielt vollkommene Ausbildung durch den berühmten Porpora. Bald erscholl die Macht ihres Gesanges durch ganz Europa und sie erhielt Anträge, um ihr Kunsttalent zu zeigen, von Neapel, Spanien, Frankreich und England, denen sie willig Folge leistete. Im Jahr 1763 verließ sie Dresden und begab sich nach München als Hofsängerin. Sie starb 1807 zu Neuburg an der Donau bei ihrem Sohne, dem Forstinspektor Samuel von Buckingham.

Miniaturmalerei, eine überaus zarte und zierliche Art der Malerei, welche nur auf feinem Pergamente und Papiere oder auch Elfenbeine gearbeitet, allein mit Wasserfarben mit Gummi angemacht, verrichtet und nicht leicht anders, als in kleinen Stücken, geübt wird; daher sie auch nur in der Nähe muß angesehen und betrachtet werden. Es gehört dazu ein reines Pergament, welches auf ein Brett behend geleimet wird, damit es fest liege; die feinsten Farben in elfenbeinernen Scherben oder Meermuscheln zugerichtet, recht reines und wohl temperirtes Gummiwasser und zarte Pinsel. Und wenn man Alles genau beobachten will, soll auch das Zimmer, in welchem die Arbeit vorgenommen wird, nur ein Fenster haben, der Tisch von gleicher Höhe mit demselben seyn, und das Licht von der linken Hand darauf fallen. Die Arbeit wird mit Anlegung der Farbe angefangen und der Grund mit großen und gleichen Strichen untermalt, doch nicht gleich so stark, wie er zuletzt seyn soll, weil die Farbe durch das Punktiren gestärkt wird. Das Punktiren ist mancherlei. Einige machen runde Pünktchen, Andere längliche, Andere machen Striche kreuzweis über einander, bis es aussieht, als ob Alles getüpfelt wäre, und diese Manier wird für die geschwindeste gehalten. Zuletzt kömmt es hauptsächlich darauf an, daß die Farben sich verlieren und eine in die andere zerfließe, und die Striche dergestalt gelindert werden, daß kein Abschnitt und Unterschied dabei erscheine. Wenn nun ein Werk ganz fertig ist, so giebt das Aufhöhen ihm ein angenehmes Ansehen, wenn nämlich auf das äußerste vom Lichte, etliche Blicke

von einer bleicheren Farbe, die sich unter den andern verlieren muß, gegeben werden. Miniaturmalereien kommen schon aus dem 9. und 10. Jahrh. als Verzierungen der Handschriften in Italien und Frankreich vor. Ueberhaupt war diese Malerei eine Beschäftigung der Mönche. Sie blühte in dieser Art vorzüglich im 14. Jahrh. unter Carl V. in Frankreich, und erreichte noch unter Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber durch das Emporkommen der Kupferstecherkunst in Verfall. In der neueren Zeit hat man sie vorzüglich zum Porträt angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neueren Zeit waren: Mengs, Chodowiecki, Füger, Westermann, Mixon und Shelly. Ueber die Theorie dieses Kunstzweiges vergl. Violett's Anweisung zur Miniaturmalerei, aus dem Franz., Hof 1793, und d'Arnaud de Montany's Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmalen, aus dem Franz., Straßburg 1796, 8.

Minimi, ein von Franz de Paula und Andern in Calabrien gestifteter Mönchsorden, welcher 1474 vom Papste Sixus IV. bestätigt wurde, und diesen Namen (die Kleinsten) bekam, um noch mehr Demuth zu zeigen, als die Schüler Franz von Assisi, welche Minoriten (die Kleinern) heißen. Die Mönchen dieses Ordens sind dunkelbraun gekleidet, haben einen kleinen wollenen Gürtel und, außer den gewöhnlichen Gelübden, noch das des ewigen Fastens. Sie dürfen weder Fleisch noch Eier, oder Bereitungen aus der Milch essen, auf keinem Pferde reiten und kein Geld bei sich führen. Im 18. Jahrh. zählten sie über 550 Klöster in 30 Provinzen. 1815 erhielten sie ihr im Neapolitanischen gelegenes Stammkloster vom König Ferdinand I. wieder zurück.

Minimum, der geringste Grad einer Sache, im Gegensatz von Maximum.

Minirer sind die Arbeiter in den Minen. Beim Arbeiten hängen sie eine Kappe über den Kopf, damit ihnen die hinunterfallende Erde die Augen nicht verletze. Sie haben Hauptleute, Lieutenante, Fähndriche, Sergeanten, Gefreite und Gemeine, tragen Flinte, Pistole und Pulvertasche, und marschiren gewöhnlich mit der Artillerie.

Minister, Name der höchsten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürsten arbeiten, und entweder einzeln, jeder an der Spitze eines besondern Departements stehen, und über der dasselbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorher gegangene Rücksprache mit ihren Collegen dem Fürsten vortragen, oder gemeinschaftlich alle wichtigeren, die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen, und dem Regenten das Ergebniß ihrer Berathungen vorlegen. In den meisten größeren Staaten giebt es daher Justizminister, Finanzminister, Minister des öffentlichen Schatzes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Kriegs- und Seeminister, Minister des Handels, des Cultus, des öffentlichen Unterrichts. Verschieden vom Ministerium ist in einigen Staaten das Cabinet, worunter man entweder die Behörde versteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten besorgt, z. B. in Rußland, oder die hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten leitet. Die Provinzialminister stehen in besondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung, jedoch in einem untergeordneten Verhältniß zu dem Ministerium als einer Gesammtbehörde. In Frankreich stehen neben den Departementsministern noch Staatsminister, ein Ehrentitel, der mit keinen ministeriellen Geschäften nothwendig verbunden ist. Die Principal- oder Premierminister in einigen Staaten versehen in der Abwesenheit des Fürsten, oder in mehr oder weniger wichtigen Angelegenheiten dessen Stelle, führen nach Gutbefinden bei allen ministeriellen Departements den Vorsitz und kontrolliren dieselbe. — Ministerium heißt in einigen Städten auch die Gesammtheit der Geistlichkeit.

Ministerialen, s. Lehnswesen.

Ministerialpartei wird in England und in andern Ländern, die eine repräsentative Verfassung haben, diejenige politische Partei genannt, die im Parlament und in den Kammern sich den Maßregeln des Ministeriums vorzüglich günstig zeigt, die bei der Verhandlung, selbst beim Abstimmen sich für Alles, was von demselben gewünscht wird, erklärt. Da ein Minister in einem konstitutionellen Staate sich ohne Stimmenmehrheit im Parlament und in den Kammern nicht erhalten kann, so versteht es sich von selbst, daß der jedesmalige Minister solche Stimmenmehrheit auf alle mögliche Weise zu erlangen und sich zu sichern sucht. Die Bildung einer Ministerialpartei ist besonders in den Ländern nicht schwer, wo die Besetzung aller öffentlichen Stellen von der Regierung abhängt. In England wird als ein nicht minder wirksames Mittel zu diesem Zwecke die Verleihung von Sinekuren und der Aristokratismus einiger, der Regierung treu ergebener Familien benutzt. Die Art der Wahlen der Repräsentanten in Frankreich und England ist ebenfalls dazu günstig. Vergl. d. Art. Oppositionspartei.

Minne, das alte deutsche Wort für Liebe und Freundschaft, insbesondere für Geschlechtsliebe, von welchem Walther von der Vogelweide folgende Erklärung gibt: „Minne ist zweier Herzen Wonne, theilen sie gleich, so ist die Minne da." Gespräche über die Minne kommen im Titurel, bei Veldeck, Ulrich von Lichtenstein, Howart und der Winsbekin vor. Auch wird Minna bei den altdeutschen Dichtern als Mädchenname gebraucht, und der Abendstern wird Minnestern genannt.

Minnegerichte, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Minnesinger, altdeutsche Dichter zur Zeit der schwäbischen Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause, von 1138 bis 1346, daher auch schwäbische Dichter genannt. Mannichfaltige Umstände beförderten das Aufblühen der Dichtkunst unter den Deutschen in jener merkwürdigen Zeit. Zwar waren schon vorher nicht unglückliche Versuche gemacht worden, wie das Siegeslied auf Ludwig III. aus dem 9. oder 10. Jahrh. und der Lobgesang auf den Erzbischof Hanno von Köln (vergl. d. Art.) aus dem Anfange des 11. Jahrh. beweisen; aber es waren eben nur Versuche Einzelner, in denen zwar eine zum Leben aufstrebende, aber immer noch mit mannichfachen Hindernissen, namentlich mit einer noch wenig gebildeten und unfügsamen Sprache kämpfende Kraft sich kund that. Erst mit Konrad III., dem ersten Hohenstaufen auf dem Kaiserthron, begann die bessere Zeit eines edleren Gesanges unter den Deutschen. Die Sprache hatte sich bereits so weit ausgebildet, daß sie auch den widerstrebendsten Stoff zu besiegen vermochte, und vorzüglich war es die schwäbische oder alemannische Mundart, die sich durch ihre Vortrefflichkeit zur Hof- und Büchersprache des ganzen gebildeten Deutschlands erhoben hatte. Die Kreuzzüge brachten die Deutschen mit den wohlhabenden italienischen Handelsstädten in Berührung, wodurch ihr Geschmack verfeinert und eine größere Pracht an den Höfen erzeugt ward. Dieselben Kreuzzüge führten sie nach dem kunstreichen Konstantinopel und unter den wärmern asiatischen Himmel, von wo sie mit neuen Kenntnissen, mit geschärftem Witze und mit einer von so vielem Neuen durchglühten Einbildungskraft zurückkehrten. Mit ihnen zog der Hang zu ritterlichen Abenteuern ein, und es bildete sich jener romantische Geist des Ritterwesens, dessen Grundzüge — Religion, Heldenmuth, Ehrliebe und Frauendienst — in ihrem Wesen so poetisch, der Dichtkunst einen neuen Zauber verleihen mußten. Neben dem Ritterstande erhob sich ein freier, wohlhabender Bürgerstand, nicht ohne Empfänglichkeit für das Schöne in jeder Kunst. So hätte die deutsche Dichtkunst gedeihen müssen, auch wenn

die Gesänge der Troubadours oder provenzalischen Dichter nicht herübergeklungen wären aus dem südlichen Frankreich nach dem benachbarten und durch mancherlei Bande damals verbrüderten Deutschland, auch wenn das kunstliebende Geschlecht der Hohenstaufen nicht so begünstigend und theilnehmend dazu mitgewirkt hätte. Friederich I. z. B. zog provenzalische Dichter an seinen Hof, und dichtete selbst in der provenzalischen Sprache. Dann zeichnete sich der thüringische durch Kunstpflege und wetteifernde dichterische Betriebsamkeit aus; Landgraf Hermann (s. d. Art.) und seine Gemahlin Sophie, seine Schwiegersöhne Heinrich der Fette, Herzog von Anhalt, und Heinrich, Markgraf von Meißen, seine Dienstleute, Schreiber und Kaplane prangen entweder in den Verzeichnißen der schwäbischen Dichter oder werden in den Dichterwerken der Zeit erwähnt; die gefeiertesten Sänger, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, lebten häufig an diesem Hofe, welchen der Dichterkrieg auf der Wartburg (s. d. Art.) allein schon zu verewigen vermöchte. Aehnliches Verdienst erwarben sich der hennebergische Hof, der österreichische, steyermärkische und andere; die Grafen Otto von Bodenlaube d. h. Henneberg (st. 1254) und Friedrich von Leiningen (1289) nehmen keine der letzten Stellen unter den Dichtern ihrer Zeit ein; und so werden der gefühlvolle Markgraf von Brandenburg Otto IV. mit dem Pfeile (st. 1308), Wenzel, König von Böhmen (st. 1253), der zartsinnige Heinrich IV., Herzog von Breslau (st. 1299), und Johann, Herzog von Brabant (st. 1294), mit verdienter Auszeichnung genannt. Minne war der Hauptgegenstand, den jene ältesten deutschen Sänger im Tone der reinsten Gemüthlichkeit und einer kunstlos herzlichen Sprache zu feiern pflegten; daher der Name Minnesinger, obwohl sie nicht selten auch andere Stoffe, Natur, Tapferkeit u. s. w. behandelten. Aber immer kehret wieder die begeisternde Süßigkeit der Liebe, die Feier der Frauenschönheit, die Sehnsucht nach ihrer Huld, die Freude über ihre Zuneigung, die Wehmuth über ihre Kälte, die Sorge für ihr Wohl. Alles, was Natur in Blumen und Lüften, in Bächen und Triften, was Menschen-Umgebungen in Blicken und Worten darbieten, reget dieses alleinherrschende Gefühl an; diesem ordnet Alles sich unter, leihet ihm Bild und Farbe und muß dienen, dessen Wahrheit und Allmacht vernehmlich werden zu lassen. Oft dränget sich in munterer Laune ein leichtes, keckes Spiel mit diesem zauberischen Gefühl hervor, oft kindlich-liebliche Tändelei, selten Leichtfertigkeit und Lüsternheit. Ein frommer, reiner Sinn leuchtet fast überall hervor. Der äußere Karakter der Lieder und Canzonen (Laiche) ist eine höchst kunstreiche und dabei kindlich spielende Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Assonanzen, die wie Echo's aus der Tiefe der Seele durch diese Gedichte gehen und in denen die Gedanken sich unaufhörlich herausfordern und antworten. Dabei sind diese Lieder von so mannichfaltigem Versmaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechslung in ihren Melodien schließen und die Unerschöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen zum Aussprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren alle Dichter, Tonsetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Natursinn von der Trennung dieser Künste keinen Begriff hat. Daher heißen sie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler und Spielleute. Ueber die merkwürdigsten Minnesänger, ihr poetischer Charakter, ihre Lieder, s. d. Art. Deutsche Poesie und Romantische Poesie. Den Verfall der Ritterschaft, das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Christenheit in einen romantischen Enthusiasmus, den fruchtbarsten Boden der Poesie, hingerissen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters, und die Vertauschung der süßen Schwärmerei der

ältern Zeit mit der trocknen Reflexion der neuern überlebte der deutsche Minnegesang nicht; im Anfang des 14. Jahrhunderts hören wir nur noch wenige der ältern Minnesinger würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunst und Gesang fielen in diesem Jahrhundert, von dem Adel, der aufs Neue verwilderte, verlassen, den Bürgern der Städte anheim, die sie nicht anders als handwerkmäßig zu treiben wußten, und in deren Händen sie zum wahren Handwerk wurden (s. Meistersänger). Eine bis her zu Paris befindlich gewesene, jetzt nach Heidelberg zurückgekehrte und unter dem Namen der Manessischen Sammlung bekannte Handschrift enthält lyrische Gedichte von 140 Minnesingern. Bodmer und Breitinger in Zürich veranstalteten einen Abdruck derselben, der in den Jahren 1758 u. 59 in 2 Thl. in 4. erschien. Andere handschriftliche Sammlungen, worunter der Jenaer Codex vorzüglich wichtig, enthalten reiche, zum Theil noch unbenutzte Schätze. Unter den Bearbeitern dieses Theils der altdeutschen Literatur verdienen genannt zu werden: Bodmer, Breitinger, Müller, Adelung, Herder, Gräter, Tiek, vorzüglich aber v. d. Hagen, Büsching, Docen, A. W. Schlegel, Grimm und Görres.

Minorat, das hier und da gebräuchliche Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauerngütern namentlich das Recht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut für den wahren Werth annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

Minorennität (Minderjährigkeit) ist dasjenige Alter, in welcher eine Person aus der Unmündigkeit, welche mit dem 14ten Jahr endet, herausgetreten ist, aber die Jahre der Volljährigkeit noch nicht erreicht hat, die erst nach römischem Recht mit zurückgelegtem 25., nach deutschem Rechte aber bereits mit dem zurückgelegten 21. Lebensjahre beginnt. So lange einer minderjährig, ist er seines Gutes nicht mächtig; er kann seine Habe wohl vermehren, aber ohne Zustimmung seines Curators oder Vormünders nicht veräußern. Aus wichtigen Ursachen kann einer vor der rechtsgehörigen Zeit volljährig erklärt werden: dies muß aber von der höchsten Staatsgewalt auf Berichterstattung der Obrigkeit geschehen. Man nennt dieses die veniam aetatis. S. Volljährigkeit.

Minorka, die kleinere von den auf der Ostseite von Spanien gelegenen balearischen Inseln (s. Balearen). Sie gehört zum span. Königreich Minorka, und enthält 12 bis 15 Q. M. mit ungefähr 32.000 Einw. Man treibt Viehzucht und hat Wolle, Honig, Oel und Wein genug, selbst schon im Junius. Salz liefern die Berge im Ueberfluß und auch noch manche andere Mineralien. Feld- und Gartenbau werden fleißig betrieben, doch fehlt es an Getreide, welches man aus Afrika erhält. Die Einwohner werden als ein munteres Volk beschrieben, das Dichtkunst, Tanz und Musik liebt, mit der Schleuder trefflich umzugehen weiß und starke Küstenschifffahrt treibt. Die Ausfuhr beträgt jährlich 400.000 Livres, die Einfuhr ist doppelt so groß. Die Insel kam 1708 bei Annäherung der engl. Flotte durch Uebereilung des Commandanten unter die Gewalt Karls III., und wurde den Engländern durch den Utrechter Frieden 1718 überlassen. 1756 eroberten sie die Franzosen unter Richelieu; der britt. Admiral Byng (s. d. Art.), der sie nicht entsetzt hatte, wurde zum Tode verurtheilt; aber sie kam wieder an England in dem zu Fontainebleau 1763 geschlossenen Frieden. 1782 wurde sie von spanischen und französischen Truppen unter dem Herzog von Crillon für Spanien erobert, das sie auch im Frieden 1783 behielt. 1798 besetzten sie die Britten aufs Neue, gaben sie aber 1802 wieder zurück. — Die Hauptstadt Puerto Mahon liegt auf einer felsigen Höhe an einem tief eingehenden Busen, welcher den schönen sichern Hafen der Stadt bildet. Der Eingang in diesen Busen wird durch die kleinen Forts San Carlos

links und Fellpecilla rechts vertheidigt. Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben und hat 12.000 Einwohner, Marinemagazine und Quarantänehaus.

Minoriten, s. Orden (geistliche).

Minos, ein König auf der Insel Creta, welcher ungefähr 1400 vor der christlichen Zeitrechnung lebte, und von spätern Dichtern zu einem Sohne Jupiters und der Europa gemacht wurde. Er gab seinem Volke zweckmäßige Gesetze, und um denselben mehr Eingang zu verschaffen, versicherte er, sie vom Jupiter erhalten zu haben. Nach Einigen stand er mit diesem Gotte 9 Jahre in vertrautem Umgange, nach Andern ging er alle 9 Jahre in eine Höhle am Berge Ida, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, und mit neuen, vom Jupiter eingegebenen, Gesetzen zurückkam. Noch zeichnete sich auch Minos durch seine strenge Gerechtigkeit aus, welches zur Folge hatte, daß er, nebst dem Rhadamanthus und Aeakus, Richter der Unterwelt wurde. Gemeinschaftlich mit diesen beiden lassen ihn die Alten die Gerechtigkeitspflege in der Unterwelt auf mancherlei Weise verrichten; nach der gewöhnlichsten Meinung richtete aber Rhadamanthus die Ankömmlinge aus Asien und Afrika, und Aeakus die Europäer, und Minos, welcher über beide gesetzt war, fällte die End-Urtheile. Dieses unterirdische Gericht saß nicht fern von dem Eingange des Schattenreichs, nahe bei Pluto's Throne; die Vollstreckerinnen seiner Urtheile waren die Furien.

Minotaurus, ein fabelhaftes Ungeheuer, halb Mensch, halb Stier, welches in dem Labyrinthe zu Creta eingesperrt war. Seine Mutter war Pasiphae, die Gemahlin des Minos, eines Enkels dessen, von welchem der vorige Art. handelt; sein Vater wahr, nach der gemeinsten Meinung, ein Stier. Dieses Ungeheuer verzehrte die 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen, welche die Athenienser jährlich dem Minos als einen Tribut geben mußten, bis Theseus das Ungeheuer erlegte, und, vermittelst eines Knauels, welchen ihm Ariadne, Minos Tochter, gab, den Rückweg aus dem Labyrinthe glücklich fand. Viele Alterthumsforscher sind der Meinung, der hier erwähnte Minos sey mit dem erstaufgeführten derselbe gewesen, und die ältesten Dichter kennen auch nicht mehr als Einen. Den Minotaurus halten Einige für ein Götzenbild mit einem Ochsenkopfe, Andere für einen wilden Burschen, die Frucht einer verbotenen Liebe Pasiphaes mit einem gewissen Taurus. Die Fabel, daß Minotaur die atheniensischen Tributkinder verzehre, entstand vielleicht nur daher, weil man nicht erfahren konnte, was mit diesen vorging.

Minstrels, s. Troubadours.

Minute, der 60ste Theil eines Ganzen, als einer Stunde, eines Grades; 2) (in der Baukunst) der 30ste Theil eines Models; 3) bei den Malern ein kleiner Theil, nach welchem die Verhältniße des menschlichen Körpers bestimmt werden. So wird der Kopf in 4 Theile und von diesen jeder wieder in 12 Minuten abgetheilt.

Miquelets, Gebirgsbewohner in den spanischen Pyrenäen, welche sehr kriegerisch sind, in Friedenszeiten aber vom Straßenraube leben, oder von den Trinkgeldern, die sie von den Reisenden bekommen, um sie sicher durch die von ihnen bewohnten Gegenden zu geleiten.

Mirabeau (Honoré Gabr. Victor Riquetti, Graf von). Dieser Feuerkopf und Kraftmensch ward durch seine hinreißende Beredsamkeit der Gährungsstoff der französischen Revolution. Er und Siéyes entketteten den Riesen der öffentlichen Meinung, in dem Wahne, er werde in seinem stürmenden Gange stets ihrer leitenden Hand folgen; doch Mirabeau's energische Kraft würde, als er sich später wieder zum Monarchismus wandte, an dem unaufhaltsam rollenden Rade der politischen Gestaltung Frankreichs zersplittert worden seyn, wenn er die Epoche erlebt hätte, wie Siéyes demokratischer Sinn sich unter dem Despotismus des Säbels beugen mußte.

Mirabeau war der Schüler des Sièyes, aber ein Revolutions-Hebel von ganz anderer Art; ein Mann von schnellem Blicke, von viel umfassenden Einsichten und großen Rednertalenten; aber auch ein Geist von rastlosem Treiben, von gränzenlosem Ehrgeiz und den gefährlichsten Intriguen. Seine besten Kräfte waren bereits verzehrt in Ausschweifungen, die ganz Frankreich kannte. Die Umstände, unter denen er in den großen Senat der Nation gekommen war, mußten ihn zum thätigsten Vertheidiger des dritten Standes und zum bittersten Feind des Adels machen. Seine Stärke suchte er daher bei dem großem Haufen von Paris, der ihn auch wie seinen Abgott aufnahm. Kein Mittel, so schlecht, so niedrig, so verderblich es auch seyn mochte, verschmähte er, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Alle bessern Männer scheuten ihn. Der Adel haßte ihn als seinen Feind, die Minister fürchteten ihn als einen unruhigen und gefährlichen Mann, die Deputirten trauten seinen Worten nicht, so demagogisch auch ihre Stimmung war. Sein Plan war, sich zu schwingen und sich an die Spitze der Verfassung, gleichviel ob einer Monarchie, Demokratie, Oligarchie oder einer Anarchie zu setzen. Er versuchte es mit jeder Parthei; den Minister chikanirte er, um ihm Platz zu machen; als er abging und man ihm doch nicht seine Stelle gab, so ward er wüthender Demokrat und Anarchist, und als sich weder die Nationalversammlung noch die Jakobiner seiner Führung anvertrauen wollten, so ward er wieder Royalist, und bedauerte zuletzt, die Trümmer der Monarchie mit ins Grab zu nehmen. Mirabeau ward 1749 zu Egreville in der Provence geboren; er stammte aus einer berühmten Familie. Von Ehrgeiz angefeuert, suchte er Ruhm durch die Schriftstellerkunst zu erwerben, und verfertigte ein Lobgedicht auf den großen Condé. Er gestand selbst, daß er hauptsächlich den Schriften des Locke seine Bildung und jenen logisch-klaren Geist, durch den er später die Vertreter der Nation leitete, verdanke. Nach beendigten Schuljahren trat er in Kriegsdienste, und wurde hier mit allen den Lastern bekannt, welche man damals zu dem galanten Tone rechnete, und in die sich zu vertiefen, für einen Ehrenpunkt galt. In der Jugend äußerst streng von seinem Vater gehalten, durchbrach hier der leidenschaftliche Jüngling alle Schranken der frühern Erziehung und ward Wüstling. Was sein Offizierstand begonnen, vollendete die Liebe: sie entwickelte seine energische Leidenschaftlichkeit, die stürmend jedes Hinderniß niederwerfen wollte, und ihn zuerst mit seinem Vater entzweite, welcher tyrannisch den Sohne verfolgte. Der Vater brachte es dahin, daß er auf die Festung der Insel Ré gesetzt wurde; doch gelang es den Bestrebungen seiner Freunde, ihn zu befreien. Der Despotismus des Vaters, der die königliche Gewalt gegen ihn gebraucht hatte, machte ihn zum Feinde des bürgerlichen und war wahrscheinlich die erste Veranlassung zur Entwickelung seiner Ansichten über bürgerliche Freiheit. Nach seiner Loslassung ging er als Freiwilliger nach Corsika, zeichnete sich durch Muth aus, erhielt das Patent als Dragonerhauptmann, und schrieb eine Denkschrift über die genuesische Aristokratie, die aber sein Vater vernichtete. Da ihm sein Vater keine Compagnie kaufen wollte, widmete er sich der Landwirthschaft. Unglückliche häusliche Verhältnisse und Rechtshändel verbitterten ihm auch diese Lage. Im Jahr 1771 heirathete er das liebenswürdige Fräulein von Marginane; trotz einer Morgengabe von 6000 Liv. jährlicher Einkünfte, stürzte ihn seine Verschwendung in eine Schuldenlast von 160.000 Livres. Durch ein Interdikt beim Chatelet in Paris beschränkte der Vater ihn sehr. Seiner Frau, von der er einen strafbaren Briefwechsel entdeckte, verzieh er großmüthig. Bald darauf verließ er den ihm angewiesenen Aufenthalt, und ward 1774 von Neuem in das Schloß If eingesperrt. Ein Liebeshandel mit einer hübschen verheiratheten Gefangenwärterin zog ihm ein härteres

Gefängniß zu. Sein Vater warf ihm Unthätigkeit vor, und er vertheidigte sich durch seinen Versuch über den Despotismus. Dies erbitterte den Vater noch mehr, der ihm endlich 1775 gestattete, sich nach Joux bei Pontarlier zu begeben. Hier sah er zuerst seine Sophie, die Gattin des 79jähr. Präsidenten Lemonnier. Beide liebten sich innig; doch die Verfolgungen seines Nebenbuhlers St. Maurice, Commandant der Festung, und seines Vaters nöthigten ihn, nach Dijon zu fliehen. Die Geliebte folgte; die Mutter aber verrieth sie, und Mirabeau sollte wieder eingesperrt werden, als der Minister Malesherbes ihm einen Wink gab, sich ins Ausland zu flüchten. Sophie theilte ihr Schicksal mit ihm. Der beleidigte Ehemann klagte auf Entführung und Raub; Mirabeau ward zum Tode verdammt und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Unter dem Namen St. Mathieu lebte er 1776 — 77 in Holland, sich und seine Geliebte durch literärische Arbeiten ernährend. Pamphlets wider seinen Vater erzürnten diesen so sehr, daß er einen Verhaftsbefehl auswirkte, und Mirabeau ward mit Sophie 1778 gegen das Völkerrecht verhaftet. Er wurde nach dem Donjon zu Vincennes gebracht; Sophie bis zu ihrer Niederkunft unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und darauf in das St. Clarenkloster zu Gien gesperrt. In jener beinahe dreijährigen Gefangenschaft schrieb Mirabeau die berühmten Lettres à Sophie (Lettres originales de Mirabeau. Vol. IV. 1792. Von diesen Lettres écrites du Donjon de Vincennes (1777 — 1780) 3 Vol. erschien 1820 eine neue Ausgabe). Mit der Begeisterung der Leidenschaft, in tiefer Einsamkeit geschrieben, athmen sie nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit. Hier verfertigte er überdies eine Vertheidigungsschrift, ein Meisterstück des Styles und der Logik, gegen seinen Vater; schrieb sein Erotica biblion; entwarf eine Grammatik und eine Mythologie; übersetzte den Joh. Secundus, und schrieb das männlich-kräftige Werk über die Lettres de cachet, das er in dem Futter seiner Kleider verborgen, mit aus dem Gefängnisse nahm. Endlich lösten die Richter, welche in den Verfolgungen des Vaters, der selbst unmoralisch lebte, nur Haß und Rache sahen, 1780 seine Fesseln. Hierauf lebte er 16 Monate im väterlichen Hause, und bewirkte mit großer Mühe die Aufhebung seines Todesurtheils. Seine versuchte Aussöhnung mit seiner Frau scheiterte an der Hartnäckigkeit der Verwandten, und hatte einen skandalösen Prozeß zur Folge. Mirabeau ging nach England. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Auch schrieb er daselbst die Considérations sur l'ordre de Cincinnatus, so wie gegen Josephs II. Plan, die Schelde frei zu machen, und gegen Linguet's bekannte Schrift seine Doutes sur la liberté de l'Escaut. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen franz. Zeitschrift: le Courier de l'Europe. In seinen darauf folgenden Schriften über die Caisse d'lEcompte, die Banque de St. Charles, die Actions des eaux, verbreitete er sich über die Ursachen des öffentlichen Credits und des Wuchers mit Staatspapieren, nach Ad. Smiths Grundsätzen, mit vieler Beredsamkeit. Dies und die satyrischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Gleichwohl hielt er vergebens bei dem Finanzminister Calonne um die Consulstelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne fürchtete sein Talent, und man entfernte Mirabeau 1786 nach Preußen, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr- als ruhmvoll war. Dort entwarf er sein geistvolles, aber nichts weniger als fehlerfreies Werk: De la Monarchie prussienne. Vorzüglich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II Friedrich wußte Mirabeau's Genie zu schätzen. Aber Friedrich Wilhelm. II. sandte bald nach seiner Thronbesteigung an ihn den Befehl, den preuß. Staat unverzüglich zu verlassen. Nur mit Mühe verschaffte sich Mirabeau

das nöthige Reisegeld nach Paris. Hier schrieb er eine Fortsetzung seiner Dénonciation de l'agiotage. Aber die Kühnheit, mit welcher er diese privilegirte Geißel angriff, zog ihm einen Verhaftbefehl zu. Er entging ihm jedoch glücklich. Hierauf schrieb er seinen Avis aux Bataves und seine Histoire secrète de la Cour de Berlin, die seinen Ruf wie seine Feinde nur vermehrten; denn auch gegen Necker hatte er sich erklärt. Seine Correspondance secrète, welche sein letztes Werk war, verwickelte ihn in einen Prozeß; doch ein Verhaftsbefehl sollte noch vor dem Urtheile den gefährlichen Mann wegschaffen. Eine Fregatte lag zu Toulon, um ihn nach Indien zu bringen; gewarnt, floh er nach Paris, wo der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Duc de Lauzun sich so eifrig für ihn verwandten, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Er kehrte nach der Provence zurück, und wie er sich hier durch den Einfluß des Adels von den Wahlen ausgeschlossen sah, kaufte er sich einen Tuchladen, und trat zum dritten Stande über, der ihn zum Repräsentanten wählte. Die Versammlung der Reichsstände beherrschte er durch seine feurige Beredsamkeit und seinen lichtvollen Vortrag. Die wichtigsten Beschlüsse waren sein Werk. Doch wollte er die Monarchie nicht stürzen, sondern nur ihre Mißbräuche einschränken; er war Royalist durch Grundsätze. Anfangs stieß der Hof ihn von sich, und als er mit ihm in Verbindung zu treten suchte, verlangte er fast unmögliche Sachen von ihm, welche ihn zwangen, die Hofparthei zu verlassen. Mirabeau wollte die Nationalversammlung beherrschen, und sich keiner Parthei ausschließlich hingeben. Doch bald bewog ihn sein zerrütteter Vermögenszustand, sich dem Hofe und den Ministern wieder zu nähern. Als ihm dies nicht gelang, wollte er sich beim Volke geltend und sich dadurch dem Hofe nothwendig machen. Endlich entschloß sich der König, Mirabeau zu sehen. Ein Erzbischof führte ihn in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Der Hof soll damals Mirabeau's Schulden, die sich auf 207.000 Liv. beliefen, bezahlt, und ihm eine monatliche Pension von 6000 Liv. zugesichert haben; die Königin verließ sich so ganz auf Mirabeau, daß sie sagte: „Ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, so lange Mirabeau lebt.“ Aber schon argwohnte man seine Verbindung mit dem Hofe, als er, 42 Jahre alt, an einem Entzündungsfieber starb, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Andere sagen, er habe auf Anstiften der beiden Lameths, seinen unversöhnlichsten Feinden, Gift bekommen. Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Bestürzung. Cerutti hielt ihm die Todtenrede. Als aber die Schreckensmänner den Convent beherrschten, ward (im Sept. 1794) Marat's Leichnam in das Pantheon gebracht und Mirabeau's Asche herausgenommen. Im Jahr 1800 befahl der erste Consul, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuillerien aufzustellen. Seine Rede sind gesammelt in der Schrift: Mirabeau peint parlui-même, 1791. 4 Vol. 8.; und Collection complette des travaux de Mirabeau à l'assemblée nationale, par Mejean. 1791. 5 Vol. 8. Esprit de Mirabeau. 1804. 8. und Lettres inédies de Mirabeau, publiées par Vitry. Paris 1806. 2 Bde. und seine Oeuvres oratoires vollständig zu Paris 1819. 2 Bde. Ueber seine Verbindungen mit dem Hofe findet man unter andern in den Memoiren der Madame Campan (Paris 1823. 3 Bände) viele merkwürdige Aufschlüsse.

Miranda (Don Franzisko), Gründer der Freiheit im spanischen Amerika, war aus Peru gebürtig, nahm spanische Kriegsdienste und wurde Oberster. Im nordamerikanischen Kriege diente er der neuen Republik als Freiwilliger, durchreiste hierauf England, Frankreich, Italien und Spanien zu Fuß, und in militärischer Hinsicht Süd- und Nordamerika,

welchen Welttheil er früher schon zu Fuß durchzogen hatte. Catharina II. konnte ihn, bei seiner Anwesenheit in Petersburg 1789, nicht bewegen, russische Dienste zu nehmen. Der Ausbruch der französischen Revolution zog ihn nach Paris; er wurde bald Generalmajor und befehligte unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Seine Kenntnisse in den Kriegswissenschaften verschafften ihm allgemeine Achtung, obgleich ihm die Einnahme von Mastricht und der Verlust der Schlacht bei Neerwinden von Dumouriez zugeschrieben wurde, wogegen er sich auf das Nachdrücklichste vertheidigte. Der Sturz der verschiedenen Partheien in Paris wirkte auch auf ihn nachtheilig zurück; er wurde mehr als einmal verhaftet und war nahe daran, sein Leben zu verlieren oder deportirt zu werden. Er entfloh deßhalb 1797 nach England und kam erst 1803 nach Paris zurück, welches er jedoch bald wieder, eines Anschlags gegen den ersten Consul angeklagt, verlassen mußte. Er faßte nun den Vorsatz, die spanische Herrschaft in Amerika zu stürzen, begab sich deßhalb nach Jamaika und Trinidad und von da nach Newyork, wo er 3 Schiffe ausrüstete und sie mit 900 Mann bemannte. Die Landung an der Küste von Carracas im April 1806 mißglückte, es wurde im August eine zweite in Venezuela versucht, die jedoch eben so unglücklich endete. Erst zu Ende 1810 gelang es ihm, Carracas zu insurgiren, er fand auch vielen Anhang, wurde aber vom spanischen General Monteverda mehrmals besiegt, zur Capitulation vom 26. August 1812 genöthigt, gegen deren Inhalt ihn der spanische General treuloser Weise gefangen nahm und ihn in den Inquisitionskerker bei Cadix einsperren ließ, wo er nach 4jährigem harten Gefängniß starb.

Mirandola (Johann Pico, Fürst v.), s. Pico.

Mirkhond, s. Persische Literatur.

Mischna, s. Hebräische Literatur.

Miserere, erbarme dich, ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 75. Psalm, welcher in der Vulgata anfängt: miserere mei Dei, von welchen wir herrliche Compositionen besitzen, worunter die des Allegro eine der vorzüglichsten; 2) das Bild des gekreuzigten sterbenden Heilands; 3) eine völlige Verstopfung der Gedärme, welche zuletzt den Ausgang des Kothes aus dem Munde unter den größten Schmerzen und mehrentheils den Tod zur Folge hat.

Misericordia, die Göttin der Barmherzigkeit, eine Tochter des Erebus und der Nacht. Alle Unglückliche, welche zu dem Tempel, den sie in Athen mitten auf dem Markte hatte, ihre Zuflucht nahmen, fanden bei den Atheniensern Gnade. 2) in den Klöstern das wider die Ordensregeln den Mönchen Gegebene; dann der Ort, wo sie diese Bewilligung genossen. Misericordia hießen auch die Stühle, worauf alte und schwache Geistliche saßen, indeß die rüstigen standen. — Misericordias Domini heißt der zweite Sonntag nach Ostern, von den Worten aus dem 89sten Psalm: misericordias Domini cantabo in aeternum etc., welche an diesem Tage vor dem Altare gesungen werden.

Missalen, Missalbuchstaben, sind die größten Buchstaben in der Druckerei, mit denen ehemals die Missalen (missalla) oder Meßbücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten der katholischen Messe enthalten, geschrieben und gedruckt wurden.

Missionen, Sendungen von christlichen Lehrern zur Verpflanzung des Christenthums unter nicht christliche Völker, sind von den ersten Zeiten des Christenthums (vergl. d. Art.) an — einzelne Fälle abgerechnet, wo Waffengewalt gebraucht wurde — das wahre Mittel zur Ausbreitung desselben gewesen. Auch ohne Rücksicht auf die Verbreitung der Wohltha-

ten der Religion Jesu an sich, sind Missionen eine wichtige Anstalt der Colonial-Staatskunst der Europäer, welche in dem Christenthum das wirksamste Mittel der Civilisation anerkennen. Im Mittelalter beförderten sie große Regenten, wie Carl der Große, aus ähnlichen Gründen; auch die Päpste verbanden damit nicht selten politische Zwecke. In den letzten Jahrhunderten geschah von Seiten der katholischen Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck haben, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, Missionen nennt) mehr als von der protestantischen für das Missionswerk, weil, ehe England Meerbeherrscherin wurde, das katholische Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam, als das protestantische; weil die katholische Kirche Mönche hatte, welche der Papst aussenden konnte, wohin er wollte, und weil sie endlich weit größere Reichthümer als die protestantische Kirche besaß. Die römische, aus Cardinälen bestehende (s. Collegium de Propaganda), leitet alle Missionen der katholischen Kirche in und außerhalb Europa, so wie das Seminarium für junge Afrikaner und Asiaten. Nur erschwerten die Streitigkeiten unter den Missionarien der verschiedenen Orden oft das Geschäft sehr. Beide Anstalten haben jedoch gewonnen, seit der Card. Stephan Borgia, der 1804 starb, als Sekretär der Congregation, die Leitung des Missionswesen übernommen hatte. Die merkwürdigsten Sendungen der katholischen Kirche sind die nach China, Ostindien, Japan (vergl. d. Art.); in letzterm Reiche ward das Christenthum, nachdem es über ein Jahrh. geblüht hatte, grausam wieder unterdrückt; in den beiden ersten Ländern dagegen gibt es noch Hunderttausende katholische Christen. Das meiste Verdienst um die Ausbreitung des katholischen Christenthums haben sich unstreitig die Jesuiten (vergl. diesen Art., Franz v. Xavier, Brasilien, Paraguay rc.) erworben. Durch die Ereignisse, welche der französischen Revolution folgten, wurden die Fonds der Missionsanstalten geschwächt und diese Institute in ihrer Wirksamkeit gehemmt, und da sich überdies die Aufmerksamkeit der katholischen Kirche von den entferntern Gegenständen ganz auf das, was in Europa vorging, lenken mußte, so konnte sie nur wenig für die Ausbreitung des Christenthums unter heidnischen Völkern unternehmen. Von den Leistungen der verschiedenen Missionen der katholischen Kirche ist, was die Portugiesen in unsrer Zeit in Brasilien zur Bekehrung der Heiden gethan, wenig bekannt; dasselbe gilt von den spanischen Missionen in Californien und Neugranada, welche wahrscheinlich durch die politischen Erschütterungen der Monarchie in ihrer Thätigkeit sehr gestört worden sind. Dagegen hat man von den französischen Missionen und von denen der Propaganda in Ostindien und China ausführliche Berichte erhalten. Ueber die in Malabar und andern Gegenden Ostindiens befindlichen katholischen Missionen, hat Abbe Dubois in seinen Briefen anziehende Nachrichten mitgetheilt; sie kämpfen daselbst mit großen Schwierigkeiten, hoffen jedoch durch die Pracht ihres Gottesdienstes das Werk der Heidenbekehrungen zu fördern. Die größten Fortschritte scheint das katholische Christenthum, nach den letzten Berichten der Missionarien, in Osttonkin gemacht zu haben. S. Cochinchina. In Thibet entstand im J. 1822 eine neue katholische Mission. Die Königin daselbst, welche ein Italiener, den sie zu ihrem ersten Minister erhoben, zum Christenthume bekehrt hatte, verlangte vom Collegium de Propaganda Fide 80 Missionäre, um ihre Unterthanen zu bekehren; fünf Kapuziner waren deßhalb dahin abgegangen. Auch die übrigen Missionsstationen der katholischen Kirche in den genannten Ländern sollen in einem guten Zustande sich befinden. In Afrika, am Senegal befinden sich die katholische Missionen, aus Mangel an Geistlichen, in einem erbärmlichen Zustande; dagegen vernehmen wir aus einer Beschreibung des bisher unbe-

kannten Reiches Mulua zwischen Mozambique und Angola im Innern Afrikas höchst interessante Nachrichten von den wichtigen Leistungen der portugies. Kapuziner-Missionarien aus St. Salvador in Congo. In den vereinigten Staaten Nordamerikas gewinnt durch die Thätigkeit der Missionäre der Katholizismus unter den Indianern immer größere Ausdehnung. S. Chateaubriands Genius d. Christenthums. Unter den protestant. Missionen sind die deutschen (Halle u. Herrnhut), die dänischen (des Missionskollegiums zu Kopenhagen, seit 1704 zu Tranquebar) und die brittischen Missionen die wichtigsten. Nach dem Missionary Register, Jan. 1816, unterhält 1) die Church Missionary Societaty in Malta 1 Missionär, für Neuseeland 1; im westl. Afrika auf Sierra Leone und a. 5 a. Orten überhaupt 15 Missionslehrer, ohne die Frauen. Für die Heiden in Sierra Leone besteht in Berlin auf englische Kosten ein deutsch-lutherisches Missions-Seminar, wo englisch, arabisch und susuisch gelehrt wird. 2) Die London Mission. Soc. auf Ceylon 3, auf den ion. Inseln 1; in Südafrika seit 1802 zu Bethelsdorp von dem Holländer Vanderkemp angelegt, und an 14 a. O.; auf der Insel Mauritius 1; in Südamerika zu Berbice und Demerary 3; auf Trinidad 1; (das englische Institut für Missionarien zu Calcutta, welches mit einem dänischen verbunden worden ist, hat auf die Hindus selbst wenig einwirken können. Doch hat sich die englische Mission zu Serampore, unter deren Mitgliedern Hr. Marsham als Verfasser der Clavis sinica berühmt ist, durch Verdienste um die indische Literatur ausgezeichnet). 3) Die Society Baptisty auf Ceylon 1; auf Jamaika 3 Missionslehrer. 4) Die 1795 errichtete Missionsgesellschaft der Wesleyan Methodists auf Ceylon 5; in der Kapstadt 1; auf Sierra Leone 1; in Südamerika 1; auf Jamaika 4; auf Barbadoes 1; auf Antigua 3; auf St. Christoph und St. Eustach 5; auf St. Vincent 5 Lehrer; auf Dominika 1; auf Nevis 2 Lehrer; auf den virginischen Eilanden 3 Lehrer; auf den Bahama-Inseln 5 Lehrer; auf St. Bartholomä 1; auf Trinidad 1; auf Bermudes 2; auf Grenada 2 Lehrer. 5) Die Brüdergemeinde (in der Latrobe Sekretär des Brüder-Vereins für die Ausbreitung des Evangeliums ist) in Südafrika 2 zu Gnadenthal (seit 1736) und Grünekloof (überhaupt 12 Missionslehrer, ohne die Frauen); in Grönland zu Lichtenfels (seit 1758), Lichtenau und Neu-Herrnhut 7 Missionslehrer; in Guiana seit 1735, zu Hope, Paramaribo und Sommelsdyk 11 Missionslehrer; in Westindien auf St. Thomas seit 1732, zu Neu-Herrnhut und Niesky; zu St. Croix seit 1733, 2, mit 6 Missionslehr.; auf St. Jean 2; auf Jamaika seit 1754 5 Lehrer; auf Barbadoes 2 Lehrer; auf Antigua 3 mit 5 Lehrern; auf St. Christoph 2 Lehrer. Nach einem handschriftlichen Verzeichniß der für Heidenposten angestellten Brüder und Schwestern befanden sich am Ende des J. 1815: 1) auf der Insel St. Thomas, St. Croix und St. Jean zusammen 33 Personen; 2) in Grönland 18; 3) in Antigoa 10; 4) in St. Kitts 4; 5) in Jamaika 9; 6) in Barbadoes 4; 7) in Südamerika 16; 8) in Labrador 28; 9) unter den Indianern in Nordamerika 7; 10) unter den Hottentotten auf dem Cap der guten Hoffnung 22, zusammen 151 Missionslehrer. In Surinam am Flusse Corentyn wurde 1812 eine Mission unter den Indianern erneuert. — 6) Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, auf der Goldküste im westlichen Afrika: ein eingeborner Neger, der Katechet und Schullehrer der Neger ist; in Canada zu Kingston bei den Mohawks einen Prediger und einen Schullehrer; außerdem zu Niagara und zu Malden. — Die Missionen auf den Gesellschafts-Inseln haben guten Fortgang. Es wurden Auszüge aus der Bibel in otaheitischer Sprache zu Sidney auf Neu-Südwales gedruckt, vertheilt. Auf der Insel Eimeo ward eine große Schule nach Lancasters Methode errichtet; die Anzahl der Schüler betrug 660; und

im J. 1816 hat das gesammte Volk von Otaheiti, dessen König Pomarre schon 1808 ein Christ ward, die christliche Religion angenommen.

Missisippi, der längste und wichtigste Strom in Nordamerika, entspringt 47° 38′ aus verschiedenen Seen, fließt in einem Laufe von 460 d. M. von Norden nach Süden, stürzt bei St. Anton in einer Breite von 500 Schritt 30 Fuß herab, nimmt nebst vielen andern Flüssen, auch die großen Flüsse Missour, Ohio und den rothen Fluß auf, und ergießt sich nach einem Laufe von 820 d. M. unterhalb Neu-Orleans, große Inseln bildend, durch 3 Mündungen in den mexikanischen Meerbusen. Seine Ufern sind fast überall fruchtbar und durch Handel und Dampfschifffahrt belebt. Da der Strom für die vereinigten Staaten vorzüglich wichtig ist, so haben diese an demselben mehrere feste Werke erbaut. Ueber den Staat Missisippi s. den Art. Vereinigte Staaten.

Missolonghi, Messolunghi, Stadt in Westhellas, dem alten Aetolien, am Busen von Ainabachti, fest und gegen die Landseite mit undurchdringlichen Morästen umgeben, zählt an 4000 Bewohner, hat einen Hafen und einigen Handel. 1804 eroberte es Ali Pascha, und am 7 Juni 1821, als die hydriotische Flotte in jenen Gewässern erschien, erhob es die Fahne des Kreuzes. Seitdem wurde es mehrmals von den Türken angegriffen, die es auch nach einer hartnäckigen Vertheidigung 1826 eroberten, nachdem es größtentheils in einen Schutthaufen umgewandelt war. Hier sind die Grabstätten des berühmtesten Philhellenen Byron († 1824), des Spartaners Kikiakuli († 1822), des Sulioten Markus Bozzaris († 1823) und des Generals Normann († 1822). (Vergl. diese Art.) Vergl. d. Art. Griechen (Insurrektion rc).

Mistel, s. Druiden.

Mitau oder Kurland und Semgallen, ein Gouvernement der russischen Monarchie, im N. an den rigaischen Meerbusen, im O. an Litthauen, im S. an Polen, im W. an die Ostsee gränzend, enthält auf 500 Q. M. über 450.000 Einw., meistens Kuren und Deutschen, auch an 5000 Juden in 10 Städten und 764 Marktflecken und Dörfern. Das flache und an den Küsten niedrige und sandige Land wird von den Flüssen Düna, Aa, Windau, Labau rc., dem Papensee und andern Landseen bewässert, hat ein ziemlich rauhes, aber gesundes Klima, und die Produkte: Kalk, Gyps, Bernstein, Sauerquellen, Eisen, Moostorf, Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Hausthiere, Bären, Elenthiere, Wildpret, Sumpf- und Wasservögel, Fische rc. Unter den Einwohnern reden die Letten ihre eigene Sprache, und wohnen meistens auf dem Lande. Auch leben zwischen Hasenpoth und Goldingen in 5 Dörfern freie Letten, die seit Jahrhunderten große Vorrechte genießen; 12 armselige Bauern des einen Dorfs heißen sogar die kurischen Könige. In der bauskischen Gegend und bei Kölke findet man noch einige Krewinnen oder Kreewingen, Ueberreste des ehemals zahlreichen Volks der Kriwitschen, die wahrscheinlich Stammbrüder der Liven waren, und Liven, die auch lettisch sprechen, aber sich in ihrer Familie der finnisch-esthnischen Sprache bedienen. Die Religion ist lutherisch und katholisch. Fabriken, außer Branntweinbrennereien, findet man wenige. In Liebau und Wintau ist der Haupthandel. Hier, wie in Liefland, regierte einst der deutsche Orden und schuf in beiden Landen das große Gutseigenthum mit dem höchsten Glanze der Gutshoheit der Leibeigenschaft. So lange die Ordensaristokratie hier herrschte, bewachte diese die Gutsaristokratie so strenge, daß der Bauer Eigenthum mit leichtem Dienst besaß, aber nicht Leibeigner war und nicht von der Familienstelle abgetrieben werden konnte. Erst nach dem Untergange der Ordenslandeshoheit unter den Herzogen, beschränkt durch die Gutshoheit und deren

Repräsentanten, die Oberräthe, entstand jenes Trübsal und das Legen der Bauernstellen in den Rittergütern, um große Landwirthschaften unter einer Direktion zu bilden. In Lehnsverbindung mit Polen, wo der Bauer freilich noch unglücklicher war, bildete der kurländische Magnat sein Verhältniß zu den Bauern seiner Gerichtsbarkeit immer polnischer aus. Der letzte Heermeister G. Kettler nahm Kurland 1561 von Polen als ein weltliches Lehn, und vererbte es bis in das vorige Jahrhundert an seine Nachkommen, die aber größtentheils von Rußland abhängig waren, seitdem der Herzog Friedrich Wilhelm 1710 mit der Prinzessin Anna, Tochter des Zaar Iwan Alexiewicz, sich vermählt hatte. Nach seinem Tode folgte ihm seines Vaters Bruder, Herzog Ferdinand; aber die Wittwe blieb unter dem Schutz ihres Oheims, Peter I., im Besitz des Herzogthums, bis sie nach dem Tode Peters II. 1730 zur Kaiserin von Rußland erklärt wurde. Der Herzog Ferdinand gelangte zwar 1731 zur Belehnung, aber nicht zum Besitze des Herzogthums, er starb 1737 zu Danzig. Nun wurde von den Ständen Ernst Johann, Graf von Biron (s. d. A.), ein geborner Kurländer und russ.-kaiserl. Kammerherr, zum Herzog von Kurland und Semgallen erwählt, und vom König und der Republik Polen bestätigt. Nach dem Tode der Kaiserin Anna 1740 erhielt der Herzog von Biron zufolge ihrer Verordnung die Regentschaft des Reichs; er wurde aber bald auf der Großfürstin Anna Befehl mit seiner Familie verbannt. Der 1741 gewählte Prinz Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel kam nicht zum Besitz des Landes, und der 1758 gewählte Prinz Carl von Polen und Sachsen mußte 1763 dem aus der Verbannung vom Kaiser Peter III. zurückgerufenen Herzog Ernst Johann von Biron weichen. 1769 übertrug er die Regierung seinem Erbprinzen Peter und starb 1772. Peters Regierung war den Oberräthen ungefällig. Dies verwickelte ihn in unangenehme Streitigkeiten vor dem Oberlehnshofe in Warschau. Er sammelte indeß Geld und lebte meistens im Auslande. Nach dem Tode seines Erbprinzen (1790) wurde das Mißverständniß mit den Oberräthen noch ärger. Eine ständische Deputation brachte ihre Beschwerden in St. Petersburg an, worauf Katharina als Schiedsrichterin eintreten wollte. Man sagte, es hätte ohne Auftrag die Deputation ihr die Souveränität angetragen, wozu ihre Committenten wohl kaum ermächtigt seyn konnten. Der Herzog erhielt eine Einladung nach St. Petersburg und unterzeichnete am 28. März 1795 seine Abdankung. Die Kaiserin willigte ihm für Verbesserung in Kurland 500.000 Dukaten und ein Jahrgehalt von 50.000 Dukaten. Im Jahr 1800 starb er auf seinem Gute Gellenau und stiftete nach redlichen Kräften in seinem Mediatstaate bis an sein Ende Gutes. Seine Wittwe, eine Kurländerin, Gräfin von Medem, starb 20. August 1821 zu Löbichau im Altenburgischen. Sie war eine Beschützerin der Gelehrten und that viel bei ihrem Reichthum für Armuth, Künste und Wissenschaften. Nicht leicht ist einem deutschen Mäcen im Leben und nach dem Tode so viel Weihrauch gestreut worden, als dieser Dame. Ihr Privatleben, sowohl in den glänzenden Zirkeln von Berlin, Petersburg und Paris, als in dem stilleren Familienvereine auf ihrem schönen, gastfreundlichen Sommersitze zu Löbichau, gehört in die Annalen der höheren geselligen Bildung unserer Zeit, in welcher die Herzogin als eine Frau erschien, die mit der feinsten Weltbildung, wahren Kunstsinn und Geschmack und einen hellen Geist, ohne Laune, ohne Eigenliebe und Vorurtheil, mit einem Herzen voll Religiosität und mit einem lebendigen Streben nach Allem, was gut ist und wahr und schön, zu vereinigen wußte; die das Glück ihres Lebens nur darin fand, um sich her glückliche Menschen zu sehen. Tiedge, der ihr Leben nach eigener vieljähriger Beobachtung den Zeitgenossen mittheilen wird, sagt daher mit vollem Recht von ihr: „Nicht oft hat eine fürstliche Seele eine so schöne Krone von Edelthaten ihrem Diadem zugefügt, als sie.“ Sie über-

lebten 4 Töchter, die jetzige Herzogin von Sagan und Herrin von Nachod in Böhmen, vermählt an Grafen Karl Rud. von der Schulenburg, die regierende Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, die Herzogin von Acerenza, Fürstin Pignatelli de Belmonte auf Löbichau und die Herzogin von Dino in Paris, Gemahlin des Neffen vom Fürsten Talleyrand-Perigord. Des Herzogs Peter Bruder, Karl Ernst, entsagte auf Verlangen der Kaiserin Katharina II. der Thronfolge in Kurland für sich und seinen 1780 gebornen Sohn, Gustav Kalixt, und starb 1801 auf einem Landgute in Preußen. In Folge eines gewonnenen Prozesses gelangte dieser zum Besitz von Wartenberg, das die Vormundschaft seiner Cousinen 1802 räumen mußte, 1804 vom Kaiser Alexander für seine Ansprüche auf Kurland eine Jahrrente von 18.000 Dukaten, nannte sich nun Fürst Biron und starb 1821 als preuß. General-Lieutenant und Gouverneur in Glatz. Der jetzige Fürst ist Karl Friedrich Wilhelm, geb. 1811, und steht unter Vormundschaft seiner Mutter, einer Gräfin von Maltzahn. Im Jahre 1818 bestätigte der Kaiser Alexander die Urkunde des kurländischen Adels, welche den Bauernstand in Kurland für frei erklärte und seine Verhältnisse zu den dortigen Gutsherren ordnete. — Mitau, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, jetzt russ. Gouvernements Kurland oder Mitau, liegt an dem hier entspringenden Bach Drixe, der einige Werste weiter nordwärts in den Aafluß fällt, und an dem schon vom kurländischen Herzog Jakob begonnenen und 1822 vollendeten Jakobkanal, der 4 Werste vor Mitau beginnt, und die Stadt mit Wasser versorgt, auf der Hauptstraße von Königsberg nach Petersburg, zählt in 840 Häusern 12.400 Einw., worunter 5000 Deutsche. Vorzüglich zu erwähnen sind das Residenzschloß der ehemaligen Herzoge von Kurland, jetzt eine Kaserne, 10 Kirchen von allen Konfessionen, ein akademisches Gymnasium mit einer Sternwarte, Bibliothek von 16.000 B. und physikal. Kabinet (1821 mit 10 Lehrern und 80 Schülern), Freimaurerbibliothek (10.000 B., auch Handschriften, die meistens Kurland betreffen, Sammlung von Naturalien und Gypsabdrücken), kurländ. Ges. für Literatur und Kunst. Sie hat mehrere Fabriken und bedeutenden Handel.

Mitbelehnschaft, s. Gesammte Hand.

Mithras, eine Gottheit, welche die Römer aus Persien erhielten und in derselben die Sonne oder das Feuer verehrten. Sie wird entweder als ein Jüngling abgebildet, welcher in morgenländischer Kleidung auf einem niedergeworfenen Ochsen kniet und ihm einen Dolch in den Hals stößt, oder auch als ein Mensch mit einem Löwenkopf und vier Adlersflügeln. Diese Figur, die entweder ganz nackend oder nur leicht bekleidet ist und um welche sich von oben herab eine Schlange windet, steht bald auf einer Kugel, die von der Sonne beleuchtende Erde anzuzeigen, bald vor einem Altare, auf welchem Feuer brennt.

Mithridates, der berühmteste König von Pontus dieses Namens, der mit den Römern einen langen und blutigen Krieg führte, nnd nur nach außerordentlichen Anstrengungen von Seiten der Letzteren besiegt werden konnte. Er führte die Beinamen Dionysus und Eupator, auch des Großen, und war bei dem Tode seines Vaters 13 Jahre alt. Seine Regierung fing er mit den unmenschlichsten Grausamkeiten an, indem er seine Mutter, welche sein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in ein hartes Gefängniß warf, wo sie an den Mißhandlungen starb, die sie von ihm erdulden mußte; nach Andern opferte er sie mit Gift auf. Als er mündig geworden war, heirathete er seine Schwester Laodice, von der er einen Sohn (Pharnaces) bekam. Nun unternahm er eine Reise durch Asien, um sich mit den Gebräuchen, Gesetzen und Sitten der Einwohner, so wie mit ihren verschiedenen Sprachen bekannt zu machen. Auf dieser Reise bemerkte er,

wie sehr die Völker die Römer haßten, und hierauf baute er den Plan, die Römerherrschaft in Asien zu stürzen. Er bereitete sich zum Riesenkampfe lange vor, überfiel dann Paphlagonien, bemächtigte sich Galatiens, das unter dem Schutze Roms stand, bezwang Kappadocien, dessen König (Ariathes) er meuchelmorden ließ, und nahm dem Könige von Bithynien (Nikomedes) einen Theil seiner Länder. Die Gekränkten brachten ihre Klagen nach Rom, worauf der Senat befahl, daß Mithridates Kappadocien und Nikomedes Paphlagonien wieder räumen sollten. Dieser Befehl wurde vollzogen, und Ariobarzanes zum Könige von Kappadocien erwählt, den L. Cornelius Sylla durch die Gewalt der Waffen auf dem Thron befestigte. Kaum hatte aber dieser Feldherr Asien wieder verlassen, als Mithridates den König von Armenien (Tigranes) aufwiegelte, welcher den Ariathes, Sohn des Mithridates, wieder in Kappadocien einsetzte. Zugleich fiel Mithridates, nach dem Tode des Nikomedes, in Bithynien ein, vertrieb den neuen König Nikomedes, und gab das Land seinem Bruder Sokrates Chrestos. Die Römer aber setzten bald wieder Alles in den vorigen Stand, ohne daß sich Mithridates widersetzte, weil er sich ihnen noch nicht gewachsen fühlte. Da jedoch diese gern Ursache zu einem Kriege mit ihm selbst haben wollten, so befahlen sie den neuen Königen von Kappadocien und Bithynien, den Mithridates auf alle mögliche Art zu beunruhigen. Letzterer vertheidigte sich nur so viel, als es die höchste Noth erforderte, rüstete sich aber indessen zu einem Kriege mit dem mächtigen Rom selbst; nachdem die römischen Gesandten auf seine Klagen über den König der Bithynier ihm keine befriedigende Antwort gegeben hatten, brach er plötzlich auf, und griff Kappadocien und Bithynien fast zu gleicher Zeit an. Der Anfang des Feldzuges war für den pontischen König sehr glücklich. Er schlug nicht nur den Nikomedes, sondern auch den Aquilius, eroberte Bithynien, und nahm einen großen Theil der römischen Flotte weg. Nun setzte er mit unglaublicher Schnelligkeit seine Eroberungen in Asien fort, bemächtigte sich Phrygiens, Kariens, Mysiens, des eigentlichen Asiens, Lyciens, Pamphyliens, Paphlagoniens und aller Länder bis an Jonien, die entweder den Römern gehörten, oder es doch mit ihnen gehalten hatten. In Kleinasien wohnten damals viele römische Bürger. Diese hielt Mithridates für heimliche Kundschafter seiner Handlungen, und um sich von ihnen zu befreien, nahm er zu dem grausamen Mittel seine Zuflucht, sie alle mit ihren Weibern und Kindern umbringen zu lassen, ihre Güter zu konfiszieren, und die Hälfte für sich zu behalten, die andere aber den Mördern zur Belohnung zu überlassen. Der unmenschliche Befehl wurde von den Einwohnern Asiens, welche alle die Römer haßten, mit der grausamsten Strenge vollzogen, und nach Plutarch und Dionysius verloren 150.000, nach Andern aber nur 80.000 Römer ihr Leben. Er schickte Archelaus, seinen obersten Feldherrn, mit 120.000 Mann nach Griechenland, welcher sich durch Verrätherei Meister von Athen machte, und verschiedene andere Plätze eroberte. Die inneren Zwistigkeiten in Rom waren dem pontischen Könige bisher sehr zu statten gekommen. Als aber hier die Nachricht bekannt ward, daß er sogar Miene machte, in Italien einzufallen, so beschloß man, ernsthaftere Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Lucius Sylla wurde zum Oberfeldherrn gegen ihn ernannt. Dieser nahm Athen durch Hunger, vernichtete in zwei Siegen das Heer des Archelaus, Feldherrn des Mithridates, und eroberte Griechenland wieder. Der römische Feldherr Fimbria nahm mehrere Provinzen ein, und belagerte den König von Pontus in der Festung Titane. Mithridates rettete sich durch die Flucht, und zum ferneren Kampfe zu kraftlos, mußte er um Frieden unter harten Bedingungen bitten; doch kaum hatte Sylla Asien verlassen, als Mithridates wieder auf den Kampfplatz

trat, und den römischen Feldherrn Muräna gänzlich schlug. Er ließ sich aber durch die Drohungen des Diktators Sylla schrecken, und gab das zum zweiten Male eroberte Kappadocien zurück. Nach Sylla's Tode beschloß er, die im Frieden abgetretenen Provinzen ebenfalls wieder zu erobern. Er verband sich zu dem Ende mit seinem Schwiegersohne, Tigranes, König von Armenien, und vermochte ihn, in Kappadocien einzufallen, während er selbst in Paphlagonien eindrang. Nachdem sich dieses ihm freiwillig unterworfen hatte, machte er sich Meister von Bithynien und der Provinz Asien. Ein neuer Krieg mit Rom war nun unvermeidlich, und dieses schickte daher den Consul Lucullus als Oberfeldherrn der Landarmee, den andern Consul Cotta aber als Admiral der Flotte gegen ihn. Der letztere Feldherr war unglücklich, indem Mithridates seine Flotte theils schlug, theils in dem Hafen von Chalcedon verbrannte, oder als Prisen wegführte. Dem Glücke des Lucullus mußte er aber weichen. Der Römer schlug ihn in mehreren Schlachten, und zwang ihn, nach Armenien zu seinem Schwiegersohne Tigranes zu flüchten. Die Römer verlangten seine Auslieferung, und Mithridates kehrte mit 10.000 Mann Reiterei, die ihm Tigranes überließ, nach Pontus zurück, während Tigranes mit gegen Lucullus zog. Er war unglücklich, ward besiegt, sammelte ein neues Heer, und übergab es der Leitung seines Schwiegervaters. Mithridates besiegte die Unterfeldherrn des Lucullus, Triarius und Sornatius, und eroberte, während Lucullus sein Amt niederlegte, und Manius Acilius Glabrio als Consul nach Asien abging, die verlangten Provinzen wieder. Wegen dieser Siege riefen die Römer den Glabrio auch wieder zurück, und vertrauten dem Pompejus die Führung des Krieges an. Dieser schlug überall den König, vertrieb ihn aus allen Provinzen, so daß dieser zuletzt den Plan faßte, durch den kimmerischen Bosphorus, durch Skythien und Pannonien 2c. nach Gallien zu dringen, und mit ihnen Italien anzugreifen. Sein Heer erschrack vor diesem Riesenzuge, empörte sich, während Mithridates Sohn gegen seinen alten Vater sich verschwor. Nun verlor er alle Hoffnung eines günstigern Schicksals, und beschloß, sich selbst das Leben zu nehmen, um nicht einem so niederträchtigen Sohne als Gefangener in die Hände zu fallen. Er nahm zuerst Gift, und da dieses nicht wirken wollte, so stürzte er sich in sein Schwert, ohne sich jedoch tödtlich zu verwunden. Als Pharnaces dies hörte, faßte er den schändlichen Entschluß, ihn verbinden zu lassen, und dann an die Römer auszuliefern, um sich diese dadurch zu Freunden zu machen. Aber ein Gallier, der durch das Gemach ging, wo der König sich in seinem Blute wälzte, war mitleidiger als der Sohn, und endigte auf Bitten des Unglücklichen sein Leben durch einen Schwertstreich. So starb dieser Fürst im 60sten Jahre seines Alters, 75 Jahre vor Christi Geburt, nachdem er beinahe 50 Jahre über Pontus regiert hatte.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mitra, s. Inful.

Mittags-Fläche heißt in der Astronomie und Erdbeschreibung diejenige Fläche durch die Achse, welche senkrecht auf dem Horizont steht, und folglich durch den Scheitel- und Fußpunkt geht. Sie begränzt der Mittagskreis. — Mittagshöhe, dasjenige Stück der Mittagslinie, welches vom Horizont bis zu einem gewissen Punkt oder Stand eines Sternes in derselben reicht. — Mittagskreis oder Zirkel, Meridian, heißt bei den Astronomen der große Kreis der Himmelssphäre, welcher durch die Pole, so wie durch den Zenith und Nadir geht, den Aequator unter rechten Winkeln schneidet, und die Sphäre in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln, die östliche und westliche, theilt. In der Geographie nennt man Mittagskreis oder Meridian denjenigen Kreis, welcher durch die Pole

und irgend einen bestimmten Punkt der Erdoberfläche geht. Er durchschneidet senkrecht den Aequator und alle Parallelen (mit dem Aequator gleichlaufende Kreise) an zwei gegenüber liegenden Punkten. Es lassen sich daher so viele Mittagskreise denken, als auf dem Aequator, oder irgend einem Parallel, Punkte neben einander liegen können. Alle diese Kreise liegen mit dem gleichnamigen himmlischen Kreise in einer Ebene, d. h. auf jedem Punkte eines Erd-Meridians läuft derselbe Meridian des Himmels durch den Zenith. Der erste Meridian, d. i. diejenige Stelle, von welcher man die Grade der Länge zu zählen anfängt, wird von den neuern Geographen verschiedentlich angenommen. Es ist ganz gleichgültig, welchen Meridian man zum ersten machen will. Seit dem 17ten Jahrh. zogen die französischen Geographen denselben durch die westlichste der kanarischen Inseln, durch Ferro. Seitdem haben sich die meisten Geographen, besonders die französischen und die deutschen, vereinigt, denjenigen Mittagskreis, der 20 Grad westlicher liegt, als der Meridian der pariser Sternwarte, für den ersten gelten zu lassen. Dieser Kreis geht gerade mitten über die Insel Ferro. Die Astronomen nehmen den Meridian ihrer Sternwarten für den ersten an, so die Engländer den Meridian von Greenwich, wo ihre vornehmste Sternwarte sich befindet. Ueber die Messung eines Meridianbogens s. Messungen. — Mittags-Linie, die gerade Linie, in welcher sich der Horizont und die Mittagsfläche oder der erweitert gedachte Mittagskreis durchschneiden. — Mittags-Punkt, Süd-Punkt, der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte an derjenigen Seite des Himmels, welcher vom Nordpole abgekehrt ist; der Süden.

Mittelalter, das, umschließt eine Hauptperiode der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts, die Zeiten vom gänzlichen Verfalle des römischen Reichs bis zur Reformation, von 400 n. Ch. (nach Einigen von 800, oder Carls des Großen Zeit) bis 1500. Während derselben erfuhr das äußere und innere Leben der Völker eine so tief in alle Verhältnisse des Staats, der Kirche und der Familie eindringende Umwandelung, daß das Mittelalter eben so sehr von der alten, oder der griechisch-römischen, als von der neuen Zeit, der eigentlich europäischen, sich unterscheidet. In der alten Zeit beherrschte der Staat (in Griechenland, Karthago und Rom), durch Waffenkunst und sinnlich-geistige Volksbildung unterstützt, alle mit dem Mittelmeer in Verbindung stehende Länder; im Mittelalter erhob sich, zugleich im Morgen- und im Abendlande, dann auch im Norden von Europa, die Kirche, und durch sie, die der Macht einer Idee unterworfene, dunkle Gemüthswelt über rohe Staatsformen, welche das Freiheitsgefühl tapfrer Völker erschaffen hatte; in der neuen Zeit ringt die Begriffswelt des europäischen Zeitgeistes nach der Herrschaft über alle Formen der gesammten Außenwelt, seit an die Stelle der Kirche die Macht der öffentlichen Meinung trat. Das Mittelalter gestaltete sich von Rom und Mekka aus, durch Völkerkampf und Bekehrungseifer; beide verwickelten mit einander, den Norden und den Süden, den Orient und den Occident. Jene in ihrem Umfange wie in ihrer Dauer gleich ungeheuere Bewegung: der Völkerzug der Hunnen und Gothen; das Vordringen der Slaven; die Eroberung der Araber; die Einbrüche der Avaren und Magyaren; die kühnen Thaten der Normannen; der Heldengeist der Kreuzfahrer; die gleichzeitige Erschütterung des Khalifats durch türkische Hordenführer; hierauf die Eroberungen der Mongolen und Tataren; endlich die der osmanischen Türken: alle diese Völkerwanderungen, welche von den Säulen des Herkules bis zur chinesischen Mauer hin, neue Stämme und Sprachen, neue Reiche und Gesetze, neue Ideen und Sitten aus der Trümmer-Wüste der alten Welt hervorriefen, mußten die Einbildungskraft auf das Höchste spannen und den Willen zu großen Unternehmungen hinreißen. Als

sich endlich der Ländersturm gelegt hatte, da blieb dem Gemüthe der edleren Völker die Begeisterung, und ihrem Willen die männliche Kraft. Aber dem Verstande war nicht Ruhe noch Freiheit genug geworden, um sich klar zu machen, was in und außer dem Menschen vorging; daher die Unform im Wissen und Urtheil. Dieses dreifache Verhältniß bestimmt den geistigen Charakter des Mittelalters. Ueberall, besonders in Deutschland, seit den Zeiten der schwäbischen Kaiser, wirkten fast nur Genie und Gemüth. Beide gaben dem Muthe Kraft, und dem Willen Ausdauer. Daraus entstanden des Rohen Herrschbegier und Tapferkeit, des Gebildeten Frömmigkeit und Fleiß in kühnen Werken. Beide erschraken vor keinem Hindernisse, und beide brachten Außerordentliches hervor. Aeußere Begebenheiten, der Fortschritt der Entwickelung und die großen Folgen derselben, scheiden von einander in so viel einzelnen Zeiträumen, das rohe, das heroische, das romantische und das glorreiche Leben des Mittelalters. 1) Die Zeiten der Völkerwanderungen eröffnen dasselbe, von den Westgothen (400) an, die in Hispanien freie Volksreiche aufbauten, bis zu den Franken, die das Frankenreich in der Mitte von Europa, und unter Pipin (756) den Kirchenstaat aufrichteten; eine Zeit voll Graus und Trümmern, in welcher rohe Gewalt Mitteleuropa erschütterte und Roms Weltherrschaft vernichtete. In Konstantinopel allein erhielt sich noch (bis 1453) das äußere Kunstgebäude der griechisch-römischen Welt; aber seiner Grundfeste beraubt, zerbröckelte es allmählig: denn der Geist, der in demselben wohnte, war nicht mehr der alte klassische, sondern ein gespenstiger Unhold von griechischem Leichtsinn und römischem Hochmuth. In dieser Zeit entstand der Völker-, Sprachen- und Länderunterschied des germanischen, des germanisch-römischen und des slavischen Europa's. Im Orient erschuf mit unwiderstehlicher Gewalt der Islam durch die Hoheit des Gedankens an den einigen Gott, und durch die anschauliche Vorstellung von dem Paradiese des Tapfern, welche die Einbildungskraft des Arabers ergriffen, eine neue Welt, die von Chinas Gränzen an, über Afrika hin, nach Europa, bis an die Pyrenäen sich ausdehnte. Kein Volk und kein Staat hat sich so wunderbar schnell aufgeschwungen, als die Araber und das Khalifat; aber in keinem hat auch das Genie der Einbildungskraft und des Muthes, von religiösen Ideen unterstützt, schwächere Feinde bekämpft, als dort unter Muhameds Propheten-Fahne. 2) Hierauf bewegte, von 756 bis 1096, die Heldenzeit der Deutschen und Normannen das Völkerleben in Europa, wo das Lehnwesen der bürgerlichen Ordnung (nicht der Freiheit) widerstrebte, und die Staatskunst der Kirche allein das kriegerische Zeitalter zu zügeln und den Norden zu civilisiren verstand; selbst im Orient, wo die weltliche Macht des Khalifats, nach der glänzenden Periode der Abbassiden, eben so schnell versank, als sie aufgeblüht war, gehorchten die Eroberer von Mittelasien und Nordafrika, die seldschukischen Türken, dem Islam. Doch dauerte mitten unter ihnen noch fort der Ruhm der Arabischen Literatur (s. d. Art.) am Euphrat, wie an den Pyrenäen. Auch durch den Handel traten Araber und Perser mit Rußland und Skandinavien in unmittelbarer Verbindung, seit dem 9. bis zu dem 15. Jahrh. Dagegen nimmt man in dem öden Raume des bürgerlichen Lebens im Abendlande während dieses Zeitraums nur wenig lichte Punkte wahr, wo eine edlere Thätigkeit für die Sache der Menschheit und für die Nachwelt, damals die Sache Gottes und der Kirche genannt, wirksam ist. Zu diesen erfreulichen Erscheinungen gehören: Alfreds des Großen wohlthätige Regierung in England (872 bis 900), das Gegenstück von der sechszig Jahre später errichteten Mönchsherrschaft des heil. Dunstan; ferner Heinrichs I. versorgende und schützende Verwaltung in Deutschland, wodurch er dem

Abendlande vor neuen Einbrüchen der Barbaren an der Donau und Elbe ein starkes Bollwerk gab (919—936); dann die für die Erweckung des deutschen Kunstgefühls so wichtige, durch Otto den Großen (962) gegründete, Verbindung Deutschlands mit Italien; insbesondere aber der heldenmüthige Bekehrungseifer großer Männer, welch die Kirche in den Norden sandte, wie Ansgarius (st. 865) und wie Adalbert (den die Preußen erschlugen 997) war; vor allen endlich die Gründung der isländischen Republik, wodurch freie Normannen in dem von ihnen entdeckten Eilande im 10. Jahrh. die Literatur des skandinavischen Nordens und eine Kultur gründeten, deren Denkmale, die Edda, die Skaldenlieder und die Sagas (s. d. Art.), noch vorhanden sind (vergl. d. Art. Island, und die von der isländ. liter. Gesellschaft zu Kopenhagen herausg. Sturlunga Saga; ein merkwürdiges Denkmal alter Zeit, welches eine treue Schilderung der Sitten des Mittelalters und Nachrichten von den spätern Schicksalen der isländ. Republik gibt). — Wie die europäische Germanen-Republik, so hatte die Kirchen-Republik einen gemeinschaftlichen Vertreter, den Papst zu Rom, ihr Oberhaupt, diese beiden, Kaiser und Papst, traten zu einander in Verhältniß als Repräsentanten des geistlichen und weltlichen Europas. Sie wirkten unter Anerkennung wechselseitiger Unabhängigkeit zusammen für die Ordnung und den Frieden. Es war eine große Idee, die des verbündeten Kaiser- und Papstthums. Sie gab Europa das, wornach man nachher so vergeblich durch die Idee des politischen Gleichgewichts strebte. Wir verweisen hier auf Fr. Schlegels vortreffliche Ausführungen und Vorlesungen über die neuere Geschichte, und zwar 6. und 7. Vorlesung. Bei Verhältnissen der Gleichheit wird sich immer mit der Zeit ein Uebergewicht des einen oder des andern ergeben, und alsdann schwankt auch wohl das Uebergewicht von einer Seite zur andern. Es lag in der Idee des Kaiser- und Papstthums, daß der Kaiser den Papst und dieser jenen zu bestätigen und anzuerkennen hatte. Die Kaiser vermittelten streitige Papstwahlen, die Päpste streitige Kaiserwahlen. Dieses war ganz in der Ordnung, da es beiderseits keine höhern Gewalten, die Schiedsrichter hätten seyn können, gab. Es konnte daraus keine Oberherrschaft des einen oder des andern Theiles abgeleitet werden, indessen allmählig wurde es versucht. Kaiser Heinrich III. griff sehr streng in Rom durch und es lag unstreitig eben so im Plane dieses Kaisers, die Kirche zu beherrschen, als das Reich in seiner Familie erblich zu machen. Die Gegenwirkung fand sich unter Heinrich IV. (Vergl. d. Art. und Gregor VII.; s. Deutschland, Italien, Bonifaz VIII., Bann und Papst.) Die dritte Periode des Mittelalters umfaßt die der Kreuzzüge, des Rittergeistes und des Aufblühens des dritten Standes, von 1096—1315. Der Rittergeist, aus Frömmigkeit, Tapferkeit, Liebe und Großmuth von der Dichtkunst (vgl. Troubadours, Trouveres und Minnesinger) gebildet, gab diesem Zeitalter das Gepräge des Romantischen (vergl. Romanische Sprache). Der romantische Geist entwickelte sich zuerst in Spanien aus dem begeisterten Kampfe der Christen mit den Mauren (714—1498); hierauf bildete er sich aus in Italien, und durchdrang das ganze germanisch-römische und germanische Europa. In Spanien wurde der große Cid (s. d. Art.) das Vorbild der christlichen Ritter in der Romanze, wie es in dem deutschen Heldengesange der Fabelkreis der Nibelungen (s. d. Art.), in dem brittischen, König Arthus und seine Tafelrunde, und im altfranzösischen, Carl der Große und seine Pairs waren. (Insbesondere ist hierüber nachzulesen, von Dobeneck des deutschen Mittelalters Volkssagen und Heroenglauben. 2 Th. Berlin 1815.) Durch die Kreuzzüge und das Turnierwesen (s. beide Art.) wurden die Sitten und der Geist des Ritterthums allgemeiner und nach dem Muster der geistlichen Ritterorden (s. Malteser, Deutscher Orden und Tempelherren)

gewissen Regeln unterworfen, welche die Bildung der höheren Stände begründeten. In dieser Zeit des christlich-romantischen Heldenmuthes, erweiterte sich der Seehandel der freien italienischen Städte, wie der Völkerverkehr überhaupt; auch die deutschen Städte blühten auf durch Kunst und Gewerbe (s. Baukunst und Hanse); und der dritte Stand fühlte die Kraft seines auf Fleiß und Unternehmungsgeist gegründeten Wohlstandes, besonders, seit ihm der Zutritt zu den Reichsversammlungen in Aragonien, in England und in andern Ländern (wie von Philipp dem Schönen in Frankreich 1303) geöffnet ward. Zu gleicher Zeit sank die Macht der Päpste, zuerst in Frankreich; die Fesseln der Leibeigenschaft wurden gelöst, zuerst in Italien; das römische Recht drang von Bologna her in die bürgerliche Gesellschaft ein, und eine geordnetere Verfassung ging hervor aus dem Siege der Monarchie über die Aristokratie des Lehnswesens, selbst in dem fehdelustigen Deutschland. Unter mehreren Freistaaten aber zeichnete sich das kleine Ragusa aus; in dem slavischen Europa tausend Jahre hindurch (656—1667), der einzige Wohnort slavischer Freiheit, Bildung und Literatur! Auch in der Geschichte des menschlichen Geistes darf man diesen Zeitraum keineswegs als eine Lücke ansehen. Denn vieles von dem Besten und Edelsten, was die neueren Zeiten hervorgebracht haben, ist aus dem Geiste jener Zeit entsprungen. Daher nennt Fr. Schlegel das Mittelalter treffend die poetische Vorzeit für das neuere Europa, die Blüthezeit des Lebens aller Nationen des Abendlandes. Das Zeitalter der Kreuzzüge, des Ritterthums und der Minnelieder war gleichsam der Frühling der neuern Poesie. Uebrigens unterschied sich von jetzt an der Orient, zumal nach dem Verfalle der arabischen Literatur, mehr als je von dem Abendlande. Hatten jenen die Kämpfe des Mittelalters nur tiefer in die Despotie erobernder Hordenführer (Chowaresmier, Mongolen, osmanische Türken) gestürzt, so hatten sie dagegen im Abendlande den Keim der Staaten-Unabhängigkeit und einer verfassungsmäßigen Freiheit der Völker entwickelt. Drei Kantone der Schweiz schlossen am Ende d. J. 1315 das ewige Bündniß der Eidgenossenschaft, und am baltischen Meere, in dem eroberten Preußen, ordnete der deutsche Ritter sein Heermeisterthum zu Marienburg (1309). Nun rastete der kriegerische Geist des Abendlandes. Desto kräftiger erhoben sich in der vierten Periode des Mittelalters, der letzten und der glorreichsten, von 1315—1500, geniale und kühne Männer durch Entdeckungen und Erfindungen, wie durch große und edle Unternehmungen in Kunst, Wissenschaft und Handel, im Staate und in der Kirche. Zu der Zeit, als Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden hatte, waren in Italien zuerst (im Zeitalter der Mediceer) durch byzantinische Gelehrsamkeit und durch den eigenen Genius (Dante, Petrarka), hierauf auch in Spanien, Portugal, Deutschland und Frankreich die klassische Literatur und die alte Kunst wieder erweckt worden. Aus ihnen entwickelte sich das neuere Schriftenthum, und schon jetzt entwich allmählig aus den Hörsälen der hohen Schulen der finstere Geist der Scholastik (s. d. Art.). Eine neue Kriegskunst, und mit ihr eine neue Politik, folgten jetzt auf die Erfindung des Pulvers. Zugleich führten Kompaß und Handel zu Seereisen und Entdeckungen. Heinrich von Viso wurde die Seele großer Unternehmungen, und der Gründer des portugiesischen Heldenruhms. Wie in der Befreiung von der Leibeigenschaft, so ging auch in der Herstellung der bürgerlichen Freiheit, Italien dem übrigen Europa voran. Gesetz und Ordnung aber wurden, vorzüglich in Deutschland, seit Rudolf von Habsburg, dem Stifter des Hauses Oestreich, bis auf den ritterlichen „Weißkunig" Maximilian I. von 1273—1495, immer mehr die Schildhalter des bürgerlichen Lebens, das sich durch Frömmigkeit, Fleiß und Sitte in dem Innern der Familien veredelte. Ueberhaupt waren in Hinsicht auf Gemüthsbildung und auf das, was eine Nation zur Nation macht, was sie erhält und

was sie würdig vor andern Nationen erscheinen läßt, die Deutschen des Mittelalters ein Geschlecht, das sich durch Kraft und Treue, durch Festigkeit und innere Fülle der Erfindung, wie durch ein stilles frommes Leben mit einem schon damals umfassenden Sinn, vor andern Nationen sehr auszeichnete. Früher noch als in Deutschland entfaltete sich das reichste bürgerliche Leben in dem städtereichen Italien. Doch verwilderten hier, wie in Frankreich, durch Tyrannei und Sinnenlust die Sitten. Ugolinos Hungertod, des Barnabas und Johanna Maria Visconti blutdürstige Henkerwuth, die Geldgier der päpstlichen Legaten, das Schisma in der Kirche und so vieles Andre erinnert an die Schattenseite jener Zeit! Selbst in Deutschland brach die alte Wildheit aufs Neue furchtbar in dem Hussiten-Kriege hervor, so wie die Barbarei des Mittelalters in den Zweikämpfen und Hexenprozessen noch fortdauerte. Die Geistlichen blieben in der Sittenzucht weit hinter der Bildung des Zeitalters zurück; doch gab es auch kräftige Beschlüsse zur Beförderung derselben (s. Balduin). Die orientalische, oder griechische Kirche, zeichnete sich am Ende des Mittelalters durch Duldsamkeit aus. Was das geistige Wirken betrifft, so ragte in der Kunst, früher als Italien und der Westen, Deutschland im ganzen Mittelalter hervor. Sein Eigenthum sind die wichtigsten Erfindungen in dem Kunstgebiete der Darstellung; sein Eigenthum die kühnsten Ausführungen, wie kein anderes gleichzeitiges Volk sie wagte. Augsburg und Nürnberg waren die beiden Wiegen des deutschen Kunstfleißes und wichtiger Erfindungen. Seinen Kunstgeschmack aber hat der Deutsche aus sich selbst herausgebildet, und ihm durch fortgesetzte Anstrengung einen Charakter der Größe und Zierlichkeit gegeben, in welchem er wieder andern Muster geworden ist. So ward durch die Beharrlichkeit des Deutschen sein Styl in der Baukunst klassisch. Kein anderer glich ihm, zur Zeit seiner Vollendung, im Zeitalter der Hohenstaufen, in der Leichtigkeit, Zierlichkeit und Schlankheit, in der Riesenstärke für jede Last, in der Dauer für die Nachwelt. Nicht weniger glücklich wetteiferte der Deutsche mit dem Italiener in Malerei (vrgl. Deutsche Malerkunst). Selbst in der wissenschaftlichen Literatur blieb das frühere, oder das scholastisch-aristotelische Mittelalter bis zum 14. Jahrh. nicht ganz zurück. Der allgemeine Gebrauch der lateinischen Sprache in der Gelehrsamkeit, im Unterricht, in Staatsgeschäften und im kirchlichen Dienste, wurde das Band, durch welches das Mittelalter mit der Vorwelt zusammenhing. In allen romanisch redenden Ländern war die lateinische Sprache die Sprache der Gebildeten, im Gegensatze der Mundart des Volks, oder der unausgebildeten Vulgarsprache, aus welcher sich die poetische Literatur entwickelte. Erst im 9. und 10. Jahrh. hörte das Latein auf, in diesen Ländern eine lebende Sprache zu seyn. Nur war die lateinische Literatur des Mittelalters ohne Geschmack und Kritik, weil sie Geschichte und Philosophie, besonders die letzte, dem Leben entzog. Auch sind viele poetische Denkmäler der Deutschen und anderer Völker untergegangen, weil sie ins Lateinische übergetragen und in Prosa verwandelt wurden. Indessen hatte Deutschland lesenswerthe Geschichtschreiber. Otto von Freisingen, Albrecht von Stade, Konrad von Lichtenau schrieben mit Einsicht und Freimüthigkeit in einer bessern Sprache, als die Römer der letztern Jahrh. (S. v. Raumers Handb. merkwürd. Stellen aus den latein. Geschichtschreibern des Mittelalters. Bresl. 1813.) Unter den Engländern zeichnet sich Matthäus Paris durch tiefen Blick, Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit aus; vor allen aber Roger Baco, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, der über viele Vorurtheile seiner Zeit erhaben, tiefer in die Geheimnisse der Natur eindrang, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Durch berühmte Lehrer erhielten einzelne Schulen allgemeinen Ruf, vorzüglich Paris und Bologna. Am meisten erfreut in jene Zeiten der ernste Eifer derer, die sich den Wissenschaften widmeten, ihre Zu-

sammenströmen aus allen Ländern zu den Füßen eines berühmten Lehrers; die Begierde zu lernen, für die weder Alter, noch Stand, noch erlauchte Geburt ein Hinderniß war. Dem unglücklichen und beredten Abälard, dem Urheber der scholastisch-aristotelischen Philosophie im 12. Jahrh., folgten seine Schüler selbst in die Einöde und bauten sich Hütten um seine Zelle, damit sie den Unterricht des geliebten Lehrers nicht verlören. Indeß arteten freilich auch die Fakultäten in geschlossene Glieder aus, die Bettelorden drängten sich auf alle Lehrstühle ein und verfochten mit mönchischem Parteigeist, was irgend einer aus ihrer Mitte gelehrt hatte. Der Streit der Nominalisten und Realisten (welche allgemeinen Begriffen Realität zuschrieben) trennte um 1400 die ganze philosophische Welt; ein Streit, der auch auf dem Markte mit Schwertern durchgefochten ward. So gerieth die freie Untersuchung ins Stocken und die Wissenschaften wurden mehr und mehr als ein Handwerk betrieben. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, das Licht der Erkenntniß anzuzünden, welches im Mittelalter wohl Funken warf, aber nicht zur glänzenden Flamme sich erheben konnte. Dies geschah, als nach dem Zeitalter der Mediceer (s. d. Art.), durch den Gedankenumtausch ein reicheres geistiges Leben erwachte und mit ihm das unsichtbare Reich der öffentlichen Meinung entstand. Vergl. Rühs Handb. der Gesch. des Mittelalters. Berl. 1816. Ueber den Zustand des in seiner Eigenthümlichkeit das Mittelalter hindurch abwelkenden Konstantinopels s. Gibbon und Royous treffliches Werk Paris 1803, 4 Fol.; um eine anschauliche Vorstellung zu erhalten von dem damaligen gesellschaftlichen Zustande, von der literarischen Ausbildung und dem herrschenden Tone unter den höhern Ständen in Konstantinopel ist das Werk der Anna Kommena wichtig.

Mittelamerika (vereinigte Staaten von), oder Guatimala; dieser neue Staat umfaßt den größten Theil des langen Isthmus, welcher Nord- und Südamerika verbindet; doch sollen die östlichen Provinzen Veragua und Panama, welche den eigentlichen schmalen Isthmus bilden, sich an Columbia angeschlossen haben. In dieser Voraussetzung gränzt Guatimala im N. und W. an Mexiko und das Meer der Antillen, welches hier die beiden großen Busen von Honduras und Guatimala bildet; im S. an den Austral-Ocean, im O. an Columbia, und umfaßt etwas über 11.000 Q. M. Diese Gegenden wurden schon 1502 von Columbus entdeckt. Auch hier herrschte eine der mexikanischen ähnliche Civilisation. Nach der Eroberung Mexiko's sandte Cortez ein kleines Heer von Spaniern und Mexikanern 1528 hierher, welches das Land bis 1548 mit geringem Widerstande in Besitz nahm; nur die tapfern Indianer von Honduras, die Moskos und die Porais, behielten ihre Freiheit und haben sie bis auf den heutigen Tag behauptet. Das Ganze bildete eine eigne Administration unter einem General-Capitain, und löste sich erst 1821 ohne Blutvergießen vom Mutterlande und nahm den Namen vereinigte Staaten von Mittelamerika an. Das Innere des Landes bildet Hochebenen von 3—4000 Fuß Höhe, die Fortsetzung der Andes, die bei Panama kaum 800 F. hoch, hier sich immer mehr erheben, ihren höchsten Rücken an der Westküste entlang ziehen, wohl aber nirgend Gipfel von mehr als 10.000 F. bilden; nach O. senden sie niedrige Landrücken. Die Küsten sind mehr ausgezackt und bilden viel bessere Häfen als in Mexiko. Guatimala hat viele Vulkane, vorzüglich in der Gegend des Nikaragua-Sees, und leidet sehr an Erdbeben. Die Hochebenen sind sehr fruchtbar, eben so auch die Küsten es bei weitem mehr als in Mexiko. Das Land ist sehr gut bewässert und unzählige Flüsse, wenn auch von kurzem Laufe, fallen beiden Meeren zu. Der größte Landsee ist der von Nikaragua, 160 Q. M. groß, von herrlichen 5—10.000 F. hohen Bergen und Vulkanen umgeben; er steht im N. W. mit dem See

von Leon, 10 Q. M. groß, in Verbindung und ergießt seine Gewässer in die Guatimala-Bai durch den bedeutenden Fluß St. Juan. Oestlich ist die See nur durch einen aber zum Theil bergigen Landstrich von 5 M. Breite vom Austral-Ocean getrennt, und hier könnte mit Hülfe des kleinen nach W. fließenden Flußes Losta vielleicht am besten die unendlich wichtige Verbindung beider Oceane bewerkstelligt werden. Da dieser Staat in der heißen Zone liegt, so findet hier eine trockene und nasse Jahreszeit statt, und die Küstengegenden sind wegen der feuchten Hitze dem Ausländer sehr ungesund. Auf den Küsten von Nikaragua wehen im Aug., Sept. und Okt. mit Regengüsse vermischte Stürme aus N. O. und O. N. O., welche Papagays heißen und die Schifffahrt sehr hindern. Die wichtigern Produkte sind: Indigo (5 Mill. Fl. an Werth), Getreide, Mais, Baumwolle, Kakao, Zucker, Sassaparille, Tischler- und Färbeholz (Kampecheholz in der aztekischen Sprache Quamhtemali, d. i. faules Holz, wovon der ehemalige Name des Landes), Sesam, Tabak, Chiappapfeffer, Vanille, Kaffee, Gummi, Balsam, zahmes Vieh, Affen, Kolibris, Papageien, Gürtelthiere, Eidechsen, Cochenille, Zorrilla (Art Füchse), Quezalvogel (dessen prächtiges Gefieder von den alten indischen Häuptlingen als das kostbarste Geschenk, das sie machen konnten, angesehen wurde), Fische, Purpurschnecken (an der Westküste, mit einer kostbaren Farbe), Perlen, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Talk, Seesalz ꝛc. Die Einwohner theilen sich in Weiße, Ladinos oder bekehrte Indier, unbekehrte oder unabhängige Indier und Neger mit ihren Spielarten. Der freien Indier, unter denen die Moskos in Honduras die zahlreichsten und gefürchtetsten, sind an 300.000. Man hört bei ihnen mexikanis., die Quiche-, Kachiquel-, Subtusil-, Mam-, Pokomam-, Pokonchi-, Chorti- und Sinkadialekte. Nach dem Kolonisationsgesetz vom Jan. 1824 erhält jeder Fremde auf Ansuchen das volle Bürgerrecht, und ist dann fähig, Ländereien und Minen zu besitzen. Jeder Ansiedler erhält 1000 Q. Ruthen Land und ist 20 Jahre abgabenfrei; alle Ackerbaugeräthe ꝛc. können zollfrei eingeführt werden. Die Religion ist die katholische unter 1 Erzbischof und 3 Bischöfen mit 243 Pfarreien, Missionen und 716 Kirchen; die Diöces Guatimala hat 131, Leon 34 Pfarreien und 1 Mission. In der Provinz San Salvador ist nach der 1825 bekannt gemachten Verfassung die katholische Religion die herrschende und die Ausübung jeder andern verboten. Der Kunstfleiß liefert seidne, baumwollne und wollne Gewebe, Leder, Fayence, irdenes Geschirr ꝛc. die Indier sind geschickt im Holzauslegen ꝛc. Zur Ausfuhr kommen Indigo (für mehr als 2000 Fl.), Kakao, Vanille, Chinapfeffer, Reis, Balsam, Terpentin, Gummilak, Ambra ꝛc. Eingeführt werden deutsche und franz. Leinwand, englische und französische Baumwollwaaren, französische und spanische Tücher, Seidenwaaren und Weine. Die Einfuhrzölle sind gering, und alle Landeserzeugnisse können zollfrei ausgeführt werden, mit Ausnahme des Goldes und Silbers, Indigo, Balsam, Kakao und Rum. Von Gold und Silber werden 4 p. C. und auch von den übrigen Artikeln eine mäßige Abgabe bezahlt. Die vorzüglichsten Häfen sind Acajutla und Isabel im Golf des süßen Wassers, Omoa, Truxillo und S. Juan am atlantischen, Realejo am stillen Ocean, an dem auch eine neue, zum Hafen von Guatimala bestimmte Stadt, Puerto Libertad, gebaut wird. Die Verfassung ist nach der den nordamerikanischen Freistaaten; nur ist die katholische Religion die herrschende. Die Regierung besteht daher aus 1 Präsident (jetzt Don Manuel Josef de Arce), 1 Vicepräsident, einem Senat von 11 Personen und einem Hause der Repräsentanten von 60 Deputirten. Der auf 3 Jahre ernannte Präsident ernennt 3 Minister, für Krieg und Seewesen, für das Innere und Auswärtige, für die Finanzen, und hat einen vom Volk ernannten Verwaltungsrath zur Seite. Der Freistaat begreift 15 Provinzen: Guatimala, den

Hauptbestandtheil bildend, Nikaragua, Comeyagua, Honduras, San Salvador, Quezaltenango, Chiapa u. s. w., zusammen 15.000 Q. M. mit 1.800.000 Bewohnern in 12 Städten, 21 Vilas und über 700 Dörfern, ohne die Orte der freien Volksstämme. Die Republik von Mittelamerika, ist bereits anerkannt von den vereinigten Staaten Nordamerikas und von Mexiko, und ihr Gesandter hat nach Washington den Plan des Kanals zur Verbindung des atlantischen und Australoceans mitgebracht. Engländer und Nordamerikaner durchstreifen diese reiche Republik, wo große Gold- und Silberschätze in den Händen der Handwerksbesitzer sind, nach allen Richtungen. Das Wappen und die Flagge der Union besteht aus 3 Streifen, blau, weiß und blau mit 3 Vulkanen (die auf die 3 größten Bundesprovinzen Guatimala, Comayagua und Nikaragua deuten) in dem mittlern und einen Regenbogen darüber mit den Worten Dios, Union, Libertad. Die Einkünfte betragen 3 ½ Mill. Fl. Nach dem Budget betragen die Ausgaben für 1825: Staatsministerium 54.950, Minist. der Justiz und geistlichen Angelegenheiten 17.600, Finanzministerium 179.208, Kriegs- und Marineminist. 627.828, zusammen 879.568 Doll. Der Präsident erhält jährlich 10.000, der Vicepräsident 4000, jeder Senator 2000, jeder Kongreßdeputirte 1200 Dollars. Durch Reduktion und durch Bestreitung der Kosten für die Miliz von jeder Provinz hofft man mit 100.000 Doll. aus. Die Linientruppen zählen 1500, die bewaffnete Miliz 80.000 Mann. Guatimala la nueva, die Hauptstadt 15 M. vom Austral-Ocean, in einem schönen Thale am Flusse Vakas, wurde erst 1774 erbaut, ist aber regelmäßig und schön. Der große Marktplatz in der Mitte ist mit einem Springbrunnen verziert und von schönen Gebäuden umgeben. Die Straßen sind alle regelmäßig und breit, aber die Häuser nicht hoch, weil die Stadt häufigen Erdbeben ausgesetzt ist. Sie hat eine Universität, die aber freilich nicht viel bedeutet. Die Einw., über 30.000, treiben mancherlei Künste und Gewerbe, vorzüglich verfertigen sie treffliche Fayance. Obgleich kein Hafen vorhanden und der Fluß nicht schiffbar, so hat Guatimala doch sehr bedeutenden Handel mit Mexiko und Vera Cruz. Das alte Guatimala liegt 5 M. weiter nach dem Innern; sie war einst eine schöne volkreiche Stadt, litt aber Jahrhunderte lang an Ueberschwemmungen und Erdbeben, bis endlich das Erdbeben von 1773, welches 5 Monate anhielt und den größten Theil der Stadt vernichtete, die Einwohner bestimmte, den Ort zu verlassen. Jetzt wohnen in den Trümmern etwa 8000 Indianer und anderer Falbige. In der Provinz Ciudad-Real hat man im 18. Jahrh. die unter Lava und Asche verschütteten Trümmer einer alten indianischen Stadt, Palenque, entdeckt, worunter Tempel und Monumente, mit Hieroglyphen bedeckt, sich befanden.

Mittelländisches Meer, Mittelmeer, das Grenzgewässer zwischen den drei Haupttheilen der alten Welt, ein großer Busen des atlantischen Weltmeers. Der Flächenraum desselben wird gewöhnlich viel zu gering auf 20.000 Quadratmeilen geschätzt. Mit dem Weltmeere steht es durch die Straße von Gibraltar in Verbindung, wo Europa und Afrika am meisten sich nähern. Die Meerenge ist auf der afrikanischen Küste gegen 7 Meilen lang; die Breite derselben ist verschieden; die geringste beträgt 2 Meilen. In der Mitte der Meerenge bemerkt man einen starken Strom aus dem Weltmeer in das mittelländische Meer, und an jeder Seite eine andre Strömung, die längs den Küsten in entgegengesetzter Richtung aus dem mittelländischen Meere in das Weltmeer geht. Diese Seitenströme sind weit schwächer, als der mittlere Strom, und können das eingeströmte Wasser nicht wieder heraus senden. Ueberdieß findet eine ähnliche Einströmung aus dem schwarzen Meere statt, und zahllose Flüsse gießen sich in den weiten Busen. Sehr schwer ist es daher

zu erklären, wo diese Wassermasse bleibt, da das Meer keine Zunahme erleidet, und wenn es höher würde, mit Gewalt in das Weltmeer strömen müßte. Manche glaubten, es habe mit dem Weltmeer eine, unter seinem Boden hinlaufende Verbindung. Büffon nahm an, es seyen von Zeit zu Zeit große Höhlen auf dem Boden des Meeres eingesunken, welche die Wasserfälle verschlungen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß dieses Meer seinen Ueberfluß durch ungewöhnlich starke Ausdünstung verliert, die vielleicht durch den, unter dem Boden desselben befindlichen, Feuerherd verursacht wird. Zwar hat das Meer kaum merkliche Ebbe und Fluth, ausgenommen in dem Meerbusen von Venedig und an den Küsten von Tripolis, aber es kann doch ein großer Theil des Wassers sowohl durch die Winde, als die Hitze von der Erde eingesogen werden. Theile und Busen des mittelländischen Meeres sind: das hetrurische, das adriatische Meer; der syrtische Busen auf der Küste von Afrika und der eilandreiche griechische Archipelagus. In der nordöstlichen Ecke dieses Busens öffnet sich eine Meerenge, welche anfangs schmal und gekrümmt, die Meerenge der Dardanellen (ehedem Hellespontos) bildet, dann in ein weites Becken, das Marmormeer (einst Propontis, Vordermeer) ausströmt, und dann wieder sich verengend, unter dem Namen der Meerenge von Konstantinopel (einst Bosporos) in das schwarze Meer (einst Pontos Euxinos) ausläuft und so dieses Binnenmeer mit dem Mittelländischen verbindet. Man hat den Entwurf, das mittelländische und arabische Meer durch einen Kanal zu verbinden, oft zur Sprache gebracht, allein er scheint nicht ausführbar zu seyn, da die entgegengesetzten Küsten beider Meere sumpfige Niederungen sind und die zwischenliegende Ebene ohne Wasser ist. Es könnte jedoch vermittelst des Nils eine Verbindung zwischen beiden Meeren geöffnet werden. Vor Alters bestand ein Kanal in dieser Richtung, der oft hergestellt wurde. Er ging von Kahira nach Kolzun, in der Gegend von Suez. Noch sind einige Spuren desselben sichtbar.

Mittelsalze, alle diejenigen Salze, welche aus Verbindung der Säuren mit Erden entstehen. Sonst verstand man auch hierunter die Neutralsalze oder diejenigen zusammengesetzten Salze, welche aus der bis zum Sättigungspunkte getriebenen Verbindung einer Säure und eines Laugensalzes entstehen, und nannte diese vollkommene oder wahre Mittelsalze, jene unvollkommene analogische oder erdichtete. Seit 20 Jahren unterscheiden aber die Chemiker die Neutralsalze von den Mittelsalzen.

Mittelstimmen, in einem Tonstücke die Stimmen, welche außer dem Baße die Hauptstimme durch harmonische Ausfüllungen begleiten. Den Alt nennt man die hohe, den Tenor die tiefe Mittelstimme.

Mitteltinten oder **Mittelfarben**, s. **Halbschatten** und **Mezzotinto**.

Mitternacht, s. **Norden**.

Mitylene, s. **Lesbos**.

Mnemonik, die alte, angeblich von Simonides aus Cea erfundene Erinnerungswissenschaft, oder Gedächtnißkunst. Bei dem von Schenkel, v. Aretin, Kästner, Fainaigle, Klüber u. a. Mnemonikern vorgeschlagenen künstlichen Hülfsmitteln des Memorirens, kommt das Meiste auf die Verwandlung jedes einzelnen Wortes in ein Bild und auf die Verknüpfung desselben mit einem raum- oder zeitgemäßen Gegenstande an. Schenkel lehrte diese Kunst zu Ende des 16ten und zu Anfange des 17ten Jahrh. über 40 Jahre, nach ihm sein Schüler Sommer. Die drei berühmten Stellen von der Gedächtnißkunst bei den Alten, Cic. de orator. II. 76—88, Auct. ad Herenn. III, 16—24, und Quintil. X, 1. 11—26 hat Kästner erklärt. S. Gräffe's Untersuchungen über das Gedächtniß, im 4ten Theile des neuen katechet. Magazins. S. **Gedächtnißübungen**.

Mnemosyne, die Tochter des Uranus und der Gäa, eine der ältesten Göttinnen. Nach Hesiodus zeugte sie mit dem Jupiter die neun Musen und brachte daher neun Nächte in Pierien in seinen Armen zu. Die orphische 76ste ihre gewidmete Hymne schildert sie als das Gedächtniß; daher ihr Name. Diese Seelenkraft ist unter wilden Nationen, die keine Schreibekunst besitzen, eine der vornehmsten. Vergl. Musen.

Mnioch (Joh. Jak.), ein durch seine Originalität im Denken, Dichten und Handeln merkwürdiger Mann, ward geboren zu Elbing in Preußen 1765, und starb als erster Direktionsrath bei der königl. preuß. Lotteriedirektion zu Warschau den 22. Februar 1804. Als Knabe sandte er einst, da er seinen Vater unverdienter Weise zurückgesetzt sah, ohne alle Kenntniß des Ceremoniels eine Bittschrift an Friedrich II., in welcher er den König mit Du anredete; sie hatte einen erwünschten Erfolg und Mniochs Vater ward aus seiner gedrückten Lage befreit. Als Student in Jena schickte er dem König seinen Hymnus auf Friedrich, jedoch in einem unfrankirten Paquet, weil doch der König reicher sey als er; als ihm nun Friedrich in seinem Danksagungsschreiben bemerkte, daß er die Briefe an ihn hinführo frankiren möge, fragt er auf der Post, was das Paquet gekostet habe, und übersendet dem König ein Achtgroschenstück mit den Worten: Sire! hier ist das Porto. Seine Gedichte, worunter sich manches vortreffliche Lied befindet, zeugen sämmtlich von seiner Originalität; seine prosaischen Schriften sind religiösen, moralischen und ästhetischen Inhalts. Er war auch ein ausgezeichneter Deklamator und hatte ein ungewöhnliches Talent zum Improvisiren. Seine Gattin Maria Mnioch ward von ihm in so hohem Grade gebildet, daß er sie nach ihrem Tode, der sie im Frühling ihres Lebens hinwegraffte, durch ihre geistvollen Aufsätze als Mitrednerin auf unsere Literaturbühne führen konnte. Sie hatte, was ihr ein unbefangener Geist und ahnungsvolles Gemüth eingab, oft mitten unter der Fülle von häuslichen Geschäften, mit wenigen Worten auf kleine Zettel hingeschrieben und diese dann sorglos verstreut, so daß selbst in Waschkörben manche gefunden wurden. Die bloße Freude des sich Aussprechens, oft auch nur des leisen Andeutens, was sie fühlte und dachte, war ihr genügend; sie dachte in ihrem Leben nie daran, eine Schriftstellerin zu werden. Alles ist rein weiblich in diesen Aufsätzen; sie findet in der Liebe ihre Welt und mit Liebe sieht sie die Welt an. Sie starb 1796 zu Warschau, 20 Jahre alt.

Mobilien (Mobilia), Alles, was von einem Orte an einen andern kann gebracht werden, wenn es nicht zu einem eigenen Gebrauche an dem Orte gewidmet oder daran befestiget ist. Also werden die von dem Erdboden abgesonderten Früchte, als das abgemähte Getreide, abgeschüttelte Obst u. s. w., nicht aber die daran fest sind, als das Getreide auf dem Halme, das am Baume hangende Obst, wie einige Rechtsgelehrte meinen, unter die Mobilien gerechnet. Dahin gehören auch Schiffe, Kellergefäße, baares Geld, das Wild, Vögel und Fische, die zur Lust oder im Vorrathe, in den sogenannten Menagerien oder kleinen Thier- oder Fasangärten oder Hältern eingeschlossen werden; was aber in großen Thiergärten oder Setz- und Streichteichen steht, gehöret zu Grund und Boden. Gold, Silber, Edelgestein, Kleinodien und Ringe ꝛc. werden auch zu Mobilien gerechnet. Hingegen was erd-, nied- und nagelfest, also auch das Braugeräthe oder die Branntweinblase in einem Brau- oder Brennhause, das Ackervieh und Geschirr auf einem Meierhofe, werden für unbeweglich geachtet. In einem andern Sinne versteht man darunter alles Hausgeräthe (Supellectilia), was zum täglichen Gebrauche gewidmet ist, als allerlei Arten Tische, Stühle, Bänke, Betten, Bettgestelle, Behängsel, Teppich, Leuchter, Spiegel, Schränke, Kasten, allerlei Tisch- und Küchengeschirr; nicht aber das Silbergeschirr, Kleinodien, baares Geld, Gewehr, Kleider, Bücher und den Vorrath an

Wein, Früchten und dergl., wiewohl die Gewohnheit desfalls nicht allenthalben gleich ist und derselben man zuvörderst nachzugeben hat.

Modalität ist die Kategorie des Verhältnißes unserer Vorstellungen, der Begriffe, Urtheile rc. zu unserm Erkenntnißvermögen, oder zu der Art, wie wir uns derselben bewußt sind. ob sie denkbar (möglich) wirklich oder nothwendig sind. Die Modalität ändert in dem Begriffe gar nichts, sondern zeigt nur, wie wir ihn denken sollen. Sie kann nur eine reale Bestimmung wahrnehmbarer Dinge seyn; denn übersinnliche Dinge können wir zwar auch denken: doch denken wir alsdann nicht die Möglichkeit des Dinges, sondern die Möglichkeit des Begriffes. Diese würde also eine logische, keine reale Modalität seyn.

Mode. Moden. Was man Weise und Mode nennt, ist das Leichteste und Dünnste in der Sitte, das Schwebende, Bewegliche, Wechselnde; an sich kein Fehler: denn in allem Lebenden muß auch Wechsel als ein leichtes Spiel erscheinen; aber die Mode soll von der Sitte beherrscht werden. Jene darf also wohl scherzen, flattern, tändeln und den spröden Ernst des Lebens erheitern, aber nie darf sie sich der Sitte gleich, oder gar höher stellen. Sie soll nie ihrem spielenden Leichtsinn die Ehrbarkeit ernster Sitte geben, sonst betrügt sie den Menschen um sein Edelstes, um seine Würde. Dann gesellen sich zum Frevel der Mode die Lüge und die falsche Scham, und der durch sie verzierte Mensch thut das Böse häufig seiner modischen und gesellschaftlichen Schicklichkeit wegen; dem armseligen Flatterer aber wird das Erhabene, das Stille, Fromme, Himmlische fremd. So gingen im steten Wechsel der Mode die Treue und Liebe unter, nachdem es der Mode gelungen, die Sitte zuerst lächerlich zu machen und die Menschen zu überreden: Wechsel sey das Geheimniß alles Lebens. Herrscht hingegen in uns die fromme, feste Sitte, so mag die Mode um uns ihre leichten Scherze und Gaukeleien treiben. S. Arndt über Sitte, Mode und Kleidertracht. 1814.

Modell, Vorbild, Musterbild nennt man in der Malerei eine männliche oder weibliche Person, die der Künstler nackt vor sich hinstellt, um sie zum Gegenstand seines Studiums zu machen. In der Bildhauerkunst heißt das Modell ein aus Wachs, oder Gyps bereiteter Körper, welcher zum Vorbilde für denjenigen dient, den der Künstler aus einem schwierigen zu bearbeitenden Stoffe zu bilden gedenkt. Das architektonische Modell ist eine vollkommene Vorstellung von einem Gebäude, das man aufzuführen vor hat; es wird ebenfalls von Wachs oder Gyps poussirt, am besten nimmt man aber Holz dazu. — Modelliren heißt ein Modell machen, auch eine Gestalt abformen; ein Modellmacher (modeleur) ist derjenige mechanische Künstler, der Körper nach verjüngtem Maßstabe als Vor- oder Abbild verfertigt, z. B. Modelltischler; Modellschneider ist derjenige Künstler, der die Formen zu Abdrücken oder Abgüssen rc. in Holz schneidet.

Modena, ein souveränes Herzogthum in Oberitalien, besteht aus einer von Parma, Toskana, Lukka, dem Kirchenstaat und dem lombardisch-venetianischen Königreiche umgebenen Hauptmasse und dem südlich vom Apennin am Meeresufer gelegenen kleinen Herzogthume Massa-Carrara. Das Ganze umfaßt 98 □ M. mit etwa 370.000 Einw., wovon 94 □ M. und 346.000 Einw. auf Modena kommen. Die Lage von Modena ist ganz die von Parma, das Land breitet sich am Po in schönen von vielen Kanälen durchschnittenen Ebenen aus und erhebt sich südlich bis zum kahlen Gipfel des Apennin; das Thal Carfagnana liegt selbst schon auf den südlichen Abhange. Außer dem Po, der das Land nur berührt, ist die Secchia der Hauptfluß, doch ist er nicht schiffbar. Die Einwohner sind katholisch, unter-

halten Hanf- und Seidenweberei, Glashütten, Papiermühlen, und führen aus: Ochsen, Schweine, rohe Seide, Organsin, Wein, Hanftuch, Glas, Papier, Leder ꝛc. Das Land war sonst ein Reichslehn, und hatte Herzoge aus dem Geschlechte Este (s. d. Art.). Der Markgraf Albert II. († 1097; vergl. Braunschweig) hatte von seiner zweiten Gemahlin, der Italienerin Irmgard, den Sohn Fulco, dem er mehrere seiner italienischen Güter vererbte, und der Stifter des Hauses Modena ward. Unter den demokratischen Revolutionen, die in der Mitte des 12ten Jahrhunderts Italien umgestalteten, und bei denen mehrere alte große Familien zu Grunde gingen, verlor auch das Haus Este mehrere seiner besten Besitzungen. Das Haus hatte weder das Erstgeburtsrecht, noch die Untheilbarkeit der Güter, und die vom Kaiser erhaltenen Lehen, z. B. Mailand und Genua 1174, gingen bald wieder verloren. Die Nachkommen Fulcos waren in den Städten Ferrara, Modena und Parma bald Podestas, bald Kriegsobersten, und legten dadurch den Grund zu ihrem wieder aufblühenden Glück. Markgraf Azo IV. wurde 1288 zum Herrn vou Ferrara gewählt, und von den Päpsten Innocenz III. und Otto IV. mit der Mark Ankona beschenkt; seine Nachkommen erhielten 1329 das Vikariat von Ferrara, 1354 und 1361 von Modena und 1370 von Lukka. Aber erst 1542 wurde Markgraf Borso zum ersten Herzog von Modena und Reggio erhoben, und 1502 belehnte der Papst Alexander V. den Bruder und Erben dieses Herzogs, Herkules I., für sich und seine Nachkommen mit dem Herzogthum Ferrara. Mit seinem Urenkel Alfons II. starb 1598 der Hauptstamm aus; mit Erlaubniß des Kaisers Rudolph II. vermachte er die Reichslehen Modena und Reggio seines Vaters Bruderssohne Cäsar; aber die päpstlichen Lehen von Ferrara wurde vom heiligen Stuhle zurückgenommen. Dessen Sohn Alfons III. erwarb 1635 durch Geld und Unterhandlungen das Fürstenthum Concordia, und Franz Maria 1710 das Herzogthum Mirandola mit dem Marquisat Concordia für 200.000 Dublonen. Der letzte Herzog, Herkules III. Raynald vermählt 1741 mit der Erbin des Herzogthums Massa und Carrara, Maria Theresia von Cibo-Malaspina, hatte nur eine Tochter, Beatrix, Herzogin von Este, vermählt mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (Bruder Josephs II. und Leopolds II.) Im Jahr 1796 nahmen ihm die Franzosen seine Länder. Der Lüneviller Frieden gab ihm als Ersatz den Breisgau; allein er überließ diese Provinz seinem Schwiegersohne. Herzog Herkules starb 1803 zu Treviso, und hinterließ ein beträchtliches Privatvermögen. Sein Eidam, der Erzherzog Ferdinand (Herzog von Modena-Breisgau) verlor den Breisgau durch den Preßburger Frieden 1805 und starb 1806. Ihm folgte sein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, geb. 1779, und vermählt 1812 mit einer Tochter des Königs von Sardinien. Er gelangte 1814 zum Besitze der großväterlichen Staaten, vermöge der seinem Vater vom Kaiser ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den Wiener Congreß darin bestätigt. Er nahm den Namen Este an, und ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieses Hauses. Seine Mutter trat ebenfalls die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigiana fügte. Alle drei fallen nach ihrem Tode an ihren Sohn. Der Herzog Franz VI. rief 1814 die Jesuiten in seine Staaten zurück; 1815 entfloh er auf kurze Zeit vor Murat. Er hat einen Erbprinzen (geb. 1802) und zwei noch lebende Brüder, die Erzherzoge Ferdinand von Este und Maximilian von Este. In der Provinz Treviso besitzt der Herzog die Fideicommißgüter des aus dem estischen Hause entsprossenen, nun ausgestorbenen Geschlechtes; welche ein jährliches Einkommen von 300.000 fl. haben. Nach dem Aussterben dieses Hauses fallen

dessen Länder an Oesterreich. Der Staat hat gegen 1½ Millionen fl. Einkünfte, hält 1200 Mann zu Fuß und eine Eskadron Dragoner, und wird monarchisch (ohne Feudalverfassung, so wie ohne Stände) regiert. Modena, im Alterthum Mutina und eine römische Coloniestadt, die Hauptstadt und Residenz, an einem Kanale, der aus der Secchia in den Panaro führt, mit schwachen Befestigungen und 20.000 Einw., ist eine der freundlichsten und reinlichsten Städte Italiens, mit schönen breiten Straßen, die auf beiden Seiten Bogengänge haben, doch ohne ausgezeichnete Gebäude. Das beste ist das herzogl Schloß auf einem großen Platze, mit schönen Gärten umgeben. Aus der ehemals trefflichen Gemäldegallerie sind die besten Stücke nach Dresden verkauft worden. Modena hat eine Universität, Kunstschule, Ritterakademie, Bibliothek von 80.000 Bänden. In der Kathedrale wird noch immer der Eimer aufbewahrt, welchen der hier geborne Dichter Tassoni besungen und, welchen die Modeneser einst im 13ten Jahrh. aus Bologna raubten. Auch ist Modena der Geburtsort des Philologen und Archäologen Sigonius und des durch seine Forschungen in der Geschichte Italiens berühmten Muratori. Andere merkwürdige Orte des Landes sind: Reggio, wichtige Handelsstadt von 14.000 Einw. an den reizenden Ufern des Tessin, der Geburtsort von Ariost; das kleine Mirandola, einst der Sitz des in den Wissenschaften berühmten Geschlechts der Pico; Correggio, ein elendes Dorf, wo der große Maler dieses Namens geboren wurde; Massa und Carrara, Stadt von 8500 Einw. mit einer Bildhauerakademie und berühmten Marmorbrüchen.

Modern nennt man das, was der Mode (s. d. Art.), dem Geschmacke und der gegenwärtigen Zeit gemäß ist. In Beziehung auf Kunst und Aesthetik s. d. Art. Romantisch.

Modulation, s. Tonführung.

Mogul, s. Mongolen.

Mohács, Marktflecken in der ungarischen Gespanschaft Baranya an der Donau, mit 4000 Einwohnern, Ungarn, Deutschen und Raitzen, einem festen Schlosse. Bei dem nahen Dorfe Utvard wurden 1526 die Ungarn von den Türken geschlagen und ihr König Ludwig II. auf der Flucht bei dem Dorfe Czelje in einem Sumpf erstickt. 1687 wurden hier die Türken von den Oesterreichen unter dem Herzog von Lothringen geschlagen.

Mohammed, s. Mahomed.

Mohn (Magsache), welchen wir des Samens wegen ziehen, stammt aus Asien oder, wie Einige meinen, aus Südeuropa, ist jetzt fast über alle Länder verbreitet. Der mit gefüllten Blumen ist eine Abart davon. Der Feldmohn und der Ackermohn wachsen bei uns wild; jene Gattung aber wird in mehreren Gegenden mit Sorgfalt angepflanzt, weil der Same ein sehr feines Oel, das dem Baumöle nahe kommt, liefert. Außerdem wird er auch auf Kuchen und in einigen Kochspeisen gegessen. Der milchigte Saft der Mohnpflanze riecht widrig, schmeckt bitter und hat eine betäubende schlafmachende Kraft, vorzüglich im Orient, wo das Gewächs theils durch das Klima, theils durch sorgfältigere Cultur viel mehr Stärke erhält. Die Gewinnung dieses Saftes ist unter dem Namen Opium (s. d. Art.) bekannt.

Moitte, eine in der Kunstgeschichte ausgezeichnete Familie zu Paris. 1) Pierre Etienne, geb. 1722, erlernte unter Beaumont das Kupferstechen und zeigte in dieser Kunst bald eine solche Fertigkeit, daß ihn der König Ludwig der XV. zu seinem Kupferstecher ernannte. Seine Arbeiten für die Gallerie in Dresden machten ihn auch in Deutschland berühmt. 1770 wurde er Mitglied der Akademie und starb 1780. Gleich meisterhaft war er mit der Nadel und dem Grabstichel, im Porträt wie in geschichtlichen Darstellungen. — 2) François August, sein Sohn, geb. 1748, widmete sich unter

seinem Vater mit Eifer der Kunst, zeigte seine Talente vorzüglich durch Reinheit des Stiches und Feinheit der Ausführung. Unter seinen vielen Stichen zeichnen wir als die besten aus: die Erholungen nach Tische, nach Jordans, und seine Arbeiten nach Greuze. Er starb um's J. 1787. — Sein Bruder Jean Baptist Philibert ward Architekt und starb 1808 als Professor an der Schule zu Dijon, durch seine trefflichen Plane ein rühmliches Andenken hinterlassend. — Jean Guillaume, Bruder des Vorigen, einer der trefflichsten Bildhauer Frankreichs, zu Paris 1747 geboren, entwickelte sein seltenes Talent zum Zeichnen unter dem berühmten Pigal, besuchte dann Le Moine's Schule, welche er 1768 verließ, als sein David mit Goliaths Haupt den ersten Preis erhalten, um sich in Italien durch das Studium der alten Kunstwerke noch mehr zu vervollkommnen. Er blieb bis 1773 in Rom, wo er seiner durch Fieber gestörten Gesundheit wegen in sein Vaterland zurückzukehren genöthigt war. Seine Zeichnungen für den Goldschmidt des Königs machten ihn bald an allen europäischen Höfen bekannt. 1 83 wurde er in die Akademie aufgenommen. Während der Revolution fuhr er fort zu arbeiten, und erhielt von den neuen Machthabern viele Aufträge. Bei Errichtung des National-Institutes wurde er Mitglied desselben und einige Jahre später zu einem der franz. Kunstkommissäre in Italien ernannt. Napoleon erhob ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Der Tod seiner Gemahlin beugte seinen Körper und sein Talent und führte auch endlich sein Hinscheiden herbei am 2. Mai 1810. Von seinen vielen Werken, welche sich durch Reinheit der Zeichnung, Sinn für Großartiges, Gefälligkeit der Verhältnisse und Paßlichkeit der Gewänder auszeichnen, führen wir an: das kolossale Relief in dem Fronton des Pantheons, das die Bürger- und Kriegstugenden ehrende Vaterland, war das Uebermächtigste, was man seit langem in Frankreich gesehen hatte; das Relief im Louvre, die Muse der Geschichte, mit Moses und Numa zur Seite, welches allgemein bewundert wurde; das Relief in der Pairskammer zu Paris, die sich für's Vaterland opfernden Krieger. Außerdem eine Menge Basreliefs, Statuen und Zeichnungen, z. B. zu der Ausg. von Racine's Werken bei Didot u. a.

Mokkha oder **Mochha**, am arabischen Meerbusen, unter 30° 16', eine für Arabien wohlgebaute Stadt in der Provinz Jemen, mit einer starken Mauer umgeben und mit einem guten Hafen. Sie hat 5000 Einw., ist der Handelsplatz Arabiens und wird von den Schiffen mehrerer europäischen Nationen, besonders Engländern besucht, welche hier vorzüglich Kaffee (Mokkakaffee.), Gummi und Weihrauch holen; die beiden letzteren Waaren aber kommen aus Afrika. Die Stadt ist erst vor etwa 400 Jahren entstanden. Die Regierung führt ein Statthalter des Herrschers von Jemen. Die Umgegend ist äußerst öde, doch befinden sich dort schöne Palmenhaine und Gärten.

Mola (Pietro Francesko), ein berühmter italienischer Maler, geb. zu Soldern im Herzogthum Mailand 1621, bildete sich in Albani's Schule zu Bologna, und ging dann nach Venedig, wo er, durch Guercino's Neid gezwungen, sich nach Rom wandte. Alexander VII. nahm ihn mit Auszeichnung auf und beschäftigte ihn in der Gallerie von ontecavallo, wo die Geschichte Josephs zu seinen besten Werken gehört. Eben geneigt, einer Einladung Ludwigs XIV. nach Paris zu folgen, starb er aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamphili zu Rom 1666. In letzterer Stadt haben sich noch mehrere Freskogemälde von ihm erhalten. Mola hatte sich aus des Albani und Guercini Manier einen eignen Styl gebildet; ersteren übertraf er im Kolorit, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, und in Erfindung, stand ihm aber an Liebreiz in seinen Figuren nach. Seine Zeichnung ist korrekt; er arbeitete viel und lebhaft. Den königl. Pallast in Paris schmückten

mehrere treffliche Gemälde von ihm, worunter besonders ein heil. Bruno in einer schönen Landschaft; Hagar und Ismael; Johannes, in der Wüste predigend; eine Flucht nach Aegypten; Archimedes mit dem Cirkel und dem Saldaten, Tankred hervorzuheben sind. Er hat überdies noch das Verdienst, mehrere treffliche Schüler gebildet zu haben. Ein anderer Maler, Namens Giovanni Batista Mola, Zeitgenosse des Vorigen, war ebenfalls durch seine Kunstwerke berühmt.

Molay (Jakob von), letzter Großmeister des Tempelordens, aus Bourgogne gebürtig, stammte von der Familie der Herrn von Longiwic und Raon. Die großen Reichthümer seines Ordens und der Stolz der Ritter erregten den Neid der Großen und das Murren des Volks. Es wurden 1307 auf das Zeugniß zweier Bösewichter vom König Philipp dem Schönen von Frankreich mit Einwilligung des Papstes die in Frankreich anwesenden Ritter gefangen gesetzt und es wurde Beschlag auf ihre Güter gelegt. Der Großmeister, der sich in Cypern aufhielt, bekam vom Papste den Befehl, nach Frankreich zu kommen, und sich wegen der Verbrechen, die seinem Orden Schuld gegeben würden, zu verantworten. Er erschien mit 60 der angesehensten Ritter, unter welchen sich auch Guido, Dauphin von Auvergne und Hugues von Peralde befand. Kurz nach ihrer Ankunft wurden sie ebenfalls ins Gefängniß gesetzt und ihr Prozeß mit einer Hitze betrieben, die nur zu deutlich die Absicht durchblicken ließ, daß es auf ihre ungeheuern Reichthümer abgesehen sey. Durch die Tortur wurde Manchem ein Geständniß entrissen, das sie darauf widerriefen. 54 Ritter wurden verbrannt (den 11. März 1307), der Orden durch die Kirchenversammlung zu Vienne aufgehoben, Molay, Guido und Hugues bis zum Jahre 1314 im Gefängniß behalten, wo die beiden ersten ebenfalls den Feuertod erduldeten (den 11. Mai 1314). Man vergleiche über das unglückliche Schicksal Molay's und der Tempelritter: Les Monumens historiques relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple et à l'abolition de leur ordre, par Raynouard. Paris 1813. S. Tempelherren.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entspringt in den sumpfigen Thalgründen im Böhmerwald im Ausser-Gefild in Böhmen, fließt in einem tiefen Thale bis Budweis, wo sie für kleine Fahrzeuge schiffbar wird. Unterhalb Prag entfernen sich die steilen Höhen von den Ufern; sie ist an der Beraumündung 300, bei Prag fast 800 F. breit und trägt hier Schiffe von 250—300 Centner Ladung. Nach einem Laufe von 37 Meilen ergießt sie sich in einer Breite von 400 F. bei Melnik in die Elbe, wo sie eine größere Wassermasse hat, als diese. Die Moldau hat durch den Abschluß der Elbschifffahrts-Convention seit 1822 besondere Wichtigkeit erhalten. Sie führt der Elbe böhmische Produkte und Fabrikate zu, die zum Theil dann über das Nordmeer in fremde Reiche gehn. Böhmens Aktivhandel kann sich durch die freie Schifffahrt zu einer bedeutenden Größe empor heben, besonders wenn der Vorschlag einer Moldau- und Donauverbindnng in Wirklichkeit tritt, wo dann das adriatische Meer mit der Nord- und Ostsee vereint wird. Da, wo die Durchschneidung des Gebirgs zu große Schwierigkeit hat und also der Kanalbau nicht ausführbar ist, sollen Eisenbahnen erbaut werden. Die wohlthätigen Folgen dieses bewunderungswürdigen Unternehmens wären nicht zu berechnen.

Moldau, eine Provinz der europäischen Türkei, steht unter einem mittelbaren, der Pforte als Vasal unterworfenen Fürsten oder Hospodar. Sie gränzt an das russische Reich, die Buckowina, Siebenbürgen, Walachei, wird in die obere und untere Moldau eingetheilt und soll nach der 1812 an Rußland gemachten Abtretung eines beträchtlichen Theils derselben, dermalen 570 Quadratmeilen mit 280.000 Einw., unter welchen 4000 Bojaren,

enthalten. Der Sereth, welcher die Gränze zwischen der Walachei macht, und der Pruth sind ihre Hauptflüsse; sie kommen sämmtlich aus den Karpathen, nebst vielen kleinern Flüssen und Bächen, welche das Land herrlich bewässern und ergießen sich in die Donau, welche hier 1 bis 1½ M. breit die südliche Gränze macht. Das Klima ist gesund, obgleich die Winter sehr streng, die Sommer aber heiß sind. Der Boden ist vorzüglich, aber nur sehr dürftig angebaut; die Bewohner ziehen die Viehzucht dem mühsamen Ackerbau vor. An Getreide wird beinahe nur Weizen, Mais und Gerste, letztere für die Pferde, gebaut. Herrliches Obst gedeiht ohne Pflege in Menge; der Wein, besonders in der westl. Moldau, ist vorzüglich; Melonen, Gurken, Kürbiß machen eine Hauptnahrung des Volkes aus. Die herrlichen Weiden ernähren unzähliche Pferde, welche größtentheils in der Wildheit aufwachsen, vorzügliches Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine in großer Menge. Die Bienenzucht ist sehr verbreitet und ergiebig. Die herrlichen Waldungen liefern Holz im Ueberfluß, Wild und einige Raubthiere, als Bären und Wölfe. Nirgend vielleicht sind die Nachtigallen häufiger. An Steinsalz ist unermeßlicher Vorrath, dies ist aber auch das einzige Fossil, welches benutzt wird; auch Salpeter wird in Menge gewonnen. Die Einwohner, größtentheils Nachkommen einer römischen Colonie, welche Trajan 107 nach Chr. in diese Länder (damals Dazien) führte, daher auch die Sprache ein verdorbenes Latein, zerfallen in Bojaren oder Adelige, welche frei von Angaben, im Besitz aller Aemter reich, aber roh und unwissend sind; Geistliche, sehr zahlreich, aber über alle Begriffe unwissend; und Rumuns, das Volk und die Bauern, welche, obgleich persönlich frei, von den Bojaren und der Regierung auf das fürchterlichste unterdrückt werden. Kein Wunder, wenn der Bauer dadurch faul und tückisch wird, der Anbau vernachläßigt, kaum eine Spur von Gewerben gefunden wird, und das Land verödet ist. Die Tschinganehs oder Zigeuner machen die unglücklichste und verachtetste Klasse aus; größtentheils sind sie Leibeigene der Bojaren. Es halten sich viele Türken, Armenier, Griechen und Juden, in deren Händen der Handel ausschließlich ist, im Lande auf; auch Russen wohnen hier. Die Geschichte dieses unglücklichen Landes ist bis 1315 ungewiß. Bis dahin war die Moldau der beständige Tummelplatz zerstörender Völkerzüge. Seit jener Zeit hat das Land 106 Veränderungen in seinem Regierungszustande erlebt. Kaum gibt es eine gräßlichere Geschichte. Nichts als Mordscenen, unaufhörliche Einfälle von Polen, Ungarn, Kosaken, Tartaren und Türken. Die Moldau, welche sich im Gefühle ihrer Schwäche freiwillig unter ihrem Fürsten Bogdan III., 1503 den Türken unterworfen, zahlte 1536 Tribut und wird seit 1711 von griechischen Woiwoden beherrscht, welche von der Pforte ernannt werden. Diese eben so einträglichen als gefährliche Aemter werden auf unbestimmte Zeit ertheilt; selten oder nie bleiben die Woiwoden oder Hospodare über sechs Jahre im Amte und büßen oft ihren Ehrgeiz mit dem Leben; allein im 18. Jahrhundert wurden 8 Fürsten der Moldau und Walachei hingerichtet. Nur durch große Bestechungen erlangt der Hospodar diese Würde und durch dieselben Mittel sucht er sich darin zu erhalten; verschuldet tritt er ins Amt und sucht nun durch unerhörte Erpreßungen sich zu entschädigen und zu bereichern. Er gebietet unumschränkt in seiner Provinz, und die Pforte fordert nichts als die richtige Einsendung des Tributs. Ihm zur Seite steht ein Divan oder Senat von 12 der vornehmsten Eingebornen, welcher aber durchaus keine Gewalt hat. Der einzige türkische Beamte (denn kein anderer Türk darf in beiden Ländern einsäßig seyn), am Hofe des Hospodars ist der Divan Effendi oder Sekretär, in der Regel der Spion der Pforte. Die Einkünfte des Hospodars betragen kaum 1½ Million Thlr. Seine Residenz ist Jassy (s. d. A.).

Galasch, am Einflusse des Pruth in die Donau, ist ein bedeutender Handelsort mit etwa 7000 Einw. Die großen Salzgruben dieser Provinz befinden sich bei dem Städtchen Okna am Totrusch; sie liefern jährlich 1½ Million Centner Salz. Ueber die neuesten Schicksale dieses Landes s. d. Art. Griechen (Insurrektion ꝛc.) und Türkei.

Molé (François René), berühmter franz. Schauspieler, geb. zu Paris 1734, trat zuerst im Britannikus und dann in der Zénéide auf, mußte aber wegen der Schwäche seiner Stimme das Theater wieder verlassen. Im Jahr 1760 betrat er abermals die Bühne, spielte 20 Jahre hindurch die leidenschaftlichsten Rollen in den Tragödien und starb 1802, nachdem er in der Revolution sein ganzes Vermögen verloren hatte. Er schrieb: Observations sur l'art dramatique und Eloge de Mademoiselle Dangeville.

Moliere, der berühmte franz. Lustspieldichter, geboren zu Paris 1620, gestorben 1673. Er hieß eigentlich Johann Baptist Poquelin, und war der Sohn eines Pariser Tapetenwirkers, der ihn, als er heranwuchs, zu demselben Handwerk anlernen wollte. Aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum einige Mal mit sich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat, und der Aufenthalt in seines Vaters Trödelladen ihm ein rechter Ekel ward. Der Vater, damit schlecht zufrieden, schmollte einst mit dem alten Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht?" antwortete der Alte. „Wollte Gott, es könnte ein Bellerose aus ihm werden!" (So hieß der berühmteste Schauspieler jener Zeit.) Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den gegenwärtigen Knaben, der, dreister gemacht durch des Großvaters Beistand, bald darauf seinem Vater freimüthig erklärte, daß er zur Tapetenwirkerei gar keine Lust habe, und denselben mit Thränen bat, ihn doch studiren zu lassen. Auf vieles Zureden des Großvaters ward endlich diese Bitte erfüllt, und der junge Poquelin in das Jesuiterkollegium von Clermont geschickt, wo er alte Sprachen, Philosophie und Rechtswissenschaft studirt, und mit vielen humoristischen Köpfen Bekanntschaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriffe stand, eine Advokatenstelle anzunehmen, reiste der Hof nach Narbonne (1641), und bei dieser Gelegenheit machte er die Reise unter den Leuten des Königs mit. Als diesen in dem abgelegenen Städtchen die Zeit lange ward, fielen sie darauf, ein Liebhabertheater zu errichten. Hierbei zeigte sich nun Niemand geschäftiger, als der junge Poquelin, in welchem die frühe gefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte so viel Leben und Ordnung in diese kleinen Spiele und zeichnete sich selbst auf dem Theater durch Figur, Anstand und komisches Talent so sehr aus, daß ihn alle Uebrigen willig für ihren Meister erkannten. Das Trauerspiel liebte er nicht, auch hatte zu heroischen Rollen seine Stimme nicht Klang und Würde genug, obgleich sein ganzes übriges Wesen wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreichs nicht in ihm gesucht hätte. Als er nach Paris zurückgekehrt ward, ward er vielfältig ermuntert, sein schönes Talent nicht ruhen zu lassen. Er sammelte deßhalb auch wirklich, trotz des Vaters Unwillen, eine kleine Truppe, mit der in der Vorstadt St. Germain auf seine eigene Hand komische Vorstellungen für Geld gab, und weil es damals an erträglichen französischen Komödien noch sehr fehlte, so nahm er es zugleich auf sich, mehrere Stücke der Italiener und Spanier für seine Bühne zu bearbeiten. Dadurch brach er sich die Bahn zur Schöpfung eigener Werke, unter denen der Tartüffe, der Misanthrop, der Geizige ꝛc. eine ganz vorzügliche Bewunderung erhalten haben. Um seiner Familie nicht länger anstö-

dig zu seyn, vertauschte er um diese Zeit, nach der Gewohnheit fast aller damaligen Schauspieler, ebenfalls seinen Namen mit dem erdichteten: Moliere. Ein Edelmann, wie Manche glauben, ist er nie gewesen. Sein vornehmster Gönner in Paris war der Prinz von Conti, des großen Condé Bruder. Als dieser 1653 sein Gouvernement in Languedoc bezog, lud er ihn ein, mit seiner Truppe nach Beziers zu kommen und dort zu spielen. Moliere ging 1654 dahin, und erwarb sich als Dichter und Schauspieler gleich großen Beifall. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war sein Ruf schon so fest begründet, daß der Bruder des Königs ihn zum Direktor seiner Hoftruppe ernannte, und ihn am 24. Okt. zum ersten Male in Gegenwart des ganzen Hofes spielen ließ. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste, und gab ihm 1000 Livres jährlichen Gehalts. Seine Stücke brachten ihm aber so viel ein, daß er im Ganzen seine jährliche Einnahme wohl zu 30.000 Livres anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhme, daß er weder auf diese äußeren Güter einen hohen Werth legte, noch sie auf eine unwürdige Art verpraßte, und es stimmt sehr schön zusammen, daß der trefflichste Maler der verderbten Sitten seiner Zeit in seinem eigenen Leben das Bild des nüchternsten, rechtlichsten und ordnungsliebendsten Mannes darstellte. Moliere wird von den franz. Kritikern für den einzigen klassischen Dichter ihrer Nation, ja für den Vater des echten Lustspiels erklärt. Doch gründen sich diese hohen Ansprüche der franz. Kritiker für ihren Liebling hauptsächlich auf die Frauenschule, Tartüffe, den Misanthropen und die gelehrten Frauen; seine andern Lustspiele, besonders die aus seiner früheren Zeit, ziehen sie wenig in Betracht. Wir werden uns hier bloß auf eine kurze Charakteristik jener Stücke beschränken. Das früheste darunter, die Frauenschule, ist auch das vorzüglichste; es hat am meisten heitere Laune, raschen Fortschritt und komische Kraft. Die Erfindung, daß ein Mann, der schon über die Jahre zu heirathen hinaus ist, ein junges Mädchen geflissentlich zur Einfalt erzieht, um sie sich treu zu erhalten, und daß dies gerade zum Gegentheile ausschlägt, war zwar nicht neu; aber es war ein glücklicher Gedanke, diesen Stoff für die Bühne zu bearbeiten, und die Ausführung ist musterhaft. Hier sehen wir eine wirkliche und sehr anziehende Verwickelung, keine stillstehende Erwartungen; Alles ist gediegen, ohne fremde Hebel und zufällige Einmischungen, bis auf die etwas willkührliche Auflösung vermittelst einer Wiedererkennung. Der Tartüffe ist ein treffendes Gemälde der frömmelnden Heuchelei, Jedermann zum Beispiele aufgestellt; es ist eine vortreffliche ernsthafte Satyre, aber einzelne Szenen ausgenommen, ist es eben kein Lustspiel. Von der Auflösung haben die Meisten eingestanden, sie sey schlecht, weil sie durch ein fremdes Hebel bewirkt wird. Sie ist es auch deßwegen, weil die Gefahr des Orgon, von Haus und Hof gejagt und ins Gefängniß geworfen zu werden, gar nicht eine solche Verlegenheit ist, wie er sie wohl durch sein blindes Zutrauen verdient hätte. Hier kommt die ernste Absicht des Werkes ganz zum Vorschein, und die Lobrede auf den König ist eine Zueignung, wodurch der Dichter sich im Stücke selbst Sr. Majestät bei den zu besorgenden Verfolgungen der falschen Frömmler unterthänigst empfiehlt. In den gelehrten Frauen hat ebenfalls der Spott über den Scherz die Oberhand, die Handlung ist unbedeutend und im geringsten nicht anziehend, die Auflösung nach Moliere's Art fremdartig und willkührlich herbeigeführt. Doch diese technischen Unvollkommenheiten kann man dem satyrischen Gehalte zu lieb entschuldigen. Er hat hier die Ziererei einer falschen Geschmacksbildung und die Aufgeblasenheit eines höhern Wissens verspottet. Doch verdient das Stück darum Tadel, daß in ihm ein gewisser Stolz auf eigene Unwissenheit und Geringschätzung aller höheren Bildung

zeigt. Der Misanthrop, der anfangs kalt aufgenommen ward, ist noch weniger lustig, als die vorhergehenden Stücke; die Handlung rückt noch weniger, oder vielmehr, es ist gar keine darin, und die dürftigen Vorfälle, welche der dramatischen Bewegung nur scheinbar das Leben fristen, hängen nicht untereinander zusammen. Dessen ungeachtet ist diese Anlage des Ganzen nicht einmal wahrscheinlich. Es ist auf ergründende Schilderung eines Charakters abgesehen: ein Charakter offenbart sich aber noch weit mehr in seinen Verhältnissen zu andern, als unmittelbar. Außer diesen als Meisterwerke anerkannten Hervorbringungen dieses Dichters sind noch folgende anzuführen: seine Nachbildungen des Plinius und Terenz; der Geizige, und Amfytruo; ferner sein Herr von Pourceaugnac, die Gräfin von Escarbagnas, und der eingebildete Kranke. Dieses sind seine letzten Stücke und beweisen genugsam, daß er mit dem Fortgange an Jahren nicht an künstlerischer Reife des Geistes zunahm, die ihm dergleichen Arbeiten hätte verleiden müssen, und daß er manchmal etwas leichtsinnig für den Augenblick hinwarf, wann er wohl Muße gehabt hätte, die Nachwelt zu bedenken. Moliere's klassisches Ansehen erhält seine Stücke auf der Bühne, wiewohl sie im Tone und in den Sitten veraltet sind. Diese Gefahr bedroht unvermeidlich den Lustspieldichter von der Seite, wo seine Darstellung nicht auf poetischem Grunde ruht, sondern durch die Prosa der äußeren Wirklichkeit bestimmt wird. Zu den individuellsten Porträten Moliere's sind die Urbilder längst verschwunden. Der Lustspieldichter, der auf Unsterblichkeit Anspruch macht, muß in der Charakterzeichnung und Anlage des Planes hauptsächlich auf diejenigen Motive bauen, die immer verständlich sind, weil sie nicht bloß in den Sitten eines Zeitalters, sondern in der menschlichen Natur liegen. — Bret hat 1773 seine Werke zu Paris in 6 Bänden mit interessanten Commentaren herausgegeben. Zschokke hat sie für die deutsche Bühne bearbeitet und in 6 Bänden mit einer Biographie 1805 und 1806 zu Zürich heraus gegeben.

Molina (Ludwig de), ein berühmter spanischer Jesuit († 1600), suchte in dem ärgerlichen Streit der Augustiner und Dominikaner auf der einen, und der Franziskaner und Jesuiten auf der andern Seite: über die Gnadenwahl und die Kraft des freien Willens, welcher besonders in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. immer heftiger wurde, beide Parteien zu vereinigen, gab aber hiedurch Veranlassung zu neuen, den molinistischen Streitigkeiten, da die Ersteren ihn des Pelagianismus (s. d. Art.) beschuldigten. 1588 gab Molina nämlich ein Buch heraus, in welchem er die Eintracht des freien Willens mit den Gaben der Gnade, dem göttlichen Vorherwissen, der Vorsehung, der Prädestination und Verwerfung darthun wollte. Seine darin vorgetragenen Lehren waren der Moral günstiger, als die der strengen Theologen, welche den Grundsätze des Bajus (s. d. Art.) huldigten. Die lebhaften molinistischen Streitigkeiten nöthigten den Papst 1598 zur Niedersetzung der Congregation de Auxiliis (einer Commission zur Untersuchung der Meinungen vom Gnadenbeistande) zu Rom, und da diese den Frieden nicht zu stiften vermochte, 1611 zu dem weisen Gebot eines gänzlichen Stillschweigens der streitenden Orden über diese Lehre. Doch ward durch Jansen der Streit aufs Neue begonnen. Vergl. d. Art. Jansen, Jansenismus.

Molinos, s. Quietisten.

Moll, weich, heißt ein Akkord, bei welchem die kleine Terz angeschlagen wird, weil diese einen für das Gefühl weichern Klang als die große Terz giebt. S. Ton, Tonarten.

Molla, Mollah, eine zu den Ulemas gehörige Person in der Türkei, welche in Städten und ganzen Distrikten die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit zu verwalten und die Cadis unter sich hat; Oberrichter.

Möllendorf (Richard Joachim Heinrich von), königlich preußischer Generalfeldmarschall, geb. 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, begleitete 1740 Friedrich II. als Page in den ersten schlesischen Feldzug, war 1744 schon Flügeladjutant des Königs und zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten aus. Wegen vorzüglicher Tapferkeit in der Schlacht von Leuthen erhielt er den Orden pour le mérite, wohnte der Belagerung von Breslau und dem Ueberfall von Hochkirchen und als Commandant des Garderegiments der Schlacht von Liegnitz bei und wurde nach derselben zum Oberst-Lieutenant ernannt. Zu dem Siege bei Torgau trug er das Meiste bei, wurde aber dabei gefangen und erst das folgende Jahr wieder ausgewechselt und kurz darauf Oberster. Nach Eroberung des verschanzten Postens bei Burkersdorf ernannte ihn der König zum Generalmajor, so wie 1774 zum Generallieutenant. Im baierschen Erbfolgekriege befehligte er unter dem Prinzen Heinrich ein eignes Corps und erhielt für einen im Winter 1779 bei Bautzen glücklich ausgeführten Streich den schwarzen Adlerorden. Als Gouverneur von Berlin (seit 1783), ließ er sich eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten angelegen seyn und war in den letzten Lebensjahren Friedrichs II. fast sein einziger Gesellschafter. Nicht lange nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. erhielt er 1787 den Charakter eines Generals der Infanterie, stimmte nicht für den Krieg gegen Frankreich und befand sich eben deßhalb einige Zeit in Ungnade. Als aber der Herzog von Braunschweig 1794 den Oberbefehl über die preußischen Truppen niederlegte, wurde er ihm übertragen, und der Ueberlegenheit der französischen Truppen ohngeachtet, hielt er sie dennoch, wenn auch ohne große Siege, in gehörigen Schranken. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Preußen 1806 begleitete er die preußische Armee, gerieth in Erfurt in französische Gefangenschaft, wurde aber mit gebührender Achtung behandelt und nach Berlin zurückgebracht. Er starb zu Havelberg 1816.

Mollusken (im Latein. Molusca), eine äußerst merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeschichte noch sehr im Dunkeln liegt. Sie bilden nach dem Linneischen System, die zweite Classe der Gewürme, und unterscheiden sich von den in den Eingeweiden der Menschen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich dadurch, daß sie Gliedmaßen besitzen, welche diesen fehlen. Einige Arten von Mollusken ausgenommen, bei denen man eine etwas härtere Bedeckung wahrgenommen hat, sind sie ohne alle Bedeckung und mit Gliedmaßen versehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern scheinen. Mit Ausnahme der Gartenschnecken halten sie sich meist im Wasser und vorzüglich im Meere auf, welches sie durch eine phosphorische Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten. Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts ist, kennt man sieben Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund sich vorn befindet, zwei, von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Oeffnungen haben, vier; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, zwei; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, versehen sind, sieben; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, fünf; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, fünf.

Molo nennt man eine Reihe großer Steine, nebst einem dicken Gemäuer, welche man in Gestalt eines Damms vor dem Hafen wider das Ungestüm der Wellen aufrichtet, damit weder fremde Schiffe in den Hafen einlaufen,

noch die, welche bereits drinnen liegen, von der Gewalt der Wellen zu sehr beunruhigt, und wider Willen auf die Höhe geworfen werden können.

Moloch, Molech, ein Götze der Ammoniter und Moabiter, unter welchem sie die Sonne verehrten. Er wurde als ein Mensch mit einem Ochsenkopfe abgebildet, und seine Bildnisse von Metall hatten unten eine Oeffnung, in welche Feuer gemacht wurde, um die Kinder, welche man zum Opfer in die ausgestreckten Arme des Götzen legte, braten zu können.

Molossus, s. Rhythmus.

Moltke. Diesen Namen führten mehrere ausgezeichnete Staatsmänner und Pfleger der Wissenschaften. Unter ihnen sind hier besonders zu erwähnen: 1) Adam Glob, Graf von Moltke, geb. 1709, gest. 1792, Minister und Freund des Königs von Dänemark, Friedrichs V., und Klopstocks Freund. 2) Der Graf Joachim Godske, geheimer dänischer Staatsminister, der 1818 starb, den Ruhm hinterlassend, mit seltenem Eifer für den Staat, für die Wissenschaften und für die Menschheit gewirkt zu haben.

Molukken, s. Gewürzinseln.

Mollwitz, Dorf in Schlesien, eine Meile südwestlich von Brieg. 30.000 Preußen, die noch nie in einer Schlacht gewesen waren, unter Friedrich II. schlugen hier 25.000 alte versuchte österr. Krieger unter dem Grafen von Neiperg den 12. Apr. 1741. Das Schlachtfeld war eine freie Ebene. Vormittags stellte sich das preußische Heer vor Mollwitz in Schlachtordnung und brachte stundenlang damit zu, sich methodisch zu ordnen, anstatt die Oesterreicher, die noch ruhig in ihren Quartieren lagen, unvorbereitet zu überfallen, wodurch sie vernichtet und gefangen worden wären. Die Preußen warteten es ruhig ab, bis sich die Oesterreicher erst aufgestellt hatten; dann fingen sie um 2 Uhr endlich an, mit Kanonen zu schießen. Die Reiterei des preußischen rechten Flügels wurde bald von der österreichischen Reiterei geworfen; aber das preußische Fußvolk wies alle Angriffe zurück und stand im ersten Kampfe, wie ein Felsen. Bald fehlte es den Preußen an Munition, und die Gefahr nahm für sie mit jedem Augenblicke zu. Sie machten den letzten Versuch, die ganze Armee drang vor, und die Oesterreicher flohen in Unordnung zurück. Sie verloren 7000 Todten und Verwundete, 1200 Gefangene, und 7 Kanonen; die Preußen 2500 Todten und 3000 Verwundete.

Molyn (Peter), Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt, bekannter unter dem Namen Cavalier Tempesta (Ritter Sturm), einer der ausgezeichnetsten holländischen Maler, der vorzüglich durch seine Seestücke berühmt ist. Er war zu Harlem 1637 geboren. Weil er sich die meiste Zeit zu Rom aufhielt, zählt ihn Fiorillo den römischen Malern bei. Ueber sein Leben, insbesondere über die letzte Periode desselben, giebt es sehr abweichende Erzählungen. Er ward der Theilnahme an der Ermordung seiner Gattin beschuldigt, und starb 1701 im Gefängniß zu Mailand. Seine durch Kraft und Natur ausgezeichnete Seestürme gehören zu den besten Gemälden dieser Art. Ferner hat man von ihm treffliche Landschaften. Pascoli und Descamps lieferten Biographien von ihm. Auch findet man im Morgenblatt (Tübing. 1816, Nro. 110) eine anziehende Nachricht über diesen Künstler nebst der Verdeutschung eines angeblich von ihm verfaßten Gedichts, in welchem er seine letzten Lebenstage schildert.

Molza (Franz Maria), italienischer Dichter, den man bei der aus seinen Poesien hervorleuchtenden Zartheit des Gefühls und bei der Lebendigkeit des Ausdrucks mit Recht den neuen Tibull nannte. Er war 1489 zu Modena aus einem adeligen Geschlechte entsprossen, studirte in Rom alte Sprachen und schöne Wissenschaften, verehelichte sich 1512 zu Modena, verließ aber 1516 seine Familie, und ging nach Rom, wo er mit den größten damals lebenden Gelehrten in freundschaftliche Verbindung trat, und

seine Zeit ganz zwischen Studien und Ausschweifungen theilte. Als Adrian VI. den päpstlichen Thron bestieg, verließ er Rom und ging nach einem kurzen Aufenthalt zu Bologna an den Hof des Cardinals Hippolyt von Medici, wo er sich die Achtung und Liebe eines zahlreichen Kreises von Freunden zu erwerben wußte. Er starb 1544. Unter seinen Poesien sind die geschätztesten: Das Hirtengedicht, die Tibernymphe betitelt; Stanzen auf Giulia Gonzaga's Porträt; sie vereinigen ein lebhaftes Gefühl mit edler und einfacher Sprache. Sein schmutziges Gedicht: Capitolo in lode dei fichi, hat Annibal Caro commentirt. Auch als lateinischer Dichter wurde Molza von seinen Zeitgenossen gefeiert. Seine Werke gab der Abt Serassi 1747 zu Bologna heraus. Sein Enkel, Tarquino Molza, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Ansehen, Tasso's und Guarini's Freund, hat sich ebenfalls als italienischer und lateinischer Dichter ausgezeichnet.

Momus, die personifizirte Tadelsucht. Hesiodus macht ihn zu einem Sohne der Nacht, allein zu keiner besondern Person. Am meisten beschäftigt sich mit ihm Lucian, der aus ihm einen Spötter über die Handlungen der Götter macht. Als einst Minerva, Vulkan und Neptun in einen Wettstreit geriethen, wer von ihnen das Nützlichste zuwege bringen könne, und daher Vulkan einen Menschen, Neptun einen Ochsen, Minerva aber ein Haus erschuf, tadelte er an dem Menschen, daß er auf der Brust kein Fenster habe, um sein Herz sehen zu können; an dem Ochsen, daß die Hörner nicht auf der Brust ständen; und an dem Hause, daß man es nicht herumdrehen könne.

Monaco (franz. Mourgues), ein kleines italienisches Fürstenthum, gehörte vom zehnten Jahrhundert an, seit Otto I., dem Hause Grimaldi. 1715, als die Familie mit Fürst Anton, der zugleich Herzog von Valentinois war, im Mannesstamme erlosch, kam es durch dessen Erbin, die sich mit Franz von Martignon vermählte, an dessen Haus; er nahm den Titel: Fürst von Monaco und Herzog von Valentinois an, und erhielt vom König von Frankreich die mit letzterm verbundene Pärswürde. Die Fürsten standen seit 1641 unter dem Schutze Frankreichs, welches in der Festung Monaco das Besatzungsrecht hatte, das seit 1815 Sardinien besitzt. Das Land ist von der Grafschaft Nizza umgeben und enthält auf 2½ □M. etwa 7000 Einwohner; es produzirt vorzüglich Oel, Wein und Südfrüchte. Die Hauptstadt Monaco (soll das Portus Hercules Moenocus der Alten seyn) liegt auf der Plateform eines steilen, ins Meer hinaustretenden Felsens, der mit Feigen, Orangen und andern edeln Bäumen bepflanzt ist und ein höchst romantisches Gemälde bildet. Monaco ist durch Natur u. Kunst stark befestigt, hat einen kleinen Hafen, ein fürstliches Schloß und 1200 Einwohner. Mentone, Stadt von 3000 Einwohnern in der Nähe des Meeres, hat große Gärten von Citronenbäumen, mit deren Früchte die Einwohner Handel treiben.

Monaden nannte Leibnitz die einfachen Substanzen, aus welchen die zusammengesetzten entstanden; die Lehre von diesen einfachen Substanzen aber Monadologie, welche seitdem einen Theil der Metaphysik ausmachte. Vergl. **Leibnitz**.

Monaldeschi, s. **Christine**, Königin v. Schweden.

Monarchie (Monokratie), diejenige Form der Verfassung eines Staats, nach welcher nur Einer (der Monarch) im Besitz der Staatsgewalt ist. Dieser Inhaber der höchsten Gewalt wird verschieden bezeichnet, als Kaiser, König, Großherzog u. s. w. Die Person des Regenten kann durch Erbfolge (gewöhnlich Primogenitur) oder durch Wahl bestimmt werden; daher Erb- und Wahlmonarchien. Zu den letztern gehört noch jetzt der Kirchenstaat. Mit dem Wahlrechte, das im deutschen Reiche die Kurfürsten ausübten, war zugleich die Befugniß verbunden, denjenigen, welcher zum Kaiser (oder

römischen König) gewählt wurde, durch besondere Vorschriften über die Art der Ausübung der Staatsgewalt (Wahlkapitulation) zu verpflichten; Eingeschränkte Monarchien sind solche, wo nach der Verfassung (Constitution) gewisse Personen als Stellvertreter des Volks (oder der Stände) bei der Ausübung der höchsten Gewalt mitzuwirken haben. S. Staatsverf. und Repräsentativsystem. Die Maxime, die Staatsgewalt über ihre natürlichen oder verfassungsmäßigen Grenzen auszudehnen, heißt Despotismus. Der Monarchie ist daher entgegengesetzt die Despotie, wenn der Wille eines Einzigen bloß als individuelle Willkühr, nicht als Repräsentant des vernünftigen Willens Aller, das Ganze beherrscht. Die Despotie ist keine Staatsform, so wenig als der Zustand eines auf solche Art beherrschten Volks ein Staat im rechtlichen Sinne ist.

Monasterium (Münster) bezeichnet im engern Sinne die Zelle, die der Mönch bewohnt. Cönobium bedeutet schon mehr, nämlich, überhaupt die Verhältnisse der mönchischen Congregation. Im weitern Sinne nannte man Monasterium die Wohnungen der regulären Kleriker und eben daher zuletzt die Kathedralkirchen selbst Münster.

Monat, die Zeit, in welcher der Mond seinen Umlauf um den Himmel zu vollenden scheint. Die Zeit, in welcher der Mond wieder zu den Fixsternen zu gelangen scheint, bei welchen er sich bei dem Anfange des Monats befand, heißt der siderische Monat, welcher 27 Tage 7 St. 43 Min. und 11 Sek. lang ist. Schon früher kommt der Mond wieder zu seinem Knoten, wodurch der Drachen-Monat entsteht, welcher nur 27 Tage 5 St. 6 Min. und 56 Sek. hat. Während jenes Umlaufs sind die Nachtgleichen und mit ihnen alle Punkte der Ekliptik ein wenig vorgerückt, daher der Mond dem vorigen Punkte der Ekliptik vor Ablauf des siderischen Monats wieder begegnet. Hieraus entsteht der periodische Monat, welcher 27 Tage 7 St. 43 Min. und 4 Sek. lang ist. Der anomalistische Monat, oder die Zeit, binnen welcher der Mond zu seiner Erdferne oder Erdnähe wieder kehrt, hat 27 Tage 13 St. 18 Min. und 35 Sek. Indessen der Mond die verschiedenen Punkte seines Umlaufs berührt, ist die Sonne um eine beträchtliche Weite fortgegangen, so daß der Mond, um sie wieder einzuholen, ungefähr 2 Tage Zeit nöthig hat. Hat er sie erreicht, so ist ein ganzer Mondenwechsel oder die Zeit von einem Neumond bis zum andern vollendet, welches man den synodischen Monat nennt, der 29 Tage 12 St. 44 Min. und 2 Sek. lang ist. Dieses ist der eigentliche Monat, nach welchem mehrere alte Völker ihre Jahre eintheilten, so wie dies auch jetzt noch von den Türken geschieht. Dieses heißt ein Monden-Jahr, welches 12 Monden-Monate hat, denen abwechselnd 29 und 30 Tage gegeben werden. Weil 12 Mondenwechsel beinahe die Dauer eines Sonnenjahres haben, so nennt man den 12ten Theil desselben, oder die Zeit, welche die Sonne im Durchschnitte in jedem der 12 himmlischen Zeichen zubringt, ebenfalls Monat. Ein solcher, welcher zur Unterscheidung Sonnen-Monat heißt, hat eine Länge von 30 Tagen 10 St. 29 Min. und 4 Sek., und 12 derselben machen das bei uns übliche Jahr, dessen Monate deßhalb, den Schaltmonat oder Februar ausgenommen, eine Länge bald von 30, bald von 31 Tagen haben.

Monboddo. Dieser ideologische Sonderling und sklavische Nachahmer der Alten war der Sprößling eines alten schottischen Herrengeschlechts und 1711 geboren. Er widmete sich mit Eifer dem Studium der alten Klassiker so wie der Jurisprudenz, und wurde, seiner seltenen rechtswissenschaftlichen Kenntnisse wegen, 1767 ins höchste schottische Tribunal als Richter aufgenommen. Ins peinliche Tribunal für Schottland verweigerte er wegen seiner geringen Renten (300 Pf. St.) zu treten, und um mehr Muße zu seinen gelehrten Spekulationen über die Alten zu haben. Während

der Gerichtsferien lebte er auf seinen Gütern, sich mit der Landwirthschaft beschäftigend, wobei er seinen Bauern auf alle Weise ihre Arbeit zu erleichtern suchte. Er reiste immer zu Pferde und verachtete die Wagenfuhr als weibisch, die den Griechen und Römern unbekannt gewesen wäre. Seine Lebensart war ein Muster der Mäßigung, seine Denk- und Handlungsweise religiös und Wohlthätigkeit einer der schönsten Zügen seines Charakters. Allgemein verehrt starb er zu Edinburgh 1799. Am berühmtesten hat sich Monboddo durch seine Schriften über die Alten (on the origine and progres of language, verdeutscht von C. A. Schmidt) gemacht, worin er die Gelehrsamkeit der Alten außerordentlich überschätzte. Das Werk umfaßt mehrere Bände. Die Originalität und Genialität des Verfassers zwingt zur Bewunderung. Vergebens wies man ihn zurecht; er beharrte bei seinen Träumen, und trieb in seinem Werke: Ancient Metaphysic, on the science of Universals, 1787—97, 5 Bde. seine sonderbaren Ansichten noch weiter; so hielt er den Orang-Utang für eine Menschenart und behauptete, dessen Sprachunvermögenheit sey nur zufällig, ꝛc.

Mönchslatein, s. Philologie.

Mönchschrift wird diejenige deutsche Schriftgattung genannt, die im 13. bis 16. Jahrh. in den Klöstern üblich war und mit der die Urkunden und Manusspoke aus jener Zeit geschrieben sind. In der diplomatischen Kunstsprache heißt sie eckige Minuskel, gothische oder neugothische Schrift. Sie wurde nach anderthalbhundert Jahren, nachdem die Buchdruckerkunst erfunden, in den ausländischen Sprachen durch die römische und in der deutschen durch die jetzt übliche Druck-Schreibschrift, die sich aus ihr gebildet hat, verdrängt. In neuerer Zeit haben die Engländer angefangen, sie wieder einzuführen und sie bei Verzierungen und Pracht-Drucken anzuwenden, und in Deutschland so wie in andern Ländern sind sie häufig nachgeahmt worden.

Mönchswesen. Die Neigung zum einsamen Leben entstand mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen. Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, suchten in der Einsamkeit einen Schutz gegen das andringende Böse. Gewiß lag in dem stillen, zur Contemplation geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten orientalischen Philosophie, deren Tendenz zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Anachoreten, Eremiten, Büßer und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiatischen Alterthume (s. Gymnosophisten), und jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mahomet bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Songessen, Talapoinen, Bonzen und Derwische. Auch das alte hebräische Volk hatte solche Einsiedler in seinen Nasiräern, Essäern und Therapeuten, die um die Zeiten Jesu in Palästina und Aegypten blühten. Auch unter den Christen gab es von jeher Menschen, die allem Irdischen und Zeitlichen selbst dem süßesten Verein unter den Menschen, entsagten, dem Bunde der Ehe, aus dem die immer sich erneuernden Geschlechte der Menschen hervorgehen, um desto ungestörter dem Dienste Gottes ohne Hinderniß sich hinzugeben, sey es in heiliger Betrachtung und im Gebete für sich und ihre Brüder und Schwestern, sey es in der Seelenpflege ihrer Brüder und Schwestern. Schon ehe der Sohn Gottes dem reichen Jünglinge jenen Rath gab, hatte Johannes der Täufer, vom Geiste des Gottmenschen beseelt, in die Wüste sich begeben, mit Heuschrecken und dem Honig wilder Bienen sich genährt, mit kameelhaarenem Gürtel sich bekleidet und das zuströmende Volk zur Buße getaufet. Auch waren Viele zur Zeit der Verfolgung, die sich der Versuchung

angebräuter Martern zu entreißen Alles verließen und mit heiligem Vertrauen in Gott, welches mit dem Mißtrauen in uns selbst so innig verbunden ist, in wüste Einöden flohen. Unter diesen Einsiedlern gab es einige, welche dem beschaulichen Leben und dem Gebete sich einzig widmeten; andere hingegen übten auch als Einsiedler thätige Liebe, nach dem Beispiele Johannes des Täufers, predigten dem Volke, welches sie zu besuchen oft fernher kam. Sie wurden unter andern auch Monachoi, vom griechischen Worte μονοσ, allein; doch wurden bald mißbräuchlich diejenigen, welche gemeinschaftlich in Klöstern lebend sich dem Dienste Gottes widmeten, Monachi genannt, woher unser Wort Mönch entstanden ist. Seit dem 5. Jahrh. tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das bis ins 17. Jahrh. großen Einfluß auf Cultur und Sitten hatte. Mehreres s. im Art. Klöster und Orden (geistliche).

Moncrif (François Augustin Paradis de), Sekretär beim Grafen von Clermont und Vorleser der Königin, geboren zu Paris 1678, starb daselbst den 12. Nov. 1770, ist als Dichter in der leichtern Gattung, vorzüglich durch seine Chansons und Romanzen bekannt, schrieb auch in Prosa: Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire (deutsch frei bearbeitet von R. G. Löbel, Leipzig 1798) u. a. m. Seine sämmtlichen Schriften sind zu Paris 1768 in 4 Bänden 12. und später in 2 Bänden 8. erschienen.

Monde sind Nebenplaneten, oder die Begleiter (Trabanten, Satelliten) eines Hauptplaneten auf seiner Bahn um die Sonne. Uranus, Saturn und Jupiter (s. d. Art. Sonnensystem) haben deren mehrere. Die Erde hat Einen Mond. Der mittlere Durchmesser dieser Mondkugel beträgt 468 geogr. Meilen und $\frac{1}{72}$ der Erdmasse; ihr Umfang: 1470 g. M.; ihre Oberfläche 687.950 Geo. M.; ihr körperlicher Inhalt fast $53\frac{2}{3}$ Mill. Cub. Meilen. Sie ist also im Durchmesser $3\frac{2}{3}$mal, und im körp. Inhalt fast 50 mal kleiner als die Erdkugel. Die mittlere Entfernung des Mondes von der Sonne beträgt ungefähr $20\frac{1}{2}$ Mill. Meilen. Der Erde nähert er sich bis auf 47.970, und entfernt sich von ihr bis auf 54.742 g. Meilen. Er vollendet dreizehnmal im Jahre, auf einer Bahn von 324.000 g. Meil., seinen periodischen Umlauf um die Erde in beinahe 27 Tagen 8 St. und den synodischen: in 29 T. und fast 13 St.; dabei kehrt er uns immer dieselbe Seite zu. Er muß also während seines periodischen Umlaufs um die Erde sich nur einmal um seine Axe drehn. Die Masse der Mondskugel ist sechsmal dichter als die der Sonne. Uebrigens hat der Mondskörper keine vollkommene Kugelform. Auf ihm nimmt man Spuren heftiger Naturwirkungen wahr. Die Rand- und Ringgebirge des Mondes haben einzelne Berggipfel von 25.000 Par. F. Höhe; seine Trichtergebirge und Centralcrater aber 300 Klftr. bis $\frac{3}{4}$ M. Tiefe (besonders auf der südlichen Halbkugel), und 4 bis 8 M. Breite. Mit seinem Durchmesser verglichen, sind die Mondsgebirge $4\frac{1}{2}$ so hoch, als die Erdgebirge in Vergleichung mit dem Erddurchmesser. (M. findet die Mess. in Schröters Selenotopographischen Fragmenten, 2 Th. 1791 und 1802 mit 75 Kpf.) Die dunkeln Gegenden des Mondes, Mondsflecken genannt, sind, allem Ansehen nach, Ebenen, von niedrigen Bergdämmen durchschnitten, die als lichte Streifen erscheinen. Er hat keine großen Wassersammlungen, folglich keine dem Dunstkreise der Erde ähnliche Atmosphäre. Seine anziehende Kraft = $\frac{1}{3}$ von der Erde, wirkt auf die Erdbahn ein, daher das Vorrücken der Nachtgleichen; und auf die Erdbahn, daher das periodische Schwanken der letztern. Die Bewegung des Mondes ist bei der mannigfaltigen Verbindung der Erd- und Sonnenkraft ungleichförmig; doch ordnet sie ein Cyklus von etwa 19 Jahren. Wegen des ungleichförmigen Laufes des Mondes bekommt man etwas von der

entgegengesetzten Seite der Mondskugel bald am östlichen oder westlichen, bald am nördlichen oder südlichen Rande zu sehen. Diese scheinbaren Drehungen der Mondsscheibe nennt man die Schwankung oder die Libration des Mondes. Der Mond erleuchtet durch das Licht, welches er von der Sonne erhält, die Hälfte von der Länge aller Nächte des Jahres auf der Erde, oder 2190 Stunden. In jedem Jahre können höchstens sieben Sonnen- und Mondsfinsternisse, und wenigstens zwei Sonnenfinsternisse eintreten (s. Eklipse). Aus den Monosabständen von der Sonne und den Sternen berechnet man die Länge auf der Erde (s. Mondstafeln). Das Erdenlicht kommt nur den Bewohnern der uns zugekehrten Seite des Mondes zu statten.

Mondcirkel, Mondcyklus, s. Cyklus.

Mondenjahr, s. Jahr und Chronologie.

Mondfinsterniß ist Bedeckung des Mondes durch den Schatten der Erde, welches nur im Vollmond möglich ist, wenn er in der Ekliptik oder nahe dabei, folglich zwischen ihm und der Sonne die Erde steht.

Mondflecken, s. Mond.

Mondgöttin, bei den Assyriern Mylitta, bei den Phöniziern Astarte, oder in der Mehrzahl Astaroth. Es ist die Himmelskönigin, die Urania, auch die syrische Mutter oder Göttin genannt. Ihre Eigenschaften trugen die Aegypter auf die Isis über, daher die Phasen des Mondes auf ihrem Haupte; Griechen und Römer auf die Aphrodite und Venus. Diese kam über Cypern aus dem Meer. Die Römer verglichen sie auch mit der Juno, Der Sonnen- (s. d.) und der Monddienst, welcher auf der Vorstellung der Orientalen, die Sonne als das erzeugende oder männliche, den Mond als das gebärende oder weibliche Urwesen, anzusehen, beruhte, war die schändlichste Ausartung des Sternen- und Feuerdienstes, der Einen Hauptfamilie aller alten Religionen, der des Himmels. Die andre Hauptfamilie, die des Götzendienstes der Erde, war der Fetischismus. S. Astarte.

Mondkalb, auch Mutterkalb genannt, heißt im Mutterleibe die falsche Frucht, die kein vollkommenes Leben in sich hat, und selten eine Spur von menschlicher Gestalt zeigt. Zuweilen bleibt sie zwei, drei und mehrere Jahre in der Mutter, und wird so groß, daß die Frau daran sterben muß. Von der wahren Schwangerschaft ist sie sehr schwer zu unterscheiden; sie kündigt sich hauptsächlich dadurch an, daß der Leib schneller an Umfang zunimmt, und die Ernährung des Körpers gestört wird; dazu gesellen sich auch bisweilen Blutflüsse und krampfhafte Beschwerden. Sie wird entweder ausgetrieben durch Purganzen und zertheilende Pflaster, oder sie wird durch wehenartige Zusammenziehung des Uterus unter mehreren Beschwerden und Gefahren, besonders unter Blutflüssen, fortgeschafft.

Mondsteine, s. Aerolithen.

Mondsüchtig nennt man solche Personen (Nachtwandler), welche der eintretende Mondwechsel, vorzüglich der Vollmond, in einen solchen Grad von magnetischer Nervenspannung versetzt, daß sie des Nachts im Schlafe aufstehen, wie im lebhaften Traume herumwandeln, und obgleich ihre äußern Sinne ruhen, dennoch allerhand Verrichtungen vornehmen, als wenn sie wachten.

Mondstafeln, eine Erfindung des Prof. der Astronomie Tobias Mayer in Göttingen. Er war der erste Astronom, der den durch viele kleine Störungen verwickelten Mondslauf so klar durchschaute, daß er Tafeln berechnete, in denen alle diese Störungen berücksichtigt sind, und mit Hülfe deren man immer genau voraussetzen kann, wo der Mond am Himmel steht. Diese Erfindung, welche in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrh.

gemacht wurde, löste die Aufgabe der Findung der Meereslänge. Man konnte nämlich nun berechnen, daß der Mond z. B. den 30. Sept. 1770 acht Grad von Aldebaran stände, wenn die Uhr auf der Sternwarte Greenwich 10 Uhr zeigte. Fand also ein Seefahrer, der den von der Commission für die Meereslänge (Board of Longitude) bearbeiteten Schifferkalender hatte, in dem dieses zum voraus berechnet war, daß der von ihm gemessene Abstand des Mondes gerade acht Grad betrüge, so wußte er, daß es in London 10 Uhr war. Da seine den Mittag nach der Sonne gestellte Schiffsuhr aber erst 9 Uhr zeigte, so sagte er: das Schiff ist eine Stunde westlich vom Meridian von London, oder 15° im Bogen; hatte er nun zugleich die Breite gemessen, so konnte er den Ort auf der Seecharte bestimmen, wo er sich befand. Mayers Methode gab die Meereslänge bis auf ein drittel Grad genauer. Bürg in Wien hat die Mayerschen Mondstafeln verbessert herausgegeben. Vergl. Seeuhr und Spiegelsextant.

Mondwechsel, Mondphasen, Mond- und Lichtgestalten, Mondsviertel, die abwechselnden Gestalten der erleuchtenden Mondscheibe. Sie rühren von der Stelle her, welche der an sich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Wenn der Mond mit der Sonne in Konjunktion steht, d. h. zwischen dieser und der Erde sich befindet, so wendet er seine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm sehen (Neumond). Bald darnach entfernt sich der Mond wieder von der Sonne, nimmt seinen Weg von Westen nach Osten, erscheint daher Abends immer weiter gegen den östlichen Horizont, und nach ungefähr acht Tagen, vom Neumond an gerechnet, ist er schon 90° von der Sonne entfernt, wenn diese untergegangen ist, und nun stellt er sich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar, in den Kalendern das erste Viertel genannt. So wie der Mond sich fortwährend von der Sonne entfernt, nähert sich sein erleuchteter Theil immer mehr der Gestalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne gegenüberstehend, in vollem Lichte als völlig kreisrunde Scheibe erscheint (Vollmond). Zu dieser Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht und scheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Tage des Vollmondes nimmt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengesetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten, Seite; zugleich nähert er sich der Sonne in eben dem Maße, wie er sich beim Zunehmen von ihr entfernte. 7 bis 8 Tage nach dem Vollmonde ist er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erscheint er auf der linken Seite halb erleuchtet, welches das letzte Viertel genannt wird. In dieser Gestalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er sich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der sichelförmigen Gestalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt erscheint, geht immer später und immer mehr östlich auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumond an gerechnet, abermals der Sonne so nahe gekommen ist, daß er mit ihr in Konjunktion tritt, und also der Neumond von Neuem beginnt.

Monge (Gaspard), geb. zu Beaune 1746, zeigte große Anlagen und erhielt, kaum 16 Jahre alt, zu Lyon eine Anstellung als Professor der Physik. Der Ausbruch der franz. Revolution brachte ihn in die Nähe Condorcets, der ihn mit den Häuptern der republikanischen Parthei bekannt machte. Nach dem 11. August wurde er Marineminister, und verwaltete auch eine Zeitlang das Amt eines Kriegsministers. Die sich häufenden Gräuel veranlaßten ihn indessen, zurückzutreten, und seine Kenntnisse auf eine nützliche Art für sein Vaterland anzuwenden. Nachdem er 1795 Mitglied des Nationalinstituts gewesen war, stiftete er die polytechnische Schule, wurde nach Buonaparte's Siegen in Italien zum Kommissär ernannt, um

die Kunstwerke zu bestimmen, welche aus ihrem Vaterlande nach Paris wandern sollten, begleitete dann Buonaparte nach Egypten und kehrte mit ihm nach Frankreich zurück. 1814 ernannte ihn der Kaiser zum Grafen von Pelusium. Die Wiedereinsetzung der Bourbons raubte ihm indessen fast allen Einfluß. Er starb den 28. Juli 1818. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Traité élémentaire de statique, 1798—99; Description de l'art de fabriquer les canons 1794; Géométrie descriptive. Von seinem Schüler Dupin besitzen wir einen lesenswerthen Essai hist. sur les serviles et les travaux scientifiques de G. Monge.

Mongolen. Dieser große Völkerstamm im nördlichen Asien, welche in der Geschichte des Mittelalters einen bedeutenden Platz einnimmt, und in zwei verschiedenen Zeiten erobernd aufgetreten, ist jetzt wegen seiner Unthätigkeit den Europäern kaum noch dem Namen nach bekannt. Ihre ältere Geschichte ist dunkel und fabelhaft. Im 9. Jahrh. zogen an der Nordseite von China und Corea 3 Völker umher, im Westen die Mong-u oder nachherigen Mongolen, im Osten die Kitanen und oberhalb Corea bis an das östliche Weltmeer die Njudschen oder Kin, die mit den Mandschu und Tungusen Ein Volk sind. Im 10. Jahrh. unterwarfen sich die Kitanen die beiden andern Völker und die nördlichen Provinzen von China. Die Njudschen machten sich zuerst frei, und unterwarfen sich die Chinesen, Mongolen und Kitanen. Ein Theil der letztern zog hierauf westwärts, besetzte die kleine Bucharei, und hieß seitdem Karakitanen oder Karakitajer. Die Mongolen waren in mehrere Horden getheilt, die ungeachtet der Oberherrschaft der Njudschen ihre eigene Chane hatten. Einer dieser kleinen Fürsten, Temudschin, stiftete unter dem Namen Dschingischan eine neue Monarchie. Er ward 13. Jahre alt nach seines Vaters Tode 1176 Beherrscher von 40.000 Familien, und unterjochte als Gesandter Gottes in 20 Jahren von der Mongolei und China an alle Länder Asiens und Europas bis an den Dnepr. Noch waren die Mongolen die rohesten aller asiatischen Barbaren, und blieben es auch größentheils, während sie die Länder civilisirterer Völker stürmten. Schon ihre National-physiognomie und ihr ganzes Aeußere in ihrer Lebensweise kündigte ein schreckliches, wildes Volk an: breite platte Gesichter, flache Nasen, hervorstehende Backen, tiefliegende Augen, fast bartlose Wange, krebsrothe Gesichtsfarbe, schmächtige, schmale Körper ohne Kraft verkündigende Lenden: der widerlichste Anblick, den der unflätige Genuß des rohen, unter dem Sattel mürbe gerittenen Pferdefleisches und der häufige tolle Rausch von geronnener Stutenmilch, Kosmos, bis zum Scheußlichen erhob. Dabei eine Wildheit, die alle Gränzen überschritt, nicht etwa beim gemeinen Troß der Horden, sondern selbst bei den Hordenhäuptern und den Edelsten der Stämme. Noch mehr als in der Physiognomie schienen sie im Betragen Mittelwesen zwischen Menschen und wilden Thieren zu seyn. Dschingischan (s. d. Art.) starb 1227. Das große Reich behielt nicht nur seine Integrität, sondern wuchs auch noch unter Dschingis Sohn Oktai (von 1227—1242) und dessen drei Söhnen, unter Kajuk (1245—1248), Manku (1251—1259) und Koblai (seit 1259). Ihrer fünfmalhunderttausend wendeten unter Batu, Manku und Baidar', Oktai's Neffen, und seinem eignen Sohne Kajuk und andern Feldherren nach Westen, und wälzten sich innerhalb sechs Jahren im wildesten Kriege über die Wolga und Koma, den Don und Dniepr, die Weichsel und Donau. Die Länder am Kaukasus und Rußland wurden erobert; Polen bis an die Gränze von Deutschland und ein großer Theil von Ungarn durchstreift. Schon 1237 war Moskau bis Nowgorod unterworfen; bei einem zweiten Einfall, 1239—1240 ward es auch Kiew und alles Land vom Dniepr bis an die Weichsel, und der Großfürst von Rußland dem Groß-Chan nach tatarisch-mongolischer Weise zinsbar; 1241 wurde Krakau und Breslau von den Mongolen verbrannt;

bei Liegnitz ein blutiger Sieg über die Herzoge von Schlesien erfochten; Schlesien und das Markgrafthum Mähren verheerend durchstreift; Böhmen vergeblich angegriffen, aber Ungarn desto zerstörender überschwemmt. Weiter drangen sie jedoch nicht, und verließen, aus Mangel an Unterhalt, bald wieder die Länder, die sie durch Rauben, Morden und Brennen verwüstet hatten. Aber in Deutschland, und selbst in Frankreich, war, in Erinnerung der ehemaligen Einfälle der Hunnen, die Furcht vor ihnen so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, daß sie das Schrecken der Völker nicht benutzten, um ihre Eroberungen weiter auszudehnen, lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Oktai, Dschingis-Khans unmittelbaren Nachfolgers, über die Thronfolge entstanden. Doch blieb das Reich der Mongolen noch immer beisammen, und stand am Ende des 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Denn jetzt hatte das mongolische Reich seine größte Ausdehnung erreicht, vom östlichen Weltmeer bis zum mittelländischen und bis an den Dniepr; die Mongolen selbst aber hatten sich im Innern und Aeußern wenig geändert; sie waren noch so roh und wild, als sie in den Jahren waren, da sie auf ihre ersten Eroberungen auszogen, und der reine Deismus und die Toleranz, die Dschingis durch seine Gesetze unter ihnen einführte, hatten sie eben so wenig mild gemacht, als die jüdischen, mohammedanischen und christlichen Glaubenslehrer, die wechselnd unter ihnen auftraten, ihren Geist gebildet hatten; sie blieben größtentheils bei der Verehrung ihrer Idole, aber duldeten auch neben den Bonzen, den Imam, den Rabbinen, die christlichen Glaubensprediger in ihrem Hirtenlager, und ließen sie alle einerlei Rechte, Freiheit vom Kriegsdienst und von Abgaben genießen. Der Hauptsitz des großen oder Oberchans war China; die andern Länder wurden von Unterchanen, die alle von Dschingis abstammten, und mehr oder weniger von dem großen Chane abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten derselben waren die von Kaptschak, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands waren, und die von Dschagae, welche von dem Oxus bis in die Tatarei wohnten. Aber diese Vertheilung des Reichs unter mehrere Fürsten wurde die Veranlassung, daß das Ansehn und die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. nach und nach sank. Im folgende Jahrh. wurden verschiedene Horden dieser Nation von den Russen, deren Besieger sie früher gewesen waren, unterjocht oder vernichtet. Es trat aber (ungefähr 1360) ein zweiter, eben so furchtbarer Eroberer Timur oder Tamerlan (s. d. Art.), ein naher Verwandter der Dschingisen, war Fürst Kesch bei Samarkand um die Zeit auf, als die ohnmächtigen Mongolen aus China vertrieben waren. Er stellte die verfallene Monarchie wieder her, eroberte von 1371 an Chowaresm, Kasgar, Kaptschak, Iran, Tiflis, Bagdad, verwüstete Moskau, zwang den griechischen Kaiser und den Sultan den Osmanen Bajazet zum Tribut, und rüstete sich zu einem Zug wider China, als der Tod ihn 1404 ereilte. Durch Uneinigkeit verloren seine Nachfolger die ihnen von Tamerlan hinterlassenen Länder, bis auf die Bucharei und Chorasan; und auch diese mußte Babur 1498 verlassen, der hierauf den Staat des Großmogul in Ostindien stiftete. Sein jetzt zerstörtes Reich war noch im vorigen Jahrh. so mächtig, daß es 70.000 Q. M. und über 40 Mill. Einw. umfaßte. Die Regierung war die aller muhammedanischen Despoten, höchst willkührlich, drückend und grausam. Unter dem Großmogul oder Kaiser standen Veziere, wovon der erste Subah hieß, die Statthalter der Provinzen wurden Nabobs, auch wohl Nizams genannt. Durch die Vermischung mit dem edleren Blute der Hindus haben die Mongolen einen großen Theil ihrer unangenehmen Gesichtsbildung verloren, doch zeigt der schwarze Bart ihren Ursprung. Uebrigens sind sie kräftig gebaut, stärker und kriegerischer als die Hindus. In der Kleidung zeichnen sie sich vorzüglich durch den Turban aus. Ihr Charakter und ihre Sitten sind die

der Türken und Perser; sie sind daher zwar tapfer, aber auch grausam, und die Macht, die sie einst in Hindustan besaßen, hat sie im höchsten Grade pracht- und genußliebend gemacht; sie sind äußerst habsüchtig und überlassen sich den ärgsten Ausschweifungen in Wollust, Trunk und jeder Art von Schwelgerei. Ihre Religion ist der Islam. In den ersten Zeiten ihrer Eroberung waren sie im höchsten Grade intolerant und fanatisch, und noch jetzt sind ihre Fakirs, oder solche Andächtige, welche durch Wallfahrten nach Mekka oder durch selbstgewählte Büßungen sich ausgezeichnet haben, durch ihre fanatische Wuth, die sie zuweilen plötzlich und ohne Veranlassung zum Morde eines Hindu oder eines Christen reizt, nicht selten furchtbar. Von den noch jetzt in Mittelasien in der Mongolei (etwa 53.000d. M. enthaltend), zwischen Sibirien, Tungusien, China, Tibet, Kirgisenland und der kleinen Bucharei wohnenden, Mongolen besitzen wir wenige zuverlässige Nachrichten. Sie sind meist Nomaden und lamaischer Religion, mit dem geistlichen Oberhaupte Kutuchtu, werden jetzt in zwei Hauptstämme getheilt: 1) die Dörbön = Oirät (4 Verbündete) im Westen um die Quelle des Irtisch, Ob und Jenisei und gegen die Wüste Kobi; unter ihnen sind die Kalmücken die ansehnlichsten; 2) die eigentlichen Mongolen (Scholonen) wohnen um den Amur und seine Nebenflüsse unter ihren dem Kaiser von China zinsbaren Erbfürsten. Sie sind auf militärischen Fuß eingerichtet, fast so wie die russischen Kosaken. Die beiden Hauptorte der eigentlichen Mongolen heißen Kuren (Urga) und Otia-Utan (Oiätan), letzterer ist eigentlich ein festes Lager.

Moni (Dominico), berühmter Maler, geboren zu Ferrara 1559, besaß eine glühende Einbildungskraft, und wurde eben dadurch bewogen, in ein Karthäuserkloster zu gehen, welches er jedoch vor beendigtem Noviziat wieder verließ, ohne den geistlichen Stand aufgeben zu wollen. Die Liebe entriß ihn jedoch diesem; er beschloß, sich der Arzneiwissenschaft zu widmen, vertauschte sie mit den Rechten und auch diese wieder mit der Malerkunst. Seine vielen Gemälde, an denen man richtige Zeichnung und treffliches Colorit rühmt, zieren Kirchen und Gallerien Italiens. Er starb zu Parma 1602.

Moniteur, die wichtigste und einzige durchaus offizielle Zeitung der französischen Regierung. Sie entstand im Jahr 1789 unter dem Namen der Gazette nationale oder le Moniteur universelle, und sprach sich sowohl über die äußeren Begebenheiten aus, als auch hauptsächlich über die Verhandlungen der Nationalversammlung. Am 7. Nivose J. 8. d. Rep. wurde er förmlich für ein offizielles Blatt erklärt, was er auch jetzt noch ist. Seit dem J. 1811 führt er mit Hinweglassung des Titels Gazette nationale bloß den des Moniteur universelle. Vom Moniteur erscheint täglich ein großer Foliobogen, der nicht selten noch mit Beilagen versehen ist. Er beschränkt sich nicht bloß auf die Politik, sondern enthält auch artistische, literarische und dramaturgische Artikel. Er hat nicht nur in Frankreich und in den übrigen Ländern Europas, sondern auch in Amerika einen so starken Absatz, daß 1793 eine eigene Druckerei für ihn angelegt werden mußte. Eine vollständige Sammlung desselben, die für den Geschichtschreiber der Revolution und ihrer Folgezeit sehr wichtig wäre, ist sehr selten; am häufigsten fehlen die Jahrgänge 1798—1800, die in geringerer Anzahl aufgelegt wurden. Der jetzige Redakteur ist Suavo.

Monk (George), Herzog von Albemarle, geb. 1608 zu Pathendge bei Torrington, diente im Heere Carls I. von England, und befehligte nach dessen Hinrichtung die Truppen Cromwells in Schottland. Im Jahr 1653 trug er einen glänzenden Sieg zur See über den holländischen Admiral Tromp davon, worin der Letztere sein Leben einbüßte. Nach Cromwells Tode 1658 rief Monk dessen Sohn Richard zum Protektor aus, verließ ihn

aber auf die Aufforderung Carls II., sammelte in Schottland eine Armee zu Gunsten Carls, und löste 1660, nach London vordringend, das gegen Carl II. erbitterte englische Parlament auf. Aus Dankbarkeit ernannte ihn der König zum Befehlshaber seiner Armee, zum Staatsrath, Schatzmeister und Herzog von Albemarle. Er starb 1679. Ohne Werth sind seine politischen und militärischen Beobachtungen in lateinischer Sprache, London 1671. Seine Gattin Marie, Tochter des Lords Molesworth, eines irländischen Edelmanns (gest. 1716), hinterließ: Poems, London 1716, voll zarter Empfindung.

Monnier (Pierre Charles le), ein berühmter franz. Astronom, geb. zu Paris 1715, zeigte in früher Jugend eine große Neigung zur Astronomie und machte im 16 Jahre seine ersten Beobachtungen über den Saturn. 1737 überreichte er der Akademie der Wissenschaften: Nouvelle Figure de la Lune, avec la description de ses taches; und wurde im folgenden Jahre als Mitglied aufgenommen. Er begleitete hierauf Maupertuis nach Tornea in Lappland, um die Messung eines Grades in den Polarländern vorzunehmen, und war seit dieser Zeit unablässig beschäftigt, seine Wissenschaft durch Beobachtungen weiter zu bringen. 1746 gab er sein Verzeichniß der Sterne heraus, welches als Lehrbuch großen Beifall fand und in fremde Sprachen übersetzt wurde. Zwei Jahre darauf unternahm er eine Reise nach England und von da nach Schottland, um daselbst eine Sonnenfinsterniß zu beobachten, wobei er zuerst den Diameter des Mondes an der Sonnenscheibe maß. Für einen zu Bellevue gemessenen Meridian schenkte ihm 1750 der König 15.000 Livres, die er zum Ankauf von Instrumenten anwandte. Monnier ließ hierauf noch mehrere wichtige Werke folgen und starb 1799.

Monochord, ein Instrument von einer einzigen Saite, mit einem beweglichen Stege und Eintheilungen, wodurch man wahrnehmen kann, wie der Ton der Saite nach Verhältniß ihrer ab- und zunehmenden Länge höher und tiefer wird. Man bezieht ein Monochord zuweilen auch mit 3 oder 4 Saiten, um den Grundton mit seiner vollen Harmonie auf dem Instrumente zu haben, welches man, des bessern Klanges wegen, hohl macht und mit einem Resonanzboden, auch Tasten zum Anschlagen der Saiten, versieht. Die Saite eines Monochords nannten die Alten Canon.

Monochromen. Die ersten Umrisse irgend einer Gestalt nannte man in der Kunstsprache der Alten Monogrammen; sobald aber diese, mit Linien umrissenen, Skizzen gefärbt wurden: hießen sie Monochromen, oder einfarbige Malereien. Die Farbe wurde mit Weiß vermischt, um helle und dunkelere Partien darzustellen, und gründete so die Manier, die man jetzt noch, wenn sie grau in grau ausgeführt wird, Peinture en camayeu nennt, und welche die Italiener mit dem Namen Chiaroscuro bezeichnen. Die erste Färbung der alten Monochromen war ziegelroth; so finden wir sie noch auf den ältesten Vasengemälden, entweder roth auf schwarzem Grund, oder umgekehrt. Wenn zu diesen beiden Farben noch mehrere, besonders weiß und grün, hinzukamen, nannte man sie Polychromen, vielfarbige Gemälde.

Monodrama, s. **Melodrama**.

Monogamie, s. **Ehe**.

Monogramm, ein Zeichen oder eine Chiffre von einem oder mehrern Buchstaben, welche verschlungen einen abgekürzten Namen bedeuten. Maler, Kupferstecher, Buchdrucker rc. bedienten sich sonst derselben als Unterschrift, um ihre Werke zu bezeichnen. Im Alterthum verstand man unter **Monogrammen** die ersten, nur mit Linien entworfenen, Umrisse einer Zeichnung.

Monographie (von μονος und γραφεω) wird eine Schrift genannt, die einen besondern Gegenstand aus irgend einer Wissenschaft ganz im Detail nach allen Richtungen und Beziehungen abhandelt. Die Monographie, die im strengern Sinne erst in neuerer Zeit zum Vorschein gekommen ist, kann der Wissenschaft sehr förderlich seyn; nur muß man über dem Besondern das Allgemeine der Wissenschaft nicht zu sehr aus den Augen verlieren.

Monokratie wird oft mit Monarchie verwechselt, hat aber eine eingeschränktere Bedeutung als diese, indem Monokratie eine ganz unbeschränkte Alleinherrscherin ist, wo die Monarchie nicht nur die vollziehende Gewalt, sondern auch die gesetzgebende in Händen hat, ohne daß die Bürger des Staates oder deren Stellvertreter den geringsten Antheil an diese haben. Sie wird auch eine absolute Monarchie oder eine monarchische Autokratie genannt. (S. den Art. Monarchie und Autokratie.)

Monolog, s. Selbstgespräch.

Monomanie (aus dem griechischen μονος und μανια) nennen einige französische Aerzte diejenige Form des Wahnsinns, die vorzugsweise auf Gegenstände gerichtet ist, z. B. wenn der Kranke wähnt, er sey der heilige Geist, Jesus Christus, ein König u. s. w.

Monophysiten, eine im 5. Jahrh. durch den Archimandriten Eutyches (s. d. A.) zu Constantinopel entstandene christl. Sekte, welche nur eine (Mensch gewordene göttliche) Natur in der Person Christi annahm. Es gelang ihnen, daß diese Behauptung von der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 440 als rechtgläubig anerkannt wurde. Aber das 11 Jahre später zu Chalcedon versammelte allgemeine Concilium verdammte den Eutyches und seine Lehre als Häresie, indem es bestimmte, daß in Christo zwei Naturen, ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Substanz vereinigt seyen. Der Streit ward aber hiedurch nicht beigelegt: Asien und Aegypten neigten sich größtentheils auf Eutyches Seite; der Occident bekannte sich zu den Beschlüssen des Chalcedoniums. Kaiser Zeno's Henotikon, welche Schrift den Frieden herbeiführen sollte, wurde von beiden Seiten verworfen. Die Monophysiten trennten sich nun förmlich von der katholischen Kirche, und wie alle Sekten zerfielen sie bald in mehrere Parteien. 483 trennten sich die monophysitischen Mönche und Priester in Aegypten von dem Patriarchen Petrus Mongus zu Alexandrien, der als Monophysit das Henotikon angenommen und die chalcedonische Kirchenversammlung nicht ausdrücklich verdammt hatte. Man nannte sie Akephali (hauptlose), weil sie kein kirchliches Oberhaupt anerkannten. Sie zerfielen in drei Parteien, verloren sich aber bald unter den übrigen Monophysiten. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen (519) über die Frage: ob der Leib Christi verweslich sey oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der sich zu den Akephalern hielt, bejahten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus und Gajanus verneinten sie. Jene wurden daher Phthartolatrer (Corrupticolä, Verweslichkeitsdiener), diese Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantasiasten genannt, welche wieder über die Frage: ob der Leib Christi erschaffen gewesen, in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entstandenen Agnoeten (so genannt, weil sie Christo, als Menschen, die Allwissenheit absprachen) mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophysit Askusnages und nach ihm Philoponus, der größte christliche Philosoph dieses Jahrhunderts, auf den Einfall, die drei Personen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Diese Tritheiten und ihre Anhänger waren selbst in den Augen ihrer Partei die ärgsten Irrlehrer und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophysiten sich wieder mit der

kathol. Kirche vereinigten. In Aegypten, Syrien und Mesopotamien blieben jedoch die monophysitischen Gemeinden die stärksten, erhielten durch ihre, nun unterbrochen neben den katholischen bestehenden, Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchliche Ordnung. Vergl. d. Art. Armenien, Jakobiten, Copten.

Monopol (aus dem griechischen μονος und πολειν, allein verkaufen) ist das Jemanden von der höchsten Gewalt verliehene Vorrecht, ausschließlich und allein ein Gewerb zu treiben oder einen Artikel des Handels zu verkaufen. Die Monopole werden entweder nur auf einige Jahre oder auf ewig ertheilt; nur jene lassen sich einigermaßen vertheidigen, indem es nicht zu läugnen ist, daß sie in gewissen Fällen auf das Allgemeine wohlthätig wirken, und z. B. neuen wichtigen Erfindungen oder neu anzulegenden Fabriken sehr förderlich seyn können; die Letztern aber sind offenbar ungerecht und haben den schädlichsten Einfluß auf den Nationalreichthum des Landes.

Monitheismus, s. Polytheismus.

Monotheletismus, eine im 7. Jahrhundert entstandene Häresie, die in der in Christo vereinigten Gottheit nur Einen Willen behauptete. Den hierüber entstandenen Streit suchten die Kaiser Heraklius und Constans durch Anordnungen, ersterer durch seine Expositionen, letzterer durch seinen Typus vergebens beizulegen. Papst Martin I. verwarf beide und verdammte auf einer zu Rom gehaltenen Synode den Irrthum der Monotheleten, welches auch das im J. 680 zu Constantinopel versammelte allgemeine Concilium that. Als Häretiker verfolgt, erhielt sich diese kirchliche Partei noch eine geraume Zeit. Aus ihren Ueberresten bildete sich die Sekte der Maroniten (s. d. Art.), die aber jetzt mit der kathol. Kirche wieder vereinigt ist.

Monotonie, Einförmigkeit, ist der Mangel an Mannichfaltigkeit und Biegsamkeit der Stimme, die gewöhnlich eine Folge der geringen Ausbildung der Sprachwerkzeuge oder eines Mangels an lebhaftem Gefühl ist. Sie ist vorzüglich ein großer Fehler in der mündlichen Beredsamkeit, in welchen bekanntlich am häufigsten die Kanzelredner fallen, und der durch die gleiche Biegung der Stimme beim Schlußfall der Perioden sich besonders auffallend zeigt. Auch wird dieser Ausdruck in hievon abgeleiteter Bedeutung auf Gegenstände der Natur angewendet; so spricht man von einer monotonen Gegend. In der Literatur und Kunst bezeichnet sie eine gewisse Einförmigkeit, die sich in einer stets gleichen Behandlung und Darstellung der Gegenstände zeigt. Sie wird gewöhnlich durch Feststellung willkührlicher und allgemein für gültig gehaltener Regeln hervorgebracht, die den freien Flug des Genies beschränken, wie dies z. B. bei der französischen Tragödie der Fall ist.

Mons, Bergen, feste Hauptstadt der niederländischen Provinz Hennegau mit Wällen und dreifachen Graben umgeben, von der Trouille in 2 Theile getheilt, an einem schiffbaren Kanal, der über Tournay, Lille, Gent, Brügge nach Ostende führt, mit 3 Vorstädten, 20.000 Einwohnern, Schloß mit einem schönen Garten, Rathhaus, Zeughaus, 6 Pfarrkirchen, 2 Hospitälern, Handelskammer, Handelsgericht, Börse, Gymnasium; Zucker-, Faience-, Spitzen-, Tuch-, Marmorwaaren-, Eisenkopf-, Seifen-, Salmiak-, Baumwollfabriken, Handel mit Getreide, Steinkohlen und Mühlsteinen, Flinten- und Steinkohlenbrüche. Bei dem nahen Dorfe S. Denys Schlacht 1678 zwischen den Alliirten und Franzosen.

Monsieur (mein Herr), ein Titel, welcher ohne Zusatz dem zweiten königliche Prinzen oder dem nächsten Verwandten des Königs von Frankreich gegeben wird.

Monsson, Mouson, Mousonel, in einigen Meeren ein Wind, welcher 6 Monate lang aus einer Gegend weht; daher man sich bei der Fahrt

darnach richten muß. Ihn benutzen, nennen die Schiffer die Mousone besegeln. Aus gleicher Ursache nennt man in Ostindien die Wintermonate, wo stürmisches Wasser die Fahrt hindert, Moussons. S. Wind.

Monstranz nennt man das Gefäß, in welchem bei den Katholiken die Hostie verwahrt, gezeigt und herumgetragen wird.

Monstrum (Mißgeburt) ist jeder Organismus, der in seiner Bildung von der seiner Gattung eigenthümlichen Ordnung und Gestaltung abweicht. Dies kann auf viererlei Weise geschehen, wenn irgend ein Glied oder Theil fehlt; wenn etwas Ueberflüssiges vorhanden ist; wenn ein Theil nicht am rechten Orte steht, und wenn es nicht die gehörige Gestalt hat. Also ist bei den Menschen eine Mißgeburt, die ohne Hände, Füße oder Finger, oder die mit zweien Köpfen, vier Armen, oder mit einem auf der Seite stehenden Munde, oder mit einem Hundskopfe, mit Händen wie Gänsefüße ꝛc. geboren ist. Besonders giebt Veranlassung zu Mißgeburten die Empfangung von Zwillingen, die durch Zerreißung der Häutchen, worin jeder besonders eingewickelt ist, an einem Theile zusammenwachsen und so zur Welt kommen. Auch unter den Thieren und Pflanzen giebt es dergleichen Monstra. Jene haben höchstens anatomischen oder physiologischen Werth und sind gewöhnlich Gegenstände des Eckels; die monströsen Pflanzen aber sind beliebte Seltenheiten, deren Erzeugung zu erzwingen die Blumenliebhaber alle Mühe anwenden.

Montague (Marie Worthley), Tochter des Herzogs Evelyn von Kingston, geboren zu Thoresby in Nottinghamshire 1695, erhielt eine klassische Bildung, und vermählte sich 1712 mit Eduard Worthley, dem sie nach Konstantinopel folgte, als derselbe als englischer Gesandter dorthin geschickt wurde. Der Sage nach soll sie in Abwesenheit ihres Gemahls das Serail des Großherrn Achmed III. besucht haben, und von ihm als Sultanin behandelt worden seyn; wenigstens erkannte ihr Gemahl ihren Sohn Eduard Worthley Montague als Sohn nicht an, und ließ sich sogar von seiner Gattin scheiden. Sie durchreiste von 1716 bis 1718 Deutschland, Ungarn, die Türkei, Nordafrika, Italien und Frankreich, zog nach ihrer Rückkehr in London die bedeutendsten Köpfe um sich, hielt sich von 1731 bis 1751 in Italien auf, und starb 1762 zu London. Ihr gebührt die Ehre, die Blatterneinimpfung in Europa bekannt gemacht zu haben. Sie schrieb: Lettres written during her Travels in Europe, Asia and Africa, London 1763, 3 Bde. 12., Berlin 1781. 8.; deutsch, Leipzig 1763. 8., Mannheim 1784. in Oktav; An additional Volume to the Lettres of Lady Montague, London 1767. 8.; deutsch, Leipzig 1767. 8. Sie enthalten die interessantesten Nachrichten und Bemerkungen, vorzüglich über Constantinopel und die Türkei, sind Muster eines eleganten, leichten und einnehmenden Styls, und wurden bald in die meisten gebildeten lebenden Sprachen übersetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts ist jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden, namentlich von dem Ritter Tott. Ueberall aber verräth sich die Frau von gebildetem und, man kann sagen, männlichem Geiste; überall fällt sie scharfe und bestimmte Urtheile. Wie wenig es ihr an gelehrten Kenntnissen fehlte, beweisen die meisten ihrer Briefe; nie aber prunkt sie damit. Eine vollständige, sehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady Montague hat vor kurzem ihr Enkel, der Marquis Bute, herausgegeben. — (Edward Worthley Montague), der Vorigen Sohn, geboren 1714 in Warncliffe-Lydge bei Sheffield (nach Andern zu Constantinopel 1718), zeigte schon in früher Jugend einen excentrischen Charakter, der an keine feste Ordnung des Lebens sich gewöhnen konnte. Dreimal entlief er von der Westminsterschule, trieb sich in manchen niedern Lebensverhältnissen in der Zwischenzeit

herum, und diente als Schornsteinfeger, Fischausrufer und Schiffsjunge. Um ihn zu bessern, erhielt er einen Hofmeister und die Erlaubniß, zu reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er Parlamentsglied; allein sein unruhiger Geist verabscheute diese ruhige Lebensart; er verließ England und hielt sich unter verschiedenen Gestalten in Holland, Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien auf, durchreiste dann den Orient und bekannte sich in der Türkei öffentlich zum Islam, sorgfältig in der Folge alle Gebräuche der Muhamedaner beobachtend. Er starb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Die in Palästina aufgefundenen wichtigen Denkmäler aus dem Alterthum übersandte er 1766 der Londoner Royal Society mit einem merkwürdigen Briefe über Cairo, die Wüste Sinai, das rothe Meer (in den Memoiren dieser Gesellschaft befindlich). Außer verschiedenen den Orient betreffenden Abhandlungen hat man von ihm: Reflexions on the Rise and Fall of the ancient Republics 1759; Bemerkungen über die Erdbeben und über eine vorgeblich antike Büste in der königl. sardinischen Sammlung.

Montaigne oder **Montagne** (Michel de) wurde 1533 auf dem Schlosse Montagne in Perigord geboren. Die vortrefflichen Anlagen, die er von seiner frühesten Jugend an blicken ließ, wurden von seinem Vater sorgfältig ausgebildet. Schon in seinem sechsten Jahre sprach er fertig Lateinisch, worauf er spielend Griechisch lernte. Erst 13 Jahr alt hatte er bereits zu Bourdeaux unter Buchanan und Muret seine Schulstudien beendigt, indem seine Fortschritte bei seinen großen Talenten und unter Leitung von Männern, die ihrer Gelehrsamkeit und ihres Geschmacks wegen zu den berühmtesten ihres Jahrhunderts gehörten, nicht anders als sehr schnell seyn konnten. Von seinem Vater zu einem Civilamte bestimmt, wurde er Rath im Parlament von Bourdeaux; legte aber, da er mehr Beruf zum spekulativen als praktischen Leben in sich fühlte, diese Stelle bald wieder nieder. Um den Menschen, dessen Studium ihn vorzüglich anzog, desto besser kennen zu lernen, entschloß er sich, ihn in verschiedenen Ländern Europas zu beobachten. Als Philosoph durchreiste er demnach Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien, und wurde überall mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Zu Rom, wo er sich 1581 befand, erhielt er den Titel eines römischen Bürgers. In eben diesem Jahre wurde er an die Stelle des Marschalls von Biron zum Maire von Bourdeaux gewählt, und ungeachtet er einen so berühmten Vorgänger und an dem Marschall von Matignon einen eben so berühmten Nachfolger hatte, so hat sich doch das Andenken an seine Verwaltung bis auf späte Jahre unter den Bürgern dieser Stadt erhalten. Nach Niederlegung seines Amtes wurde er 1582 von den Einwohnern von Bourdeaux in Angelegenheiten der Stadt an den Hof gesandt, wo ihm mit eben so viel Achtung begegnet wurde, als in der Versammlung der Stände zu Blois, unter welchen er 1588 auftrat. Nachdem er so einige Jahre seinem Vaterlande in ehrenvollen Aemtern gedient hatte, zog er sich auf sein Schloß Montagne zurück, um seine noch übrigen Jahre in philosophischer Ruhe zu verleben. Sein Alter wurde durch Steinschmerzen und Kolik geplagt, welchen Uebeln er freies Spiel ließ, weil er kein Zutrauen zur Heilkunde hatte, und auch bei ihrem damaligen Zustande nicht wohl haben konnte. Die Aerzte, pflegte er zu sagen, kennen wohl den Galen, den Kranken aber nicht. Er starb 1592. Seinen Charakter schildert er uns in seinen Essais; er legt sich indessen nur unbedeutende Fehler bei. Er gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Personen seines Zeitalters. Seine gesunden Begriffe über den Umgang mit Menschen, über Erziehung, über Gesetzgebung und andere Gegenstände der Moralphilosophie würden dem aufgeklärtesten Jahrhundert Ehre machen, und sind in neueren Zeiten

von Manchem genützt worden, der die Quelle, aus der er schöpfte, nicht angegeben hat. Die berühmten Essais, die der Kardinal du Perron das Breviar aller rechtschaffenen Menschen zu nennen pflegte, gehören zu den vorzüglichsten praktischen Werken der neuern Zeit, und werden beständig dem schärfsten Denker eben so ehrwürdig, als dem über Welt, Leben und Pflichten nachsinnenden, nur einigermaßen aufgeklärten, Weltbürger jedes Standes lehrreich bleiben. Sie sind lange das einzige Buch gewesen, das die Aufmerksamkeit der wenigen Ausländer, die vor der Mitte des 17. Jahrh. Französisch verstanden, auf sich zog. Montagne's Styl ist zwar weder korrekt, noch gedrängt, noch edel, aber er ist einfach, lebhaft und kraftvoll. Er drückt große Gegenstände auf eine ihm ganz eigenthümliche naive Art aus, und diese Naivetät gefällt. Nie hat sich ein Schriftsteller weniger Zwang angethan, als er. Wenn ihm ein Gedanke einfällt, so schreibt er ihn nieder. Kommt er dabei auf andere Gedanken, die mit den ersteren nur in einiger Verbindung stehen, so verfolgt er sie, bis er sie erschöpft hat, kommt dann wieder auf den Gegenstand zurück, von welchem er ausgegangen ist, oder verläßt ihn wohl ganz. Er tadelt sich selbst wegen dieser Art zu schreiben; man hält sie ihm aber in Betracht seines gesunden Urtheils, seines feinen Gefühles, seiner lebhaften Einbildungskraft und seiner liebenswürdigen Naivetät sehr gern zu gute. Die erste Ausgabe der Essais erschien zu Bourdeaux 1580; die beste von P. Coste zu London 1724 in 3 Bde. 4to; nachher noch öfters in 8. und 12. Eine nette Stereotype-Ausgabe erschien zu Paris 1802, 4 Bd. 8. Bode hat die Essais meisterhaft verdeutscht zu Berlin 1793 bis 96, 6 Bd. in 8. herausgegeben.

Montalembert (Marc. René, Marquis von), franz. General, geboren zu Angouleme 1714, war ein Verwandter des Marschalls d'Essé de Montalembert, trat, 18 Jahre alt, in franz. Kriegsdienste, wohnte dem Feldzuge von 1736 bei, und zeichnete sich in den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Nach hergestelltem Frieden widmete er sich den Wissenschaften, wurde Mitglied der Akademie und zeichnete sich während des 7jährigen Kriegs in den Belagerungen von Hannover und Braunschweig aus, wobei er sein perpendikulares System in Anwendung zu bringen suchte. Durch frühere Verschwendung schon sehr in seinem Vermögen zurückgekommen, raubte ihm die französische Revolution das Uebrige. Er starb zu Paris 1800. Unter seine vorzüglichsten Schriften gehören: Réflex. sur le siège de St.-Jean d'Acre; verschiedene Memoiren oder Corresp. av. les génér. et les ministres dep. 1761 jusqu'en 1761, Art défensif; einige kleine Komödien; ferner Erzählungen und Chansons.

Montanus, ein Häretiker des 2ten christl. Jahrh., aus Artaban in Phrygien gebürtig, hatte noch nicht lange das Christenthum angenommen, als er unter Mark Aurel ums J. 172 mit einer neuen Lehre auftrat, die das Erzeugniß eines schwärmerischen Kopfes und eines schwarzblütigen Temperaments war. Er hielt sich für das Organ der Gottheit, für den von Jesu verheißenen Parakletos (Tröster), den er aber vom heil. Geiste als verschieden betrachtete — dessen Offenbarungen die Menschheit zur höchsten Stufe der Vollkommenheit führen würden. Er behauptete, daß alle wahre Christen Eingebungen des heil. Geistes empfingen und Erscheinungen hätten. Nicht eigenthümlich war ihm die Meinung von einem 1000jährigen sichtbaren Reiche Christi auf Erden, eigenthümlich aber der zum Schauplatz dieser Glückseligkeit bestimmte Ort, den er zu Pepuza in Phrygien zu finden hoffte. Auf der Stufe von Vollkommenheit, zu welcher seine Anhänger — Montanisten — von ihm geführt zu seyn wähnten, erlaubten sie nicht, der Verfolgung auszuweichen. Sie hatten drei 40tägige strenge Fasten, entzogen sich allen weltlichen Vergnügungen, verachteten die heidnische Gelehrsam-

keit, enthielten sich — der neuen Offenbarung ihres Parakletos gemäß — von jeder zweiten Heirath, hielten den Kirchenbann für unwiderruflich, und behaupteten, daß für solche, die nach der Taufe in große Sünden gefallen, keine Buße möglich wäre. Als die katholische Kirche die Gemeinschaft mit ihnen aufgehoben hatte, errichteten sie eine eigene Hierarchie, deren Haupt sie den Patriarchen nannten, der zu Pepuza residirte. Sie nannten sich selbst die Geistigen (spirituales), die Katholiken aber die Seelischen oder die Natürlichen (psychicos); sonst hießen sie auch Pepuzianer. Kleinasien war der Schauplatz ihrer schnellen Ausbreitung; aber auch nach andern Ländern, in Afrika, Italien, verbreiteten sie sich. Tertullian bekannte sich später zu ihnen. Diese Sekte erlosch schon im Anfang des 4. Jahrh.

Montblanc, der höchste Berg in Europa, liegt in Savoyen und gehört zu den grajischen, einer Kette der penninischen Alpen. Seine Höhe beträgt 14.676 Fuß über der Meeresfläche, und obwohl über 4600 Fuß niedriger als der Chimborasso, erscheint er doch ansehnlicher als dieser, weil er 11.532 F. über das nächste Thal von Chamouny sich erhebt, während der Chimborasso nur 9700 F. über das von Quito empor ragt. Mit unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren ward er, nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen, endlich 1786 am 8. August zuerst bestiegen. In den folgenden Jahren ist der Berg zwar noch mehrere Male, z. B. von den Naturforschern Saussure und De Luc, erstiegen worden. Auf dem höchsten Gipfel litten Alle an Uebelkeit, Erschöpfung und quälendem Durst; der Puls ging außerordentlich schnell, die Eßlust fehlte gänzlich. Die Farbe des Himmels war dunkelblau, und wenn man sich in den Schatten stellte, so konnte man die Sterne bemerken. Das Thermometer zeigte selbst in der Sonne $1^{3}/_{10}$ und im Schatten $2^{1}/_{2}$ unter 0, während es zu Genf 22° Wärme zeigte. Das Barometer stand auf 16 Zoll 1 Linie, während ein anderes zu Genf 27 Zoll 1 Linie zeigte. Wegen der Gefahr und den Unkosten werden Versuche zur Ersteigung des Berges selten gemacht; 1819 am 19. Juni erreichten van Rensselaer und Howard aus Newyork seinen Gipfel; dagegen verunglückte die Reise des russ. Dr. Hamel und Anderer im August 1820.

Montebello, eigentlich Jean Lannes (Herzog von), einer der ausgezeichnetesten Feldherren unter dem Kaiser Napoleon, war 1771 zu Lectaure im Departement du Gars geboren und wissenschaftlich gebildet, eben im Begriff, sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, als die Kriege der Revolution ihm eine andere Laufbahn anwiesen. Zuerst diente er in der Pyrenäen-Armee unter Dugommier als Sergeantmajor und stieg in kurzer Zeit zum Divisionsadjudanten empor, welche Stelle er bei der Nationalgarde in Paris bekleidete. Ohne besonderen Grund erhielt er seine Entlassung und blieb dienstlos bis Napoleon das Commando der Armee in Italien übernahm. In der Schlacht bei Millesimo (am 14. April 1796) zeichnete er sich als Adjudant des Generals Bonel so vortheilhaft aus, daß Napoleon, dem er kurz vorher vorgestellt worden war, ihn zum Brigadechef ernannte. Als solcher diente er ruhmvoll bei Lodi, half Pavia einnehmen und erhielt hierauf den Rang als Brigadegeneral. Abermals that er sich hervor in der Belagerung von Mantua; am meisten aber erntete er Ruhm in der Schlacht von Arcole (am 15. Nov. 1796). An einer bei Goverolo erhaltenen Wunde noch sehr leidend, stellte er sich, als Napoleon bei dem Sturme gegen die Brücke von dem Damm in den Sumpf gefallen war, zwischen diesen und den Feind und vertheidigte ihn mit seiner letzten Kraft. Drei Wunden, die er hier erhielt, waren Denkmale seiner Hochherzigkeit. Von der Zeit an liebte ihn Napoleon, der ihn bisher schon hochgeschätzt hatte; er wurde gleichsam dessen unzertrennlicher Gefährte. Auf dem Zuge nach Aegypten begleitete er denselben als Divisionsgeneral. Bei allen Gelegenheiten zeichnete er

sich auch hier aus, besonders bei der Eroberung von Alexandrien und der Besetzung des Hafens von Abukir. Viele und schwere Wunden erhielt er auch hier, so daß er sich eine Zeitlang der Krücke bedienen mußte. Als Napoleon Aegypten verließ, war Lannes unter den Wenigen, welche ihn begleiten durften. Das Vertrauen desselben rechtfertigte er am 10. November bei dem Sturz des Direktoriums, wo er zuerst in den Tuilerien und dann vor dem Rath der Alten kommandirte. Sobald Napoleon das Consulat erlangt und sich eine Garde organisirt hatte, ernannte er ihn zum Commandirenden derselben. Lannes begleitete den ersten Consul hierauf nach Italien. Bei dem Zuge über die Alpen führte er den Vortrab des Heeres und bestand 9. Juni bei Montebello ein blutiges Gefecht mit Melas. Von diesem Orte erhielt er später seinen Beinamen. In der entscheidenden Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) führte er den rechten Flügel der Franzosen bei Castel Cereolo an. Auf ihn warf sich die ganze Macht der Kaiserlichen; lange hielt er gegen die Uebermacht aus, bis er sich zurückzog. Großen Theil hatte er an dem glänzenden Siege. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er einen Ehrensäbel. Im Jahre 1801 schickte ihn Napoleon als Gesandter nach Lissabon. Nicht lange jedoch blieb er in den diplomatischen Verhältnissen. Der neue Krieg 1805 gegen Oesterreich rief den Helden wieder auf das Schlachtfeld, nachdem er vorher bei der Gründung des Kaiserthums zum Marschall, zum Großkreuz und Chef der 9. Cohorte der Ehrenlegion ernannt worden war. In der Schlacht bei Austerlitz siegte unter ihm der linke Flügel der Franzosen. Im nächsten Jahre half er den linken Flügel der Preußen bei Saalfeld schlagen, eroberte Spandau, schlug die Russen bei Pultusk und zeichnete sich bei Eilau (8. Febr. 1807) ehrenvoll aus. Als die Russen bei Friedland (14. Juli 1807) über die Aller gingen, stießen sie bei Friedland auf ihn. Mit seinem Corps nahm er den Kampf auf, wurde zurückgedrängt, hielt sich aber so lange, bis das ganze französische Heer in Schlachtordnung stand. Wie allen französischen Generalen wurde ihm auch jetzt keine Ruhe. Die Kriegesflamme entzündete sich in Spanien. Als Herzog von Montebello sandte ihn Napoleon in das bewegte Land. Ihm gelang nach einer furchtbaren Belagerung die Eroberung von Saragossa (vergl. d. Art). Kaum hatten die französischen Waffen hier gesiegt, so rief die Kriegsposaune in Deutschland zu neuem Kampfe. Nachdem bei Abensberg, Landshut und Eckmühl das Heer des Erzherzogs Carl geschlagen war, nahm Lannes am 23. April Regensburg mit Sturm. Nur noch einmal sollte der Held den Schlachtruf hören. Bei Aspern (Eßlingen) am 22. Mai führte er den linken Flügel an. Hier wurde ihm von einer Stückkugel beide Beine abgeschlagen. Vielleicht wäre die Wunde nicht tödtlich gewesen, wenn sich Lannes nicht die Nacht über in Wien durch übermäßige Genüsse geschwächt gehabt hätte. Einige Tage brachte er zwischen Leben und Tod zu. Als er seine Stunde heran nahen sah, ließ er den Kaiser rufen und umklammerte denselben mit seiner letzten Kraft. Dem furchtlosen Manne, der nie verzagt hatte, wurde der letzte Augenblick schwer. Er starb in seinem 37. Jahre; mit ihm fiel eine der vorzüglichsten Stützen Napoleons. „Er war ein Riese geworden!" sagte dieser von ihm, und zählte ihn zu den größten Männern seines Heeres.

Monte Casino, Berg in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, auf dem der heil. Benedikt 530 ein sehr berühmtes, aber jetzt aufgehobenes Kloster stiftete, das überaus ansehnliche Güter nach und nach erlangte, deren Verzeichniß mit silbernen Buchstaben auf den metallenen Feldern der Kirchenthüren stand. Die Kirche enthielt eine Sammlung von Allem, was Malerei und bildende Künste nur Schönes und Prächtiges aufweisen können. Auch verbreiteten sich die Benediktiner dieser Stiftung in andern

Staaten. Der Abt war der erste Baron des Königreichs Neapel, hatte in seinem Kirchsprengel bischöfliche Rechte und führte den Titel: Patriarch der heil. Religion, Abt des Klosters Casino, Kanzler und Großkapellan des römischen Reichs, Abt aller Aebte, Haupt der benediktinischen Hierarchie, Kanzler und Collateralis des Königreichs Sicilien, Graf und Statthalter in Campanien, Terra di Lavoro und der Provinz am Meer, Fürst des Friedens. Das Kloster hat die reizendste Aussicht, das Klima ist schön und gesund, und die Luftperspektive stellt Alles in so zauberischen Farben dar, daß man von allen Seiten dahin reiste, um diese Naturschönheiten zu genießen. Auch hatten sich die Mönche des Klosters der Heilkunde gewidmet (vergl. den Art. **Arzneikunde** (Gesch. d.), und standen in dem Rufe, heilende Balsame vom Berge Zion zu besitzen, und die schmerzenstillende Kraft der Pflanze Diptam zu kennen. Daher war der Monte Casino, wie jetzt unsere Bäder, ein Vereinigungsort für Kranke und Gesunde, welche hier die schöne Jahreszeit in ländlichen Vergnügungen verlebten.

Montecuculi (Raimund, Fürst von), ein sehr berühmter kaiserlicher General, geboren im Gebiet von Modena 1608, diente 5 Jahre als gemeiner Soldat unter seinem Oheim Ernst Montecuculi, Befehlshaber der kaiserlichen Artillerie, war hierauf 2 Jahre lang Corporal und arbeitete sich so durch alle Militairgrade durch. Die erste Waffenthat, wo sich sein Muth in glänzendem Lichte zeigte, war ein Ueberfall der Schweden, bei Namslau in Schlesien, wo er mit 2000 Reitern einer Armee von 10.000 Kanonen und Gepäck abnahm. Banner eilte jedoch, von der Niederlage unterrichtet, schnell herbei und nahm ihn gefangen. Die hierauf folgende zweijährige Gefangenschaft in Stettin benutzte er, seine militairischen Kenntnisse zu bereichern, und kaum hatte er seine Freiheit wieder erlangt, so suchte er das Erlernte in Anwendung zu bringen. Der Sieg bei Tribel gegen Wrangel zeigte ihn als großen Meister in der Kriegskunst, so wie er auch 1648 die Armee des gebliebenen Feldmarschalls Holzapfel durch einen geschickten Rückzug glücklich allen Gefahren entzog. Nach dem westphälischen Frieden brachte Montecuculi einige Zeit in Schweden und darauf in Modena zu, bis ihn der Kaiser 1657 auf immer in seine Dienste nahm und ihn als Generalmajor dem König Johann Kasimir von Polen wider den Fürsten Rogotzky und die Schweden zu Hülfe schickte. Er schlug den erstern in Siebenbürgen und entriß den Schweden Krakau. Als sich hierauf der König Karl Gustav von Schweden gegen Dänemark wandte, eilte er ihm nach und rettete nicht nur Copenhagen, sondern trieb auch die Schweden aus Dänemark zurück. Der Friede endigte nur seine Thätigkeit im Norden, um ihm bald auf einem neuen Waffenplatze Gelegenheit zu geben, neue Lorbeeren zu brechen; denn die in Siebenbürgen eingefallenen Osmannen nöthigten den Fürsten Ragotzky, Hülfe beim Kaiser zu suchen. Die Schlacht bei St. Gotthard (s. d. A.) führte einen glücklichen Frieden herbei, worauf ihn der Kaiser Leopold I. zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannte. Den größten Ruhm erlangte er indeß im Kriege gegen die Franzosen von 1672—75, wo er dem berühmten Türenne gegenüberstand. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, sagt Voltaire, hatten den Krieg zu einer Kunst gemacht. Vier Monate wandten sie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über das, was sein Gegner thun werde, nach dem, was er an seiner Stelle thun würde; und sie täuschten sich nie. Sie setzten einer dem andern Geduld, List und Thätigkeit entgegen, und waren eben im Begriff eine Schlacht zu wagen, als eine Kanonenkugel den französischen Feldherrn tödtete. In dem Briefe an den Kaiser, worin Montecuculi von dem Tode seines großen Nebenbuhlers spricht, setzt er hinzu, daß er nicht umhin könne, den Ver-

lust eines Mannes zu beklagen, welcher der Menschheit so sehr zu Ehre gereichte. Nach Türennes Tode erhielt der Prinz Condé den Befehl über die Franzosen und hemmte die Fortschritte Montecuculis, ohne ihn besiegen zu können. Den übrigen Theil seines Lebens brachte Montecuculi am kaiserlichen Hofe zu, stiftete die Akademie für die Naturforschung zu Wien, und starb zu Linz den 16. Okt. 1680 an einer Verwundung, die er durch einen herabgestürzten Balken erhalten hatte. Man hat von ihm: Memoire della guerra, Mailand 1807—8, 2 Bde. Fol., von Ilgo Foscolo, die sich durch gedrängte Kürze und Gedankenreichthum auszeichnen.

Montemayor (George de), berühmter Dichter, geb. 1520 zu Montemayor, einer kleinen Stadt Portugals in der Nähe von Coimbra, wählte in seiner Jugend die Waffen, wandte sich aber darauf zur Musik und Dichtkunst. Als er später nach Castilien ging und sich in dürftigen Umständen befand, ließ er sich als Musiker in die königliche Kapelle aufnehmen, die Philipp II. auf seiner Reise durch Deutschland, Italien und die Niederlande begleitete. Nach Spanien zurückgekehrt, dichtete er zu Lyon seine Diane in kastilianischer Mundart. Er starb 1562. Man hat von ihm: Episteln, Sonette, scherzhafte Gedichte, Idyllen (Cancionero) und den Schäferroman: La Diana, fortgesetzt von Alonso Perez, aber ziemlich schlecht, besser von Gil. Polo, deutsch von Ph. Harsdörfern, der in wechselnden Versen und Prosa lauter Selbstempfindungen des Dichters ausdrückt, und romantische Treue in den lieblichsten und mannichfaltigsten Formen zeichnet; er ward im prosaischen Theil Muster der romant. Prosa für alle Verfasser spanischer Schäferromane, durch einen einfältig feierlichen Styl, voll Präcision, Würde und Wohllaut.

Montenegriner heißen die Bewohner des Gebirges Montenegro (der schwarze Berg, in der Landessprache Tschernagora), in der türkischen Provinz Albanien, welches sich von der Seeküste bei Antivari an bis gegen Bosnien hin erstreckt und 150 □M. groß ist. Sie sind ein freies Räubervolk, das 15 bis 20.000 waffenfähige Männer haben soll, zwar unter der Oberherrschaft der Türken steht, aber wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes, nie ganz von ihnen hat bezwungen werden können; die Montenegriner haben vielmehr den Türken, durch öftere Einfälle in das Gebiet derselben, schon viel Schaden zugefügt. Sie sprechen die slavonische Sprache, sind der griechischen Religion zugethan und haben ihren eigenen Patriarchen, der im Stagnovich wohnt. Der Hauptort dieses Landes ist Cettigne. Im J. 1767 trat ein Abentheuer, Steffano Piccolo, unter ihnen auf, der sich für den russischen Kaiser Peter III. ausgab, und einen Aufstand erregte, der nur nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Monte Santo, s. Athos.

Montespan, s. Rochechouart.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de), einer der denkendsten Köpfe Frankreichs, stammte aus einer alten in Guienne einheimischen Familie, und wurde 1689 auf dem Schlosse Brede bei Bourdeaux geboren. Die Früchte der sorgfältigen Erziehung, die er von seinem Vater genoß, zeigten sich früh. Schon in seinem 20. Jahre soll der Jüngling den Plan zu seinem unsterblichen Esprit des loix entworfen und die Materialien dazu zu sammeln angefangen haben. 1714 wurde er Rath im Parlament von Bourdeaux und 1716 Président à Mortier desselben. In den Augenblicken von Muße, die ihm seine Amtsgeschäfte erlaubten, schrieb er auf seinem Landgute die berühmten lettres Persanes, die er 1721 herausgab. Ein seelenvolles Gemälde von den Schwächen und Lächerlichkeiten der Franzosen, angeblich von einigen reisenden Persern entworfen.

Die Schönheit des Styls, die Lebhaftigkeit der Darstellung, der durchaus herrschende feine Beobachtungsgeist und die Leichtigkeit, mit der die tiefsten Gegenstände abgehandelt sind, verschafften den lettres Persanes die günstigste Aufnahme und würden ihrem Verfasser sogleich die Pforten der franz. Akademie geöffnet haben, wenn sich nicht der Kardinal Fleury seiner Aufnahme widersetzt hätte. Dieser Prälat war nämlich von einigen Eiferern auf verschiedene Stellen der Briefe aufmerksam gemacht worden, in welchen ihr Verfasser nicht allzugünstig über die Dogmen und Diener der katholischen Kirche urtheilt. Man sagt, Montesquieu habe, um den Kardinal zu beruhigen, eine Ausgabe der Briefe veranstaltet, aus der er die anstößigen Stellen weggelassen. Hierdurch, vorzüglich aber durch die Verwendung seines Freundes, des Marschalls d'Estrees, damaligen Direktors der Akademie, gelang es ihm, Mitglied einer Gesellschaft zu werden, von der er in seinen Briefen nicht auf das glimpflichste urtheilt. Da er durch seinen Esprit des loix auch dem Auslande nützlich werden wollte, so mußte er sich gründliche Einsichten in die Gesetze und Verfassungen der kultivirten europäischen Staaten zu erwerben suchen; und da dies nicht besser und kürzer geschehen konnte, als durch persönlichen Umgang mit den größten Männern seiner Zeit, so legte er seine Aemter nieder und begab sich auf Reisen. Er sah Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, die vereinigten Niederlande und England. Ueberall wurde der Verfasser der lettres Persanes mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen, besonders in England, wo er sich zwei Jahre aufhielt. Nach seiner Rückkehr legte er auf seinem Schlosse Brede die letzte Hand an sein Werk sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains, welches 1743 erschien und eine römische Geschichte zum Gebrauch des Staatsmanns und Philosophen genannt werden kann. Er findet die Ursachen von der Größe der Römer hauptsächlich in ihrer Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande und zur Arbeit; in den bürgerlichen Unruhen der früheren Zeiten, wodurch ihr Geist Spannkraft erhielt; in der Strenge ihrer Kriegszucht; in dem Schutz, den sie den Völkern gegen ihre Könige angedeihen ließen; in ihrem Grundsatz, nur nach einem Siege Frieden zu schließen; in ihrer Politik, die Religion und die Gebräuche der besiegten Nationen unangetastet zu lassen: und die Ursachen ihres Verfalls in der Vergrößerung ihres Staats, wodurch die Volkstumulte in bürgerliche Kriege ausarteten; in den langwierigen, fern von Rom geführten, Kriegen, welche zu einer Erkaltung der Vaterlandsliebe Anlaß gaben: in der freigebigen Ertheilung des Bürgerrechts, wodurch das römische Volk zu einem vielköpfigen Ungeheuer wurde; in dem durch den asiatischen Luxus erzeugten Sittenverderbniß; in Sylla's Proscriptionen; in der Nothwendigkeit, in der sich die Römer sahen, einen Alleinherrscher zu dulden, da ihnen ihre Freiheit lästig wurde; in der Regierung jener Ungeheuer, die von Tiber bis Nerva und von Commodus bis Constantin herrschten; endlich in der Verlegung der Residenz und Theilung des Reichs. Der kühne und philosophische Geist, der dieses Werk beseelt, zeigt sich in noch größerer Stärke in dem 1748 erschienenen Esprit des loix, der Frucht eines mehr als 30jährigen Studiums. Es werden darin drei Regierungsformen, die monarchische, aristokratische und demokratische unterschieden, und die einer jeden angemessenen Gesetze und Verfassungen und einer jeden eigenthümlichen Vorzüge und Nachtheile untersucht. Ueberall sind die interessantesten Züge aus der alten und neuern Geschichte eingewebt, wodurch die Lektüre dieses Meisterwerks eben so anziehend als belehrend wird. Montesquieu war eben so liebenswürdig in seinem Umgange, als groß in seinen Schriften. Von stets gleicher Heiterkeit und zuvorkommend gefälligem Wesen

zog er Aller Herzen an sich. Die größten Männer Frankreichs drängten sich zu seiner lehrreichen Unterhaltung; er floh aber, so oft er konnte, auf sein Landgut, und hier sah man den großen Mann das gaskonische Patois mit seinen Bauern sprechen und ihre unbedeutenden Streitigkeiten schlichten. Er starb im Februar 1755, allgemein, auch vom Auslande, bedauert. In der vollständigen Sammlung seiner Werke, die nach seinem Tode in 3 Bänden in 4. erschienen ist, findet man noch eine Défense de l'Esprit des loix, eine feine Persiflage seiner Gegner; ein Fragment sur le goût dans les choses de la nature et de l'art, für die Encyklopädie bestimmt, und auch in seinem unvollendeten Zustande in dieselbe aufgenommen, und le Temple de Gnide, ein Gedicht in Prosa, in welchem mit Anakreontischem Geist eine reizende, nur mitunter zu üppige, Schilderung von der Liebe gemacht wird. Die Dichter Colardeau und Leonard haben dies sinnreiche Produkt in Verse gebracht. 1758 gab de Leyre eine Sammluug der glänzendsten Gedanken Montesquieu's unter dem Titel: Génie de M., heraus. Man hat von ihm zu Paris im Jahre 1796 noch einige Fragmente aus dem Fache der schönen Literatur, so wie auch die Materialien zu seinem unsterblichen Werke „Geist der Gesetze" aufgefunden. Das meiste von seinem literarischen Nachlasse hatte aber sein einziger Sohn Seconbat verbrannt, als er dem Revolutionstribunal zu Bourdeaux in die Hände fiel. Im Jahr 1800 wurden bei Decker in Basel Montesquieu's sämmtliche Werke in 8. Theilen 8. gedruckt; früherhin (1796) erschien zu Paris bei Gregoire eine Prachtausgabe dieses Schriftstellers in 5 Vol. 4. Im 10. Bande der Memoiren der Berliner Akademie der Wissenschaften, von der Montesquieu Mitglied war, findet man eine Rede, die Maupertuis zu seinem Andenken in der Akademie gehalten hat. Die zu Lille erschienenen Observations sur Montesquieu von Lenglet werden gerühmt.

Montezuma, Kaiser von Mexiko zur Zeit, als Cortez in Mexiko einfiel (1518), nahm denselben liebreich in seiner Hauptstadt auf, wurde aber ein Opfer spanischer Treulosigkeit. Gefangen genommen wurde er bei einem Aufruhre, wo ihn die Spanier zwangen, sich seinem Volke zu zeigen, von seinen Unterthanen mit einem Steine verwundet, und starb kurz darauf 1520. Er hinterließ 2 Söhne und 3 Töchter, die die christliche Religion annahmen. Der älteste erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von Montezuma, und die Nachkommen desselben befinden sich noch in Mexiko. Siehe d. Art. Mexiko.

Montfaucon (Bernard de), ein sehr gelehrter Benediktiner von der Congregation von St. Maur, geb. 1655 auf dem Schlosse Soulage bei Aleth in Languedoc, ergriff anfangs die Waffen, trat aber nach dem Tode seiner Eltern in den Benediktinerorden (1675) und bildete in demselben seine glücklichen Anlagen auf eine solche Weise aus, daß sein Name eine Zierde seines Ordens wurde. 1698 unternahm er eine Reise nach Italien, um die Bibliotheken zu durchsuchen, und hielt sich, vom Papst Innocenz XII. mit Ehrenbezeugungen überhäuft, am längsten in Rom auf. Nach seiner Rückkehr schrieb er sein Diarium Italicum, 1702. 4., worin er mehrere Denkwürdigkeiten Italiens beschreibt und Kenntniß von mehreren griechischen und lateinischen Handschriften giebt. Er starb in der Abtei Saint Germain-des-Prés 1741. Montfaucon hat zu viel geschrieben, um seinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben. Wenige Gelehrte sind ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu stellen. Die Zahl seiner Werke in Folio steigt allein auf 44. Als gelehrter Sammler hat er die entschiedensten und bleibendsten Verdienste. Schriften: Eine Ausgabe von St. Athanasius; eine Ausgabe von St. Chrysostomus, 11 Bde. Folio; Analecta graeca, Palaeographia graeca. L'Antiquité expliquée et

représentée en figures, Paris 1719 u. ff. (lateinisch und französisch). Dieses Werk, das mit den Supplementen aus 15 Foliobänden besteht und gegen 1200 Kupferplatten, worauf 30 bis 40.000 Figuren abgebildet sind, enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es gesammelt wurde, an sich; nichts desto weniger enthält es eine Menge von Dingen, die man anderswo vergebens suchen würde, und wird täglich von den Gelehrten citirt (es gibt auch einen deutschen Auszug von Schatz und Semmler, Nürnberg 1797, umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807). Ein Verzeichniß der alten Handschriften in den vornehmsten Bibliotheken u. m. a.

Montgolfier (Joseph Michel), berühmter Mechanikus, geb. 1740 zu Vidalon-lez-Annonay, wo sein Vater eine Papierfabrik besaß, fühlte sich in seiner Jugend schon zu den Naturwissenschaften hingezogen, machte mehrere Erfindungen, die aber statt sein Vermögen zu vermehren, dasselbe bedeutend verminderten, bis ihm endlich die Erfindung des Luftballons, an der auch sein Bruder Jacques Etienne Antheil hatte, in ganz Europa einen ehrenvollen Namen erwarb. Der am 5. Juni 1783 im Beiseyn der Stände von Vivarais angestellte Versuch überstieg alle Erwartungen. Noch in demselben Jahre wurden beide Brüder in die Akademie aufgenommen, der älteste, Jacques Etienne (geb. den 7. Jan. 1745), wurde in den Adelstand erhoben und erhielt den Michaelsorden, und Joseph, außer einer Pension, noch 400.000 Livres zur Fertigung eines Luftballs, um die Direktion desselben ausfindig zu machen. Eben so erfand er auch noch den Bélier hydraulique oder die Wasserschraube, welche das Wasser bis auf 60 Fuß hebt, und machte auch mehrere Mittel zur Vervollkommnung des Papiers bekannt. Er zeichnete sich durch seine, keine Gefahr achtende Menschenliebe während den Gefahren der Revolution, durch eine Kaltblütigkeit und Leibesstärke und durch seine geistigen Vorzüge aus. Da der Ausbruch der französischen Revolution sein Gewerbe störte, wandte er sich nach Paris, erhielt daselbst eine Anstellung beim Bureau der Künste und Manufakturen, ward 1807 Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, und starb zu Balaruc 1810. Man hat drei Schriften von ihm über die aerostatische Maschine und die Luftreisen. Sein älterer Bruder Jacques Etienne st. 1799.

Montgommery, ein franz. Ritter, berühmt durch seine Tapferkeit und seine Schicksale, hatte den 26. Juli 1559 das Unglück, bei den Vermählungsfeierlichkeiten der Königin Elisabeth von Frankreich im Turnier dem König Heinrich II. von Frankreich das Auge auszustechen, woran dieser nach 11 Tagen starb. Gabriel von Montgommery hielt sich einige Zeit nach diesem Unglück auf seinen Landgütern in der Normandie auf, begab sich dann nach Italien und kehrte erst beim Ausbruch der bürgerlichen Unruhen in sein Vaterland zurück. Als eifriger Anhänger der Reformirten vertheidigte er 1562 Rouen gegen die königliche Armee und warf sich, nachdem die Stadt erstürmt worden, in ein Schiff, mit dem er glücklich nach Havre entwischte. Im Jahr 1571 wurde er der Königin von Navarra, Johanna von Albret, nach Bearn zu Hülfe geschickt. Glücklich besiegte er den Marschall Terrides, eroberte Orthez und nahm ihn in dem Schlosse gefangen. Den Gefahren der Bartholomäusnacht (1572) entging er durch ein Ohngefähr; er begab sich nach Jersey und von da mit seiner Familie nach England. Im folgenden Jahre führte er dem belagerten La Rochelle eine bedeutende Flotte zu, die er in England geworben hatte, ohne jedoch damit die Stadt zu erreichen, da falsche Nachrichten ihn täuschten. Beim Anfange des Feldzugs 1573 begab er sich in die Normandie, wo ihn der Marschall Matignon in der Nähe von Domfront gefangen nahm und an die Königin Katharine von Medicis nach Paris auslieferte, wo ihm der Prozeß gemacht, und er am 26. Juni 1574 enthauptet wurde. Er bewies

bei seiner Hinrichtung den größten Heldenmuth. Seine hinterlassenen neun Söhne zeigten sich alle als tapfre Krieger.

Montmartre, ein Dorf und Anhöhe nahe bei Paris. Der Name wird abgeleitet entweder von einem Tempel des Mars, welcher ehemals hier gestanden, oder von dem Märtyrer Dionysius, dem Schutzpatron von Frankreich, welcher hier enthauptet worden (mons matyrii). Er liegt unmittelbar an der Stadt und ist mit Gärten und Windmühlen besetzt; von seinem Gipfel hat man die schönste Uebersicht von Paris; er besteht aus Gips, in welchem man eine Menge sehr interessanter Versteinerungen findet. Ehemals stand auf seinem Gipfel ein Nonnenabtei. Dieser Hügel, wie die östlicher gelegenen von Menil montant, Belleville rc., waren 1814 befestigt und mußten in der Schlacht von Paris (30. März) erstürmt werden.

Montmorency (Anne de), einer der größten Kriegshelden seiner Zeit, geboren zu Chantilly 1493, zweiter Sohn von Wilhelm von Montmorency, wurde mit Franz I. zugleich erzogen, befand sich dann 1515 mit bei der Schlacht von Marignan, vertheidigte 1521 unter Bayard die Stadt Mezières gegen die kaiserliche Armee und nöthigte den Grafen von Nassau zum Rückzuge. Da er hierauf Franz I. nach Italien begleitete, traf ihn in der Schlacht von Pavia das herbe Loos der Gefangenschaft. 1538 verlieh ihm für viele wichtige Staatsdienste der König die Connetablewürde. Aus Rechtlichkeit rieth er Franz I., das Anerbieten der Einwohner von Gent, sich Frankreich zu unterwerfen, nicht anzunehmen, weil es den mit Karl V. geschlossenen Verträgen zuwider sey; doch da Karl V. kurz darauf, und zwar bei wiederausgebrochenem Kriege, um nach Deutschland zu gelangen, während des schon begonnenen Winters, schnell Unterhandlungen mit Frankreich anknüpfte und die Leichtgläubigkeit der Franzosen mit großen Versprechungen hinterging, so fiel Montmorency in Ungnade, weil er die Annahme der Unterwerfung Gents widerrathen hatte. Heinrich II. schenkte ihm jedoch wieder sein volles Vertrauen und empfahl ihm auf dem Sterbebette seine Kinder. 1550 eroberte er Boulonnais und zwei Jahre darauf Metz, Toul und Verdun. Unter Franz II. fiel er auf Anstiften der Königin Katharine von Medicis von Neuem in Ungnade und kehrte erst unter Karl IX. 1560 an den Hof zurück. Nachdem er sich mit den Prinzen von Guise ausgesöhnt, erklärte er sich aufs Heftigste gegen die Reformirten und besiegte sie den 19. Dec. 1562 in der Schlacht bei Dreux, gerieth aber dabei in ihre Gefangenschaft. Kaum hatte er im folgenden Jahre seine Freiheit wieder erhalten, so entriß er den Engländern Havre-de-Grace, besiegte auch den Prinzen von Condé bei St. Denis den 10. Dec. 1567. In dieser Schlacht jedoch hart verwundet, starb er zwei Tage darauf in einem Alter von 74 Jahren. Man feierte zu Paris sein Leichenbegängniß mit der größten Pracht, doch schien der königliche Hof selbst es nicht zu bedauern, daß ein Mann, der so viel Ansehen und Einfluß gehabt, nicht mehr war.

Montmorency (Henri II., Herzog v.), Sohn Henris I. von Montmorency, geb. 1595, erhielt in seinem 18. Jahre die Admiralswürde von Frankreich. Nachdem er die Reformirten in Languedoc geschlagen und ihnen verschiedene wichtige Plätze abgenommen hatte, besiegte er sie auch zur See bei der Insel Ré, deren sie sich bemächtigt hatten, und entriß ihnen dieselbe wieder. 1628 trug er auch über den Herzog von Rohan, einem Anführer der Hugenotten, einen großen Sieg davon, befehligte dann in Piemont 1630, und schlug den Prinzen Doria bei Veillana und nahm ihn gefangen, wofür er mit dem Marschallsstab von dem König belohnt wurde. Aus Haß gegen Richelieu, von dem er sicher wußte, daß er seinen Sturz herbeizuführen suchte, verband er sich mit dem Herzog von Orleans, Bruder des Königs, und brachte ganz Niederlanguedoc zur Empörung,

wurde aber bei Castelnaudary von den Marschällen de la Force und Schomberg den 1. Sept. 1632 gefangen und nach Toulouse gebracht, dessen Parlament ihm den Prozeß machen mußte. Da man ihn in den Waffen gefangen genommen hatte, so fand freilich eine Entschuldigung gar nicht statt; allein Viele, und seine Richter selbst, verließen sich auf die Gnade des Königs, der nicht zugeben würde, daß der letzte Sprößling eines so erhabenen und um das Reich so verdienten Fürstenhauses sein Leben auf dem Blutgerüst endigte. Aber Richelieus Unversöhnlichkeit verachtete solche Rücksichten. Vergebens erzählte man ihm, die Richter selber hätten dem Herzoge sein Todesurtheil weinend verkündigt, in ganz Toulouse herrsche eine tiefe Trauer, das Volk bete in den Kirchen und schreie auf den Gassen um Barmherzigkeit für den Unglücklichen. Vergebens sank das ganze Cabinet vor dem König auf die Kniee, der düster das Flehen erwiederte: „Nein, bei mir ist keine Gnade; er muß sterben!" Die Hinrichtung geschah am 30. Okt. 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse. Der fromme Herzog bereitete sich durch Gebete und geistliche Werke echt christlich zum Tode vor; ließ den König um Vergebung bitten, und verzieh selbst dem Kardinal Richelieu. „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" rief er, und sein Haupt fiel. So starb der größte, liebenswürdigste, tapferste und freigebigste Mann von ganz Frankreich. Seine trostlose Wittwe ging in ein Kloster. Erst nach Richelieus Tode konnte sie die Erlaubniß erhalten, ihrem theuern Gemahl ein öffentliches Denkmal zu setzen.

Montpellier, die Hauptstadt des Heraultdepartements (sonst von Nieder-Languedoc), liegt wenige Stunden von der flachen und sumpfigen Küste des Mittelmeers, mit dem sie ein Kanal verbindet, in einer der reizendsten Gegenden Frankreichs, zwischen den Flüssen Masson und Lez, am Abhange und auf der Anhöhe eines Hügels, der eine Mine von gediehenem Quecksilber enthält. Sie hat eine alte von Ludwig XIII. 1622 erbaute Citadelle, 21 Kirchen, 8000 Häuser und 32.000 Einw., worunter 5000 Reformirte, die eine eigene Kirche besitzen. Die vielen Kirchen geben ihr von Außen ein imposantes Ansehn, aber das Innere entspricht der Erwartung nicht; zwar sind die weitläuftigen Vorstädte regelmäßig gebaut, haben breite Straßen und eine Menge schöner Häuser, aber die Stadt selbst bietet nichts als ein Labyrinth von engen, steilen und winckligen Gassen dar; doch werden durch unterirdische Kanäle alle Unreinlichkeiten aufgenommen, daher die Straßen reinlich sind und die Luft gesund ist. Die Häuser sind zum Theil altmodisch und zum Theil in einem guten Style erbaut. Eine vorzügliche Zierde von Montpellier ist der Lustplatz Perou, der sich eben so sehr durch Geschmack als Pracht als eine der brillantesten, genußreichsten Promenaden Europas auszeichnet, und wohin das schönste unter den 7 Stadtthoren führt, welches einen Ludwig XIV. zu Ehren errichteten Triumphbogen vorstellt. Dieser Platz, von prächtigen Balustraden eingefaßt, besteht in einer schönen Terrasse am Gipfel eines sanften Hügels mit Alleen, einem weiten mit Wasser angefüllten Bassin und einem achtseitigen, mit 8 Pforten, 24 kannelirten korinthischen Säulen geschmückten Tempel, zu dem auf beiden Seiten 2 Prachttreppen hinaufführen. Die anziehenden Aussichten werden östlich durch die Alpen, westlich durch die Pyrenäen, südlich durch das Mittelmeer und nördlich durch die Cevennen begränzt. Unten am Fuß des Perou läuft die große und schöne Esplanade um die Stadt. Unter den vornehmsten Gebäuden sind: die Cathedrale St. Pierre mit Bourbons berühmtem Gemälde Simon der Zauberer, das schöne und geschmackvolle Theater, der große Concertsaal auf dem Perou, der Präfekturpallast. Die Börse ist mehr wegen ihres Erbauers (J. Coeur, s. d. Art.) als durch ihre Schönheit und Größe merkwürdig. Montpellier ist in den Jahrbüchern

der Wissenschaften vorzüglich berühmt. Die dasige Universität wurde um 1220 errichtet, aber in unsren Zeiten aufgehoben. Vorzüglich blühte hier das Studium der Rechte und der Medizin; eine große Anzahl berühmter Aerzte hat diese Schule verherrlicht. Die jetzige mediz. Spezialschule hat ein anatomisches Theater in einem prächtigen in italienischem Style aufgeführten Gebäude; ein chemisches Laboratorium, eben so geschmackvoll als zweckmäßig eingerichtet; einen besonders an neuseeländischen Pflanzen reichen botanischen Garten (der erste, den man in Frankreich anlegte, 1598). Die 1706 gestiftete Akademie der Wissenschaften, welche im Revolutions-Kriege unterging, ist gegenwärtig durch eine literärische Gesellschaft ersetzt. Die öffentliche Bibliothek von 42.000 Bden. ist reich an seltnen Manuskripten. Es giebt hier auch ein Museum, mehrere interessante Cabinete und eine große Zahl von Privatbibliotheken. Montpellier ist der Sitz eines Bischofes, unter dem Erzbisthum Toulouse, des Präfekten und der Oberbehörden des Departements, hat einen königl. Gerichtshof, Handelskammer und Handelsgericht. Das große Hospital besitzt eine treffliche Einrichtung, und ist für die Studirenden der Spezialschule von großer Wichtigkeit. Die Stadt ist der Centralpunkt des Handels und der Industrie von ganz Nieder-Languedoc. Seit ihrem Entstehen (im 9. Jahrh.) treibt sie einen bedeutenden Handel, vorzüglich nach der Levante; die Epoche ihres höchsten Wohlstandes fällt ins 13. Jahrh.; aber als sich Marseille im 16. Jahrh. erhob, sank durch die Religionskriege befördert, Montpellier von seiner Höhe. Seitdem legten sich die Einw. auf das Fabrikwesen, das für sie eine neue Quelle des Reichthums wurde. Man verfertigt besonders jährlich über 2000 Cent. Grünspan, viele chemische Erzeugnisse, feine Liqueurs, wohlriechende Essenzen, die in ganz Frankreich für die besten gehalten werden, und wozu die unermeßlichen Pflanzungen in den umliegenden Thälern herrliche Blumen und Kräuter liefern. Der hier bereitete Weinsteinrahm hat anerkannte Vorzüge. Auch werden gedruckte Flanelle, wollene Decken, baumwollene Tücher, Siamoisen, und sämisches Leder fabrizirt. Diese Fabrikate, sowie Getreide, Oel, Seide, Wolle, Wein, Branntwein, Sämereien und offizinelle Kräuter geben dem Handel der Stadt die meiste Thätigkeit. Das Thal um Montpellier ist reich an ländlichen Schönheiten und Merkwürdigkeiten aller Art. Ueber dieses lachende Gefilde sind tausende der schönsten Gruppen von Linden, Cypressen, Kastanien, Oliven und Maulbeerbäumen zerstreut; nahe und ferne blicken Dörfer, ländliche Wohnungen, prächtige Landhäuser zwischen der üppigsten Vegetation und Belaubung hervor; der Hauptschmuck des Thales aber ist der merkwürdige 3 M. lange, auf Bogen ruhende und im römischen Style erbaute Aquädukt, welcher Montpellier mit Wasser versorgt.

Montpensier (Anne Marie Louise d'Orleans, bekannter unter dem Namen Mademoiselle de), Tochter des Herzogs Gaston v. Orleans, zweitem Sohn Heinrichs VI., geboren zu Paris 1627, erbte ihres Vaters wunderlichen Charakter, und ergriff in den Kriegen der Fronde die Parthei des Prinzen von Condé. Bei dieser Gelegenheit beging sie die Unvorsichtigkeit, auf die Truppen Ludwigs XIV. die Kanonen der Bastille abschießen zu lassen, was ihr derselbe nie vergaß. Nach mancherlei verunglückten Heirathsprojekten und 40 Jahre alt, wollte sie sich 1669 mit dem Grafen Lauzun vermählen und erhielt dazu die Erlaubniß, indem sie ihrem Gemahl ein Vermögen von 20.000.000 Franken, vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu, und das Palais Luxemburg zubrachte. Auch behielt sie sich nichts vor, da ihr der Gedanke schmeichelhaft war, daß sie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Doch da die Montespan den Herrn von Lauzun haßte,

bewirkte sie beim Könige, daß derselbe die Vermählung verbot, die aber dennoch im Geheim erfolgte. Da indessen Herr von Lauzun sich gröbliche Beleidigungen gegen die Frau von Montespan hatte zu Schulden kommen lassen, wurde er in die Festung Pignerol gesetzt, brachte daselbst 10 Jahre zu und erhielt seine Freiheit erst wieder, als seine Gemahlin sich anheischig gemacht, die Oberherrschaft über Dombes und die Grafschaft Eu an den Herzog von Maine abzutreten. Dennoch war das Glück ihrer Ehe nur von kurzer Dauer; ihre Eifersucht und sein niedriges Betragen waren Ursache einer freiwilligen Trennung. Sie starb 1693, und hinterließ anziehende Memoiren. Amsterdam 1655, 8 Bände 12.

Montroß oder Montrose (James Graham, Graf und Herzog von), Generalissimus und Vizekönig von Schottland unter Carl I. von England, den er gegen die Aufrührer auf das Wackerste vertheidigte. Er zeichnete sich in der Schlacht von York rühmlich aus, besiegte mehrmal Cromwell, und da ihn das Glück in England verließ, wandte er sich nach Schottland und brachte dort auf eigene Kosten eine bedeutende Armee zusammen. Hierdurch wurde ihm 1644 die Einnahme von Perth und Aberdeen möglich; auch schlug er den Grafen von Argyle und bemächtigte sich Edinburghs. Da indessen Carl sich den Schotten anvertraut hatte, beging er die Unvorsichtigkeit, Montrosen zu befehlen, die Waffen niederzulegen, was in Schottland das Signal zu den größten Ausschweifungen war. Montrose begab sich hierauf nach Frankreich und von da nach Deutschland, wo er als kaiserlicher Feldmarschall einen Armeebefehl über 12.000 Mann erhielt. Als aber König Carl II. einen Versuch auf Schottland machen wollte, berief er ihn von dort zurück und sandte ihn mit ungefähr 15.000 Mann dorthin. Montrose bemächtigte sich der orkadischen Inseln und landete mit 4000 Mann in Schottland. Geschlagen, verbarg er sich in Bauernkleidern im Schilf, wo ihn ein Schottländer, Namens Aston, der früher unter ihm gedient hatte, wahrnahm und an den General Lesley verrieth. Er wurde hierauf nach Edinburgh gebracht und dort als Hochverräther 1650 hingerichtet. Montrose zeigte sich eben so groß in diesem Unglücke, als er sich groß im Glücke gezeigt hatte.

Montserrat (Zackenberg), eine uralte Benediktinerabtei mit einem berühmten Marienbilde, in der span. Provinz Catalonien, 8 Stunden nördlich von Barcelona, hat ihren Namen von der Krone des Berges, zwischen welcher sie gelegen ist, die aus hohen zerrissenen Felsenpyramiden besteht, welche in grotesken Formen in die Wolken ragen. In den schroffen Felsen sind 13 Einsiedeleien eingehauen, welche einen Theil des Klosters ausmachen. Die Sonderbarkeit des Berges erstrecket sich bis in sein Inneres; er ist eigentlich mit langen, großen unterirdischen Gängen in verschiedenen Richtungen durchschnitten und enthält sehr schöne Grotten von Tropfstein. Die Bewohner des Bergs sind in 4 Klassen eingetheilt und bestehen aus Mönchen, Einsiedlern, Chorknaben und Laienbrüdern, welche ihr Gebet nach der Reihe verrichten; die geistlichen Uebungen dauern daher ununterbrochen fort. Die Einsiedelei des heil. Hieronymus, welche unter allen am höchsten (4000 F.) liegt, bewohnt jederzeit ein junger Mensch, der in eine niedrigere herabsteigt, so bald einer von seinen Mitbrüdern stirbt; je älter sie werden, desto näher kommen sie dem Kloster, in welchem die Gräber sind. Das Kloster, das an die hohe Felsenmauer angelehnt ist, seine einfache Bauart, sein gothischer Glockenthurm; der steile Weg, der dahin führt und der sich über Abgründen hinschlängelt; der enge Cirkus des Berges, der steil über das Gebäude empor steigt und kaum die Massen tragen zu können scheint, welche dasselbe zu zertrümmern drohen; die reichen grünen Streifen, die sich allenthalben zeigen; die großen und mannichfaltigen Kegelgestalten, die

es begränzen und die in einer erstaunlichen Höhe auf ihren länglichen Röhren die zerbrechlichen Gebäude mehrerer Einsiedeleien tragen; das Magische der Farbe dieser eisgrauen Felsen, dieses dunkeln Grünes, dieses röthlichen Gebäudes und dieses azurblauen Himmels; der Glockenklang, der sich mit den Tönen der musikalischen Instrumente und der jugendlichen Stimmen vermengt, welche sich im Singen von Lobliedern auf die Gottheit üben: alle diese Gegenstände überraschen zugleich und erregen in dem Gemüthe Erstaunen, Ehrfurcht und Bewunderung.

Monument, s. Denkmal.

Moor nennt man ein sumpfiges Land, das wegen seiner überflüssigen Feuchtigkeit nicht angebaut werden kann. Man unterscheidet Grünmoore, welche oben mit einem grünen Rasen und oft hochwachsenden Gräsern überzogen sind, die in der oben aufliegenden moorigen Erde ihre reiche Nahrung finden; und Hochmoore, Haidmoore, Schwarzmoore, auf denen nur die eigentlichen Torfpflanzen und einige andere wachsen. Dem Anbau eines Moors muß die Abwässerung vorhergehen, welche nach Verschiedenheit des Ursprungs der Nässe, von Tagewässern, die von Anhöhen, so das Moor umgeben, abfließen; von Quellen, welche sich in demselben befinden; von Austreten der Ströme und Flüsse aus ihrem Bette, bewerkstelliget wird. Große Summen werden oft verschwendet, wenn man aus Unkenntniß dieses Ursprungs unrichtige Maßregeln ergreift.

Moore (Sir John), berühmter Feldherr, geboren zu Glasgow 1761, begleitete seinen Vater und den jungen Herzog von Hamilton von 1773 bis 1778 auf der Reise nach dem festen Lande, wurde dann Soldat und zeichnete sich zuerst bei der Unternehmung auf Corsika aus, wurde 1795 Oberster der Armee, befand sich mit bei der Expedition unter dem Earl of Eglintoun in Westindien, und kam unter Abercromby's Befehl 1796 auf Barbadoes an, nahm St. Lucie ein, begleitete dann eben denselben als Generalmajor nach Holland, und bewies, obgleich die Unternehmung unglücklich ablief, auch bei dieser Gelegenheit große Kriegserfahrung und Muth. Die Landung der Franzosen in Egypten bewog indessen England, ein starkes Heer unter Abercromby nach eben diesem Lande zu schicken, wobei sich auch Moore befand. Den 5. März 1800 landete die englische Armee bei Abukir; Moore befehligte die Reserve und warf die Franzosen nach Alexandria zurück. Nach Abercromby's Tode nahm er an allen folgenden Ereignissen bis zur Capitulation der französischen Armee in Egypten den lebhaftesten Antheil und begleitete dann diese bis an den Ort der Ausschiffung. Beim neuen Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und England 1803 erhielt er, als die Franzosen mit einer Landung in England drohten, den Oberbefehl über die engl. Truppen in Kent. Im Jahre 1805 wurde er als Generallieutenant und Oberbefehlshaber nach Sizilien und gleich darauf von dort nach Schweden geschickt, um beim Könige das englische Interesse wahrzunehmen. Die Ursache seiner Gefangennehmung daselbst auf Befehl des Königs ist noch jetzt mit einem Schleier bedeckt. Er entwischte und wurde gleich nach seiner Rückkunft in England mit einer Armee nach Portugal geschickt. Die Ereignisse in Spanien bewogen die englische Regierung, ihn dorthin zu schicken; er landete, erreichte Toro den 29. Dez. 1808, und stand zwei Tage darauf im Begriff, den Marschall Soult anzugreifen. Als die Nachricht von der Verstärkung der franz. Armee einlief, trat er unter den ungünstigsten Umständen den Rückzug nach Corunna an, erreichte es glücklich, wurde aber in der Schlacht den 16. Jan. 1809 von einer Kanonenkugel getroffen, nahm indessen noch die Beruhigung aus diesem Leben mit, sein Heer allen Gefahren glücklich entzogen zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein anderes Denkmal errichtete ihm seine Vaterstadt Glasgow.

Moose, kryptogamische Pflanzen (3te und 4te Ordnung der 24. Classe, s. **Botanik**). Man unterscheidet sie in **Laubmoose**, Musci, und **Lebermoose**, Hetapicae. Jene tragen auf ihrer Fruchtkapsel eine Mütze (s. unten), diese hingegen haben keine. Die Laubmoose sind Diminutiv-Phänerogamen; sie gleichen in ihrem Baue den Kräutern, Sträuchern, Bäumen; sie besitzen, wie diese, Wurzeln, Stämme, Stengel, Blätter; sie tragen Früchte und Samen; nur sind alle ihre Theile so klein, daß man ihre Organisation mit bloßen Augen nicht unterscheiden kann. Was man von ihnen weiß, verdankt man größtentheils D. Hedwig. Derselbe bemerkte zuerst am 17. Januar 1774 bei starker Vergrößerung, daß diese Pflanzen Blumen mit Geschlechtsorganen, den sichtbarblühenden gleich, besitzen. Zwar hatte Micheli in Florenz bereits 1729 die Blumen der Moose abgebildet, jedoch ohne die Aufmerksamkeit der Botaniker zu erregen. Diese Moosblumen haben größtentheils halb- und ganz getrenntes Geschlecht, doch kommen auch Zwitter vor; ihre weiblichen Blumen sind mit einer zarten, durchsichtigen Haut umschlossen, besitzen stets mehrere Fruchtknoten, von welchen bei den mehresten Arten nur einer zur Reife kommt. Ein solcher reift aber selten auf dem Fruchtboden, sondern es wächst nach der Befruchtung, deren Hergang man noch nicht kennt, zwischen der Fruchtkapsel und dem Fruchtboden ein Stiel, der die Frucht (Kapsel) in die Höhe schiebt. Dadurch wird die Haut, welche die Blume einschloß, zerrissen, ihr oberer Theil bleibt auf der Kapsel als Mütze, Caliptra, sitzen. Die Kapsel aber ist mit einem Deckel, Operculum, verschlossen, der bei der Samenreife sammt der Mütze abfällt und den Samen die Kapsel öffnet. Die dadurch entstandene Oeffnung der Kapsel, der Mund, Peristomium, ist bei einigen Arten zahnlos, bei andern mit einer unveränderlichen Menge Zähne in einer oder zwei Reihen besetzt, welche, da sie leichter als die Geschlechtsorgane zu erkennen sind, als Gattungskennzeichen angenommen werden. Die **Lebermoose** kommen jenen in der Einrichtung der Blumen gleich, sie haben getrenntes Geschlecht, allein es öffnet sich die Kapsel nicht durch einen abspringenden Deckel, sondern durch 4 Klappen oder auf andere Weise; auch bemerkt man keine Mütze, weil die häutige Hülle der Blume, wenn die Borste zu wachsen anfängt, an der andern besteht es aus beblätterten Zweigen, die sich kriechend auf der Erde verbreiten. Abbildungen in Dillenius Historia muscorum Oxon. 1741. 4. F.

Morabiten, ein eigner arabischer Stamm, der eine besondere Klasse der maurischen Nation ausmacht. Sie sind die Ausleger der Gesetze, die Priester, Aerzte und Kaufleute. Sie allein können lesen und schreiben. Die Würde des Chefs ist erblich, und der Aelteste in der Familie ist jedesmal der Nachfolger.

Moral, Moralphilosophie, s. **Philosophie**.

Moral (sittliche) heißt nicht das, was sich auf menschliche Zwecke, als auf Handlungen der Freiheit und auf Bestimmungen des menschlichen Willens, sondern auf den Willen selbst, d. i. nicht bloß auf das gerichtet ist, was ich will, sondern auf das, was ich wollen darf. Eine scheinbar moralische Handlung kann in dieser Hinsicht sehr unmoralisch seyn, z. B. das mitleidige Verbergen eines Verbrechers, um ihn der verdienten Strafe zu entziehen.

Morales (Ambrosius), berühmter Schriftsteller, geboren zu Cordova 1523, lehrte schöne Wissenschaften an verschiedenen Orten Spaniens, und starb 1590. Er setzte die von Florian von Zamera 1533 angefangene Chronik Spaniens fort, schrieb: Alterthümer mehrerer Städte Spaniens, Cordova 1575, und mehreres Andere. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Madrid 1591 — 92. Philipp II. ernannte ihn zum königl. Historiographen und die Universität Alkala überließ ihm den Lehrstuhl der Geschichte. — 2)

(Christoval Perez, nach Andern Louis de), gewöhnlich der Göttliche (el Divino) genannt, weil er nur Heiligenstücke malte, geboren zu Badajoz, war ein Schüler von Campana und zeichnete sich vorzüglich durch treue Nachahmung der Natur aus. Er starb in seiner Vaterstadt 1586. — 3) (Christoph de), Sänger an der päpstlichen Capelle um 1544, hinterließ zwei Sammlungen Missen, ein berühmtes Magnificat über die 8 Kirchentöne und die Klaglieder Jeremias für 4, 5 und 6 Stimmen.

Moraspiel, ein schon im Alterthume bekanntes Spiel, welches darin besteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern ausstreckt, und ein Anderer in demselben Augenblicke angiebt, wie viel Finger jener eingeschlagen hat. Es ist in Italien sehr gewöhnlich.

Morast nennt man eine vertiefte Landfläche, die beständig mit überflüssiger Feuchtigkeit versehen ist. Mehreres s. im Art. Sümpfe.

Moratorium, Anstandsbrief, s. Concurs.

Mord, s. Selbstmord und Todtschlag.

Mordant, in der Tonkunst eine Manier, wo man die Hauptnote, dann die zunächst unter derselben befindliche, hierauf wieder jene anschlägt oder hören läßt; Halbtriller, weil aus dem fortgesetzten Mordanten Triller entstehen; 2) der Grund zum Vergolden oder Versilbern.

Mordschlag, eine mit einer kurzen Brandröhre versehene hohle Kugel, welche in Feuerkugeln angebracht wird, und wenn diese ausgebrannt sind, zerspringt und um sich schlägt; 2) kurze eiserne Läufe mit einem Flintenschuße geladen, welche in den Karkassen und Leuchtkugeln so angebracht werden, daß sie vermittelst eines Zünders nach einander losgehen und verhindern, daß sich Niemand nähern und löschen kann; 3) wenn dem Bildhauer das Eisen bei der Arbeit etwas ausfährt und eine fehlerhafte Stelle auf der bearbeiteten Masse verursacht.

Morea, Morah Vilajeti, einst Peloponnesus, die südliche Halbinsel Griechenlands, mit Livadien durch die 3/4 Stunde breite und horizontalflache Landenge von Korinth verbunden, 19—22° L. 36—38° B., 360 Quadratmeilen, hat seinen Namen Morea unter den letztern griechischen Kaisern bekommen, wegen der Aehnlichkeit seiner Gestalt mit dem Blatt eines Maulbeerbaums, der im Griechischen Morea heißt. Es ist ein durchaus gebirgiges Land, jetzt nach unvorsichtiger Ausrottung der Wälder weniger gesund, heißer und dürrer, als im Alterthum. Wo Bewässerung möglich ist, herrscht noch immer große Fruchtbarkeit; aber der Anbau ist überaus elend; die Einwohner lieben die Viehzucht mehr, als den Ackerbau. Die wichtigsten Produkte bestehen in Oliven, Maulbeerbäumen und roher Seide; Baumwolle, Reis, Feigen und andern Südfrüchten, Wein, vorzüglich die kleinere Art, dessen getrocknete Beeren unter dem Namen Korinthen bekannt sind. Auch werden viel Bienen gehalten. Die Verarbeitung dieser Dinge ist aber noch in der Kindheit; kaum findet man die nothwendigsten Handwerke. Auch ist die Bevölkerung äußerst schwach — der Aufstand in dem 8. Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts hat sie noch sehr vermindert, und beträgt wahrscheinlich nicht über 400.000 Seelen, worunter etwa 20.000 Türken. Ihre erste Bevölkerung, so wie die erste Kultur in Wissenschaften, Kunst und Handel erhielt die Halbinsel von der phönizischen und egyptischen Küste. Einst blühte hier Sparta, Argos, Messene, Korinth, Argolis, Elis, Achaja rc. Später wurde sie eine röm. Provinz, war dann lange Zeit ein Theil des byzantinischen Reichs, bis dies auch eine Beute der Türken wurde; kam im 16. Jahrh. in die Gewalt der Republik Venedig, bis sie unter dem Sultan Achmet III. 1718 von Neuem unter das türkische Joch sich beugen mußte, von welchem sich in unsern Tagen das erwachte Volk der Griechen mit Heldenmuth dauernd zu befreien strebt. S. d. Art. Griechen (Insurrektion und Kampf der Neu=).

Als das Land mit Ausnahme von Maina noch unter dem Druck der türk. Herrschaft stand, ward es in 2 Sandschakate getheilt, des von Morea, dessen Sitz zu Tripolizza war, und das von Mistra. Die wichtigsten Oerter sind Tripolizza in der Mitte des Landes; Kordos, das alte Korinth, Patras, Napoli di Romania; im südlichen Winkel Napoli di Malvasia; Avarino an der Westküste (vergl. diese Art.); südlicher Modon, gut gebaut und befestigt, mit einem Hafen und 7000 Einw.; Kora an der südlichen Küste, Hafenstadt mit 5000 Einw., war in den 70ger Jahren des vorigen Jahrh. bedeutender.

Moreau (Jean Michel), geboren zu Paris 1741, bekannt unter dem Namen Moreau der Jüngere, lernte bei dem berühmten Le Lorrain die Malerkunst, begleitete ihn nach Petersburg, verließ aber nach dessen Tode nicht nur Rußland, sondern vertauschte auch die Malerei mit der Kupferstecherkunst. Er lieferte zu den wichtigsten Werken, die zu seiner Zeit erschienen, die Kupferstiche, so daß sich die Zahl derselben auf 2400 beläuft. Da die Revolution sein ganzes Vermögen verschlungen hatte, so nahm er 1794 eine Stelle an der Centralschule zu Paris an. Zur Zeit der Wiedereinsetzung der Bourbons erhielt er seine frühere Stelle als Zeichner des königlichen Cabinets, und starb 1817.

Moreau (Jean Victor) ward 1761 zu Morlaix im Departement Finisterre geboren, und studirte zu Rennes die Rechte. Im Mai 1788 stellte er sich an die Spitze der Studenten und der jungen Bürger von Rennes zur Vertheidigung des Parlaments und der Stände von Bretagne, als der Cardinal Brienne eine Reform in dem Parlamente bewirken wollte. Als aber dieselben Stände den königl. Befehl in Ansehung der von der Nation geforderten Versammlung der Reichsstände zu vollziehen weigerten, führte er die Truppen von Rennes und Nantes gegen sie und zwang sie dazu. Bei der Organisation der Nationalgarden wurde Moreau Anführer eines Bataillons derselben, und studirte nun wider den Willen seiner Eltern die Kriegswissenschaft mit beispiellosem Eifer. Die erste Schlacht, in welcher er sich auszeichnete, war die von Neerwinden am 18. März 1793. Im April 1794 ward er schon zum Divisionsgeneral ernannt, und Pichegrü, der den Oberbefehl über die Nordarmee hatte, brauchte ihn zu den wichtigsten militärischen Operationen. Als die Nordarmee im Winter 1794 über die Waal ging, befehligte er den rechten Flügel, und zeichnete sich durch Menschlichkeit gegen die Besiegten aus. Am 18. März 1794 übertrug ihm das Direktorium den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, den Pichegrü, der durch seine Verbindung verdächtig geworden war, hatte niederlegen müssen. Mit diesem Zeitpunkte beginnt der glänzendste Abschnitt in Moreau's militärischer Laufbahn. Drei Mal führte er im Angesichte des Feindes das Heer über den Rhein: im Juni 1796 bei Straßburg, im Juni 1797 bei Diersheim und im April 1800 bei Kehl und Breisach. Eben so gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Diese Uebergänge und seine Rückzüge (im Okt. 1796) vom Lech bis Hüningen, und im Mai 1799 von der Etsch bis Turin und Genua, stellten ihn eben so sehr den größten Feldherren gleich, als die Kunst seiner Märsche, die Umsicht seiner Entwürfe, die Kühnheit seiner Angriffe, die Vorsicht seiner Bewegungen und die Bestimmtheit seiner Anordnungen. Er rettete drei Mal Frankreichs Heer, und bildete zwei Mal aus den Trümmern des geschlagenen ein neues. So schlug Moreau den 5. Juli 1796 den General Latour bei Rastadt, am 9. Juli den Erzherzog Carl bei Ettlingen; so siegte er auf seinem Rückzuge, von 66.000 Feinden umringt, mit 45.000 Mann bei Biberach den 2. Okt.; so drang er, was Villars nicht gewagt, durch das Höllenthal des Schwarzwaldes; so behauptete er, selbst geschlagen, wie bei Emmendingen den 19. Okt. und bei Schliengen den 24. Okt., seinen Ruhm vor Kehl und Hüningen durch

die wichtige Vertheidigung dieser schlecht befestigten Plätze. Alle diese Großthaten lohnte jedoch das damalige franz. Direktorium dem General Moreau mit Undank. Er wurde des Einverständnisses mit Pichegru beschuldigt, und das Oberkommando der Rhein- und Moselarmee ihm am 4. Sept. 1797 abgenommen. Doch nur ein Jahr konnte Frankreich seinen zweiten Catinat entbehren. Das Direktorium übertrug ihm schon am 15. Sept. 1798 die untergeordnete Stelle eines zweiten Generalinspektors der Infanterie bei der italienischen Armee unter Scherer. Da diese durch die Ungeschicklichkeit ihres Obergenerals Niederlage auf Niederlage erlitt, so erhielt Moreau den Oberbefehl, jedoch zu spät, um die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen. Mit dem bis auf 25.000 Mann geschmolzenen Heere, das durch den Aufstand der Italiener in der cisalpinischen Republik, durch das Vordringen der Oesterreicher, und durch die mit Suwarow angekommenen 25.000 Mann Russen stark bedroht, mußte er sich ins Piemontesische und Genuesische zurückziehen. Er that dies so, daß er dem in Unteritalien abgeschnittenen Heere unter Macdonald den Rückzug sicherte, indem er selbst in den Rücken gegen den rechten Flügel des Feindes vordrang, und den 19., 20. und 21. Juni in der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Seckendorf schlug. Dadurch zog er Suwarow von der Verfolgung des an der Trebia geschlagenen Macdonald ab, und nahm hierauf bei Novi eine Stellung, wo die Trümmer der Armee von Neapel sich mit ihm vereinigen konnten. Auch jetzt wurde Moreau von dem Direktorium mit Undank belohnt, das dem General Joubert an seine Stelle den Oberbefehl über die italienische Armee gab. Kaum war dieser in Italien angekommen, als er in der Schlacht bei Novi blieb, worauf Moreau, unter dessen Oberbefehl die franz. Generale sich einmüthig stellten, die Schlacht fortsetzte, welche zwar für die Franzosen verloren ging, den Russen aber ebenfalls einen empfindlichen Verlust beibrachte. Moreau ging bald darauf nach Paris, wo er Buonaparte am 18. Brumaire unterstützte, und von diesem, nach Vernichtung der bisherigen Konstitution, im Frühjahre 1800 das Oberkommando über die Rheinarmee erhielt. Unverkennbar trug er, nachdem er am 25. April über den Rhein gegangen war, durch seine Bewegungen viel dazu bei, daß die Reservearmee ungestört über die Alpen nach Italien vordringen konnte. Ihm gegenüber stand der österreichische General Kray, weil der Erzherzog Carl den Oberbefehl niedergelegt hatte. Moreau aber wußte im schwäbischen Kreise die Oesterreicher so zu umgehen und dadurch an die Donau zurück zu nöthigen, daß alle einzelnen Gefechte mit denselben bei Engen, bei Mößkirch und bei Memmingen (Mai) vortheilhaft für die französischen Waffen ausfielen, und Kray genöthigt ward, Ulm zu verlassen und bis Ingolstadt zurückzugehen. Nach den Vorgängen in Italien bot Kray dem General Moreau ebenfalls einen Waffenstillstand an; allein dieser schloß ihn nicht eher ab, als bis er mit dem Centrum seines Heeres München erreicht, den linken Flügel bis Regensburg, und den rechten Flügel durch Graubündten bis an die Gränze Tyrols ausgedehnt hatte. Nach Aufkündigung des Waffenstillstandes erfocht Moreau bei Hohenlinden (3. Dez.) einen so entscheidenden Sieg über die Oesterreicher unter dem Erzherzog Johann, daß bei seinem unaufhaltsamen Vordringen im Erzherzogthum Oesterreich Wien selbst bedroht war. Hierauf schloß er am 25. Dez. mit dem Erzherzog Carl einen Waffenstillstand zu Steyer, durch den der Lüneviller Frieden vorbereitet wurde. Nach Abschluß desselben kehrte Moreau nach Frankreich zurück, wo er von nun an im Kreise häuslicher Freuden auf einem Gute in der Nähe von Paris lebte. Doch vergönnte ihm das Schicksal nur ungefähr drei Jahre dieses Glück; denn 1804 wurde er plötzlich und gewaltsam aus seiner Abgeschiedenheit dadurch herausgerissen, daß er in eine aus-

gebreitete Verschwörung gegen die Regierung verwickelt wurde. Moreau war dem Oberkonsul wegen seines Kriegsruhms und seiner Popularität längst verhaßt und verdächtig. Darauf zeigte ein Verbrecher, um sich von der Todesstrafe zu retten, an, daß Pichegrü und Cadoudel in Paris versteckt seyen, und daß Moreau um das Geheimniß wisse. Auf den Grund dieser Aussage ließ Buonaparte Moreau als Staatsverbrecher verhaften und nach dem Tempel bringen (15. Febr. 1804). Zugleich suchte ihn die Regierung durch gehässige Beschuldigungen um die Achtung und Liebe des Volkes und der Armee zu bringen, hob durch einen Senatsbeschluß vom 28. Febr. das Geschwornengericht zur Untersuchung von Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten vor ein aus sechs Richtern bestehendes peinliches Gericht. Ehe die gerichtliche Untersuchung begann, wandte sich Moreau unmittelbar an den Oberkonsul, und schrieb ihm unterm 10. März: „Eröffnungen seyen ihm gemacht worden; er habe sie zurückgewiesen; dergleichen anzuzeigen, sey seinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für schändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit schuldig sey, oder mit denen er ehemals in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden habe." Indessen wurden erst den 26. Mai die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet, und die Anklageakte trug gegen Moreau und Georges, als die Häupter der Verschwornen, und gegen 42 Mitverschwornen auf die Todesstrafe an. Im Laufe des Prozesses wurde gegen Moreau kein gründlicher Beweis einer Theilnahme an der sogenannten Verschwörung gegen die Regierung geführt; er selbst läugnete solche standhaft und gab nichts weiter zu, als daß er Pichegrü zweimal und ohne sein Zuthun bei sich gesprochen, daß dieser ihm seinen Plan zwar eröffnet, er ihm aber das Thörichte desselben auf eine Art gezeigt habe, daß er höchst unzufrieden von ihm gegangen sey. Seine Unschuld lag ganz klar am Tage, und jeder hegte die gewisse Hoffnung, daß er freigesprochen werden würde. Am 9. Juni endlich erklärte der Präsident, die Debatten seyen geschlossen, und am 10. erfolgte nach 18stündiger Berathung das Urtheil. Zwanzig der Angeklagten, worunter Cadoudel, wurden zum Tode; 5, zu welchen Moreau gehörte, zu 2jähriger Haft verdammt, und 21 freigesprochen. Moreau hörte ruhig sein Urtheil an, und begab sich, ohne Wache, unter dem Rufe des Volkes: „Freiheit für Moreau! Nichts von Haft!" in das Gefängniß zurück. Dem neuen Kaiser der Franzosen lag zu viel daran, Moreau, welchen er nun einmal als seinen Gegner und Nebenbuhler betrachtete, auf eine gute Art los zu werden, als daß er nicht sogleich seine Einwilligung dazu hätte geben sollen, da dieser den Wunsch äußerte, in freiwillige Verbannung nach Amerika zu gehen. Die verlangte Erlaubniß hierzu ertheilte ihm später der Justizminister Regnier in einem Briefe vom 21. Juni, mit der Erklärung im Namen des Kaisers: daß er ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß Frankreichs Boden nie wieder betreten dürfe. Unter Begleitung des Generals Savary und einer Bedeckung von 50 Mann von der Gensd'armerie ward er in der Nacht vom 21. auf den 22. aus dem Tempel abgeführt, um durch Spanien nach dem Orte seiner Bestimmung abzugehen. Schon am 3. Juli kam er zu Barcelona an, und schiffte sich 1805 zu Cadix nach Nordamerika ein, wohin ihm seine Gemahlin folgte. Ueber seinen Aufenthalt in Amerika wissen wir nur, daß er nahe bei New-York in einem sehr angenehm gelegenen Landhause am Hudsonsflusse wohnte, unfern der Gegend, wo dieser in den atlantischen Ocean fällt, und hier theils den Wissenschaften, theils den ländlichen Vergnügungen, der Jagd und Fischerei, besonders aber seiner Familie lebte, in deren Kreise er sich immer glücklich fühlte. Acht Jahre waren nun schon verflossen, als ihn sein Freund, der Kronprinz von Schweden, zu sich nach Stockholm einlud. Allein er konnte sich erst im Juni

1813, auf des Kaisers Alexander Einladung, entschließen, seine Freistätte zu verlassen. In 21 Tagen legte er die Reise bis Gothenburg zurück, und am 6. Aug. traf er zu Stralsund ein, wo ihn der Kronprinz von Schweden empfing. Hierauf reiste er über Berlin nach dem russisch-preußischen Hauptquartiere ab. Sobald er dort angekommen war, ernannte ihn der Kaiser von Rußland zu seinem Generaladjutanten. Was man von ihm auf diesem Posten erwartete, ward nicht erfüllt; sein Schicksal wollte es anders. Die vereinigte russisch-österreich-preußische Armee drang aus Böhmen nach Sachsen und bis nahe gegen Dresden vor. Bei einer am 27. Aug. gegen diese Hauptstadt unternommenen Recognoscirung wurde Moreau, hinter einer vor derselben aufgeworfenen Schanze, gegen welche zwei franz. Batterien in Fronte und Flanke gerichtet waren, eben im Gespräche mit dem Kaiser Alexander begriffen, von einer Kanonenkugel getroffen, welche ihm beide Beine zerschmetterte und durch sein Pferd ging, das plötzlich unter ihm zusammenstürzte. Mit Ruhe ertrug er die Amputation. Er ward über das Gebirge getragen, klagte nie, grüßte seine Freunde und starb am 2. Sept. 1813 zu Laun in Böhmen. Die Ueberreste des verewigten Helden wurden auf Befehl des Kaisers von Rußland nach St. Petersburg gebracht. So endete in dem Beginnen seines Strebens gegen die allgemeine Unterdrückung ein wahrhaft edler Mann, welcher bei aller Heldengröße frei war von Ehr und Ruhmsucht, fern von jedem kleinlichen Privatinteresse, und eben darum, weil er nur das Allgemeine im Auge hatte und nie einer Parthei angehörte, sich in den Stürmen einer ungeheuern Revolution immer rein erhalten hat; ein Mann, welcher sich durch seine Bürgertugend und seine seltene Bescheidenheit die unbegränzte Liebe aller seiner Freunde und Untergebenen zu erwerben und sich selbst bei den Feinden durch das zarte Gefühl für Recht und Billigkeit, welches ihn beseelte, und durch sein hieraus hervorgehendes humanes Betragen die höchste Achtung zu verschaffen gewußt hat. S. die Biographie: Victor Moreau und seine Todtenfeier von Prof. Hasse, mit einer Abbildung des ihm auf dem Schlachtfelde von Dresden errichteten Denkmals.

Morellet (André), Abbé und Mitglied der Akademie, eines Papierhändlers Sohn, war 1720 zu Lyon geboren. Er studirte bei den Jesuiten, kam 1741 nach Paris, wo er, oft mit dem Bedürfniß ringend, endlich durch die Fürsprache eines seiner Verwandten eine Freistelle im Seminar der Dreiunddreißiger erhielt. Sein Fleiß und sittlicher Lebenswandel machten ihn hier bald allgemein beliebt; er erhielt ansehnliche Unterstützungen, so daß er nach einigen Jahren in das Institut der Sorbonne (nicht die theol. Fakultät) gelangte. Da er nicht genug bemittelt war, um die Doktorwürde zu erhalten, so trat er nach fünf Jahren aus dieser Lehranstalt und übernahm die Präzeptorstelle des Sohnes von dem poln. Kanzler von Lothringen, de la Galaizaire, mit welchem er das College de Plessis bezog. Hier widmete er sich auf's Eifrigste dem philosophischen und historischen Studium, und gewann die Freundschaft d'Alemberts, Diderots u. and. Gelehrten. 1758 bereiste er mit seinem Zöglinge die klassischen Gefilde Italiens, machte in Rom aus Nik. Eimeric's Descript. inquisit. einen Auszug, der 1762 in Druck erschien und ihm das Lob der damaligen philosoph. Geister zuzog. Er ward in den galanten Zirkel in dem Hause der Mad. Geoffrin (s. d. A.) aufgenommen, wo sich bekanntlich die Repräsentanten der franz. Gelehrtenwelt versammelten; mußte aber, als er zu Pallisots Lustspiel „les Philosophes," worin dieser die Encyklopädisten, zu denen Morellet gehörte, dem allgemeinen Gelächter preisgab, eine widerlegende Vorrede schrieb, in die Bastille wandern, aus welcher ihm erst nach Verlauf von 6 Monaten die Marschallin von Luxemburg die Freiheit bewirkte. Indessen erwarb er sich

um diese Zeit auch Rousseau's, Hollbach's, und Necker's Freundschaft. Ueberhaupt war er eines der ausgezeichnetsten Glieder der pariser Gesellschaft, welche sich unter Ludwig XV. zu einem so hohen Grade von Feinheit und Anmuth, aber auch von Oberflächlichkeit und Sittenverderbtheit entwickelt hatte. Er spielt in allen Memoiren dieser Zeit (z. B. in denen von Marmontel, Mad. d'Epinay, von J. J. Rousseau, von Grimm rc.) eine bedeutende Rolle. 1766 gab er, auf Malesherbes Ermunterung, eine Uebersetzung von Beccaria's berühmtem Werke: von Verbrechen und Strafen, und 3 J. später seinen Prospektus eines neuen Handelsdiktionnärs heraus. Letzteres beschäftigte ihn über 20 Jahre, ward aber durch die Revolution unterbrochen. Seine Bemerkungen über die indische Compagnie (1769) bewirkten die Aufhebung der Monopole. 1772 unternahm er eine Reise nach England, wo er mit Franklin, dem Marquis Lansdown, dem Lord Shelbourne u. A. befreundet wurde. Auch erwarb er sich Voltaire's Hochschätzung in Ferney. Marmontel heirathete eine seiner Nichten, und so trat er auch mit diesem in eine nähere Verbindung. Da seine Bekanntschaft mit Lord Shelbourne, dem englischen Botschafter beim Friedensschlusse Großbritanniens mit Frankreich 1783, für letzteres nicht ohne günstige Einwirkung war, so erhielt Morellet von Ludwig XVI. eine Pension von 4000 Livres. 1784 nahm er an Millots Stelle Sitz in der Akademie. 1791 war er einer ihrer wackersten Vertheidiger, insbesondere gegen Chamfort und Mirabeau, welche die Aufhebung aller Akademien bewirkten, bis sie unter dem Convent als Nationalinstitut, dessen Mitglied Morellet auch wurde, wieder entstanden. Der Partei der Oekonomisten hing er eifrig an, und schrieb im Geiste derselben eine Menge kleine Schriften, die zu ihrer Zeit großes Interesse erregten. 1803 kam er in das gesetzgebende Corps. Einige Jahre darauf (1815) hatte er das Unglück, durch einen Fall den Schenkelknochen zu zerbrechen, welches ihm große Schmerzen machte; dennoch fuhr er unermüdet in seinen Arbeiten fort und noch 1818 gab er die 4 Bde seiner Mélanges de littératures et de philosophie du 18. siècle heraus. Sein Tod erfolgte am 20. Jan. 1819. Die von ihm geschriebenen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, die bald nach seinem Tode erschienen und auch unter uns durch Uebersetzung sehr bekannt geworden sind, geben ein anziehendes Bild von vielen berühmten Männern seiner Zeit.

Morelli, Direktor der berühmten St. Markusbibliothek zu Venedig und einer der gelehrtesten Bibliographen unsrer Zeit, war zu Venedig von armen Eltern geboren, gegen deren Willen er den geistlichen Stand ergriff. Früh legte er sich auf die gelehrte Kritik und ward durch diese Beschäftigung mit dem P. de Rubris, Vorsteher der zenoschen Bibliothek, die er fast täglich besuchte, bekannt, dieser gewann ihn lieb, machte ihn zum Theilnehmer seines Studiums und half ihm durch Rath und Zurechtweisen. Bei seinem großen Fleiße im Studiren reichte ihm die zenosche Bibliothek nicht allein aus; alle andern Büchersammlungen in der Stadt und auf den Inseln durchforschte er mit einem allgemein beachteten Eifer und bald hatte er durch die Menge der Handschriften, die er überall antraf, eine solche Sicherheit in Beurtheilung der Schriftzüge für Zeitbestimmung, besonders der lat. und italien. erlangt, daß sein Ausspruch als Autorität galt. Seine unermüdete Thätigkeit zog ihm bald allgemeine Auszeichnung zu. Sein Ruf stieg, als er 1774 eine Beschreibung der St. Markusbibliothek herausgab; 1776 folgte die Beschreibung der nanischen Handschriften, zu denen später das Verzeichniß der italien. hinzukam. Schon diese Werke hätten ausgereicht, ihm den europ. Ruhm, den ihm Marini, Villoison, Wytenbach, Heyne zu erkannten, zu sichern und seine Würdigkeit an der Marciana Antonmaria Zanetti zu er-

setzen, erwiesen; aber die glücklichsten Funde in der alten und neuen Literatur, welche alle hier aufzuzählen uns zu weit führen würde, rechtfertigten durch immer neue Auszeichnungen, die sie ihrem Verfasser versicherten, die Behauptung, daß in Sachen der Literaturgeschichte der Dreifuß in Venedig zu suchen sey. Durch seine Epp. septem variae eruditionis, Pat. 1819. 8. nahm Morelli von den Gelehrten Europas, die bei ihm Rath und Hülfe niemals vergeblich gesucht hatten, gleichsam Abschied. Geehrt durch den Orden der eisernen Krone, durch die Mitgliedschaft des franz. und lombard. venetian. National-Instituts und durch die Liebe und Anhänglichkeit Aller, welche dem wahrhaft humanen Greise näher kamen, starb Morelli am 5. Mai 1819. Während 41 Jahren war er Vorsteher der Markusbibliothek. Mit allen Kräften um die Erweiterung und Vollständigung derselben beflissen, hatte er die Freude, seine Anstrengungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt zu sehen.

Mören, Moiren, s. Parzen.

Moreri (Louis), berühmter Biograph, geboren 1643 in der kleinen Stadt Bajemont bei Frejus in der Provence, studirte zu Draguignan, Aix und Lyon, predigte in der letzten Stadt und trat schon im 18. Jahre durch eine mißlungene Allegorie (le Pays d'Amour) als Schriftsteller auf. Bald verwischte er jedoch den übeln Eindruck, den jene Schrift gemacht hatte, durch sein Dictionnaire, 1673, 1 Bd. Fol. Sein unermüdeter Fleiß entriß ihn jedoch zu frühe der Welt; denn er starb 1680 zu Paris, 38 Jahre alt. Sein Dictionnaire historique vergrößerte sich durch die Bemühungen mehrerer Gelehrten, so daß es 1718 in 5 Bänden, 1725 in 6 und 1732 ebenfalls in 6 Bänden erschien. Moreri war ein sehr belesener Literator; aber es fehlte ihm an Geschmack und Phantasie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, führt noch seinen Namen, ist aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverlässige Genealogien, Artikel über unbekannte Personen, Ungenauigkeiten, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik, Präcision und Geschmack haben diesem nützlichen Werke geschadet. Die geographischen Artikel sind besonders mangelhaft. Der Abt Gouget fügte Ergänzungen in 4 Foliobänden hinzu, und Drouet arbeitete diese zugleich mit in einer neuen Ausgabe in 10 Bänden um.

Moresken, s. Arabesken und Grotesken.

Moreto y Cabana (Augustin), ein ausgezeichneter Dramatiker der span. Literatur zur Zeit Philipps IV., um die Mitte des 17. Jahrh. blühend, von dessen Leben weiter nichts bekannt ist, als das er bald mit Andern, bald allein für das Theater schrieb. Einige ziehen ihn dem Calderon vor. Er näherte sich dem Terenz, und als in der Folge das franz. Theater in Aufnahme kam, wurden seine Stücke als Muster nachgeahmt. Sie zeichnen sich durch komische Kraft aus und sind Charakterstücke in Form des span. Intriguenspiels. Seine besten Lustspiele sind: De fuera vendra, quien de casa nos echara (ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hause treibt), Marques del Cigarral; No puede ser (es kann nicht seyn, von Dumaniant in dem bekannten Lustspiel Guérre ouverte, und deutsch von Huber in der offenen Fehde bearbeitet); El parecelde en la corte und el megor amigo; El desden col le desden; deutsch von West (Schreivogel) unter dem Namen Donna Diana, oder Stolz und Liebe. Eine Auswahl seiner Lustspiele erschien zu Valencia 1676—77, 3 Bde. 4.

Morgagni (Giambattista), ein sehr berühmter Anatomiker, geb. zu Forli im Kirchenstaate 1682, studirte zu Bologna Physik, Medizin, selbst Astronomie, vorzüglich aber Anatomie, mit solcher Auszeichnung, daß er im 16ten Jahre schon die Doktorwürde erhielt. Hierauf besuchte er die gelehrten medizinischen Anstalten zu Venedig und Padua, und beschäftigte sich

einzig mit dem Studium der vergleichenden Anatomie. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt praktizirte er einige Zeit als Arzt, bis er 1702 einem Rufe nach Padua, den Lehrstuhl der Medizin zu besteigen, folgte. Sein Ruhm als großer Anatom drang bald durch ganz Europa, und die Akademien von Paris, London, Berlin, Petersburg u. a. O. nahmen ihn als Mitglied auf. Er starb 1771 im 90. Jahre seines Lebens. Seine sämmtlichen Werke, unter denen sich auch einige kritisch-historische Abhandlungen befinden, wurden kurz vor seinem Tode von seinem Schüler Anton Larber in einer Gesammtausgabe 1765 herausgegeben. Eine von ihm entdeckte kleine Oeffnung an der Zungenwurzel und ein Muskel des Zapfens sind unter den Anatomen ihm zum Andenken mit seinem Namen belegt worden.

Morgana, s. Fata Morgana

Morganatische Ehe, im preuß. allgemeinen Landrecht zur linken Hand genannt, s. d. Art. Ehe.

Morgarten, ein schön bepflanzter Berg an der Südostseite des Egerisee's im Canton Zug, zwischen dem Fuße des Berges und dem Ufer des Sees, ist ein sumpfiger Engpaß. Hier schlugen 1350 Schweizer aus Uri, Unterwalden und Schwyz (darunter Wilhelm Tell und Walter Fürst von Attinghausen) unter dem Greis Rudolph Reding von Bileregg 9000 Oesterreicher, Schweizer und Schwaben den 15. Nov. 1315. Mißvergnügt über Oesterreichs Herrschaft hatte die Schweiz, nach des deutschen Kaisers Heinrichs von Luxemburg Tode, der sie in ihren alten Freiheiten bestätigt hatte, Ludwig von Baiern bei der Königswahl unterstützt; hiedurch wurde Kaiser Friedrich von Oesterreich in so hohem Grade erzürnt, daß er beschloß, den Ungehorsam der Schweizer zu züchtigen. Er erklärte die Schweiz in die Acht, und der Bischof von Constanz sprach über sie den Bann aus; Kaiser Ludwig und der Erzbischof von Mainz erklärten beider Handlung für nichtig. Fürchterlich waren jetzt die Drohungen Friedrichs: er wolle diese Bauern mit seinem Fuß zertreten. Friedrich zog ein Heer von 20.000 Mann zusammen, dessen Kern aus dem schwer bewaffneten und berittenen Adel seiner Länder bestand, und worüber er den Oberbefehl seinem Bruder Leopold von Oesterreich anvertraute. Von verschiedenen Seiten her sollte der Angriff geschehen. In zwei Haufen rückte der Herzog gegen die Waldstädte; seine Schlachtordnung war eben so zweckwidrig, als die Waffenarten seines Heeres dem Terrain zuwider waren. Seine Kavallerie, aus der Blüthe des Adels bestehend, die an sich schon schwer und zu jeder Bewegung unbehülflich war, stellte er hier in einem durch Berge, Felsen und Thäler durchschnittenen Terrain, wo zu einer Unternehmung nur leichtes Fußvolk zu gebrauchen ist, an die Spitze seiner Schlachtordnung. Die kleine, aber mit einem entschlossenen und unerschütterlichen Muth beseelte Schaar der Schweizer erwartete ihn am Berge Morgarten in dem Hohlweg zwischen Berg und See. Unvorsichtig und die Schweizer nicht bemerkend drängte sich der Feind in den engen Paß und war jetzt zwischen Berg und Wasser. In diesem Augenblick erhoben 50 edle Patrioten, die von ihren Brüdern wegen Zwist verwiesen, aber dennoch sich dort gelagert hatten, vom Morgarten her ein lautes Geschrei, stürzten große Steine vom Berge herab auf die schwer sich bewegende Masse, zerschmetterten Pferde und Reuter, und richteten die größte Verwirrung unter ihnen an. Je mehr man vorrückte, je enger die Haufen wurden, desto größer ward das Blutbad, welches die herabgeschleuderten Steine unter dem verwirrten Haufen bewirkten. Die Pferde wurden scheu; hier stürzten sie in die See, dort rannten sie über die Leichname und Felsenmassen in die gedrängten Glieder, und zerschmetterten im Fall ihre schweren Reuter. Diesen entscheidenden Augenblick der Verwirrung nutzten die 1300. Mit Keulen und Hellebarden fielen sie nun auf die wankenden Feinde, erschlugen die Pferde und Reuter in unbewegbaren Kürassen. Die

Blüthe des Adels, der Kern der Reuterei fiel: immer mehr preßten nun die vordersten Haufen die hintersten: immer wüthender verdoppelten die Schweizer, da die Infanterie des Feindes nicht herankommen konnte, ihren Angriff; immer ärger war das Blutbad. Endlich, nachdem die Menge der Erschlagenen die Schlachtordnung geöffnet hatte, nahm die ganze Armee eine schleunige Flucht, und kaum entkam der Herzog, auf einem abgelegenen Wege, der Verfolgung der Schweizer. Es war der erste Kampf der Eidsgenossen für Freiheit und Unabhängigkeit. Sie verlieren 15 Mann, die Oesterreicher 4000, welche alle erschlagen sind. Die andern Abtheilungen des österreichschen Heeres, als sie diese Niederlage erfuhren, flohen ohne Widerstand. Gleich darauf erneuerten die 3 Waldstädte, die sich anfangs nur auf 10 Jahren verbunden hatten, ihren Bund zu Brunnen am 8. Dezember. Andere und wichtigere Händel nöthigten den Herzog zum Frieden, und der Kaiser Ludwig v. Baiern bestätigte die Freiheiten der Eidsgenossen.

Morgen oder **Morgengegend**, s. Osten.

Morgen, ein Feldmaß von ungleicher Länge, immer aber ungefähr so viel als ein Mann mit einem Gespann in einem Tage bearbeiten kann. In Bern hält er an Aeckern und Wiesen 31.250, an Waldung 45.000 Quadratfuß, im Brandenburgischen der große 400, der kleine 180 Quadratruthen, in Bremen 120 Quadratruthen, in Sachsen 105, in Danzig 300, im Durlachischen 116, im Erfurtischen 168, im Hamburg 600, im Hannöverischen 10, in Nürnberg 200. Der rheinländische Morgen hat 600 Quadratruthen.

Morgengabe, ein Geschenk, welches der Bräutigam seiner Braut nach dem Tage der Hochzeit an Geschmeide, Kleinodien oder auch an Geld schenkt. Dieses Geschenk ist der Frau freies Eigenthum und geht nach ihrem Tode auf ihre Erben über. Wenn sie den Mann überlebt und es noch nicht empfangen hat, so kann sie es von dessen Erben fordern. Da über solche Schenkung nicht rechtlich geurtheilt wird, so muß sie von dem, der sich darauf beruft, erwiesen werden. Dieses Geschenk kömmt ursprünglich von der Longabarden her, und wurde bei ihnen am Morgen der Hochzeit, wie der Bräutigam zuerst die Braut gegrüßet, gegeben. Nach dem Sachsenrechte gehört zur Morgengabe alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechtes, als Kühe und Kälber, feldgängige Schweine, unbeseilte und noch nicht eingespannte Pferde, alle Mettenpferde, zugelegtes Bauholz und nicht eingefügte Zaunstöcke. Diese Morgengabe gehörte adlichen Wittwen ohne vorhergegangene Versprechung nach besondrer Verordnung der Rechte.

Morgenröthe. Diese prächtige Erscheinung am Osthimmel wird durch die Sonne verursacht, die die Strahlen in die beim Aufgange über ihr stehenden Wolken wirft. Die Röthe ist manchmal heller, manchmal dunkel, währt zuweilen lange, zuweilen kurz. Eine hochrothe und feurige Morgenröthe kündet in der Regel Regen oder Wind an, weil die Wolken gegen Morgen anzeigen, daß der Westwind weht, der die Wolken der Sonne entgegentreibt.

Morgenstern, s. **Lucifer**, **Planeten** und **Streitkolben**.

Morgen- und Abendweite nennt der Astronom den Bogen des Horizonts zwischen dem wahren Osten und Westen und dem Punkte, wo die Sonne, der Planet oder Stern auf- oder untergehen. Diese Weite der Himmelskörper wird gefunden nach dem Verhältniß, wie sich der Cosinus der Breite zum Halbmesser verhält, so der Sinus der Deklination des Himmelskörpers zum Sinus von dessen Weite.

Morhof (Daniel Georg), ein berühmter deutscher Literator, geb. zu Wismar 1639, studirte zu Stettin und Rostock, wurde auf letzterer Universität 1960 Professor der Dichtkunst, durchreiste dann die Niederlande und

Großbritannien, und ging 1665 als Professor der Beredsamkeit und Poesie nach Kiel. Nachdem er in die königl. Societät der Wissenschaften zu London aufgenommen, erhielt er die Professur der Geschichte und die Bibliothekarstelle an der Kieler Hochschule. Er starb zu Lübeck auf seiner Rückkehr von Pyrmont 1641. Um die Literargeschichte hat sich Morhof in Deutschland bleibende Verdienste erworben, indem er durch sein treffliches Werk: Polyhistor rc. (Lübeck 1688; 1732) dieselbe zur Universitätswissenschaft erhob und unter uns Deutschen eine allgemeine Neigung zu literarischen Kenntnißen weckte. Er hinterließ noch eine Anzahl anderer Schriften von minderer Bedeutung. S. Encyclopädie.

Möris, s. Aegypten.

Moriskos, s. Mauren.

Moritz (Kurfürst von Sachsen, Herzog Heinrich des Frommen ältester Sohn), geboren zu Freiberg 1521, erhielt seine Bildung auf der Freiberger Stadtschule und an den Höfen des Herzog Georg von Sachsen zu Leipzig, des Kurfürsten Albert von Mainz und des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zu Torgau. Da nach Herzog Georgs Tode sein Vater (Heinrich der Fromme) regierender Herr der gesammten Besitzungen des Albertin. Hauses wurde, und Herzog Moritz sich mit seiner herrschsüchtigen Mutter nicht vertragen konnte, begab er sich nach Cassel zu dem Landgrafen Philipp von Hessen, wo er den 9. Jan. 1541, ohne seiner Eltern Einwilligung zu haben, sich mit der Landgräfin Agnes vermählte. Herzog Heinrich, die Annäherung seines Todes spürend, übertrug ihm den 10. Aug. d. J. die Regierung und überließ sie ihm durch seinen Tod den 17. August gänzlich. Mit Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen gerieth er im Frühjahr 1542 wegen der von demselben im Stifte Wurzen eingeforderten Türkensteuer, in einen Krieg, der aber zu Ende der Osterwoche, wo er begonnen (weßhalb er auch der Fladenkrieg heißt), durch Vermittelung des Landgrafen Philipp von Hessen und den Vertrag zu Grimma, sein Ende erreichte. Noch in demselben Jahre wäre er bei der Belagerung von Pesth, wohin er dem Kaiser 5600 Mann zugeführt hatte, fast von den Türken in einem Gefecht getödtet worden, hätte ihn nicht sein treuer Page Sebastian von Reibisch dadurch, daß er sich auf ihn warf, gerettet. Das Vertrauen Kaiser Carl V. erlangte er während dessen Feldzügen gegen Frankreich in den Jahren 1543 und 1544, indem er durch seine Tapferkeit den Frieden von Crespy herbeiführte. Dies war auch die Ursache, warum er dem Schmalkaldischen Bunde nicht beitrat. Durch Einführung einer neuen Kirchenordnung 1543, Errichtung der drei Land- und Fürstenschulen, nämlich Pforte, Meißen und Merseburg (1550 nach Grimma verlegt), Errichtung der Consistorien zu Leipzig 1543 und Meißen 1545, durch Befestigung der Städte Dresden, Leipzig und Pirna, eine verbesserte Bergordnung und Errichtung einer Armee machte er sich nicht allein um sein Land verdient, sondern bereitete auch künftige Vergrößerungen vor. 1545 half er den unruhigen Herzog Heinrich von Braunschweig besiegen, nahm ihn gefangen und nöthigte ihn zum Frieden. Beim Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs brachte ihn des Kaisers Drohung, daß auch auf ihn die über Johann Friedrich ausgesprochene Reichsacht ausgedehnt werden sollte, und die Wiederholung des ihm schon auf dem Reichstage zu Speyer 1544 gegebenen Versprechens wegen Ertheilung der Kurwürde, zu einem geheimen Bündnisse mit König Ferdinand I. Dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen hatte er indessen früher versprochen, in seiner Abwesenheit die sächsischen Lande zu schützen. Nachdem auf dem Landtage zu Freiberg den Ständen die Nothwendigkeit des Kriegs erklärt und sie darein gewilligt hatten, wurde dem Kurfürsten der Krieg erklärt und Herzog Moritz eroberte nun, von König Ferdinand unterstützt, in kurzer Zeit alle Besitzun-

gen des Kurfürsten, außer Eisenach, Gotha und Wittenberg. Der Kurfürst kehrte auf diese Nachricht, da auch die uneinigen Bundesgenossen ihn schon längst verlassen hatten, in sein Land zurück, eroberte dasselbe nicht nur in kurzer Zeit wieder, sondern nahm auch das Albertinische Gebiet bis auf Leipzig und Dresden ein. Markgraf Albrecht von Brandenburg zog zwar dem Herzog Moritz mit 6000 Mann zu Hülfe, wurde aber bei Rochlitz gefangen und Moritz ward nun genöthigt, einen monatlichen Waffenstillstand mit dem Kurfürsten zu schließen, nach dessen Beendigung der Kurfürst den 6. April Meißen besetzte und Dresden belagerte. Der nach Böhmen gezogene Moritz vereinigte sich indessen zu Eger mit dem Kaiser; beide rückten in Meißen ein und näherten sich der Elbe. Die Schlacht bei Mühlberg (vergl. den Artikel) endigte mit der Gefangenschaft des Kurfürsten, der den 19. Mai in dem Lager vor Wittenberg der Kur entsagen mußte, die der Kaiser den 1. Juli dem Herzog Moritz ertheilte, jedoch unter der Bedingung, daß den Kindern des Kurfürsten jährlich 10.000 Gulden Einkünfte angewiesen würden. Die feierliche Belehnung der Kur erfolgte auf dem Reichstage zu Augsburg den 21. Febr. 1548. Das vom Kaiser den Protestanten aufgedrungene Interim nahm er nicht an, sondern ließ von seinen Theologen ein in vielen Punkten verändertes verfassen, das Leipziger Interim genannt, welches einen großen Federkrieg veranlaßte. Im Jahr 1550 tauschte er Eilenburg und Colditz, die als böhmische Lehen dem König Ferdinand von den Ländern des Kurfürsten Johann Friedrich zugefallen waren, gegen das Herzogthum Sagan ein, verband Alt- und Neu Dresden zu einer Stadt, legte zu Wittenberg das Hofgericht an, bestätigte das Consistorium daselbst, vermehrte die Besitzungen der Universität Leipzig durch Abtretung des Pauliner Klosters und kaufte von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Amt Königsberg in Franken, welches er einige Jahre darauf an den Bischof zu Würzburg verkaufte. Noch in demselben Jahre übernahm er die Vollführung der Reichsacht über Magdeburg, berennte diese Stadt den 21. Okt., eroberte im November die Neustadt, schlug 1551 ein unter Johann von Heydeck von den Hanseestädten ausgerüstetes Hülfsheer bei Verden, und bemächtigte sich der Stadt Magdeburg den 3. Nov. durch einen Vergleich. Während der Belagerung hatte Kurfürst Moritz, aufgebracht auf den Kaiser, weil derselbe seinen Schwiegervater (Philipp von Hessen) noch immer in gefänglicher Haft hielt, im Geheim das Bündniß zu Lochau mit Frankreich geschlossen, behielt auch nach Eroberung der Stadt Magdeburg die dabei gebrauchten Truppen beisammen, und rückte mit denselben zu Anfang des Frühjahrs 1552 so schnell nach Baiern und Oesterreich vor, daß der Kaiser beinahe zu Innspruck den 18. Mai gefangen worden wäre. Durch den Passauer Vertrag vom 17. Juli erhielten die gefangenen Fürsten ihre Freiheit wieder und die Protestanten das Versprechen vollkommener Religionsfreiheit. Im folgenden Jahre zog er dem Kaiser gegen die Türken in Ungarn zu Hülfe, und nöthigte durch mehrere Gefechte den Sultan Soliman II. zum Frieden. Um die durch Markgraf Albrecht von Brandenburg gestörte Ruhe in Deutschland wieder herzustellen, zog er, von König Ferdinand I. und den Herzog Heinrich von Braunschweig unterstützt, gegen denselben, siegte bei Sievershausen in der Nähe von Peina im Hildesheimischen den 9. Juli, wurde aber dabei so verwundet, daß er schon den 12. Juli seinen Geist aufgab. Von seiner Gemahlin Agnes überlebte ihn nur eine Tochter, Anna, die einige Jahre mit dem Prinzen von Oranien vermählt, 1572 in Sachsen starb. Ihm folgte in der Regierung des Kurfürstenthums Sachsen sein Bruder August.

Moritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Sachsen, ein natürlicher Sohn Friedrich Augusts von Polen und der

schönen Gräfin Aurora Marie von Königsmark, geb. in einem Dorfe bei Magdeburg 1696, besaß die Stärke und den Geist seines Vaters. Der spanische Successionskrieg gab ihm Gelegenheit, seine schlummernden Talente zu entwickeln. Die Belagerung von Tournay und Mons (1709), die Schlacht bei Malplaquet, der Feldzug von 1710 und die Belagerung von Stralsund waren Zeugen seines Muthes und seiner Unerschrockenheit. Im letztern Jahre mit der Gräfin von Löben vermählt, fesselte die Liebenswürdigkeit derselben doch weder seine Beständigkeit noch seinen Ehrgeiz, und die damaligen Kriege gaben hinlängliche Beschäftigung. Nach hergestellter Ruhe reiste der Graf von Sachsen 1720 nach Frankreich, trat zwei Jahre darauf in französische Dienste und blieb es, obgleich die Stände von Kurland ihn 1725 zu ihrem Herzog wählten, welcher Würde er 1729 freiwillig entsagte. Nach Frankreich zurückgekehrt, entwarf er während eines Fiebers sein berühmtes Werk: Mes Réveries, beste Ausgabe vom Abbe Perau, Paris 1757, 2 Bände. 4. Nach dem Tode seines Vaters schlug er den Antrag seines Bruders, des Kurfürsten August III. von Sachsen, den Oberbefehl über die sächsischen Truppen zu übernehmen, aus, und nahm in dem darauf folgenden Kriege, wegen der polnischen Königswahl, unter dem Marschall von Berwick am Rhein den thätigsten Antheil. Der Sieg von Etlingen und die Eroberung von Philippsburg sind unverwelkliche Lorbeeren in seinem Siegerkranze. Noch glänzender entwickelte der darauf folgende östreichische Erbfolgekrieg seine Talente. Gleich zu Anfänge nahm er Prag durch Sturm, Eger einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben, führte dann die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück und nahm dort die Linien von Lauterburg. Das Jahr 1744 verschaffte ihm den Marschallsstab und das Oberkommando über die Franzosen in Flandern. Die Siege von Fontenoi den 11. Mai 1745, worauf schnell die Einnahme von Tournai, Brügge, Gent, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel folgte, und bei Rocoux den 11. Okt. 1746 verschafften ihm von dem dankbaren Ludwig XV. die Ernennung zum Marschall aller seiner Armeen (1747). Im Jahr 1748, wo er die Feinde bei Lawfeld schlug und Bergen ob Zoom eroberte, wurde er Oberbefehlshaber in den von ihm eroberten Niederlanden, und führte vorzüglich durch die Einnahme von Mastricht den Frieden vom 18. Okt. 1748 herbei. Er zog sich auf sein Schloß Chambord zurück, umgab sich mit Gelehrten, Künstlern und Philosophen und starb 1750. 1777 wurde ihm auf Ludwig XV. Befehl in der Kirche zu St. Thomas in Straßburg, wo er begraben liegt, ein Denkmal errichtet. Zum Erben hatte er den sächsischen Grafen Friese eingesetzt. Den Preis, welchen die französische Akademie auf die schönste Lobrede des Marschalls setzte, gewann Thomas. Man erzählt, daß ihn mehrere chimärische Plane beschäftigten; er habe bald den Gedanken gehabt, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, bald sich zum König von Corsika zu machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien, zu gründen.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, der jüngste Sohn aus der zweiten Ehe Wilhelms I. von Nassau-Oranien, geb. zu Dillenburg den 13. Nov. 1567, wurde nach Ermordung seines Vaters 1584 von den Provinzen Holland und Seeland, später auch von Utrecht zum Statthalter erwählt und rechtfertigte diese Wahl durch mehrere große Siege, die mit dem Ueberfall von Breda 1590 begannen und ganz Geldern, Oberyssel, Friesland und Gröningen vom spanischen Joche befreiten. Die dankbaren Generalstaaten übertrugen ihm hierauf den Oberbefehl über die Land- und Seemacht. Seine Armee galt für die erste Schule der Kriegskunst. Die allgemeine Liebe und Anhänglichkeit des Volks regte in ihm den Plan auf, sich zum Oberherrn der vereinten Provinzen zu machen und er wählte zur

Erreichung seiner Absicht die theologischen Zänkereien zwischen Arminianern und Gomaristen, oder Remonstranten und Contra-Remonstranten, indem er die Gomaristen unterstützte, konnte aber seinen Zweck nicht erreichen. Er starb 1625. Ihm folgte sein Bruder Heinrich sowohl in Oranien als in der Statthalterschaft von Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Friesland, Gröningen und Oberyssel, die jener ebenfalls besessen hatte.

Moritz (Karl Philipp), ein ausgezeichneter deutscher Schriftsteller, ward 1757 zu Hameln von armen Eltern geboren. Anfangs schickte ihn sein Vater zu einem Hutmacher in die Lehre; da er aber wenig Beruf zu dem Handwerke zeigte, so sendete dieser ihn seinen Eltern zurück. Nun gelang es ihm, den damaligen Commandanten von Hannover, den nachherigen Herzog von Meklenburg-Strelitz dergestalt für sich einzunehmen, daß dieser eine beträchtliche Summe für seine gelehrte Erziehung aussetzte. Doch seinen Hang zur Unruhe und Regellosigkeit ließ ihn die Liebe seines Wohlthäters verscherzen und er verließ heimlich Hannover, um Schauspieler zu werden. Nach mannichfaltigen Schicksalen faßte er den Entschluß, in Wittenburg seine Studien zu vollenden. Er fand hier eine günstige Aufnahme und blieb daselbst zwei Jahre, in denen er abwechselnd bald ein ordentliches, bald ein regelloses Leben führte. Hierauf folgte er dem Rufe Basedows nach Dessau; doch das Einverständniß dieser beiden Männer dauerte nur kurze Zeit und Moritz verließ Basedow wieder. Da er nun abermals in die verzweiflungsvollste Lage gekommen war, die ihm jede tröstende Aussicht verschloß, so faßte er den Entschluß, sich todt zu hungern. Eine Lehrerstelle am großen potsdamer Waisenhause rettete ihn. Jedoch da ihm auch diese Stelle bald unangenehm wurde, so ging er nach Berlin, wo er eine Lehrerstelle an der Klosterschule mit 250 Thlr. Gehalt bekam. Er verwaltete dieses Amt anfangs so zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, daß diese ihn 1780 zum Conrektor an jenem Kloster beförderten. In kurzer Zeit wurde ihm auch hier die Einförmigkeit eines solchen Lebens unerträglich und er reiste auf einige Monate nach England. Nach seiner Zurückkunft in Berlin hoffte er auf Beförderung; doch man ließ ihn in sein altes Amt wieder eintreten, und erst 1784 erhielt er eine außerordentliche Professur am Gymnasium. Die Redaktion der vossischen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte. Eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, ward nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen verleitete. Er gefiel sich in der Rolle eines zweiten Werther, und wäre vielleicht im Stande gewesen, wie sein Vorbild zu enden, wenn nicht die längst ersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andere Richtung gegeben hätte. Er unternahm diese und verlebte nun zwei Jahre in Rom, wo er die innigste Freundschaft mit Göthe schloß. Dieser machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, durch dessen Verwendung er zum Mitglied der Akademie zu Berlin ernannt wurde. 1788 ward er endlich doch durch die dringende Verlegenheit, worin er gerathen war, gezwungen, nach Deutschland zurückzukehren. Er kam von Geld und Kleidern entblößt nach Weimar, wo sich Göthe seiner annahm und ihn in Stand setzte, in einem anständigen Aufzuge nach Berlin zurückzukehren. Moritz ward hier in der Gesellschaft der Akademie der bildenden und mechanischen Künste als Professor der Theorie der schönen Kunst und der Alterthumskunde aufgenommen. Nachdem er 1793 mit seiner jungen Frau, mit der er sich kurz vorher verheirathet hatte, nach Dresden gereiset war, überfiel ihn eine Unpäßlichkeit, in deren Folge, er einige Zeit nachher an einer Lungenentzündung starb. Moritz war Gram-

matiker, Rhetor, Romanen- und Liederdichter, Verfasser von Predigten, Kritiker, Reisebeschreiber, Antiquar, Kinder-Schriftsteller u. s. w. Bei sehr vorzüglichen und mannichfaltigen Talenten, die ihm besonders zu dem leichten Auffassen der äussern Umrisse einer Wissenschaft behülflich waren und bei der Gabe, das rasch Erlernte in einem angenehmen Vertrage wiederzugeben, hat dieser Schriftsteller dennoch nichts wahrhaft Bleibendes und Bedeutendes geleistet; weil es ihm an jener frühern wissenschaftlichen Anstrengung, so wie nicht minder an jenem tiefern philosophischen Geist fehlte, der allein das Feste und Unwandelbare ergreifen läßt. Wir übergehen die Aufzählung seiner Schriften und führen nur an, das er in Anton Reiser, in Andreas Hartknopf und in Andreas Hartknopf's Predigerjahren sein eigenes Leben zu beschreiben versucht hat.

Moritzburg, Schloß und Amt, 3 Stunden von Dresden, nahe bei Eisenberg im Meißner Kreise. Kurfürst Moritz legte 1542 den Grund, und Kurfürst Christian I. vollendete es. Friedrich August I. erweiterte und verschönerte es ungemein, so daß er und seine Nachfolger es zum glänzenden Feenpallaste machten, worin der Hof die prachtvollsten Feste, Bälle und Jagden gab. Das Schloß enthält über 200 Zimmer, nach altfranzösischem Geschmacke geziert; die noch jetzt vorhandenen Kostbarkeiten zeugen von der damaligen Prachtliebe und Verschwendung der Fürsten. Der große Tanzsaal ist zwar jetzt geweißt, doch 72 vergoldete Hirschköpfe mit Geweihen von 30 bis 50 Enden geschmückt, beweisen, daß der Ort ehemals dem Jagdvergnügen gewidmet war. Unter den dortigen Gemälden zeichnet sich die Annabuiger Jagd mit 40 nach dem Leben gezeichneten Personen von Lukas Kranach aus. Der jetzt regierende König fügte 1769 zu dem alten noch das neue Schloß hinzu. Auf den 72 sehr fischreichen Teichen halten sich eine Menge Kraniche, Schwäne, wilde Gänse und Enten auf. Das Ganze liegt im Friedewalde, einem Parke, an dem Natur und Kunst sich in die Hände arbeiteten, um ihn zu einem würdigen Belustigungsorte der Fürsten zu bilden.

Morlachen, **Morlaken**, **Mohrulassen**, d. i. Strandbewohner, Volksstamm in den östreichischen Provinzen Dalmatien, Slavonien und Litorale, wahrscheinlich von slavischer, nach Andern von bulgarischer oder tatarischer Abkunft. Die Bewohner der Ebenen sind klein, breit, stark und sanft, die der Gebirge schlank, nervig und heftig; beide verbinden mit dem Hang zu List, zum Lügen und Stehlen auch viel Gastfreiheit und Geselligkeit. Sie bekennen sich meistens zur griechischen Religion, wohnen zerstreut in Dörfern und einzelnen Wohnungen und leben häufig vom Straßenraube.

Mornay (Philippe de), Herr von Plessis-Marly, geb. zu Buhy oder Bishuy 1549, studirte zu Paris Humaniora und Theologie, bekannte sich zur protestantischen Lehre, durchreiste nach der Bartholomäusnacht (1572) Italien, Deutschland, Holland und England. Heinrich IV, der ihm innigst zugethan war, ernannte ihn 1590 zum Staatsrath und Statthalter von Saumur, wo er 1600 für die Protestanten eine Akademie errichtete. Er starb in seiner Baronie de la Foret in Poitou 1623. Man hat von ihm: La vérité de la réligion chrétienne, Leyden 1651. 8., fast in alle europäische Sprachen übersetzt: De l'institution mage et doctrine de l'Eucharistie, Rochelle 1598, Hannover 1605. Fol.; Mémoires d'état, 1624, 4 Bde. 4.; Briefe und eine Lebensbeschreibung von ihm selbst, Berlin 1794.

Morpheus, der Gott der Gestalten, die in Träumen erscheinen oder der bildende Traumgott. Auf einer alten Gemme (s. Moritz Mythologie) steht er vor der Nacht, die ihm Mohn austheilet, als ein schöner Jüngling.

Morphologie (vom griechischen Worte μορφη, die Gestalt, λογος, die Lehre), ein zuerst durch Göthe in die Naturgeschichte eingeführter techni-

scher Ausdruck, der die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper bezeichnet. Göthe lenkte zuerst die Aufmerksamkeit darauf hin, daß alle Körper, besonders die ihre Gestalt immerfort umbilden, wie sie in einer steten Bewegung sind; wie sie auch da, wo sie als ein Individuum erscheinen, doch nur aus mehreren lebendigen Wesen bestehen, die für sich selbstständig sind. Diese Wesen sind, meint er, entweder ursprünglich vorhanden, oder aber sie finden sich zu einander. Sie trennen sich und suchen wieder und bewirken so eine unendliche Produktion nach allen Seiten und auf alle Weise. Den Beweis führt er bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittelst der Absenker und Augen und, wie bei diesen letztern, ist ihm auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwickelung vieler gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze. Bei den Thieren führt er als Beispiel die Infusionsthierchen an, wie sie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplatzen und eine Menge Körner ausschütten, in die sie wahrscheinlich bei dem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf solche Weise fortgepflanzt hätten. Göthes Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondere, Tübingen 1817, enthalten hierüber die anziehendsten Mittheilungen, die größten Theils aus eigener Beobachtung entsprungen sind.

Mörser, Mortier, ein grobes Belagerungs-, Wurf- oder Kammergeschütz, sehr kurz, aber desto weiter, um große Kugeln oder Bomben zu treiben. Es befindet sich entweder auf einem angegossenen Fuß oder Schemmel, oder auf einem besondern hölzernen Klotze, den man auch Block nennt. Der Mörser wird allemal sehr hoch gerichtet. In Europa scheint dieses Geschütz erst in der Mitte des 14ten Jahrh. in Gebrauch gekommen zu seyn; ja alles Geschütz mag anfänglich die Gestalt des Mörsers gehabt haben. Man warf auch in den ersten Zeiten steinerne Kugeln, Feuerballen u. derg. daraus.

Mortifikationsschein, Tilgungsschein, franz. Amortissement, eine Schrift, wodurch eine verlorne schriftliche Obligation, ein Wechsel oder anderes Dokument ungültig gemacht und gleichsam getödtet wird. — Mortificiren, einen Wechsel, indem man bezahlt, tödten, tilgen oder vernichten. Ferner heißt Mortificiren und Mortifikation die Ertödtung des Fleisches, vornehmlich das Kasteien, Geißeln, Fasten und dergl., bei Mönchen, Einsiedlern u. s. w.

Mortuarium, s. Todte Hand.

Morus (Sir Thomas), geb. 1480 zu London, studirte mit Eifer zu Oxford und erwarb sich schon damals durch seinen edeln Charakter allgemeine Hochachtung. Er trat höchst ungern in die Dienste des Hofes, wo er aber schnell zu Ansehen gelangte und die Kanzlerwürde im Herzogthum Lancaster erhielt. Unter Heinrich dem VIII. zeigte er sein diplomatisches Talent in mehrern Sendungen, welche ihm dieser König übertrug; vorzüglich thätig war er bei dem Friedenskongreß zu Cambrai 1529, nach dessen Beendigung ihm der König das Amt eines Großkanzlers und Siegelbewahrers übertrug. Dieser wichtige Posten verwaltete er mit der größten Gewissenhaftigkeit, welche ihn in der Gunst des Königs immermehr befestigte. Dabei begnügte er sich mit dem geringen Einkommen seines väterlichen Erbtheiles und dem Ertrag von einigen Ländereien, die ihm der König geschenkt hatte. Heinrich VIII., um seine Hochachtung gegen Morus recht zu äußern, übergab ihm das Reichssiegel, welches vor ihm keinem Weltlichen war anvertraut worden. Als indessen Heinrich VIII. sich von der katholischen Kirche trennte und zum geistlichen Oberhaupt in seinem Reiche erklärte, weigerte sich Morus, den Supremateid zu leisten und ward genöthigt, seine Stelle niederzulegen (1533). Der despotische Monarch warf ihn, da alle seine Schmeichelei nichts fruchtete, ins Gefängniß, wo er strenge behandelt ward. Als ihm seine Freunde vor-

stellten, daß er unrecht habe, nicht mit dem Staatsrath in jener Sache übereinzustimmen, erwiederte er standhaft; „Ich habe für mich die Kirche; sie ist der Staatsrath der Christenheit." Auch seine von ihm geliebte Gattin vermochte ihn nicht in seinen Gesinnungen wankend zu machen, und als sie ihn beschwor, sein Leben und seine Kinder zu erhalten, fragte er sie: „Wie viele Jahre glaubst du, daß ich noch leben kann?" sie aber antwortete: „über 20 Jahre," er erwiederte darauf: „Willst du, daß ich die Ewigkeit für 20 Jahre hingebe?" Da der blutdurstige König nun sah, daß alle angewandte Mühe, ihn zum Abfalle vom katholischen Glauben zu bringen, eitel war, ließ er das Todesurtheil über ihn aussprechen. Mit christlicher Fassung hörte Morus diese erschütternde Nachricht und schrieb noch am Vorabend der Vollziehung desselben an seine Tochter Margaretha einen Brief, worin wir seine feste Zuversicht auf Gott und ein besseres Leben bewundern müssen. Mit Würde bestieg er 6. Juli 1535 das Blutgerüst. So endete Morus, den man damals den rechtschaffensten Mann des Königreichs nannte. Ein ausführliches und treues Gemälde von ihm entwirft sein vertrauter Freund Erasmus in einem Briefe an Hutten. Balde hat in einer schönen Elegie sein Schicksal besungen. Morus hinterließ außer Briefen, Epigrammen und einer Uebersetzung dreier Gespräche Lucians: Utobia, worin er sein Ideal einer Republik aufstellte; Geschichte der Könige Richard III. und Eduard V.; ein Dialog: Quod mors profide fugienda non sit. Auch schrieb er unter dem Namen Thomas Rosseux gegen Luther, als dieser sich gegen die katholische Kirche aufgelehnt hatte.

Morus (S. Fr. N.), ein ausgezeichneter Theolog, geb. 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, studirte auf der Hochschule zu Leipzig, ward 1760 Magister und hielt Vorlesungen über die alte Literatur. 1763 erhielt er eine Collegiatur im großen Fürstenkollegio, wurde 1768 außerordentlicher Professor, 1771 Professor der griech. und latein. Sprache, 1782 Professor der Theologie, dann Dezemvir der Akademie, Domherr zu Meißen, 1787 Mitglied des leipziger Consistoriums und starb 1792 in Folge eines Schlagflusses. Durch den angestrengten Fleiß hatte sich Morus die gründlichsten philologischen, philosophischen und theologischen Kenntnisse zu eigen gemacht. Aeußerste Genauigkeit im Untersuchen und Bescheidenheit in Behauptung dessen, was ihm Wahrheit schien, unterschieden ihn von vielen Andern, die mit ihm zu gleicher Zeit die gleiche Bahn liefen. Als Exeget des neuen Testaments hatte er entschiedene Verdienste und so auch um die biblische Dogmatik. Seine Vorlesungen über die Moral haben bei seinen zahlreichen Zuhörern unendlich vielen Nutzen gestiftet; denn was er sprach, sprach er aus dem Herzen, und so ging es wieder in die Herzen. Diesen Vorlesungen kam noch ausserdem zu statten, daß Morus der rein moralische Mann selber war, wozu er Andere machen wollte. Sein Charakter war ganz tadellos so viel es nur ein menschlicher Charakter seyn kann. Wahre, ungeheuchelte Bescheidenheit, ruhige Friedfertigkeit, Sparsamkeit und dabei nicht karge Freigebigkeit, unermüdete Arbeitsamkeit, gewissenhafte Beobachtung seiner Amts- und häuslichen Pflichten, Geduld und Gottergebenheit waren die Tugenden, die Niemand an ihm verkannte, aber die wohl Tausende an ihm rühmten. Von seinen Schriften nennen wir: den Panegyrikus des Isokrates, Auslegung des Kaisers Antonin Betrachtungen, Longin über das Erhabene, Plutarch über den Unterschied zwischen einem Freund und Schmeichler, seine Bearbeitung einiger Klassiker, die in Philosophie und Aesthetik einschlagende Aufsätze, besonders seinen Libellus animadversionum ad Longinum 1773; seine Aufsätze in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und unter diesen die Schrift: Ueber die Verwandtschaft der Geschichte und Beredsamkeit mit der Dichtkunst: seine Uebersetzung des

Briefs an die Hebräer, so wie seine, 1789 erschienene Epitome theologiae christianae.

Mosaik, Musivarbeit, eingelegte Arbeit, die Kunst, kleine Stücke buntes Glas, Marmor, farbige Steine und Edelsteine so zusammenzusetzen, daß sie ein Gemälde mit allen Abstufungen der Farben und des Lichtes bilden. Sie werden zurecht geschnitten und auf einen Grund von Stuck (mit Marmorstaub vermischten Gyps) festgekittet. In Italien ahmt man die berühmtesten Gemälde großer Meister in Mosaik nach, um sie unzerstörbar zu erhalten. Man unterscheidet die florentinische Mosaik, welche aus farbigen Marmor- und andern seltnen Steinstücken, und die römische, welche aus sehr dünnen Prismen von Glasfluß in verschiedenen Farben besteht. Die antike Glasmosaik besteht aus gefärbtem Glase, bei dem die Farbe ganz durchgeht. Sie soll aus Persien, vielleicht aus Indien stammen. (S. Menu von Minutoli und Klaproth über antike Glasmosaik mit Kupf. Fol.) Man hat Stücke davon in Italien und in ägyptischen Mumien gefunden. Bei den, unter der Leitung des Prof. Thiersch im J. 1805 angestellten, Nachgrabungen auf den Loigerfeldern bei Salzburg, auf dem Boden der alten Juvavia, hat man einen großen musiven Fußboden, pavimenta tesselata, entdeckt, der zu den vorzüglichsten Werken dieser Gattung gehört, und den Mythus des Theseus und der Ariadne darstellt. Ueber die Mosaik in Holz, s. **Marqueterie**. Blank in Würzburg erfand eine Musiv-Zusammensetzung der Gemälde von verschiedenen Moosarten. In Berlin legten die Gebrüder Catel eine musivische Stückfabrik aus Gypsmarmor an; Köpp in Wien erfand von ihm die so genannte spartanische Mosaik, die aus abgerundeten Bachkieseln besteht, welche auf einer Marmorplatte gekittet werden.

Mosaische Religion und Gesetzgebung, die Grundlage der v. Moses gestifteten hebräischen Theokratie. Bei der Erneuerung des reinen Glaubens der Patriarchen an den einigen Herrn und Gott, Jehovah, welchen die Zeit und Vermischung mit andern Völkern verdunkelt hatten, beabsichtigte der Gesetzgeber durch wohlberechnete Einrichtungen, die Absonderung seines Volks von allen andern, und die Beförderung des Ackerbaus, als der ersten Grundlage aller Cultur und eines dauerhaften Staats. Keine Familie sollte für immer ihr Eigenthum verlieren, vielmehr eine gewisse Gleichheit der Güter, und dadurch, Mäßigkeit, Sitteneinfalt und ein zahlreiches Geschlecht sich erhalten. Der Cultus war einfach, häufig Gebete und Reinigungen; und bei einer Menge einzelner, die geselligen und häuslichen Verhältnisse streng ordnenden, Vorschriften, wichtig für die Gesundheit und die Sitten eines verwilderten Volks. In einem tragbaren Tempel bewahrte die Bundeslade das Gesetz. Niemand als der hohe Priester, und auch der nur einmal im Jahre, — desto größer war die Ehrfurcht — betrat jenes Allerheiligste, als Vermittler zwischen dem Volke und Gott. Dieser, der Unendliche, ward unter keinem Bilde verehrt. Das aus vielen, stark in die Sinne fallenden, Gebräuchen zusammengesetzte Ritual stellte die erhabene Allegorie eines ewigen, fortwährend zu erneuernden Bundes der Israeliten mit Gott dar. Der Stamm Levi, zerstreut durch das ganze Volk, von Opfern und Zehnten lebend, wachte über die Erhaltung des Gesetzes, das ihn ernährte. Diese in 40 Städten zerstreut wohnenden Leviten, der gemeinschaftliche Jehovadienst, die drei Nationalfeste und der hohe Priester, waren das Band des Bundes, der Israel zu einem Ganzen machte; Jehova der einzige König. Als Gesetzgeber ging Moses von den Grundforderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen aus. Seine Gesetze waren der Eigenthümlichkeit des Volks, dem Klima und der politischen Lage Canaans

völlig angemessen. In einem scharf abgeschloßnen Gottesstaate sollte das israelitische Volk der treue Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einst über das ganze Menschengeschlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung werden. — Das mosaische Recht, der Inbegriff der in den fünf Büchern Moses enthaltenen Gesetze, hat, als solches, nach Erlöschung des jüdischen Staats, keine Rechtsgültigkeit mehr (vergl. d. Art. Ehe). Auch die Juden sind nur in Religionssachen, wo die Rabbiner ihre Richter sind, an dasselbe gebunden. — S. Michaelis's mosaisches Recht. 6 Th. Bauer's Theologie des Alt. Test. Lpz. 1796. Desselben Beschreib. d. gottesdienstl. Verfass. d. alten Hebräer. Lpz. 1805. I. und Vater's Commentar üb. d. Pentateuch. Halle 1802—5, 3 Th. nebst de Wette's Beitr. z. Einleit. in das A. T. Halle 1806. I. In Johlson's Unterricht in der mosaischen Religion (Frkf. a. M. 1817) sind auch die Bürgerpflichten aus einander gesetzt. „Kein Handwerk und keine Feldarbeit, heißt es darin, sey den Israeliten durch ein Religionsgesetz verboten, vielmehr machte es die Religion jedem Vater zur Pflicht, seinen Sohn irgend ein Handwerk oder eine nützliche Kunst erlernen zu lassen.“

Moshaisk, feste Kreisstadt im russischen Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moschaika in die Moskwa, 3944 Einwohner, Schloß, Handel mit Getreide, Holz und Theer. Schlacht am 7. September 1812 zum Vortheil der Franzosen, von den Russen die Schlacht bei Borodino (s. d. Art.) genannt.

Moscati (Pietro), ein ausgezeichneter italienischer Arzt und Staatsmann, geb. 1736 zu Pavia, ergab sich dem Studium der medizinischen Wissenschaften und der neueren von Rousseau ausgegangenen Philosophie mit Eifer, und erwarb sich als praktischer Arzt die allgemeine Achtung des Publikums. Von dem Revolutionsschwindel ergriffen (1796), ward er anfangs verfolgt; aber nach Buonaparte's Siegen 1798 zu einem der Direktoren und bald darauf zum Präsidenten der cisalpinischen Republik erhoben, nach deren Auflösung durch die vereinten Russen und Oestreicher unter Suwarow 1799 verhaftet, aber vom Erzherzog Carl, dem er bei einer Krankheit Rath ertheilt, wieder freigelassen. Nach Vertreibung der Oestreicher aus Italien 1800 trat er wieder in Staatsdienste, ward 1806 General-Direktor des öffentlichen Unterrichts im Königreich Italien, dann Senator, Mitglied des italien. Instituts, Präsident der italien. Akademie, Graf, Großwürdeträger des Ordens der Eisernen Krone rc. Napoleon beehrte ihn mit besonderen Zeichen der Hochschätzung, und der Vicekönig Eugen wählte ihn zu einem seiner Vertrauten. Auf das Freigebigste unterstützte und beförderte er jetzt Künste und Wissenschaften. Nach Auflösung des Königreichs Italien 1814 zog er sich von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens zurück und starb 1824 zu Mailand.

Moschee, Mosquée (vom persischen Muschjuh, Tempel), Mesdschjit, das gottesdienstliche Gebäude der Muhamedaner. Sie sind entweder Dschami's, in denen der feierliche Freitags-Gottesdienst und die öffentliche Fürbitte für den Kaiser (Kutba) verrichtet wird, oder gewöhnliche Moscheen. Sie unterscheiden sich von andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets oder Thürme rc., sind viereckig, haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abbet oder dem den Morgenländern wichtigen Abwaschen und sind an den Eingängen so mit Ketten verhängt, daß nicht nur kein Vieh, sondern auch die Menschen nur gebückt durchkommen können. Im Innern findet man nach der Gegend zu, wo Mekka liegt, eine Tafel oder einen Schrank in der Wand, in dem ein Koran liegt, zum Zeichen, daß die Betenden ihren Blick dahin richten sollen; dies heißt die Kebla. Vor dieser ist eine Kanzel, auf welcher der Iman die

Gebete abliest und kurze Ermahnungen hält. Bänke und Stühle findet man in keiner Moschee, sondern nur Rohrmatten und Tapeten auf dem Boden. Die ansehnlichsten sind mit kostbaren Leuchtern und Lampen versehen. Die Vornehmsten von den muhamedanischen Regenten, meistens nach Siegen über die Ungläubigen, erbauten Moscheen, zu denen man auch öfters die besten christlichen Kirchen nahm, z. B. die Sophiakirche in Constantinopel, sie haben oft öffentliche Schulen (Mädrás), Hospitäler (Imâreté) und Küchen, in denen für Arme gekocht wird. Ihre Einkünfte sind auf gewisse Bezirke, Dörfer, Gebäude, Grundstücke und Gefälle angewiesen. Der Sultan selbst zahlt der Sophiendschamie in Constantinopel 1001 Asper des Tags für den Platz, auf dem ein Theil des Serail steht, und der vormals zu dem Umkreis dieses Tempels gehörte. Die Einwohner der Orte, aus denen die kais. Moscheen ihre Einkünfte ziehen, sind frei von Einquartirung, Kriegsdiensten und der tyrannischen Gewalt der Paschen. Aber die Einkünfte der von Privatpersonen mit Bewilligung des Monarchen gestifteten Moscheen dürfen nicht auf liegende Gründen angewiesen werden, sondern bestehen nur in Zinsgeldern, die auf 18 pro Cent steigen können, nach einem nur den Moscheen und Waisen zukommenden Vorrechte, da sonst nach Muhameds Gesetz das Ausleihen des Geldes auf Zinsen bei Verlust des Kapitals verboten ist. Da der Sultan keine Gewalt über die Güter der Moscheen hat, und höchstens im Kriege wider die Ungläubigen eine Beihilfe davon erhält, so retten mehrere Personen und Familien von allerlei Religion ihr Vermögen, um der Gefahr von der Regierung desselben beraubt zu werden, gesetzlich zu entgehen, dadurch, daß sie es in Vakufs (Duaaf) verwandeln, d. i. es den Moscheen und andere milden Stiftungen überlassen, jährlich an dieselben einen oder etliche Thaler entrichten, und sich und ihren Nachkommen den übrigen Genuß der Güter vorbehalten. Die Einnehmer der geistlichen Gefälle der Moscheen heißen Mutewellis, und der Oberaufseher aller kais. Moscheen in der Türkei ist der Kislar Agasi, das Oberhaupt der schwarzen Verschittenen im Serail. Gewöhnlich dürfen nur Muhamedaner in die Moscheen gehen; doch erhalten auch Gesandte und andere angesehene Personen zuweilen die Erlaubniß dazu.

Moscherosch (Joh. Michael), der Luzian seiner Zeit, geb. 1600 zu Willstädt im Badischen, erhielt von seinem Vater, Prediger des Orts, den ersten Unterricht und bezog 1620 die Hochschule zu Straßburg. Ausser dem Studium der Rechtsgelehrtheit war seine lieblichste Beschäftigung die Poesie. 1624 ward er Magister der freien Künste, und machte das Jahr darauf eine Reise durch Frankreich, um sich mit der franz. Sprache und Literatur vertraut zu machen. Nach einem 2jährigen Aufenthalt kehrte er ins Vaterland zurück, ward Hofmeister der jungen Grafen von Leinnigen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Kirsingen, und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislav zu Croi an der Mar. Aber die Schrecken des 30jähr. Krieges hatten ihn bereits seines ganzen Vermögens beraubt, und um den Gefahren desselben zu entgehen, flüchtete er nach Strasburg. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst ernannte ihn der König von Schweden zu seinem Kriegsrath, welche Stelle er mehrere Jahren bekleidete, bis ihm von der Stadt Colmar das Syndikat angetragen wurde, dem er aber den Ruf zum Sekretariat und Fiskalat in Strasburg vorzog. 1545 wurde er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Namen des Träumenden führte. Ungeachtet er in Strasb. eine angenehme Existenz hatte, so ließ er sich 1656 bewegen, die Stelle eines Raths bei dem Grafen Friedrich Kasimir von Hanau anzunehmen, der ihn später, nachdem Moscherosch seine ausgezeichneten Talente und Kenntnisse bewiesen hatte, sogar zum

Präsidenten bei der Kanzlei der Kammer und dem Konsistorium ernannte. Nach einigen Jahren legte er, vom Neide verfolgt, diese Aemter nieder. Er starb 1667 zu Worms. Als Schriftsteller gehört Moscherosch zu den bedeutendsten seiner Zeit. Er war von Allen ganz besonders beliebt, und meist nur unter dem Namen Philander von Sittewalt bekannt. Sein wichtigstes und beinahe das einzige, was ihn unter die Reihe der Dichter erhebt, ist folgendes satyrisches Werk: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewalt, d. i. Strafschriften Hans Michael Moscherosch von Wildstädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden u. s. w." (Strasb. 1650. 8.) Eine andere, mehr enthaltene Ausgabe, die aber der Verfasser nicht anerkannte, erschien zu Leyden 1646 u. 47. Moscherosch hat zwar die Idee zu seinen Gesichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber demselben blos nachgeahmt. In schalkhafter Laune, mit großer Scharfsichtigkeit, reich an Welt- und Menschenkenntniß, bald ernsthaft und polemisch, bald lachend und gutmüthig straft er die herrschende Thorheiten und Mängel seines Zeitalters. Seine Sprache ist körnig und kräftig, wiewohl nicht frei von den Fehlern seiner Zeit. Als Sittenmaler behauptet er eine ansehnliche Stelle unter den deutschen Schrifstellern. Gedankenreichthum, mannichfaltiger Wechsel des Scherzes und Ernstes, der kurzweiligsten Einfälle und der dringendsten Ermahnungen und eine reine wohlklingende Prosa sind die unverkennbare Vorzüge seiner satyrischen Schilderungen. Sein Bruder, Quirinus Moscherosch, war Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz unter dem Namen Philander, und ließ ein poetisches Blumenparadies drucken.

Moschus, griechischer Dichter, aus Syrakus gebürtig, Zeitgenosse des Bion und Nachahmer Theokrits, lebte 100 vor Chr. Geb., und hinterließ mehrere kleine Gedichte, idyllischen Inhalts, worunter das Gedicht: der Raub der Europa, das berühmteste ist. Seine Gedichte sind gewöhnlich mit denen des Bion zugleich erschienen. S. Griechische Poesie.

Moschus, s. Bisam.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel; sie entspringt auf dem Berge Drumont auf dem südlichen Wasgaurücken in Lothringen, fließt durch die franz. Dep. Wasgau, Meurthe, Mosel, einen kleinen Theil des Großherzogthums Luxemburg, und in der preuß. Provinz Niederrhein bei Koblenz in den Rhein. Sie ist 76 M. lang, wird bis 15 F. tief und ist bei Toul über 100, bei Metz über 200, von Trier an 400 bis 600 F. breit. Schiffbar wird sie für kleine Fahrzeuge bei Charmes, für größere bei Penta Mousson, für Schiffe von 300 Centn. bei Metz. Die Schiffahrt ist aber wegen den großen Krümmungen und gefährlichen Stellen nicht ohne Beschwerde. Anfangs fließt sie zwischen felsigten Höhen im feuchten Wiesengrunde bis unterhalb Epinal, wo sich das Thal öffnet, die Thalseiten aber meist noch steil bleiben. Von Metz bis Diedenhofen treten die Uferhöhen links zurück, und von Stierk bis zur Mündung ist das Thal wieder steil und felsigt, doch nicht so sehr wie das Rheinthal unterhalb Bingen. Ihre bedeutendste Nebenflüsse sind die Meurthe und die Saar. Die Mosel ist für den Rheinhandel nach dem Main und Neckar die bedeutendste Rheiastrom-Nebenstraße. Die Moselschiffe (Traubenkähne und Bohrnachen) sind äußerst stark gebaut, mit platten engen Böden, vorn spitz und rückwärts rund. Sie sind zugleich mit starken Eiswangen und Eishölzern versehen und führen das sogenannte Senkruder seitwärts. Doch fängt man auch jetzt an, holländische Ruder

für das Ueberfahren der Steine und Felsen zu brauchen. Schon zu Zeiten der Römer wollte man die Mosel mit der Saone (damals Araxis) durch einen Kanal verbinden, um die Truppensendungen in die Gegenden des Rheins zu erleichtern. Nur die Eifersucht eines römischen Legaten hintertrieb die Ausführung. 1598 soll unter der Regierung Heinrichs IV. ein ähnlicher Plan entworfen worden seyn. Seitdem ist dieser Gegenstand nicht mehr zur Sprache gekommen. Auf dem Wiener Congresse sind die nämlichen Artikel, welche in Hinsicht des Neckars, des Mains, der Maas und der Schelde festgesetzt wurden, auch auf die Mosel ausgedehnt worden. Noch sind die Conventionsartikel für die Mosel eben so wenig durch ein gemeinschaftliches Schifffahrtsreglement zur Ausführung gebracht worden, als für die andern Nebenströme des Rheins. Die Wasserreise auf der Mosel von Trier bis Koblenz ist äußerst interessant, denn die Ufer zeigen die mannichfaltigsten und schönsten Ansichten, und fast jedes Dorf, jede Berggruppe bildet eine reizende Landschaft. Eine der schönsten Moselgegenden ist die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen sich daselbst und mehrere Waldbäche strömen hier in die Mosel. Die vornehmsten an der Mosel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe sind: Pont-à-Mousson, Metz, Thionville, Trier und Coblenz. S. Main.

Moser, (Joh. Jak.) einer der fruchtbarsten Publizisten Deutschl., geb. 1701, aus dem Geschlechte der Moser, das aus dem Würtembergischen stammte und von Maximilian II. in den Adelstand erhoben worden war, studirte zu Tübingen die Rechte, wurde im 19. Jahre außerordentlicher Professor daselbst, 1726 Regierungsrath in Stuttgart, 1729 Professor in Tübingen, legte 1731 seine Stelle nieder, um die ihm angetragene sächsische Kreispräsentation anzutreten, erhielt, da ihm dieses fehlschlug, den Charakter eines kurkölnischen Geheimenraths, trat aber 1734 seine vorige Stelle in Tübingen wieder an, ging 1736 als preußischer Geheimerrath, Direktor der Universität und Ordinarius der Juristenfakultät nach Frankfurt an der Oder, erhielt aber schon 1739 seine Entlassung, wegen einer staatsrechtlichen Disputation. Von dieser Zeit an privatisirte er in Ebersdorf im Voigtlande, bis er 1748 Geheimerrath zu Hessen-Homburg wurde. 1751 nahm er einen Ruf als Landschaftskonsulent nach Stuttgart an und bekam 1759 den Titel eines dänischen Etatsraths, wurde aber noch in demselben Jahre auf die Festung Hohentwiel gesetzt, weil er die Rechte der Landstände gegen den Herzog von Würtemberg sehr freimüthig vertheidigt hatte, und erhielt erst 1764 durch ein kaiserliches Rescript seine Freiheit wieder. Den Rest seines Lebens brachte er bis zu seinem Tode, der 1785 erfolgte, ruhig in Stuttgart zu. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geschäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen sichern praktischen Blick, der gegen die schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Durch diesen, so wie durch seinen Sammlerfleiß, seine Freimüthigkeit, Geradheit und Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geschichte des deutschen Staatsrechts würdig macht, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verschiedenartigsten Geschäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen seines Lebens so unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller seiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland, Tübing. 1754, 8.; deutsches Staatsrecht, 50 Theile nebst 2 Bänden Supplemente und einem Band Register, Nürnberg 1737 ff. 4; ein ausführliches und vollständiges Werk vom ganzen deutschen Staatsrechte in lau-

ter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); deutsches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff. 13 Quartbände u. s. w., und mehrere Schriften des positiven europ. Völkerrechts, welches er zuerst in ein System brachte. Seine eigne Lebensbeschreibung (3. Aufl.) erschien in 4 Theilen, Frankfurt und Leipzig 1777—83, 8. — (Friedrich Karl, Freiherr von), ältester Sohn des Vorigen, geb. zu Stuttgart 1723, studirte zu Jena, wurde 1767 kaiserlicher Reichshofrath, 1770 kaiserl. Administrator der Grafschaft Falkenstein und dann Minister und geheimer Rathspräsident zu Darmstadt, nahm 1780 seine Entlassung und hielt sich seitdem theils zu Wien auf seinem Gute Zwingenberg in der Bergstraße, theils zu Mannheim, seit 1790 aber zu Ludwigsburg auf, wo er 1793 starb. Man hat von ihm: Kleine Schriften, zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts, wie auch des Hof- und Kanzleiceremoniels, Frankfurt a. M. 1751—65, 12 Bde. 8; mehrere juridische Sammlungen; gesammelte moralische und politische Schriften; Beiträge zu dem Staats- und Völkerrecht und der Gef., 1765, 8; Luthers Fürstenspiegel; Patriot. Archiv für Deutschland; Fabeln; über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland; Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland; neues patriot. Archiv für Deutschland u. a.

Möser (Justus), geschicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann, war 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Consistorialrath und Direktor der Land- und Polizeikanzlei war. Seine Mutter gab ihm den ersten Unterricht in der französischen Sprache und Literatur, ohne ihm jedoch den deutschen Sinn vorzuschreiben. 1721 studirte er in Göttingen die Rechte, trat hierauf in die Dienste seines Vaterlands, stieg darin allmählig zum bischöflich-osnabrückischen geheimen Justizrath, geh. Referendar, ritterschaftlichen Syndikus und Advokatus Patriä, in Würde überhaupt einer der wichtigsten Männer für die Regierung. Das war der seinen Geisteskräften angemessene Wirkungskreis; allgemein eben so geliebt als verehrt, die Aufmerksamkeit aller Mitglieder des Staates auf sich fesselnd, im vollkommensten Vertrauen bei jeder Klasse seiner Mitbürger, die bei dem sanften Ende seines langen Lebens ihm doch mit Sehnsucht nachsahen und von seinen letzten Stunden wie von dem Abscheiden eines geliebten Vaters sprachen. Ob er gleich durch seine osnabrückische Geschichte, durch seine patriotischen Phantasien und durch die geistreichen, in Journalen zerstreuten Aufsätze über Philosophie des Lebens, und andere wichtige Gegenstände, worin überall Scharfsinn und Laune herrscht, unter die Lieblingsschriftsteller Deutschlands gehört, so haßte er doch Alles, was ihm den Anschein eines bewunderten Schriftstellers der Nation geben könnte, und wollte dafür nicht angesehen seyn. Auch waren in der That die meisten seiner literarischen Produkte Kinder seiner Amtsgeschäfte; Lokalbedürfnisse, Ereignisse oder sonst ein Zufall gaben vielen gedruckten Arbeiten das Daseyn. So finden sich in dem osnabrückischen Archive die Belege und der beste Commentar zu seinen patriotischen Phantasien, die eben deßwegen so individuell wahr sind und sich so fühlbar vor vielen ähnlichen Arbeiten Anderer auszeichnen. Es war bei ihm, wie bei so vielen Schriftstellern der Griechen und Römer, die eben deßwegen die Lehrer und Meister aller Zeiten gewesen sind und bleiben werden; der Schriftsteller Möser war nur ein Schatten des Geschäftsmannes Möser; und daher das Wahre, Große, Nützliche, von allem Müßigen und Gezierten Freie in seinen Schriften. Man möchte ihn in dieser Hinsicht, so wie in mancher andern, mit seinem großen Zeitgenossen Franklin vergleichen. Dazu kommt, daß man überall in seinen Schriften neben dem Manne, der in der größern Welt und in Geschäften lebt, den festen und achtungswerthen moralischen Charakter erblickt, der ihm nach einstimmigen Zeugnissen eigen war. „Sein äußeres Ansehen," heißt es von ihm, „war

groß und männlich; Hoheit in der Miene, gemildert durch herzliche Güte. Er war offen und ohne Hinterhalt; in dem vollen Gefühle seiner Größe ohne alle Anmaßung; Zutrauen zu sich bei dem ersten Blicke erweckend; mit dem feinsten Gefühl für Recht begabt; strenge in seiner Grundsätzen und gelinde wenn es auf einzelne Subjekte ankam, ohne Eigennutz, wie es nur immer ein Sterblicher seyn kann; gemeinnützig überall. Dabei besaß er eine große Urbanität und zeigte Geschmack in Allem, was ihn umgab." — Und Kleuker sagt von ihm: „Er starb, wie er gelebt hatte, mit einer Fassung, Seelenruhe und Gottergebenheit, wie sie sich für seinen Charakter durchaus schickte, einen Charakter, in welchem Heiterkeit und Ernst eben so harmonisch, als eigenthümlich und auf eine höchst seltene Weise vereinigt waren. Seine Seele faßte eine Summe großer und liebenswürdiger Eigenschaften in sich." Wie sehr ihn die osnabrückische Ritterschaft welcher er so treu diente, hochhielt und ehrte, zeigte sich besonders in der rührenden Feierlichkeit, womit sie am 17. Jan. 1792 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum beging. Bald darauf starb er 1794. Seine Schriften sichern ihm durch ihren innern Gehalt und ihre eigenthümliche Schreibart unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine osnabrückische Geschichte, 2 Th. bis 1092 (N. Aufl. Berlin 1780), ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutsche Geschichte manchen Aufschluß geben. Als Nationalwerk aber werden seine patriotischen Phantasien, herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. von Voigt (4 Bände 8., 3te Aufl. Berl. 1804, mit Mösers Bildniß), stets gelesen und beherzigt zu werden verdienen. Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche Möser für Osnabrück von 1766—82 schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes, auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen. Alle, die für die Nation schreiben, sollten Mösern studiren. Seine vermischten Schriften, 2 Th., nebst Mösers Leben, herausgegeben von Fr. Nicolai, Berl. 1797 folg., enthalten Aufsätze voll Laune und Menschenkenntniß, z. B. den auch ins Englische übersetzten Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen, über die deutsche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Nur die Vertheidigung der Leibeigenschaft steht mit Mösers Geist und Herzen im Widerspruch.

Moses wurde um 1600 vor Christo unter dem damals hartbedrängten hebräischen Volke in Aegypten geboren. Seinen Eltern — die Mutter hieß Jochebed, der Vater Amru — gelang es, ihn drei Monate nach seiner Geburt in Geheim zu halten, und das königliche Gesetz, das jede männliche Geburt der Hebräer zu tödten befahl, zu umgehen; länger war ihnen nicht möglich und die Mutter setzte das Kind in einem kleinen von Papierstauden geflochtenen Schiffchen auf den Nilstrom aus. Gerade um diese Zeit kam aber die Tochter des Königs an den Strom, um zu baden; als diese nun das heranschwimmende Schiffchen sah, ließ sie es holen, und sich des weinenden Kindes erbarmend, befahl sie seiner nahestehenden Schwester Mirzam, eine Amme zu dingen, und diese ging hin und rief die Mutter des Kindes. Als er hierauf in der Mutterpflege zum Knaben erwachsen war, brachte diese ihn zur Königstochter zurück, die ihn zum Sohne annahm, und ihn Moyse, d. i. den aus dem Wasser Geretteten, nannte. Sie ließ ihn nun in den Wissenschaften der ägyptischen Priester unterrichten. Vielleicht sollte er nach ihrem Plane ein Mann wie Joseph werden. Er stand auch bis in sein 40stes Jahr in Gunst und Ehren am Hofe ihres Vaters. Aber da er einmal einen ägyptischen Aufseher einen hebräischen Knecht unbarmherzig zerprügeln sah, überlief ihn die Galle dergestalt, daß er den Aufseher auf der Stelle erschlug, und seitdem hielt er sich in Aegypten nicht mehr für sicher. Er entfloh in die angränzende arabische Wüste, zwischen dem rothen Meere und dem Berge Horeb,

wo er einen Zweig der Midianiter antraf, dessen Emir (Beherrscher und Priester) Reguel hieß, und sieben Töchter hatte. Diese Jungfrauen fanden ihn zuerst bei einem Brunnen, an welchem er sich, von der Flucht ermüdet, gelagert hatte. Er stand ihnen gegen feindselige Hirten bei, als sie ihre Schafe tränken wollten, und zur Dankbarkeit luden sie ihn gastfreundlich ein, mit zu ihrem Vater zu kommen. Hier ward er so gut aufgenommen, daß er sogar eine der Jungfrauen, Zipora genannt, zum Weibe nahm, und sich entschloß, sein Leben unter diesen Nomaden hinzubringen. Er weidete die Heerden seines Schwiegervaters, und durchstrich bei dieser Gelegenheit nach und nach die ganze arabische Wüste. Von den Gipfeln des erhabenen Sinai und seiner niedrigen Nebenkuppe, Horeb genannt, überschauete er oft mit ganz besonderen Empfindungen die unabsehbare Ebene, vorzüglich nach der Gegend hin, wo das vielgepriesene Kanaan, das theure Land seiner Urväter lag. Er gedachte seiner armen geplagten Landsleute in Aegypten, und der vielen Orakel, die sie hatten, der Gott ihrer Väter werde ihnen einmal ihr altes Stammland wiedergeben, und sie zu einem mächtigen Volke machen. Und in der langen Einsamkeit, umringt von großen Naturscenen am Sinai und Horeb, ward allmälig seine starke Seele von dem großen Gedanken begeistert, er könne wohl der Mann seyn, durch welchen Jehova die Befreiung seines Volks, und die Hinüberführung nach Kanaan beschlossen haben möchte. Merkwürdig ist es, daß diesem außerordentlichen Manne ein Hauptorgan für die Beherrschung eines wilden Schwarms abging: er hatte eine schwere, stammelnde Sprache. Dennoch verzweifelte er nicht; denn der Herr befahl ihm, seinen beredten Bruder Aaron zu seinem Sprecher zu machen. Mit diesem hatte er schon am Sinai eine Zusammenkunft, in der er ihn mit seinem Plane bekannt machte. Hierauf reiseten sie beide nach Aegypten, versammelten zuerst insgeheim die hebräischen Familienväter, machten sie mit dem Rufe Jehovens bekannt, der an Moses ergangen sey, und überzeugten sie zuletzt durch einige Wunder. Sodann gingen sie geradezu an den König, nannten ihm gleichfalls den göttlichen Befehl, und baten für das ganze israelitische Volk um die Erlaubniß, auf drei Tage in die benachbarte arabische Wüste ziehen zu dürfen, um daselbst ihrem Jehova ein großes Nationalopfer zu bringen. Pharao merkte die List, und ließ die Strenge gegen die hebräischen Frohnarbeiter verdoppeln, die dadurch nur gegen ihren neuen Propheten aufgebracht wurden, dem sie mit Recht die Verschlimmerung ihres Zustandes beimaßen. Moses und Aaron ließen indessen den Muth nicht sinken. Das nächste Frühjahr brachte eine ungewöhnliche Menge Ungeziefer mit, es fielen dicke, finstere Nebel, und eine Epidemie brach aus. Moses ging abermals zum Könige, und stellte ihm jene Plagen als Wirkungen des Zorns des beleidigten Jehova vor. Aber auch dies gelang ihm nicht, und vermuthlich rettete nur sein Priesterstand ihm das Leben. Erst die zehnte der verheerenden Landplagen bewegte Pharaos verstocktes Herz, die Hebräer ziehen zu lassen. In der Gegend von Raemses ging der Ausmarsch. Moses führte sie durch die Wüste längs dem arabischen Meerbusen. Pharao aber zog ihnen nach mit allen seinen Kriegsschaaren und ereilte die Israeliten, die am rothen Meere gelagert waren. Da hub Moses sein Stab über das Meer, die Wässer theilten sich von einander, und die Kinder Israel gingen hinein, mitten ins Meer, auf dem Trockenen. Die Aegypter folgten; da stürzten aber die Fluthen über ihren Häuptern zusammen, und Reuter und Rosse ertranken. Wie sehr er nun auch hierauf das Vertrauen auf die unsichtbare Leitung Jehovens zu stärken suchte, so konnte er zuletzt doch kaum das allgemeine Murren stillen. Er hatte sie in ein Land, „wo Milch und Honig fließe," zu führen versprochen, und schleppte sie nun in brennenden Sandwüsten herum, wo sie oft vor Durst verschmachteten. Aus ruhigen, wenn gleich sklavischen,

Wohnsitzen hatte er sie gerissen, um sie jetzt aufs Ungewisse in unbekannte Gegenden zu führen, wo sie sich mit andern herumziehenden Haufen nicht selten um ihre Habe oder um einen bequemen Lagerplatz schlagen mußten. Aber mit bewunderungswürdiger Weisheit und Kraft verfolgte er den Plan, die störrische Menge zum gesitteten, frommen und selbstständigen Volke zu machen. Er schaffte den Hungrigen Brod vom Himmel und öffnete den Durstigen neue Quellen aus den Felsen Horebs. Im dritten Monat nach dem Auszuge aus Aegypten kamen sie in die Wüste Sinai, und Moses begann ihnen das Gesetz Jehovahs zu verkündigen. Auf den uralten Glauben der Erzväter gegründet, sind diese Gesetze mehr eine Herstellung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. Außer den zehn Geboten, die das Fundament aller Gesetze sind, gab Gott durch Moses seinem Volke eine vollständige Sammlung von gottesdienstlichen, sittlichen und bürgerlichen Verordnungen. Einige sittliche Gesetze sind durch die vollkommnere Sittlichkeit des Evangeliums veredlet worden; vorzüglich diejenigen, welche die Ehe betreffen. Die bürgerlichen Gesetze waren zum Theil dem individuellen Zustande des Volkes Israel angemessen, und sollten sich weder über die Gränzen des Raums, noch über die Gränzen der Zeit, welche dessen Verfassung dauerte, erstrecken. Sie hatten, als Gesetze Gottes, keine Verbindlichkeit für andere Völker, haben es auch anjetzt nicht; wiewohl viele derselben, ihrer außerordentlichen Weisheit wegen, von allen Völkern aufgenommen worden, und einen ansehnlichen Theil der Gesetze aller gebildeten Völker ausmachen. Dieser Charakter übermenschlicher Weisheit erhellet auch aus ihrer Dauer. Beinahe während sechszehn Jahrhunderten bestand das israelitische Volk als unabhängige Nation. Im ersten Jahr dieser Nation gab Gott ihr diese Gesetze, und sie bestanden mit ihr, ohne irgend einer Abänderung, irgend eines Zusatzes zu bedürfen. Wer hier nicht den Finger Gottes erkennet, der kennt den Menschen nicht. Es sind dieser Gesetze gleichwohl, in Vergleichung mit den Gesetzen andrer Völker, sehr wenig; aber die einfache Lebensart der Israeliten; der, durch gleiche Vertheilung der Landgüter, und durch nothwendigen Rückfall derselben im Jubeljahr auf das Geschlecht, welches sie in Pfand gegeben, gesicherte Wohlstand der Geschlechte; wie auch die Einschränkung des Handels, welcher Ungleichheit erzeugt, gaben diesem Volke eine Lage, in der es weniger Gesetze bedurfte, und eines hohen Grades häuslichen Glückes fähig ward. Die Handhabung dieser Gesetze übertrug Moses dem Stamme Levi, dem er selbst zugehörte. Dieser, als der gottgeheiligte, sollte unter den elf andern zerstreut wohnen und das Recht haben, für sich jährlich den Zehnten von ihrem Eigenthum einzufordern. Ungeachtet die neuen Gesetze durch ihre innere Vortrefflichkeit ihren göttlichen Ursprung so deutlich verriethen, so war das Volk doch zu blödsinnig, es zu erkennen. Schon nahe am Ziele des Weges nach dem gelobten Lande sah Moses sich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen, und 40 Jahre mühseligen Umherziehens mußten vergehen, die harten Strafen, die das Gesetz dem Uebertreter droht, mußte mit eiserner Strenge vollzogen werden, alle, die im Mannesalter aus Aegypten zogen, mußten absterben, ehe das Gesetz bei dem während des Zuges herangewachsenen Geschlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. Moses selbst ward nicht vergönnt, die vollkommene Ausführung seiner Idee zu erleben. Nahe an der Gränze des gelobten Landes, als das Volk 40 Jahre in der Wüste gewesen und bald über dem Jordan ziehen sollte, empfing Moses ein Vorgefühl von seinem nahen Tode. Er erlegte demnach in einer feierlichen Versammlung seine Anführerstelle in Josuas Hände nieder und ließ diesen durch den Hohenpriester öffentlich zu seinem Nachfolger weihen. Dann empfahl er Allen nochmals Gehorsam gegen Jehovahs Gesetze und Ausrottung aller Stämme in

Kanaan. Hierauf bestieg er einsam einen Berg in Peräa jenseit des Jordans, und als er den Gipfel des Berges betrat, fand er den sich offenbarenden Gott. Dieser zeigte ihm das Erbe der Verheißung. Darauf starb er, 120 Jahre alt, und Jehovah begrub ihn im Thale des Landes Moab, und Niemand hat je sein Grab erfahren. Und es entstand nachher, wie Mos. V. 34. geschrieben steht, kein Prophet auf in Israel, wie Moses, den der Herr erkannt hätte, von Angesicht zu Angesicht; in allerlei Zeichen und Wundern, welche ihn der Herr sandte zu thun in Aegypten, vor Pharao und allen seinen Knechten, und vor seinem ganzem Lande, zur Erweisung mächtiger Hand und großen Thaten, so Moses that vor den Augen des ganzen Israel. — Ueber seine Schriften, die er zur Erhaltung empfangener Traditionen von der Geschichte der Urwelt und zum Gedächtnisse seiner Thaten, Schicksale und Gesetze niedergeschrieben, siehe den Art. Hebräische Literatur.

Mosheim (Joh. Lor. v.), einer der ausgezeichnetsten Theologen der evangelischen Kirche Deutschlands im vorigen Jahrhundert, entsprossen aus einem steiermärkischen Geschlechte und 1694 zu Lübeck geb. Auf der Universität zu Kiel begann er seine wissenschaftliche Laufbahn und wurde 1718 daselbst Magister und im folgenden Jahre Mitglied der philos. Fakultät. Er lehrte mit großem Beifalle, zeigte auch bald sein Talent auf der Kanzel sowohl, als in Schriften, wodurch er sich einen ausgebreiteten Ruhm erwarb. Von allen Seiten her erhielt Mosheim die ehrenvollsten Anträge, wählte aber die Professur der Theologie zu Helmstädt, wo er 1723 seine Vorlesungen begann. Sein Verdienst ward bald gekrönt; denn 1726 wurde er Kirchen= und Konsistorialrath, Abt zu Marienthal und Michaelstein; später General=Schulinspektor im Herzogthum Wolfenbüttel und endlich folgte er 1747 dem Rufe eines Kanzlers der Hochschule nach Göttingen, welche Würde vor und nach ihm Niemand bekleidete. Seine tägliche Vorträge über die Kirchengeschichte, so wie die meisten Zweige der Theologie fanden außerordentlich viele Zuhörer und Bewunderer. So wirkte er rastrastlos thätig, auch seines moralischen Charakters wegen geschätzt, bis an seinen 1755 erfolgten Tod. Mosheim hat sich in den gesammten theologischen Wissenschaften unsterbliche Verdienste erworben. Vorzüglich in der Kirchengeschichte machte er Epoche; er gab ihr ein vielseitigeres Interesse, eine schönere Gestalt, trug sie mit tieferer Menschen= u. Weltkenntniß pragmatisch vor und setzte sie in engere Verbindung mit der Geschichte der Philosophie und mit den mannichfaltigsten anderweitigen Kenntnissen. Er war der Verbesserer von Arnolds nicht allzuglücklich gerathenem Versuch. In der Ketzergeschichte war er gleichsam ein neuer Schöpfer und wußte die künstlichsten Systeme der Ketzer zusammenzusetzen; wenn er dabei irrte, so geschah es aus einem Fehler der Liebe. Gebildet durch das Studium der griechischen und römischen Klassiker schrieb er über die Geschichte der Kirche mit edlem Geschmacke und in echt römischer Sprache. Sein Hauptwerk in diesem Fache sind die Institutiones hist. eccles. libr. VI. Helmstädt 1755, 4., die vorher unter mancherlei Gestalt erschienen sind, nachher auch deutsch übersetzt und vermehrt wurden. Seine Sittenlehre der h. Schrift (4te Aufl. 5 Thle. Helmstädt 1753, 4.) ist mit Geschmack, zartem moralischem Gefühle, Welt= und Menschenkenntniß geschrieben, und sammt der Fortsetzung von Miller (4 Bde) das Beredteste und Ausführlichste, welches in diesem Fache in der evangelischen Kirche geschrieben ist. In der Kritik kirchenhistorischer Urkunden, Erzählungen und Begebenheiten besaß er eine große Stärke und bewies hierin nicht nur scharfes Urtheil, sondern oft einen sehr sinnreichen Witz. Mosheim, ein Verbesserer der deutschen Sprache und Beredsamkeit überhaupt, glänzte auch als solcher in seinen Predigten (h. Reden, Hamb. 1732 u. ff. 3 Bde). Noch nie war vorher in einer so schönen, kräftigen, anmuthigen Sprache in der

deutsch-evangelischen Kirche geprediget worden. Es ist nicht nur das Oratorische, das Blühende, die Fülle, wodurch sich seine Predigten auszeichnen und worin er zuweilen das Maß überschreitet, sondern auch die gehaltene Begeisterung, das Rührende, Gründliche, der tiefe moralische Blick, die treffende und fruchtbare Benutzung der h. Schrift. Im Fache der Homiletik eröffnete er ebenfalls eine neue Laufbahn. Er widersetzte sich den alten Predigmethoden, dem Mangel an Bestimmtheit, Ordnung, Klarheit und Geschmack, welchen sich viele Spenerianer zu Schulden kommen ließen, und dem zweckwidrigen Gebrauche der Wolfischen Philosophie auf gleiche Weise. In seiner Anweisung erbaulich zu predigen (2te Aufl. 1771, 8.), verbreitet er sich besonders darüber, daß der Prediger beständig die Fähigkeiten und Bedürfnisse seiner Zuhörer sich vergegenwärtigen und sich nach denselben richten, daß er sich beständig fragen müsse, was wirken, belehren, erbauen, bessern werde. Im Style der Predigten verlangt er auch Lebhaftigkeit, Anstand, Würde und etwas mehr Schmuck, als in der Sprache der gesitteten Welt.

Moskau oder **Moskwa**, russisches Gouvernement, 474½ □ M., 1.337.900 Einw., mit 13 Kreisen, wo die alte und erste Hauptst. des Reichs Moskau unter 55° 45′ N. Br liegt in einer angenehmen, hügeligten und fruchtbaren Gegend an beiden Ufern der Moskwa, welche der Wolga zuströmt und in der Stadt selbst die Jausa und einen trägen Morastbach, die Neglima, aufnimmt. Sie gehört zu den ältesten Städten des Reichs, ist aber sehr oft durch Feuersbrünste beinahe gänzlich verwüstet worden. Nach Einigen soll sie schon im 9ten Jahrh. entstanden seyn. Gewisser ist, daß sie zwischen den Jahren 1155 und 57 von dem Großfürsten Jury (Georg) Wladimirowitsch angelegt (die Großfürsten wohnten früher theils in Kiew, theils in Wladimir), aber von den Mongolen bald nachher gänzlich zerstört worden. Daniel Alexandrowitsch baute sie ums J. 1296 von Neuem und sie nahm schnell an Wohlstand und Volksmenge zu; erst 1367 ward der fürstliche Pallast von Stein erbaut. Noch später ward sie mehrere Malen von den Tataren bedroht und 1571 von den krunis. Tataren verbrannt. Beinahe das nämliche Schicksal erfuhr sie 1611 von den Polen, wo nur der Pallast und einige Kirchen stehen blieben. Auch sonst in den Jahren 1737, 48, 52 und 73 haben hier große Feuersbrünste gewüthet, welche oft ein Viertel der Stadt in Asche legten. Das schrecklichste Schicksal erfuhr sie in der neuesten Zeit 1812, als nach dem Einzuge der Franzosen die Stadt am 14. Septemb. an vielen Orten in Brand gerieth, so daß bis zum 20sten, wo das Feuer in sich selbst erlosch, von 9158 Häusern nur noch 2626 übrig waren. Die wahrscheinlichste Meinung über die Entstehung ist die: daß weder die Russen noch die Franzosen den Brand absichtlich angelegt, sondern daß er, bei der Entfernung beinahe aller Einwohner und aller Rettungsmittel, durch die Unvorsichtigkeit der in den vielen tausend hölzernen Buden plündernden und halb berauschten Franzosen an mehrern Orten zugleich zufällig entstanden, dann aber sowohl von den gemeinen Soldaten, als von den aus den Gefängnissen entsprungenen Verbrechern sey absichtlich und muthwillig vergrößert worden. Der Kreml aber oder die Festung im Mittelpunkte der Stadt, ward von den abziehenden Franzosen am 23. Octob. auf Befehl Napoleons gesprengt. Seitdem ist Moskwa mit unglaublicher Schnelligkeit in wenigen Jahren wieder aus der Asche emporgestiegen und zur ewigen Erinnerung an den Abzug und die Vernichtung der Feinde hat der Kaiser Alexander ein aus künstlich zusammengefügten und aufgethürmten eroberten Geschützen gebildetes, pyramidalisches Denkmal errichten lassen, und nach seinem Beschlusse wird eine, dem Erlöser

geweihte, prachtvolle Kirche aufgeführt. Moskwa liegt auf einem hügeligten Boden, so daß die meisten Straßen uneben sind und einige tief liegende Stadttheile einen morastigten Boden und eine ungesunde Luft haben. Indessen ist, im Ganzen genommen, Moskwa kein ungesunder Ort und das Klima etwas weniger rauh, als das von Petersburg; doch ist es meist stürmisch, und ganz heitre Tage kommen nur selten, im Sommer und mitten im Winter, vor. Birnen, Pflaumen, Kirschen werden zwar im Freien gezogen, erlangen aber nie den Wohlgeschmack, welchen sie in wärmern Gegenden haben; dagegen sind auch manche anderwärts giftige Pflanzen hier und mehr noch nördlicher unschädlich, und werden ohne üble Folge genossen. Einen empfindlichen Mangel leidet die Stadt an gutem Wasser, obgleich es keineswegs an Brunnen fehlt; das beste ist noch das der Jausa. Katharina wollte einige vortreffliche Quellen 14 Werste weit nach der Stadt leiten, die Arbeit ist aber nie vollendet worden. Moskwa's Straßen waren, wenigstens vor dem großen Brande, sehr unregelmäßig, meist eng, schlecht gepflastert, noch schlechter erleuchtet, und die abgelegnern Gassen gar nur, wie viele Landstraßen in Rußland, mit Knüppelholz belegt. Der Fußgänger befindet sich dabei übel, aber auch nur der ärmste geht hier zu Fuß, jeder irgend bemittelte hält Pferde und Wagen, so daß man nach einer sehr mäßigen Berechnung an 25.000 Kutschen und weit über 50.000 Pferde zählen kann, da die Großen nie mit weniger als 4, meistens mit 6 Pferden fahren. Das ganze Moskwa bietet einen von dem andrer Hauptstädte durchaus abweichenden Anblick dar. Moskwa hat unendlich mehr den alten Nationalcharakter in Bauart und Sitten beibehalten, als Petersburg. Die Stadt hat folgende Haupttheile: 1) Kreml; 2) Kitaigorod auf der einen Seite von der Ringmauer des Kreml und von der andern auch mit einer Mauer umschlossen und mit dem Thürmen befestigt, mit der großen Kirche die aus 20 besondern Kirchen besteht, dem kais. Münzhause, der Universitätsdruckerei, den großen Kaufgewölben, Magazinen und Buden ꝛc.; 3) Beloigorod mit den Universitätsgebäuden, Ritterakademie und Gymnasium; 4) Semlänoigorod mit einem Erdwall umgeben; 5) 30 Sloboden oder Vorstädte, auf einem Flächenraum von 16.120.000 Quadratfaden 1824. 10.000 Häusern, wovon 2000 von Stein in 64 Haupt- und 521 Nebenstraßen, 300.500 Einw. mit den 20.000 Soldaten. Die Universität (1755 errichtet) hat im Sept. 1813 ihre Vorlesungen wieder eröffnet und besitzt wieder ein schönes Gebäude, Loders anatomisches Kabinet, ein mit derselben verbundenes Gymnasium, Bibliothek (10.000 Bände), Sternwarte, botan. Garten, ein anatomisches Theater, eine Naturaliensammlung ꝛc.; 1824. 655 Studenten; Sammlung von Modellen und Maschinen, Münzen und Medaillen, phys. Instrumenten ꝛc., Klinikum, chem. Laboratorium, pädagog. Institut und Seminär, chirurg. und Hebammeninstitut, Entbindungshaus, Buchdruckerei mit 12 Preßen ꝛc.; unter ihr steht eine adliche Pensions-(Erziehungs-)Anstalt, ein damit verbundenes Gymnasium für 160 Adliche, und das Gouvernementsgymnasium für 500 Schüler, von denen 80 auf Kosten der Krone unterhalten werden. Dann eine Kreis-, zwei deutsche Frei-, eine Handel-, achtzehn russ. Elementar- und eine Militärschule, mehrere Privatinstitute, weibliche Erziehungsanstalten für Adliche und Bürgerliche (das Katharineninstitut benannt), eine Thierarzneischule, eine slavisch-griechisch-latein. Akademie (1685 gestiftet im saikonospask. Kloster, zur Bildung gelehrter Geistlichen), ein griech. geistl. Seminär zur Bildung der Unterpopen und Kirchendiener, zehn Buchdruck. und eben so viele Buchhandlungen mit russ., deutschen, franz., latein. ꝛc. Büchern, mehrere Musikalien- und Kupferstichhandlungen. Im J. 1820

erschienen 7 Zeitungen und Journale. Die Stadt hat 386 Kirchen, auch 2 luther. Kirchen für die 9000 Deutsche, eine reformirte, eine armenische, eine katholische ꝛc., 15 Mönchs- und 9 Nonnenklöster, schöne Kaufhöfe (Gestinnoi-Dwor), statt des zerstörten Arsenals eine neue Rüstkammer, ein großes Exerzierhaus, das 560 F. in der Länge, 168 F. in der Breite und 44 F. in der Höhe hält, 3 Arschinen (Ellen) dicke Wände und ein Dach mit einem bewunderungswürdigen Hängewerk, ohne Säulen und Pfeiler hat, in dem 2000 Infanteristen oder 1000 Reuter auf einmal manövriren können; der große Saal im Justizpallast zu Padua, der größte Europens, ist 300 Schuh lang, 100 breit und eben so hoch, das petrowskische Theater, aus Stein und Gußeisen erbaut, mit einem 70 F. langen und 10. F. hohen Saale und 3000 bequemen Plätzen für Zuschauer, die freie ökonom. Gesellschaft mit einer Landbauschule für 80 Zöglinge ꝛc., der Sitz zweier Erzbischöfe, Landmessungskomptoir, Militärinstitut (vor 1824 in Smolensk), Gesellschaft russischer Literaturfreunde (1810 gestiftet), Gesellschaft russ. Geschichte und Alterthümer (1804 gestiftet); mediz. phys. Societät zur Erörterung der Naturwissenschaft und Arzneimittellehre, k. Gesellschaft der Naturforscher, pharmazeut. Gesellschaft, Bibelges. (die in dem 11. J. ihres Daseyns bis Apr. 1824, 79.500 Bibeln in fünf Sprachen und 16 Auflagen zum Drucke befördert hat) ꝛc. Zu den 50 wohlthätigen Anstalten gehören das Waisenhaus (1820. 84 Mädchen freien Standes), Findelhaus (1820 mit 2000 Kindern und 100.000 Rub. jährlicher Einkünfte), das galizynsche Hospital, das der 1793 verstorbene Fürst Galizyn mit 800.000 Rub. gestiftet hat, mit einem Krankenhause für 100 Kranke, eine Versorgungsanstalt für Arme und einem Entbindungshause für arme Schwangere; das vom Kaiser Paul als Großfürsten gestiftete Hospital für arme, kranke und abgelebte Männer von allen Nationen, Ständen und Religionen; das Katharinenhospital für Frauenspersonen, das Invalidenhaus, das Generalfeldhospital mit einer chirurg. Lehranstalt für Zöglinge, die auf Kosten der Krone unentgeldlich unterrichtet werden und als Feldscheerer in die Armee oder zur Flotte treten ꝛc. Die Fabriken liefern feines Mitteltuch, Zucker, Leder, Nankin, Piqué, Zitz, Halstücher, Band, Atlas, Sammet, Taffet, Levantine, Porzellan, Fayence, Leinwand, Hüte, Strümpfe, Karten ꝛc.; Bierbrauereien, Branntweinbrennereien ꝛc. Moskau ist der Mittelpunkt des gesammten innern Handels. Auch in den umliegenden Dörfern, sind viele Tuch-, Baumwoll- und Seidenweberstühle neben dem Ackerbau in voller Thätigkeit. An die Stelle der früher auf dem Thurm Iwan Welike gestandenen und durch die Franzosen beschädigten großen Glocke ist 1819 eine Glocke gegossen worden, die 4000 Pfund an Gewicht hat. Auf dem rothen Plan dem Kreml gegenüber ist das Denkmal des Bürgers Minin und des Fürsten Posharsky, die 1612 ihr Vaterland von der polnischen Oberherrschaft befreiten. Wasserleitungen vom Dr. Mütische. In der Nähe von Moskwa sind Mineralquellen.

Moskwa (die Schlacht an der), s. Borodino.

Most, frischer Traubensaft, der noch nicht gegohren hat. Er ist lieblich zu genießen; weil er aber von seiner Unreinigkeit nicht geschieden ist, so behält er viele schädliche Eigenschaften, macht Blähungen, Verstopfungen in der Leber, Milz und dem Gekröse, und verursacht den Nierenstein. Er hat viel Zucker, so wie auch Gallerte, die ihn zur Gährung geneigt machen.

Motette, Motete, ein Singestück, wozu die Worte prosaisch und gewöhnlich ein Spruch aus der Bibel sind. Es wird nach Fugenart behandelt und von vielen Stimmen aufgeführt.

Motiv, Triebfeder, Bewegungsgrund, heißt jeder Antrieb, d. i. der als Bestimmungsgrund einer Handlung vorgesteckte Zweck. Die

Motive sind 1) entweder Triebfedern, d. i. subjektive Motive, oder 2) Bewegungsgründe, d. i. Vorstellungen objektiver Zwecke, als Gründe des subjektiven Wollens. Triebfedern können sehr unvernünftig seyn, in sofern sie ihren Grund in subjektiven Neigungen haben. Bewegungsgründe sind Antriebe für vernünftige Wesen. „Was konntest du irgend für einen Antrieb gehabt haben, die unschuldigen Tauben zu tödten?“ sprach der Löwe als Richter zum Marder. „Die Triebfeder erwiederte dieser, die alle Marder zur Mordsucht reizt, der Wohlgeschmack des warmen Blutes.“ „Weißt du denn aber nicht, daß das Gebot sagt: Du sollst nicht tödten?!“ „Bewegungsgründe dieser Art,“ war die Antwort, „kennen wir Marder nicht; du selbst, König Löwe, befolgst sie nicht, und hast sie wahrscheinlich erst seit kurzem von den vernünftigen Menschen erlernt!“

Motte (Anton Houdar de la), ein berühmter Literator aus den letzten Zeiten Ludwigs XIV., wurde 1672 zu Paris geboren, wo sein Vater ein Hutmacher war. Dieser bestimmte ihn zur Rechtsgelehrsamkeit, doch er konnte keine Neigung zu diesem Studium fassen und wandte sich auf die Dramatik. Er trat fleißig auf Liebhabertheatern in Moliereschen Stücken auf und prüfte 1693 zuerst durch seine Originaux seinen Beruf zur dramatischen Poesie, jedoch mit so unglücklichem Erfolge, daß er aus Unmuth Trappist werden wollte. Der berühmte Abbe Bouthillier de Rance aber brachte ihn von diesem übereilten Entschlusse ab, und la Motte nach Paris zurückkehrend begann allmählig seine alte Vorliebe für das Theater wieder zu fassen und sich von Neuem in der dramatischen Poesie namentlich in der Oper zu versuchen, und diesmal mit solchem Glücke, daß ihm die Kritik in Kurzem den ersten Rang nach dem berühmten Quinault einräumte. Hierdurch aufgemuntert schrieb er auch später mehrere Tragödien und Komödien, die aber nicht alle mit gleichem Beifall aufgenommen wurden. Auch hat sich la Motte als Oden- und Fabeldichter ausgezeichnet, und verdient in letzterer Beziehung neben seinen Freund Fontenelle gestellt zu werden. Zuletzt verwickelte er sich durch seine Uebersetzung der Iliade, besonders durch eine seinem Werke vorgesetzte Einleitung, in welcher er den alten griechischen Dichter herabzusetzen suchte, so wie durch seinen in gleicher Zeit erschienenen Discours sur la tragédie, sur l'écloge, sur l'ode, sur la fable etc., in langwierige Streitigkeiten mit den französ. Kritikern, unter welchen ihn besonders Mad. Dacier, Voltaire und J. B. Rousseau angriffen; doch verlor er in diesen Streitigkeiten, in dem seine Gegner oft in Heftigkeit geriethen, nie die Mäßigung. In seinen besten Jahren hatte er übrigens, in Folge der ihn frühe befallenen Gicht, das Unglück, zu erblinden, und seine Gesundheit war so wankend, daß er sich nur mit der einfachsten Kost behelfen durfte und zuletzt oft vor Schwäche und Lähmung nicht gehen konnte. 24 Jahre lang verlebte er in dieser traurigen Lage, ohne daß die Heiterkeit und Sanftmuth seines Geistes dadurch litt, und ein Verwandter versah in dieser Zeit die Stelle eines Lektors und Sekretärs bei ihm. Im 59. Jahre seines Alters 1737, machte endlich der Tod seinen vielfachen körperlichen Leiden ein Ende.

Motto (aus dem Italienischen), ein witziger Spruch, Denkspruch, heißt bei uns besonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftstellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Tendenz irgend einer prosaischen oder poetischen Schrift dem Ganzen vorsetzt. Oft huldigt man aber damit nur der Mode, und das Motto steht in keiner oder sehr entferneter Beziehung mit dem Innern.

Motus proprius, bei den römischen Canonisten, die freie Entschließung des Papstes zu einer Verordnung, welche durch eignen innren Antrieb, nicht durch äußere Veranlassung oder fremde Eingebung erzeugt worden ist.

Mounier (Jean Joseph), geb zu Grenoble 1768, widmete sich früh dem Staatsdienst, spielte beim Ausbruch der französischen Revolution eine große Rolle und war am 20. Juni 1789 einer von den Anstiftern der Sitzung des Eides im Ballhause, womit gewissermaßen die Revolution ihren Anfang nahm. Es wurde daselbst eine Adresse an den König votirt und eine Entfernung der Truppen von der Nationalversammlung gefordert. Jeder Tag bis zum 5. Dec. ward von ihm durch neue Maßregeln bezeichnet, die er dem Nationalkonvent vorschlug und wodurch die Schritte der Revolution so sehr beschleunigt wurden. Als er aber in der stürmischen Sitzung vom 5. auf den 6. Okt. gewahr wurde, daß eine Rotte zügelloser Jakobiner sich der Regierung bemächtigen würde, hielt er die wahre Freiheit für verloren, kehrte nach Dauphine zurück, forderte den 21. Nov. seine Entlassung und suchte in folgender Schrift: Exposé de ma conduite et des motifs de mon retour en Dauphine, sein Betragen zu rechtfertigen, worauf zu Genf, wohin er sich zurückgezogen, noch: Appel au tribunal de l'opinion publique folgte. Sich hierauf nach Deutschland begebend, fand er in Weimar günstige Aufnahme und erhielt selbst das Lustschloß Belvedere zur Anlegung eines Erziehungsinstituts für junge Engländer. Mounier war hier aufs Vielfachste thätig und nützlich und arbeitete unter andern auch hier die Schrift: De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés, sur la révolution de France aus, welche zuerst 1801 in Tübingen und jetzt neuerdings in Paris (1821) erschienen ist. Er sucht in diesem Werke die Philosophen von dem Vorwurfe, daß sie durch die von ihnen ausgestreueten Grundsätze die französ. Revolution herbeigeführt hätten, zu befreien. Nach dem 18. Brumaire kehrte Mounier nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfekten des Departements der Ille und Vilaine, und 1804 zum Mitglied des Erhaltungs-Senates ernannt, das Jahr darauf aber in den Staatsrath berufen. Er starb 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienste des Staats; er war erst Auditeur des Staatsraths, im Jahr 1815 kam er aber in die Deputirtenkammer und 1817 erhielt er den wichtigen Auftrag, die gemischte Commission zu präsidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte. Später wurde er zum Pär des Reichs erhoben.

Mouradja d'Ohsson, aus Konstantinopel gebürtig, trat sehr früh in die Dienste der schwedischen Gesandtschaft bei der ottomannschen Pforte, wurde durch seine Talente Chargé d'Affaires, Ritter des Wasaordens und bevollmächtigter Minister und außerordentlicher Botschafter. In dieser Lage und bei seinen außerordentlichen Kenntnissen in den Sprachen des Orients faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomannischen Reichs und sammelte die dazu nöthigen Materialien, die er 1784 in Paris ausarbeitete. In den Jahren 1788 und 89 erschienen die beiden ersten Bde. seines Tableau général de l'Empire ottomane, die er mit bedeutendem Kostenaufwande drucken ließ. Die Unruhen beim Ausbruch der französischen Revolution führten eine Unterbrechung dieses Werkes herbei. Mouradja begab sich wieder nach Konstantinopel, wurde daselbst von Selim III. gütig empfangen, der sich das Werk vorlegen ließ und ihm fernere Unterstützung zur Vollendung desselben gewährte. Bei seiner Rückkehr nach Paris fand er nur wenig von seinem Vermögen wieder und selbst die Niederlagen erbrochen und geplündert, worin die Exemplare seines Werks, nebst Platten und Zeichnungen aufbewahrt worden waren. Er entwarf daher einen neuen Plan zu einem Werke, das den ganzen Orient umfassen sollte, und so entstand ein Werk in folgenden 3 Abtheilungen: Tableau historique de l'Orient, eine Geschichte aller Völker unter türkischer Botmäßigkeit; Tableau

général de l'Empire ottoman, eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten u. s. w.; l'histoire de la maison ottomane, von Osman I. bis 1158, welches zur Kenntniß des türkischen Reichs sehr vortheilhaft ist. Ohsson starb kurz vor Beendigung desselben 1807.

Moxa, ein Arzneimittel, welches zu Ausgange des 17. Jahrh. aus Ost-Indien zu uns kam, und als ein specifisches Mittel wider Gicht und Podagra empfohlen wurde, wogegen verschiedene Aerzte dafür hielten, daß es nur in der von wässerigen und schleimigen Feuchtigkeiten herkommenden Gicht anwendbar, in der mit Entzündung verbundenen aber nachtheilig sey. Man hält dafür, daß die Moxa nichts weiter sey, als die äußere wollige Haut einer Art Nessel oder Beifußes. Man machte davon kleine pyramidenförmige Körper, welche auf den leidenden Theil gesetzt und an der Spitze angebrannt wurden. Sie brannten ohne sonderlichen Schmerz ab, und hinterließen eine, Feuchtigkeiten abführende Kruste. Gegenwärtig bedient man sich dieses Mittels nicht mehr, bei den Japanern ist aber das Moxa-Brennen so gewöhnlich, als es, vor noch nicht langer Zeit, bei uns das Aderlassen war.

Mozambik, Küstenstrich an der Ostseite Afrika's, vom Fluß Coavo bis an den Fluß Cuama. Der nördliche Theil wird bisweilen auch die Küste Querimba genannt. Sie wird als das Eigenthum der Portugiesen betrachtet. Sandbänke, welche sich parallel mit der Küste hinziehen, machen die Annäherung gefährlich. Die Meerenge zwischen dem festen Lande und Madagaskar ist ungefähr 60 — 30 Meilen breit; sie wird häufig von Wallfischen besucht und hat viele über die Meeresfläche hervorsprudelnde süße Quellen. Die Küste selbst ist von unzähligen kleinen Flüssen trefflich bewässert, aber sehr ungesund. Der Boden ist jedoch beinahe durchgehends sehr fruchtbar an Getreidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Geflügel und Fischen. In den Gebirgen findet man Gold. Die Bewohner des Inneren werden Maquas genannt, und sind Neger, häßlich von Gestalt, aber kriegerisch und treu; sie sollen sich bis in die Gegend von Melinde unter 4° S. B. ausdehnen. Die Insel Mozambik 57° 58′ O. L. 15° 2′ B., eine halbe Stunde von der Küste entfernt, 1 Stunde lang und 600 Toisen in der größten Breite, besteht aus Sand, der sich von Seemuscheln gebildet, und hat viele Pomeranzen, Citronen, Limonien, indische Feigen, Palmbäume 2c.; nur süßes Wasser muß vom festen Lande geholt werden. Die Portugiesen, welche im Jahre 1489 auf ihrer ersten Fahrt nach Indien an diese Insel kamen, fanden schon auf derselben eine Stadt, die ansehnlichen Handel trieb, und einen arabischen König, der sie beherrschte. Diese Insel hatte wegen ihrer zum Handel bequemen Lage und als Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugiesen, als daß sie nicht bald hätten suchen sollen, sich derselben zu bemächtigen. Dies geschah auch. Die portugiesische Hauptstadt Mozambik liegt am Kanal gleichen Namens und zählt 2340 Einwohner, die aus hierher gebrachten Verbrechern, Galeerensklaven und ihren Kindern mit Negerinnen und Hindusfrauen aus Goa, ohne 10.000 Sklaven und Araber, bestehen. Sie ist der Sitz des portugiesischen Generalkapitäns von Mozambik (der die Gouvernements Mozambik, Guillimane, Rivieres de Senna, Sofala, Inhambane, Bahia de Lorenze, Marques und Cabo Delgado verwaltet, und alle 3 Jahre verändert wird) und eines Bischofs, hat einen vortrefflichen Hafen und ein Fort, 3 Pfarrkirchen und 2 Klöster, und ist der Mittelpunkt des portugiesischen Handels in diesen Gewässern mit Sklaven (jährlich an 3000), Elfenbein (jährlich an 800 Tonnen ausgeführt nach Goa 2c.), Goldstaub, der Wurzel Kalumb (die unangebaut in den dicken Wäldern an der Küste wächst, und wahrscheinlich zu der Ordnung Sar-

meniaceae **Linn.** oder **Menisperma Juss.** gehört) rc. Die maurischen Einwohner beherrscht unter portugiesischer Herrschaft ein Sherif.

Mozaraber, d. i. Fremdlinge unter den Arabern, Christen in Spanien, die so genannt wurden, weil sie unter der Herrschaft der Araber lebten, die eine Zeitlang Herren dieses Theiles von Europa waren. Bis gegen das Jahr 1170 hatten diese Christen, da ihre kirchliche Verbindung mit Rom fast gänzlich aufgelöst war, ihre eigene Liturgie, die Mozarabische genannt, die erst Gregor VII. abschaffte. Nur in einer Kapelle der Cathedrale von Toledo wird gegenwärtig der alte Ritus der Mozaraber noch beobachtet.

Mozart (Leopold), Tonkünstler, geb. zu Augsburg 1719, kam 1743 in die Kapelle des Erzbischofs von Salzburg, erhielt 1762 die Stelle eines Unterdirektors und widmete sich daneben dem Unterricht auf der Violine und der Composition. Im Jahr 1756 gab er: Versuch einer gründlichen Violinschule heraus, die allgemeinen Beifall fand. Auch hinterließ er Oratorien, Kirchen- und Theaterstücke u. s. w. Sein Sohn

Mozart (Joh. Chrysostomus Wolfgang Amadeus), der größte deutsche Komponist, wurde 1756 zu Salzburg geb. Im 4. Jahre seines Alters fing sein Vater gleichsam spielend an, ihn einige Menuets und andere Stücke auf dem Klaviere zu lehren; eine Sache, die dem Lehrer eben so leicht und angenehm wurde, als dem Lehrling. Zu einer Menuet brauchte er eine halbe Stunde, zu einem größern Stück eine Stunde, um es zu lernen; um es dann mit der vollkommensten Nettigkeit und dem festesten Takte zu spielen. Von nun an machte er solche Fortschritte, daß er in seinem 5. Jahre schon kleine Stücke komponirte, die er seinem Vater vorspielte und von diesem zu Papier bringen ließ. Ehe er die Musik kannte, war er für jedes Kinderspiel so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken vergessen konnte. Von der Zeit an, daß er mit der Musik bekannt wurde, verlor er allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit, und wenn ihm ja noch diese Zeitvertreibe gefallen sollten, so mußten sie mit Musik begleitet seyn. Obgleich er auch die obigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte, so war es doch vor allen die Musik, von der seine Seele voll war, und mit der er sich unablässig beschäftigte. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, so daß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war, und jede Stufe der Fortbildung bemerken konnte, oft davon überrascht und darüber in ein Erstaunen, wie über eine Wunder gesetzt wurde. Ein Zug mag zum Beweis hievon dienen: einst kam der Vater mit einem Freunde nach Hause, und sie fanden den fünfjährigen Knaben mit der Komposition eines Klavierkonzertes beschäftigt; anfangs lachten sie über das Geschreibe von Noten, die man kaum lesen konnte, indem sie größtentheils auf ausgewischte Tintenflecken geschrieben waren. Als aber sein Vater die Komposition selbst mit Aufmerksamkeit betrachtete, blieb sein Blick lange starr auf das Blatt geheftet, bis endlich helle Thränen der Bewunderung und Freude seinem Auge entfielen. „Sehen Sie, Freund!" sagte er mit Rührung, und Lächeln, wie „Alles richtig und nach der Regel gesetzt ist; nur kann man es nicht brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre." In seinem 6ten J. war er nun schon so weit in der Kunst gekommen, daß der Vater mit ihm und seiner ältern Schwester, Maria Anna, die auch ein musikalisches Genie war, die erste Reise nach München und bald darauf nach Wien unternehmen konnte, wo die beiden kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden. Das Lob der Menge machte schon als Kind keinen Eindruck auf ihn, und nur vor Kennern spielte er mit Feuer und Aufmerksamkeit. So verlangte einst der Knabe vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil holen lasse, und vor diesem spielte nun der junge Mozart ein Konzert desselben mit der bewunderungswürdigsten Fertigkeit. Er hatte bis jetzt bloß das kleine gespielt.

Aber der Geist der Harmonie, der in seiner Seele wohnte, kam allen Erwartungen und allem Unterrichte beiweitem zuvor. In Wien war ihm eine Geige geschenkt worden, und als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, hatte er auf derselben bereits solche Fortschritte gemacht, daß er zur Bewunderung aller Anwesenden die zweite Violine zu einem Trio mit Präcision zu spielen vermochte. Immer mehr zeigte es sich nun, daß sein Ohr ganz für die Musik gebaut war. Mit leisem Gefühle bemerkte er die feinsten Unterschiede der Töne, und jeder Mißklang, ja sogar schon jeder rauhe, durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, spannten ihn auf die Folter. So hatte er in dieser Freude der Kindheit und fast bis an sein zehntes Jahr eine unbezwingliche Furcht vor der Trompete, wenn sie allein ohne andere Musik geblasen wurde, und wenn man ihm ein solches Instrument nur vorhielt, so that es eben die Wirkung auf ihn, als wenn man Andern eine geladene Pistole aufs Herz setzte. So sank er einst beim Ton derselben bleich und leblos zur Erde. Er hatte ein so außerordentliches Tongefühl und Gedächtniß, daß er einst die um einen halben Ton verschiedene Stimmung seiner eigenen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hause gespielt hatte, zum Erstaunen der Anwesenden, welche diese Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im Juni 1763, also im siebenten Jahre des Knabens, machte die Mozart'sche Familie die erste große Reise außer Deutschland, wodurch nun der Ruhm des frühen Künstlers sich allgemein verbreitete. Sie gingen nach München, wo der junge Mozart ein Konzert auf der Violine beim Kurfürsten spielte und schon dazu aus dem Kopfe präambulirte. Nachdem sie mehrere große Städte besucht hatte, kam sie in Nov. in Paris, wo sie sich 21 Wochen aufhielt, und der junge Mozart seine ersten Klavierkonzerte herausgab. Den 10. Apr. 1764 reiste die Familie nach England, wo der Sohn mit dem größten Beifall die Orgel spielte. In einem öffentlichen Konzerte wurden nur Symphonien von seiner Komposition vorgetragen. In Paris sowohl als in London, legte man dem Sohne verschiedene Stücke von Bach, Händel, Paradies und andern Meistern vor, die er nicht nur vom Blatt spielte, sondern sie auch sogleich in dem angemessenen Tone und mit aller Nettigkeit vortrug. Während dieses Aufenthaltes in England und folglich im achten Jahre seines Alters komponirte er sechs Sonaten, die er in London stechen ließ und dem Könige widmete. Im Juli 1765 reiste die Familie nach Holland, wo der Sohn oft vor dem Erbstatthalter spielte. Hierauf reiste er wieder nach Paris, und nachdem er zweimal in Versailles gespielt hatte, ging er über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürst dem Sohne Mozart ein Thema vorsang, das er in Gegenwart des Kurfürsten, ohne dazu eine Geige oder ein Klavier zu gebrauchen, sogleich ausfertigte und zu Papier setzte, und zum allgemeinen Erstaunen spielte. Endlich kamen sie nach einer Abwesenheit von länger als drei Jahren zu Ende des Monats Nov. 1766 wieder in Salzburg an. Sie blieben nun bis in den Herbst des folgenden Jahres in Salzburg, und Wolfgang Mozart schritt durch beständiges Studium immer dem Ziele der Vollkommenheit näher, das er sobald erreichte. Im J. 1768 spielten die Kinder in Wien vor Kaiser Joseph, der dem jungen Mozart auftrug, eine Opera buffa zu setzen. Sie hieß la finta simplice, erhielt den Beifall des Kapellmeisters Hasse und Metastasios, wurde aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der Waisenhauskirche hatte er das Amt, das Offertorium und ein Trompetenkonzert gesetzt, und dirigirte als ein zwölfjähriger Knabe diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. 1769 brachten sie wieder in Salzburg zu, bis der Vater im Dez. mit dem Sohne allein, der aber vorher noch Konzertmeister beim salzburgischen Hoforchester wurde, eine Reise nach Italien antrat. In Bologna fand Mozart besonders an dem Pater Mästro Martini, einem großen Kontrapunktisten, einen enthusiastischen

Bewundrer, der ganz außer sich gerieth, als der Knabe ihm über jedes gegebene Fugenthema die dazu gehörige Risposta nach Rigore Modi angab, und die Fuge augenblicklich auf dem Klavire ausführte. In Rom erregte er auf eine andere Weise allgemeines Ansehen. Er unternahm es, das berühmte Miserere, das alljährlich in der Charwoche in der sixtinischen Kapelle gesungen wird, und damals sehr geheim gehalten wurde, bloß nach dem Gehör zu kopiren. Dies gelang ihm auch dergestalt, daß, als er es in einer Akademie beim Klavier sang, der Castrat Christofori, der es in der Kapelle gesungen hatte, sein Erstaunen zu erkennen gab. Als er in Neapel in dem Konservatorium alla Pieta spielte, fielen die Zuhörer auf den Gedanken, in seinem Ringe stäcke die Zauberei. Er zog daher den Ring ab, und nun war erst die Verwunderung recht groß. Er gab hier noch eine große Akademie beim kaiserlichen Gesandten, Grafen Kaunitz, und kehrte nach Rom zurück. Hier verlangte ihn auch nun der Papst zu sehen, und gab ihm das Kreuz und Breve als Ritter des goldenen Sporns. In Bologna wurde er als Mitglied und Mästro in die philharm. Gesellschaft aufgenommen. Man schloß ihn deßhalb ganz allein ein und gab ihm ein Antiphona vierstimmig zu setzen. Er war in einer halben Stunde damit fertig und erhielt das Diplom. Sie eilten nun, nach Mailand zurück zu kommen, weil der Sohn sich einmal zum Komposition der dortigen ersten Karnevals-Oper verbindlich gemacht hatte. Wäre das nicht gewesen, so hätte er die Scrittura zur ersten Oper auch in Bologna, Neapel oder Rom erhalten können. Ende des Okt. 1770 kamen sie in Mailand an. Hier komponirte der Sohn in seinem vierzehnten Jahre die Opera seria Midritate, die zuerst schon am 26. Dez. und dann mehr als zwanzigmal hinter einander aufgeführt wurde. Auf den allgemeinen Beifall den diese Arbeit erhielt, kann man schon schließen, daß die Impresa ihm sogleich den schriftlichen Akkord auf die erste Oper für das Jahr 1773 gab. Die letzte Tage des Karnevals brachten sie nun noch in Venedig zu; in Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied von der philarmonischen Gesellschaft; und so verließ er endlich Italien, wo man ihm überall mit ausgezeichneter Ehre begegnet war, und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart mit seinem Vater im März 1771 wieder in Salzburg eintraf, fand er einen Brief des Grafen Firmian in Mailand, der ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia auftrug, die große Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu schreiben. Da die Kaiserin den ältesten unter den Kapellmeistern, den berühmten Hasse, zur Komposition der Oper bestimmt hatte, so wählte sie den jüngsten unter allen für die Serenata, Askanio in Alba aus. Er übernahm dieses Geschäft, reiste im August mit seinem Vater wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während den Vermählungsfeierlichkeiten immer mit der Oper u. der Serenata abgewechselt wurde. Zur Wahl des neuen Erzbischofs in Salzburg setzte er 1772 die Serenata: Il Logno di Scipione, brachte darauf den Winter mit dem Vater in Mailand zu, wo er die übernommene Opera seria Lucio Silla, für den Karneval 1774 schrieb, die 26 Mal nach einander aufgeführt wurde. Im Frühjahr 1773 war er wieder in Salzburg. Einige Reisen, die er in diesem und dem folgenden Jahre nach Wien und München mit seinem Vater machte, gaben Gelegenheit zur Verfertigung mehrerer trefflichen Musiken, als einer Opera buffa, La sinta Giardiniera zwei große Messen für die Münchner Hofkapelle u. s. w. 1775 hielt sich der Erzbischof Maximilian in Salzburg auf, bei welcher Gelegenheit Mozart eine Serenata, il Re Pastore setzte. Je außerordentlicher das angeborne Talent und die schnelle Entwickelung dieses großen Künstlers war, desto mehr werden die Leser die gewissenhafte Genauigkeit rechtfertigen, mit welcher hier die stufenweise Ausbildung desselben erzählt ist. Nun hatte er den Gipfel der Kunst erreicht, und sein Ruhm war durch alle Länder

von Europa verbreitet. Welche der größern Städte er auch nun wählen mochte, um in ihr seine seltnen Talente der Unterhaltung des Publikums zu widmen, so war er einer allgemeinen Bewunderung gewiß. Indeß schien doch der große Marktplatz aller ausgezeichneten Talente in den schönen Künste, das damalige Paris, der schicklichste Ort für ihn, da er dort schon bekannt war, dort schon ein für ihn begeistertes Publikum vorfand. Er reiste deßwegen im September 1777 mit seiner Mutter nach dieser Hauptstadt des sonstigen europäischen Luxus. Es würde sehr zu seinem Vortheil gewesen seyn, wenn er in Paris geblieben wäre; aber er fand wenig Geschmack an der französischen Musik. Als nun im folgenden Jahre seine Mutter, die ihm diesesmal allein aus der Familie begleitet hatte, in Paris starb, kehrte er, nachdem er eine Symphonie für das Consert spirituel verfertigt hatte, zu Anfange 1779 mit Freuden wieder zu seinem Vater zurück. Das folgende Jahre schrieb er in München eine Opera seria für den folgenden Karneval, und reiste von da aus nach Wien, wohin ihn sein Fürst, der Erzbischof von Salzburg, der sich eben dort aufhielt, berufen hatte. Seit dieser Zeit, also seit seinem 24. Jahre lebte er in Wien, und trat in kaiserliche Dienste. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu welchen seine bewundernswürdigen und früh entwickelten Gaben, das ganze musikalische Publikum berechtigt hatten, auf eine vollkommen befriedigende Art, und ward, mit wenigen Worten Alles zu sagen, der Lieblingskomponist seines Zeitalters. Die verschiedenen Werke Mozarts hier anzuführen, wäre zu weitläufig und selbst überflüssig; denn wer sollte seine Sonaten und Konzerte für das Klavier, seine Symphonien und Quartetten nicht kennen, und in wessen Liebhabers Händen wären sie nicht? Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Deutschland erhalten haben, und stets das Entzücken der deutschen Nation seyn werden, komponirte er sein Idomeneo, Re di Creta, 1780 in München. Die Entführung aus dem Serail ward 1782 in Wien aufgeführt. Den größten Beifall erhielt Figaros Hochzeit, und wurde während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt. In demselben Jahre komponirte Mozart seinen Don Juan, der mehr gefiel, als Figaros Hochzeit. Nach der Aufführung des Don Juan sagte der große Haydn zu Mozarts Vater: Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Komponisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört habe; er hat Geschmack und besitzt die gründlichsten Kenntniße in der Kunst der Komposition. 1790 setzte er Cosi fur tutte, und nachdem er auch 1791 die Zauberflöte, La Clemenza di Tito und das berühmte Requiem komponirt hatte, starb er am 5. Dez. 1792. Das war Mozart, der Tonkünstler. Kein Forscher der menschlichen Natur wird sich aber wundern, wenn ein großer Künstler, dem man von dieser Seite die allgemeinste Bewunderung zollte, nicht gleich groß in den übrigen Verhältnissen des Lebens erscheint. Mozart zeichnete sich durch keine besonders einnehmende Körperbildung aus; er war klein, hager, blaß und verrieth nichts Außerordentliches in seiner Physiognomie. So wie dieser seltne Mann früh in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen fast und allen übrigen Verhältnissen beständig ein Kind. Er lernte nie sich selbst regieren, für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigung und vernünftige Wahl im Genusse hatte er keinen Sinn. Immer bedurfte er eines Führers, eines Vormundes, der an seiner Statt die häuslichen Angelegenheiten besorgte, da sein eigner Geist, beständig mit einer Menge ganz anderer Dinge beschäftigt war, und dadurch überhaupt alle Empfänglichkeit für andere ernsthafte Ueberlegung verlor. So beträchtlich sein Einkommen war, so hinterließ er doch, bei seiner überwiegenden Sinnlichkeit und häuslichen Unordnung, den Seinigen weiter nichts als den Ruhm seines Namens. Aber eben dieser zerstreute, immer tändelnde Mensch, schien ein höheres Wesen zu

werden, sobald er sich an das Klavier setzte. Dann spannte sich sein Geist und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für den er geboren war, auf die Harmonie der Töne. Auch bei der vollständigsten Musik bemerkte er den kleinsten Mißton, und sagte zugleich mit treffender Genauigkeit, auf welchem Instrumente der Fehler gemacht worden sey, und welcher Ton es eigentlich hätte seyn sollen. Ueber das kleinste Geräusch gerieth der sonst so sanfte Mann in den lebhaftesten Unwillen. Die Musik machte das Hauptgeschäft seines Lebens und zugleich seine angenehmste Erholung aus. Von seiner Kindheit an spielte er am liebsten bei der Nacht; wenn er sich Abends um neun Uhr ans Klavier setzte, so brachte man ihn sicher vor Mitternacht nicht wieder davon weg, und auch dann mußte man ihn noch halb zwingen; sonst würde er die ganze Nacht fort phantasirt haben. Früh von sechs oder sieben Uhr an bis zehn Uhr komponirte er, und zwar mehrentheils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, ausgenommen, wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. So glänzend seine Laufbahn war, so kurz war sie auch. Kaum war er 36 Jahre alt, als er starb. Aber er hat sich in dieser kurzen Zeit einen Namen gemacht, der nicht untergehen wird, so lange nur noch ein Tempel der Muse der Tonkunst stehen wird. — Schließlich folgt hier nach der gewöhnlichen Erzählung der Ursprung seines Requiems. Eines Tages kam ein Unbekannter zu Mozart und trug ihm die Komposition einer Seelenmesse auf, für welche Mozart den Preis selbst bestimmen soll. Dieser forderte hundert, nach Andern zweihundert Dukaten, wollte sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts destoweniger zahlte der Bote den verlangten Preis im Voraus, und versprach bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen, und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhielt Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La Clemenza di Tito zu schreiben, und war eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bote erschien und ihn an das Requiem mahnte. Mozart entschuldigte sich, versprach, nach seiner Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen und sich alsdann durch nichts an deren Vollendung stören zu lassen. Der Bote schied. Mozart begann nach seiner Zurückkunft aus Prag die Komposition der Seelenmesse mit einem Feuer, mit einem Interesse, welches ihm bis dahin noch keines seiner Werke eingeflößt hatte, so daß seine Gattin von so ungewöhnlicher Anstrengung für seine ohnehin schon kränkliche Gesundheit Alles befürchten zu müssen glaubte; ja, Mozart äußerte einst mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst setze. Seine Gattin entriß ihm die Partitur, und gab sie ihm nur auf sein inständiges Bitten nach anscheinend völlig wiederhergestellter Gesundheit wieder. Mozart endete die Arbeit bis auf ein Geringes, fiel in seine vorige Schwermuth zurück, wurde wieder krank und immer kränker, und starb. Gleich nach seinem Tode erschien der bewußte Bote, verlangte das Werk und erhielt es, unvollendet, wie es war. Süßmayer soll hernach zu dem Sanktus, die Instrumente, welche noch fehlten, hinzugesetzt und das Werk so eingerichtet haben, wie es gedruckt in unsern Händen ist. Dies die Entstehung dieses Meisterwerks, in welchem Mozart's Geist seine eigne Verklärung feiert, die aber auf verschiedene Art erzählt wird.

Verzeichniß

der

im siebenten Bande enthaltenen Artikel.